<36631914980011

Gründliche und leichtfaßliche

Erklärung

des

Katholischen Katechismus

nebst

einer Auswahl passender Beispiele,

als

Hilfsbuch zum katechetischen Unterrichte

in der **Schule** und in der **Kirche,**

und als

Lesebuch für christliche Familien.

Von

Joseph Deharbe,

Priester der Gesellschaft Jesu.

1. Band. **Lehre von dem Glauben.**

Fünfte revidierte Auflage.

Mit Approbation des hochw. Bischofs von Paderborn.

Preis 3 ℳ 80 ₰.

Paderborn und Münster, 1888.

Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.

Indem ich die neue Auflage der „Gründlichen und leichtfaßlichen **Erklärung des katholischen Katechismus**“ von **Josef Deharbe** hierdurch warm empfehle, spreche ich gleichzeitig die Überzeugung aus, daß die gewissenhafte Benutzung dieses Handbuches für die Erteilung des Religionsunterrichtes von großem Nutzen sein wird.

Paderborn, 15. October 1887.

Der Bischof
† Franz Kaspar.

Vorwort über den Gebrauch des Buches.

„Jede Wissenschaft beschränkt sich auf eine kleine Anzahl wesentlicher Principien oder Grundwahrheiten, von denen alle andern ausgehen. Diese müssen richtig aufgefaßt und wohl verstanden werden; alles übrige wird dann leicht, und man läuft nicht Gefahr, sich in Einzelheiten zu verirren. Stellet dem Geiste diese Wahrheiten so vereinfacht als möglich dar; entkleidet sie so zu sagen ihres unnützen Blätterwerkes; seine Schwäche erfordert es. Wollt ihr seine Aufmerksamkeit fesseln, so hütet euch, zu viel von ihm zu verlangen; versteht es, ihm mäßige Grenzen zu setzen. Auf diese Weise erleichtert ihr ihm das Verständnis der Dinge, macht, daß seine Begriffe richtig und klar werden und dem Gedächtnisse sich fest einprägen." Mit diesen Worten hat Balmes in seinem Werke „über den Weg zur Erkenntnis des Wahren" die beste Methode zu unterweisen, mithin auch zu katechisieren angegeben. Die Grundwahrheiten der Religions-Wissenschaft enthält der Katechismus. Die Aufgabe des Katecheten besteht also darin, dieselben ebenso faßlich als gründlich, ohne auf andere Gegenstände abzuschweifen, zu erklären, und die des katechetischen Handbuches, ihm dazu behilflich zu sein. Darum beschränkt sich auch dasselbe auf die Erklärung der Fragen, welche der Katechismus enthält.

Mancher Katechet dürfte jedoch in dem vorliegenden Buche mehr Material finden, als er bedarf, und es nach den eben aufgestellten Grundsätzen zweckmäßig scheinen mag. Hierauf sei die Bemerkung erlaubt, daß ein Handbuch, in welchem jeder nicht mehr und nicht weniger vorfindet, als er eben braucht, eine Unmöglichkeit ist. Die Grundwahrheiten der Religion bleiben zwar allezeit und für alle dieselben; die Erklärung aber muß fortschreiten im Verhältnisse zum Alter der Zuhörer, zur Entwicklung ihrer Geisteskräfte, zu ihren Ansprüchen und Bedürfnissen. Es ist allgemein anerkannt, daß der Religionsunterricht in der Schule nicht hinreicht; er muß fortgesetzt, muß auch in der Kirche der aus der Schule entlassenen Jugend und den Erwachsenen erteilt werden. Dieser soll nicht bloß durch gefällige Popularität sich auszeichnen; er muß, um wahrhaft zu nützen und den Bedürfnissen der Zeit zu entsprechen, auch gründlich, umfassend, den

verschiedenen Altersklassen angemessen und durch den Reiz der Neuheit anziehend sein. Hierzu ist dem Katecheten ein Hilfsbuch um so erwünschter, als er eben an Sonn- und Feiertagen von andern seelsorgerlichen Arbeiten in Anspruch genommen ist, und ihm deshalb zur Vorbereitung der Christenlehre meistens wenig Zeit übrig bleibt. Auf diesen in der Kirche zu erteilenden Unterricht glaubten wir demnach bei Verfassung unseres Werkes auch Bedacht nehmen zu müssen, ohne jedoch zu vergessen, daß dasselbe zunächst dem Katecheten und dem Lehrer beim Religionsunterricht in der Schule behilflich sein soll.

Demzufolge liegt es keineswegs in unserer Absicht, daß der Lehrer oder Katechet bei Unterweisung der Schuljugend alle und jede Fragen so ausführlich erkläre, als es in unserm Buche geschieht. Er wird vielmehr unserer Ansicht gemäß sich strenge an den Katechismus halten, welchen er zu erklären hat, vorerst überlegen, was das Kind rücksichtlich seines Alters und seiner Fähigkeiten zu erfassen, klar zu verstehen und im Gedächtnisse zu behalten vermag. Er wird sich besonders hüten vor der eitlen Sucht, gelehrt oder kenntnisreich erscheinen zu wollen, und in seinem Vortrage eher kurz als gedehnt sein, damit ihm Zeit bleibe, die Kinder zu fragen und den ganzen Katechismus im Verlaufe der Schuljahre wenigstens zwei- bis dreimal durchzunehmen; denn was nicht mehrmal wiederholt wird, vergessen die Kinder gar leicht. Er wird sich nicht mit einer flüchtigen Lesung des Handbuches begnügen, sondern achtsam ausscheiden, wählen, bestimmen, was und wie er den Kindern vortragen wolle, nachdem er sich selbst vorher klare und richtige Begriffe von allem gebildet hat. Eine gute Katechese ist nicht selten schwerer als eine gute Predigt. „Mich wenigstens," sagt der berühmte Redner und Bischof Dupanloup (Unterhalt. üb. d. populäre Predigtweise S. 312), „haben die Katechesen mehr Arbeit gekostet, und ich habe gerade auf sie größere Mühe verwendet." Der seeleneifrige Katechet wird sich aber deshalb nicht abschrecken lassen. Je mühsamer und unansehnlicher sein Amt ist, um so reichlicher ist sein Verdienst und Segen von oben. Durch einfache Christenlehren hat der hl. Franz Regis zahllose Irrgläubige in den Schoß der seligmachenden Kirche und die größten Sünder auf die Tugendbahn zurückgeführt. Die schlichte, herzliche Erklärung der christlichen Lehren „erleuchtet und giebt Verstand den Kleinen" (Ps. 118, 130), während prunkende Reden menschlicher Weisheit blenden, ohne zu nützen. Das Handbuch soll zur Vorbereitung des katechetischen Unterrichtes behilflich sein, aber unmöglich kann es dieselbe ersetzen. Nicht einmal den Ausdruck kann es dem Katecheten jedesmal auf die Zunge legen. Auch in der Weise sich auszudrücken hat er Rücksicht zu nehmen auf das Alter, die Fähigkeit und Bildung der Schüler, auf seine eigene Individualität, die mitunter dem einen eine freiere oder vertraulichere Redeweise als dem

andern gestattet, auf den Volksdialekt, selbst darauf, ob er in der Stadt oder auf dem Lande katechisiert. Es bleibt also immerhin noch manches dem Katecheten überlassen.

Um demselben jedoch die Mühe in der Wahl des Stoffes möglichst zu erleichtern, hielten wir es für angemessen, das Wesentliche von dem Nichtwesentlichen oder Minderwichtigen durch größern oder kleinern Druck zu unterscheiden. Unter Nichtwesentlichem verstehen wir, was zur Erklärung des Gegenstandes nicht notwendig gehört, sondern bloß eine weitere Ausführung oder Begründung, eine Schlußfolge, eine Nutzanwendung für Erwachsene oder Widerlegung eines Einwurfes, Berichtigung einer falschen Ansicht u. dgl. ist. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß bei dem, was mit großer Schrift gedruckt ist, keine Scheidung oder Auswahl mehr erfordert werde. Es stand uns nicht frei, ein Handbuch ausschließlich für die eine oder die andere Diöcese zu verfassen. Wir mußten auf alle, in denen unser Katechismus gebraucht wird, Rücksicht nehmen. In den verschiedenen Bistümern hat aber derselbe im Verhältnisse zur Dauer des vorgeschriebenen Schulbesuches auch einen verschiedenen Umfang. Es ist daher Sache des Katecheten, sich anzueignen, was zur Erklärung seines Diöcesankatechismus gehört. Ferner sind nicht an allen Orten dieselben Gefahren und Übelstände. Wo Aufklärerei guter Ton geworden, wo der freche Unglaube sich nicht scheut, das Heiligste zu verhöhnen oder dogmatische Toleranz und Indifferentismus als echten Geist des Christentums anpreist; wo die Sektiererei rührig ist, um durch Wort und Schrift das Gift der Irrlehre zu verbreiten: da ist manches zu sagen, was anderswo überflüssig, sogar nachteilig sein könnte. Auch aus diesem Grunde muß also der Einsicht des Katecheten manches anheim gestellt werden. Es giebt Einwendungen sowohl aus der Schrift als aus der Vernunft, welche der Katechet besser unberührt läßt, wenn er nicht imstande ist, dieselben auf eine schlagende, allen einleuchtende Weise zu widerlegen, sonst dürften leicht im Zuhörer Zweifel und Bedenken entstehen, von denen er früher niemals angefochten war.

Nebenbei sei hier bemerkt, daß eben deswegen, weil das Hilfsbuch für alle von uns herausgegebenen Katechismen dienen soll, man keinen derselben ausschließlich zu Grunde legen konnte, um nach ihm die Fragen zu formulieren und mit Zahlen zu bezeichnen. Der Katechet wird aber mittelst des Inhaltsverzeichnisses sich leicht zu orientieren wissen. Findet er auch nicht jede Frage so gestellt, wie er sie in seinem Katechismus liest, so wird er doch immer die Antwort darauf finden. Der Kürze wegen hat man, wo es sich bequemer thun ließ, in einer einzigen Antwort auf mehrere Fragen des Katechismus Aufschluß gegeben. Wo der früher von uns herausgegebene Katechismus, der unter dem Namen „Lehrbegriff" bekannt ist, dem Ausdrucke oder

der Fassung nach merklich von den spätern abweicht, wird die Erklärung desselben in einer Bemerkung angebracht.

Wiewohl mehrere Beispielsammlungen bereits im Drucke erschienen sind, so hoffte man dennoch, durch eine neue Auswahl passender Beispiele dem Katecheten einen wesentlichen Dienst zu erweisen. Es reicht nicht hin, daß Beispiele in irgend einer Weise sich auf den Gegenstand beziehen. Alles kommt darauf an, daß sie sich demselben genau anschließen, und daß sie an geeigneter Stelle gebraucht werden. Beispiele wie Gleichnisse dürfen nicht unnützer Weise angehäuft werden; sie müssen zweckdienlich sein, nämlich beitragen, die Lehre zu erklären oder zu begründen, oder sie tiefer dem Gedächtnisse und Gemüte einzuprägen. So nützlich sie im allgemeinen sind, so werden sie dennoch nachteilig, wenn zu viele angebracht werden. Das eine tilgt das andere aus dem Gedächtnisse, wie ein Nagel den andern verdrängt. Nebstdem bleibt dem Katecheten wenig Zeit, tiefer in den Gegenstand einzugehen und ihn gehörig zu erläutern. Die Katechese wird allerdings eine angenehme Unterhaltung, aber damit ist ihr so wichtiger Zweck bei weitem nicht erreicht. Auch bezüglich der Beispiele möchten wir demnach dem Katecheten den wohlgemeinten Rat erteilen, daß er mit denselben sparsam umgehe. Deswegen haben wir auch nur wenige der Erklärung selbst eingereiht, die meisten aber zur beliebigen Auswahl in einem Anhange folgen lassen. Was in einem Jahre zu erzählen überflüssig, vielleicht hinderlich wäre, wird in einem andern bei Wiederholung des Katechismus gut angebracht sein. Daß wir nach bestem Wissen und Gewissen nur zuverlässige oder glaubwürdige und erbauliche Beispiele wählten, bedarf kaum der Erwähnung. Die erste Forderung, die man mit allem Rechte an den Katecheten stellt, ist die, daß er Wahrheit lehre. Auch der Katechet bekleidet das Amt eines Abgesandten Gottes, der die ewige Wahrheit ist. Auch er darf mit den Aposteln sagen: „Wir sind Gesandte an Christi Statt.“ (2. Kor. 5, 20.) Nicht jedes Kind ist zwar verständig oder dreist genug, um märchenhafte Erzählungen zu kritisieren; doch ist immer Gefahr, daß andere, denen das Kind zufällig das Gesagte erzählt, sich eine Kritik erlauben, wodurch des Katecheten Ansehen geschmälert wird. Beispiele aus der biblischen Geschichte werden, weil bekannt oder leicht zu finden, in der Regel nicht ausführlich erzählt.

Wissenschaftliche Beleuchtungen oder ausführliche Erörterungen erlaubten wir uns da, wo sie uns nötig schienen, damit der Katechet selbst sich einen klaren und richtigen Begriff von der Lehre mache; denn wie soll er gut lehren, wenn ihm selbst das klare, richtige Verständnis abgeht? Sie sind demnach nicht angebracht, um vom Katecheten den Kindern vorgetragen zu werden; darum stehen sie auch unter den Bemerkungen oder Noten.

Die Erklärung der unsern größern Katechismen beigegebenen Religionsgeschichte mit dem ihr beigefügten Schlußworte folgt im vierten Bande. Da dieselbe eine gemeinfaßliche, höchst zeitgemäße Apologie der Religion bietet,* so wird sie auch apart im Buchhandel abgegeben unter dem Titel: „Religionsgeschichte oder Beweis für die Göttlichkeit der christlichen Religion aus ihrer Geschichte von J. Deharbe."

War es nun, wie gesagt, unsere Absicht, ein Werk zu liefern, das eine für Predigten wie für Katechesen verwendbare, mit zahlreichen Beispielen belegte Erklärung der christlichen Lehre, auch nebenbei wissenschaftliche Beleuchtungen und eine auf die Geschichte gegründete Apologie der Religion enthielte, so glauben wir wohl Anspruch auf Entschuldigung machen zu dürfen, wenn dasselbe allmählich zu vier Bänden heranwuchs.

Wir verhehlen uns jedoch nicht, daß ein so umfangreiches Werk denjenigen Lehrern und Katecheten, die bloß den Elementarschülern Unterricht zu erteilen haben, ein zu reiches, schwer zu überwältigendes Material darbietet. Dieses veranlaßte uns, ein noch kürzeres Handbuch in zwei mäßigen Bänden eigens zum Religionsunterrichte in den Elementarschulen herauszugeben unter dem Titel: „Deharbes katholischer Katechismus, für Kinder in katechetischer Lehrweise erklärt." (Paderborn bei Schöningh.)**

Vorwort zur zweiten Auflage.

Bei der ersten Ausgabe dieses Werkes leitete uns die ausschließliche Absicht, dem Katecheten ein Hilfsbuch zur gründlichen Erklärung des von uns verfaßten katholischen Katechismus an die Hand zu geben. Die zu diesem Zwecke erforderliche populäre Behandlung des gegebenen Stoffes hatte jedoch zur Folge, daß das Werk zu einem auch von Laien vielfach bestellten und zum Selbstunterrichte benutzten Lesebuche wurde. Schon in einer Recension, die bald nach dem Erscheinen des ersten Bandes in der religiösen Zeitschrift (Katholik I. Septemberheft 1857) veröffentlicht wurde, bezeichnete man das vorliegende Buch „als

---

* S. Salzburger Kirchenblatt 1868 Nr. 52, Kölner Pastoralblatt 1868 Nr. 11 und Westfäl. Kirchenblatt 1870 Nr. 51.

** Die dritte verbesserte Auflage dieses kürzeren Handbuches ist im J. 1886 in einem Bande erschienen.

ein vortreffliches Lese- und Hausbuch für alle Katholiken." Der verehrliche Recensent fügt daselbst bei: „Würde mit dem Katechismus diese Erklärung desselben recht allgemein in den christlichen Familien verbreitet und gelesen werden; es würde eine unerschöpfliche Quelle der solidesten katholischen Erkenntnis und Gesinnung." Durch den eben angedeuteten Umstand sahen wir uns daher veranlaßt, vorliegendes Handbuch in gegenwärtiger zweiter Auflage auf dem Titelblatt auch „als Lesebuch für christliche Familien" zu bezeichnen und ihm eine diesem Zwecke angemessene Ausführung zu geben.

Vorwort zur dritten Auflage.

Bei der ersten Bearbeitung des vorliegenden ersten Bandes stand dem Verfasser, infolge der im Jahre 1847 bewirkten Ausweisung seines Ordens aus der Schweiz, keine Sammlung von Kirchenvätern zu Gebote, um die Citate nachzuschlagen. Daher scheute ich die Mühe nicht, vor Drucklegung dieser dritten Auflage alle im ersten Bande citierten Väterstellen mit den besten Ausgaben zu collationieren, um etwaige Ungenauigkeiten zu berichtigen. In Ansehung der geringen Sorgfalt, welche nur allzu häufig, besonders in homiletischen und katechetischen Sammelwerken, auf die Citate der hl. Väter verwendet wird, dürfte diese Bemerkung nicht als überflüssig erscheinen.

Auch bei dieser wie bei den zwei ersten Auflagen sei, wie billig, meines bereits im Herrn entschlafenen Freundes und Ordensgenossen, des ehrwürdigen P. Michael Zweisig, gedacht, der mir bei den kränklichen Zuständen, die mich schon von der Redaktion des ersten unter meinem Namen angekündigten Handbuches zurückzutreten nötigten, eine bis zu seinem nach der Herausgabe der ersten Bände erfolgten Ableben höchst dankenswerte Hilfe leistete.

Vorwort zur vierten Auflage.

In dieser neuen Auflage sind zum bequemern Gebrauche des Buches die Bemerkungen, welche vordem samt den Beispielen nach jedem einzelnen Abschnitte folgten, sogleich dem Texte, zu dessen Erklärung sie dienen, als Noten angefügt, die Beispiele hingegen in den jedem Bande beigegebenen Anhang verlegt worden. Wo es zweckmäßig erschien, wurde einiges abgekürzt, anderes einläßlicher oder faßlicher erklärt. Die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes, welche in den frühern Auflagen als theologisch gewiß dargestellt war, wurde nun nach dem Wortlaute des Vatikanischen Konzils als Glaubenssatz ausführlicher erklärt und bewiesen. Desgleichen wurde auch bei der Lehre von dem Glauben und der Offenbarung, von Gott und dem apostolischen Primate an allen einschlägigen Stellen auf die Bestimmungen desselben Konzils hingewiesen.

Vorwort zur fünften Auflage.

Außer der neuen Orthographie wurde bei dieser Auflage keine wesentliche Umänderung vorgenommen. Der größeren Übersichtlichkeit wegen sind die verschiedenen Abschnitte durch Nummern und Buchstaben besser von einander geschieden; in sprachlicher Beziehung wurden manche kleine Korrekturen angebracht; hie und da trat auch eine sachliche Änderung ein. Im übrigen ist das Handbuch in seiner alten Form geblieben, in der es sich schon in weiten Kreisen viele Freunde erworben hat. Möge es recht viel Segen stiften in Schule, Kirche und Familie, für die es verfaßt worden ist!

Übersichtliche Zusammenstellung der Katechismen des P. Deharbe.

Es sind bereits mehrere Katechismen verschiedener Größe vom genannten Verfasser im Drucke erschienen, aus denen sich wiederum einige durch eine revidierte und vermehrte Auflage von den übrigen unterscheiden. Nicht alle sind unter dem Namen des Verfassers, auch nicht alle bei demselben Verleger erschienen. Um so schwieriger ist es zu erkennen, wie sich dieselben zu einander verhalten, und wie sie überhaupt zusammenzustellen und zu gebrauchen sind. Um Mißverständnissen zu begegnen und mehrseitige Anfragen zu beantworten, findet man sich veranlaßt, hier einen kurzen Bericht über die Entstehung der verschiedenen Katechismen folgen zu lassen.

Der Katechismus kam zuerst im Jahre 1847 bei Pustet in Regensburg und Räber in Luzern heraus unter dem Titel:

1) Katholischer Katechismus oder Lehrbegriff, nebst einem kurzen Abrisse der Religionsgeschichte von Anbeginn der Welt bis auf unsere Zeit. Für die Jugend sowohl als für Erwachsene. (Nr. 1.) Er weist die Approbation von 14 Bischöfen auf.

Da dieser Katechismus sich für Schüler, die nur bis zum zwölften Lebensjahre die Schule besuchen, nicht wohl eignet, so fand man sich, um den verschiedenen Wünschen und Bedürfnissen zu entsprechen, im folgenden Jahre veranlaßt, vier Auszüge desselben herauszugeben, nämlich:

2) Katholischer Katechismus für Stadt- und Landschulen, nebst dem kurzen Abrisse der Religionsgeschichte. (Nr. 2.)
3) Kleiner katholischer Katechismus. (Nr. 3.)
4) Anfangsgründe der katholischen Lehre für kleinere Schüler. (Nr. 4.)
5) Kleiner katholischer Katechismus für die untern Volks- oder Elementarschulen. (Nr. 5.)

Der kleine katholische Katechismus (Nr. 3.) unterscheidet sich von den zwei vorhergehenden nur dadurch, daß er kürzer und

ihm die Religionsgeschichte nicht beigegeben ist. Die Anfangsgründe und der kleine katholische Katechismus (Nr. 5.) sind nicht wie die drei vorhergehenden vollständige Katechismen, sondern sollen nur den Anfängern als Einleitung oder Propädeutik, der erstere zum Katechismus (Nr. 2.) und der letztere zum Katechismus (Nr. 1.) dienen.

Im Jahre 1853, wo die Katechismen in Bayern eingeführt wurden, erschien eine neue vermehrte Auflage der vier erstgenannten Katechismen mit der Approbation der Hochwürdigsten Erzbischöfe und Bischöfe des Königreiches Bayern. Dieselben können wie die vorgenannten auch für das Ausland von Fr. Pustet in Regensburg bezogen werden und zwar:

der erste unter dem Titel: Großer katholischer Katechismus mit einem Abrisse der Religionsgeschichte für die reifere Jugend und für Erwachsene, von J. Deharbe S. J. (Nr. 1.);

der zweite: Katholischer Katechismus mit einem Abrisse der Religionsgeschichte für die Volksschulen; neueste vermehrte Auflage des sogenannten Katechismus „für Stadt- und Landschulen," von J. Deharbe S. J. (Nr. 2.)

der dritte: Kleiner katholischer Katechismus, neueste Auflage, von J. Deharbe S. J. (Nr. 3.)

der vierte: Anfangsgründe der katholischen Lehre für die kleinern Schüler, neueste vermehrte Auflage von J. Deharbe S. J. (Mit oder ohne den Beichtunterricht.)

In dieser neuen Auflage wurde die Gleichheit des Ausdruckes und die logische Aufeinanderfolge der Fragen strenger als in den vorhergehenden eingehalten, und mehrere Abschnitte, z. B. der von der Gnade, von der Genugthuung u. s. w. wurden in eine verbesserte Form gebracht.

Im Jahre 1855 erschien mit Approbation des Bischofes von Mainz bei Kirchheim in Mainz eine neue Ausgabe des Deharbeschen Katechismus. Derselbe hält seinem Umfange nach die Mitte zwischen dem bezeichneten „großen Katechismus," und dessen Auszuge (Nr. 2). Ihm ist als Propädeutik ein kleiner Katechismus mit einem Unterrichte für die erste Beichte beigegeben. Diese beiden Katechismen sind von der im J. 1858 zu Gran versammelten Provinzial-Synode angenommen und mit Approbation des Primas und Erzbischofes Kardin. Scitovßky durch den St. Stephans-Verein für alle österreichischen Staaten herausgegeben worden unter dem Titel: „Mittlerer Katechismus mit einem Abrisse der Religionsgeschichte" und „Katechismus für Anfänger." Für Deutschland sind dieselben zu haben in Mainz, Limburg, Paderborn, Fulda als Diöcesankatechismen für die betreffenden Bistümer.

Im Jahre 1866 erschien mit Approbation des Erzbischofes von Freiburg bei Herder in Freiburg eine eigene Ausgabe für die Elementarschulen der Erzdiöcese. Dieselbe ist auch für das Ausland zu beziehen unter dem Titel: „Katholischer Katechismus für die Elementarschulen, zunächst für die mittlere und höhere Klasse, von J. Deharbe," und „Kleiner katholischer Katechismus für die untere Klasse der Elementarschulen von J. Deharbe." Bezüglich des Umfanges steht der erstere in der Mitte zwischen den (S. XI) bezeichneten Nr. 2. und Nr. 3. und enthält auch einen kürzern Abriß der Kirchengeschichte. Dasselbe gilt auch von dem für die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika in Cincinnati und New-York mit vielen oberhirtlichen Approbationen und Empfehlungen herausgegebenen Katechismus. Da diese Katechismen nur für Elementarschulen bestimmt sind, so wäre bei höhern Unterrichtsanstalten der oben angegebene „Große Katechismus" zu gebrauchen, wie dies in Bayern und der Erzdiöcese Freiburg stattfindet.

Wenn auch die angeführten Katechismen dem Umfange nach, wie Lokalverhältnisse bei Einführung derselben es forderten, differieren, so ist doch in allen derselbe Gang, dieselbe Einteilung, dieselbe Lehre. Die Ausgaben vom Jahre 1851 an weichen jedoch in formeller Beziehung von den frühern etwas ab. Ein Umstand, worauf bei Einführung der Katechismen in die Schulen Rücksicht zu nehmen ist, damit die kleinern mit den größern in jeglicher Beziehung übereinstimmen.

Einleitung.

Vom Ziel und Ende des Menschen.

Warum fängt der Katechismus oder Religionsunterricht mit der Lehre vom Ziel und Ende des Menschen an?

Aus zwei Gründen: 1) Weil der Mensch hier auf Erden ein Wanderer ist und als solcher vor allem wissen muß, wohin er gehen soll. Sichern Aufschluß hierüber giebt ihm aber nur die Lehre vom Ziel und Ende des Menschen. — Ziel einer Wanderschaft ist nämlich der Ort, wohin man gelangen will; Ziel und Ende, d. h. Endziel oder letztes Ziel, der Ort, wohin man gelangen will, um dort zu verbleiben und nicht mehr weiter zu gehen. Denn man unterscheidet ein nächstes und letztes Ziel. Für einen Reisenden, der in seine Heimat zurückkehrt, um dort zu verbleiben, ist die Heimat das letzte Ziel; aber die Stadt oder der Seehafen, welchen er zunächst zu erreichen beabsichtigt, um von dort die Reise nach der Heimat fortzusetzen, heißt das nächste Ziel. — Wenden wir nun dieses auf das letzte Ziel des Menschen an. Der Mensch hienieden ist bekanntlich ein Pilger oder Wanderer. Er kommt in die Welt und geht wieder von dannen; keiner bleibt ewig auf Erden. Sein Leben ist eine Reise, eine Pilgerfahrt, die keinen Stillstand gestattet; jeder Augenblick ist ein Schritt zum Grabe; fort und fort rückt der Mensch demselben näher, bis es sich endlich öffnet und ihn verschlingt. Das Grab ist jedoch nicht des Menschen letztes Ziel; nur der Körper sinkt ins Grab; die Seele überlebt die Trennung von ihrem Leibe. Es bleibt demnach immer noch für jeden die ernste und hochwichtige Frage zu lösen: Wohin führt mich eigentlich der Weg durchs Leben? Wohin werde ich nach demselben gelangen? Wie wird es mir im Jenseits, in der Ewigkeit ergehen? Wo werde ich Ruhe finden? oder, welches ist endlich mein letztes Ziel? — Wie es nun überaus thöricht wäre, wenn ein Reisender nur immer

fort und fort wanderte, ohne je zu wissen, wohin er gehe oder wohin er am Ende gelangen solle; eben so thöricht, ja noch viel thörichter ist der Mensch, der so unbegreiflich leichtsinnig dahin lebt, daß er, unbekümmert um den Ausgang, niemals nach dem Ziele fragt, wohin er nach diesem kurzen Erdenleben gelangen soll. Diese Thorheit erkannte einst mit bitterm Schmerz ein burgundischer Höfling, der nie ernstlich an sein Seelenheil gedacht hatte. Andern zur Warnung wollte er in seiner letzten Stunde, daß man ihm die Grabschrift setzte: „Hier ruht der Thor, der aus der Welt gegangen, ohne zu wissen, warum er in die Welt gekommen ist." Vor allem müssen wir also wissen, wozu uns Gott erschaffen und in die Welt gesetzt hat, oder, welches Ziel Gott der Herr unserer irdischen Wanderschaft vorgesteckt, und was wir zu thun haben, um dasselbe zu erreichen.

Die andere Ursache, warum der Religionsunterricht mit dem Ziel und Ende des Menschen anfängt, ist:

2) Weil der gesamte Religionsunterricht eigentlich dahin zielt, uns Menschen glückselig, ja ewig glückselig zu machen, was schon aus dem Umstande erhellt, daß Jesus seinen ersten feierlichen Religionsunterricht mit der Lehre von den bekannten acht Seligkeiten begann. (Matth. 5.) Unmöglich können wir aber die ewige Seligkeit erlangen oder auch nur gehörig darnach streben, wenn wir unser Ziel und Ende nicht kennen. Denn wer immer das letzte Ziel, wozu er von Gott erschaffen worden, nicht erkennt, der weiß nicht einmal, worin die wahre Glückseligkeit besteht und noch weniger, welchen Weg er einzuschlagen hat, um zu derselben zu gelangen.

Nicht ohne guten Grund beginnt also der Katechismus mit der Lehre vom Ziel und Ende des Menschen. Höchst wichtig und notwendig ist die Lehre, vorzüglich in unserer Zeit, wo leider so viele sie nicht kennen oder nicht darauf achten; daher kommt es auch, daß gar manche pflicht- und gottvergessen dahin leben und ewig zu grunde gehen. — Wie werden wir aber nun die so wichtige Lehre vom Ziel und Ende oder, was dasselbe ist, von der Bestimmung des Menschen recht erkennen? Wenn wir die Frage des Katechismus, wozu uns Gott erschaffen, oder mit andern Worten, wozu wir auf Erden sind, zu beantworten wissen. Darum folgt nun die Frage:

Wozu sind wir auf Erden?

„Wir sind auf Erden, um Gott zu erkennen, ihn zu lieben, ihm zu dienen und dadurch in den Himmel — den Ort ewiger, vollkommener Glückseligkeit — zu kommen."

Wir alle wollen glückselig sein, und es ist uns gar nicht möglich, dies nicht oder das Gegenteil zu wollen; eher wird man uns das Leben entreißen, als den Drang und Durst nach Glückseligkeit benehmen. Dieser Drang ist uns angeboren, liegt tief in der Natur des menschlichen Herzens; daraus schließen wir mit Recht, daß derselbe von Gott herkommt, der unser Herz gemacht hat, und daß wir sonach von ihm zur Glückseligkeit erschaffen sind; eine Wahrheit, die sogar die heidnischen Weltweisen eingesehen und anerkannt haben. — Hier entsteht aber nun die höchst wichtige Frage, welche die letzteren nie zu beantworten wußten, und über welche uns nur die göttliche Offenbarung Aufschluß erteilt, die Frage nämlich, zu was für einer Glückseligkeit wir erschaffen seien. Will uns Gott keine andere als eine natürliche Glückseligkeit geben, eine Glückseligkeit, die den Kräften und Bedürfnissen unserer Natur angemessen ist? will er uns etwa nach diesem Leben in ein irdisches Paradies versetzen, wo keine Not, kein Schmerz, keine Trauer, sondern lauter Freude, vollkommene Sättigung und ewiger Genuß alles Guten ist, — in einen wonnevollen Zustand, wie sich ihn der Mensch zuweilen wünscht oder vorstellt? Eine solche Glückseligkeit hätte uns Gott allerdings geben können, und es wäre dieses immerhin eine große Wohlthat gewesen. Aber aus unendlicher Güte und Barmherzigkeit hat uns der liebe Gott noch etwas unvergleichlich Besseres vorbereitet. Er will uns aufnehmen in sein himmlisches Reich, wo wir ewig glückselig sein sollen, wie er, der allmächtige Gott, glückselig ist, freilich nicht in demselben Maße wie Gott, denn zwischen ihm und dem Menschen bleibt immer ein unendlicher Abstand, aber doch in einer gleichen Art und Weise. Die Glückseligkeit Gottes besteht nämlich darin, daß er sich selbst vollkommen erkennt und liebt; und eben darin, daß wir Gott ewig und in einer ganz vorzüglichen Weise erkennen und lieben, besteht auch die Glückseligkeit des Himmels. Hienieden erkennen wir Gott zwar ebenfalls, aber nur im Dunkel des Glaubens und so wie man z. B. das Talent eines Künstlers aus der Vortrefflichkeit seiner Werke erkennt; aber im Himmel werden wir mit Hilfe eines höchst gnadenvollen, göttlichen Lichtes Gott in seiner eigenen Wesenheit erkennen; wir werden ihn schauen von Angesicht zu Angesicht (1. Kor. 13, 9—12.), ihn sehen, wie er ist, in seiner ewig entzückenden Schönheit, im Glanze seiner Gottheit. Diese Erkenntnis wird in unserm Herzen eine so feurige und zugleich so süße und wonnevolle Liebe entzünden, daß wir uns jetzt gar nichts Ähnliches vorzustellen vermögen; denn was wir auch immer von einer solchen Glückseligkeit dächten, und sollten wir auch tausend Jahre darüber nachsinnen, wäre weniger als Erdenstaub im

Vergleiche mit dem feinsten Golde oder mit dem strahlenden Sonnenlichte. Die hl. Katharina von Siena war einst im Gebete, wie sie uns selbst erzählt, der Seele nach in die Glorie des Himmels versetzt, wo sie die Geheimnisse Gottes sah. Als sie nun plötzlich aus der Entzückung zurückkehrte, versuchte sie zu reden, aber Schluchzen erstickte ihre Stimme; drei Tage und drei Nächte weinte sie unausgesetzt; und als man sich darüber verwunderte, sprach sie: „Wundert euch deshalb nicht, vielmehr sollet ihr euch wundern, daß sich mein Herz nicht jeden Tag spalte, wenn ich an die Herrlichkeit denke, die ich genossen, und mich nun wieder auf Erden, in diesem Jammerthale sehe." So oft sie sich in der Folge daran erinnerte, konnte sie ihre Seufzer und Thränen nicht zurückhalten. So glühend war ihr Verlangen nach dem Himmel, daß nur ihre Ergebung in den göttlichen Willen sie hinderte, vor Schmerz und Sehnsucht zu sterben.*

Der Himmel, zu dessen Besitz uns Gott erschaffen hat, ist demnach der Ort sowohl einer ewigen Glückseligkeit, die niemals endigt, als auch einer vollkommenen Glückseligkeit. Vollkommen ist sie schon deshalb, weil sie die Seligen vollkommen sättigt, und ihnen nichts mehr zu wünschen übrig läßt; aber noch unvergleichlich mehr darum, weil sie ihrer Natur nach der Glückseligkeit Gottes ähnlich ist. Deswegen sagt auch der hl. Johannes (1. Joh. 3, 2.), daß wir in der Herrlichkeit des Himmels „Gott ähnlich sein werden; denn wir werden ihn sehen, wie er ist." Ja, diese Glückseligkeit ist so erhaben und der göttlichen so ähnlich, daß der Mensch, wofern Gott dessen natürliche Seelenkräfte nicht wunderbar erhöhte und zu jenem himmlischen Genusse befähigte, dieselbe ebenso wenig zu kosten vermöchte, als der Stein die Süßigkeit des Honigs zu kosten vermag. Dies ist der Grund, warum sie auch von den Gottesgelehrten eine übernatürliche Glückseligkeit, und unser letztes Ziel ein übernatürliches Ziel genannt wird.

Da nun Gott den Menschen zu dem Ende erschaffen und erlöst hat, damit er der himmlischen Glückseligkeit teilhaftig werde, so dürfen wir gar nicht daran zweifeln, daß er auch willens sei, dieselbe allen Menschen zu geben. Weil er aber nicht nur gut, sondern auch gerecht ist und jedem vergilt nach seinen Werken, so versteht es sich von selbst, daß er nicht willens sei, auch den Bösen, die ihn hassen und lästern, gleichsam zum Lohne ihrer Bosheit, die Freuden des Himmels zu erteilen. Wohl billig ist es, daß er nur diejenigen in sein herrliches Reich aufnehme, die hienieden als gute Kinder ihn von Herzen und über alles lieben.

* Geschichte der hl. Katharina von Siena von Chavin v. Malan, Kap. 11.

Die erste Bedingung also, die wir zu erfüllen haben, um in den Himmel zu kommen, ist die, daß wir Gott lieben. Unmöglich vermögen wir aber zu lieben, was wir nicht kennen; folglich müssen wir, um Gott zu lieben und dadurch in den Himmel zu kommen, ihn vorerst auch kennen. Erkennen und lieben wir aber Gott, so werden wir uns auch angetrieben fühlen, ihm zu dienen, d. h. seinen heiligen Willen zu thun; denn wer aufrichtig liebt, der thut auch gern, was dem Geliebten wohlgefällt. Wollen wir also einst zu Gott in den Himmel kommen, so müssen wir ihn auch jetzt erkennen, ihn lieben und ihm dienen. Dies ist der Wille des Allerhöchsten, dazu hat er uns erschaffen, dazu in diese Welt gesetzt. Dieses ist demnach unsere wichtigste Aufgabe, ja unser einziges Geschäft hienieden; denn alle unsere Gedanken, Worte und Werke sollen wenigstens in irgend einer Weise dahin zielen, Gott zu erkennen, ihn zu lieben und ihm zu dienen. Wer Gott nicht liebt und seinen Willen nicht thut, der kann unmöglich in die Freuden des Himmels eingehen.

„Sieh da," sprach Jesus zur hl. Katharina von Siena, als er ihr, wie schon gesagt worden, den so schönen Himmel zeigte, „sieh, welcher Herrlichkeit sich diejenigen berauben, die meine Gebote nicht beobachten wollen! Kehre also in die Welt zurück und sage es ihnen, wie sehr sie sich täuschen, und welches endlich ihre Strafe sein wird, wenn sie nicht Buße thun." — Und ihr, liebe Kinder, haltet ihr auch immer die Gebote Gottes? . . . Wenn du, m. K., die Gebote Gottes übertrittst, so liebst du Gott nicht; und wenn du Gott nicht liebst, wie willst du dann zu ihm in den Himmel kommen? Soll Gott dich etwa dafür belohnen, daß du so böse bist? . . . Du mußt also jetzt auch thun, was ihm gefällt, andächtig beten, den Eltern gehorsamen u. s. w. Denke doch öfters daran, wie schön und herrlich der Himmel ist!

Es giebt nun aber viele Menschen, die sich wundern, wenn man ihnen die Lehre des Katechismus von ihrem Ziel und Ende vorträgt, und gleichsam die Frage stellen:

Ist denn der Mensch nicht hauptsächlich deswegen auf Erden, um durch den Besitz und Genuß irdischer Güter glückselig zu werden?

Daß arme, unwissende Heiden so denken und fragen können, ist nicht wunderbar; wie es aber möglich sei, daß auch Christen eine solche verkehrte Ansicht haben, ist beinahe unbegreiflich. Wir Christen wissen ja, daß der Sohn Gottes vom Himmel herabgestiegen ist und den schmerzvollen Kreuzestod erlitten hat, um uns Menschen glückselig zu machen. Wer dürfte aber so thöricht sein zu denken, daß er nur deshalb so viel gelitten habe, damit wir im Sinne der Welt glückselig wären, nämlich Überfluß an irdischen Freuden und Gütern hätten? Hat er denn seinen Jüngern die Reichtümer, Ehren und Freuden dieser Welt verheißen, oder sie nicht vielmehr eingeladen, mit ihm

Schmach zu leiden und das Kreuz zu tragen? Ja, hat er nicht beständig bis zu seinem letzten Lebenshauche durch Wort und Beispiel gelehrt, daß wir die irdischen Güter und Freuden weder achten noch lieben sollen, weil sie nicht imstande seien, uns glückselig zu machen? Sagte er deswegen nicht: „Weh euch, ihr Reichen, denn ihr habt (schon jetzt) euern Trost! Weh euch, die ihr gesättiget seid, denn ihr werdet hungern! Weh euch, die ihr jetzt lachet, denn ihr werdet trauern und weinen!" (Luk. 6, 24. 25.) Und: „Selig sind die Armen, selig sind die Trauernden! Selig, die Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit haben! . . . Freuet euch und frohlocket!" Warum? „Denn euer Lohn ist groß im Himmel." (Matth. 5, 3—12.) Also nicht hier auf Erden, sondern dort oben in der Heimat des Himmels sollen wir glückselig sein. So lehrte Christus der Herr; dieses ist Gottes Absicht und unsere eigentliche Bestimmung. Dennoch giebt es auch unter Christen so viele, deren ganzes Dichten und Trachten darauf gerichtet ist, wie sie gut essen und trinken, Reichtümer sammeln und sich gütlich thun können, und die nichts anderes wünschen, als diese Welt in ein irdisches Paradies umzuschaffen, als gäbe es weder Himmel noch Ewigkeit. Sind solche Menschen nicht viel mehr heidnisch als christlich gesinnt?

„Nein, nicht für irdische Glückseligkeit ist der Mensch erschaffen," merken wir uns das wohl. Irdische Güter und Genüsse können zwar angenehm täuschen, blenden, berauschen, aber niemals wahre Glückseligkeit verschaffen. Warum nicht?

1) „Weil alles Irdische eitel und vergänglich ist."

Wahrhaft glückselig ist jener wohl nicht, welcher von Unruhe und Sorgen, von Angst und Kummer geplagt ist, sondern nur derjenige, dem nichts fehlt, nichts zu wünschen übrig bleibt. Wie vermöchten aber wohl irdische Güter dieses dem Menschen zu gewähren? Nur mit großer Mühe und Arbeit kann man sie erringen, nur mit Kummer und Angst besitzen, und endlich muß man sie wieder mit bitterm Schmerz verlassen. So lehrt ja genugsam die tägliche Erfahrung. Was für Mühe, Arbeit und Sorge kostet nicht schon die Erwerbung solcher Güter! Wie vielen Beschwerden und Entbehrungen muß sich der Soldat unterziehen, wie oft muß er selbst Blut und Leben wagen, um eine öffentliche Anerkennung seines Mutes und seiner Tapferkeit, ein Ehrenzeichen, eine Offiziersstelle zu erlangen! Muß nicht der Kaufmann Hab und Gut, Kinder und Gattin, sein eigenes Leben dem stürmischen Meere Preis geben, um in einer andern Weltgegend unter tausend Mühsalen und Gefahren sich Schätze zu sammeln? Und der Landmann, wie oft muß er nicht an die beschwerlichsten Arbeiten Hand anlegen, wie oft den Schweiß von der brennenden Stirne wischen, wie oft müde und erschöpft vom Felde zurückkehren, um zur Herbstzeit seine Scheunen mit dem Segen reichlicher Ernte zu füllen! Dabei geschieht es nicht selten, daß man sich nach vielen Bemühungen in seiner Hoffnung getäuscht sieht. Gelingt es aber

auch, ansehnliche Güter zu erwerben, wie viel Angst, Unruhen und Sorgen kostet es nicht, um sie zu bewahren! Wie viele unabwendbare Unglücksfälle sind nicht zu befürchten: Krieg, Hagel, Feuersbrünste, Erdbeben, verheerende Seuchen u. s. w.! Wie viele Gefahren drohen nicht von seiten boshafter Feinde, von Dieben, Räubern, Betrügern . . . , auch von seiten treuloser Freunde, nicht selten von eigenen Kindern, die liederlich verschwenden, was die Eltern mit großer Mühe und Arbeit gesammelt haben! Jedenfalls können Güter dieser Art keine wahrhaftige Befriedigung verschaffen, denn genießt man sie mäßig, so muß man sich manches versagen, wonach es einen gelüstet, und sich nicht selten empfindlichen Abbruch auferlegen; genießt man sie aber unmäßig nach Herzenslust, so folgt Ekel, Reue, Zerrüttung der Gesundheit oder des häuslichen Glückes, nicht selten Armut und Schande, zuweilen selbst Wahnsinn, Verzweiflung und ein frühzeitiger Tod. Sehet z. B. einen Volltrinker, der, seiner leidigen Trunksucht fröhnend, seine Gesundheit zerrüttet, sich selbst und seine Familie entehrt und an den Bettelstab bringt, der vielleicht gar im berauschten Zustande elender Weise umkommt; ist der wohl glückselig zu preisen? Und hätte überhaupt der Mensch hienieden nichts anderes als den Tod und die demselben vorangehenden Krankheiten und Schmerzen zu befürchten, den Tod, dem keiner entrinnt, mag er König oder Bettler sein, den Tod, vor dem er keinen Augenblick sicher ist, der ihn plötzlich aller seiner Schätze beraubt und alle seine Pläne vernichtet, der ohne Erbarmen ihm alle seine Lieben entreißt und seinen Leib ins finstere Grab stürzt und den Würmern übergiebt, — sollte dies allein nicht schon hinreichen, ihn zu belehren, daß die irdischen Güter ihn nicht glückselig machen können? Denn liebt er dieselben nicht, so hat er auch keine Freude daran; liebt er sie aber, um so größer ist dann die Furcht, sie zu verlieren, und sein Schmerz, wenn der Tod sie ihm wirklich entreißt.

Gäbe es eine irdische Glückseligkeit, so hätte sie Salomon sicherlich genossen. Vierzig Jahre lang herrschte er in Frieden, Pracht und Überfluß und genoß aller Güter nach Herzenslust. „Ich baute mir Paläste,“ so erzählt er von sich selbst, „und pflanzte Weinberge, legte Lust- und Baumgärten an, sammelte die Schätze der Könige und Länder, verschaffte mir Sänger und Sängerinnen, und alles, was meine Augen verlangten, versagte ich ihnen nicht, und ich verwehrte meinem Herzen nicht, alle Lust zu genießen und sich zu freuen.“ „Wer wird so prassen,“ ruft er aus, „und vor Lust überfließen, wie ich?“ Dennoch fand Salomon in allem, was er besaß und genoß, kein wahres Glück. „Und ich sah in allem,“ fährt er fort, „Eitelkeit und Geistesplage, und daß nichts

von Dauer sei unter der Sonne. Darum verdroß mich mein Leben." (Pred. 2.)[1]

Wären aber auch die irdischen Güter minder eitel und vergänglich, als sie es wirklich sind, und wäre der Mensch auch sicher, sie ein ganzes Jahrhundert nach Herzenslust genießen zu können: so bliebe es dennoch wahr, daß sie nicht im stande sind, ihn wahrhaft glückselig zu machen, und zwar deshalb:

2) „Weil der Mensch für Gott und eine ewig dauernde Glückseligkeit erschaffen ist."

a) Der Mensch ist für Gott erschaffen, denn er ist für die Glückseligkeit erschaffen, und zwar für die Glückseligkeit in Gott. Wer dürfte im Ernste daran zweifeln? Gott müßte ja sich selbst verleugnen, wenn er den Menschen zu einer Glückseligkeit bestimmt hätte, die außer ihm (außer Gott) zu finden wäre. Er müßte dann gleichsam zu ihm sagen: Suche nicht in mir, dem höchsten Gute, deine Glückseligkeit, sondern suche sie außer mir, in einem Wesen, das besser ist als ich, dort wirst du sie finden. Dem Allerhöchsten eine solche Sprache in den Mund legen, wäre nicht nur die größte Ungereimtheit, sondern auch eine entsetzliche Gotteslästerung. — Wenn nun aber unser Herz für Gott, mithin für ein unendliches Gut erschaffen ist, so versteht es sich von selbst, daß die schnöden Erdengüter viel zu gering sind, um uns zu befriedigen. Besäßen wir auch alle Güter der Welt, so bliebe doch unserm Verstande noch immer das Bedürfnis, die unendliche Wahrheit zu erkennen, und dem Herzen das glühende Verlangen, das unendliche Gut zu lieben, für welches wir erschaffen sind. Sieh da den Fisch, wie er munter und lebensfroh im Wasser schwimmt. Nimm ihn heraus, lege ihn auf den frischen Rasen hin und gieb ihm Speise im Überfluß. Ist ihm wohl dabei? Wie zappelt, windet und krümmt er sich, bis er das Wasser wieder erreicht hat! Warum? Weil das Wasser sein Element, und der Fisch erschaffen ist, um im Wasser zu leben, wie der Vogel in der Luft. Dein Element, mein Kind, in welchem allein du zufrieden leben kannst, ist Gott; für ihn bist du erschaffen. Wie darfst du nun hoffen, niedriges Erdengut werde dein Herz sättigen? Nimmermehr, zu groß, zu edel ist deine Seele. Sie ist das Ebenbild Gottes, gleichsam ein Abdruck der Gottheit. Deswegen kann sie durch nichts ausgefüllt, durch nichts befriedigt werden, was nicht eben so groß, so unendlich wie Gott ist. „Für dich, o Gott! hast du uns erschaffen; darum

---

Nota. Die an verschiedenen Stellen eingeschalteten kleinen Nummern [1] [2] [3] u. s. f. verweisen auf die Beispiele, die am Ende des Bandes nachzuschlagen sind.

ist unruhig unser Herz, bis es ruhet in dir!“ So der hl. Kirchenlehrer Augustinus, und so redet jeder Mensch, der auf die geheimen Regungen seines Herzens merkt.

Woher kommt es, daß so viele Menschen unzufrieden leben, und wenn sie auch in Pracht und Üppigkeit schwelgen, doch nie genug haben und von Hab- und Ehrsucht wie von einem brennenden Durste beständig geplagt sind? Einzig daher, weil sie ihre Befriedigung nicht in Gott, sondern in Dingen suchen, die das Herz nicht zu sättigen vermögen. Der berühmte Welteroberer Alexander, der Große, war siegreich „bis an das Ende der Erde vorgedrungen, hatte Völker, Länder und Könige sich unterworfen.“ (1. Makk. 1, 3. 5.) Als er endlich, am Gestade des Weltmeeres angelangt, nicht weiter mehr vordringen konnte, weinte und klagte er, daß die Welt allzu klein wäre, und ihm nichts mehr zu erobern bliebe. So wahr ist es, daß der Mensch im Besitze irdischer Güter, und besäße er auch die ganze Welt, niemals Ruhe und Befriedigung findet. Wird ein Stein zur Ruhe gelangen können, während er in der Luft schwebt, fern von seinem Zielpunkte? Unser Ziel und Mittelpunkt ist Gott. Nur bei Gott ist daher Ruhe, süßer Trost, wahre Herzensfreude; nur da ist selige Wonne auch schon hienieden zu finden, insofern sie nämlich den Menschen hier auf Erden beschieden ist. — Wenn zuweilen eitle Weltkinder von ihren glückseligen Stunden oder Tagen reden, so täuschen sie sich und andere; sie wissen nicht einmal, was reine Herzensfreude ist, weil sie den göttlichen Trost, die süße Wonne der Gotteskinder nie verkostet haben; darum gefallen sie sich in ihren rauschenden Vergnügungen, um derentwillen sie vielmehr zu bemitleiden wären. So ergötzt sich der Wilde an dem dumpfen, eintönigen Schall seiner Trommel, weil er von der entzückenden Harmonie einer lieblichen Musik gar keinen Begriff hat. — Je mehr der Mensch sich seinen sinnlichen Gelüsten hingiebt, desto abgestumpfter wird er für den Genuß reiner, unschuldiger Freude. Woran fanden die heidnischen, in Schwelgerei und Üppigkeit versunkenen Römer ihr größtes Vergnügen? An den gräßlichen Schauspielen, wo Tausende von wilden Tieren zerrissen oder von gedungenen Kriegern ohne Erbarmen niedergemetzelt wurden. Tage und Wochen lang saßen sie da, ihre Augen weidend an den zerfleischten Leichen der Erschlagenen oder an den noch zuckenden Gliedern der Sterbenden.

b) Der Mensch ist ferner für eine ewig dauernde Glückseligkeit erschaffen. Dieses ist eine unumstößliche Glaubenswahrheit: „Euer letztes Ziel ist das ewige Leben.“ (Röm. 6, 22.) Aber auch die gesunde Vernunft vermag diese Wahrheit einzusehen. Denn der Mensch, Gottes Ebenbild, ist offenbar unvergleichlich besser als der niedrige Wurm, der vom Fuße des Wanderers zertreten wird. Für ihn ist mit dem Tode nicht alles dahin; sein Leichnam ruht im Grabe, aber seine Seele lebt, ja wird ewig leben. Da sie nun aber bestimmt ist, wie wir gesehen haben, glückselig zu leben, so folgt, daß sie auch für ewige Glückseligkeit erschaffen ist; denn wäre ihre Glückseligkeit der Dauer nach beschränkt,

so müßte sie nach Verlauf dieser Dauer fortleben, ohne glückselig sein zu können, und so wäre sie von Gott zur Qual erschaffen, was sich gar nicht denken läßt; denn unter einem gütigen Gott ist kein Mensch ohne eigenes Verschulden unglücklich. Ja, wäre die Glückseligkeit des Menschen nicht ewig, so würde sie nur Täuschung und keine wahre Glückseligkeit sein, weil keine ungetrübte Ruhe und Befriedigung stattfinden könnte, sondern die Furcht vor der bevorstehenden Vernichtung aller Freuden den Geist immerdar quälen müßte. — Ist aber der Mensch zu einer ewig dauernden Glückseligkeit erschaffen, so erhellt wiederum, daß er nicht für die Güter und Reichtümer dieser Welt erschaffen ist. Denn was nützen ihm nach dem Tode alle die Schätze, welche er sich gesammelt hat? „Wie eine Grasblume wird ja der Reiche vergehen. Sieh! die Sonne geht auf und glüht; da verdorrt das Gras, dessen Blume fällt ab, und die Schönheit ihrer Gestalt ist dahin. So wird auch der Reiche auf seinen Wegen veralten." (Jak. 1, 10. 11.)

Da nun die irdischen Güter dem Menschen die ersehnte Glückseligkeit nicht verschaffen können, so haben sie, an und für sich betrachtet, keinen echten Wert. Viele Menschen meinen zwar, die wahre Lebensweisheit bestehe darin, sich solche Güter zu erwerben und bestmöglichst zu genießen. Allein wie sehr täuschen sie sich! Wahrhaft weise sind nur diejenigen, welche die Eitelkeit der Welt verschmähen, um sich den Besitz des Himmelreiches zu sichern. Solche Weise verehrt die Kirche in den ruhmvollen Scharen der Heiligen Gottes, solche in den heiligen Einsiedlern Paulus, Antonius, Pachomius und den vielen Tausenden, welche ehemals die Wüsteneien Ägyptens und Syriens bevölkerten. Solche preisen wir auch als wahre Beglücker der Menschheit in den heiligen Mönchen Benedikt, Bruno, Romuald, Bernhard, Franz von Assisi und vielen anderen, welche zahllose Klöster stifteten, um Hunderttausenden den Erwerb himmlischer Güter zu erleichtern oder zu sichern. — Besonders ergreifend ist der Zug, den uns die Geschichte vom hl. Bernhard und seinem jüngsten Bruder Nivard berichtet. Bernhard stand in der Blüte seiner Jahre, ein schöner, talentvoller junger Mann, von vornehmer Familie. Die Welt bot ihm Reichtum, Ruhm und die glänzendsten Ehrenstellen an. Aber wie lange, fragte er sich, wird dieses alles dauern? Das Leben ist kurz, die Welt vergeht. Das größte Gut ist dasjenige, welches man dir nicht rauben kann. Und was ist dieses für eins? Ein Gut, gegen welches alle Herrlichkeit der Welt eitler Dunst ist. Kein Auge hat es je gesehen, kein Ohr gehört, und es ist in keines Menschen Herz gekommen. Eine himmlische Sehnsucht ergreift ihn, und er faßt den hochherzigen Entschluß, sich einzig dem Dienste Gottes zu weihen. Er teilt denselben seinen Brüdern und Freunden mit, entflammt sie von der Liebe zum Himmlischen, und ihrer dreißig: Edelleute, junge Ritter, alte Krieger, Gelehrte und Ungelehrte, verzichten auf die Vergnügungen der Welt, den Ruhm ihres Namens, auf alle Güter der Erde, um in einer fast unzugänglichen Wüste, Citeaux genannt, ihr Leben in Fasten, heiligen Nachtwachen, in Gebet und in der Betrachtung ewiger Wahr-

heiten zuzubringen. An einem festgesetzten Tage des Jahres 1113 zogen sie fort, Bernhard an ihrer Spitze. An ihn hatten sich vier seiner Brüder angeschlossen. Beim Herausgehen aus dem väterlichen Schlosse gewahrten sie ihren jüngsten Bruder, der allein dem greisen Vater noch übrig blieb und mit andern Kindern seines Alters auf dem Platze spielte. Da sprach Guido, der älteste, indem er ihn umarmte: „Mein lieber Bruder Nivard, leb nun wohl; siehst du dies schöne Schloß und diese Ländereien? Das alles soll einst dir allein gehören." „Was," antwortete das Kind mit einem Gefühle, welches nichts Kindisches mehr verriet, „was, ihr nehmt für euch den Himmel, und mir laßt ihr die Erde? Das ist keine gleiche Teilung." Von diesem Augenblicke konnte der junge Nivard weder durch seinen Vater, noch durch seine Verwandten, noch durch irgend einen Menschen zurückgehalten werden. Er zog bald darauf zu seinen Brüdern in die Einöde. Bernhard wurde in der Folge eine große Zierde der Kirche. Der Ruf seiner Heiligkeit verbreitete sich in alle Welt; Tausende, und selbst sein Vater, kamen, um unter seiner geistlichen Leitung die himmlischen Güter sich zu erwerben und selig sterben zu lernen.

Wenn aber die irdischen Güter uns nicht glücklich machen können; wozu sind sie uns denn eigentlich verliehen?

„Sie sind uns verliehen, daß wir sie zur Erreichung unsers Zieles, nämlich zur Erkenntnis und zum Dienste Gottes, gebrauchen," — Denn da wir für Gott erschaffen sind, und all unsere Handlungen auf ihn, als unser letztes Ziel, gerichtet sein sollen; so versteht es sich von selbst, daß wir auch keinen andern Gebrauch von den uns verliehenen Gütern machen dürfen, als zu dem eben erwähnten Zwecke förderlich ist. Ein Diener darf das Geld, welches ihm von seinem Herrn für eine bestimmte Reise anvertraut worden ist, nicht unnütz verschwenden, sondern muß es zu dem Zwecke gebrauchen, wozu es ihm gegeben ist. Alles, was uns Gott hienieden verliehen hat, natürliche und übernatürliche Güter, ist gleichsam ein uns anvertrautes Reisegeld für die Wanderschaft zur himmlischen Heimat. Wir verwenden es aber nur insofern dazu, als wir es benutzen, um Gott zu erkennen, ihn zu lieben und ihm zu dienen; denn nur dadurch gelangen wir in des Reich der Himmel.

„Thöricht sind alle Menschen," sagt die heil. Schrift (Weish. 13, 1.) „die keine Erkenntnis Gottes haben, die aus den sichtbaren Gütern den nicht begreifen, der da ist, und den Meister aus seinen Werken nicht erkennen." Dazu sollen uns also die sichtbaren Güter, welche Gott so freigebig über die Erde ausgegossen hat, vor allem dienen, daß wir aus ihnen seine wunderbare Allmacht, Weisheit, Schönheit und Güte erkennen, wie man die Tüchtigkeit des Meisters aus seinen Werken erkennt, und daß wir von der Erkenntnis uns zur Liebe erschwingen. Das ganze

Weltall soll uns demnach ein offenes Buch sein, aus dem wir Gott und seine Vollkommenheiten immer besser kennen lernen. Alle Geschöpfe seien uns ebensoviele beredte Stimmen, die uns ermahnen, Gott zu preisen und zu lieben. In dieser Weise pflegen die Heiligen Gottes die Welt und ihre Pracht sich zu nutzen zu machen. Was immer ihren Blicken begegnet, der Glanz der Sonne, der nächtliche Himmel, der rauschende Bach, die blumigen Auen, die zum Himmel ragenden Berge, alles verkündigt ihnen die Größe des unsichtbaren Schöpfers; überall sehen sie einen Beweggrund, ihm ihre Liebe und Dankbarkeit zu bezeigen. „Sieh," spricht der hl. Augustin (Bekenntnisse Bch. 10. Hpst. 6.) zu Gott, „alle Geschöpfe fordern mich auf, dich zu lieben, und hören nicht auf, es mir zuzurufen." Von einem frommen Diener Gottes wird erzählt, daß er, einsam über Felder und Wiesen hinwandelnd, mit seinem Stab auf die am Wege stehenden Blumen und Kräuter schlug und unter heiterm Lächeln in die Worte ausbrach: „Schweiget, schweiget, liebe Blümchen! ich weiß schon, was ihr mir sagen wollet; nicht wahr, ich soll Gott lieben, der euch erschaffen und so schön gekleidet hat?"

Zwar haben auch sehr viele Dinge die Bestimmung, zunächst unsere zeitliche Wohlfahrt zu befördern: nämlich unsere Gesundheit zu erhalten, unser Leben zu fristen, uns die nötige Erholung zu gewähren, auch angemessenes Vergnügen zu bereiten. Dazu dürfen und sollen wir sie also auch gebrauchen, aber doch nicht darin unser letztes Ziel setzen, als bliebe uns nichts Besseres mehr zu erreichen. Unser letztes Ziel soll immerdar der Dienst und die Verherrlichung Gottes und die dadurch zu erringende Seligkeit sein. Zu diesem Zwecke sollen wir Leben, Gesundheit, Kräfte, Erholung und jegliche gute Gabe verwenden, weil wir zu diesem und keinem andern Ziele erschaffen sind. Darum ermahnt uns der Apostel (1. Kor. 10, 31.): „Möget ihr essen oder trinken, oder etwas anderes thun; so thut alles zur Ehre Gottes." Ein kluger Feldherr begnügt sich nicht damit, eine Festung, die er einnehmen will, zu beschießen, er trifft noch viele andere Vorkehrungen, die zwar entfernter, doch nicht wenig dazu beitragen, den einen Zweck, den er im Auge hat, zu erreichen, die Einnahme der Festung zu bewerkstelligen. So wird auch derjenige, dem vor allem daran gelegen ist, den Himmel, die Stadt Gottes, zu erobern, nicht nur jene Mittel anwenden, die aus sich und zunächst dazu dienen, sondern auch jene, welche ihm zur Erreichung dieses einen höchsten Zweckes in entfernter Weise förderlich sind; ja er wird sein ganzes Leben, alle und jede seiner Handlungen auf dieses eine Notwendige beziehen. [2]

Damit aber die irdischen Güter uns zum Dienste Gottes und zur Erlangung der ewigen Seligkeit behilflich seien, so dürfen wir sie nicht anders, als in guter Absicht und nach göttlicher Anordnung, niemals aber unmäßig oder zur Befriedigung niedriger Leidenschaften genießen; sonst würden sie uns nicht zum Heile, sondern vielmehr zum Verderben gereichen. Die beste Arznei wird schädlich, wenn sie nicht gehörig gebraucht wird. Das Messer, womit die kluge Hausfrau für sich und andere Brot schneidet, wird in der Hand des Wahnsinnigen ein Werkzeug des Todes. Das Messer an sich ist gut; es kommt einzig darauf an, daß man auch einen guten Gebrauch davon mache. Hätte der reiche Prasser den Hungrigen gespeist, den Nackten gekleidet, so würde der Reichtum, der ihn zur Schwelgerei verleitete und in die ewige Qual stürzte, ihm die glänzende Himmelskrone erworben haben. Durch den schlechten Gebrauch werden die Gaben der göttlichen Güte, die uns Stufen zum Himmel sein sollten, Fallstricke zum ewigen Verderben.

Weil es aber schwer ist, viele Reichtümer zu besitzen und dennoch das Herz nicht unordentlich daran zu heften, wie dies auch Christus mit den Worten bezeugt, daß „leichter ein Kamel durch ein Nadelöhr als ein Reicher in das Himmelreich gehe" (Matth. 19, 24.); so haben von jeher zahllose Diener Gottes dem Rate Christi gemäß alles, was sie besaßen, unter die Armen verteilt, um einzig dem Himmlischen nachzustreben. Dies thaten sie, um der Gefahr zu entgehen, der irdischen Güter wegen die Glückseligkeit des Himmels zu verlieren. Und in diesem Sinne sagten wir früher, daß durch Verschmähung der Welt nach dem Reiche Gottes trachten, hohe Weisheit sei.

Zur weiteren Erklärung der ersten Frage des Katechismus gehört nun auch noch folgende:

Warum fordert Gott von uns, daß wir ihn erkennen, ihn lieben und ihm dienen?

„Gott fordert von uns, daß wir 1) ihn erkennen, weil er die ewige Wahrheit, 2) ihn lieben, weil er das beste, liebenswürdigste Gut, 3) ihm dienen, weil er der höchste Herr ist."

Es gebührt Gott, als der höchsten Wahrheit, daß wir ihn erkennen. Denn um die Wahrheit zu erkennen, ist der Mensch mit Verstand begabt; keine Wahrheit verdient aber mehr erkannt zu werden, als die Urwahrheit, d. i. die erste, höchste und ewige Wahrheit, zu der jede andere Wahrheit sich verhält, wie ein Tropfen zum unendlichen Weltmeer, und diese Urwahrheit ist Gott. Ferner gebührt Gott, als dem höchsten, vollkommensten Gute, daß wir ihn lieben. Denn wie das Böse des Hasses, so ist das Gute der Liebe wert; daraus folgt notwendig, daß Gott, der das höchste Gut, ja der Born

und Inbegriff alles Guten ist, sowohl von uns, als von allen Herzen, die ihn zu lieben fähig sind, über alles geliebt zu werden verdient. Ebenso unbestreitbar gebührt auch Gott, als dem höchsten und unumschränkten Herrn, der alles erschaffen hat, erhält und regiert, treuer und williger Dienst, d. h. alle Kreaturen sollen sich ihm unterwerfen, ihm gehorchen und seinen heiligen Willen vollstrecken. Da nun alles dies Gott dem Allerhöchsten unleugbar zukommt, so muß er auch vermöge seiner vollkommenen Heiligkeit und Gerechtigkeit es notwendig von uns fordern. Denn eben darin, daß einem jeden gegeben werde, was ihm gebührt, besteht die Gerechtigkeit. Gott wäre also nicht gerecht gegen sich selbst, wenn er nicht von uns allen die Erkenntnis, die Liebe und den Dienst forderte, die ihm, als der ewigen Wahrheit, dem vollkommensten Gute und dem höchsten Herrn, gebühren. Und wäre er nicht gerecht, so würde er auch nicht heilig sein; denn die Heiligkeit Gottes besteht darin, daß er liebt und will, was mit seinen Vollkommenheiten übereinstimmt. — Eben so thöricht als unglückselig ist also der Mensch, wenn er in seinem Lasterleben sich mit dem Gedanken zu beruhigen sucht, deshalb, weil man seinen Gelüsten fröhne und sich um den göttlichen Dienst nicht kümmere, werde uns Gott nicht zur Strafe ziehen; denn der Allerhöchste bedürfe ja unseres Dienstes nicht, es gelte ihm demnach gleichviel, ob man ihm diene oder nicht. Gott ist freilich nicht einem Herrn dieser Welt ähnlich, der, um glücklich zu sein, des Dienstes seiner Knechte nicht entbehren kann. Er ist in sich selbst unendlich selig und bedarf keineswegs der Erkenntnis, der Liebe oder des Dienstes seiner Geschöpfe. Aber nicht weil er unser bedarf, sondern weil er gerecht und heilig ist, fordert er von uns, daß wir ihn erkennen, ihn lieben, ihm dienen, und bestraft er uns, wofern wir uns weigern, dies zu thun. Gott kann unmöglich gleichgültig dagegen sein, ob wir ihm dienen oder nicht; denn dann müßte er sich selber verleugnen, gleichgültig gegen das Gute und Böse sein, mithin aufhören, gerecht und heilig zu sein. So unbezweifelt wahr es demnach ist, daß Gott unendlich heilig und gerecht ist, ebenso gewiß haben wir auch die von ihm angedrohte Strafe zu gewärtigen, wenn wir ihm die Liebe und den Dienst verweigern, welche er von uns fordert.

Wie wird es also jenen ergehen, die Gott nicht erkennen, nicht lieben und ihm nicht dienen wollen?

„Gott wird sie auf ewig von sich verstoßen in den finstern Abgrund qualvoller Verdammnis, in die Hölle.“ — „Den unnützen Knecht werfet in die äußerste Finsternis hinaus, da wird Heulen und Zähneknirschen sein.“ So wird einst der göttliche Richter sprechen, wie es uns Christus selbst, die untrügliche Wahrheit, bezeugt.

Ja, ewig heulen und wehklagen werden die Unglückseligen in der Hölle, weil sie aus eigener Schuld das herrliche Reich der Himmel, zu dem sie berufen waren, verloren und sich ins unauslöschliche Feuer gestürzt haben. Nur sich selbst haben sie ihre Verdammnis zuzuschreiben; denn es lag einzig an ihnen, der gütigen Absicht Gottes zu entsprechen und mit seiner Gnade das Böse zu meiden und das Gute zu üben. Was sollte Gott mehr thun, als er gethan hat?

Zur Glückseligkeit hat er den Menschen erschaffen, und damit er beharrlich darnach strebe, hat er ihm einen nie zu stillenden Durst nach derselben ins Herz gelegt. Um uns glückselig zu machen, hat er seinen eigenen Sohn in die Welt gesandt, welcher uns vom ewigen Tode erlöst, für uns die seligmachende Kirche gestiftet und uns seine Lehre, sein Beispiel und zahllose Heilsmittel hinterlassen hat. Und damit der Mensch nicht leichtsinnig die himmlische Glückseligkeit verscherze, droht er ihm mit der ewigen Höllenstrafe und läßt ihm keinen Ausweg zwischen ewiger Pein und ewiger Freude. Wo die Liebe nicht hinreicht, da soll wenigstens die Furcht unvermeidlicher Qual uns antreiben, das Himmelreich zu erobern. Glauben wir nicht, sagt der hl. Kirchenlehrer Chrysostomus (Hom. 15. üb. 1. Timoth.), Gott sei allzustreng, wenn er uns mit dem Feuer der Hölle bedroht; es ist dies vielmehr ein Beweis seiner Güte und Barmherzigkeit, seiner Fürsorge und Liebe gegen uns. Gäbe es keine Hölle, so würde kaum jemand sich bemühen, den Himmel zu gewinnen. — Und wie, sollte es keine Hölle für denjenigen geben, der sich gegen Gott empört und ihm den schuldigen Gehorsam verweigert? Dadurch trennt er sich ja notwendig von ihm, dem höchsten Gut; und eben in dieser Trennung liegt der Keim der endlosen Verzweiflung und Trostlosigkeit, welche das Leiden der Verworfenen zu einer eigentlichen Hölle macht.

Da nun dem Menschen am Ende seiner irdischen Laufbahn nur zwei Thore sich öffnen, das eine zur ewigen Glückseligkeit, das andere zur ewigen Qual, und da nur Kenntnis, Liebe und Dienst Gottes in das erstere einführen; wer dürfte noch anstehen und fragen, was ihm zu thun übrig bleibe? Ist es nicht klar, daß nichts hienieden so notwendig sei, als Gott zu erkennen, ihn zu lieben, ihm zu dienen und dadurch die ewige Seligkeit zu erlangen? Im Vergleiche mit dieser Angelegenheit ist jede andere eitles Kinderspiel. „Rette deine Seele," sprachen die Engel zu Lot. (1. Mos. 19). Dasselbe sei auch uns gesagt. „Denn was nützt es dem Menschen, wenn er auch die ganze Welt gewinnt, an seiner Seele aber Schaden leidet?" (Matth. 16, 26.) Vermag wohl die Welt mit all ihren Schätzen den Menschen glückselig zu machen? Eben so wenig als Gold und Edelsteine den Hungrigen zu speisen oder den Durstigen zu tränken vermögen. . . . Wären aber auch die Reichtümer der Welt im stande, wahre Befriedigung zu gewähren, was nützte es? wie lange würde dies dauern? „Was ist denn unser Leben? Ein Dunst, der eine kleine Weile sichtbar ist und dann verschwindet." (Jak. 4, 15.) Was nützen jetzt dem unglückseligen Judas seine dreißig Silberlinge? Was nützt es jetzt dem reichen Prasser, daß er einst in Purpur gekleidet einherging und an köstlicher Tafel schwelgte? Was nützt es den Verworfenen in der Hölle, daß sie ehemals Böses thaten, um Schätze aufzuhäufen und ihren Lüsten zu frönen? „Ach, wir Thoren!" rufen sie nun nach dem Zeugnisse der hl. Schrift verzweiflungsvoll

aus, „so haben wir uns also geirrt! Wir sind müde geworden auf dem Wege der Bosheit und des Verderbens, und wandelten harte Wege; aber den Weg des Herrn erkannten wir nicht. Was half uns der Stolz? was nützte uns des Reichtums Prahlerei? Alles ging vorüber wie ein Schatten oder wie ein Vogel, der durch die Luft fliegt und keine Spur nach sich läßt.“ (Weish. 5, 6—11.) Wollet ihr, meine Kinder, nicht auch dereinst (was Gott verhüte!) in jenem finstern Kerker, wo ewiges Heulen und Zähneknirschen ist, eure Thorheit beweinen, so „suchet jetzt vor allem das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit,“ wie Jesus Christus uns lehrt. Liebet Gott, fliehet die Sünde und alle, die euch dazu verleiten wollen. . . . Hänget nicht das Herz an die Eitelkeit. . . . Beneidet nicht den Reichen. . . . Betet nicht, daß Gott euch viele Reichtümer, sondern, daß er euch seine Gnade, seine Liebe, seinen Himmel . . . geben wolle. Vergesset nie: „Nur eins ist notwendig.“ — „Rette deine Seele.“ — „Was nützt es dem Menschen, wenn“ u. s. w. Denket daran alle Tage, wenn ihr aufstehet und schlafen gehet. [3]

Was müssen wir thun, um Gott zu erkennen, ihm zu dienen und selig zu werden?

„Wir müssen 1) alles glauben, was Gott geoffenbart, 2) alle Gebote halten, die Gott zu halten befohlen, 3) die Gnadenmittel gebrauchen, die Gott zu unserm Heile verordnet hat.“ — Die Ursache hiervon ist leicht einzusehen. Wir müssen 1) glauben; denn erst dadurch erkennen wir Gott recht, wenn wir glauben, was er uns von sich selbst geoffenbart, d. i. kundgemacht hat. Was uns die bloße Vernunft von Gott sagt, das ist allzu wenig und reicht nicht hin, Gott zu erkennen, wie es zum ewigen Seelenheil notwendig ist. 2) Wir müssen auch Gottes Gebote halten; denn eben darin besteht der Dienst, welchen wir Gott als dem höchsten Herrn schuldig sind. Alle Geschöpfe, auch die vernunft- und leblosen, dienen Gott, indem sie unausgesetzt Gottes Willen vollziehen. Auf sein Gebot leuchtet die Sonne, glänzen die Sterne, bringt die Erde Kräuter und Bäume hervor. Was aber die unvernünftigen und leblosen Geschöpfe unbewußt und notwendig verrichten, das soll der Mensch aus freier Wahl thun. Wie dürfte aber der Mensch behaupten, Gottes Willen zu thun, wenn er dessen Gebote nicht hielte? Eben darum giebt uns ja Gott seine Gebote, weil er will, daß wir dieselben halten. 3) Endlich müssen wir auch die angeordneten Gnadenmittel gebrauchen. Denn ohne die göttliche Gnade vermögen wir nicht zu glauben und die Gebote

zu halten, wie es Gott von uns fordert. Die Verleihung der Gnade hat aber Gott insgemein an die Bedingung geknüpft, daß wir die Mittel nicht verschmähen, welche er zur Erlangung derselben verordnet hat. Diese Mittel sind vornehmlich die hl. Sakramente und das Gebet. Damit ist zwar nicht gesagt, daß wir gar keine göttliche Gnade ohne Anwendung der Gnadenmittel erlangen; denn schon dazu, daß wir diese zu unserm Heile anwenden wollen, ist notwendig, daß die Gnade uns zuvorkomme oder uns antreibe. Aber wenn auch der Mensch, ohne die Gnadenmittel zu gebrauchen, einige Gnaden erhält, so erlangt er doch, wofern ihm der Gebrauch der Gnadenmittel möglich ist, ohne diese nicht alle zum Heile erforderlichen Gnaden. Denn, wie der hl. Augustin sagt, Gott, der uns erschaffen hat ohne uns, will uns nicht selig machen ohne uns, d. h. ohne unsere Mitwirkung.

Aus dem Gesagten geht nun auch die Notwendigkeit der Religion hervor. Denn Religion ist, wie schon das lateinische Stammwort religare (verbinden) andeutet, das Band, welches uns Menschen mit Gott verbindet. Aber nicht jegliche Verbindung mit Gott ist Religion: denn auch die vernunftlosen Wesen stehen in einer notwendigen Verbindung mit Gott, insofern sie nämlich, von ihm erschaffen, auch notwendig von ihm abhängen, und, von ihm getrennt, unmöglich bestehen können; dennoch ist die Religion nur unter den vernünftigen Wesen denkbar. Religion ist also nach der Lehre des Katechismus:* „jene lebendige Verbindung des Menschen mit Gott, welche aus dem Glauben, der Liebe und der Gnade entspringt, und in der treuen Beobachtung der göttlichen Gebote sich bewährt"; d. h. die Religion, die wir haben müssen, ist eine thätige, aus freier Wahl hervorgehende und durch die Liebe beseelte Vereinigung mit Gott. Denn die Liebe ist es eigentlich, welche den Menschen mit Gott vereinigt; darum sagt die hl. Schrift (1. Joh. 4. 16.): „Wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott, und Gott in ihm." Diese Liebe muß aber im Glauben wurzeln, aus der Gnade herrühren und aus ihr Gedeihen empfangen; sie muß durch die genaue Erfüllung der göttlichen Gebote sich als aufrichtig, treu und standhaft bewähren. Zur Religion gehören demnach Glaube, Liebe, Haltung der Gebote, ferner die Gnade, und mithin auch der Gebrauch der Gnadenmittel. Wenn also der Katechismus lehrt, daß wir, um selig zu werden, an Gott glauben, ihn lieben, seine Gebote halten und die von ihm verordneten Gnadenmittel gebrauchen müssen, so ist das eben so viel, als behaupten, daß wir, um die ewige Seligkeit zu erlangen, Religion haben müssen. Wie thöricht ist demnach der Mensch, wenn er hofft, auch ohne Ausübung der Religion in den Himmel zu kommen! Versteht ein solcher wohl, was Religion ist? Gewiß nicht.

---

* Großer Katechismus von Deharbe. S. 34.

Wo finden wir die Lehre vom Glauben, von den Geboten und Gnadenmitteln?

„Im Katechismus.“ — Katechismus, von einem griechischen Worte, welches so viel als „Unterricht“ heißt, wird das Buch genannt, in welchem die christliche Lehre kurz und faßlich vorgetragen wird.

Wovon handelt der Katechismus?

„Der Katechismus handelt in drei Hauptstücken:
„1) vom Glauben,
„2) von den Geboten,
„3) von den Gnadenmitteln, nämlich von den Sakramenten und dem Gebete.“

Wenn andere Katechismen fünf Teile haben, so ist darum der gegenwärtige nicht mangelhaft oder unvollständig; denn alles, was in jenen fünf enthalten ist, umfassen auch diese drei Abteilungen. Es wird bei gegenwärtiger Einteilung nur um so leichter sein, die ganze Religionslehre mit ihren verschiedenen Teilen zu überblicken, ihren Zusammenhang aufzufassen und ihren Inhalt dem Gedächtnisse einzuprägen. Denn was ist leichter zu behalten, als: Du mußt glauben, dem Glauben gemäß leben, dazu giebt Gott dir Gnade und die Mittel? Dies ist der Inbegriff des ganzen Katechismus.*

Nutzanwendung.

Du wirst nun einsehen, mein Kind, daß das Geschäft deines Seelenheiles das erste und wichtigste von allen ist. Hat einer im Spiele sein Geld verloren, so kann er es ein anderes Mal wieder gewinnen. Hast du ein Auge verloren, so hast du noch ein anderes zum Sehen. Und solltest du auch dieses verlieren, so ist doch nicht alles verloren; es bleibt dir noch das Leben. Ist aber deine Seele verloren, so ist alles und zwar ohne Rettung verloren; denn du hast weder eine zweite Seele, um dich über den Verlust der ersten zu trösten, noch einen andern Erlöser, der dich aus der ewigen Verdammnis wieder befreie. Nichts soll dir also mehr am Herzen liegen, als recht zu wissen, was du glauben und thun mußt, um deine Seele zu retten. Es giebt zwar viele Kenntnisse, die dem Menschen wenig oder nichts nützen; die Kenntnis dagegen der von Gott geoffenbarten Heilswahrheiten bringt

* Die Gründe, warum man die Einteilung in drei Hauptstücke vorzog, sind angegeben in unserm Buche: „Die vollkommene Liebe nach der Lehre des hl. Thomas von Aquin.“ Anhang Seite 324 u. ff. (Regensburg bei Pustet 1856.)

nicht nur zeitliche, sondern ewig dauernde Früchte hervor. Sie ist die beste und ersprießlichste, ja die allein notwendige Kenntnis. Sie ist es, welche den Menschen wahrhaft aufklärt, ihn adelt, ihm in allen Mühsalen Trost, in den verschiedenen Lebensverhältnissen weise Vorschriften, feste Grundsätze und heilsamen Rat erteilt. — Und diese so nützliche und notwendige Kenntnis gewährt dir der Katechismus. Lerne also fleißig dieses Buch, und sei auch fleißig und aufmerksam im christlichen Unterrichte, damit du dir in deiner Jugendzeit eine gründliche Kenntnis der göttlichen Glaubenswahrheiten, der Gebote und der Gnadenmittel erwerbest. Es wird dir zum Seelenheile gereichen; und die Erinnerung daran wird dir dein ganzes Leben hindurch und besonders dann, wenn du in den letzten Zügen liegst, Trost gewähren. — Ja, dein ganzes Leben lang lasse niemals ab von der guten Gewohnheit, den Katechismus zu lesen und dem christlichen Unterrichte an Sonn- und Feiertagen beizuwohnen, damit du nicht nur das Gelernte niemals vergessest, sondern auch imstande seiest, andere, für welche du vielleicht einst zu sorgen hast, in den Heilswahrheiten zu unterrichten. Denn christlichen Unterricht empfangen und erteilen ist etwas so Heilsames und Verdienstvolles, daß der hl. Papst Pius V. es ein „hochheiliges Werk" nennt, und mehrere Päpste dasselbe mit den Gnadenschätzen der Kirche belohnen.*

Man bilde sich niemals ein, man sei zu sehr im Alter vorgerückt, um noch den Katechismus zu lernen. „Um zu lernen, was man notwendig wissen soll," erwidert der hl. Kirchenlehrer Augustin, „ist mir kein Alter zu spät. Zwar steht es einem Greise besser an, zu lehren, als zu lernen; aber noch besser steht es ihm an, zu lernen, als unwissend zu bleiben." Der Katechismus ist nicht nur für Kinder gemacht, auch Erwachsene können manches aus demselben lernen. Als die hl. Teresia von den Nonnen, denen sie als Oberin vorstand, gefragt wurde, in welchem Buche sie lesen sollten, gab sie ihnen einen Katechismus mit den Worten: „Dieses ist das Buch, in dem meine Töchter Tag und Nacht lesen sollen, denn dieses enthält das Gesetz

* Paul V. gewährt einen Ablaß von hundert Tagen nicht nur 1) allen Lehrern, Vätern und Müttern, so oft sie ihre Schüler, Kinder oder Dienstboten in der christlichen Lehre unterweisen, sondern auch 2) allen Christgläubigen, so oft sie beiläufig eine halbe Stunde lang über die christliche Lehre nachdenken, um sie selber besser kennen zu lernen, oder um sie andern beizubringen. Diesen Ablaß kann also ein jeder Christ gewinnen, so oft er eine halbe Stunde auf die aufmerksame Lesung und andächtige Erwägung der im Katechismus enthaltenen Lehre verwendet. Nebstdem erteilt Clemens XII. allen, die den frommen Gebrauch haben, christlichen Unterricht zu halten oder demselben beizuwohnen, einen vollkommenen Ablaß am Weihnachtstage, am Ostertage, und am Feste der hl. Apostel Peter und Paul, wenn sie an diesen Tagen die hl. Sakramente empfangen.

des Herrn." Dennoch waren jene frommen Nonnen unvergleichlich besser in der christlichen Lehre unterrichtet, als die meisten Christen unserer Tage. — Woher kommt es, daß so manche Christen in der Liebe zu Gott ganz erkaltet sind und über die Haltung der Gebote Gottes leichtfertig sich hinwegsetzen? Sehr oft von der Vernachlässigung des christlichen Unterrichts. Alle ihre Zeit und Mühe widmen sie den Geschäften und Sorgen dieses Lebens und glauben dann, es erübrige ihnen keine Zeit für die Erlernung desjenigen, was doch von weit größerer Wichtigkeit ist und im Grunde allein not thut. So geschieht es, daß ihnen die Kenntnis Gottes immer mehr abhanden kommt, und mit der Kenntnis die Liebe zu Gott; denn wie könnte die Liebe bleiben, wo die Erkenntnis verschwunden ist? Kann man denn aufrichtig lieben, was man nicht einmal hinlänglich kennt? — Wie beschämt werden diese so ganz für das Irdische eingenommenen Christen durch den Eifer in göttlichen Dingen, welchen wir bei denjenigen antreffen, denen die Kunde von Gott durch die Glaubensboten erst zugetragen wird? Als der hl. Franz Xaver in Japan als Verkünder des Evangeliums auftrat, entstand unter den Bewohnern dieses Landes ein solches Verlangen nach der Anhörung des Wortes Gottes, daß seine Kräfte nicht hinreichten, dasselbe immer zu befriedigen. Man konnte die Zeit der christlichen Lehre nicht abwarten, sondern suchte den Vater Xaver zu jeder Stunde auf, um über die Angelegenheit des ewigen Heiles Unterricht zu erhalten. Der Heilige hatte kaum so viel Ruhe, sich einige Erholung zu gönnen und die notwendige Nahrung zu nehmen; ja oft fand er sich genötigt, in einem einsamen Winkel sich zu verbergen, um das dem Priester vorgeschriebene Gebet zu verrichten. Auch in China setzten sich viele der Gefahr der Gefangennehmung und Einkerkerung aus, um nur verstohlener Weise einige Zeit dem christlichen Unterricht beiwohnen zu können. Wenn das die Heiden thun, welchen die Gnade des Glaubens noch nicht zu teil geworden ist, sollten wir Christen sie nicht an Eifer übertreffen, da wir dieses große Gut schon längst besitzen? Bleibt daher standhaft in der Erlernung der Wahrheiten unserer heiligen Religion und präget dieselben immer tiefer in eure Herzen ein; ihr werdet darin im Leben Trost, im Tode Ruhe und Frieden finden. Denn nur die Erkenntnis und Liebe Gottes macht den Menschen wahrhaft glücklich für Zeit und Ewigkeit.

Erstes Hauptstück.

Von dem Glauben.

§. 1. Begriff und Gegenstand des Glaubens.

Der „Begriff" zeigt an, was der Glaube ist; der „Gegenstand," was wir glauben müssen. — 1) Dem Begriffe nach heißt „Gott glauben" nichts anderes, als das, was Gott gesprochen hat, auf sein Wort und Ansehen hin unbezweifelt für wahr halten. 2) Gegenstand des Glaubens ist die göttliche Offenbarung.

1. Begriff des Glaubens.

Was ist der Glaube eines katholischen Christen?

„Der Glaube ist eine von Gott verliehene Tugend, wodurch wir alles unbezweifelt für wahr halten, was Gott geoffenbart hat und uns durch seine Kirche zu glauben vorstellt."

Jemanden glauben heißt überhaupt etwas für wahr halten, was der andere aussagt, und zwar deswegen es für wahr halten, weil er es aussagt. Wenn jemand dir etwas erzählt und du denkst: Ja, das, was er sagt, ist wahr, ist gewiß, denn er weiß es, und er will mich nicht belügen; so glaubst du ihm. Wir glauben demnach auch Gott, wenn wir für wahr halten, was er uns geoffenbart hat, und es eben deshalb für wahr halten, weil er, der die unfehlbare Wahrheit ist, es geoffenbart hat, wenngleich wir es weder sehen, noch begreifen können. Denn wenn wir für wahr halten, daß es z. B. Sonne und Sterne giebt, weil wir sie sehen, oder daß an demselben Orte es nicht zu gleicher Zeit Tag und Nacht sein kann, weil sich das von selbst versteht, so heißt das nicht glauben, sondern erkennen, einsehen, oder auch begreifen. Der christliche Glaube hat also seinen Grund nicht darin, daß man eine Sache sieht, oder daß man durch Vernunftschlüsse erkennt, dieselbe müsse so und könne nicht anders sein; sondern

er stützt sich einzig auf das Wort und Ansehen Gottes, d. h. darauf, daß Gott, der weder lügen noch irren kann, gesprochen hat. — Glauben darf hier auch nicht mit einem bloßen Meinen oder Mutmaßen verwechselt werden; denn der christliche Glaube ist, wie der hl. Paulus sagt (Hebr. 11, 1.), eine „gewisse, feste Überzeugung von dem, was man nicht sieht," eine Überzeugung, welche jeden, auch den mindesten, freiwilligen Zweifel ausschließt. Wenn ihr also hört, dieses oder jenes sei von Gott geoffenbart und von der Kirche zu glauben befohlen, so dürft ihr nicht denken, vielleicht sei es wahr, aber vielleicht auch nicht, oder es sei möglich, aber doch nicht ganz gewiß, daß es wahr sei; sondern ihr müßt es sogleich fest und unbezweifelt für wahr halten, in der Überzeugung, es sei unmöglich, daß irgend etwas, was Gott geoffenbart hat und uns durch die Kirche zu glauben befiehlt, falsch sein könne.

Warum heißt der christliche Glaube eine „Tugend"?

Weil der Glaube, zu welchem der Christ verpflichtet ist, nicht bloß darin besteht, daß man einen vorübergehenden flüchtigen Glaubensakt erwecke, etwa mit den Worten: „O mein Gott! ich glaube fest alles, was du uns durch deine heilige katholische Kirche zu glauben lehrst" u. s. f., sondern er muß auch in der Seele verbleiben als eine fortdauernde gläubige Gesinnung des Herzens und beharrliche Unterwürfigkeit des Verstandes. Solche gute Gesinnungen, die in der Seele verbleiben und sie eigentlich gut oder Gott wohlgefällig machen, heißen Tugenden.

Warum sagen wir, daß der Glaube „von Gott verliehen sei"?

„Weil der Glaube eine Gnade Gottes und eine Wirkung der göttlichen Gnade ist, die unsern Verstand erleuchtet und unsern Willen bewegt, alles unbezweifelt für wahr zu halten, was Gott geoffenbart hat." — Dieses geht schon aus den Worten des Apostels hervor (Eph. 2, 8.): „Aus Gnade seid ihr selig geworden durch den Glauben, und das nicht aus euch," d. h. nicht aus euren eigenen Kräften und Bemühungen, nicht eurer Verdienste wegen, „denn es ist Gottes Gabe." Dieses hat auch die hl. Kirche im II. Konzil von Orange* ausdrücklich mit den Worten erklärt: „Wenn jemand sagt, daß das Wachstum, oder auch nur der erste Anfang des Glaubens und jene erste Regung des

* Das Konzil von Orange im südlichen Frankreich, welches im Jahre 529 die Irrlehre der Semipelagianer verwarf, war nur ein Provinzialkonzil; seine Beschlüsse haben aber die Zustimmung des Papstes Bonifatius II. und der ganzen Kirche, sonach allgemeine dogmatische Geltung erhalten.

Herzens, durch welche wir an denjenigen glauben, der den Sünder rechtfertigt, nicht eine Wirkung der göttlichen Gnade sei, sondern daß die Fähigkeit dazu natürlicher Weise in unserm Herzen entsteht, der widerspricht der apostolischen Glaubenslehre." Diese Lehre bestätigte das allgemeine Vatikanische Konzil in seiner 3. Sitzung (24. April 1870), indem dasselbe erklärte, daß „der Glaube, welcher der Anfang des Heiles ist, eine übernatürliche Tugend sei, durch welche wir, unter Anregung und Mitwirkung der Gnade Gottes, das, was er geoffenbart, für wahr halten". Der christliche Glaube ist also der Lehre der hl. Schrift und der Kirche gemäß eine unverdiente Gabe und Gnade Gottes. Wie das zu verstehen sei, ist nun zu erklären.*

Der christliche Glaube ist eine doppelte Gabe und Gnade Gottes: erstens eine äußere, zweitens eine innere. Die äußere ist der christliche Unterricht, welchen wir in der katholischen Kirche empfangen; denn unmöglich kann man glauben, was Gott geoffenbart hat, wenn man nicht vorerst vernimmt, daß Gott uns die Glaubenswahrheiten wirklich geoffenbart hat, und welche dieselben sind. Wie vernehmen wir aber dieses? Durch den Unterricht, welchen uns die katholische Kirche erteilt. Deshalb sagt der hl. Apostel Paulus (Röm. 10, 27.), daß der Glaube vom Anhören des Wortes Christi kommt. Dieser Unterricht also ist schon eine sehr große Wohlthat Gottes, ja dieselbe setzt eine lange Reihe von anderen unschätzbaren Wohlthaten voraus. Denn zufolge der Sünde lag die Welt in den greulichsten Finsternissen des Heidentums begraben; da stieg der Sohn Gottes vom Himmel herab, lehrte die Menschen, was sie glauben und thun müssen, um selig zu werden, und stiftete die hl. katholische Kirche, damit seine göttliche Lehre unverfälscht bewahrt und gepredigt würde bis zum Ende der Welt. Daß wir nun unter christlichen Völkern geboren sind und das Glück haben, diese heilbringende Lehre zu vernehmen, ist schon eine Gnade, für welche wir Gott den größten Dank schulden.

Aber außer dieser Wohlthat des christlichen Unterrichts, welche wir die äußere Gnade nennen, weil sie uns gleichsam von außen, nämlich durch die Verkündigung des Evangeliums zukommt, erteilt uns Gott noch eine mannigfache innere Gnade und Hilfe zum Glauben; denn das Wort des Predigers, mag es auch noch so kräftig und eindringlich, selbst durch Wunder bestätigt sein, reicht allein nicht hin, daß der Mensch die göttlichen Wahrheiten auf die erforderliche Weise glaube. Wer hat je das göttliche Wort mit mehr Kraft und

* Daß wir die Gnade des Glaubens nicht verdienen können, gehört zur Lehre von der Rechtfertigung; hier ist besonders zu zeigen, daß wir nicht die natürliche Fähigkeit zu glauben haben.

Salbung vorgetragen, als Jesus Christus? Und wie viele unleugbare Wunder wirkte er nicht vor den Augen seiner Zuhörer, um dasselbe zu bekräftigen? Dennoch gab es unter ihnen, selbst unter den gelehrtesten, viele, die nicht glaubten. Und warum glaubten sie nicht? Weil sie nicht wollten. „Niemand kann glauben," sagt der hl. Kirchenlehrer Augustin (Abhdl. üb. Joh. 26.), „außer wer will." Denn nicht mit dem Verstande allein, sondern „mit dem Herzen glaubt man zur Gerechtigkeit." (Röm. 10, 10.) Wäre der Glaube bloß Sache des Verstandes, hätte der freie Wille keinen Anteil daran, so würde Gott den Glauben nicht belohnen und den Unglauben nicht bestrafen, so stände also nicht geschrieben: „Wer glaubt und sich taufen läßt, der wird selig werden; wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden." (Mark. 16, 16.) Denn Lohn oder Strafe verdient der Mensch doch nur, insofern sein Wille gut oder böse ist. Also gehört zum christlichen Glauben auch guter Wille, d. h. Bereitwilligkeit, aus Ehrfurcht gegen Gott seinen Verstand zu unterwerfen und zu glauben, mit einem Worte Glaubenswilligkeit. Wo diese fehlt, da wird der Mensch sich immer gegen die Glaubensüberzeugung sträuben, mögen die Beweise dafür noch so klar und unumstößlich sein. Diese fromme Glaubenswilligkeit ist aber nicht bloß eine natürliche Anlage oder Gemütsstimmung des Menschen, wie gewisse Irrlehrer meinten, sondern sie ist, wie es die Kirche (Konzil von Orange Kan. 5.) ausdrücklich erklärt hat, „ein unverdientes Geschenk der göttlichen Gnade". Darum spricht Jesus Christus (Joh. 6, 44. u. 66.): „Niemand kann zu mir kommen, wenn es ihm nicht von meinem Vater gegeben ist . . . wenn der Vater ihn nicht zieht." Freilich muß der Mensch auch seinerseits dem Zuge der göttlichen Gnade folgen; aber die Gnade kommt ihm zuvor und stärkt ihn, daß er zu folgen vermag.

Wie überhaupt der Wille einen gewissen Einfluß auf die Zustimmung des Verstandes ausübt (denn nicht selten glaubt der Mensch etwas, weil er es glauben will, oder glaubt es nicht, weil er es nicht glauben will), so ist dieses auch beim christlichen Glauben der Fall. Daß der Verstand durch die Kraft des Willens bestimmt wird, sich zu unterwerfen und der Glaubenslehre beizustimmen, darf demnach nicht bezweifelt werden.* Doch hängt der Verstand nicht einzig vom Willen ab, er ist nicht sein blindes Werkzeug. Sähe jemand einen Leichnam in Verwesung übergehen, so würde

---

* Ipsum *credere* est actus intellectus assentientis veritati divinae ex imperio voluntatis a Deo motae per gratiam. *S. Thom*, Summa 2. 2. q. 2. a. 9.

der Wille vergeblich dem Verstande gebieten zu glauben, daß derselbe voll Leben und Kraft sei. Der Verstand kann nur dann seine Zustimmung geben, wenn ihm etwas als Wahrheit erscheint. Nun aber sind die göttlichen Geheimnisse, welche wir glauben müssen, dunkel und unbegreiflich; der schwache Verstand kann sie nicht erklären, nicht fassen, er ist versucht, sie für unmöglich zu halten. Daß z. B. zwei und zwei vier macht, oder daß ein Ganzes größer sein muß als ein Teil desselben, bezweifelt niemand; ja der Zweifel ist sogar unmöglich, weil der natürliche Menschenverstand diese Wahrheiten klar einsieht. Daß aber Gott einfach in der Natur und dreifach in den Personen, oder daß im heiligsten Altarsakramente Jesus Christus mit Fleisch und Blut gegenwärtig ist, das vermag unser Verstand nicht klar einzusehen. Zwar ist es uns hinlänglich bewiesen, daß Gott diese Geheimnisse geoffenbaret hat, so daß es höchst unvernünftig wäre, an deren Wahrheit zu zweifeln; aber so überzeugend auch immer diese Beweise sind, so sind sie dennoch nicht der Art, daß sie uns den Glauben unabweislich aufdringen. Die Möglichkeit thörichter Weise zu zweifeln, ist dem Menschen nicht benommen.* Damit nun der Verstand der an sich dunkeln, unbegreiflichen Glaubenslehre, als einer von Gott geoffenbarten Wahrheit, fest und standhaft ohne alles Schwanken beistimme, kommt ihm Gott zuhilfe und erleuchtet ihn durch das übernatürliche Glaubenslicht. Dieses Licht ist also wiederum ein Geschenk der göttlichen Gnade, dessen wir nicht weniger, als der Glaubenswilligkeit bedürfen, um so glauben zu können, wie es zum ewigen Heil erfordert wird. Deshalb hat auch die Kirche ausdrücklich erklärt (Konzil von Orange K. 7.), man könne, „ohne Erleuchtung und Einflößung des heiligen Geistes" der Predigt des Evangeliums, wie dieses zum Heile frommt, nicht beistimmen. Ganz dasselbe lehrt auch das Vatikanische Konzil mit den Worten: „Niemand kann der Predigt des Evangeliums so beistimmen, wie es zur Erlangung des Heiles erforderlich ist, ohne Erleuchtung und Eingebung des hl. Geistes, der allen die gläubige Annahme der Wahrheit versüßt." Nicht minder bestimmt ist die Sprache der heiligen Väter,** und Christus

---

* Passend mag hier die Bemerkung des gelehrten Hugo von St. Victor stehen: „Weil den Gläubigen nie die Möglichkeit zu zweifeln, den Ungläubigen hingegen nie Beweggründe zu glauben fehlen, eben darum ist es billig, daß der Glaube der einen belohnt und der Unglaube der andern bestraft werde."

** An verschiedenen Stellen seiner Werke lehrt der hl. Augustin, daß der Unterricht, der von außen kommt, nicht hinreiche, es werde noch ein geheimer, innerlicher erfordert, kraft dessen der hl. Geist unsern Verstand erleuchtet und belehrt, auf daß er der Wahrheit beistimme. (Ut doctrinae accommodet assensum. Epist. 217. al. 107.) Ohne diese innere Erleuchtung würde nach der Ansicht des hl. Kirchenlehrers selbst ein Engel vergeblich unterrichten.

selbst bestätigt diese Lehre mit den Worten (Joh. 9, 45.): „Wer immer von dem Vater gehört und gelernt hat, der kommt zu mir.“ In diesem Sinne sprach er auch zum hl. Petrus (Matth. 16, 17.): „Selig bist du, Simon, denn nicht Fleisch und Blut hat dir das geoffenbart, sondern mein Vater, der im Himmel ist.“*

„Es hört zwar der Mensch das Wort eines Menschen oder Engels; allein damit er inne werde und erkenne, das Gesagte sei wahr, wird der Geist von jenem Lichte beschienen, das in Ewigkeit bleibt und selbst in den Finsternissen leuchtet.“ (De peccator. meritis et remissione l. 1. c. 25.) Ebenso lehren die andern hl. Väter. Der Ausspruch des hl. Papstes Gregor — „wenn der hl. Geist nicht zum Herzen redet, so ist die Rede des Lehrers vergeblich“ — findet sich bei ihnen oft wiederholt.

* Es ist jedoch eine unrichtige Auffassung, wenn man meint, durch das Glaubenslicht müßten die Glaubenswahrheiten unserm Geiste begreiflicher oder anschaulicher gemacht werden; denn eben darin besteht die Eigenheit und der Wert des Glaubens, daß wir einzig auf das Ansehen Gottes hin das glauben, was wir weder schauen noch begreifen können. „Der Glaube ist eine gewisse Überzeugung von dem, was man nicht sieht.“ (Hebr. 11, 1.) „Was anderes ist Glauben, als Fürwahrhalten, was man nicht sieht?“ fragt der hl. Augustin (Abhdl. 40. üb. Joh.). Es ist möglich, bemerkt Bellarmin, daß ein Gelehrter im Geheimnisse der Dreieinigkeit sehr scharfsinnig Natur und Person oder Wesenheit, Beziehungen u. dgl. unterscheide und dessenungeachtet nicht glaube; daß hingegen ein Unwissender glaube, wiewohl er sehr unbestimmte oder unklare Begriffe von Natur und Personen hat. (Controvers. v. d. Rechtfertigung Bch. 1. Kap. 7.) „Wenngleich aber dieses göttliche Licht,“ bemerkt der Römische Katechismus (Tl. 1. Artikel 1. n. 3.), „nicht macht, daß wir Gegenstände klar und deutlich sehen, so läßt es uns doch an der Wahrheit derselben nicht zweifeln; denn Gott, welcher befahl, daß aus Finsternis Licht leuchtete, derselbe hat unsere Herzen erleuchtet, damit uns das Evangelium nicht verhüllt sei (nicht als unwahr erscheine), wie denjenigen, die verloren gehen.“ (2. Kor. 4.)

Wenn es sich hinwiederum ereignet, daß in der Kirche unwissende Leute die Glaubenswahrheiten besser verstehen und tiefer in ihren geheimen Sinn eindringen, als mancher Gottesgelehrte, so ist dieses eine besondere Gabe des hl. Geistes, welche „Gabe des Verstandes“ heißt. Sie ist zwar auch ein übernatürliches Gnadenlicht, aber wohl zu unterscheiden von jenem Lichte, das zur Wesenheit des Glaubens gehört. Die Gabe des Verstandes ist Wirkung und Frucht des Glaubens und wird nicht allen Gläubigen ohne Unterschied, sondern nur solchen verliehen, die im Gnadenstande sich befinden. (S. heil. Thomas Summa 2. 2. q. 8.) Dieser Unterschied ist nicht zu übersehen, wenn man gewisse Stellen der hl. Väter recht verstehen will. In diesem Sinne sagt der hl. Augustin (Abhdl. 29. üb. Joh.): „Die Erkenntnis ist der Lohn des Glaubens. Wollet mithin nicht versuchen, zu erkennen, um zu glauben, sondern glaubet, um zu erkennen; denn wofern ihr nicht glaubet, werdet ihr auch nicht erkennen“; und in der Folge fügt der hl. Lehrer bei: „Nicht was immer für ein Glaube, sondern derjenige, welcher durch die Liebe thätig ist, sei in dir, und du wirst Einsicht in die (göttliche) Lehre erhalten.“

Ferner ist in betreff des Glaubenslichtes nicht zu vergessen, daß dasselbe zwar ein Zeugnis Gottes ist, welches uns im Innern des Herzens die Glaubenswahrheit bestätigt, jedoch, wie Bellarmin (Predigt üb. das Glaubenslicht) bemerkt, von den äußern Zeugnissen, d. i. den Gründen der Glaubwürdigkeit,

Die eben erklärte Gnade des Glaubenslichtes wird uns nebst jener der Glaubenswilligkeit schon in dem hl. Sakramente der Taufe

---

die wir mittelst des Unterrichts vernehmen und durch die Vernunft einsehen, nicht getrennt werden darf. Denn wollte man die Wahrheit des Glaubens bloß nach dieser innern Stimme oder Erleuchtung beurteilen, so würde man bald die abenteuerlichsten Einfälle für göttliche Einsprechungen halten und dem Fanatismus aller Sektierer das Wort sprechen. Stets ist im Auge zu halten, daß die Natur ohne die Gnade in der Heilsordnung nicht hinreicht, daß aber von der Gnade die Natur nicht aufgehoben, sondern vorausgesetzt und veredelt wird.

Zur Beleuchtung dessen, was bisher über die Natur des Glaubenslichtes gesagt worden, mag folgender geschichtliche Zug nicht unpassend sein. Wir entnehmen ihn einem Schreiben des Hochw. P. Le-Turdu, apostolischen Missionärs in China. (Hongkong, 12. Nov. 1856.) In Lieu-Khieu, einer Insel Japans, befinden sich gegenwärtig katholische Missionäre, die jedoch fortwährend durch strenge Überwachung von jeglichem Verkehr mit den Eingebornen abgeschnitten werden. Ist jemand kühn genug, ihrer Lehre Gehör zu schenken, so richtet sofort das Schwert über sein Verbrechen und trifft selbst die Familie des Neubekehrten im ersten Grade der Verwandtschaft. Trotz dieser Zwangsmaßregel war die Anwesenheit der Missionäre nicht ohne allen Nutzen. Dieselbe hat einen Christen und in ihm wahrscheinlich einen Märtyrer hervorgebracht, und zwar unter den mit ihrer Überwachung beauftragten Schergen selbst. Es ist dies ein junger Mann von lebhaftem Geiste und ehrlicher Gesinnung. Er begriff, daß die beiden Fremden keine schlechte und gefährliche Menschen wären, wie man ihn glauben machen wollte, und suchte den Beweggrund zu erfahren, weshalb sie ihre Heimat verlassen hätten und auf diese Insel, auf der sie nun ein so trauriges Leben führten, gekommen seien. Als man ihn hierüber belehrt hatte, konnte er seine Bewunderung nicht mehr bemeistern und wollte die christliche Religion kennen lernen. Ich weiß sehr wohl, sagte er, welcher Gefahr ich mich aussetze, allein ich vernehme in mir eine Stimme, die mir sagt, daß eure Religion die wahre ist. Nach zweimonatlichem Unterrichte gewährten ihm die hocherfreuten Missionäre auf mehrmaliges flehentliches Bitten die Gnade der hl. Taufe. Von dieser Zeit an, schreibt P. Le-Turdu, schwebt das Schwert der Verfolgung unaufhörlich über seinem Haupte; vermutlich ist er demselben schon erlegen. — Welcher unbefangene Leser sieht da nicht in dieser innern Stimme, die den edlen Japanesen antrieb, die christliche Religion für die wahre zu halten, das Licht des Glaubens? Nach Bellarmin wenigstens ist das Glaubenslicht nichts anderes, als eine ähnliche innere Stimme, ein göttliches Zeugnis, welches uns die Versicherung giebt, es sei wirklich so (wie nämlich Gott durch den Mund der Kirche und ihrer Diener lehrt). Hoc igitur est lumen fidei, testimonium quoddam Dei, quo intus in domicilio cordis dicitur nobis: ita est, nihil haesites. (Conc. de lum. fid.) Diese innere Stimme oder Erleuchtung mag allerdings je nach Bedürfnis oder nach dem verliehenen Gnadenmaße auch mehr oder minder klar, mehr oder minder vernehmbar sein. Insofern dieselbe dem Religionsunterricht vorangeht oder denselben begleitet und somit den Menschen erst zum Glauben vorbereitet, ist sie der Ansicht der Gottesgelehrten gemäß das Glaubenslicht im weitern Sinne; insofern sie aber behilflich ist, den Glaubensakt zu erwecken, und in denselben einfließt, ist sie das Glaubenslicht im engern Sinne.

erteilt; denn in demselben wird unsere Seele nicht nur von aller Sünde gereinigt, sondern auch zu einem lebendigen Tempel des hl. Geistes eingeweiht und sonach mit allen gottgefälligen Tugenden geschmückt.* Daß wir, wie gesagt, in der Taufe selbst die Gnade des Glaubens empfangen, erhellt schon daraus, daß bei der Taufe eines Kindes der Priester dasselbe allererst fragt: „Was begehrst du von der Kirche Gottes?", worauf der Taufpate im Namen des unmündigen Kindes antwortet: „Den Glauben." — Aber außer dieser Taufgnade, welche der Katechismus mit dem Worte „Gabe Gottes" bezeichnet, verleiht uns Gott zu jedem einzelnen Glaubensakte noch einen besondern Gnadenbeistand sowohl für den Verstand, als auch für den Willen. Darum heißt es im Katechismus: „Der christliche Glaube ist eine Gabe Gottes und (überdies) eine Wirkung der göttlichen Gnade, die unsern Verstand erleuchtet und unsern Willen bewegt, alles unbezweifelt für wahr zu halten, was Gott geoffenbaret hat."

Wenn es nun heutzutage viele Menschen giebt, die nicht glauben, so liegt die Schuld nicht am Mangel der göttlichen Gnade; denn der allgütige Gott ladet alle zu sich ein; „er kommt," wie das Vatikanische Konzil so schön sagt, „anregend und unterstützend den Irrenden zuhilfe, damit sie zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen können; diejenigen aber, welche er bereits aus der Finsternis in sein wunderbares Licht versetzt hat, stärkt er gleichfalls mit seiner Gnade, damit sie in eben diesem Lichte verharren, keinen verlassend, wofern er nicht verlassen wird." Die Schuld liegt demnach an den Menschen, welche der Gnade widerstehen und nicht glauben wollen. Warum wollen sie aber nicht? Meistens deswegen, weil sie nicht Lust haben, ihren Lebenswandel so zu ordnen, wie es der Glaube vorschreibt. Sie spotten des Glaubens, weil er ihnen zu rein, zu erhaben ist. Sie verhöhnen die frommen Gläubigen, weil sie selber nicht den Mut haben, ihnen nachzuahmen. Die Pharisäer hörten alle die herrlichen Lehren Jesu Christi von der Geringschätzung irdischer Güter, vom Streben nach dem Himmelreiche; dennoch glaubten sie ihm nicht, sondern sie verhöhnten ihn, sagt das Evangelium. (Luk. 16, 14—15.) Warum? „Weil sie Geizhälse waren." Zwar suchten sie in den Augen der Welt als rechtschaffene Leute zu erscheinen; aber Christus sprach zu ihnen: „Ihr

---

* Ausführlicher wird diese Lehre im 2. Hauptstücke beim Unterrichte über die eingegossenen Tugenden und im 3. Hauptstücke beim Unterrichte über die Taufe behandelt. Eine Erklärung der Lehre von den eingegossenen Tugenden, Glaube, Hoffnung und Liebe, enthält auch der Anhang n. 17. S. 379 bis 395 zum Buche: „Die vollkommene Liebe Gottes," von Deharbe.

rechtfertiget euch wohl vor den Menschen, aber Gott kennt eure Herzen."

Manche weigern sich, die Wunder, welche im Evangelium aufgezeichnet sind, zu glauben; sie wollen mit eigenen Augen Wunder sehen. „Hätten wir," sagen solche, „die Wunder gesehen, welche die Juden sahen, wir würden keinen Augenblick gezögert haben, an Christus zu glauben." Eitle Ausrede! Auch die Hohenpriester riefen, als Jesus am Kreuze hing: „Ist er König von Israel, so steige er nun herab vom Kreuze, und wir wollen an ihn glauben." (Matth. 27, 42.) Als aber die Soldaten kamen und ihnen bebend verkündeten, wie er von den Toten auferstanden sei, diente dieses Wunder, obgleich es tausendmal größer war, als jenes, welches sie begehrt hatten, nur dazu, ihre Herzen noch mehr zu verhärten. Wollten die sogenannten Freidenker oder Lichtfreunde sich ernstlich prüfen und ihre bedauerliche Schwäche sich selbst redlich eingestehen; wie oft würden sie erkennen, daß der Unglaube und die Freidenkerei, deren sie sich rühmen, in einer schmachvollen Leidenschaft oder Neigung des Herzens ihren Grund haben! Vergebens bemüht man sich, solchen, die nun einmal entschlossen sind, ihren schändlichen Leidenschaften nicht zu entsagen, die Wahrheit des Christentums zu beweisen. Die Verderbtheit ihres Herzens verdunkelt gänzlich das Licht ihrer Vernunft, und „stände auch jemand von den Toten auf, sie würden dennoch nicht glauben." (Luk. 16, 31.) Denn glauben kann keiner, außer wer will. Darum ist auch Gnade und Friede nur denjenigen verheißen, welche guten Willens sind. (Luk. 2, 14.) [4]

Warum müssen wir alles glauben, was Gott geoffenbart hat?

„Weil Gott die ewige, unfehlbare Wahrheit ist." — Denn „durch den Glauben," so lehrt das Vatikanische Konzil, „halten wir, was Gott geoffenbart, für wahr, nicht wegen der innern mit dem natürlichen Lichte der Vernunft durchschauten Wahrheit der Sache, sondern auf das Ansehen des sie offenbarenden Gottes selbst hin, der weder irren, noch in Irrtum führen kann." Gott ist also der Beweggrund unseres Glaubens; darum gilt uns der Glaube als höchste Gewißheit; darum glauben wir, ohne die mindeste Furcht, uns zu täuschen, mit vollkommener Unterwerfung unseres Willens und Verstandes, glauben die dunkelsten und unbegreiflichsten Geheimnisse, ohne vorwitzig zu grübeln oder zu vernünfteln, glauben fester und standhafter, als wenn wir die Wahrheit mit den Augen sehen oder mit den Händen greifen könnten. Denn die Sinne können uns täuschen, Gott aber kann weder täuschen, noch getäuscht werden. Himmel und Erde werden vergehen, seine Worte aber werden nicht vergehen. (Matth. 24, 35.)

Ist der Glaube an Geheimnisse vernunftwidrig?

Die von Gott geoffenbarten Geheimnisse glauben, ist keineswegs vernunftwidrig; aber vernunftwidrig ist es, sie nicht zu glauben,

denn nichts ist thörichter, als nur das glauben zu wollen, was man begreift. Unerklärbare Geheimnisse giebt es in der Natur, wie in der Religion. Sehen wir nicht täglich die Spinne ihr Netz ausspannen, die Biene ihre Zelle und den Vogel sein Nest bauen? Wie ist es möglich, daß ein verstandloses Geschöpf eine so künstliche Arbeit verfertige? Wer wird dieses je erklären? Vieles ist übrigens einem Ungelehrten unbegreiflich, was ein Gelehrter sehr wohl begreift. Ist es nun unvernünftig, wenn jener auf die Aussage des Gelehrten hin glaubt? Ein Sternkundiger versichert einem unwissenden Menschen, die Sonne sei mehr als zwanzig Millionen Meilen von der Erde entfernt. Dieser widerspricht entschieden der Behauptung und fragt, wie man doch, da niemand von der Erde zur Sonne gereiset sei, ihre Entfernung habe messen können. Darüber lächelt oder zürnt der Sternkundige und spricht: „Der Thor, der nichts glaubt, als was sein beschränkter Verstand einsieht!“ Wenn nun aber Gott redet und uns von seinen unendlichen Vollkommenheiten Dinge offenbart, die wir nicht begreifen, wäre es da nicht ungleich thörichter, ihm keinen Glauben beimessen zu wollen? Sollte etwa Gott nicht mehr wissen, als wir kurzsichtige Menschen? Was er aber mehr weiß, als wir, ist für uns ein Geheimnis. [5]

Lege einem Blindgebornen eine gemalte Tafel vor, und nachdem er sich durch Tasten überzeugt hat, daß dieselbe ganz flach und glatt ist, sage ihm, du sehest auf dieser glatten Tafel Häuser, Bäume, Berge, Tiere und Menschen dargestellt; wird dies dem Blinden, der sich von Farben und Malereien gar keinen Begriff machen kann, nicht unmöglich scheinen? Also ein Geheimnis für den Blindgebornen! Was fehlt ihm denn zum klaren Verständnisse? Es fehlt ihm der dazu geeignete Sinn, das Gesicht. Ebenso sind auch wir jetzt Blindgeborne in bezug auf so manche göttliche Dinge. „Denn Stückwerk ist unser Erkennen“ hienieden, und nur „durch einen Spiegel, auf eine dunkle Weise sehen wir jetzt Gott“; darum ist nichts so vernünftig, als daß wir glauben, bis der Tag kommt, „wo wir ihn schauen werden von Angesicht zu Angesicht.“ (1. Kor. 13, 9. 12.) — Die Geheimnisse sind zwar **über** unsere Vernunft, d. h. sie sind zu erhaben, als daß unsere beschränkte Vernunft imstande wäre, ihr Wesen oder ihren Grund einzusehen; sie sind aber keineswegs **wider** die Vernunft, weil sie nichts Unmögliches oder Ungereimtes enthalten. Es ist sogar unverständig, in den Geheimnissen der Religion etwas Unmögliches sehen zu wollen; denn dazu müßte man die unsichtbare Wesenheit Gottes, den ganzen Umfang seiner Allmacht, Weisheit und seiner unendlichen Vollkommenheit erkennen. — Der Glaube erniedrigt die Vernunft nicht, sondern erhöht sie und schärft ihre Sehkraft. Was ein Fernglas für das Auge ist, das und noch weit mehr ist der Glaube für die Vernunft. Mit dem Fernglase sieht das schwache Auge, was es ohne dasselbe nicht zu sehen vermag. Durch den Glauben nimmt unser Verstand gleichsam anteil an dem göttlichen Verstande, und so gelangt er zur Erkenntnis von Wahrheiten, welche

ihm sonst verborgen blieben, und die nur Gott vollkommen begreift. — Eine Religion ohne Geheimnisse ist eine Religion ohne Gott, also gar keine; denn es giebt kein unbegreiflicheres Geheimnis, als Gott selbst, nämlich ein ewiges, unendliches, allmächtiges, allwissendes Wesen, das, wiewohl höchst einfach, dennoch unermeßlich und überall gegenwärtig ist.

Warum müssen wir auch glauben, was die Kirche zu glauben vorstellt?

„Weil Christus der Kirche seine Offenbarung übergeben und uns zu lehren befohlen hat." — Wenn ein Fürst Befehle erteilt und einen eigenen Beamten beauftragt, dieselben allen seinen Unterthanen bekannt zu machen, so versteht sich von selbst, daß diese von dem dazu bestellten Beamten zu vernehmen haben, welches die Befehle des Fürsten sind. So verhält es sich auch hier. Christus brachte vom Himmel die Lehre, welche alle Menschen glauben müssen, um selig zu werden; dieselbe übergab er seiner Kirche mit dem Auftrage, sie unverfälscht zu bewahren und alle Völker zu lehren. An die Kirche haben wir uns also zu wenden, sie haben wir zu fragen, welches die von Gott geoffenbarten Wahrheiten seien, die wir zu glauben schuldig sind. Die Kirche stellt auch, ihrem Berufe getreu, dieselben uns vor, indem sie nämlich durch das geistliche Lehramt (d. i. durch den Papst, die Bischöfe und die ihnen untergeordneten Priester oder Seelsorger) uns in den Glaubenswahrheiten unterrichtet und sie zu glauben befiehlt. Sie unterweiset uns demnach im Namen und im Auftrage Jesu Christi. Mit Recht sagt selbst Luther, „der Kirchenmund sei Gottesmund." Es soll uns aber nicht genügen, dieses zu bekennen, wir müssen auch der Kirche uns demütig unterwerfen uud sie ehrfurchtsvoll anhören. (Mehreres hierüber unten, wo von der katholischen Glaubensregel die Rede ist.)

2. Gegenstand des Glaubens. Offenbarung.

Was versteht man eigentlich unter dem Ausdrucke: „Alles, was Gott geoffenbart hat"?

„Man versteht darunter alles, was Gott zu unserm Heile durch die Patriarchen und die Propheten und zuletzt durch seinen Sohn Jesus Christus und die Apostel kund gemacht hat." — Denn Gott begnügte sich nicht, uns nur das Licht der Vernunft zur Erkenntnis der Wahrheit zu geben, aus überschwenglicher Liebe wollte er auch selbst unser Lehrer sein. Darum ließ er sich zu den Menschen herab und redete auf eine vernehmbare Weise anfangs mit den Altvätern oder Patriarchen Adam, Noe, Abraham, Isaak, Jakob, später mit Moses, David, Salomon, Elias und den übrigen

Propheten. Diese unterwies er entweder unmittelbar durch Worte oder innere Erleuchtung, oder auch mittels heiliger Engel, die er zu ihnen sandte, und ihnen gab er zugleich den Auftrag, auch ihre Mitmenschen und Nachkommen zu unterweisen. Endlich sandte er seinen eingebornen Sohn vom Himmel, damit er in sichtbarer Gestalt unter den Menschen wandle und ihnen seinen Willen und seine verborgenen Geheimnisse kund mache. „Mehrmals und auf vielerlei Weise," sagt der hl. Paulus, „hat einst Gott zu den Vätern geredet, zuletzt hat er in diesen Tagen zu uns durch den Sohn geredet." (Hebr. 1, 1. 2.) Was nun Gott durch die Patriarchen und Propheten und endlich durch seinen Sohn und dessen Apostel uns zum Heile bekannt gemacht hat, das nennen wir die göttliche Offenbarung, weil etwas Unbekanntes bekannt machen offenbaren heißt. — Die Lehre der Apostel ist zwar im Grunde keine andere, als die Lehre Jesu Christi: dennoch erwähnen wir hier außer den Offenbarungen, die wir durch Jesus Christus, auch noch jene, die wir durch die Apostel empfangen haben, weil manches in der hl. Schrift, besonders in der Apostelgeschichte und in der Apokalypse, enthalten, mithin Gegenstand des Glaubens ist, was die Apostel nicht aus dem Munde Jesu Christi vernommen haben, da es erst nach der Himmelfahrt Christi sich ereignet hat oder von Gott geoffenbart worden ist.

Diese Offenbarung, von welcher wir hier reden, wird die übernatürliche genannt, um sie von der natürlichen zu unterscheiden, welche darin besteht, daß Gott sich uns zu erkennen giebt durch die Erschaffung und Regierung der Welt, oder durch die Stimme unseres Gewissens, wie später erklärt werden wird. Die bloß natürliche Offenbarung ist nicht eine solche im strengen Sinne des Wortes, weil ihr letzter Grund nicht auf dem Worte beruht, das Gott, der Unfehlbare und Wahrhafte, zu uns gesprochen hat, sondern auf der Einsicht unserer Vernunft. Daraus erhellt, daß der christliche Glaube, dessen Beweggrund die Unfehlbarkeit und Wahrhaftigkeit Gottes ist, eigentlich die übernatürliche Offenbarung zum Gegenstande hat. Wer nur die natürliche Offenbarung Gottes glaubt, der hat bloß einen Vernunftglauben und glaubt nicht mehr, als auch ein Heide glauben kann. Von einem Christen bleibt ihm höchstens der Name, im Herzen hat er Christum verleugnet.

In wiefern war zur Erkenntnis der Heilswahrheiten notwendig, daß Gott sie uns offenbarte?

„Ohne die göttliche Offenbarung hätten wir manche Heilswahrheiten nur schwer oder ungenügend und die meisten in keiner Weise erkannt."

Was wüßten wir ohne die göttliche Offenbarung von dem hochheiligen Geheimnisse der Dreieinigkeit, von der Menschwerdung

des göttlichen Sohnes und der Welterlösung, oder von der Bestimmung des Menschen zur Glückseligkeit des Himmels, d. i. zur ewigen Anschauung Gottes und von den Mitteln, sie zu erreichen? Nicht das Geringste; denn um dieses aus uns selbst zu erkennen, müßte unser endlicher Geist die unendliche Wesenheit Gottes schauen und seine ewigen Ratschlüsse ergründen. „Gott bewohnt aber ein unzugängliches Licht, er, den kein Mensch gesehen hat, noch sehen kann." (1. Tim. 6, 16.) Und „kaum fassen wir das, was auf Erden ist, und was vor Augen liegt, finden wir mit Mühe; wer wird denn erforschen, was im Himmel ist? Wer wird deinen Sinn (o Gott!) erraten, wenn du ihm nicht Weisheit giebst und deinen heiligen Geist aus der Höhe sendest?" (Weish. 9, 16. 17.) Es erhellt also von selbst, daß wir ohne die göttliche Offenbarung die meisten Heilswahrheiten ,nämlich alle jene, die sich auf unser übernatürliches Ziel beziehen, in keiner Weise erkannt hätten.

Aber auch jene Religionswahrheiten, welche die menschliche Vernunft zu erkennen und zu beweisen vermag, z. B. daß es ein höchstes ewiges Wesen giebt, einen Gott, Urheber alles Guten, Schöpfer und Regierer der Welt, der die Tugend belohnt und das Laster bestraft; daß unsere Seele unsterblich und verpflichtet ist, Gott zu verehren und ihn über alles zu lieben, u. dgl m. würden ohne die göttliche Offenbarung nicht von allen, oder nicht sicher und zuverlässig genug, oder zu spät und zu mühsam, und meistens nur unter Beimischung mancher Irrtümer erkannt worden sein, weil das natürliche Licht der Vernunft durch die Erbsünde sehr geschwächt worden ist und überdies von den ungezügelten Leidenschaften des Herzens gar oft getrübt wird.*

---

* Über die Notwendigkeit der göttlichen Offenbarung gab das Vatikanische Konzil, Sitz. 3. Kap. 2. folgende Erklärung: „Die heilige Mutter, die Kirche, hält fest und lehrt, daß Gott, der Anfang und das Endziel aller Dinge, durch das natürliche Licht der menschlichen Vernunft aus den erschaffenen Dingen mit Gewißheit erkannt werden kann, denn „„das Unsichtbare an ihm wird seit Erschaffung der Welt in den erschaffenen Dingen durch den Verstand erschaut""; daß es jedoch seiner Weisheit und Güte gefallen hat, auf einem andern und zwar übernatürlichen Wege sich selbst und die ewigen Beschlüsse seines Willens dem Menschengeschlechte zu offenbaren, laut dem Zeugnisse des Apostels, der da sagt: „„Vielmal und auf mannigfache Weise hat einst Gott zu den Vätern durch die Propheten geredet; zuletzt hat er in diesen Tagen zu uns geredet durch den Sohn."" Dieser göttlichen Offenbarung ist es zuzuschreiben, daß das, was in den göttlichen Dingen an und für sich der menschlichen Vernunft nicht unzugänglich ist, auch in dem gegenwärtigen Zustande des Menschengeschlechtes von allen ohne Schwierigkeit, mit zweifelloser Gewißheit und ohne irgend welche Beimischung eines Irrtums erkannt werden kann. Dennoch ist nicht um dieser Ursache willen die Offenbarung als eine unumgänglich notwendige zu bezeichnen, sondern darum, weil Gott

Nichts beweist augenscheinlicher die Schwäche der menschlichen Vernunft, als die Abwege, auf welche die Völker vor Christus geraten sind, sobald sie sich von der reinen Quelle der ursprünglichen Offenbarung entfernten. Ihre Begriffe von Gott waren so abenteuerlich, daß sie nicht nur Sonne und Mond, Wasser und Feuer, Bilder von Stein und Holz anbeteten, sondern auch Stiere, Katzen, Schlangen, sogar Gartengewächse, als Zwiebeln und Lauch. Ein alter Dichter wurde dadurch zu dem spöttischen Ausrufe veranlaßt: „O heilige Völker, denen die Götter in den Gärten wachsen!" So weit hatten sich sogar die in allen andern Dingen so aufgeklärten und bewunderten Ägypter verirrt. Nicht besser stand es im Grunde mit den Griechen und Römern, wiewohl diese durch feine Bildung, durch Kenntnisse, Umfang und Tiefe des Geistes vor allen andern Völkern so sehr hervorragten, daß alle übrigen im Vergleich mit ihnen nur „Barbaren" hießen. Die Laster selbst hatten sie vergöttert. Ihr Jupiter, der mächtigste ihrer Götter, war ein Ehebrecher und Vatermörder. Die Himmelsbeherrscherin Juno war ein Ausbund von Eifersucht und jeglicher weiblicher Bosheit. Ihr Kriegsgott Mars lechzte nach Mord und Blut. Der Gott Merkur war ein ausgemachter Gauner und Dieb, Bacchus ein Trunkenbold. Und die Huld der Göttin Venus glaubte man durch die schändlichsten Ausschweifungen sich erwerben zu müssen.* Zwar gab es einige

---

aus Antrieb seiner unendlichen Güte den Menschen zu einem übernatürlichen Ziele bestimmt hat, nämlich zur Teilnahme an den göttlichen Gütern, welche die Fassungskraft des menschlichen Geistes gänzlich übersteigen; denn „„kein Auge hat gesehen, kein Ohr gehört, und in keines Menschen Herz ist es gekommen, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben."" — Es ist also die Behauptung, daß ohne die Offenbarung nicht einmal Gott erkannt werden kann, eben so irrig, als die, daß ohne dieselbe alle Wahrheiten, deren Kenntnis zum Heil notwendig ist, erkannt werden können.

* Um die Schändlichkeiten der heidnischen Götter zu beschönigen, hat man in neuerer Zeit in diesen nur Sinnbilder der Naturkraft sehen wollen. Auch die Heiden suchten den Angriffen christlicher Apologeten durch eine derartige Rechtfertigung zu begegnen. Allein schon Arnobius, früher selbst ein Heide, wies ihnen nach (Disputationes contra gentes 1. 5.), daß ihre angestrebte Rechtfertigung eine leere Entschuldigung sei, die erst später erfunden worden, auf keinem Beweise beruhe und gar nicht haltbar sei, da das meiste in der Götterlehre sich nicht allegorisch erklären lasse. Zudem, erwiderte er ihnen, pflegt man bei Erwähnung schlüpfriger Gegenstände, um nicht die Schamhaftigkeit zu beleidigen, sich ehrbarer Ausdrücke zu bedienen; ihr hingegen verletzt die Schamhaftigkeit, um, wie ihr vorgebt, ehrbare Dinge zu bezeichnen. Auf die fernere Ausrede, daß die Erzählungen der Götterlehre nur leere Dichtungen wären, denen man keinen Wert beilegte, entgegnete derselbe Arnobius, daß die Heiden sie nicht für eine Erfindung der Dichter halten, sondern für die Wahrheit derselben sich auf alte Geschichtsschreiber und Urkunden zu berufen pflegen, daß dieselben die Grundlage bilden aller religiösen Feste und Feierlichkeiten, aller von Hohen und Niedrigen für heilig

Weise, die den Wahn der Götterlehre erkannten, aber auch die Aufgeklärtesten unter ihnen waren feige genug, aus Menschenfurcht den Göttern zu opfern. Nebstdem befanden sie sich über die wichtigsten Wahrheiten stets im Zweifel und verfielen im Dünkel ihrer wissenschaftlichen Forschungen in tausend Widersprüche und Ungereimtheiten, sobald sie über Gott und göttliche Dinge sich ausließen. Endlich gestanden sie selbst ein, daß man, „wenn nicht jemand komme, den dichten Nebel wegzunehmen, nicht einmal wissen könne, wie man sich gegen Gott und Menschen zu verhalten habe.“ So äußert sich Plato (II. Alcibiad. und Apologie des Sokrates) und eben so Jamblichus im Leben des Pythagoras. Selbst die ersten Grundsätze der Sittenlehre waren nicht selten von ihnen mißkannt oder entstellt. [6] Dieselbe Unwissenheit herrscht noch zu unserer Zeit bei den heidnischen Völkern. In Indien, um nur ein Beispiel anzuführen, werden die Kühe noch immer als besonders geheiligte und gottgeweihte Tiere angesehen, und noch heute lehren die Brahmanen oder Götzenpriester, daß jeder selig werde, der, den Schweif einer Kuh in den Händen haltend, den letzten Atem aushauche. Für die Glückseligsten gelten jedoch bei ihnen diejenigen, die sich in tiefe Abgründe oder in die Flammen eines brennenden Scheiterhaufens stürzen oder von den Rädern eines mit Götzenbildern beladenen Wagens zermalmen lassen. Fast auf allen den unzählbaren Inseln des stillen Oceans (Südmeeres) besteht noch heute die Sitte, den Göttern oder den Verstorbenen Menschenopfer darzubringen.

Wie herrlich und beglückend ist das Licht der göttlichen Offenbarung im Vergleiche mit dem trügerischen Schimmer menschlicher Weisheit! Dennoch haben sich die Afterweisen unserer Tage, die ihre stolze, von Leidenschaften irregeführte Vernunft vergöttern und sich deshalb „Lichtfreunde“ nennen, verschworen, uns der so kostbaren Gottesgabe zu berauben. Sie hassen das himmlische Licht, darum möchten sie es auslöschen. Und was wollen sie uns zum

---

gehaltenen Ceremonien und Gebräuche, namentlich der in so hohem Ansehen stehenden Mysterien und festlichen Umzüge. Wären es aber auch bloße Dichtungen, sollte man, wenn man noch einigen Sinn für das Göttliche hätte, Gedichte dulden, durch welche man den Göttern alle nur erdenklichen Schandthaten beilegt; sollte man derlei Fabeln, die alles Göttliche verhöhnen, auf öffentlichen Bühnen, im Angesichte der Vestalinnen, der Priestercollegien, des gesamten Magistrats und des Volks aufführen und sie beklatschen? — Zur Ehre der menschlichen Vernunft sei jedoch bemerkt, daß nicht sie die Völker auf jene Abwege führte, es war eine unbegreifliche Verblendung, die Gott zuließ zur Strafe ihrer Lasterhaftigkeit. (Röm. 1.) Aber jene Verirrungen des Altertums so wie auch der neuern Wissenschaft liefern immerhin den Beweis, wie ohnmächtig die menschliche Vernunft ist, wenn sie sich von Gott lossagt.

Ersatz geben? Eine trübe, trostlose, sogenannte Vernunftlehre, die uns in der peinlichsten Ungewißheit über Gott und unsere ewige Bestimmung läßt,* oder gar, der Vernunft geradezu widersprechend, den wesentlichsten Unterschied zwischen Tugend und Laster aufhebt, und praktisch durchgeführt uns notwendig in die Barbarei zurückstürzen müßte, aus welcher uns das Christentum entrissen hat. Die Gräuelscenen der großen französischen Revolution am Schlusse des letztverflossenen Jahrhunderts und all das Unheil, welches dieselbe über Europa brachte, sind nichts anderes, als die giftigen Sodoms-Früchte jener heidnischen Afterweisheit, welche der Unglaube an die Stelle der göttlichen Offenbarung zu pflanzen versuchte.**

§. 2. Glaubensquellen. Heilige Schrift und Tradition.

In welcher Weise ist die vor Jahrtausenden den Propheten und Aposteln von Gott gewordene Offenbarung auf uns gelangt?

„Die göttliche Offenbarung ist teils schriftlich, teils mündlich auf uns gekommen: schriftlich durch die hl. Schrift oder Bibel, mündlich durch die Tradition, d. h. Überlieferung oder Erblehre."

Es sind nur zwei Wege denkbar, auf welchen die früher gemachte Offenbarung auf uns gelangen konnte, nämlich die schriftliche oder die mündliche Mitteilung. Denn die von Gott geoffenbarten Heilswahrheiten mußten entweder, in ein Buch gesammelt, uns schriftlich übergeben werden, oder diejenigen, welche sie zuerst vernommen hatten, mußten sie wiederum andern mündlich bekannt machen, und diese den Nachfolgenden, und so durch alle Jahrhunderte fort bis auf uns. Gott dem Herrn stand es frei, den einen oder den andern Weg zu wählen, oder auch beide mit einander zu verbinden. Seiner ewigen Weisheit gefiel nun das letzere, d. h. seine Offenbarung schriftlich und mündlich auf uns kommen zu lassen. Demgemäß gibt es zwei Quellen, in welchen die göttlichen Offen-

* „Wüßten wir wenigstens, warum wir auf dieser Welt sind. Aber es ist und bleibt dem Denker rätselhaft." So schreibt einer der gelehrtesten Freidenker unserer Zeit, Alexander von Humboldt.

** Besieht man die Früchte der damals dem Volke eingeimpften Aufklärung etwas näher, so gerät man in Versuchung, auszurufen: „Besser die dickste Finsternis, als euer stinkend Licht!" (So der Verfasser des Triumphes der Philosophie, Bd. 2. S. 451.) „Um Frankreich Philosophen zu Beherrschern zu geben, haben die Aufklärer das ganze Reich umgestürzt, und sie haben ihm nichts anderes gegeben, als Mörder der Religion und Tugend." So La Harpe, ein Augenzeuge und früher selbst ein fanatischer Freigeist

barungen enthalten sind, und aus welchen die Kirche dieselben schöpft, die hl. Schrift oder Bibel, und die Erblehre oder Tradition. An der Bibel haben wir gleichsam einen von Gott uns geschriebenen Brief, an der Tradition einen von ihm uns zugesandten Boten, der den Brief uns mündlich ergänzen und erklären soll. Doch ist dieses nicht so zu verstehen, als wäre die Tradition nichts weiter, als eine Ergänzung oder ein Nachtrag zur Bibel. Alle Heilswahrheiten, welche in der Bibel aufgezeichnet sind, lehrt ihrem wesentlichen Inhalte nach auch die Tradition; aber nicht jegliche Traditionslehre ist zugleich Bibellehre.

Übrigens mag hier noch bemerkt werden, daß Bibel vom Griechischen stammt und so viel als Buch oder Bücher heißt. Man gibt der hl. Schrift diesen Namen, weil sie das vortrefflichste Buch, das Buch aller Bücher ist. Tradition ist ein lateinisches Wort, das so viel als Überlieferung bedeutet. „Erblehre“ oder „Überlieferung“ heißt die göttliche Lehre, welche, ohne vollständig in der Bibel geschrieben zu sein, bis auf uns gekommen ist, darum, weil sie von den Aposteln her ununterbrochen in der katholischen Kirche fortgeerbt oder von einem zum andern überliefert wird. Wie diese Überlieferung geschieht, sehen wir deutlich aus den Worten des hl. Paulus an den Bischof Timotheus (2. Br. 2, 2.): „Was du von mir vor vielen Zeugen gehört hast, das vertraue treuen Menschen an, die imstande sind, auch andere zu lehren.“ Die hl. Apostel unterwiesen also vorzugsweise diejenigen, welche sie zu Lehrern oder Bischöfen über die kirchlichen Gemeinden aufstellten, und trugen ihnen auf, wieder andere, welche zum Lehramte berufen wären, gehörig zu unterrichten. So unterwies immer einer den andern sorgfältig in der apostolischen Lehre, und so ging diese von Hand zu Hand, oder vielmehr von Mund zu Mund alle Jahrhunderte hindurch bis auf uns. Damit ist jedoch nicht gesagt, daß die überlieferte Lehre im Verlaufe der Jahrhunderte nicht auch niedergeschrieben wurde, sondern nur, daß sie nicht von den Aposteln oder Evangelisten auf Eingebung des hl. Geistes aufgezeichnet, sondern daß sie von ihnen mündlich übergeben worden ist.

1. Von der heiligen Schrift.

Was ist die heilige Schrift?

„Die heilige Schrift ist die Sammlung jener Bücher, welche unter Eingebung des heiligen Geistes geschrieben und als Gottes Wort von der Kirche anerkannt sind.“

Zwei Stücke sind demnach notwendig, damit irgend ein Buch als Bestandteil der hl. Schrift betrachtet werden könne: 1) Muß es unter Eingebung des hl. Geistes geschrieben sein; d. h. es mußte der göttliche Geist den Verfasser desselben nicht bloß zum Schreiben anregen und in der Wahl des Stoffes bestimmen, sondern ihm auch fortwährend beistehen und ihn so erleuchten, leiten und befähigen, daß das Geschriebene mit vollem Rechte für das untrügliche Wort Gottes gehalten wird. 2) Muß das Buch nicht nur vom hl. Geiste eingegeben, sondern es muß auch von der Kirche anerkannt und erklärt sein, daß dasselbe vom hl. Geiste eingegeben und somit Gottes Wort sei. Denn nur die Kirche leistet uns, wie später wird bewiesen werden, eine vollgültige Bürgschaft für die Göttlichkeit der hl. Schrift. Wir besitzen wohl noch einen Brief, der vom hl. Barnabas, und einen andern, der von Christus selbst an den König Abgar von Edessa geschrieben sein soll, ebenso auch verschiedene Prophezeihungen und Offenbarungen, welche in den Werken der hl. Gertrud, Brigitta, Hildegardis und anderer Heiligen aufgezeichnet sind. Dennoch verehren wir dieselben nicht als Gottes Wort, wie wir die hl. Schrift verehren, weil die Kirche sie nirgendwo als göttliches Wort anerkannt und erklärt hat, mithin für ihre Göttlichkeit uns nicht Bürgschaft leistet.

Wie wird die heilige Schrift eingeteilt?

„Die heilige Schrift wird eingeteilt in die Bücher des alten und neuen Testamentes, oder des alten und neuen Bundes."

Die hl. Bücher, welche vor der Ankunft des göttlichen Erlösers verfaßt worden sind, heißen insgesamt: „Das alte Testament," oder „Bücher des alten Testamentes" oder auch „des alten Bundes," weil sie sich auf das Bündnis beziehen, welches Gott vor Christi Zeiten mit den Menschen geschlossen hat. Diejenigen aber, welche erst nach Christus geschrieben wurden, heißen: „Das neue Testament," oder „Bücher des neuen Testamentes," oder auch „des neuen Bundes," weil sie sich auf den neuen Bund beziehen, welchen Christus zum Heile der Menschen gestiftet hat. — Nachdem nämlich der Mensch durch die Sünde sich von Gott losgerissen hatte, knüpfte Gott zuerst wiederum mit demselben an, verhieß ihm einen Erlöser und stellte allen jenen, die an den verheißenen Erlöser glauben und fromm leben würden, sein ewiges Reich in sichere Aussicht. Als aber in der Folge die Menschen den Glauben an den wahren Gott und seine Verheißungen verloren, wählte sich der Herr den Abraham aus und schloß mit ihm einen eigenen Bund, wobei er demselben zunächst zeitliche Segnungen, insbesondere eine

zahlreiche Nachkommenschaft und den Besitz des Landes Kanaan versprach, und überdies ihm die feierliche Verheißung gab, daß aus seinem Geschlechte der Erlöser abstammen würde. Dieser Bund wurde später auf Sinai von Gott in feierlicher Weise bekräftigt und auf das ganze Volk Israel ausgedehnt. Als in der Folge der verheißene Erlöser wirklich erschienen war, schloß Gott mit der Menschheit einen neuen ewig dauernden Bund, in welchem er ihr die Fülle geistlicher Gnaden und die ewige Seligkeit verhieß. Testament bedeutet einen Bund oder ein Vermächtnis, das erst mit dem Tode dessen, der es macht, in Kraft tritt, „denn ein Testament wird durch den Tod geltend." (Hebr. 9, 17.) Da nun der neue Bund durch den Tod Jesu Christi besiegelt wurde, so heißt es auch mit Recht Testament. Auch dem alten Bunde wird dieser Name beigelegt, weil er mit dem Blute der geschlachteten Opfertiere, die den blutigen Opfertod Jesu Christi vorbedeuten, besiegelt war. „Denn als Moses alle Gebote des Gesetzes allem Volke vorgelesen hatte, nahm er das Blut von Stieren und Böcken und besprengte das Buch selbst und alles Volk und sprach: Dieses ist das Blut des Bundes, welchen Gott mit euch geschlossen hat." (Hebr. 9 19—20.) (Das Ausführlichere siehe 2. Mos. 24.)

Welche Offenbarungen enthält das alte Testament?

„Das alte Testament enthält die göttlichen Offenbarungen, welche vor der Ankunft Christi an die Menschheit ergangen sind, d. h. jene, welche von Gott in den vorchristlichen Zeiten erteilt und von heiligen Männern unter Eingebung des hl. Geistes zur Belehrung der Menschen niedergeschrieben wurden."

Es ist allerdings möglich, ja wahrscheinlich, daß Gott auch einzelnen durch innere Erleuchtung, durch Träume, Erscheinungen oder in anderer Weise Offenbarungen gab, die in der Bibel nicht aufgezeichnet sind, eben deshalb, weil sie nicht für die Menschen überhaupt, sondern nur für einzelne insbesondere bestimmt waren; darum werden hier nur jene Offenbarungen bezeichnet, welche „an die Menschheit ergangen sind." Denn die in der Bibel gesammelten Schriften, wenn gleich einige zunächst die jüdische Nation angehen, sind alle für die Nachwelt zum Heile der Menschheit geschrieben, weil alle, wie der hl. Paulus bezeugt (2. Tim. 3, 15—17.) geeignet sind, „zu unterweisen zur Seligkeit, und eine jede nützlich ist zur Belehrung, zur Zurechtweisung, zur Unterweisung in der Gerechtigkeit, damit der Mensch Gottes vollkommen werde, zu jedem guten Werke geschickt."

Aus welchen Büchern besteht das alte Testament?

„Aus 21 Geschichtsbüchern, 7 Lehr- oder Sittenbüchern und 17 prophetischen Büchern.“*

Die Geschichtsbücher sind: 5 Bücher Moses, das Buch Josue, der Richter, Ruth, 4 Bücher der Könige, 2 der Chronik oder Paralipomenon, das Buch Esdras, Nehemias, Tobias, Judith, Esther, 2 Bücher der Makkabäer. — Die fünf Bücher Moses enthalten die Geschichte der Erschaffung der Welt und des Menschen, des Sündenfalles, der Sündflut, der Patriarchen und des jüdischen Volkes bis auf Moses Tod, nebst der jüdischen Religions- und Staatsverfassung. Die Bücher Josue, der Richter, der Könige, der Chronik, des Esdras und Nehemias führen die jüdische Geschichte fort bis zur Wiederherstellung des jüdischen Staates und des Mosaischen Gottesdienstes nach der Babylonischen Gefangenschaft im fünften Jahrhunderte vor Christus. Die Bücher der Makkabäer erzählen die Drangsale der jüdischen Nation und ihre ruhmvollen Kämpfe unter Anführung des Priesters Mathathias und seiner Söhne. Die Bücher Ruth, Tobias, Judith, Esther enthalten besondere Ereignisse oder die Erzählung einzelner Familienvorfälle, welche in die Geschichte der Juden einschlagen.

Die Lehrbücher sind: Job, die Psalmen, die Sprüche, der Prediger oder Ecclesiastes, das hohe Lied, das Buch der Weisheit, Sirach oder Ecclesiasticus. — Das Buch Job zeigt uns in diesem frommen Dulder ein wunderbares Muster vollkommener Ergebung in den göttlichen Willen bei den härtesten Prüfungen; es ist reich an erhabenen Gedanken und herrlichen Sittenlehren. Das Buch der Psalmen ist eine Sammlung gottbegeisterter Lieder, teils von David, teils von andern frommen Männern verfaßt. Das hohe Lied feiert in symbolischer Sprache die geistliche Vermählung des Sohnes Gottes mit seiner Braut, der heiligen Kirche, und mit allen einzelnen Seelen der Gerechten. Die übrigen Lehrbücher sind Sammlungen von weisen Denksprüchen, Sittenlehren und Lebensregeln, welche der hl. Geist frommen Männern eingab.

Die prophetischen Bücher sind: Isaias, Jeremias, Baruch, Ezechiel, Daniel, Osee, Joel, Amos, Abdias, Jonas, Michäas, Nahum, Habakuk, Sophonias, Aggäus, Zacharias, Malachias. — Sie enthalten außer den Weissagungen auch Androhungen göttlicher Strafgerichte, Ermahnungen zur Buße, Worte des Trostes an die Bedrängten und mitunter Geschichtliches. Nicht alle Propheten

---

* Diese Einteilung mag für Kinder die faßlichste, mithin beizubehalten sein, wiewohl die Bücher Mosis von manchem lieber das „Gesetz“ oder „gesetzliche“ Bücher genannt werden.

haben uns Schriften hinterlassen, sondern nur die vier großen, Isaias, Jeremias, Ezechiel, Daniel, und die zwölf andern, welche man die kleinen nennt, weil ihre Schriften von geringerem Umfange sind, als die der vier ersten. Die Schriften Baruchs werden jenen des Jeremias, dessen Schüler er war, beigezählt.

Welche Offenbarungen enthält das neue Testament?

„Das neue Testament enthält die göttlichen Offenbarungen, welche wir durch Christus und die Apostel empfangen haben."

Gott gefiel es, sich der Menschheit allmählich, gleichsam stufenweise zu offenbaren. Erst erschien das matte Dämmerungslicht der patriarchalischen Offenbarung, hierauf folgte die Morgenröte der Mosaischen, und endlich die strahlende Sonne der christlichen Offenbarung. Durch Jesus Christus erhielt die göttliche Offenbarung ihre letzte und vollständige Entwicklung. Jesus Christus, der eingeborene Sohn Gottes, ist nämlich „das wahre Licht, welches erleuchtet alle Menschen, die in diese Welt kommen. . . . Und von seiner Fülle haben wir alle empfangen Gnade über Gnade. Denn das Gesetz wurde durch Moses gegeben; Gnade und (volle) Wahrheit aber ist durch Jesum Christum geworden. Niemand hat Gott je gesehen; der eingeborne Sohn, der im Schoße des Vaters ist, der hat es uns erzählt." (Joh. 1, 9. 16—18.)

Aus welchen Büchern besteht das neue Testament?

1) „Aus den 4 Evangelien nach Matthäus, Markus, Lukas und Johannes; 2) aus der Apostelgeschichte des hl. Lukas; 3) aus 14 Briefen vom hl. Paulus und 7 von andern Aposteln; 4) aus der geheimen Offenbarung des hl. Johannes."

Die vier Evangelien, so genannt, weil sie die gute oder frohe Botschaft des Reiches Gottes verkünden, enthalten die Lebensgeschichte Jesu Christi. Es werden in denselben mehr oder minder vollständig seine Thaten erzählt, die Lehren, welche er vortrug, und die Wunder, womit er sie bekräftigte.* Die Apostelgeschichte,

* Der hl. Apostel Matthäus, auch Levi genannt, schrieb zuerst das Evangelium, um die Juden zu überzeugen, daß Jesus der von den Propheten verheißene Messias sei. Er bindet sich nicht an eine strenge Zeitfolge, ist aber besonders darauf bedacht, die Erfüllung der alttestamentlichen Weissagungen nachzuweisen. Nach ihm schrieben der hl. Markus, ein Jünger und Gefährte des hl. Petrus, und Lukas, der Gefährte des hl. Paulus. Der hl. Johannes schrieb sein Evangelium erst im hohen Alter, um gegen die damaligen Irrgläubigen zu zeigen, daß Jesus Christus der Sohn Gottes ist, und daß alle, die an ihn glauben, das ewige Leben haben; darum beginnt er auch sein Evangelium mit der ewigen Zeugung des göttlichen Sohnes. Inbezug auf das wunderbare Gesicht, welches der Prophet Ezechiel (1, 10.) beschreibt,

vom hl. Lukas geschrieben, enthält die Geschichte der Kirche, während eines Zeitraumes von dreißig Jahren, befaßt sich jedoch vom 13. Kapitel an einzig mit der Geschichte des hl. Paulus und schließt mit dessen Gefangenschaft zu Rom. Die Briefe der Apostel sind: 14 des hl Paulus, nämlich 1 an die Römer, 2 an die Korinther, 1 an die Galater, 1 an die Epheser, 1 an die Philipper, 1 an die Kolosser, 2 an die Thessalonicher, 2 an Timotheus, 1 an Titus, 1 an Philemon, 1 an die Hebräer. Die andern Briefe sind: 1 des hl. Jakobus, 2 des hl. Petrus, 3 des hl. Johannes, 1 des hl. Judas Thaddäus. Diese erwähnten Briefe haben nicht die Bestimmung, einen vollständigen Inbegriff der christlichen Lehre zu geben; sie sind meistens auf besondere Veranlassung entstandene Lehr- und Ermahnungsschreiben an die gestifteten Gemeinden; zuweilen sind sie auch an einzelne Personen gerichtet und bezwecken Stärkung im Glauben, in Versuchungen u. s. w. Die Apokalypse oder geheime Offenbarung, vom hl. Evangelisten Johannes geschrieben, ist ein sowohl dem Inhalte als dem Ausdrucke nach prophetisches Buch und besteht hauptsächlich aus der Vorhersagung der Kämpfe und Siege der christlichen Kirche.

Schon in den ersten Zeiten des Christentums wurde das eben angeführte Verzeichnis der hl. Bücher (Kanon) von der Kirche festgesetzt und seitdem in mehreren Konzilien und zuletzt vom Kirchenrate zu Trient (Sitz. 4) bestätigt, mit Androhung des Bannes gegen die Irrlehrer, „welche diese Bücher nicht unversehrt mit allen ihren Teilen, so wie sie von jeher in der Kirche gelesen zu werden pflegten und in der alten lateinischen Vulgat-Ausgabe enthalten sind, als heilige und göttliche Bücher annehmen." Eine neue Bestätigung dieses Dekretes erfolgte auf dem Vatikanischen Konzil (Sitz. 3. Kap. 2. u. Kan. 4.)

Vulgat-Ausgabe oder kurzweg Vulgata heißt „die allgemein verbreitete Ausgabe." Sie ist die alte, lateinische, vom hl. Hieronymus († 420) teils verbesserte, teils angefertigte Bibelübersetzung, welche durch einen mehr als tausendjährigen Gebrauch in der Kirche bewährt ist und darum vom hl. Konzilium zu Trient für authentisch erklärt wurde. Als nämlich zu der Zeit der sogenannten Reformation ein jeder, der einige Kenntnis von der hebräischen und griechischen

---

wird dem hl. Matthäus als Sinnbild ein Mensch, dem hl. Markus ein Löwe, dem hl. Lukas ein Opferkalb, und dem hl. Johannes ein Adler beigegeben. Diese Verteilung, bemerkt Allioli, gründet sich nach dem hl. Hieronymus darauf, daß der hl. Matthäus sein Evangelium mit dem menschlichen Geschlechtsregister Jesu Christi beginnt, der hl. Markus mit der nachdrücklichen Predigt Johannes des Täufers: „Thuet Buße!" gleich dem Gebrülle des königlichen Löwen, Lukas mit dem Priestertume des Zacharias, Johannes mit der ewigen Gottheit Jesu Christi.

Sprache hatte, sich anmaßte, eine neue Bibelübersetzung zu liefern, und dadurch Verwirrung und Ungewißheit entstand, so daß man bald nicht mehr wußte, an welche Übersetzung man sich zu halten habe, erklärte das hl. Konzilium von Trient, daß man sich an die Vulgata halten solle, da diese durch den Gebrauch so vieler Jahrhunderte erprobt und bewährt, sonach bei ihr nicht, wie bei andern neuern Übersetzungen, zu befürchten sei, daß sie irgend eine irrige Glaubens- oder Sittenlehre enthalte: denn die katholische Kirche wachte stets mit der größten Sorgfalt, daß auch nicht ein Jota an der von Christus ihr anvertrauten Lehre geändert würde.

Was müssen wir von der hl. Schrift glauben?

„Daß sie nicht nur ein glaubwürdiges und unverfälschtes Buch, sondern daß sie wahrhaft Gottes Wort ist." — Hielte man die hl. Schrift lediglich für eine alte, ehrwürdige Urkunde, welche unverfälscht auf uns gekommen sei und keine Unwahrheit enthalte, so wäre dies noch viel zu wenig. Zu einer solchen Überzeugung vermag auch ein Ungläubiger auf dem Wege wissenschaftlicher Forschung zu gelangen, und es wäre möglich, daß er dennoch in seinem Unglauben verharrte. Ein Christ muß nicht nur fest und unbezweifelt die Wahrheit der hl. Schrift, sondern auch ihre Göttlichkeit glauben, d. h. glauben, daß die gesamte hl. Schrift unter besonderer Leitung und steter Eingebung des hl. Geistes geschrieben, sonach der wahre Ausspruch des göttlichen Geistes, das untrügliche Wort Gottes sei. Denn die Kirche hält die Bücher des alten und neuen Testamentes „für heilig, nicht lediglich darum, weil sie die Offenbarung frei von Irrtum enthalten, sondern deshalb, weil sie, auf Eingebung des heiligen Geistes geschrieben, Gott zum Urheber haben und als solche der Kirche selbst übergeben sind." So das Vatikanische Konzil (Sitz. 3. Kap. 2). Der hl. Paulus (2. Tim. 3, 16.) nennt die hl. Schrift „eine von Gott eingegebene"; und der hl. Petrus (2. Brief 1, 21.) sagt ausdrücklich, indem er auf die Weissagungen der hl. Schrift hinweist, daß „noch nie eine Weissagung durch menschlichen Willen hervorgebracht wurde, sondern heilige Männer Gottes haben, getrieben vom hl. Geiste (d. h. unter Eingebung des hl. Geistes), geredet."

Wir sollen demnach die hl. Schrift mehr als jedes andere Buch in Ehren halten und alle ihre Sprüche und Worte, die wir entweder hören oder lesen, ebenso aufnehmen und in unser Herz schreiben, als gingen sie wirklich aus dem Munde Gottes zu unsern Ohren. „Wenn das Evangelium oder eine apostolische Schrift gelesen wird," sagt der hl. Gregor von Neocäsarea (Rede 2. üb. Verkündigung Mariä), „so achte nicht auf das Buch oder den Leser, sondern auf den vom Himmel herabredenden Gott." — Die ersten Christen hielten die hl. Schrift so sehr in Ehren, daß

viele lieber den peinlichsten Tod erdulden, als dieselbe den heidnischen Tyrannen, die sie zum Verbrennen aufsuchen ließen, ausliefern wollten. Die heiligen Kirchenväter sind unerschöpflich in Anpreisung dieses göttlichen Buches. „Wie viele Thränen," ruft der hl. Augustin zu Gott aus, „preßten mir die Gesänge und Psalmen, welche in deiner Kirche ertönten, aus den Augen!" „Nichts rührt mich mehr auf Erden," sagt er bei einer andern Gelegenheit, „als deine Stimme, o Gott! in den göttlichen Büchern deiner heiligen Schrift zu vernehmen. Es ist für mich ein Vergnügen, das alle Freuden übertrifft." Manche Heilige, namentlich der hl. Erzbischof Karl Borromäus, lasen die hl. Schrift nur auf den Knieen. Und wie sehr verehrt die Kirche das Evangelienbuch bei der hl. Messe! Bevor der Priester es liest, fleht er tiefgebeugt zu Gott, daß er sein Herz und seine Lippen reinigen möge, wie er ehemals die Lippen des Propheten Isaias mit feuriger Kohle reinigte. Es wird nur zur Rechten des Altars gelesen oder gesungen. Bei feierlicher Absingung trägt es der Levit auf der Brust, die Kirchendiener treten mit duftendem Weihrauch und brennenden Kerzen hinzu, der Diakon weihet es mit dem Rauchwerk und bietet es dem Priester zum Küssen dar. Alle Christen stehen beim Evangelium ehrerbietig auf und bezeichnen Stirn, Mund und Herz mit dem Kreuze, die Ritter zücken ihr Schwert u. s. w. — Welche Strafe verdienen wohl jene, welche die Worte der hl. Schrift zu Scherz und Possen mißbrauchen, oder die sie nach eigenem Gutdünken verdrehen, kritisieren oder verwerfen?

Warum müssen wir glauben, daß die heil. Schrift wahrhaft Gottes Wort sei?

„Weil die Kirche uns lehrt, daß die ganze heilige Schrift, welche sie für Gottes Wort anerkennt, unter Eingebung des hl. Geistes geschrieben und von ihr allezeit unverfälscht bewahrt worden ist."— Von jeher berief sich die Kirche auf die Aussprüche der hl. Schrift als auf Aussprüche Gottes, und nicht selten mit den ausdrücklichen Worten: „So lehrt oder spricht der hl. Geist in der hl. Schrift." Schon der hl. Papst Klemens, ein Jünger der hl. Apostel Petrus und Paulus, nennt die hl. Schrift „den wahren Ausspruch (das Orakel) des hl. Geistes"; der hl Irenäus sagt, daß sie „vom göttlichen Geiste diktiert sei," und der hl. Märtyrer Justinus, daß die Verfasser derselben „schrieben, was ihnen Gott eingegeben, und daß sie nichts von dem Ihrigen hinzuthaten, als die Schreibart," d. h. die Art und Weise, die Gedanken darzustellen. Daher sehen wir auch, daß, wenn gleich derselbe hl. Geist der Urheber aller biblischen Bücher ist, ihre Schreibart dennoch verschieden

ist. Fehlten uns aber auch diese und hundert andere Zeugnisse der hl. Väter, die sich anführen ließen, so würden schon die Konzilien, namentlich von Florenz, von Trient und vom Vatikan hinreichen, um zu beweisen, daß der kirchlichen Lehre gemäß die ganze hl. Schrift vom göttlichen Geiste eingegeben oder diktiert, mithin wahrhaft Gottes Wort sei. Nur infolge dieser kirchlichen Lehre glauben wir demnach die Göttlichkeit dieser ehrwürdigen Urkunden; denn wiewohl schon die Apostel Petrus und Paulus, wie oben gesagt worden, bezeugen, daß die hl. Schrift von Gott eingegeben sei, so wüßten wir noch nicht, welche Bücher zu der hl. Schrift gehören, wenn nicht die Kirche es uns lehrte.

Indessen bleibt es immer wahr, daß, indem wir auf das Zeugnis der Kirche hin die Göttlichkeit der hl. Schrift glauben, der eigentliche Beweggrund unseres Glaubens nicht sowohl die Kirche, als Gott selbst ist, nämlich seine unendliche Wahrhaftigkeit, die weder irren noch in Irrtum führen kann. Aber die Lehre der Kirche ist die notwendige Vorbedingung unseres Glaubens, weil wir nur mittels der Kirche wissen, welches die von Gott eingegebenen (inspirierten) Bücher sind. Darum haben auch die Irrgläubigen, welche die katholische Kirche nicht anerkennen, wie wir später sehen werden, gar keinen genügenden Beweis für die Göttlichkeit der Bibel, auf deren Zeugnis sie sich immerfort berufen. Es verhält sich hierbei wie mit einem Briefe des Königs, welchen uns in seinem Auftrage ein von ihm gesandter zuverlässiger Diener überreichen würde, mit der Versicherung, daß derselbe vom Könige komme und alles darin Enthaltene von diesem selbst diktiert sei. Sicher würden wir den Inhalt des königlichen Schreibens nicht als Ausspruch des Dieners, der uns dasselbe brachte, sondern als Ausspruch des Königs selbst glauben und verehren; aber ohne den Diener wären wir weder im Besitze des Briefes, noch wüßten wir, daß der König selbst ihn seinem Schreiber diktiert habe. Die hl. Kirche ist der Sendbote Gottes, unsers himmlischen Königs. Sie überreicht uns die hl. Schrift mit der bestimmtesten Versicherung, der Inhalt derselben sei Gottes Wort, Gott selbst habe den hl. Schriftstellern durch seinen hl. Geist eingegeben, was sie schreiben sollen. Wir haben demnach den Inhalt der hl. Schrift nicht als Wort der Kirche, sondern als Gottes Wort anzusehen und zu glauben. Der Kirche jedoch verdanken wir es, daß wir gewiß wissen, die hl. Schrift sei nicht eines Menschen, sondern Gottes Wort.

Wollte nun jemand fragen, ob man sich auf die Aussage des Dieners verlassen dürfe, der uns das königliche Schreiben einhändigte, oder mit andern Worten, ob man der Kirche glauben könne, welche uns die hl. Schrift als Gottes Wort überreicht, so wäre die Antwort

nicht schwer. Würden wir wohl einem solchen Diener nicht volles Vertrauen schenken, wenn er ein Mann von allgemein anerkannter Rechtschaffenheit wäre, der seit Jahren im Dienste des Königs gestanden und stets mit unbestechlicher Treue und Redlichkeit sein Amt versehen hätte: wenn er nicht nur die Livree eines königlichen Hofdieners trüge, sondern auch die zuverlässigsten Beglaubigungsscheine aufzuweisen hätte, aus denen jedermann einleuchten müßte, daß ihn der König mit seinem unbedingten Vertrauen beehre und ausdrücklich wolle, daß alle sich auf dessen Rechtlichkeit und Wahrhaftigkeit ohne Bedenken verlassen sollen? Niemals wurde aus des Dieners Munde eine Unwahrheit vernommen; und jetzt, wo er heilig versichert, das Schreiben komme vom Könige, derselbe habe es in eigener Person diktiert und befohlen, daß man dessen Inhalte als seinem königlichen Worte Glauben schenke, warum wollte man ihn ohne irgend einen Grund verdächtigen oder ihn gar für einen niederträchtigen Lügner halten und das königliche Schreiben als unecht verwerfen? Würde nicht der König selbst sich dadurch höchst beleidigt fühlen? Man wende nun das Gesagte auf die Kirche an. Die Kirche ist uns nicht eine unbekannte, verdächtige Erscheinung. Ihr Entstehen, ihr Leben und Wirken, ihre Verbreitung und Erhaltung, die Segnungen, welche sie allen Völkern spendet, kurz ihre ganze Geschichte liegt aller Welt vor Augen. Niemand kann leugnen, daß sie von Christus und den hl. Aposteln abstamme, seit achtzehn Jahrhunderten in seinem Dienste stehe, zu seiner Ehre wirke, leide, kämpfe mit der vollkommensten Hingabe und unverbrüchlichsten Treue. Weder das Schwert der Tyrannen, noch die Arglist der Irrlehrer, noch die lockende Gunst der Fürsten dieser Erde, nichts vermochte sie je zu bestimmen, ihrer Pflicht untreu zu werden. Fragen wir nach ihrer Livree, so weist sie hin auf die Schmach, den Hohn, die Verfolgung jeder Art, welche sie um des Namens Jesu willen duldet. Dieses ist ihr Ehrengewand; dadurch ist sie ihrem göttlichen Stifter besonders ähnlich, daß sie, der Welt nur Gutes thuend, dennoch von ihr gehaßt, gelästert, verfolgt wird. Auch ihre Beglaubigungsscheine, mit dem allen erkennbaren göttlichen Siegel versehen, hat sie uns allen aufzuweisen. Schon ihre göttliche Stiftung, ihre ununterbrochene Dauer, während die mächtigsten Reiche untergingen, die unvergleichliche Vortrefflichkeit ihrer Lehre, die Heiligkeit so vieler Millionen ihrer Bekenner, die außerordentlichen Gnadengaben und die glänzende Wunderkraft, womit Gott sie verherrlichte, dieses alles beweist doch jedem, der Augen hat zu sehen, daß die Kirche unmöglich das Werk eines Betrügers, sondern das Werk Gottes ist. Aber auch abgesehen von allen diesen unleugbaren Kennzeichen, schon dieses, daß sie „aus den grausamsten Verfolgungen immer neue Kraft schöpfend, den ganzen Erdkreis vom Aufgange der Sonne bis zum Niedergange, zu Wasser und zu Lande einzig und allein mit der Fahne des Kreuzes durchzog, den Trug des Götzendienstes zu Boden streckte, die Finsternis der Irrtümer verscheuchte, über Feinde jeder Art triumphierte und alle Völker, Stämme und Nationen, wie immer dieselben in ihrer Lebensweise entmenscht, in Naturanlagen, Sitten, Gesetzen, Einrichtungen verschieden waren, mit dem Lichte göttlicher Erkenntnis erleuchtete und dem süßesten Joche Christi unterwarf,"* — dieser so glänzende Sieg und Triumph

* Rundschreiben des hl. Vaters Pius IX. vom Jahre 1846.

über alle Mächte der Finsternis verkündet doch allen offenbar, daß Gott die Kirche erleuchtet und regiert, mit ihr kämpft und siegt.* Wo gab sich je der Arm des Allmächtigen herrlicher kund, als eben in der hl. katholischen Kirche? Wer vermöchte nicht einzusehen, daß die Empörung gegen ihr Ansehen eine Empörung gegen Gott ist? Warum sollte man ihr nicht trauen, ihrer Aussage keinen Glauben beimessen? Hat man wohl das Recht, sie einer Lüge zu beschuldigen? Wie Christus und die Apostel vor beinahe zweitausend Jahren gelehrt, so und nicht anders lehrt sie noch heute. Diejenigen, welche sie schmähen, lästern, die Gläubigen verhöhnen, weil sie sich ihr unterwerfen, verdienen sie etwa mehr Zutrauen, als die katholische Kirche? Man untersuche einmal, wessen Geistes Kinder sie sind, man prüfe ihre Grundsätze, ihre Thaten, man schließe von den Früchten auf den Baum.** Wo ist ihr göttlicher Beglaubigungsschein? Ja, eben der unversöhnliche Haß, womit sie die Kirche schmähen und verfolgen, ist ein schlagender Beweis gegen sie, ein Beweis, daß sie das ganze Gewicht des göttlichen Ansehens der Kirche fühlen. Es ist ein tiefer und eben so wahrer Gedanke, den im Jahre 1817 ein berühmter Staatsmann (Herr von Bonald) in der französischen Kammer der Abgeordneten aussprach: „Ich sage Dank meinem Jahrhundert, daß es mir durch seinen Haß gegen die Kirche Christi einen neuen Beweis für deren Wahrheit lieferte; denn so rasend vermag der Mensch nichts als die Wahrheit zu hassen!" Jeder falsche Glaube fühlt nämlich, daß er den wahren als seinen überlegenen und unversöhnlichen Gegner ansehen muß; daher der wütende Haß. Es ist der Haß Satans, der Gott von seinem Throne stürzen möchte, und wütet, daß er es nicht vermag.

Die Gegner unserer hl. Kirche pflegen uns den Vorwurf zu machen, daß wir bei der so eben aufgestellten Beweisführung einen sogenannten Trugschluß begehen, als würden wir nämlich auf die Frage: woher wißt ihr, daß die hl. Schrift die Wahrheit sagt? antworten: weil die Kirche es uns lehrt; und dann auf die zweite Frage: woher wißt ihr aber, daß die Kirche die Wahrheit spricht? neuerdings erwidern, weil die hl. Schrift es uns lehrt. Dieser Vorwurf beruht aber auf einer doppelten Unwahrheit. Erstens ist es falsch, daß wir, um die Wahrheit der hl. Schrift darzuthun, uns lediglich auf das Zeugnis der Kirche berufen. Allerdings läßt sich einzig durch die Lehre der Kirche beweisen, daß die hl. Schrift ein *göttliches*, d. h. ein vom hl. Geiste eingegebenes Buch ist, und unsere Gegner selbst bemühen sich vergebens, einen andern stichhaltigen Beweis dafür aufzustellen. Daß aber die hl. Schrift *glaubwürdig* und *unverfälscht* sei, mithin nur Wahrheit enthalte, dafür haben wir, außer dem Zeugnisse der Kirche für ihre Göttlichkeit, noch manche andere vollgültige Gründe, wie wir es in den folgenden Fragen zeigen werden. Zweitens ist es eine nicht minder falsche Behauptung, daß wir einzig auf das Zeugnis der hl. Schrift hin unserer Kirche glauben. Auch abgesehen von dem Zeugnisse der Schrift wissen wir sehr gut, daß die hl. Kirche uns nicht täuschen und betrügen will. Dafür bürgt uns schon, wie oben gezeigt worden, ihre in so vielen Kämpfen

---

* Siehe im Katechismus Abriß Religionsgeschichte, Schlußwort, Nr. 5. 6. 7. 8.

** Siehe Abriß der Religionsgesch. §. 43. 44. 47.

und Leiden erprobte Treue, Liebe, Ausdauer, die Heiligkeit ihrer Lehre, die reichlichen Segnungen ihres Wirkens. Daß sie auch selbst nicht getäuscht und den treuen Kindern, die ihr folgen, nicht ein unheilvolles Irrlicht sei, dafür bürgt uns Gott selbst, der sie nach dem unabweislichen, durch zahllose Denkmäler bekräftigten Zeugnisse der Geschichte gestiftet; Gott selbst, der sie alle Jahrhunderte hindurch als eine göttliche, untrügliche Heilsanstalt durch den Glanz der Wunder, durch unausgesetzte Siege und Triumphe über die Macht ihrer Feinde verherrlicht hat. Wer diesen ihr von Gott ausgestellten und besiegelten Beglaubigungsschein vorurteilsfrei prüft, der wird leicht einsehen, daß an der Wahrhaftigkeit der Kirche noch zweifeln Frevel gegen Gott selbst wäre.* Wenn wir nun bei unserer Beweisführung nebenbei auch auf die im Evangelium aufgezeichneten Thatsachen und Verheißungen hinweisen, so fragen wir nicht vorerst, ob deren Verfasser unter Eingebung des hl. Geistes geschrieben haben; es reicht zu unserm Beweise hin zu wissen, daß sie die Wahrheit reden, was wir, wie gesagt, auch abgesehen von der Unfehlbarkeit der Kirche, sehr wohl erkennen und mit den besten Gründen erhärten.

Wie erkennen wir, daß die hl. Schrift, auch abgesehen von den unfehlbaren Entscheidungen der Kirche für ihre Göttlichkeit, glaubwürdig und unverfälscht sei, mithin nur Wahrheit enthalte?

Dieses erkennen wir eben so, wie wir es bei vielen andern Büchern oder schriftlichen Urkunden erkennen. Wer aus treuer Hand einen Brief empfängt und weiß, daß derjenige, welcher ihn geschrieben, die Wahrheit sagen konnte und wollte, auch sagen mußte, der zweifelt nicht daran, daß ihm der Brief auch Wahrheit berichte. Gerade so verhält es sich auch mit der hl. Schrift. Da aber die Beweise, welche von den Gelehrten für jedes biblische Buch aufgestellt werden, hier schon um der Kürze willen nicht angeführt werden können, so ist vorläufig zu bemerken, daß, um die Glaubwürdigkeit und Unverfälschtheit der hl. Schrift zu beweisen, es eigentlich hinreicht, die Wahrheit der Wunder zu zeigen, welche Christus nach dem Berichte der Evangelien gewirkt hat, um kund zu thun, daß er wahrhaft Gottes Sohn sei, und seine Lehre von Gott komme. Denn ist dieses einmal erwiesen, so steht es ebenfalls fest, daß unsere Religion göttlich ist, d. h. Gott zum Urheber hat; und daraus ziehen wir ferner den Schluß, daß die gesamte hl. Schrift nichts anderes als Wahrheit lehre, mithin durchaus glaubwürdig und unverfälscht sei. Und wohl mit Recht schließen

* „Ja, die Kirche ist schon an und für sich, nämlich wegen ihrer wunderbaren Ausbreitung, vorzüglichen Heiligkeit und unerschöpflichen Fruchtbarkeit an allen Gütern, wegen ihrer katholischen Einheit und unüberwindlichen Fortdauer ein großartiger und beständiger Beweisgrund ihrer Glaubwürdigkeit und ein unwiderlegliches Zeugnis für ihre göttliche Sendung.“ (Vatikan. Konzil, Sitz. 3. Kap. 3.)

wir so. Denn in der hl. Schrift ist ja die Lehre dieser göttlichen Religion großenteils enthalten, da bekanntlich aus ihr und aus der Tradition die Kirche Christi sowohl ihre Glaubens- als Sittenlehre schöpft. Wie könnte nun aber Gott zulassen, daß die Religion, die er zum Heile der Menschen gestiftet hat, schon in ihren Quellen vergiftet wäre, d. h. uns Lüge für Wahrheit darböte? Wie könnte er, der die ewige Wahrheit selbst ist und alle Lüge unendlich haßt, unter der Strafe ewiger Verdammnis uns befehlen, eine Religion anzunehmen, die sich erlaubte, uns verfälschte, lügenhafte Urkunden darzureichen mit der Versicherung, daß sie die lautere Wahrheit seien? Und wie wäre es möglich, daß er eine Religion, die uns so schändlich hinterginge, augenscheinlich in Schutz nähme, durch unleugbare Wunder bekräftigte und durch die glänzendsten Siege und Triumphe verherrlichte? Nein, dies ist nicht möglich. Wer immer also die Wahrheit der Wunder annimmt, welche in dem hl. Evangelium aufgezeichnet sind, der muß auch die Wahrheit der ganzen hl. Schrift anerkennen.

Daß nun die Wunder, welche die Evangelien oder auch die Apostelgeschichte uns berichten, wirklich wahr seien, darüber kann kein vernünftiger Zweifel obwalten. Die Verfasser dieser Schriften sind höchst glaubwürdig; sie konnten, wollten und mußten die Wahrheit sagen. Sie konnten es, denn was sie uns berichten, das alles hatten sie entweder selbst gesehen, oder von getreuen Augenzeugen vernommen. Die Verfasser sind nämlich, wie alle Welt weiß, wie die ältesten und ehrwürdigsten Urkunden es beweisen, wie selbst die Irrlehrer und sogar die bittersten Feinde des Christentums, Juden und Heiden, es niemals leugneten, Matthäus, Markus, Lukas und Johannes.* Die drei ersten verfaßten ihre Evangelien

* Um beispielsweise nur eine Urkunde anzuführen, verweisen wir auf den sehr alten Kirchenvater, den hl. Bischof und Märtyrer Irenäus. In seinem 3. Buche gegen die Ketzereien behandelt er ausführlich diesen Gegenstand. Er nennt die Verfasser der Evangelien Matthäus, Markus, Lukas und Johannes, Matthäus und Johannes Apostel, Markus und Lukas Jünger und Gefährten der Apostel; er citiert aus jedem den Anfang und mehrere Stellen, beteuert wiederholt, „daß es nicht mehr und nicht weniger als jene vier Evangelien giebt; diese allein seien der Kirche von den Aposteln übergeben, diese allein wahr und gewiß; so begründet sei ihr Ansehen, daß selbst die Irrlehrer Zeugnis dafür ablegen." Niemand ist wohl imstande, zuverlässigere Kunde über die Verfasser der Evangelien zu geben, als eben der hl. Irenäus. Er war einer der berühmtesten Lehrer seiner Zeit, ein gottseliger Bischof, der vor allem die Pflicht im Auge hatte, die göttliche Lehre unversehrt zu überliefern. Er verlebte seine Jugend beim hl. Polykarp, Bischof von Smyrna. Ohne allen Zweifel hat er von diesem Schüler des hl. Evangelisten Johannes oder von einem andern Schüler der Apostel sich genaue Kenntnis über die Echtheit der Evangelien verschafft, da er kein Bedenken trägt, dieselben in dem an-

noch vor der Zerstörung Jerusalems, wie dieses sich schon aus dem Inhalte derselben ergiebt; nach ihnen, noch vor dem Ablaufe des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, schrieb der hl. Johannes, der Lieblings-Jünger und getreue Gefährte Jesu, der sich dem Heiland beim Beginne seines öffentlichen Lebens angeschlossen und ihn nie verlassen hatte. Sie schrieben die Wunderthaten nieder, welche Jesus öffentlich vor aller Augen beim hellen Tageslichte vollbracht hatte, also nicht Thatsachen, welche im Verborgenen oder vor undenklichen Zeiten geschehen waren. Wie ungereimt wäre es da zu leugnen, daß sie die Wahrheit wissen konnten! — Nicht minder unbezweifelt ist es auch, daß sie die Wahrheit, die reine Wahrheit sagen wollten. Schon die Art und Weise, wie sie die Thatsachen erzählen, überzeugt von der Aufrichtigkeit ihrer Gesinnung. Man nenne uns einen Geschichtschreiber, der schlichter, anspruchsloser, offenherziger erzählt, als sie. Wem kann es einfallen, in der unnachahmlichen Einfalt des hl. Evangeliums die Sprache eines Schwärmers oder Betrügers zu erkennen? Und wie ließe es sich bei der allergeringsten Menschenkenntnis auch nur denken, daß die Apostel nichts anderes im Sinne hatten, als durch Schreiben und Predigen der Welt ein albernes Märchen aufzubinden? Was hätten sie dabei zu gewinnen, welchen Lohn in diesem oder jenem Leben dafür zu hoffen gehabt? Läßt sich wohl Ungereimteres ersinnen, als daß sie, die armen, schlichten Männer, bloß um der Freude willen, die Welt betrogen zu haben, den grimmigsten Haß ihrer Landsleute, der Hohenpriester, Richter und Kaiser auf sich laden und immerwährende Verfolgung, Geißelhiebe, Ketten und Bande, selbst den Tod leiden wollten? Wer verdient wohl eher Glauben, als Zeugen, die, um die Wahrheit ihrer Aussage zu bekräftigen, sich peinigen und hinwürgen lassen? — Wären sie aber auch so unbegreiflich tollsinnig gewesen, um einen solchen Plan zu fassen, wie war es ihnen möglich, denselben auszuführen? Wo hätten unwissende Leute, und in der Voraussetzung, daß sie Betrüger waren, die lasterhaftesten Leute, eine so reine und erhabene Sittenlehre hergenommen, wie jene des Evangeliums ist, eine Sittenlehre, welche alles übertrifft, was je die größten Weltweisen mittels der beharrlichsten Geistesanstrengung ersonnen haben? Wie hätten sie den so heiligen, bewunderungswürdigen Charakter Jesu erfinden können, der ganz im Widerspruche mit den Sitten, den Vor-

---

gezogenen Werke „Säulen und Grundfesten der Kirche“ zu nennen. — Nach solchen unumstößlichen Zeugnissen aus den Zeiten des Urchristentums kommen wohl die Einfälle eines Strauß und ähnlicher Kritiker etwas zu spät! Mit bloßen Träumereien vernichtet man nicht geschichtliche Urkunden.

urteilen, der Erziehung und Ansicht der damaligen Juden ist?* Wären aber die Evangelien Erdichtung, so hätten ihre Verfasser auch die Lehre und Lebensgeschichte Jesu erdichten müssen.** Doch gesetzt, es wäre ihnen solche Dichtung glücklich gelungen, wie war es ferner möglich, daß ein von den handgreiflichsten Lügen strotzendes Werk zum Ansehen eines göttlichen Buches gelangen konnte, und daß es dieses Ansehen achtzehn Jahrhunderte lang bei allen aufgeklärten Völkern, ja bei den größten Denkern behauptete? Ich sage: die „handgreiflichsten Lügen." Denn, wie schon bemerkt worden, erzählen die Evangelisten nicht Begebenheiten, die etwa einige tausend Jahre vor ihnen in irgend einem unbekannten Erdwinkel sich ereignet haben sollen, sondern welche zu ihrer Zeit im Judenlande vor aller Augen geschehen sind. Ihre Bücher wurden geschrieben und verbreitet in einer Zeit und an solchen Orten, wo Hunderttausende, ja Millionen die Wahrheit ihrer Aussage wissen und prüfen konnten. Denn darin kommen doch alle überein, und unzählige Zeugnisse von der Apostelzeit bis auf die unsrige bestätigen es, daß die Evangelienbücher mit dem Christentum und das Christentum mit diesen Büchern ans Licht traten; ferner, daß das Christentum in eben diesem Lande seinen Ursprung nahm, wo die in den Evangelien angeführten Ereignisse sollen stattgefunden haben. Gesetzt nun, es käme heute jemandem in den Sinn, uns glauben zu machen, daß dieser Tage einer vom

---

* Selbst J. J. Rousseau, der berüchtigte französische Freidenker, gesteht, daß „niemals jüdische Schriftsteller diesen Charakter, diese Sittenlehre erfunden haben würden, und daß das Evangelium so große, so auffallende, so ganz unnachahmliche Kennzeichen der Wahrheit habe, daß sein Erfinder ein noch außerordentlicherer Mensch hätte sein müssen, als sein Held." (Emil, Teil 5.).

** Es ließe sich hier ferner die Frage stellen: Wenn die Evangelien bloß Erdichtung sind, wie der Unglaube unserer Zeit es auszusprechen sich nicht entblödet, wie kommt es, daß Justinus und Tertullian in ihren Schutzschriften die Heiden auf die amtlichen Urkunden des Landpflegers Pontius Pilatus, die im Römischen Archive sich vorfanden, verweisen durften? Wie geschah es, daß der Römische Kaiser Alexander Severus, wie Lampridius, ein heidnischer Schriftsteller, berichtet, Christum unter seinen Hausgöttern verehrte und den Entschluß gefaßt hatte, ihm öffentliche Tempel (was auch dem Kaiser Hadrian zugeschrieben wird) zu erbauen? Nicht der Tod der Missethäter, den Christus erduldet hat, konnte jenen dazu bestimmen, auch nicht dessen Lehre, welche die Verdammung der heidnischen Religion enthielt: also nur die Wunder, welche Christus im Angesichte der ganzen Welt gewirkt hat. Und hätte man auch die Wunder Christi und der Apostel beseitigt, so bliebe immer noch zu erklären, woher denn die Wunderkraft kommt, welche so viele hl. Männer bis auf unsere Zeit herab durch Anrufung des Namens Jesu ausgeübt haben. Man erinnere sich z. B. der Wunder, welche durch den hl. Franz Xaver gewirkt und auch von protestantischen Schriftstellern berichtet sind.

Himmel herabgestiegen sei und die erstaunlichsten Wunder wirke; in unserer Gemeinde, vor unsern Augen habe er Tote zum Leben auferweckt, Blinde sehend, Lahme gehend gemacht u. dgl. mehr. Wer würde einem solchen Wahnsinnigen Glauben schenken? Und was würden wir von einem Buche halten, in welchem dieser bare Unsinn aufgezeichnet wäre? Würden wir es nicht mit Entrüstung oder doch mit einem mitleidigen Lächeln über den verrückten Einfall wegwerfen? Wie hätte es also den Aposteln und ihren Evangelien ergehen müssen, wenn die Wunder, die sie uns in denselben erzählen, erdichtet wären? Hätte nicht jedermann ihnen erwidert: Wie erdreistet ihr euch, uns derlei Albernheiten vorzuschwatzen? Wo ist denn der Blindgeborne, der das Augenlicht wieder erlangt haben soll? Wo die von den Toten erstandene Tochter des Jairus? Wo die Witwe von Naim und ihr Sohn? Wo jener Lazarus, der vier Tage im Grabe lag? Wo sind die Lahmen, die Tauben, die Gichtbrüchigen, die geheilt worden sind? Kein Mensch weiß davon. Und was träumt ihr da von dreistündiger Finsternis, die den ganzen Erdkreis bedeckt haben soll? von Felsen, die zersprangen,* von Gräbern, die sich öffneten, von Leibern der Heiligen, die erschienen, vom Vorhange des Tempels, der zerriß? Auch wir haben Augen und Ohren. Wahrhaftig! entweder seid ihr wahnsinnig, oder ihr haltet uns alle für wahnsinnig. Und es soll die ganze Welt (man höre und staune!) diese so offenbaren, schamlosen Lügen, auf die Aussage einiger armen, unwissenden Fischer, ohne weiters angenommen und achtzehn Jahrhunderte als unleugbare Thatsachen, als göttliche Wahrheiten geglaubt und verehrt haben! Sogar Millionen sollen in dem festesten Glauben an dieselben jede Art von Verfolgung, ja den qualvollsten Tod erduldet haben! Ist ein solcher Widersinn wohl denkbar?**

---

* Noch heute sieht man auf dem Kalvarienberge diese gespaltenen Felsen, und gelehrte Naturforscher, wie die Engländer Millar, Maundrell, haben nach genauer Untersuchung an Ort und Stelle nachgewiesen, die Spalten seien derart, daß sie nicht die Wirkung eines natürlichen Erdbebens, sondern einer übernatürlichen Kraft sein müssen. Denn die Spalten haben nicht, wie es bei natürlichen Erschütterungen geschieht, den Lauf der Adern, sondern durchschneiden diese in vielfachen Winkeln. (Mislin, die heiligen Orte Bd. 2. S. 291 ff. — Bullet, Reponses critiques T. 3. p. 325).

** „Meint ihr wohl," fragt Arnobius, der zur Zeit der Diokletianischen Verfolgung lebte, die Heiden, „meint ihr, die Menschen damaliger Zeit wären bis zu dem Grade albern, blödsinnig und toll gewesen, sich einzubilden, dasjenige, was sie nie gesehen hatten, doch wirklich gesehen zu haben? Nein! Durch die Kraft der Wahrheit selbst besiegt, unterwarfen sie sich Gott dem Herrn und hielten es nicht für Verlust, auch ihre Glieder zum Zerreißen und ihre Leiber zum Zerfleischen hinzugeben." (Disp. adv. gentes I. 1. n. 54. 55.)

Es liegt demnach am Tage, daß die hl. Evangelisten die Wahrheit nicht nur schreiben konnten und wollten, sondern es auch mußten, weil sie niederschrieben, was Hunderttausende, die damals noch lebten, was Jerusalem und ganz Judäa mit eigenen Augen gesehen oder von Augenzeugen vernommen hatten, und zwar von solchen, welche Haß und Neid antrieben, alles unnachsichtlich und auf das genaueste zu prüfen.

Von den Evangelien ließe sich zur Apostelgeschichte übergehen. Hier wäre die Beweisführung für die Wahrheit der erzählten Thatsachen sogar noch schlagender, weil der Schauplatz der Apostelgeschichte nicht mehr Judäa allein, sondern der größte Teil der damals gesitteten Welt, Asien, Cypern, Macedonien, ja die ruhm- und volkreichsten Städte, Rom, Athen, Korinth, Antiochien u. a. m. sind. „Sie ist eine allgemeine Geschichte aus der damaligen Zeit, die angesichts der ganzen Welt geschrieben wurde und überall Zeugen finden mußte, welche imstande waren, über die Wahrheit oder Falschheit der darin erzählten Thatsachen zu urteilen."*

Man vergesse übrigens nicht bei der Beweisführung für die Wahrheit der denkwürdigen Thatsachen oder Wunder, welche in den Evangelien und in der Apostelgeschichte aufgezeichnet sind, zu beachten, daß das Christentum sich hauptsächlich auf dieselben stützt. Sind diese erlogen, so ist dasselbe auch nur Lüge. Wie vermag aber wohl der gesunde Menschenverstand einzuräumen (was schon bemerkt worden und nie genug eingeschärft werden kann), daß eine Religion, deren Lehre so heilig, deren Segnungen so unverkennbar sind, deren Reich sich bis an die Grenzen der Erde erstreckt, die, während Throne stürzten, allzeit bestürmt, immer siegte; daß eben diese Religion, welche von dem Glanze so vieler Tugenden strahlt, welche zur Aufklärung der Welt, zur Gesittung der Völker und zur Linderung ihrer Leiden so Wunderbares geleistet hat und immerfort leistet — daß diese Religion nicht mehr als ein elendes Machwerk des Truges, der schamlosesten Lüge sei? Dennoch muß diesen so grellen Unsinn jeder behaupten, welcher die Glaubwürdigkeit der hl. Schrift leugnet. Wohl mit Recht sagt der gelehrte Bossuet zu den Ungläubigen seiner Zeit: „Ihr Thoren! um nicht unbegreifliche Wahrheit glauben zu müssen, glaubet ihr den allerunbegreiflichsten Unsinn."

Zur Entschuldigung seines frechen Unglaubens gibt der Freigeist vor, daß die Evangelisten in ihrer Erzählung einander widersprechen und darum keinen Glauben verdienen. Allein dieser Vorwurf ist grundfalsch; denn tausendmal hat man den stolzen Geistern, welche in unsern hl. Büchern nur Ungereimtheit sehen möchten, bündigst dargethan, daß alles in denselben im schönsten Einklange steht, und daß die scheinbaren Widersprüche, welche mitunter vorkommen, weil z. B. der eine Evangelist ausführlicher oder mehr der Zeitfolge nach

* S. Nikolas, philosophische Studien über das Christentum. Bd. 4. Kap. 3.

erzählt als der andere, so wenig ihrer Glaubwürdigkeit Abbruch thun, daß sie dieselbe vielmehr bekräftigen. Gerade sie sind ein augenscheinlicher Beweis, daß die hl. Schriftsteller keineswegs hintergehen wollten, sondern in argloser Herzenseinfalt und in der festesten Überzeugung von der Wahrheit ihrer Angabe schrieben; sonst wären sie gewiß, was ihnen sehr leicht gewesen wäre, vorerst untereinander überein gekommen, wie sie alles recht fein erzählen wollten, damit ja nicht der leiseste Schein von Widerspruch durchblickte.

Andere weigern sich, den Evangelien zu glauben, weil dieselben wunderbare Thatsachen und Ereignisse anführen. Sind sie aber nicht eben deswegen um so glaubwürdiger, da sie trotz der Dinge, die unglaublich scheinen, dennoch so fest und allgemein geglaubt wurden? Hätten die Evangelisten nur solche Thatsachen erzählt, die keine Aufmerksamkeit erregen und leicht geglaubt werden, so würde man vielleicht ihre Erzählung ohne genauere Prüfung für wahr gehalten haben. Da sie nun aber Dinge berichten, die beim ersten Anblicke als unglaublich erscheinen, dergleichen man früher nie weder gesehen noch gehört hatte, so versteht es sich von selbst, daß man sich nach der Wahrheit derselben genau erkundigte und sie nur deswegen glaubte, weil sie bei strenger Prüfung sich vernünftiger Weise nicht bezweifeln ließen. Ja, unglaublich mußten anfangs die Wunder Jesu erscheinen, und dies um so mehr, als man sie einem Menschen zuschrieb, welcher auf die Anklage des hohen jüdischen Rates vom römischen Landpfleger zum schmählichsten Tode der Missethäter verurteilt worden war. Wären aber dieselben falsch gewesen, wie leicht hätte man nicht den Betrug entdecken können, da es sich hier um offenkundige Thatsachen und Ereignisse handelt, um solche, wobei Neid, Haß und Eifersucht alles ausspähten, um Täuschung, List oder sonst etwas Tadelhaftes zu entdecken!

Es war bisher von den neutestamentlichen Büchern vornehmlich die Rede; der bereits aufgestellte Beweis gilt aber, wie gleich anfangs angedeutet wurde, für die ganze hl. Schrift, mithin auch für die alttestamentlichen Bücher. Die Religion des alten und des neuen Bundes ist im Grunde eine und dieselbe. Der ganze alte Bund mit seinen Opfern, Weissagungen und wundervollen Schicksalen war nur Vorbedeutung und Verheißung des neuen, welcher dessen Erfüllung und Vollendung ist. An den Erlöser, der kommen sollte, glaubte der alte Bund; an den gekommenen glaubt der neue. Aber immer ist es Glaube an denselben Erlöser, also im wesentlichen dieselbe Religion. Das alte und das neue Testament hangen demnach unzertrennlich zusammen; beide müssen göttlich, oder beide ein sinnloses Gewebe von Lug und Trug sein. Wie hätte aber ein schändliches Lügengewebe Jahrtausende lang trotz aller Anfeindungen bestehen können, das Gepräge der Göttlichkeit unverkennbar an sich tragend? Lehrt nicht die Vernunft sowohl als die Erfahrung, die Wahrheit allein sei unsterblich, was aber auf Lüge und Trug gebaut ist, müsse sich auflösen und zerfallen? Ist aber die Religion sowohl des

alten als des neuen Bundes göttlich, so kann sie uns nicht täuschen, so kann sie uns in ihren heiligen Schriften, wie schon gesagt worden, nicht Falschheit für Wahrheit darbieten. Enthielten die alttestamentlichen Schriften Unwahrheit, wie hätte Jesus sich auf ihr Zeugnis berufen dürfen? (Joh. 5, 39.) Wie hätte er sagen können, wenn man denselben nicht glaube, so „würde man auch dann nicht glauben, wenn jemand von den Toten auferstände"? (Luk. 16, 31.) Und was hätte es den Aposteln genützt, die Erfüllung der alttestamentlichen Prophezeiungen nachzuweisen, wenn dieselben unterschoben wären? Läßt sich dies wohl im Ernste denken, ohne die hl. Apostel zu lästern? Sonach ist die Glaubwürdigkeit und Unverfälschtheit des alten Testamentes ohne weitere Belege hinlänglich erwiesen.

Brauchte es noch mehr, so wäre es leicht, auch von den Verfassern der alttestamentlichen Bücher nachzuweisen, daß sie die Wahrheit schreiben konnten, wollten und mußten. Um nur einiges von den Büchern Moses, den ältesten und inhaltreichsten von allen, zu erwähnen, so steht fest, daß derjenige, dessen Namen sie tragen, auch ihr Verfasser ist. Diese Überzeugung bestand von jeher bei der ganzen jüdischen Nation. Dieses bezeugen auch die Propheten, welche nach Moses auftraten. Dasselbe bezeugen einstimmig die Samariter, wiewohl sie stets abgesagte Feinde der Juden waren; dasselbe die heidnischen Schriftsteller, welche von der jüdischen Nation Kenntnis hatten. Vor allen aber gilt das oben angeführte Zeugnis Jesu Christi. Daß Moses nun unmöglich die wunderbaren Thatsachen, die er aufzählt, erdichten konnte, ist eben so klar, als dieses hinsichtlich der Evangelisten nachgewiesen worden ist; denn das Volk Israel, vor dessen Augen er seine Bücher schrieb, mußte doch wissen, ob es trocknen Fußes durch das rote Meer gewandert sei, ob es unter wunderbaren Umständen vom Himmel gefallenes Brot gegessen habe u. s. w., oder nicht. Sind aber jene Begebenheiten wahr, hat Moses die Wunder, die ihm zugeschrieben werden, in der That gewirkt, so ist er das, wofür er sich ausgab, nämlich ein Gesandter Gottes, in dessen Auftrag er die Wahrheit schrieb; folglich ist auch alles das, was er von den vergangenen Jahrhunderten bis hinauf zur Erschaffung der Welt erzählt, reine Wahrheit. Und er verdient auch in bezug auf jene uralten Begebenheiten, welche bis zur Wiege des Menschengeschlechtes hinaufreichen, um so eher Glauben, als er nicht nur durch göttliche Erleuchtung, sondern wegen der damaligen langen Lebensdauer der Menschen auch durch mündliche Überlieferung vieles wissen konnte. Denn Adam lebte noch mit Mathusalem, und dieser mehrere Jahrhunderte mit Noe; Noe aber lebte drei

und sechzig Jahre mit Thare, dem Vater Abrahams. Zwischen Abraham und Moses aber zählt man nur drei Geschlechtsreihen. So reichte also Moses an Abraham, Abraham an Noe, Noe an Adam. Somit ist Moses Zeugnis auch in dieser Hinsicht von höchstem Gewichte.

Daß in der katholischen Kirche die hl. Schrift auch stets unverfälscht geblieben, d. h. daß sie im Laufe der Zeit weder absichtlich noch unabsichtlich entstellt worden, sondern ihrem Inhalte nach so auf uns gekommen ist, wie sie aus der Hand ihrer Verfasser hervorgegangen, folgt — 1) schon aus dem oben angeführten Beweise. Denn, wie wir gesehen, ist die hl. Schrift eine von den Quellen, welche die von Gott geoffenbarten Lehren enthalten; aus dieser Quelle also sollen zu allen Zeiten die Menschen das lebendigmachende Wasser schöpfen, welches zum ewigen Leben fließt; so war es der Wille unsers Heilandes. Mußte er nun nicht auch diesem seinem Willen gemäß Vorsorge treffen, daß die Quelle stets rein bliebe und gesundes Wasser enthielte? Nein, unmöglich kann es geschehen, daß die in der hl. Schrift enthaltene Glaubens- und Sittenlehre verfälscht, und uns so für die seligmachende Wahrheit das tödliche Gift der Lüge dargeboten werde. — 2) Daß in der katholischen Kirche die hl. Schrift stets unverfälscht geblieben ist, erkennen wir ferner daraus, daß die Kirche die hl. Schrift stets als Gottes Wort verehrt und darum nie die geringste Änderung daran zulassen konnte. Die hl. Bücher waren den Christen das Kostbarste, was sie besaßen, was ihnen teurer war, als selbst das Leben. Von den ersten Christen bezeugt uns ausdrücklich die Geschichte, daß viele derselben lieber den peinlichsten Tod erduldeten, als daß sie die hl. Bücher den heidnischen Tyrannen auslieferten.[7] Daß sie nun einen so kostbaren Schatz, den sie sogar mit Hingabe ihres Lebens zu schützen suchten, auch ganz und unverkümmert erhalten wollten, leuchtet wohl von selbst ein. Was von den Christen in bezug auf die hl. Schrift gesagt werden muß, dasselbe gilt in gleicher Weise von den Juden hinsichtlich des alten Testamentes. Denn der jüdischen Nation waren und sind noch heute die Bücher Moses eben so ehrwürdig und heilig, wie es uns Christen die heiligen Evangelien sind. Sie verehrten in denselben das Wort Gottes, die Grundlage ihrer Religion, ihrer Verfassung und ihrer Rechte. Philo aus Alexandrien, ein Jude, welcher zur Zeit Christi lebte, schreibt von seinen Glaubensgenossen, daß jeder von ihnen eher sterben, als in eine Änderung an ihren heiligen Urkunden einwilligen würde. Mit solcher Sorgfalt hüteten die Juden dieses hl. Kleinod ihrer Religion, daß sie noch in späterer Zeit alle Verse, alle Wörter, ja sogar alle Buchstaben gezählt haben,

um auch die geringste Veränderung sogleich wahrzunehmen. — Auch war die Unversehrtheit der hl. Schrift von jeher aufs strengste überwacht. Die Bücher Moses wurden im Allerheiligsten neben der Bundeslade aufbewahrt. Der hl. Verfasser hatte sie selbst den geweihten Händen der Priester, welche die Bundeslade trugen, übergeben und geboten, dieselben jedesmal beim großen Laubhüttenfeste dem sämtlichen Volke vorzulesen. So wurden auch die neutestamentlichen Bücher von den Aposteln den ehrwürdigen Händen der Bischöfe, ihrer Gehilfen und Nachfolger, anvertraut. Unter der Aufsicht der Bischöfe machte man die Abschriften, welche in den verschiedenen Kirchen während des Gottesdienstes vorgelesen wurden. Für die Unversehrtheit des hl. Textes war dabei auf das gewissenhafteste gesorgt. Ein gewisser Macedonius verlor sein Bistum, weil er nur einen einzigen Buchstaben in dem ersten Briefe des hl. Paulus an Timotheus änderte. Ein anderer erregte großes Ärgernis, weil er für ein Wort im Evangelium, welches er nicht edel genug fand, ein zierlicheres, jedoch gleichbedeutendes setzte. Und wider einen Vorleser erhob sich, wie uns der hl. Augustin berichtet, eine ganze kirchliche Gemeinde, weil er ein Wort in der Prophezeiung des Jonas anders, als gewöhnlich übersetzt, las. [8] — 3) Überdies war die hl. Schrift so allgemein bekannt und verbreitet, daß sie unmöglich verfälscht werden konnte, ohne daß man es sogleich gemerkt hätte. Die hl. Bücher sowohl des alten als des neuen Testamentes waren frühzeitig in viele Sprachen übertragen, allenthalben verbreitet, fleißig erklärt und gelesen. Denn in ihnen suchte der Gläubige Belehrung, Stärke, Rat und Trost; in ihnen sollte nach Moses Vorschrift der Israelit betrachten Tag und Nacht, zu Hause und auf der Reise. Der Priester oder Schriftgelehrte mußte sie dem Volke unablässig erklären und einschärfen. Aus ihnen mußte der Vater seine Kinder unterweisen, und der König in Israel war durch ein eigenes Gesetz verpflichtet, „alle Tage seines Lebens" in denselben zu lesen. Wie läßt sich nun denken, daß Bücher, welche dem Gedächtnisse von Tausenden eingeprägt waren, welche ganz oder teilweise in den Händen von Millionen und nebstdem in so vielen Büchersammlungen sich fanden, welche in allen bekannten Sprachen übersetzt existierten, und deren Worte in so vielen andern Schriften citiert standen, — daß solche Bücher absichtlich verfälscht wurden, ohne daß das schärfste und wachsamste Auge die Verfälschung wahrnahm? Nahm man sie aber wahr, wie war es dann möglich, daß man solchen Frevel schweigend duldete, daß die Vorsteher ihn nicht rügten? Gesetzt aber auch, so unmöglich es immer ist, die Juden wären alle übereingekommen, ihre hl. Bücher zu verfälschen, würden nicht sogleich ihre unver-

söhnlichen Gegner, die Samariter, denen die fünf Bücher Moses nicht minder ehrwürdig als den Juden waren, sie öffentlich des schändlichsten Betruges beschuldigt haben? Eben so gewiß würden die Irrgläubigen der ersten Jahrhunderte und später die abtrünnigen Griechen die Römische Kirche vor aller Welt angeklagt haben, wenn diese auch nur die geringste Verfälschung gewagt hätte.

Es mußten zwar, als die Abschriften sich vermehrten und nicht mehr alle unter den Augen kirchlicher Vorsteher verfertigt wurden, sich nach und nach manche Schreibfehler einschleichen, wie auch jetzt noch Druckfehler vorkommen; allein diese waren leicht bemerkbar und konnten wenigstens durch Sammlung und Vergleichung verschiedener Handschriften erkannt werden. Und die Kirche sparte zu keiner Zeit weder Kosten noch Mühe, um die Herausgabe korrekter, von Schreib- und Druckfehlern geläuterter Bibeln zu befördern.[9]

Außer den Beweisen, die wir bisher für die Glaubwürdigkeit und Unverfälschtheit der hl. Schrift angeführt haben, stellen die Gelehrten noch manche andere auf, die wir nicht einmal erwähnen konnten. Aber schon aus dem Gesagten ist es leicht einzusehen, daß auch der Ungläubige, welcher das göttliche Ansehen der Kirche verwirft, einräumen muß, es gebe keine Geschichte, deren Wahrheit so gut verbürgt sei, als diejenige, welche in der hl. Schrift aufgezeichnet ist, und insbesondere als die Geschichte unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi. Man würde sich lächerlich machen, wollte man hartnäckig leugnen, daß es in den Zeiten vor Christus z. B. einen großen Eroberer Namens Alexander gab, der den König von Persien besiegte, oder einen weltberühmten Feldherrn, Namens Cäsar, welcher nach großen Kriegsthaten mitten im Senate ermordet wurde, oder auch einen griechischen Weltweisen, Sokrates mit Namen, welcher verurteilt wurde, den Giftbecher zu trinken. Wohl thöricht und belachenswert ist der, welcher ohne Grund und Einsicht eine geschichtliche Thatsache leugnet, deren Wahrheit allgemein anerkannt ist. Wir dürfen jedoch dreist fragen, ob wohl die Bücher oder geschichtlichen Urkunden, welche uns jene oder andere Thatsachen berichten, eben so gut beglaubigt seien, als die hl. Schrift? Wo wurde je ein Buch gefunden, für dessen Wahrheit der Verfasser bereit war, sein Leben hinzugeben, und Tausende ihr Blut vergossen? ein Buch, das so heilig verehrt, durch so viele tausend Abschriften und Abdrücke vervielfältigt worden, dessen Fälschung sonach unmöglich ist, ohne daß man sie alsbald bemerke? Will man etwa entgegnen, daß die Geschichte Cäsars und Alexanders offenkundig und durch die Übereinstimmung mit andern historischen Berichten und Denkmälern bestätigt

sei, so ist auch in dieser Hinsicht kein Buch mit der hl. Schrift zu vergleichen. Die Religionsgeschichte, die in den hl. Büchern aufgezeichnet ist, bildet gleichsam eine unzerreißbare Kette von offenkundigen, weltberühmten Thatsachen und Ereignissen, welche auf das genaueste mit einander und mit allen Denkmälern der Vorzeit, auch mit den Jahrbüchern der Völker, den Entdeckungen der Naturforscher übereinstimmen und so vielfach und unumstößlich bezeugt sind, daß einer, der sie nicht glauben wollte, überhaupt alle geschichtliche Wahrheit leugnen müßte. Je mehr man in den alten Urkunden und Handschriften nachforscht, je mehr Entdeckungen man in den tiefsten Schichten der Erde und überhaupt im ganzen Gebiete der Naturwissenschaft oder in der Sprach- und Altertumskunde macht, je mehr man nachgräbt, um die alten Ruinen Ninives und Babylons wieder aufzufinden: desto heller tritt die Untrüglichkeit der hl. Bücher an den Tag, desto mehr bestätigen sich die Berichte derselben über die Erschaffung der Welt, die Sündflut, die Sprachenverwirrung, kurz, über die ganze Geschichte der alten Völker und Staaten.* Mancher Gelehrte, der früher die Bibel für fabelhaft hielt, war nach reifer Forschung genötigt, ihre Wahrheit anzuerkennen und einzugestehen, daß kein Buch mehr Glauben verdiene, als sie. Zur Bestätigung derselben liefern alle Wissenschaften Belege,** hat jedes Land die unverwerflichsten Zeugen oder Denkmäler aufzuweisen. — Wollten wir solche selbst in Augenschein nehmen, so ist es eben nicht notwendig, daß wir bis nach Asien oder Palästina reisen, um die Höhle Bethlehems, die Geburtsstätte Christi, oder den Thabor, den Öl- und Kalvarienberg zu besuchen; es genügt, die Augen zu öffnen. Die jüdische Nation, die unter uns lebt, legt sie nicht Zeugnis für die Wahrheit der Urkunden ab, die ihnen und uns heilig sind? Woher rühren die ihnen ganz eigenen Sitten und Gebräuche, ihre Beschneidung, ihr Sabbath, ihre Feste, ihre Gebete in hebräischer Sprache, ihre Enthaltung von Speisen, die sie für unrein halten? woher ihre Sehnsucht nach dem Messias, ihre Trauer um den zerstörten Tempel, ihre Zerstreuung über den ganzen Erdkreis, ihr Haß gegen den christlichen Namen, ihr hartnäckiges Beharren beim Wahne ihrer Väter? Über dieses und ähnliches giebt uns nur die Bibel genügenden Aufschluß. Jedes

---

* Siehe Wiseman, „Zusammenhang der Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung mit der geoffenbarten Religion." Regensb. 1840.

** „Die wissenschaftliche Forschung neuerer Zeit," sagt Professor Scholz (Harmonie der göttlichen Offenbarung), „hat zu Gunsten der biblischen Geschichte des Menschengeschlechtes Zeugnisse ermittelt, welche wie Riesen dem Unglauben entgegentreten."

Glied der zahlreichen Nation bezeugt demnach, daß die biblische Geschichte keine Erdichtung oder fabelhafte Sage sei, wie die sogenannten Aufklärer vorgeben. Das herrlichste Denkmal ist aber unstreitig die katholische Kirche selbst. Sie ist der Lebensbaum, welcher seine Zweige bis zu den Grenzen der Erde erstreckt. Während alle Pflanzen, die der himmlische Vater nicht gepflanzt hat, die Sekten nämlich, die ihr Dasein der Lüge verdanken, elendiglich dahinwelken, sehen wir diesen wunderbaren Himmelsbaum mächtig wachsen und lieblich grünen, allen Nationen erquickenden Schatten, allen die gesegnete Frucht des himmlischen Lebens darbietend, das ihn durchströmt. Unverkennbar ist er von keiner andern als von der Hand Gottes gepflanzt; von ihm kommt Gedeihen, Blüte und Frucht. Er wurzelt demnach in der Wahrheit; reine Wahrheit muß also die Stiftungsurkunde sein, welche uns dessen göttlichen Ursprung verbürgt.

2. Von der Überlieferung.

Ist es schon genug, wenn wir nur das glauben, was in der heiligen Schrift steht?

„Nein, wir müssen ebenso die Erblehre oder Überlieferung glauben, d. h. jene geoffenbarten Wahrheiten, welche die Apostel zwar gepredigt, aber nicht niedergeschrieben haben."

Unter „Erblehre" oder „Überlieferung" (Tradition) versteht man im weiteren Sinne die gesamte göttliche Lehre, welche von den Aposteln gepredigt und auch nach ihrem Tode bis auf uns immerfort in der katholischen Kirche verkündet und geglaubt wurde, möge sie in der hl. Schrift aufgezeichnet sein oder nicht. Im engern Sinne aber, sofern man nämlich Tradition und Bibel einander gegenüberstellt oder von einander unterscheidet, wie hier geschieht, versteht man darunter jene göttliche Lehre, welche die Apostel bloß gepredigt und nicht niedergeschrieben haben, oder, was dasselbe ist, welche von den Aposteln bis auf uns gekommen ist, ohne in der Bibel aufgezeichnet zu sein. Die Nichtkatholiken verwerfen nun insgesamt die Tradition und lehren, daß man nichts anderes glauben müsse, als was in der Bibel steht. Wie ungereimt diese Meinung sei, erhellt schon daraus, daß manche Glaubenslehre erst am Ende des ersten Jahrhunderts, wo der hl. Johannes sein Evangelium schrieb, Aufnahme in der Bibel fand, und man sie dennoch vor- wie nachher glauben mußte. Am besten läßt sich aber die Ungereimtheit derselben nachweisen aus der hl. Schrift selbst und aus den Zeugnissen der ältesten Väter und kirchlichen Schriftsteller, welche dem aposto-

lischen Zeitalter um anderthalb Jahrtausende näher standen, als die Neuerer, mithin unvergleichlich besser, als diese, wissen konnten, was die Apostel wollten und lehrten. Das Zeugnis der hl. Schrift ist klar und unzweifelhaft. Der hl. Apostel Paulus ermahnt die Gläubigen, sich ebenso an seine ungeschriebene wie an seine geschriebene Lehre zu halten: „So stehet denn fest, Brüder, und haltet an den Überlieferungen, die ihr erlernt, es sei durch Wort, oder durch einen Brief von uns." (2. Thess. 2, 14.) Diejenigen, welche sie gewissenhaft befolgen, lobt er: „Ich lobe euch, Brüder, daß ihr meine Vorschriften haltet, so wie ich sie euch überliefert habe." (1 Kor. 11, 2.) Den kirchlichen Hirten macht er zur Pflicht, die ihnen überlieferte Lehre treu zu bewahren und sie wieder andern zu überliefern: „Halte an dem Vorbilde der heilsamen Worte, die du von mir gehört hast," schreibt er an den Bischof Timotheus, „bewahre die gute Hinterlage," und wiederum: „Was du von mir vor vielen Zeugen gehörst hast, das vertraue treuen Menschen an, die imstande sind, auch andere zu lehren." (2. Tim. 1, 13. 14. und 1, 2.) — Nicht minder klar sind die Zeugnisse der Kirchenväter. Der Raum unsers Buches gestattet nicht, auch nur die vorzüglichsten Stellen anzuführen. Irenäus* und vorzüglich Tertullian** und Vincenz von Lerin*** haben ganze Abhandlungen geschrieben, um darzuthun, daß man mit den Irrlehrern sich nicht in Streitigkeiten über biblische Texte einzulassen habe, weil sie dieselben entweder verdrehen oder wegleugnen; man müsse sie hingegen auf die apostolische Überlieferung verweisen, welche in den von den Aposteln gegründeten Kirchen aufbewahrt wird. Wer diese nicht annimmt, der hat sich, so lautet die einhellige Lehre der Väter, von der Kirche Christi losgesagt, der verwirft die Lehre Christi und der Apostel, ist sonach ein Abtrünniger, ein Irrlehrer. — Blicken wir in die Geschichte, so begegnet uns allererst der hl. Ignatius, mit dem Zunamen Theophorus (Gottesträger), ein Schüler des hl. Evangelisten Johannes und vom hl. Petrus zum Bischofe der Stadt Antiochien geweiht. Als der römische Kaiser Trajan, im Begriffe gegen die Armenier und Parther zu ziehen, um das Jahr 106 nach Antiochien kam, ließ er sich den hl. Bischof vorführen und sprach über ihn das Urteil: er solle gefesselt nach Rom geführt und dort im Amphitheater den wilden Tieren vorgeworfen werden. Ignatius empfing mit Freuden die Bande und trat seine Reise zum Martertode an. In den Städten, durch welche er zog, nahm er die Abgeordneten der christlichen Gemeinden in Empfang und spendete ihnen Worte des

---

* Adv. haereses 3. — ** De praescriptione contr. haeret. — *** Commonitorium.

Trostes und heilsamer Belehrung. Eusebius, der älteste Kirchengeschichtschreiber, berichtet uns, daß bei dieser Gelegenheit der gottselige Bischof sie vor allem ermahnte, fest zu halten an den Überlieferungen der Apostel, d. h. an der von ihnen gepredigten Lehre. Ferner sehen wir, daß in allen Kirchenversammlungen, von der ersten Nicäischen bis zur Tridentinischen und Vatikanischen, die Erblehre wie die Bibel als untrügliche Glaubensregel anerkannt wurde. Die zweite Nicäische sprach sogar das Anathema (den Bann) über diejenigen, welche die Überlieferung der Kirche verwerfen, und diesen Ausspruch hat die Kirchenversammlung von Trient in ihrer vierten Sitzung erneuert.

Haben denn die Apostel nicht alle Lehren Jesu aufgeschrieben?

„Nein, die Apostel haben weder alle Thaten, noch alle Lehren Jesu aufgeschrieben." — Dieses bestätigt der hl. Johannes selbst, indem er am Schlusse seines Evangeliums sagt: „Jesus hat zwar noch viele andere Zeichen vor den Augen seiner Jünger gethan, welche nicht in diesem Buche aufgeschrieben sind." Und wiederum: „Es ist aber auch noch vieles andere, was Jesus gethan hat. Wollte man dieses einzeln aufschreiben, so glaube ich, würde die Welt die Bücher nicht fassen, die zu schreiben wären." Wenn also die Protestanten behaupten, daß alles, was Christus uns zum Heile geoffenbart hat, in der hl. Schrift aufgezeichnet ist, so behaupten sie dieses ohne allen Grund und werden immer und ewig den Beweis davon schuldig bleiben. Sowohl die Schrift als die Väter haben sie gegen sich. Es ist klar, so lauten die Worte des hl. Chrysostomus, daß die Apostel nicht alles schriftlich, sondern auch vieles, was nicht geschrieben ist, uns übergeben haben, und daß dieses ebenfalls zu glauben ist.* So reden auch die Kirchenväter Epiphanius,** Basilius,*** Augustinus, † u. a. m.

Warum haben die Apostel nicht alle Lehren aufgeschrieben?

„Weil Jesus wollte, daß seine Religion sich durch die **Predigt** verbreite und fortpflanze; darum sprach er zu seinen Aposteln: „Prediget das Evangelium allen Geschöpfen" (Mark. 16, 15.), und: „Wer euch höret, der höret mich." (Luk. 10, 16.) Darum sagt auch der hl. Paulus: „Der Glaube kommt vom **Anhören**, das **Anhören** aber von der **Predigt** des Wortes Christi." (Röm. 10, 17.) Deshalb heißt es auch nirgendwo in der Schrift: „Die Apostel setzten sich hin und schrieben alles nieder, was Christus gelehrt

* Homil. 4. in 2. Thessal. — ** Haeres. 61. cap. 6. — *** Lib. de Spiritu Sto. c. 27. — † Lib. de bapt. c. 23.

hat," sondern: „Sie aber gingen hin und predigten überall, und der Herr war mit ihnen und bekräftigte das Wort durch die darauf folgenden Wunder." (Mark. 16, 20.) Erhellt nicht offenbar aus diesen und anderen Schriftstellen, daß Christus zur Verbreitung seines Reiches eigentlich die mündliche, nicht die schriftliche Mitteilung wählte; daß also der gewöhnliche Weg, zur sichern Kenntnis der Heilswahrheiten zu gelangen, nicht das Lesen der Bibel ist, wie unsere Glaubensgegner behaupten, sondern das Anhören des christlichen Unterrichts? Unter einer andern Voraussetzung stößt man auf eine Menge von Widersprüchen und Ungereimtheiten. Denn — 1) gesetzt, unser Heiland wollte, daß wir eigentlich durch Bibellesen zur gehörigen Religionskenntnis gelangen sollten, warum beschränkte er sich denn in seinem Erdenleben auf den mündlichen Unterricht? oder warum sprach er nicht zu seinen Aposteln: Säumet nicht, alles niederzuschreiben, was ihr von mir gehört habt, und verteilet es dann unter alle Völker, damit alle Welt es lese und selig werde? Warum schrieben denn die Apostel erst geraume Zeit nach der Himmelfahrt Christi? warum nicht alle? nicht einmal die meisten? Warum schrieben sie nur auf besondere Veranlassung, gleichsam nur notgedrungen? Warum verfaßten sie nicht vor allem andern ein klares und vollständiges Lehrbuch für alle Nationen? Ferner, wenn jeder, um das Heil zu finden, in der Bibel forschen soll, ist dann das Lesenkönnen nicht eben so notwendig zur Seligkeit, als das Getauftwerden? Müßten denn die wilden Völker nicht erst lesen lernen, bevor sie Christen werden? Wie wäre dieses möglich? Und warum rief denn die göttliche Vorsehung nicht früher die Buchdruckerkunst ins Leben? Warum mußten vierzehn Jahrhunderte verstreichen, bevor es dem gemeinen Manne möglich war, sich eine Bibel anzuschaffen? denn vor der Buchdruckerkunst kostete eine Bibel eine große Summe Geldes. Ist es wohl wahrscheinlich, daß Christus, um den Menschen seine seligmachende Lehre mitzuteilen, ein Mittel wählte, von dem er wohl wußte, daß es die Mehrzahl unter ihnen vierzehn Jahrhunderte hindurch gar nicht gebrauchen könnte? Was werden unsere Glaubensgegner auf diese und tausend andere Fragen antworten? — 2) Es ist überdies eine unleugbare Thatsache, daß die christliche Religion eine Reihe von Jahren bestand, wuchs und blühte, bevor noch ein Evangelium oder sonst ein Buchstabe des neuen Testamentes geschrieben war; und auch nach dessen Verfassung gab es mehrere christliche Völkerschaften, die weder ein heiliges Buch besaßen, noch lesen konnten. Soll man diesen etwa Glauben und Seligkeit absprechen? Keineswegs. Was galt ihnen denn als Glaubensquelle? Die Tradition, welche sie in der Lehre der

Kirche besaßen. Hören wir hierüber den ehrwürdigen Zeugen, den hl. Bischof und Märtyrer Irenäus! Welche Worte richtet er an die Irrgläubigen seiner Zeit, die damals wie jetzt die Tradition verschmähten und einzig die Schrift anrühmten, weil sie diese leichter als jene zu verfälschen hofften? „Wie aber, wenn uns die Apostel keine Schriften hinterlassen hätten, müßte man zur Richtschnur des Glaubens nicht notwendig die Tradition nehmen, welche die Apostel den Hirten der Kirche anvertraut haben! An sie halten sich auch viele Völker unter den Barbaren, die an Christus glauben und die Lehre des Heils ohne Papier und Tinte durch den hl. Geist in ihrem Herzen eingeschrieben haben, indem sie sich sorgfältig an die alte Tradition halten."*

Bedürfte es noch eines ferneren Beweises, um zu zeigen, daß nicht auf dem einseitigen Wege biblischer Forschung das Reich Gottes sich verbreite, so würden wir auf die so erfolglosen Bemühungen protestantischer Bibelgesellschaften hinweisen, die da wähnen, die Welt, sogar die unwissenden Heiden müßten nicht anders als durch Bibellesen sich bekehren. In mehreren Millionen Exemplaren haben sie die Bibel nach allen Weltteilen hin versendet, jährlich werden zu diesem Zwecke gegen eine Million Thaler verwendet. Und wo sind die Früchte? [10] Der hl. Franz Xaver allein bekehrte durch die Predigt der göttlichen Lehre Millionen; ob aber mit Millionen Bibeln die Protestanten auch nur einen Heiden oder Juden wahrhaft bekehrt haben, läßt sich wohl bezweifeln. Denn wie soll es wohl möglich sein, daß ein Heide durch Bibellesen ein Christ werde? Irgend ein Agent der Bibelgesellschaft spricht zu einem Heiden: „Da, nimm dieses Buch, lies fleißig darin und lerne daraus, was du glauben und was du thun sollst; denn es ist Gottes Wort." Welche Bürgschaft hat nun der Heide, daß es wirklich Gottes Wort ist? Nimmt er es aber auch als Gottes Wort an, wer erklärt ihm dessen Sinn? Muß er nicht mit dem Kämmerer der Königin von Äthiopien sagen: „Wie kann ich verstehen, was ich lese, wenn mich niemand unterweiset?" (Apostgsch. 8, 31.) Wenn die protestantischen Theologen trotz aller Hilfsmittel über den wahren Sinn der hl. Schrift sich nicht verständigen können, wie wird es den unwissenden Heiden ergehen? Auch vermögen die Protestanten selbst die Nutzlosigkeit ihrer angewandten Mühen und ungeheuern Geldsummen sich nicht zu verhehlen.[11] Gelingt es ihnen auch mitunter, einen Proselyten zu gewinnen, so sind bekanntlich ganz andere Mittel als Bibellesen dabei wirksam.[12]

Aus dem Gesagten folgt jedoch nicht, daß die hl. Schrift neben der Tradition überflüssig und unnütz sei. Auch ohne sie würden wir freilich die christliche Heilslehre, so wie sie in das Leben der Kirche selbst übergegangen ist, vollständig kennen; es fehlte uns aber aus dem Leben des Heilandes und der Apostel, auch von ihren Reden und Handlungen manches, was doch für eine lebendige Erkenntnis des Christentums von großer Wichtigkeit wäre. Ohne die hl. Schrift wären wir wohl imstande, die Göttlichkeit unserer Religion aus

* Adv. Haeres. L. 3. c. 4.

andern Erscheinungen unwiderleglich zu beweisen; jedoch teilt sie manches mehr umständlich und im einzelnen mit, um diesen Beweis umfassender zu liefern. Auch lernen wir durch sie einzelne Thatsachen und Wahrheiten nach allen ihren Teilen und Umständen genauer kennen, als die Tradition uns dieselben wahrscheinlich würde erhalten haben. So lesen wir z. B. vieles, was sich beim Leiden und Sterben des Heilandes zugetragen hat, ebenso mehrere Wunder mit ihren näheren Umständen und Ereignissen. Das alles trägt zu unserer Belehrung und Erbauung vieles bei; es würde aber bloß durch die Tradition schwerlich auf uns gekommen sein. In gleicher Weise verhält es sich mit den christlichen Lehren. Wir würden durch die Tradition z. B. auch die Lehre von der hl. Dreieinigkeit sicher kennen; aber die vielen Reden und Aussprüche Christi, wodurch diese Lehre so anschaulich und überzeugend, so lebendig und wirksam gemacht wird, würden uns ohne das neue Testament nicht hinreichend bekannt sein. Kurz, Bibel und Tradition gehören zusammen, und mit göttlicher Weisheit wurden sie uns auch unzertrennlich gegeben.

Ist es also nicht genug, wenn wir uns bloß an die Bibel halten?

„Nein; wir müssen auch (wie schon aus der hl. Schrift und aus dem Zeugnisse der Kirchenväter erwiesen wurde) die Erblehre annehmen, welche die katholische Kirche von Christus und den Aposteln empfangen hat.“ Denn es ist ohnehin klar, daß die Bibel allein nicht genügt, sondern ihr Inhalt mit Hilfe der Tradition notwendig vervollständigt und erklärt werden muß. Unsere Glaubensgegner selbst sind genötigt, dieses einzugestehen, wofern sie billig sein wollen, und die verständigsten aus ihnen haben es auch schon längst anerkannt.

1) „In der Bibel steht nirgends geschrieben, wie viele göttliche, d. h. von Gott eingegebene Bücher es giebt, und wie sie heißen.“ Wenn wir dieses aus der Erblehre nicht wüßten, so hätten wir nicht einmal eine Bibel, nicht einmal ein Evangelium. Denn unstreitig gab es schon von Anbeginn der Christenheit mehrere unechte Evangelien, z. B. das von Nikodemus, von Cerinthus u. a. m. Woher wissen wir nun, daß diese unecht, die Evangelien hingegen von Matthäus, Markus, Lukas und Johannes echt sind? Markus und Lukas waren ja nicht einmal Apostel, sondern nur Jünger der Apostel. Warum glauben wir dennoch, daß ihre Evangelien unter Eingebung des hl. Geistes geschrieben sind? Waren doch Klemens von Rom, Ignatius von Antiochien, Hermas und Papias auch Aposteljünger; dessen ungeachtet werden ihre Schriften den göttlichen Büchern nicht beigezählt, nicht einmal der Brief, welchen das höchste Altertum dem Apostel Barnabas zuschrieb. Warum machen Markus und Lukas allein eine Ausnahme? Dafür läßt sich kein biblischer Grund anführen, sondern bloß die Thatsache, daß es in der Kirche von jeher so gelehrt und geglaubt

wurde, also daß es kirchliche Tradition ist. [13] Verwirft man diese, so steht nichts mehr fest. Darum ist es auch bei den Protestanten schon so weit gekommen, daß sie bald diesem, bald jenem Buche und endlich der ganzen hl. Schrift die Göttlichkeit absprechen. So mußte es geschehen.* Denn die frühere Behauptung, daß die Göttlichkeit der hl. Schrift sich an einem gewissen geistlichen Geschmacke erkennen lasse, ist und klingt heutzutage doch allzu kindisch. Wenn aber die Protestanten auf das Zeugnis der Tradition hin entscheiden, welche Bücher echt und welche unecht sind, warum behaupten sie dann andererseits, daß die Tradition der katholischen Kirche nicht zuverlässig sei, daß derselben Glauben beimessen so viel heiße, als trüglichem Menschenworte glauben, während man bloß Gottes Wort, welches nur in der Bibel zu finden sei, glauben dürfe?

2) Ferner „ist die Bibel ein toter Buchstabe, welcher nur insofern Wert hat, als er recht erklärt wird." — Vom Anfange des Christentums bis heute wurde über dessen Sinn oft und heftig gestritten. Über den einzigen, wiewohl an und für sich klaren Text: „Das ist mein Leib, das ist mein Blut," soll es unter den Protestanten schon kurz nach ihrem Entstehen mehr als zweihundert verschiedene Erklärungen gegeben haben. Und über einen einzigen Versikel des Paulinischen Briefes an die Galater (3, 20.) zählt ein protestantischer Theolog (Dr. Thieß) schon mehr als 150 verschiedene Auslegungen. Welchen Maßstab haben wir nun anzulegen, um solche verschiedene Auslegungen gehörig zu prüfen und unfehlbar die richtige zu wählen? Die Vernunft reicht nicht hin, wie die Erfahrung lehrt, und die Schrift selbst giebt uns hierüber keinen Aufschluß; denn die Schrift ist stumm, mithin erklärt sie nicht, sondern muß erklärt werden. Um nun das tote Wort derselben richtig auszulegen, wendet sich die Kirche zuerst an das lebendige Wort der Tradition, d. h. an die ins Leben übergegangene Lehre der Apostel. An der Hand der Überlieferung bis auf die Quelle zurückkehrend, erfährt sie, wie man anfangs gelehrt und geglaubt hat, und entscheidet, daß man auch jetzt ebenso lehren und glauben, mithin die Schrift in Übereinstimmung mit jener ursprünglichen Lehre, die von Christus und den Aposteln herkommt, verstehen und erklären müsse. „Denn das ist göttlich und wahr," schrieb schon der gelehrte Tertullian ungefähr hundert Jahre nach

---

* Daß sie heute noch eine Bibel haben und dieselbe von ihren sogenannten Schriftgelehrten noch nicht gänzlich zersetzt und aufgelöst ist, haben sie, so bemerkt selbst ein Protestant in der Beleuchtung der Vorurteile (Bd. 2. Abt. 1.), nächst Gott eigentlich der katholischen Kirche zu verdanken.

dem Tode der Apostel, „was vom Anfange her überliefert ist. Die Irrlehrer hingegen behaupten, man müsse in Glaubenssachen auf keinen anderen Grund seine Beweise bauen, als auf die geschriebenen Glaubensurkunden. Allein solche Zänkereien über die hl. Schrift haben in der Regel keinen anderen Erfolg, als Kopf und Brust zu ermüden." Daraus folgert Tertullian, daß es eine verkehrte Lehrweise sei, sich lediglich auf die hl. Schriften zu berufen, da die Irrlehrer den Sinn derselben allezeit zu ihrem Vorteile zu deuten und zu verdrehen wissen. Was mag nun wohl den Protestanten die Bibel nützen, da sie die kirchliche Tradition verwerfen, welche in das Verständnis derselben einführt? Was nützt dem Hungrigen das in seinem Schranke verschlossene Brot, wenn ihm der Schlüssel fehlt, um denselben zu öffnen? [14]

3) Es ist unleugbar, „daß nicht alle Glaubensartikel und Gebote in der hl. Schrift enthalten sind." Unsere Gegner selbst erkennen dieses gleichsam unbewußt an; denn trotz ihres Protestierens gegen die Tradition sind sie genötigt, in gewissen Fällen den Buchstaben der hl. Schrift zu verlassen und zur Richtschnur ihrer Denk- und Lebensweise die katholische Tradition zu nehmen. Wo steht z. B. in der Bibel geschrieben, daß die Christen statt des Sonnabends den Sonntag feiern sollen? Gebietet die hl. Schrift nicht überall die Heiligung des siebenten Wochentages, d. h. des Sonnabends? Welches Gebot ist wohl feierlicher verkündigt und dringender anbefohlen, als: „Gedenke, daß du den Sabbath heiligest"? Christus ist aber nicht gekommen, das Gesetz aufzuheben, sondern zu erfüllen. Er selbst feierte den Sabbath, und auch seine Jünger hielten ihn. Dennoch ist den Protestanten dieser Sabbath nicht mehr als ein Werktag, und ebenso wie wir feiern sie für denselben den ersten Wochentag, den Sonntag. Warum? Weil die Tradition uns berichtet, daß die Apostel an die Stelle des Sonnabends den Sonntag setzten. Bezeugt nicht ferner die Bibel, daß die Apostel den Christen den Genuß des Blutes und des Erwürgten verboten? (Apstgsch. 15, 29.) Wo ist dennoch der Protestant, der dieses Verbot halten zu müssen glaubt? Warum spricht er sich davon frei? Weil die Tradition lehrt, daß es aufgehoben ist. Ferner, sagt nicht Christus bei Matth. (28, 19.): „Lehret alle Völker und taufet sie," und bei Mark. (16, 16.): „Wer glaubt und getauft wird, der wird selig werden"? Ließe sich nicht aus diesen Texten schließen, daß die Taufe der kleinen Kinder nicht gültig sei, weil sie unfähig sind, vor der Taufe belehrt zu werden und den Glauben zu erwecken? Dennoch werden auch bei den Protestanten die unmündigen Kinder getauft, und erst, wenn sie zu den Vernunftjahren gelangt sind, unterrichtet. Warum? Weil

wir aus der Tradition wissen, daß jene Verordnung des Herrn, vorerst zu lehren und zu glauben, sich nur auf die Erwachsenen, nicht auf die Unmündigen bezieht.* Nach der Fußwaschung sprach Jesus zu seinen Jüngern: „Wenn ich, der Herr und Meister, euch die Füße gewaschen habe, so sollet auch ihr einer dem andern die Füße waschen." (Joh. 13, 14.) Dieses Gebot ist eben so klar und bestimmt, als jenes andere: „Thuet dieses zu meinem Andenken!" (Luk. 22, 19.) oder: „Taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des hl. Geistes." (Matth. 28, 19.) Dennoch sind auch die Protestanten der Meinung, daß die Fußwaschung kein wesentliches, für alle Zeiten geltendes Gebot sei, und daß dem Abendmahle nicht notwendig die Fußwaschung voran gehen müsse. Warum? Einzig darum, weil die Tradition es ihnen sagt. Wenn also die Tradition unsere im Glauben getrennten Brüder lehrt, daß sie fasten, ihre Sünden beichten, den Seelen der Verstorbenen durch Gebet und Almosen beispringen sollen, so verwerfen sie die Tradition und berufen sich auf den Buchstaben der Bibel; wenn aber derselbe Buchstabe sie heißt, einander die Füße waschen, von gewissen Speisen sich enthalten, oder gar nach Sitte der Juden oder der Wiedertäufer handeln, so berufen sie sich von der Bibel auf die Tradition. So ist alles willkürlich und haltlos, so schwanken sie immer unsicher hin und her.

Warum müssen wir aber die Erblehre ebenso glauben wie das, was in der hl. Schrift steht?

„Weil die katholische Erblehre eben sowohl die reine und unverfälschte Offenbarung Gottes ist, wie alles, was in der hl. Schrift steht."

Wohl zu merken ist vorerst, daß hier nicht die Rede von jenen Überlieferungen ist, welche sich bloß auf Kirchenzucht und kirchliche Gebräuche beziehen, wie z. B. von der Bedeckung des Hauptes der Weiber (1. Kor. 11.), oder von der Zeit der Osterfeier, dem Kreuzzeichen u. s. w., sondern von jenen, welche zum Wesen des Christentumes, zur christlichen Glaubens- und Sittenlehre gehören, und welche die Apostel als Lehre Christi oder als göttliche Offenbarung der Kirche überliefert haben. Daß wir diese, gleich der hl. Schrift, als reines, unverfälschtes Wort Gottes gläubig annehmen und verehren müssen, ist ein Glaubenssatz, welchen die hl. Kirchenversammlung von Trient bestimmt ausgesprochen hat, indem die-

* Luther und Melanchthon wußten die Wiedertäufer, welche behaupteten, daß die Taufe der kleinen Kinder ungültig sei, nicht anders zu widerlegen, als aus der Tradition.

selbe in der vierten Sitzung erklärt, „daß die christliche Heilslehre in den geschriebenen Büchern enthalten ist und ohne Schrift in den **Überlieferungen**, welche aus Christi Mund von den Aposteln aufgenommen oder von diesen selbst unter Eingebung des hl. Geistes gleichsam von Hand zu Hand überliefert zu uns gelangten; darum nehme sie (die Kirchenversammlung) nach dem Beispiele der rechtgläubigen Väter an und verehre mit gleicher Liebe und Ehrfurcht alle Bücher des alten und neuen Testamentes und ferner die Überlieferungen, sowohl inbetreff des Glaubens, als auch der Sitten, welche entweder von Christus mündlich oder vom hl. Geiste eingegeben und durch stete Aufeinanderfolge in der katholischen Kirche bewahrt worden sind." Es ist also eine ebenso große Sünde, wenn man die Tradition, als wenn man die Schrift verschmäht; denn die eine enthält ebenso gut das reine Wort Gottes, wie die andere. Wenn auch die Rinnen verschieden sind, so ist es immer dasselbe frische und reine Quellwasser, das uns durch dieselben zuströmt.

Daraus erhellt, wie verkehrt die Handlungsweise unserer Glaubensgegner ist, wenn sie unsere göttlichen Traditionen „Menschenlehre und Menschengebote" nennen und dieselben mit den von Christus verworfenen Satzungen der Pharisäer vergleichen. (Mark. 7, 7. 8.) Dieser Vorwurf trifft vielmehr die Irrgläubigen selbst, die, während sie vorgeblich nur der reinen Bibellehre folgen, **neben** oder, um richtiger zu sprechen, **über** der Bibel eine menschliche Auktorität aufstellen, welcher sie sich blindlings unterwerfen. Denn warum sind die einen Lutheraner, die andern Calviner, wiederum andere Zwinglianer u. s. f.? Haben sie, die Bibel in der Hand, vorerst die Lehre Luthers, Calvins, Zwinglis u. a. reiflich geprüft und sich dann nach bestem Wissen und Gewissen für die eine oder andere Religionspartei entschieden? War es eigene, aus freier Forschung gewonnene Überzeugung, war es lautere Liebe zur göttlichen Wahrheit, war es die Sorge für ihr ewiges Heil, was sie bestimmte, die Lehre der uralten Mutterkirche zu verwerfen und sich zu einer Neuerung zu bekennen? Wie läßt sich dann aber die auffallende Erscheinung erklären, daß viele rechtschaffene Nichtkatholiken in der Todesstunde, wo Vorurteile und menschliche Rücksichten in den Hintergrund treten, in den Schoß der Mutterkirche zurückkehren, um ihr ewiges Heil sicher zu stellen, und hinwiederum, daß in derselben ernsten und entscheidenden Stunde, wo das Bedürfnis seiner religiösen Überzeugung folge zu leisten, am unabweislichsten sich aufdrängt, niemals irgend ein heilsbeflissener Katholik seinen Glauben abgeschworen hat und zu einer Sekte übergetreten ist? Muß nicht vielmehr jeder Unbefangene eingestehen, daß zumeist Geburt, Freundschaft, Verwandtschaft, menschliche Rücksichten oder Interessen die Ursache sind, warum man es mit dieser oder jener Religionspartei hält, vielmehr der Fahne Luthers als der Calvins oder Zwinglis folgt? Sah man nicht ganze Länder auf das Ansehen und Machtgebot ihres Fürsten hin zu wiederholten

Malen ihren Glauben wechseln?* Lassen sich also nicht vielmehr auf unsere verirrten Brüder selbst die Worte Jesu anwenden: „Ihr verlasset (die Lehre) das Gebot Gottes und haltet die Satzungen der Menschen"? Denn welche Gewährschaft haben sie, indem sie Luther, Calvin oder andern Sektenstiftern folgen, daß sie das reine Wort Gottes haben? Sowohl die Geschichte als ihre eigenen Schriften beweisen es ja handgreiflich, daß alle die sogenannten Reformatoren nicht nur sich selber hundertmal widersprachen, sondern daß auch der eine die Lehre des andern verwarf und verdammte. Wo ist nun die Wahrheit? Wer von ihnen hat recht? Ganz anders verhält es sich aber mit der katholischen Erblehre. Sie ist das reine, unverfälschte Wort Gottes, darum wechselt und ändert sie sich nicht, wie jene der Protestanten; sie ist allzeit und überall dieselbe. Wie sie in Rom, der Hauptstadt der Christenheit, gepredigt wird, so und nicht anders wird sie auch in Deutschland und in der ganzen katholischen Welt gepredigt, und eben so wurde sie schon vor mehr als tausend Jahren vom großen Apostel Deutschlands, dem hl. Bonifatius, und von allen hl. Vätern und Kirchenlehrern bis hinauf zu den Aposteln und Christus dem Herrn gepredigt. Das alles ist klar und unleugbar bewiesen. Darum sagt auch Sozin, ein berüchtigter Irrlehrer: „Wenn man sich neben der hl. Schrift auch an das Ansehen der Kirchenväter halten muß, dann werden wir alle, wie wir sind — Lutheraner, Calviner u. s. w. — den Prozeß verlieren."** Wundern wir uns übrigens nicht, daß die Erblehre sich immer rein und unverfälscht in der katholischen Kirche erhalten hat; es ist dies leicht erklärlich, wie wir sogleich sehen werden.

Wie hat sich denn die Erblehre immer rein und unverfälscht in der Kirche erhalten?

1) „Durch den besondern Beistand des heiligen Geistes, welchen der Herr seiner Kirche für alle Zeiten verliehen, und welcher sie vor jedem Irrtum bewahrt hat."

Es besteht zwar die Kirche aus Menschen, sie ist aber nicht bloß menschlich; ein göttliches Element waltet in ihr, der hl. Geist. Denn als Christus die Kirche stiftete, legte er in ihr seine göttliche, seligmachende Lehre nieder, auf daß sie dieselbe bewahre, nicht bloß als toten Buchstaben, sondern als lebendiges, in den Herzen der Gläubigen wurzelndes, grünendes und fruchtbringendes Wort.

* Bekanntlich geschah dieses zur Zeit der Reformation in der Kurpfalz, welches Land innerhalb fünfzig Jahren vom Katholizismus zum Lutheranismus (unter Churfürst Friedrich II. 1545—1556), vom Lutheranismus zum Calvinismus (unter Friedrich III. 1559—1572), sodann neuerdings vom Calvinismus zum Lutheranismus (unter Ludwig V. 1576—1583) und zuletzt (unter Friedrich IV. i. J. 1591) wiederum vom Lutheranismus zum Calvinismus überging.

** Beleuchtung der Vorurteile wider die katholische Kirche von einem protestantischen Laien. (Bd. 2. Abteil. 1.)

Hierzu war aber eine unausgesetzte Mitwirkung des hl. Geistes vonnöten. Mit seiner erleuchtenden und befruchtenden Gnade mußte der göttliche Geist die Kirche durchdringen und beseelen, in ihr fortwährend leben und wirken. Darum hat Christus seiner Kirche den hl. Geist für alle Zeiten versprochen, indem er in der feierlichen Stunde vor seinem bittern Leiden zu den Aposteln, als den Vorstehern dieser Kirche, sprach: „Ich will den Vater bitten, und er wird euch einen andern Tröster geben, den Geist der Wahrheit, den die Welt nicht empfangen kann." (Joh. 14, 16. 17.) Der hl. Geist ist also das unsichtbare, göttliche Element, in welchem die Kirche, diese Gesellschaft der an und für sich schwachen, fehlerhaften Menschen lebt und webt und ist; und daher kommt es, daß ihr von Anbeginn ererbter Glaube, das von Christus ihr übergebene und ins Herz gepflanzte Wort, immer frisch und unverdorben in ihr fortlebt und gedeiht. Denn Gottes Wort ist nie von der Kirche, und die Kirche nie von Gottes Wort trennbar. — Anders läßt es sich gar nicht denken. Denn gab es je eine Zeit, wo das reine Wort Gottes aus der Kirche, d. h. aus dem Munde der Lehrer und aus dem Herzen der Gläubigen gewichen, und nur mehr das geschriebene Wort zu finden war, so war während derselben die wahre Kirche Christi von der Erde verschwunden, sie war untergegangen, da eine Gesellschaft von falschen Lehrern und von Irrgläubigen unmöglich die Kirche Christi sein kann; mithin war die auf den Felsen gebaute Kirche trotz der göttlichen Verheißung von der Macht der Hölle überwältigt, was sich ohne Gotteslästerung nicht denken läßt. Es leuchtet daher von selbst ein, daß das göttliche Wort, wie es rein und unverfälscht aus dem Munde der Apostel floß, so auch rein und unverfälscht aufgenommen und rein und unverfälscht von ihren Jüngern und Nachfolgern im Lehramte wieder anderwärts gepredigt und von allen geglaubt wurde. So ging es ununterbrochen fort von einem Geschlechte zum andern bis auf uns. Es bestätigt sich also von neuem, daß wir, wenn wir der Anordnung Christi gemäß seine göttliche Lehre vollständig und ungeteilt, wie die Apostel sie gepredigt haben, annehmen wollen, auch notwendig die Erblehre glauben müssen.

2) Aber auch abgesehen von dieser übernatürlichen Gnadenwirkung des hl. Geistes, ist es eben nicht schwer zu zeigen, wie sich die Erblehre unverfälscht von einem Geschlechte zum andern fortpflanzte. „In der katholischen Kirche galt immer und gilt noch als Hauptregel: Keine neue Lehre ist zu dulden, sondern das zu glauben, was überall, was allezeit, was von allen rechtgläubigen Christen geglaubt worden ist; denn das ist wahrhaft

katholisch oder allgemein."* Die Kirche hat nämlich die feste, auf Gottes Wort gegründete Überzeugung, daß zwar einzelne Glieder, auch Lehrer, sich vom Körper trennen und auf Irrwege geraten können, daß aber niemals der gesamte Körper dem Irrtume verfallen könne; weil er der mystische Leib Jesu Christi und vom hl. Geiste regiert und getragen ist. Wenn also eine Glaubensfrage zu entscheiden ist, so läßt sich die Kirche nie in spitzfindige Streitreden und Zänkereien ein, sondern fragt, welches bisher der alte, allgemeine Glaube war, und beschließt, daß auch fortan nichts anderes gelehrt und geglaubt werden solle. Die Liebe und Ehrfurcht gegen das Althergebrachte ist ein eigentümlicher Charakterzug der katholischen Kirche, der selbst tief im Volke wurzelt; alles Neue ist demselben, wie billig, verdächtig, erregt bei ihm Ärgernis und Mißtrauen. Wie läßt sich nun annehmen, daß bei solcher Gesinnung Irrtum und Betrug sich unvermerkt einschlichen und Wurzel faßten? [15] Man weise ein einziges Beispiel auf, daß ein katholisches Land von seinem Glauben abgefallen sei, ohne daß vielfacher Streit und Lärm entstand. Wie ist es also möglich, daß alle in Sprachen, Sitten, Einrichtungen so sehr von einander abweichenden christlichen Länder ohne Widerspruch übereinstimmten, um die göttliche, von den Vätern überlieferte Wahrheit preiszugeben?** — Man erwäge zugleich, daß die von den Aposteln überlieferte Lehre sich während achtzehn Jahrhunderte nicht einzig durch den mündlichen Unterricht fortpflanzte; nein, schon im ersten Zeitalter der Christenheit verfaßten die Kirchenväter eine große Menge von Schriften, in welchen sie die apostolischen Überlieferungen aufzeichneten und gegen die Angriffe der

---

* Quod ubique, quod semper, quod ab omnibus creditum est. Hoc est vere proprieque catholicum. (Vincentii Lirin. Commonit. c. 3.) Was also in der Kirche allezeit, überall und von allen geglaubt worden, das ist unverbrüchlich zu halten, von dem darf nie und nimmer abgewichen werden; denn das ist wahrhaft katholisch. Dies ist der Sinn der oben angeführten Worte. Die Regel sagt jedoch nicht, das allein sei wahrhaft katholisch, als müßte jede Lehre, die nicht allezeit von allen geglaubt wurde, als falsch und nichtkatholisch verworfen werden. Denn es kann allerdings sich ereignen, daß eine von den Aposteln überlieferte Glaubenslehre nicht allezeit von allen geglaubt wurde, weil man über die Frage, ob dieselbe wirklich von den Aposteln herstamme, noch nicht allgemein einig war. Höchst unrecht wäre es aber, deshalb eine solche Lehre ohne weiters als nichtkatholisch zu verwerfen; es ist dann an der Kirche, zu entscheiden, was von derselben zu halten, ob sie eine alte, von den Aposteln überlieferte, mithin von allen zu glaubende Lehre sei oder nicht.

** „Ist es nun wahrscheinlich," fragt schon Tertullian (de praescript. c. 27.), „daß so viele und so große christliche Gemeinden zu einem Glauben sich verirren konnten? Wenigstens hätte der Irrtum sich verschiedenartig gestalten müssen."

Irrlehrer gründlich und umfassend verteidigten; und kaum wurde im Verlaufe der Zeit ein allgemeines oder besonderes Konzilium gehalten, ohne daß man einige Artikel derselben erklärte oder festsetzte. Nebstdem hat sich die Erblehre zu jeder Zeit ausgeprägt in den kirchlichen Ceremonien und Gebräuchen, Verordnungen und Gesetzen, in den Gebetsformeln und Glaubensbekenntnissen, sogar in Denkmälern, Inschriften und Kunstwerken. Um die überlieferte Lehre zu verfälschen, hätte man also zugleich die Schriften der hl. Väter und kirchlichen Schriftsteller, die Beschlüsse der Konzilien, die Glaubensbekenntnisse, Denkmäler u. s. f. verfälschen müssen. Widrigenfalls wären dieselben sogleich als unwiderlegliche Zeugen gegen die Verfälschung der katholischen Lehre aufgetreten, und es würde heute ebenso klar erwiesen sein, daß die katholische Kirche ihren Glauben geändert habe, als sich dieses von den Protestanten aus ihren Schriften und Denkmälern nachweisen läßt.

Auch du, mein Christ, vergiß nie den goldenen, echt katholischen Grundsatz: „In Glaubenssachen darf nichts Neues aufkommen." Was die hl. Kirche zu allen Zeiten und an allen Orten glaubt und lehrt, das ist katholisch, das ist wahr; davon darfst du nicht ein Haarbreit abweichen. Laß dich nicht irre machen durch eitles Geschwätz. Ein neues Kleid ist freilich besser, als ein altes. Mit der Religion aber verhält es sich anders. Religion ist göttliche Wahrheit, mithin ewig und unveränderlich, wie Gott. Der Sohn Gottes, Jesus Christus, der von Ewigkeit im Schoße des Vaters ist, hat sie uns vom Himmel gebracht. Christus erschien aber nicht erst heute oder gestern. Schon vor achtzehn Jahrhunderten wandelte er auf Erden und verkündete seine weltbeglückende Lehre. Eine neugeschaffene kann also nicht die Lehre Jesu, nicht Wahrheit sein. Wer den alten Glauben verläßt, um Neuerungen anzuhangen, der widerspricht Christo, der verleugnet Christum, der ist ein Kind des Satans, des Vaters der Lüge. Mögen die Abtrünnigen immerhin auf den Namen Deutsch-Katholisch pochen; wie können sie Katholiken heißen, da sie nicht einmal Christen sind?

Da die hl. Schrift und die Erblehre insofern Quellen des katholischen Glaubens sind, als sie nach dem Sinne der unfehlbaren Kirche verstanden und erklärt werden, so gehört zur Vervollständigung der Lehre von den Glaubensquellen auch die Erklärung der katholischen Glaubensregel, die darin besteht, daß wir alles das glauben müssen, was von der Kirche als göttliche Offenbarung zu glauben vorgestellt wird.

§. 3. Katholische Glaubensregel. Ihr Verhältnis zu Schrift und Tradition.

Was muß dem Gesagten zufolge der katholische Christ überhaupt glauben?

„Er muß alles glauben, was Gott geoffenbart hat und die katholische Kirche zu glauben vorstellt; es mag dasselbe in der hl. Schrift stehen oder nicht."*

Dieses ist demnach die sichere und allgemeine Glaubensregel des Katholiken. Aus derselben ergiebt sich, daß zu einem Glaubensartikel im Sinne der katholischen Kirche zwei Stücke erfordert werden: 1) Gott muß ihn geoffenbart, 2) die Kirche zu glauben vorgestellt haben. — Demnach sind Offenbarungen, welche die Kirche nicht zu glauben vorstellt, dergleichen in Legenden oder Schriften der Heiligen vorkommen, mögen sie auch noch so ehrwürdig und bewährt erscheinen, keine Glaubensartikel. Aus demselben Grunde gehören auch nicht zur katholischen Glaubenslehre gewisse fromme Sagen, die zwar aus einer alten Überlieferung herstammen, welche aber niemals von der Kirche als göttliche, von allen zu glaubende Wahrheiten vorgestellt worden sind. So die Sage von dem mehrmaligen Falle des Heilandes unter dem Kreuze, oder vom Schweißtuche, in welches er das Bild seines Angesichtes abgedruckt hat. — Ob nun aber die Kirche das, was sie uns zu glauben vorstellt, aus der hl. Schrift oder aus der Tradition oder aus beiden zugleich schöpft, dieses ist gleichviel, ja darnach haben wir gar nicht zu fragen; denn niemals wird die Kirche eine Lehre zu glauben befehlen oder vorlegen, ohne dieselbe aus einer der genannten Quellen zu schöpfen, aus denen beiden göttliche Wahrheit strömt.

Bibel und Tradition sind die beiden Quellen, in welchen, wie schon gesagt, die gesamte göttliche Offenbarung, die wir zu glauben schuldig sind, enthalten ist; aber die Kirche ist das Mittel, durch welches die in beiden Quellen enthaltene Glaubenslehre sicher zu uns gelangt; sonach sind für uns Bibel und Tradition die eigentlichen Glaubensquellen, nur insofern sie uns von der katholischen Kirche unfehlbar erklärt sind. — Zur vollständigen Erläuterung des Gesagten bleiben nur noch einige Fragen zu beantworten, nämlich:

* Das Vatikanische Konzil (Sitz. 3. Kap. 3.) lehrt diese Glaubensregel mit folgenden Worten: „Man muß durch göttlichen und katholischen Glauben alles das für wahr halten, was in dem geschriebenen oder überlieferten Worte Gottes enthalten ist und von der Kirche, sei es durch einen förmlichen Entscheid, sei es durch ihr ordentliches und allgemeines Lehramt, als göttliche Offenbarung zu glauben vorgestellt wird."

Müssen wir auch glauben, was in den Schriften der hl. Väter oder Kirchenlehrer enthalten ist?

Die hl. Väter und Kirchenlehrer genossen stets großes Ansehen in der Kirche, nicht bloß ihrer Heiligkeit und Gelehrsamkeit wegen, die schon ihrer Lehre großes Gewicht giebt, sondern auch deshalb, weil sie überhaupt dem apostolischen Zeitalter nahe standen, mithin die göttliche Lehre aus der Hand der Apostel oder ihrer nächsten Nachfolger empfingen. Doch stellt die Kirche ihre Bücher mit jenen der hl. Schrift nicht auf dieselbe Linie. Die hl. Schrift ist unter besonderer Eingebung des hl. Geistes geschrieben, dasselbe läßt sich von den Schriften der Kirchenväter nicht behaupten. Diese sind nur unfehlbar, insofern sie uns die Glaubens- und Sittenlehre der unfehlbaren Kirche bezeugen und überliefern. Um aber zu erkennen, daß sie die Lehre der Kirche und nicht bloß persönliche Meinungen vortragen, müssen wir nicht auf die abweichende Meinung oder Ansicht eines einzelnen, sondern auf ihre übereinstimmende, einhellige Lehre sehen; denn was sie einstimmig lehren, muß notwendig Lehre der Kirche sein, da diese es sich stets zum Gesetze machte, so zu lehren, wie allezeit, wie überall, wie von allen gelehrt worden ist. Diese ihre einstimmige Lehre müssen wir demnach auch glauben, weil sie unleugbar Lehre der unfehlbaren Kirche, eine göttliche, von den Aposteln her überlieferte Lehre ist. „Darum ist es niemandem erlaubt," sagt das Vatikanische Konzil (Sitz. 3. Kap. 2.), „in Sachen des Glaubens und der Sitten die hl. Schrift gegen die einmütige Übereinstimmung der Väter auszulegen." Sehr schön sagt auch Vincenz von Lerin: „Alle Katholiken, welche echte Söhne ihrer heiligen Mutter, der Kirche, sein wollen, müssen dem Glauben der hl. Väter getreu bleiben, an ihn sich anklammern, in ihm sterben; hingegen alle unheiligen Neuerungen der Unheiligen müssen sie hassen, verabscheuen, verwerfen."* Um aber zu erkennen, was die hl. Väter einhellig lehren, ist eben nicht notwendig, daß alle ausdrücklich über eine gewisse Lehre sich aussprechen; es genügt öfters, daß nur einige von ihnen dieses thun, wenn nämlich dieselben einen Lehrpunkt als apostolische Überlieferung oder allgemeine Kirchenlehre bestimmt vortragen oder verteidigen, die entgegengesetzte Lehre hingegen als Neuerung oder Ketzerei bezeichnen, und wenn dann die andern Väter ihnen hierin nicht widersprechen. Denn das Stillschweigen der übrigen ist in diesem Falle eine Bürgschaft, daß sie der Behauptung der erstern beipflichten, der sie gewiß widersprochen hätten, wenn sie mit dem Glauben der Kirche nicht im Einklang gewesen wäre. Sollte in irgend einem Falle die Meinung der Väter geteilt oder zweifelhaft sein, so ist es an der Kirche, zu prüfen und zu entscheiden, wenn sie nämlich eine solche Entscheidung für notwendig oder zweckmäßig erachtet.

Über die Kirchenväter mag hier noch bemerkt werden: Alle geistlichen Lehrer, besonders die Bischöfe, hießen bis tief in das Mittelalter hinein in der christlichen Kirche „Väter", welcher Titel jetzt vorzugsweise dem obersten Bischofe in Rom, dem Papste, gegeben wird. Allein in engerer Bedeutung und im gewöhnlichen Sinne führen diesen Namen jene Lehrer der christlichen Kirche, welche in

---

*) Commonit. in fine.

der ersten Zeit (bis etwa zum 10. oder 13. Jahrhundert) gelebt, sich durch heiligen Wandel ausgezeichnet und uns in ihren hinterlassenen Schriften den Glauben der Kirche bezeugen und überliefert haben. Daher werden zum Charakter eines Kirchenvaters im strengsten Sinne gefordert: 1) Vorzügliche Gelehrsamkeit, 2) Heiligkeit des Lebens, 3) Anerkennung von seiten der Kirche, 4) Altertum. Diejenigen, welchen die eine oder andere dieser Eigenschaften abgeht, werden bloß kirchliche Schriftsteller genannt, z. B. Origenes, Tertullian, Eusebius von Cäsarea. Andere hingegen, welche ein höheres Maß von Gelehrsamkeit in der Verteidigung und Begründung des christlichen Glaubens in Wort und Schrift entwickelten und dadurch um das Reich Gottes bei der Mit- und Nachwelt sich vorzügliche Verdienste erwarben, werden noch besonders mit dem Namen Kirchenlehrer bezeichnet. Die vier vornehmsten Kirchenlehrer sind in der morgenländischen Kirche: Athanasius, Basilius der Große, Gregor von Nazianz und Chrysostomus; und in der abendländischen: Ambrosius, Hieronymus, Augustinus und Gregor der Große. Auch dem hl. Thomas von Aquin und dem hl. Bonaventura und anderen wurde wegen ihres außerordentlichen Verdienstes um die kirchliche Wissenschaft der Titel Kirchenlehrer verliehen, wiewohl sie wegen des Zeitalters, in dem sie lebten, nicht mehr zu den Kirchenvätern gezählt werden.

Wie erkennen wir, was die Kirche zu glauben vorstellt?

Dieses erkennen wir 1) aus der unwandelbaren Lehre, welche sie den Gläubigen überall und einstimmig vorträgt, sowohl in den Predigten und Christenlehren, als auch in den Rundschreiben der Päpste und Hirtenbriefen der Bischöfe, in den von ihr gutgeheißenen Katechismen und andern Religionsbüchern, besonders in den liturgischen Büchern. 2) Aus den ausdrücklichen Entscheidungen, welche das Lehramt der Kirche bei obwaltenden Streitigkeiten über Glaubenslehre zu geben pflegt. Solche Entscheidungen erläßt dasselbe entweder a) in allgemeinen Konzilien, d. h. Versammlungen der Bischöfe der katholischen Welt in Verbindung mit dem Papste; oder b) in besondern Konzilien, d. h. Versammlungen der Bischöfe eines Landes, deren Entscheidungen sich gleichfalls zum Ausspruche der Kirche erheben, sobald der Papst sie als katholische, von allen zu befolgende Glaubenslehre anerkennt; oder auch c) durch den Ausspruch des Papstes selbst, wenn er denselben thut als Lehrer und Oberhaupt der ganzen Kirche, um zu entscheiden, welche Glaubens- oder Sittenlehre dieselbe festzuhalten habe.

Warum ist es notwendig, daß die katholische Kirche uns die geoffenbarten Wahrheiten vorstelle?

„Weil wir nur durch die katholische Kirche unfehlbar wissen können, was Gott geoffenbaret hat.“

Um fest und standhaft die von Gott geoffenbarten Wahrheiten glauben zu können, müssen wir auch eine sichere Kenntnis von ihnen haben; denn so lange wir noch vernünftiger Weise zweifeln, ob Gott etwas wirklich geoffenbart hat, so können wir es nicht so unbedingt fest und sicher glauben, wie es der göttliche Glaube fordert. Die Offenbarung ergeht aber nicht aus dem Munde Gottes an jeden Menschen insbesondere. Von wem werden wir also dieselbe ganz sicher und zuverlässig vernehmen? Wen haben wir hierüber zu fragen? Die katholische Kirche, d. h. die in ihr rechtmäßig aufgestellten und bewährten Lehrer. Sie wurde von Christus dem Herrn gestiftet, um allen Menschen seine Lehre bis zum jüngsten Tage zu verkünden. Zu diesem Ende hat er ihr dieselbe anvertraut mit dem Auftrage, sie immer rein und unverfälscht zu bewahren, unfehlbar zu erklären und getreu zu predigen. Und weil die Kirche hierzu des göttlichen Beistandes bedarf, so hat er ihr seinen heiligen Geist versprochen, damit er bei ihr bleibe, sie regiere und in aller Wahrheit unterrichte. Dies war von jeher eine der wichtigsten Grundlehren unserer hl. Religion.* Schon der hl. Bischof und Blutzeuge Irenäus, der vom hl. Bischofe Polykarpus, dem berühmten Schüler des hl. Evangelisten Johannes, den christlichen Unterricht empfangen hat, lehrt ausdrücklich, „daß man nicht anderswo, als in der Kirche, die Wahrheit suchen müsse, da die Apostel in sie, wie in eine reiche Schatzkammer, die gesamte Wahrheit in aller Fülle niedergelegt haben, so daß jeder, der nur immer will, den Trank des Lebens aus ihr schöpfen mag. . . . Ihr ist Gottes Licht anvertraut, sie predigt überall die Wahrheit, und sie ist der Leuchter, welcher das Licht Christi trägt.“** Und wo anders sollten wir denn hoffen, die unverfälschte göttliche Wahrheit zu finden, als bei ihr, „der Kirche des lebendigen Gottes,“ von welcher der hl. Apostel Paulus bezeugt, daß sie „die Säule und die Grundfeste der Wahrheit“ ist? (1. Timoth. 3, 15.) Sogar Luther, der immer so feindselig gegen die Kirche auftrat, fand sich gedrungen, zur Steuer der Wahrheit die merkwürdigen Worte niederzuschreiben: „Wer etwas von Christo wissen will, der muß sich nicht trauen, noch eine eigene Brücke in den Himmel durch seine eigene Vernunft bauen, sondern zu der Kirche gehen und dieselbe fragen.“*** Diejenigen aber, welche die Kirche nicht fragen oder nicht hören, wissen nie, was sie glauben sollen, sondern schwanken stets zweifelhaft hin und her, und „werden umher=

---

* Ihre weitere Entwicklung wird im 9. Glaubensartikel stattfinden.

** Adv. haeres. III. 4. §. 1. et V. 20. §. 1.

*** Kirchenpostille, gedruckt zu Wittenberg 1586.

getrieben von jedem Winde der Lehre durch die Schalkheit der Menschen, durch arglistige Verführung zum Irrtume." (Ephes. 1, 14.) — Als der grausame Christenverfolger Asklepiades den hl. Romanus martern ließ, soll ein Kind, welches die Mutter auf den Armen trug, seine Stimme erhoben und ausgerufen haben: „Jesus Christus ist wahrer Gott." Schäumend vor Wut fragte der Tyrann, wer ihm das gesagt habe. „Meine Mutter," antwortete das Kind. Und wer hat es deiner Mutter gesagt? „Gott," war die Antwort des Kindes. — „Mir die Kirche, der Kirche Gott," dieses ist die einzige Antwort, welche wir dem Versucher geben sollen, wenn er durch verfängliche Fragen über den Grund unseres Glaubens uns irre machen will; denn es ist unmöglich, daß sich die Kirche irre, wenn sie uns etwas als göttliches Wort vorträgt.

Warum können wir aber nur durch die katholische Kirche unfehlbar wissen, was Gott geoffenbaret hat? Vermögen wir denn dieses nicht auch ohne die Kirche aus der Schrift und Erblehre zu ersehen, da diese die göttliche Offenbarung enthalten?

„Nein, dieses vermögen wir nicht, weil wir ohne die Kirche 1) weder eine göttliche Schrift oder Erblehre besäßen, noch 2) ihren wahren Sinn unfehlbar erkännten."

Es ist allerdings wahr, wie auch das Konzilium von Trient lehrt (Sitz. 4.), daß die hl. Schrift und die Erblehre die einzigen Quellen sind, welche die zu unserem Heile verliehene Offenbarung enthalten, und daß selbst die hl. Kirche Christi aus ihnen die Heilswahrheiten schöpft, welche sie uns zu glauben vorstellt. Denn die Kirche macht keine neue Glaubenslehren, sondern bewahrt und überliefert uns nur jene, die ihr von Christus und seinen Aposteln zum Heile der Menschen anvertraut sind. Wie Christus einst sprach: „Meine Lehre ist nicht mein, sondern dessen, der mich gesandt hat," so sagt auch die Kirche ganz richtig: „Meine Lehre ist nicht mein, sondern Jesu Christi, der mich zu lehren bestellt hat." Nichts desto weniger ist uns zur gehörigen Erkenntnis der göttlichen Offenbarung die Kirche unentbehrlich. Sie ist die eigentliche Richtschnur unseres Glaubens, die Schiedsrichterin, welche die zu glaubenden Heilswahrheiten näher bestimmt. An sie haben wir uns demnach zu wenden; sie müssen wir fragen, wenn wir zuverlässig wissen wollen, welches die von Gott geoffenbarten Wahrheiten seien, die wir zu glauben schuldig sind. Denn nur sie ist von Anbeginn im rechtmäßigen Besitze der echten, lautern Glaubensquellen, d. h. der göttlichen Schrift und Tradition, und sie allein hat das wahre Verständnis derselben. Reines, ungetrübtes Quellwasser erhält deshalb nur derjenige, dem sie es darreicht, und welcher es

aus ihrer Hand empfängt. Dieses wird aus der Erklärung folgender Punkte ohne Mühe einleuchten.

1) „Nur von der katholischen Kirche haben wir die Schrift und Erblehre, welche die göttliche Offenbarung enthalten;“ denn

a) „Die katholische Kirche allein hat Schrift und Erblehre von den Aposteln empfangen.“ — Wem anders hätten denn wohl die hl. Apostel sie übergeben sollen oder auch nur übergeben können, als ihren Nachfolgern und durch sie der Kirche? Es bestand ja damals außer der katholischen Kirche keine andere Religionspartei, als die jüdische und die heidnische. Die Sekten, die jetzt noch in Asien oder die auch unter uns bestehen, sind erst viele Jahrhunderte nach den Aposteln aufgekommen. Hätten diese also die Bibel und die christliche Lehre nicht in der katholischen Kirche vorgefunden, so würden sie weder Bibel noch Christentum haben. Luther rühmte sich (es sei dies nebenbei bemerkt), daß er die Bibel zu Erfurt unter der Bank gefunden und hervorgezogen habe. Hätte er auch Ursache gehabt, so zu reden, was er freilich keineswegs hatte, so bliebe es doch immer wahr, versetzt selbst ein protestantischer Schriftsteller,* „daß die katholische Kirche sie hingelegt hatte, ohne dies konnte er sie ja nimmer finden und hervorziehen. Wer die Geschichte anders weiß, wer einen andern Weg kennt, auf welchem die Protestanten zur Bibel — dem nach ihrer Meinung einzig echten Gottesworte — und mit der Bibel zur Erkenntnis des seligmachenden Glaubens gelangt seien, der trete auf und spreche.“ ** Bekannte doch der angebliche Reformator selbst zu wiederholten Malen, so wehe es ihm auch thun mußte, „daß im Papsttum die rechte heilige Schrift sei“, und wiederum: „Wir müssen ihnen einräumen, daß wahr ist, im Papsttum ist Gottes Wort, Apostelamt, und daß wir die hl. Schrift von ihnen genommen haben; was wüßten wir sonst davon?“*** Nur die katholische Kirche reicht bis zu den Aposteln hinauf; deshalb war sie allein imstande, Schrift und Erblehre unmittelbar aus der Hand der Apostel zu empfangen. Nur den von den Aposteln angeordneten Bischöfen, welche mit ihnen die Kirche regierten, sandten sie ihre Evangelien und Briefe zu, damit sie unter ihrer Aufsicht den

* Ein protestantischer Laie aus Zürich in der Beleuchtung der Vorurteile. (Bd. 2. Abtl. 1.)

** „O wie ärgerlich ist das für uns Protestanten, daß wir dieses hochheilige Buch vom Papst und von der kath. Kirche empfangen haben! Und diesen Papst heißen wir den Antichrist, diese Kirche heißen wir abgöttisch, welche Ungereimtheit! welcher Widerspruch!“ (Cobbet, Geschichte der protestantischen Reformation in England.)

*** Wittenb. Ausg. IV. S. 227 b. oder Jena VII. 169.

Gläubigen bei den gottesdienstlichen Versammlungen vorgelesen würden. Ihnen, den katholischen Bischöfen, gaben sie auch über die alttestamentlichen Bücher die notwendige Unterweisung, damit sie, die Lehrer, ganz zuverlässig wüßten, welche sie für göttliche Bücher halten und als solche empfehlen und vorlesen lassen sollten. Und wie sie ihnen, den katholischen Bischöfen, empfahlen, auch die mündliche Lehre als kostbares Unterpfand zu bewahren und andern zu überliefern, ersehen wir klar aus dem Schreiben des hl. Paulus an Timotheus.

b) „Nur die katholische Kirche hat unter dem besonderen Beistande des hl. Geistes Schrift und Erblehre immer unverfälscht bewahrt." — Daß die katholische Kirche die hl. Schrift sowohl als die apostolische Erblehre allezeit unverfälscht bewahrt hat, ist hinreichend beim frühern Unterrichte über die „Glaubensquellen" dargethan worden; es bleibt deshalb hier nur noch zu zeigen, daß dieser Vorzug ihr allein und keiner andern Sekte oder Religionspartei zukomme. Dies läßt sich auch ohne Mühe nachweisen. Denn was die Erblehre betrifft, so versteht es sich von selbst, daß die unter uns lebenden Sekten sie keineswegs bewahrt haben, da sie dieselbe hartnäckig verwerfen, und wohl dürfen wir beifügen, daß der Grund, warum sie dieselbe verwerfen, kein anderer ist, als weil sie erkennen, daß sie durch das Zeugnis derselben ihres Unrechtes überwiesen sind; denn natürlicher Weise verwirft nur jene der streitenden Parteien den Zeugen, gegen welche derselbe Zeugnis ablegt. Aber auch die Bibel haben sie bei dem allen Sektierern eigentümlichen Streben, die hl. Schrift zu gunsten ihrer verkehrten Meinungen reden zu lassen, nicht unversehrt bewahrt. Schon die sogenannten Reformatoren Luther, Zwingli, Beza, Oecolampadius machten sich gegenseitig den Vorwurf, die Schrift verfälscht zu haben, und keiner von ihnen war je imstande, sich hierüber zu rechtfertigen. [16] Wie frevelhaft Luther den Brief des hl. Paulus an die Römer verfälschte, und wie verächtlich er den des hl. Jakobus verwarf, ist allgemein bekannt. [17] Wohl noch schlimmer ist es in neuerer Zeit geworden. Die vielen Verfälschungen, welche sich die Protestanten bei den Übersetzungen der Bibel, die über Land und Meer verschleppt werden, zu schulden kommen lassen, „empören jeden rechtschaffenen Mann." So äußert sich ein protestantischer Geistlicher in einer eigenen Schrift über diesen Gegenstand.* — Die griechische Kirche, die schon vor

* Dr Arthur Parceval, Hofkanzler des verstorbenen Königs von England, in seiner Schrift: „Gründe, warum ich nicht Mitglied einer Bibelgesellschaft bin."

etwa tausend Jahren sich von der römischen trennte, hat zwar nicht so leichtfertig mit dem christlichen Altertum gebrochen. Nicht nur verehrt sie die hl. Schrift, sondern hält auch auf die kirchliche Überlieferung; darum sehen wir auch noch bei ihr wie bei uns die Lehre von den sieben Sakramenten, das hl. Meßopfer, das Fasten, das Gebet für die Verstorbenen, die Verehrung der Heiligen u. a. m. In einigen Punkten ist dennoch auch sie, wie ihre Bischöfe auf der Kirchenversammlung zu Florenz eingestanden, von der uralten Tradition abgewichen, namentlich inbetreff der Lehre vom hl. Geiste und vom Vorrange des römischen Stuhles. Sonach läßt sich nur von der römisch-katholischen Kirche behaupten, daß sie beide Glaubensquellen, Schrift und Erblehre, unversehrt bewahrt hat.

c) „Nur von der katholischen Kirche haben wir zuverlässige Bürgschaft für die Göttlichkeit der Schrift und Erblehre." — Wenig würde uns Schrift und Erblehre nützen, wenn wir nicht die Gewißheit hätten, daß beide Gottes Wort sind; denn wir vermögen das, was Schrift und Tradition lehren, nur dann als göttliche Wahrheit zu glauben, wofern es uns vollgültig erwiesen ist, daß beide lediglich die göttliche Offenbarung enthalten. Diese Gewißheit gibt uns aber niemand, als die katholische Kirche, die allein sie uns geben kann. Denn wie wir schon gesehen haben, wurden bald nach dem Tode Christi mehrere Evangelien, auch einige unter dem Namen von Aposteln oder Jüngern Christi, unter Gläubigen und Irrgläubigen herumgeboten. Da nämlich alles, was auf die Person Jesu Christi Bezug hat, die Aufmerksamkeit der Gläubigen von jeher in Anspruch nahm und ihnen von höchster Wichtigkeit war, so beflissen sich viele, auch ohne vom Geiste Gottes dazu angetrieben und erleuchtet zu sein, niederzuschreiben, was immer sie von Christus wußten. Auf diese Weise entstanden das Evangelium des Nicodemus, das von Jakobus, jenes der Ägypter u. a. m. Andererseits bemühten sich auch die Sektierer, durch lügenhafte Darstellung der Lehre und der Thaten des Herrn ihren Irrtümern Eingang zu verschaffen; deshalb gaben auch sie eigene oder gefälschte Evangelien heraus. So entstand eine Menge unechter Evangelien. Um demnach zu erkennen, ob ein Buch unter Eingebung des hl. Geistes geschrieben sei, reicht es noch nicht hin, daß es den Namen „Evangelium" trägt. Auch ist nicht genug, daß man durch wissenschaftliche Forschung in Erfahrung bringe, das fragliche Buch sei von einem hl. Apostel geschrieben. Denn erstens ist die wissenschaftliche Forschung bloß ein menschliches Mittel, dem Gott niemals wie der Kirche die Unfehlbarkeit verheißen hat; und zweitens bliebe es immer noch zu erweisen, daß

die Apostel, weil sie unter dem Beistande des hl. Geistes die Lehre Jesu predigten, niemals etwas schrieben, ohne daß der hl. Geist es ihnen eingab, gleichsam diktierte. Ob eine Schrift wirklich unter besonderer Erleuchtung und Eingebung des hl. Geistes verfaßt worden sei, so daß sie mit Recht „Wort Gottes" heiße, dieses können wir nur sicher und zuverlässig wissen, wofern der hl. Geist, der dabei thätig war, es uns offenbart, mithin bloß durch göttliche Offenbarung. Wir haben aber schon gesehen, daß die göttliche Offenbarung nur auf zwei Weisen auf uns gelangt ist, nämlich durch die hl. Schrift oder durch die Erblehre. Wie nun die Bücher alle heißen, die unter Eingebung des hl. Geistes verfaßt wurden, oder welche dieselben seien, darüber giebt uns die hl. Schrift keinen Aufschluß. Folglich vermögen wir dieses, wie schon früher gezeigt wurde, bloß durch die Erblehre zu erfahren. Was anders ist aber im Grunde die Erblehre, als eben die beständige, von Anfang bis heute fortgesetzte Lehre der katholischen Kirche? Ja, eben dadurch läßt sich in zweifelhaften Fällen die echte oder göttliche Erblehre von der falschen unterscheiden, daß die erstere mit der Lehre der Kirche, wie sie noch heute vorgetragen wird, übereinstimmt, die letztere hingegen ihr widerspricht. — Ein augenscheinliches Beispiel haben wir hiervon an der in unserer Zeit erfolgten Entscheidung über die unbefleckte Empfängnis der allerseligsten Jungfrau. Indem nämlich die Kirche erklärte, daß Maria vor aller Makel der Erbsünde vollkommen bewahrt wurde, erkannte sie auch damit an, daß die Tradition, welche uns diese Lehre überliefert hat, echt und im Worte Gottes begründet sei. Und hätten auch die Nachforschungen in den alten Urkunden und in den Schriften der Väter dieses nicht ohnehin an den Tag gelegt, so würde uns dennoch die Entscheidung der Kirche schon genügende Gewißheit darüber geben. Denn unmöglich kann die vom hl. Geist erleuchtete, geleitete und getragene Kirche jetzt eine andere Lehre aufstellen, als in früherer Zeit, oder als jene ist, die sie von Christus und den Aposteln empfangen hat. Ganz dasselbe gilt auch von der Entscheidung des Vatikanischen Konzils inbetreff der Unfehlbarkeit des Papstes. Sonach ist es erwiesen, daß man außerhalb der katholischen Kirche keine zuverlässige, allgemein gültige Bürgschaft für die Göttlichkeit der Schrift und der Erblehre hat. Darum bekannte unumwunden schon der große Kirchenlehrer Augustinus,* „daß er selbst dem Evangelium (als göttlichem Worte) nicht glauben würde, wenn das Ansehen der katholischen Kirche ihn nicht dazu vermöchte." Fassen wir nun

* Contra Epist. Manich., quam vocant Fundamenti. c. 5 n. 6.

die drei Punkte, die wir bisher erklärt und bewiesen haben, zusammen, daß nämlich die katholische Kirche allein Schrift und Erblehre von den Aposteln empfangen, sie allein dieselben unverfälscht bewahrt hat, und sie allein uns ihre Göttlichkeit verbürgt; so folgt augenfällig, daß wir auch nur von der katholischen Kirche Schrift und Erblehre haben.

2) „Nur durch die katholische Kirche können wir den wahren Sinn der Schrift und Erblehre unfehlbar erkennen.“ Denn

a) „die hl. Schrift ist nicht so klar und für jedermann so verständlich, daß es keines Lehrers und Schiedsrichters bedarf, um inbezug auf Glaubens- und Sittenlehre ihren wahren Sinn zu erkennen und festzustellen. Auch die Erblehre liegt nicht immer so offen am Tage, daß keine Streitigkeiten über dieselbe entstehen können.“ — Freilich ist nicht für jeden Fall eine ausdrückliche Entscheidung der Kirche erfordert, um den Sinn der hl. Bücher festzustellen. Die meisten Thatsachen der hl. Geschichte, auch mehrere Sprüche und Lehrsätze* bedürfen zu ihrem Verständnis keiner eigenen Erklärung. Trotzdem bleibt es immer wahr, daß die hl. Schrift ein geheimnisvolles Buch ist, „darin,“ wie der hl. Apostel Petrus ausdrücklich von den Sendschreiben des hl. Paulus sagt, „manches schwer zu verstehen ist, welches ungelehrte und leichtfertige Menschen zu ihrem Verderben mißdeuten.“ (2. Petr. 3, 16.) Die Protestanten behaupten zwar, daß die hl. Schrift wenigstens in allen wesentlichen Dingen an und für sich klar und leicht zu verstehen sei; diese Behauptung ist aber offenbar falsch und geht nur aus ihrer leidenschaftlichen Weigerung hervor, die Notwendigkeit eines lebendigen, von Gott aufgestellten Lehr- und Schiedsrichteramtes anzuerkennen. — Denn α) wenn der hl. Petrus sagt, daß Ungelehrte manches, was schwer zu verstehen ist, zu ihrem eigenen Verderben mißdeuten, so muß es sich wohl um Wesentliches handeln, sonst würde die Mißdeutung nicht das Verderben nach sich ziehen. — β) Die in der hl. Schrift enthaltenen Wahrheiten sind göttlich und übersinnlich; das Übersinnliche wird aber vom Menschen eben deswegen, weil es nicht in die Sinne fällt, leicht mißverstanden, zumal wenn es ihm nicht in lebendiger Rede erklärt, sondern durch tote Buchstaben mitgeteilt wird. Sogar die Lehre

* Z. B. „Ich bin Gott, und es ist sonst kein Gott. — Es ist unmöglich, daß Gott lüge. — Liebet eure Feinde. — Vergeltet niemandem Böses mit Bösem. — Sieh, daß du niemals einem andern thuest, was du nicht willst, daß dir von einem andern widerfahre. — Du sollst nicht töten; du sollst nicht stehlen.“

von Tugend und Laster, Geboten und Räten bedarf des biblischen Ausdruckes wegen sehr oft einer Erklärung. Christus sagt z. B. (bei Matth. 5, 35—37): „Ihr sollet gar nicht schwören. Eure Rede soll sein: Ja, ja! nein, nein! was darüber ist, das ist vom Bösen." Ist also jeder Eid, auch der vor Gericht, frevelhaft? Gewiß nicht. Ferner spricht er (V. 39—41): „Wenn dich jemand auf deinen rechten Backen schlägt, so reiche ihm auch den andern dar. Und will jemand mit dir streiten und dir deinen Rock nehmen, so laß ihm auch den Mantel. Und wenn dich jemand eine Meile zu gehen nötigt, so gehe noch zwei Meilen mit ihm." Ist das alles ganz buchstäblich zu verstehen? Sind es Gebote oder nur angeratene Verhaltungsregeln? Dieses alles erfordert eine Erklärung. — γ) Die Schreibart und die Redensarten der hl. Schrift sind die des Morgenlandes, welche voll von Bildern und Anspielungen auf die Gebräuche und Sitten der Nation sind und sich meistens auf Einrichtungen, Denk- und Lebensweisen beziehen, die uns völlig fremd sind; daher ist für denjenigen, welcher die alten Sprachen und Gebräuche nicht kennt, gar vieles dunkel und unerklärbar. Um nur eines anzuführen, wem deucht es z. B. nicht sonderbar, daß Christus den Jüngern, welche er zu predigen aussandte, verbot, „jemanden auf dem Wege zu grüßen"? (Luk. 10, 4.) Wer aber weiß, mit wie vielen zeitraubenden Umständlichkeiten das Grüßen bei den Juden verbunden war, den befremdet das Verbot nicht mehr.* — δ) Die Bibel ist schon ihrer Fassung und Schreibart nach offenbar kein Lehrbuch oder Katechismus, in welchem ihre Verfasser die christlichen Wahrheiten für alle Zeiten und Völker klar und faßlich, allseitig und vollständig in kurzen Worten und in schulgerechter Ordnung darzustellen beabsichtigten. Sie schrieben nach und nach bei besonderen Veranlassungen und für besondere Zwecke, erörterten und erklärten bald dieses, bald jenes, je nachdem es die Verhältnisse erforderten. Die göttliche Wahrheit liegt daher in manchen Büchern zerstreut. Will man die einzelnen Glaubens- und Sittenlehren genau kennen und sich einen vollständigen Lehrbegriff aus der Bibel herausforschen, so muß man die zerstreuten Andeutungen über dieselben zusammenstellen, unter sich vergleichen und die einen durch die andern beleuchten. Dazu gehört nicht nur große Einsicht und Umsicht, sondern auch ernstes Studium; und es ist auch bei dem scharfsinnigsten Verstande und redlichsten Willen nichts leichter, als daß man eine biblische Lehre einseitig und darum unrichtig auffaßt, oder daß man, wie Luther selbst sagt, „seinen eigenen Dünkel in die Schrift trägt;

* S. Jahn's Archäol. (1. Tl. 2. Bd. S. 316.)

und die Schrift muß sich dann nach unserm Kopf und Verstand richten, beugen und lenken lassen."

Das Gesagte hat seine Bestätigung in der Geschichte aller Irrlehrer. Denn „woher kommen wohl so viele Ketzereien," fragt der hl. Kirchenlehrer Augustinus, „als weil man die Schrift, welche an sich gut ist, schlecht versteht; und was man schlecht verstanden hat, frech und hartnäckig zu behaupten sich erkühnt?"* Und der hl. Hilarius sagt, „es gebe keinen Irrlehrer, der nicht von seiner gotteslästerlichen Lehre behaupte, daß sie der Schrift gemäß sei."** Dasselbe bezeugen auch Irenäus, Tertullian, Origenes, Hieronymus und viele andere. Auch beriefen sich die alten Sekten, die Sabellianer, Arianer, Macedonianer, Nestorianer, Pelagianer, Monotheleten, Albigenser, Waldenser und alle andern zur Begründung ihrer widersprechenden Lehren auf die Bibel, und jede behauptete, den wahren Sinn getroffen zu haben. Eben so thaten auch Luther, Zwingli, Calvin und alle, die bis auf den heutigen Tag ihnen folgten, mögen sie auch himmelweit von einander abweichen. Für die schändlichsten und gottlosesten Lehren wollte man Beweisstellen in der Schrift gefunden haben. Auf die Bibel sich berufend, behaupteten die Wiedertäufer, daß sie, um die göttliche Anordnung zu vollziehen, alle Sünder töten, ihre Güter einziehen und eine neue Ordnung der Dinge gründen müßten. Die Bibel in der Hand predigten die Familisten,*** „daß es gut sei, in Sünden zu verharren, damit die Gnade desto reichlicher erscheine," und die Antinomier,† „daß Ehebruch und Mord heiliger auf Erden und seliger im Himmel machen."†† Nichts ist wohl lächerlicher, als bei allen diesen zahllosen Verirrungen in Auslegung der Bibel zu versichern, daß sie an sich klar und für jeden Menschen verständlich sei. Um also Zank und Uneinigkeit in der Kirche Christi zu verhüten, ist unstreitig ein Lehrer und Schiedsrichter notwendig, mit der Befugnis, den wahren Sinn der hl. Schrift zu bestimmen und über Glaubensstreitigkeiten zu entscheiden,dessen Urteil sich alle zu unterwerfen haben. Wo dieser fehlt, da kann unmöglich

---

* Tract. 18. in Ioann. n. 1. — ** Ad Constant. lib. 2. n. 9.

*** Die Familisten sind eine protestantische Sekte in Holland und England aus der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts.

† Die Antinomier sind ebenfalls eine Sekte in England und erhielten diesen Namen, weil sie das Gesetz völlig verwarfen und alles Bestreben nach Sittlichkeit für fruchtlos zur Seligkeit hielten.

†† Nicht mit Unrecht schrieb daher selbst ein Protestant auf seine Bibel den Vers:

„Dies ist das Buch, darin jeder, was glauben er möchte, sich suchet,
Jeder auch findet darin, was ihm zu glauben beliebt."

Einigkeit herrschen, und wo diese nicht ist, da ist auch die Gemeinde der Rechtgläubigen, die Kirche Christi, nicht; denn nicht vergeblich hat einst der Herr zu seinem himmlischen Vater gebetet: „Ich bitte, daß alle, die an mich glauben werden, eins seien, und vollkommen eins seien.“ (Joh. 17, 20—23.)

Selbst die Erblehre, wie wir sie in den hl. Vätern und Schriftstellern des christlichen Altertums finden, ist nicht geeignet, dieses Lehr- und Schiedsrichteramt zu vertreten. Wie sollen Unwissende dieselbe fragen und vernehmen, da sogar Gelehrte nicht selten großer Mühe und beharrlicher Nachforschung in den alten Urkunden dazu bedürfen? Und wie leicht können nicht über die Erblehre selbst Zweifel und Streitigkeiten entstehen? Auch die Sekte der Jansenisten, welche im siebenzehnten Jahrhundert aufkam, berief sich auf die alte Erblehre, wie sie in den Schriften des hl. Augustin sein soll. Sie hatten aber die Lehre dieses großen Kirchenvaters ganz falsch verstanden. Es bedarf demnach eines lebenden Lehrers und Schiedsrichters, den alle fragen, alle hören können, und der imstande ist, über den Sinn der Erblehre sowohl, als der Schrift, Entscheidung zu geben. Wo ist nun derselbe?

b) „Das höchste Lehr- und Schiedsrichteramt, um inbezug auf Glaubens- und Sittenlehre den wahren Sinn der Schrift- und Erblehre zu erklären und festzustellen, steht nur der katholischen Kirche zu, welche „„die Säule und Grundfeste der Wahrheit““ ist und deswegen in Auslegung des göttlichen Wortes nicht irren kann.“ — Dieses läßt sich schon aus der Thatsache folgern, daß die katholische Kirche allein Schrift und Erblehre von den Aposteln empfangen hat. Willst du z. B. den Sinn eines Gesetzes wissen, welches ein deutscher Fürst seinem Lande gegeben hat, so wendest du dich nicht nach China oder nach der Türkei, sondern du erkundigst dich darüber im Lande selbst, für welches das Gesetz erlassen und wo es immer beobachtet wurde; da wirst du am sichersten Aufklärung über dasselbe erhalten. Und hat der Fürst eine eigene Behörde bestellt mit der Befugnis, den Sinn des Gesetzes zu erklären und darüber vollständig zu entscheiden, so steht dieses Recht unbestreitbar ihr und keinem andern zu, und an ihren Ausspruch hast du dich notwendig zu halten. Nun aber hat eben dieses Jesus Christus hinsichtlich der Schrift und Erblehre gethan. Er hat, um den Sinn derselben zu erklären und endgültig festzustellen, ein höchstes Lehr- und Schiedsrichteramt für alle kommenden Zeiten ernannt, dem er den hl. Geist, den Geist der Wahrheit, verheißen hat.

Dieses ist eine Thatsache, welche die Geschichte unwiderleglich beweist,* ja eine Thatsache, deren handgreiflicher Beweis schon darin liegt, daß Christus vermöge seiner weisen und gütigen Vorsehung so thun mußte. Denn da es nicht seine Absicht war, uns in der Bibel ein kurzes, gemeinfaßliches Lehrbuch zu hinterlassen, welches unmöglich mißverstanden werden könnte, da vielmehr triftige Gründe, stete Erfahrung und das Zeugnis der hl. Schrift selbst uns lehren, daß „manches in derselben schwer zu verstehen ist, welches ungelehrte und leichtfertige Menschen zu ihrem eigenen Verderben mißdeuten," so mußte Gott notwendig, wenn wir an der Erkenntnis der Wahrheit nicht verzweifeln sollten, ein sichtbares Lehramt aufstellen, mit der Vollmacht, uns den Sinn der hl. Schrift in allem, was zur Glaubens- und Sittenlehre gehört, zu erklären und zweifelhafte Fragen zu entscheiden. Wo immer ein Gesetzbuch ist, muß ja auch eine rechtmäßige Behörde sein, um dasselbe in zweifelhaften Fällen zu erklären; denn das Buch selbst kann ja nicht reden, und es wäre eine unerträgliche Thorheit, zu sagen: „Wir bedürfen keiner Behörde, keines Richters, wir haben das Gesetzbuch in den Händen; bei allen möglichen Rechtsstreitigkeiten brauchen wir es nur zu öffnen, um zu erfahren, wer Recht und wer Unrecht hat." Ein von Gott bestelltes Lehr- und Schiedsrichteramt muß also irgendwo vorhanden sein, weil es notwendig ist; denn sonst würde die Schrift nur dazu dienen, die Streitigkeiten zu vermehren, statt zu schlichten. — Ja, nicht nur ein sichtbares, lebendes Lehr- und Schiedsrichteramt muß es geben, sondern auch ein untrügliches und unfehlbares; denn wenn es sich täuschen und die Gläubigen in Irrtum führen könnte, so hätte es weder die Macht noch das Recht, in Glaubenssachen zu entscheiden, wie es keinem andern Gerichte auf Erden zusteht. Nein, Gott, die höchste Wahrheit, der alle Unwahrheit haßt und bestraft, kann den Menschen nicht zum Irrtume verpflichten, er muß also den von ihm aufgestellten Lehrer und Richter, dem wir in Sachen des Glaubens uns unterwerfen sollen, vor jedem Irrtume bewahren.

Wo nun aber dieser höchste, unfehlbare Lehrer und Richter sei, brauchen wir nicht lange zu suchen; wir haben nur die Augen zu öffnen, und er steht vor uns mitten in der Welt. Einzig auf Erden nimmt die katholische Kirche dieses Recht in Anspruch, und sie allein hat es fortwährend ausgeübt. Die Verirrungen aller Sekten und der stete Wechsel ihrer Lehre liegen zu hell am Tage,

---

* Dieser Beweis wird im neunten Glaubensartikel des apostolischen Symbolum durchgeführt werden.

als daß auch nur eine derselben sich ein solches Vorrecht anmaßen dürfte; die katholische Kirche allein darf auftreten und sagen: „Ich bin diese unfehlbare Lehrmeisterin; da liegt mein Beglaubigungsschein, von Christus ausgestellt, von den Aposteln unterzeichnet. Ich allein bin von Christi und der Apostel Zeiten an gewesen; ich und ich allein bin diejenige, welche Wahrheit aus dem Herzen der ewigen Wahrheit getrunken und von Christus den Auftrag erhalten hat, die Wahrheit zu lehren.“ Die Schrift, die Konzilien, die Väter und die Geschichte, alles vereinigt sich, um für diese höchste Autorität Zeugnis abzulegen. Das Konzilium von Trient hat keine neue Einrichtung getroffen, sondern nur die göttliche, von jeher bestehende neuerdings verkündigt, indem es in der vierten Sitzung verordnete, „daß niemand, auf seine Einsicht gestützt, sich unterstehen solle, in Sachen des Glaubens und der Sitten die hl. Schrift nach seinen Ansichten zu verdrehen und dieselbe auszulegen wider den Sinn der hl. Mutter, der Kirche, welcher es zusteht, über den wahren Sinn und die Auslegung der hl. Schriften zu urteilen.“ Von der katholischen Kirche und keiner andern steht geschrieben, daß sie „die Säule und Grundfeste der Wahrheit ist“ (1. Tim. 3, 15.); denn als der Apostel diese Worte niederschrieb, gab es außer ihr keine Kirche. Sei jemand ein noch so tiefer und gelehrter Schriftforscher, entfernt er sich von der katholischen Lehre, so entfernt er sich von der Wahrheit und geht ewig in der Irre. Schön und passend sagt daher ein christlicher Schriftsteller: Das Kind trägt die Nuß, die man ihm geschenkt hat, seiner Mutter zu, damit sie die Schale zerbreche; und der Christ eilt der katholischen Kirche zu, daß sie ihm den Sinn der Schrift erschließe.

Darf also niemand die Schrift oder Erblehre dem Sinne der katholischen Kirche zuwider auslegen?

„Nein, denn das hieße Schrift und Erblehre besser verstehen wollen, als der hl. Geist, welcher die Kirche in den wahren Sinn derselben einführt.“ — Nur der Geist Gottes, der die Schrift eingab und gewissermaßen diktierte, kann auch deren Sinn unfehlbar erklären. Diesen Geist hat aber nicht jeder, der die Bibel liest, sondern nur die Kirche, in deren Hände die Apostel die hl. Schrift niederlegten, und welche mit dem Rechte des Besitzes auch das Recht empfing, dieselbe in dem ursprünglichen Sinne zu erklären, in welchem sie verfaßt wurde. Sie ist von Christus aufgestellt, die Wahrheit zu lehren, damit „wir nicht hin und her schwanken, getrieben von jedem Winde der Lehre durch die Schalkheit der Menschen, welche andere in den Irrtum führen.“ (Eph. 4.) Sie hat er deshalb auf den unerschütterlichen Fels gebaut (Matth. 16.), ihr den

Geist der Wahrheit gegeben, damit er bei derselben bleibe in Ewigkeit. (Joh. 14.) Ihr hat er seinen immerwährenden Beistand verheißen, indem er zu seinen Aposteln und deren Nachfolgern sprach: „Gehet hin, lehret alle Völker . . . und sieh, ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt.“ (Matth. 28, 19. 20.) — Was soll man nun von einem Menschen denken, der da aufsteht und sich rühmt, daß nicht die Kirche, sondern er den hl. Geist besitze, ihm das wahre Verständnis der göttlichen Bücher verliehen sei, ihm es zustehe, über deren Sinn in letzter Instanz zu entscheiden? Hätte auch die Kirche nicht die göttliche Verheißung empfangen, stände es auch nicht geschrieben, daß sie „die Säule und Grundfeste der Wahrheit“ sei; verriete es nicht gleichwohl den unerträglichsten Dünkel, daß jemand seine eigene Meinung der Lehre der gesamten katholischen Kirche gegenüber stellen dürfte? Wie? alle die Bischöfe, alle die Heiligen, alle die Gottesgelehrten, alle die Millionen katholischer Gläubigen, ja, das ganze christliche Altertum hätte bisher die Finsternis des Irrtums umnachtet; erst ihm wäre das Licht der Wahrheit aufgegangen? Und wo ist denn der Beweis, daß er sich nicht getäuscht? Ist nicht eben dieser maßlose Dünkel das sicherste Kennzeichen des Irrlehrers oder des Wahnsinnigen?

Wie ist es nun einem denkenden Protestanten, der sich Rechenschaft von seinem Glauben geben will und weiß, daß er mit seinem schwachen Verstande, als letztem Schiedsrichter, einer so ansehnlichen Autorität, wie die katholische Kirche ist, schroff gegenüber steht, — wie ist es ihm, sage ich, möglich, fest und unbezweifelt zu glauben? So wenig bescheiden der bekannte Doktor von Wittenberg immerhin war, so mußte er dennoch öfters eingestehen, daß er selbst nicht glauben könne, was er andere lehre. Als einst ein protestantischer Prediger (Anton Musa von Rochlitz) dem Luther klagte, er könne nicht glauben, was er predige, erwiderte dieser: „Gott sei Dank, daß es andern auch so geht; ich meinte, mir wäre allein so.“

Zwar bekannten die Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts, daß es der Vernunft nicht zustehe, in Glaubenssachen zu entscheiden; weil sie aber der Kirche ebenso wenig als der Vernunft das Recht und Vermögen einräumen wollten, den Sinn der hl. Schrift unverfälscht zu erklären, so sahen sie sich genötigt, die unhaltbare Behauptung aufzustellen, wie dieses auch noch heute die sogenannten Pietisten und alle Aftermystiker thun, daß der hl. Geist einem jeden, der die Bibel mit redlichem Herzen liest, den wahren Sinn derselben eingebe. Hierauf hat man ihnen aber schon hundertmal geantwortet: Wenn Gott allen redlich Forschenden den wahren Sinn eingiebt, woher kommt es denn, daß die hl. Väter und die übrigen Lehrer der katholischen Kirche die Bibel ganz anders verstehen, als ihr? Kann denn der hl. Geist Widersprechendes eingeben? oder bildet ihr euch ein, daß ihr allein *redlich* in der Bibel forschet? Und gesetzt, es wäre dieses so, woher kommt es denn, daß ihr selbst unter einander stets uneins waret

und noch seid? Denn ihr bestandet noch kein Jahrhundert, als ihr schon in 270 Sekten geteilt waret;* und ach, wie haben eure Sekten ohne Zahl und Namen sich während der letzten zwei Jahrhunderte vermehrt! Hat sich nicht bis zu dieser Stunde immer augenscheinlicher dargethan, was einer der eurigen schon im Anfange der Reformation schrieb: „Unser Volk wird von jedem Winde der Lehre fortgetrieben. Wenn ihr wisset, was heute seine Religion ist, so könnet ihr nicht sagen, was sie morgen sein wird. In welchem einzigen Punkte sind die Kirchen, welche dem Papste den Krieg erklärt haben, unter sich einig? Es ist nicht ein Punkt, der nicht von einigen für einen Glaubensartikel und von andern für eine Gottlosigkeit gehalten würde."** Nebstdem fragte man die Neuerer und fragt sie noch heute, was für ein zuverlässiges Zeichen sie hätten, um göttliche Erleuchtungen und Eingebungen von leeren Träumen und Einbildungen mit Gewißheit zu unterscheiden. Wissen sie nun ein solches nicht anzugeben, so müssen sie selbst eingestehen, daß ihre Lehre von göttlicher Eingebung den Weg zu den abenteuerlichsten Schwärmereien und dem greuelvollsten Fanatismus bahne, indem durch sie der Mensch versucht wird, alle Einfälle seiner Laune und Verrücktheit als göttliche Offenbarungen und alle verderbten Neigungen seines Herzens als göttlichen Willen zu verehren und sogar andern aufzudrängen. Selbst protestantische Theologen beklagen diesen Umstand als eins ihrer größten Übel. „Unter uns," schreibt einer aus ihnen,*** „ist jeder ein Doctor und göttlicher Eingebung voll. Es giebt keinen Fanatiker oder Marktschreier aus den niedrigsten Volksklassen, der nicht seine Träume für das Wort Gottes ausgebe." Zahllose Beispiele hiervon liefert uns die Geschichte der Wiedertäufer in Deutschland und der Puritaner in England.[18]

Um ihre Meinung von der freien Forschung in der Bibel und der Eingebung des hl. Geistes zu verteidigen, berufen sich die Protestanten auf den Text des hl. Paulus (1. Thess. 5, 21.): „Prüfet alles, und was gut ist, behaltet," und auf den des hl. Johannes (1. Brief 2, 20. 27.): „Ihr habt die Salbung vom Heiligen und wisset alles; ihr habt nicht nötig, daß euch jemand lehre." Allein aus diesen Texten die Folgerung ziehen, daß wir keiner Lehrer bedürfen, daß die Salbung oder Erleuchtung des hl. Geistes hinreiche, daß durch dieselbe ein jeder alles wisse und deshalb berechtigt sei, die Lehre, welche die Kirche vorträgt, erst zu prüfen, um sie nach eigenem Gutdünken anzunehmen oder zu verwerfen, hieße das nicht, alle Ordnung in der Kirche Christi umstoßen, allen christlichen Unterricht verpönen, alle Träume eines verrückten Gehirns heiligen, oder gar statt der christlichen Religion eine hohle Vernunftreligion aufstellen, wo jeder glaubt, was und wie es ihm gefällt, und wo allen Verirrungen des Heidentums Thür und Thor offen stehen? Dahin sind bereits die sogenannten „Lichtfreunde" gekommen, bei denen die Bibel kaum einen größern Wert mehr hat, als der Koran des Mohammed, und die so lange die Bibel zersetzten, verstümmelten und darüber vernünftelten, bis es ihnen gelang, statt des Christentums ein neues Heidentum aus

---

* S. Milner, Ziel und Ende religiöser Controverse, Brief 15.

** So Th. Beza an seinen Freund Andreas Dudit, bei Balmes: „Der Protestantismus verglichen mit dem Katholizismus." Bd. 1. Kap. 5.

*** Walton's Polyglot. Prolegom.

derselben heraus zu klauben. Darf man wohl sich unterfangen, den hl. Aposteln eine so unchristliche, ja gotteslästerliche Rede in den Mund zu legen? Wenn die innere Salbung hinreicht, kein Lehrer notwendig ist, wozu dienen denn die lutherischen und calvinischen Prediger? Warum maßen sie sich an, zu unterweisen? — Welches ist nun aber der wahre Sinn der angeführten Texte? Es gab schon zur Zeit der Apostel Irrlehrer und falsche Propheten, welche behaupteten, sie allein wären die vom göttlichen Geiste Erleuchteten, ihnen und nicht andern müsse man glauben. Deshalb warnt der hl. Paulus, daß man nicht jeder Lehre oder Prophezeiung blindlings beistimme, sondern vorerst sehe, ob sie auch im Einklange sei mit der katholischen Glaubensregel, d. h. mit der Glaubens- und Sittenlehre der katholischen Kirche, welche er ihnen vorgetragen habe. Denn überall schärft der Apostel ein, daß man sich von Neuerungen nicht bethören lasse, sondern bei der Lehre bleibe, die man empfangen habe; sollte aber jemand ein anderes Evangelium verkünden, und erschiene er auch in Gestalt eines Engels, „so sei er verflucht.“ (Gal. 1, 9.) Eben dahin geht auch die Ermahnung des hl. Johannes, sich zu hüten vor den falschen Lehrern, den Antichristen. Ihr seid Christen, d. i. Gesalbte, welche die Gnade und den gehörigen Unterricht empfangen haben; ihr wisset, was ihr glauben sollt, es ist nicht nötig, daß ihr die Lügner anhöret, die den Vater und den Sohn leugnen. „Bleibet nur in der Lehre, die ihr vom Anfange gehört habt,“ dann wird auch die Salbung, d. i. die Gnade des hl. Geistes, namentlich die Gabe der Weisheit, der Wissenschaft und des Verstandes, welche ihr in der hl. Taufe und Firmung empfangen habt, in euch bleiben, dadurch werdet ihr immer mehr zunehmen in der Erkenntnis Gottes und erfüllt werden mit der Erkenntnis seines Willens in aller Weisheit und dem geistigen Verständnisse. (Kol. 1, 9. 10.) — Übrigens sind diese Texte, welche die Neuerer stets im Munde führen, wiederum ein Beweis, wie leicht es sei, abgerissene Stellen der hl. Schrift zu verdrehen und ihnen einen falschen Sinn unterzuschieben. Lasse du dich niemals irre machen, wenn man deinem katholischen Glauben ein paar biblische Schlagwörter entgegen stellt. Texte beweisen nichts, wenn sie nicht in ihrem wahren Sinne verstanden werden; denn, wie der hl. Hieronymus passend bemerkt, auch der Teufel wußte dem Heilande biblische Texte anzuführen. (Matth. 4, 6.) Von jeher war es bei den Irrlehrern der Brauch, eine Menge Schrifttexte zu citieren. Ihre Lehre, so bemerkt der hl. Kirchenvater Vincenz von Lerin,* würde einen allzu übeln Geruch verbreiten, wenn sie dieselbe nicht mit Sprüchen der hl. Schrift würzten, und minder gierig würde man das Gift ihrer Lehre einschlürfen, wenn nicht der Rand des Kelches, in dem sie es darbieten, mit dem Honig des göttlichen Wortes bestrichen wäre.**

Was hat die Kirche über das Bibellesen in der Volkssprache verordnet?

1) „Daß man die dazu nötige Kenntnis und Frömmigkeit besitzen, 2) daß die Übersetzung mit kirchlicher Gutheißung und bewährten Erläuterungen versehen sein soll.“

* Commonitor. n. 30.

** Die im „großen Katechismus“ Seite 40 folgende Frage 27. mit Anhang ist oben Seite 62 ff. erklärt worden.

Durch diese weise Anordnung will die hl. Kirche den Gläubigen das Brot des göttlichen Wortes nicht stiefmütterlich vorenthalten. Sie wünscht nichts sehnlicher, als daß alle imstande seien, es zu genießen und aus demselben Trost, Belehrung und Stärke zu schöpfen. Der Vorwurf, daß sie allen, die nicht dem geistlichen Stande angehören, unbedingt verbiete, die Bibel zu lesen, daß sogar vor Luthers Zeiten es nicht einmal eine deutsche Übersetzung derselben gab, verrät die erbärmlichste Unwissenheit oder eine feindselige Schmähsucht gegen die katholische Kirche. Bevor Luther das Tageslicht erblickte, war die vollständige Bibel nicht nur ins Deutsche, sondern auch ins Französische, Englische, Spanische, Flämische, Polnische und Italienische übersetzt und mehrmals im Drucke erschienen. Noch in demselben Jahrhundert, wo die Buchdruckerkunst erfunden wurde, ist nicht nur die lateinische Vulgata 98mal, sondern auch die italienische Übersetzung (und zwar mit Bestätigung der Inquisition) siebenzehnmal und die deutsche achtzehnmal neu aufgelegt worden. Aus diesen auf einander folgenden Ausgaben der Bibel in der Volkssprache und aus den „unzähligen Handschriften, in denen sie überdies vorhanden war, erhellt zur Genüge, wie vielfach sie gelesen wurde, und wie wenig der Vorwurf begründet ist, vor Luther hätten nicht einmal die Geistlichen, geschweige die Laien, in der Bibel gelesen."* — Als aber im sechzehnten Jahrhundert Irrlehrer ohne Zahl aufstanden und jeder derselben sich anmaßte, die hl. Schrift zu übersetzen, zu verfälschen, ihren Sinn frevelhaft zu entstellen, sie sogar zu gebrauchen, um den leichtsinnigen Pöbel zu fanatisieren, als dann die Volksmassen sich zusammen rotteten, unter dem Aushängeschilde einiger mißverstandener Bibeltexte sich gegen Kirche und Staat empörten, plünderten, mordeten und Länder verheerten, — da war es Pflicht für die Kirche, dem verwüstenden Strom einen mächtigen Damm entgegenzusetzen. Wie war aber dieses durchzuführen? Drei Stücke waren erfordert: Erstens eine getreue Übersetzung der Bibel, zweitens beigefügte Erklärungen aus den heiligen Vätern oder anderen bewährten Schriftstellern, um den Sinn der Texte zu bestimmen, welche die Irrlehrer mißdeutet hatten, und welche am leich-

---

* Dies sind die Worte eines protestantischen Doctors der Theologie und Predigers zu Hamburg (Joh. Geffken) in seinem „Bilderkatechismus des 15. Jahrhunderts." Derselbe bemerkt auch inbetreff des Kirchenliedes, „daß durch die Werke von Wackernagel, Hoffmann längst dargethan sei, wie viele deutsche Kirchenlieder lange vor Luther im Gebrauche waren. Luther selbst hat in den meisten und schönsten seiner Lieder nur ältere Kirchenlieder umgearbeitet." S. Menzel's Litteraturblatt 1856 n. 33. und Tübing. Quartalschr. 43. Jahrg. S. 373 ff.

testen mißverstanden werden können; drittens so viel gesunder Menschenverstand, Bildung und Frömmigkeit, als notwendig ist, um die hl. Schrift mit Nutzen lesen zu können und zu verhüten, daß das Buch des Lebens nicht ein Buch des Todes werde. Allen, welche diese Bedingungen erfüllen, war das Lesen der Bibel in der Volks- oder Landessprache niemals verwehrt; über das Vorhandensein dieser Bedingungen haben in der Regel die Hirten der Kirche oder die Seelsorger zu entscheiden.* Für diejenigen, welche fähig sind, die Bibel in der lateinischen oder griechischen Sprache zu lesen, hat die Kirche niemals derlei Verordnungen erlassen, weil sie voraussetzt, daß solche die gehörige Kenntnis besitzen oder sich dieselbe leicht verschaffen können.

Obwohl aber die Kirche unter den vorerwähnten Bedingungen die Lesung der hl. Schrift namentlich des neuen Testamentes nicht nur gestattet, sondern auch gerne sieht, so läßt sie sich niemals herab, dieselbe nach Art der sogenannten Bibelgesellschaften den Leuten aufzudringen. Sie will nicht, daß dieses so heilige, so erhabene und geheimnisvolle Buch, dieses göttliche Unterpfand, das ihr anvertraut worden, in ehrfurchtslose Hände komme, daß es auf Gassen und Straßen rohen, unwissenden Menschen, Schulknaben, Trunkenbolden, Wüstlingen zum beliebigen Gebrauch oder Mißbrauch angeboten oder aufgedrungen werde. — Sie lehrt auch

* S. Wiseman, „das Lesen der Schrift in der Volkssprache.“ Die Verordnung, daß das Lesen der hl. Schrift in der Volkssprache nur denen gestattet werde, welche der Bischof auf Gutachten des Pfarrers oder des Beichtvaters hierzu für fähig erachtet, wurde von Pius IV. auf Anordnung des Kirchenrates von Trient erlassen. Seit Benedict XIV. sehen wir die kirchliche Disciplin hierin bedeutend gemildert: aber um so nachdrücklicher wird bei jeder vorkommenden Veranlassung gefordert, daß die Übersetzung vom apostolischen Stuhle approbiert und mit Bemerkungen aus den hl. Vätern oder katholischen Gottesgelehrten versehen sei. Verpflichtet aber auch die Verordnung des Papstes Pius IV. nicht mehr in derselben Art und Weise, wie in früherer Zeit, so bleibt es doch immerhin „durch die Erfahrung erwiesen,“ wie die Verordnung selbst bemerkt, „daß, wenn die hl. Schrift in der Volkssprache überall ohne Unterschied zugelassen wird, daraus infolge der Verwegenheit der Menschen mehr Nachteil als Nutzen entspringt.“ Daher ist auch heute noch die Absicht und Meinung der Kirche, daß die hl. Schrift nur von solchen gelesen werde, welche die dazu geeignete Kenntnis und Frömmigkeit besitzen, oder, wie Pius IV. sich ausdrückt, „denen aus solcher Lesung kein Nachteil, sondern nur Vermehrung des Glaubens und der Frömmigkeit erwachsen könne.“ Ob man aber die erforderliche Kenntnis und Frömmigkeit wirklich besitze, darüber wird wohl der Beichtvater sicherer als das Beichtkind zu urteilen wissen. Es ist demnach immerhin, wenn auch nicht ein ausdrücklich gebotener, dennoch ein löblicher und empfehlenswerter Gebrauch der Gläubigen, den Beichtvater oder Seelsorger hierüber um Rat zu fragen, zumal im Falle, wo der Bischof besondere Gründe hat, zu begehren, daß dieser Gebrauch beibehalten werde.

nicht, daß die Lesung der Bibel für alle und für jeden notwendig sei,* sie macht dieselbe nicht zur Bedingung der Seligkeit; denn sie weiß, daß der Glaube, wie der Apostel sagt, nicht vom Lesen, sondern vom Hören des Wortes Gottes kommt, und daß außer der Bibel Christus uns noch viele andere kräftige Gnadenmittel hinterlassen hat. Im Falle, wo jemand nicht befähigt ist, die hl. Schrift zu lesen, wird ihm deshalb das göttliche Wort keineswegs entzogen. Er hört dasselbe in der Predigt und Christenlehre und findet es angeführt und erklärt in seinem Katechismus und andern geistlichen Büchern, auch anschaulich gemacht in der Lebensgeschichte der Heiligen. „Denn was sind die Lebensgeschichten der Heiligen anders," fragt der hl. Franz von Sales, „als ein durch ihren Wandel anschaulich gemachtes Evangelium? Wenn das geschriebene Evangelium eine gut komponierte Musik ist, so ist das Leben eines Heiligen ein wirklich aufgeführtes, herrlich gelungenes Konzert." — Auch wird die katholische Kirche niemals den so schädlichen Mißbrauch billigen, der darin besteht, daß man die Schrift in der Absicht lese, sich aus derselben eine eigene Glaubenslehre heraus zu forschen. Sie hat das klare Bewußtsein und die feste Überzeugung, daß sie allein als Wächterin des göttlichen Glaubens, als unfehlbare Lehrerin aller Heilswahrheiten von Gott aufgestellt ist, daß sie die Schafe auf die Triften gesunder Lehre zu führen, den Kindern das Brot des Lebens zu brechen hat. Die Lehre der Kirche verschmähen, um in der Bibel eine Religion nach eigenem Gutdünken aufzufinden, ist unerträglicher Hochmut, ein Frevel gegen die von Gott festgesetzte Heilsordnung, endlich der unvermeidliche Weg zu endlosen Spaltungen, wahnsinnigen Irrlehren und zum greuelvollsten Fanatismus, wie die Geschichte unwiderleglich bezeugt. Selbst protestantische Schriftsteller schreiben dem ungeregelten Lesen und der falschen Auslegung der Bibel den Bürgerkrieg in England und die Hinrichtung des Königs Karl I. zu. [19] Daraus erhellt zur Genüge, wie heilsam die Vorschriften der katholischen Kirche sind, welche das maßlose Bibellesen, wie es bei protestantischen Sekten üblich ist, nicht duldet, sondern ihm vernünftige Schranken setzt.

Aus dem Gesagten erhellt ferner, daß es den Katholiken nicht erlaubt sei, Bibeln zu kaufen oder anzunehmen, welche von Protestanten übersetzt, von ihnen verbreitet werden, noch weniger, protestantischen Bibelgesellschaften beizutreten oder dieselben auf irgend eine Weise zu fördern. Die Päpste Pius VII., Leo XII., Pius VIII. und

* Man sehe die darin bezüglichen verworfenen Grundsätze der Jansenisten in der Bulle Unigenitus und Auctorem fidei.

Gregor XVI. haben eigene Schreiben erlassen, um sich den Bestrebungen der Sektierer zu widersetzen, die Gläubigen vor der ihnen gelegten Schlinge zu wahren und allen Verkehr mit den erwähnten Gesellschaften zu verbieten. Niemanden täusche der Trugschein des Eifers für die Bekehrung der Heiden. Schon Tertullian* bemerkt von den Irrlehrern seiner Zeit, daß „ihnen mehr darum zu thun sei, die Rechtgläubigen zu verführen, als die Heiden zu bekehren, niederzureißen als aufzurichten. Das sei nicht zu verwundern; denn nicht anders als auf den Trümmern der Wahrheit vermögen sie sich zu erheben; um demnach ihre Kirche aufzubauen, bieten sie alle Kräfte auf, die unsrige zu stürzen." Wie eitel ihre Bemühungen zur Bekehrung der Heiden seien, können sie sich selbst nicht mehr verhehlen, wie oben dargethan worden; aber wenigstens soll ihnen der Ruhm bleiben, eine ungeheure Masse Bibeln unter Heiden ausgestreut und unvorsichtige Katholiken zum Abfall von ihrer Kirche verleitet zu haben. Darum sind sie an Orten, wo sie auf einigen Erfolg rechnen, sehr geschäftig, um Katholiken verfälschte Bibeln auszuteilen und sie zu bereden, solche zu lesen, mit dem Bemerken, daß sie hier das lautere Wort Gottes fänden und sich um ihre Kirche nicht weiter zu bekümmern hätten. Mit den Bibeln spielen sie zugleich Schulkindern oder unwissenden Leuten Büchlein (sogenannte Traktätlein) in die Hände, die oft unter einem falschen Titel mit lieblosen Schmähungen auf die katholische Kirche oder mit Entstellungen und Verdächtigungen ihrer Lehre angefüllt sind. Vor solchen Geschenken haben wir Katholiken uns zu hüten, wiewohl, um die Einfältigen zu täuschen, mitunter auch solche Blätter dargeboten werden, die nichts Arges enthalten. Die Frucht, durch welche Eva von der Schlange zur Sünde verlockt wurde, war ja ebenfalls „gut zu essen und lieblich anzusehen." Ist es wahrer Eifer, welcher die Protestanten beseelt, so sollen sie ihn vorerst bei ihren Glaubensgenossen in Ausübung bringen, hier steht ihnen ein weites Feld offen. Die katholische Kirche ist ihren Kindern keine böse Stiefmutter, daß Fremde ihnen das Brot des Lebens reichen müssen. (Hier ließen sich auch die Worte der Schrift (Spr. 5.) anwenden: „Mein Sohn, trinke Wasser aus deiner Cisterne, . . . gesegnet ist deine Quelle. . . . Warum solltest du dich verführen lassen von einer Fremden? . . . Auf dem Pfade des Lebens wandelt sie nicht, in der Irre sind ihre Schritte. . . . Ferne von ihr richte deinen Weg, und nahe nicht den Schwellen ihres Hauses.")

Nutzanwendung.

Was für eine Lebensregel sollst du dir nun merken aus der Lehre, welche dir bisher über den Glauben, dessen Quellen und Richtschnur vorgetragen worden ist? — Diese vor allen andern, daß du in Glaubenssachen niemals deinem schwachen Verstande oder deiner eigenen Einsicht traueſt, sondern die ganze Zeit deines Lebens dich an die Lehre der katholischen Kirche haltest und dich ihrem Ausspruche immer demütig unterwerfest, in der festen Überzeugung, daß du durch den Glauben an das, was die Kirche dich lehrt, nicht eitles

---

* De Praescript. n. 42.

Menschenwort, sondern das unverfälschte, untrügliche Wort Gottes glaubest; denn der Kirche Mund ist Gottes Mund. Wahr ist es, daß die Kirche aus Menschen besteht: Papst, Bischöfe, Priester, alle sind Menschen. Aber die Apostel und Jünger, welche Jesus aussandte, das Evangelium zu predigen, waren auch Menschen, unter ihnen befand sich sogar der unselige Judas; dennoch sprach er zu ihnen: „Wer euch hört, der hört mich, und wer euch verachtet, der verachtet mich; wer aber mich verachtet, der verachtet den, der mich gesandt hat.“ (Luk. 10, 16.) Papst, Bischöfe und Priester sind allerdings Menschen, aber Menschen, mit göttlicher Vollmacht ausgerüstet. Sie haben von Christus den Auftrag, der Welt die Lehre zu verkünden, welche er vom Himmel auf die Erde brachte; im Namen dessen, der sie gesandt hat, lehren sie; wer ihre Lehre verwirft, der verwirft nicht des Menschen, sondern Gottes Lehre. Und wenn jemand sich weigert, ihnen zu gehorchen unter dem Vorwande, daß er wohl Gott, aber nicht Menschen gehorchen wolle, so ist das eben so viel, als wenn ein Soldat sagte, dem Könige wolle er gern gehorchen, aber nicht dem Hauptmanne, nicht dem Obersten, nicht dem Generale, denn diese seien nicht der König. Würde wohl der König mit einem solchen Gehorsam zufrieden sein? — Erwäget doch wohl, l. K., wie glücklich wir sind, daß uns Gott die Kirche zur unfehlbaren Lehrerin und zum sichern Leitstern auf der Bahn des Heils gegeben hat. Um die göttlichen Heilswahrheiten und den sichern Pfad zum Himmel zu erkennen, brauchen wir Katholiken nicht wie jene, die außerhalb der Kirche stehen, erst mühsam in der Bibel zu forschen und unter endlosen Zweifeln zu suchen und nachzugrübeln, ohne jemals die Gewißheit zu erlangen, die Wahrheit endlich gefunden zu haben. Wir brauchen nur die Kirche zu hören, sie kann nicht irren, denn sie ist „die Säule und Grundfeste der Wahrheit.“ Ihre Lehre ist leicht zu erkennen, sie ist nämlich die des Papstes, des Statthalters Christi, des Nachfolgers Petri, auf den der Herr seine Kirche gebaut hat, und zugleich die aller Bischöfe, welche mit dem Papste in Gemeinschaft stehen. Diese Lehre wird jedermann, Gelehrten und Ungelehrten, Kleinen und Großen, Armen und Reichen, einem jeden nach seiner Fassungskraft vorgetragen und erklärt durch die Geistlichen, welche von den rechtmäßigen Bischöfen zu dem Lehramte aufgestellt und bevollmächtigt sind. So weiß das kleinste Kind besser und sicherer die Wahrheit, als der größte Gelehrte, der keinen andern Schiedsrichter anerkennt, als seinen dem Irrtum unterworfenen Verstand und lebenslang in der Bibel forschet. — Was könntet ihr also füglich einem Protestanten antworten, der euch etwa fragte, warum ihr nicht

auch, wie er, in der Bibel leset? Einfach dieses: „Was du in der Bibel erst suchest, das haben wir schon längst gefunden; darum suchen wir nicht mehr." Was ist dies? Die göttliche Heilswahrheit. Ja, eben dadurch, bemerkt Tertullian,* „daß die Irrgläubigen die Wahrheit immer noch suchen, beweisen sie, daß sie dieselbe nicht besitzen, mithin auch nicht glauben. Wer aber nicht glaubt, der ist nicht einmal ein Christ. Sind sie aber nicht Christen, welches Recht haben sie auf die hl. Schrift?" Haben sie aber nicht einmal ein Recht darauf, so ist es wohl lächerlich, daß sie sich derselben rühmen. Wer ist so albern, sich dessen zu rühmen, was ihm nicht angehört?

Lasset euch aber nicht irre machen, wenn ihr da gewisse Leute, die niemals dem kirchlichen Gottesdienste beiwohnen, sagen höret: Jedermann steht es frei, nach seiner eigenen Weise Gott zu dienen, ich habe nun einmal die meinige, ich erkenne Gott in der Natur, ehre ihn als das höchste Wesen, mehr braucht es nicht. — Mehr braucht es allerdings nicht, um sich in die Hölle zu stürzen. „Den unnützen Knecht," spricht Jesus Christus, „werfet in die äußerste Finsternis hinaus, da wird Heulen und Zähneknirschen sein." (Matth. 25, 30.) Ist nicht derjenige ein unnützer Knecht, der nur nach seiner eigenen Weise, d. h. bloß wann und wie es ihm gefällt, dem Herrn dienen will, der säet, wenn ihn sein Herr pflügen, und pflügt, wenn er ihn säen heißt? Wird wohl der Herr einen solchen Knecht in seinem Dienste behalten? Steht es nicht dem Knechte zu, dem Herrn zu gehorchen, ihm so zu dienen, wie dieser es haben will? Wie nun Gott wolle, daß wir ihm dienen sollen, darüber kann für uns Christen kein vernünftiger Zweifel obwalten. Gott hat uns seinen Willen auf eine unverkennbare Weise geoffenbart.

Wir wissen, daß der Eingeborne, welchen Gott zu unserm Heile in die Welt gesendet hat, bevor er zu seinem Vater zurückkehrte, der Kirche seine Gewalt übergab, mit dem ausdrücklichen Befehle, daß alle derselben gehorchen sollen. Wer aber zu gehorchen sich weigert, der ist dem Ausspruche Christi zufolge nicht besser, als ein Heide und öffentlicher Sünder, hat also auch die Strafe der Heiden und der öffentlichen Sünder zu gewärtigen. (Matth. 18, 17.) Wir haben demnach Gott in der Weise zu dienen, wie die Kirche es lehrt und befiehlt. Ohne Gehorsam gegen die Kirche ist Gott kein Dienst, kein Opfer wohlgefällig, gleich wie keine Dienstleistung eines Knechtes dem Herrn genügt, wenn derselbe eben jenen Dienst verweigert, den dieser von ihm fordert. Ein merkwürdiges Beispiel liefert uns die hl. Schrift. Gott hatte dem Könige Saul befohlen, die Amalekiten zu bekriegen und zur Strafe ihrer Sünden all ihre Habe zu vertilgen. Saul schonte aber der besten Herden und brachte von den Erstlingen derselben dem Herrn ein Brandopfer. Da zürnte der Herr über Saul und ließ durch den Propheten Samuel zu ihm sagen: „Will denn der Herr Brandopfer und Schlachtopfer, und nicht vielmehr, daß man gehorche dem Worte des Herrn? Besser ist ja Gehorsam,

* De praescript. n. 14. 15.

als Schlachtopfer; denn gleich der Sünde der Wahrsagerei ist Widersetzlichkeit, und gleich dem Frevel des Götzendienstes, nicht gehorchen wollen. Weil du des Herrn Wort verworfen, so hat auch dich der Herr verworfen, daß du nicht mehr König seiest.“ (1. Kön. 13, 22. 23.) Ein großes Verbrechen ist es demnach, Gott dem Herrn nicht gehorchen zu wollen. Wer aber der Kirche nicht gehorcht, der gehorcht auch Gott nicht; wer die Kirche verschmäht, der verschmäht auch Gott. Kein Gebet, kein Opfer, keine Gottesverehrung kann jemandem das Heil erwerben, wenn er der Kirche hartnäckig den schuldigen Gehorsam versagt. „Sollte auch ein solcher zum Bekenntnisse seines Glaubens den Tod erdulden, dennoch wäre all sein Blut,“ versetzt der hl. Cyprian (v. d. Einheit der Kirche), „nicht imstande, diese Makel zu tilgen. Ein so großer Frevel ist es, sich von der Kirche loszusagen.“ Wer also, um selig zu werden, Gott den ihm gebührenden Dienst leisten will, der hüte sich wohl, sich mit einer Religion nach seiner Laune oder seinem Gutdünken zu begnügen; er folge der hl. katholischen Kirche, er glaube, was sie lehrt, thue, was sie gebietet, gebrauche die Heilsmittel, welche sie im Auftrage Jesu den Gläubigen spendet. Das ist die rechte Weise, Gott zu dienen, die Weise, welche Gott verordnet und an welche er die Verheißung des ewigen Lebens geknüpft hat.

§. 4. Notwendigkeit des Glaubens.

Ist der Glaube notwendig zur Seligkeit?

„Der Glaube ist unumgänglich notwendig zur Seligkeit, denn „„ohne Glauben,““ sagt die hl. Schrift, „„ist es unmöglich, Gott zu gefallen““ (Hebr. 11, 6.), mithin unmöglich, Erbe des Reiches zu sein, welches nur denen verheißen ist, auf welchen Gottes Wohlgefallen ruht. „„Wer nicht glaubt,““ spricht Jesus Christus, „„der ist schon gerichtet.““ (Joh. 3, 18.) „„Wer nicht glaubt, der wird verdammt werden.““ (Mark. 16, 16.)“

So notwendig das Augenlicht zum Sehen, eben so notwendig ist der Glaube zur Seligkeit. Ohne Glauben ist kein Mensch je selig geworden, kann auch kein Mensch jemals die Seligkeit erlangen; denn der Glaube ist nach der Lehre des Tridentinischen Kirchenrates (Sitz. 6. Kap. 8.) „der Anfang des menschlichen Heiles, Grund und Wurzel aller Rechtfertigung.“ Wer also nicht glaubt, der kann nie zur Gerechtigkeit gelangen, die allein die Pforte des Himmelreiches öffnet. Und zwar handelt es sich hier um einen Glauben im eigentlichen Sinne des Wortes, d. h. nicht um einen bloßen Vernunftglauben oder um eine Kenntnis der göttlichen Wahrheiten, die aus der Betrachtung des Weltalls sich erwerben läßt, sondern um einen auf übernatürlicher Offenbarung beruhenden Glauben. (S. Seite 32.) Denn von einem solchen redet sowohl

der Apostel, wenn er sagt, daß es ohne Glauben unmöglich sei, Gott zu gefallen, als auch das Konzil von Trient, wenn es lehrt, „daß ohne den Glauben niemand je gerechtfertigt worden ist.“ (Sitz. 6. Kap. 7.)* — Wer diesen Glauben zurückweist, der macht sich eines schweren Vergehens gegen Gott schuldig, wie dürfte er sonach Anspruch auf die Seligkeit des Himmels machen? Bedenket wohl, wie schwer und strafwürdig ein solches Vergehen sei. Als nämlich der Mensch in der Finsternis umherirrte, weder das Ziel, wohin er gelangen sollte, noch den Weg zu demselben kannte, da erbarmte sich Gott und offenbarte ihm seine geheimen Ratschlüsse, lehrte ihn seine Gebote, gab ihm seine Verheißungen. Nicht bloß seine dienenden Geister, die Engel, sondern seinen eigenen Sohn, „der da ist der Abglanz seiner Herrlichkeit,“ (Hebr. 4, 3.) sandte er deshalb in die Welt und verherrlichte ihn und dessen Jünger durch viele Zeichen und Wunder, damit alle Menschen seinem Worte Glauben beimessen. Wenn nun aber der Mensch, statt zu glauben, das göttliche Wort verwirft und sich weigert, dem Ausspruche des Allerhöchsten seinen Verstand zu unterwerfen, fügt er da der göttlichen Majestät nicht eine schwere Beleidigung zu? Sich weigern, die göttliche Offenbarung zu glauben, heißt das nicht so viel, als leugnen, daß Gottes Wort wahrhaft sei und Glauben verdiene, oder leugnen, daß Gott unser höchster Herr sei und ihm das Recht zustehe, die Unterwerfung unseres Verstandes zu fordern? Und eine solche Verachtung seines Wortes, eine solche Empörung gegen seine höchste Majestät sollte Gott nicht strafen? Nein, nicht ungestraft wird Gott die Sünde des Unglaubens lassen. Hätte auch irgend ein Mensch sich keines andern Vergehens schuldig gemacht, als daß er sich weigerte zu glauben, so würde ihn Gott schon deshalb auf ewig von sich verstoßen. Denn „wer nicht glaubt, der ist schon gerichtet,“ d. h. er hat durch seinen Unglauben sich selber schon gerichtet, wird also dem Gerichte sicher nicht entrinnen; „er wird verdammt werden.“ — Ja, schwerer als viele andere Sünden wird der Unglaube jenseits gestraft werden. Dieses ersehen wir aus den Worten Jesu Christi. Als er nämlich die Apostel aussandte, seine Lehre zu predigen, sprach er zu ihnen: „Wer immer euch nicht aufnimmt und eure Rede nicht anhört, aus dessen Hause oder Stadt gehet hinaus und schüttelt den Staub von euren Füßen. Wahrlich, ich sage euch, es wird dem Lande der Sodomiter und Gomor-

---

* Die Lehre einiger Theologen, „der Glaube im weiteren Sinne, nämlich aus dem Zeugnisse der Geschöpfe oder einem ähnlichen Beweggrunde, genüge zur Rechtfertigung,“ ist von Innocenz XI. verworfen worden.

rhiter erträglicher ergehen am Tage des Gerichtes, als jener Stadt." (Matth. 10, 14. 15.) Die Sodomiter und Gomorrhiter waren doch große Frevler, ihr Verbrechen war himmelschreiend; dennoch wird ihre Strafe in der Ewigkeit geringer, als die Strafe derjenigen sein, welche sich weigerten, die Lehre Jesu anzuhören und zu glauben. Welches Strafgericht wird demnach über Christen kommen, die, nachdem sie in der Taufe die Gnade zu glauben empfangen und das Versprechen zu glauben abgelegt, auch die göttliche Lehre erkannt und eine Zeit lang geglaubt haben, endlich vom Glauben abgefallen und gottlose Freidenker geworden sind? Und derlei Menschen dürfen sich mitunter noch rühmen, daß sie rechtschaffene Leute seien und sich keinen Vorwurf zu machen hätten. Wohl mögen sie rechtschaffen in den Augen der Menschen sein, insofern sie nämlich keine Räuber oder Mörder sind; aber nicht rechtschaffen oder nicht schuldlos sind sie vor Gott. Denn „wer das ganze Gesetz hält, aber nur ein Gebot übertritt, der verschuldet sich an allen," sagt die Schrift. (Jak. 2, 10.) Ist aber der Glaube nicht von Gott geboten und zwar strenge geboten? Wozu hätte uns denn Gott die Heilswahrheiten geoffenbart, wenn er nicht wollte, daß wir sie glauben? Wer also dieses eine Gebot nicht hält, der ist ein Übertreter des Gesetzes und verfällt in die Strafe der ewigen Verdammnis. — Gott behüte euch stets, l. K., vor einem so schrecklichen Unglücke! Gebet daher niemals Gehör den Reden der Gottlosen, die unsern hl. Glauben lästern oder verhöhnen, sondern „sehet zu, daß keiner von euch die Gnade Gottes versäume; sehet zu, daß ihr nicht (den Herrn), der zu euch redet, abweiset. Denn wenn jene nicht entkommen sind, welche den (Moses) abwiesen, der auf Erden sprach, wie viel weniger wir, wenn wir uns von dem (Sohne Gottes) abwenden, der vom Himmel zu uns redet!" (Hebr. 12, 25.)

Wenn aber der Glaube an die göttliche Offenbarung so unumgänglich notwendig ist, wie wird es dann den Heiden ergehen, welche dieselbe nie vernommen haben? wie kann es ihnen dennoch möglich sein, selig zu werden? — Hierauf diene zur Antwort: Es ist sicher, und die unendliche Liebe, welche Gott bewog, für alle Menschen den Kreuzestod zu leiden, ist uns Bürge dafür, daß er alle selig machen und deshalb zur Erkenntnis der Wahrheit führen will. (1. Tim. 2, 4.) Welche Mittel und Wege die göttliche Vorsehung sich zu diesem Zwecke vorbehalten hat, darüber ist uns der Herr keine Rechenschaft schuldig. Dennoch erkennen wir, daß Gott, wie die Schrift sagt, „nie unterlassen hat, (auch den Heiden) Zeugnis von sich selbst zu geben, indem er Wohlthat spendete vom Himmel aus, Regen und fruchtbare Zeiten gab und mit Speisen und Freude die Herzen erfüllte." (Apstgsch. 14, 16.) Ferner hat er das Naturgesetz in ihre Herzen geschrieben, damit sie das Gute vom Bösen zu unterscheiden

wissen, und ihnen die Stimme des Gewissens gegeben, welche sie ermahnt, das Gute wirklich zu thun und das Böse zu meiden. (Röm. 2, 14. 15.) Überdies redet Gott durch die Stimme seiner innern Gnade zum Herzen eines jeden Menschen, auch des Wilden, der in Steppen und Wäldern umherirrt, damit er das, was er mittels seiner Vernunft als böse erkennt, mit dem Beistande der Gnade nach Kräften meide;* denn der Herr „erleuchtet jeden Menschen, der in diese Welt kommt." (Joh. 1, 9.) Er ist nach dem Ausdrucke des hl. Chrysostomus die Gnadensonne, welche allen leuchtet, die nur nicht boshafter Weise ihr Herz verschließen. Widerstrebt nun der Mensch allen diesen Anregungen zum Guten, um das Böse zu thun, so ist es seine Schuld, wenn er das Glaubenslicht, welches ihm beim Fortschreiten auf der Tugendbahn geleuchtet hätte, nicht erblickt. Auch würde ihm bei so verkehrter Stimmung die Gnade des Glaubens selbst nicht nützen, sondern sein Gericht nur erschweren. Bestrebt er sich aber, nach Maßgabe seiner Einsicht das Böse zu meiden und das Gute zu thun, so wird Gottes liebevolle Vorsehung ihm entweder einen Boten des Heiles zusenden, der ihn in den notwendigen Glaubenswahrheiten unterrichte, oder ihm dieselben auf eine andere zuverlässige Weise offenbaren.** Es leuchtet von selbst ein, und auch die hl. Schrift bezeugt es uns, daß Gott auf mancherlei Weise zum Menschen zu reden und ihm seinen Willen kundzuthun vermag. Zum Könige Abimelech redete er im Traume des Nachts (1. Mos. 20, 3.), zum Propheten Samuel durch eine vernehmbare Stimme (1. Kön. 3.), zu Petrus durch ein Gesicht (Apstgsch. 10.), zu den Hirten in der Gegend Bethlehems durch einen Engel (Luk. 2.), zu den drei Weisen im Morgenlande wahrscheinlich durch eine innere Einsprechung, welche sie antrieb, dem Sterne zu folgen. Wie wunderbar Gott es füge, damit heilsbegierige Heiden des notwendigen Glaubensunterrichtes nicht entbehren, davon liefert uns die Geschichte viele merkwürdige Beispiele.[20] Vor allem gehört dahin die Bekehrung des römischen Hauptmannes Kornelius (Apstgsch. 10.) und des Kämmerers der Königin von Äthiopien (Apstgsch. 8.), auch die Weisung, welche der hl. Paulus durch ein Gesicht bekam, nach Macedonien zu ziehen und dort das Evangelium zu verkünden. (Apstgsch. 16, 9. 10.) Hingegen fehlt es auch nicht an Beispielen, die zeigen, wie Gott die Völker, die auf seinen Ruf nicht merken, den Lüsten ihrer Herzen überläßt, „daß sie wandeln nach ihren Wegen." (Ps. 80, 13.) [21]

Macht jeder Glaube selig?

„Nein, nur der wahre Glaube, den Christus der Herr uns gelehrt hat, macht selig; denn nur durch diesen und keinen andern Glauben haben wir Anteil an Christus, ohne welchen kein Heil zu hoffen ist."

---

* Orosius, ein Zeitgenosse des hl. Augustin, schreibt darüber die merkwürdigen Worte: Mea semper est haec fidelis atque indubitata sententia Deum adjutorium suum non solum in corpore suo, quod est ecclesia, verum etiam universis in hoc mundo gentibus subministrare, et non solum generaliter, sed speciatim quotidie per tempora, per dies, per momenta, per atomos et cunctis et singulis ministrare.

** So der hl. Thomas de veritate q. 14. a. 11. ad. 1.

Behaupten, daß jeder Glaube selig macht, heißt eben so viel, als behaupten, daß jeder, auch der verkehrteste Weg zum vorgesteckten Ziele führt, oder daß Sünden und Laster eben so wohl ins Himmelreich führen, als Tugend und Heiligkeit. Denn der Glaube ist der erste Schritt und Weg zum Himmel; wie nun aber nur der rechte Weg zum Ziele führt, so führt auch nur der wahre Glaube in den Himmel. Der Glaube ist ferner die Richtschnur und Grundlage des Lebenswandels: wer da glaubt wie ein Türk oder Heide, der wird auch nicht besser als ein Türke oder Heide leben und sich ohne Rückhalt allen Ausschweifungen hingeben. Wenn demnach jeder Glaube selig machte, so müßten auch die abscheulichsten Ausschweifungen zur Seligkeit führen. — Gott ist die ewige, wesentliche Wahrheit, deshalb kann er nur an der Wahrheit sein Wohlgefallen haben. So unmöglich es demnach ist, ohne Glauben Gott zu gefallen, ebenso unmöglich ist es auch, ihm zu gefallen ohne den wahren Glauben. Welches ist aber der wahre Glaube? Kein anderer als der, welchen uns Christus der Herr gelehrt hat. Denn „Gnade und Wahrheit ist uns durch Jesus Christus geworden.“ (Joh. 1, 17.) „Dazu bin ich geboren,“ sprach Jesus selbst zu Pilatus, „und dazu in die Welt gekommen, daß ich der Wahrheit Zeugnis gebe. Und wer immer aus der Wahrheit ist (die Wahrheit liebt), der hört meine Stimme.“ (Joh. 18, 37.)

Zwar erkennen wir auch einige Wahrheiten durch die Vernunft; denn auch die Vernunft vermag einzusehen, daß es einen Gott giebt, der alles erschaffen hat, erhält und regiert. Allein etwas für wahr halten, weil die Vernunft es lehrt, ist, wie schon oft bemerkt worden, kein göttlicher Glaube, sondern ein menschliches Wissen oder Erkennen. Wir müssen, um die ewige Seligkeit zu erlangen, notwendig Christo dem Herrn glauben, alles glauben, was er uns lehrt. Denn seitdem der Mensch durch die Sünde das Recht zum Himmelreiche verloren hat, kann niemand in dasselbe eingehen, als durch Jesus Christus, der das Sühnopfer für unsere Sünden geworden ist. „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben,“ spricht der Herr, „niemand kommt zum Vater außer durch mich. (Joh. 14, 6.) „Es ist in keinem andern Heil,“ bezeugt der vom hl. Geiste erfüllte Apostel Petrus (Apstgesch. 4, 12.); „denn es ist kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, wodurch wir selig werden sollen.“ Christus gereicht uns aber nicht zum Heile, wenn wir nicht freiwillig Anteil an ihm nehmen. Der Himmel ist nämlich ein Lohn; um ihn zu verdienen, bedarf es nicht nur der Gnade Christi, sondern auch unserer freien Mitwirkung. Wollen wir durch Jesus Christus

gerettet werden, so müssen wir uns daher an ihn anschließen und seine Jünger werden; wir müssen seine Lehre befolgen und die Heilsmittel, die er uns anbietet, gebrauchen. Wie soll aber dies möglich sein, wenn man sich sogar weigert, an ihn zu glauben? Wer seine Lehre nicht glaubt, der kann sie nicht befolgen, wer die Kraft seiner Heilsmittel nicht anerkennt, der wird sie nie gebrauchen und deshalb auch niemals zum ewigen Leben eingehen. Darum beteuert der göttliche Heiland die Notwendigkeit des christlichen Glaubens in den kräftigsten Ausdrücken: „Wer an (mich) den Sohn glaubt, der hat das ewige Leben; wer aber dem Sohne nicht glaubt, der wird das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibt über ihm." (Joh. 3, 36.) — Nur die von Moses aufgerichtete eherne Schlange hatte die Kraft, die giftigen Bisse zu heilen (4. Mos. 21.), und nur in dem Glauben an Christus vermag der Sünder Verzeihung und die Gesundheit der Seele wieder zu finden. Deshalb spricht Jesus Christus (Joh. 3, 14. 15.): „Gleichwie Moses die Schlange in der Wüste erhöhet hat, so muß auch der Menschensohn erhöhet werden, damit alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben erlangen." So wahr es demnach ist, daß niemand vom Bisse der giftigen Schlange geheilt werden konnte, ohne den Anblick der von Moses erhöhten ehernen Schlange, eben so wahr ist es auch, daß niemand ohne den Glauben an Christus das Leben der Gnade und sein Heil erlangen kann.

Aus dem Gesagten erhellt, wie unverständig das Gerede jener sei, die da zu sagen pflegen, auf den Glauben komme es nicht an, es sei im Grunde einerlei, was man glaube; eine Religion sei allerdings notwendig, denn ohne sie könne die Welt nicht bestehen, aber jede Religion sei gut. — Ist ein solches Gerede nicht gotteslästerlich? Vergeblich hätte also Gott gesprochen und uns seine Offenbarung gegeben? Vergeblich hätte er seinen eingebornen Sohn in die Welt gesandt und zur Beglaubigung seiner Sendung so viele erstaunliche Wunder gewirkt? Vergeblich hätte also Jesus gepredigt, vergeblich also seinen Jüngern befohlen, aller Welt das Evangelium zu verkünden und zu ihnen gesprochen: „Wer glaubt, der wird selig werden; wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden"? Es stände dessen ungeachtet jedem frei zu glauben, was er wollte, Lüge oder Wahrheit? Wenn es einerlei ist, was man glaubt, wenn jede Religion gut ist, so waren demnach die Millionen christlicher Märtyrer, die eher ihr Blut verspritzen, als ihren Glauben verleugnen wollten, alle erbärmliche Thoren; so hatten die heidnischen Tyrannen Ursache, sie ihrer Hartnäckigkeit wegen dem Tode zu überliefern; ja, so ist es auch einerlei, ob man den wahren Gott, den Schöpfer des Himmels und der Erde, anbete, oder ob man wie die Heiden Holz und Stein, ein Krokodil oder einen Stier, einen vatermörderischen Jupiter und eine unzüchtige Venus oder gar den Teufel selbst als Gott verehre!

Denn auch solche Völkerstämme giebt es unter den Wilden, deren Religion darin besteht, den Teufel anzubeten und ihm Opfer darzubringen. Ist jede Religion gut, so war auch die Religion der Phönizier gut, welche ihnen gebot, ihre unschuldigen Kinder in die glühenden Arme des Götzenbildes Moloch zu legen; auch die der Mexicaner war gut, welche sie antrieb, jährlich gegen 20000 Menschen ihren Göttern zu opfern. Ist es einerlei, welche Religion man habe, so mußten auch unsere Vorfahren Heiden oder Juden bleiben; so hatte der große hl. Bonifatius Unrecht, daß er mit Hingebung seines Lebens sie lehrte, den wahren Gott anzubeten! Wir, ihre Nachkommen, wären also nicht minder aufgeklärt und glückselig, wenn wir, anstatt zu unserm Vater im Himmel, wie sie zu einer riesigen Eiche beteten und den blutlechzenden Kriegsgott durch Menschenopfer verehrten! Sehet, zu solchem Unsinn gelangt man mit dem Grundsatz: „Jede Religion ist gut." — Dennoch bilden manche sich ein, damit etwas sehr Gescheites zu sagen. Was verstehen sie darunter? Etwa, daß jede Religion gleich wahr sei? Wie ist das möglich? Es kann doch nicht gleich wahr sein, daß Christus der Messias und nicht der Messias, Gott und nicht Gott, daß Mohammed ein Prophet Gottes und zugleich ein schändlicher Betrüger sei. Ist das eine wahr, so ist das andere notwendig falsch. Oder verstehen sie, daß jede Religion gleich falsch sei? Aber dann sind nicht alle Religionen gut, sondern alle schlecht. Wäre es nicht lächerlich, von falschen Geldstücken zu behaupten, daß sie alle gut seien? Oder ist vielleicht der Sinn ihrer Rede dieser, man müsse allerdings eine Religion haben, sie sei für den Menschen ein Bedürfnis; da man aber die wahre aus den vielen falschen nicht herauszufinden wisse, so solle jeder bei der seinigen bleiben, im Grunde seien doch alle gut? Jene, die so reden, sehen also wenigstens ein, daß die Religion eine notwendige Bedingung zur Glückseligkeit des Menschen sei, und hierhin haben sie vollkommen recht. Auch die Heiden sahen dieses ein; sie erkannten, daß die Religion für den Menschen eine Quelle des Trostes, der Kraft, der sittlichen Veredelung sei, daß auf ihr, als dem Grundpfeiler, die Sicherheit sowohl des gesamten Staates, als der einzelnen Bürger ruhe, [22] daß leichter eine Stadt in der Luft, als gesetzliche Ordnung ohne Religion bestehen könne. Deshalb sagte auch der Weiseste unter ihnen (Plato üb. die Gesetze I. 10.), daß die Religion untergraben so viel heiße, als den Grundpfeiler der menschlichen Gesellschaft zertrümmern. Wenn aber nun die Religion so notwendig ist, daß ohne sie die Welt nicht bestehen und der Mensch nicht glücklich sein kann, so folgt offenbar, daß Gott dem Menschen, den er zur Glückseligkeit erschaffen, auch eine Religion gegeben hat; denn sonst würde er ihm die zur Erreichung seiner Bestimmung notwendigen Mittel verweigert haben. Von Gott muß jedenfalls die Religion kommen; die Vernunft reicht nicht hin, um sie zu erfinden, noch weniger, um ihr Ansehen und Dauer zu verschaffen. Darum haben auch alle, die eine, wenn auch falsche Religion stifteten, wie Minos, Numa, Mohammed vorgegeben, daß sie dieselbe durch göttliche Offenbarung empfangen haben, und obwohl zur Zeit der französischen Revolution gottlose Tyrannen alle ihre Macht aufboten, um eine von Menschen ersonnene Vernunftreligion einzuführen, so mußten sie doch mit Schmach und Schande davon abstehen. Hat aber nun Gott selbst dem Menschen, wie es unleugbar ist, eine Religion gegeben, so ist zweifelsohne diese allein die wahre, diese allein gut, diese allein von allen anzuerkennen und auszuüben. Sind wir aber

schuldig, sie anzunehmen, so hat Gott auch sicher dafür gesorgt, daß sie von allen, die redlich nach der Wahrheit forschen, erkannt werden könne; denn wozu hätte er sie gegeben, wenn sie nicht erkennbar wäre? „Ich habe geglaubt," sprach nach seiner Bekehrung ein bekannter Freidenker,* „sobald ich aufrichtig nachgeforscht habe; forschet auch nach, und ihr werdet auch glauben." — Ja, wie das strahlende Sonnenlicht jedem leuchtet, der demselben sein Auge öffnet, so leuchtet auch die Wahrheit der christlichen Religion jedem, der redlich nach ihr forscht und bereit ist, die Pflichten, die sie auferlegt, zu erfüllen. „Den Frommen ist ein Licht aufgegangen in der Finsternis." (Ps. 111, 4.) „Das ist aber eben das Gericht," spricht Jesus der Herr, „daß das Licht in die Welt gekommen ist, und die Menschen die Finsternis mehr liebten, als das Licht. Warum lieben sie aber die Finsternis mehr, als das Licht? „Weil ihre Werke böse sind; denn jeder, der Böses thut, hasset das Licht, damit seine Werke nicht gestraft werden." (Joh. 3, 19. 20.)

Der Menschen Dichten und Trachten ist so sehr auf das Irdische gerichtet, daß manche sich um höhere Güter gar nicht bekümmern. Zufrieden mit dem Schattenbild einer Religion, welche sie sich selbst gemacht und durch die sie in ihren sündhaften Genüssen nicht beunruhigt werden, leben sie in einer unbegreiflichen Gleichgültikeit gegen alles Höhere dahin. Die so gewichtigen Wahrheiten, welche der Glaube lehrt, von Gericht, Himmel, Hölle, Ewigkeit sind ihnen nichts als eitle Träumereien. Sie erdreisten sich sogar, des Gerechten zu spotten, welcher sich beeifert, nach den Grundsätzen des Glaubens zu wandeln und in Erwartung der himmlischen Belohnung sein Seelenheil zu wirken. O du Thor, rufen sie ihm höhnisch zu, wenn der Himmel, von dem du träumst, nur Einbildung ist! — Wie aber, könnte man ihnen mit bestem Rechte erwidern, wenn die Hölle, deren ihr Elende spottet, Wahrheit ist! Ist es euch denn so unumstößlich erwiesen, daß die Religion, welche ihr verhöhnt, nur leeres Gaukelwerk sei? Habt ihr denn ihren Beweisen schon reiflich nachgeforscht? Habt ihr dieselben gegen die Gründe, welche ihr für euren Unglauben anführt, unparteiisch abgewogen? Habt ihr schon gehört, was die Gottesgelehrten auf die Einwürfe, mit welchen ihr so sehr prahlet, antworten? Habt ihr wohl gar keinen Zweifel mehr? Ist es euch sonnenklar, daß die christlichen Märtyrer nur aus Fanatismus starben; daß alle die hervorragenden Geister, welche das Christentum aufzuweisen hat, nur Thoren waren? Ist es unmöglich zu denken, daß Christus von den Toten auferstanden, in den Himmel aufgefahren ist, daß er und seine Jünger unzählige Wunder wirkten, die seiner göttlichen Macht Zeugnis geben? Ist es eine ausgemachte Wahrheit, daß die Umgestaltung der Welt, die Vernichtung des Götzendienstes, die Gesittung der Völker, die Dauer, die Siege und alle die Segnungen des Christentums bloßes Hirngespinst oder Betrug seien? Ist es nicht ein unverzeihlicher Leichtsinn, sich so gedankenlos über alle die höchsten Interessen des Menschen hinweg zu setzen? Du weißt doch, daß auch du der eisernen Todeshand nicht entfliehen wirst! Solltest du es dir nicht angelegen sein lassen, gründlich nachzuforschen, ob mit diesem Leben wohl alles ein Ende nehme? Weil du die Hölle leugnest, hast du sie etwa vernichtet? Weil du Gottes Gerechtigkeit nicht achtest, hast du sie nicht zu fürchen? Meinst du denn, Gott solle nicht strafen,

* La Harpe in seinem Buche du fanatisme.

wenn Sterbliche seiner Stimme das Ohr, seinen Offenbarungen das Auge verschließen? Seinen eigenen ewigen Sohn hat er zu unserer Belehrung in die Welt gesandt, und du solltest ungestraft ihn lästern, seine Lehre verlachen, seiner Verheißungen und Drohungen spotten dürfen? Täusche dich nicht! Gott läßt seiner nicht spotten. (Gal 6, 7.) Der Erde nichtiger Tand wird einst verschwinden; die Schmerzen und Schrecknisse des Todes werden dein Krankenbett umlagern. Vergeblich wirst du dann die Grundsätze einer hohlen Vernunftreligion zuhilfe rufen. Wie manchem Freigeiste, der stolz darauf war, seinen Grundsätzen getreu den Geist auszuhauchen, entsank plötzlich an der Schwelle der Ewigkeit aller Mut! Der berüchtigte Mirabeau, welcher zur Zeit der französischen Revolution so großes Unheil stiftete, strebte ebenfalls nach dem Ruhme, als ungläubiger Philosoph, wie er gelebt hatte, auch zu sterben. Am Morgen seines Todestages ließ er die Fenster öffnen und sagte zu Cabanis, seinem Arzte: „Heute, mein Freund, werde ich sterben. Wenn man einmal so weit ist, dann bleibt nur eins zu thun übrig, nämlich, sich mit wohlriechendem Wasser zu waschen, um desto leichter in jenen Schlummer zu versinken, aus welchem man nimmer erwacht." Allein vergebens suchte er diesen sanften Schlummer. Weder wohlriechendes Wasser, noch Blumenkränze, noch Musik waren imstande, ihm die Schmerzen der Krankheit erträglicher zu machen oder seine innere Angst und Seelenpein zu lindern. Des christlichen Trostes entbehrend, brach er in die heftigsten und bittersten Klagen aus und verlangte ein Arzneimittel, welches den Tod schnell herbeiführen und seine Leiden abkürzen sollte. Die Weigerung des Arztes erklärte er für grausam und rief mit heftiger Stimme aus: „Meine Schmerzen sind unerträglich. Ich habe noch Kräfte für Jahrhunderte, aber nicht für einen Augenblick Mut mehr." Jetzt irrten seine Blicke wild umher. Zerrüttung und innere Unruhe sprach deutlich aus jedem Gesichtszuge. Plötzlich stellten sich auch heftige Zuckungen ein, er stieß einen gräßlichen Schrei aus und verschied in schauerlicher Verzweiflung. (Girtanners hist. Nachr. üb. die französische Revolution.)

Nachdem wir nun gesehen haben, daß zur ewigen Seligkeit der wahre, von Christus gelehrte Glaube notwendig sei, so bleibt nur noch die Frage, welche von den bekannten Religionsgesellschaften denselben besitze.* Erhellet aus der Antwort, daß nur die katholische Kirche im Besitze des wahren christlichen Glaubens ist, so folgt von selbst, daß es nicht genügt, den Glauben einer sich christlich nennenden Sekte zu bekennen, sondern daß man den Glauben der katholischen Kirche haben muß. Daraus läßt sich dann der Schluß ziehen, wie thöricht die Sprache jener Scheinchristen ist, die da sagen, es sei gleichgültig, ob man Lutheraner, Calviner, Zwinglianer, Wiedertäufer oder Katholik sei, es seien ja alle Christen, mehr brauche es nicht.

---

* Von der getrennten griechischen Kirche wird hier der Kürze wegen Umgang genommen. Die Versuchung, in ihr die wahre Kirche Christi zu erkennen, liegt allzufern. Wer Kenntnis von ihr hat, weiß auch in der Regel, wie erstarrt, geknechtet, geistlos und entnervt sie ist.

Welche Religion hat nun den wahren, von Christus gelehrten Glauben?

„Den wahren, von Christus gelehrten Glauben hat nur die katholische Kirche; denn sie allein hat denselben, als ein ihr anvertrautes himmlisches Gut, von Christus selbst empfangen und stets unverfälscht bewahrt. Alle andern Religionsgesellschaften haben ihre Glaubenslehre weder von Christus selbst empfangen, da sie erst lange nach Christus entstanden sind, noch haben sie das, was von der Lehre Christi aus der katholischen Kirche auf sie gekommen ist, unverfälscht bewahrt, da sie bald so, bald anders lehren, Christus und die Apostel aber immer dasselbe lehrten."

Zwei Fragen sind hier zu erörtern: 1) Welche Religionsgesellschaft hat ihren Glauben von Christus empfangen? 2) Welche hat ihn unverfälscht bewahrt? Denn jene hat unleugbar die wahre Glaubenslehre Jesu Christi, welche sie von ihm selbst empfangen und stets unverfälscht bewahrt hat.*

1) Es versteht sich von selbst, daß nur jene christliche Genossenschaft ihren Glauben von Christus empfangen hat, deren Bestehen bis zu Christus hinaufreicht, oder, was dasselbe ist, die von Christus und den hl. Aposteln abstammt; denn durch die Apostel hat der göttliche Erlöser das Christentum begründet, und von ihnen bis auf uns konnte es nie verloren gehen. Räumt man dies letztere nicht ein, so muß man Jesum Christum lästern und sagen, er habe auf Sand gebaut, und die feierlichen Worte: „Ich werde meine Kirche auf einen Felsen bauen, und die Macht der Hölle soll sie nicht überwältigen" — waren in seinem anbetungswürdigen Munde eine Lüge. Eine Religionsgesellschaft muß also heute noch bestehen, die von den Aposteln herstammt und von ihnen bis auf den heutigen Tag immerfort bestanden hat. Aber welche von den religiösen Gesellschaften, die sich christlich nennen, hat das Vorrecht, in gerader, ununterbrochener Linie von den Aposteln abzustammen? Wenn zwei Familien sich um die Ehre streiten, von einem gewissen Fürsten, der im grauen Alter-

* Die Glaubenslehre Jesu Christi ist in der Schrift und Tradition enthalten. Daß diese keiner andern als der katholischen Kirche von Christus durch die Apostel übergeben und von ihr allein stets unverfälscht bewahrt worden seien, ist schon oben (Seite 78 und ff.) dargethan worden. Strenge genommen dürfte es also genügen, hier an das bereits Gesagte wieder zu erinnern. Dennoch mag es nicht überflüssig sein, diese so folgenreiche Wahrheit noch von einem andern Gesichtspunkte aus anschaulich zu machen. Wir entlehnen sie der Hauptsache nach aus „Barthe's religiöse Wahrheit vor dem Richterstuhle der Vernunft" (Kap. 11.) und verweisen den Katecheten zur weitern beliebigen Ausführung auf die Abhandlung von der Kirche im 9. Glaubensartikel.

tume lebte, abzustammen, so wird die Frage durch den Stammbaum gelöst. Diejenige, welche beweist, daß sie allein in gerader, fortlaufender, stets rechtmäßiger Linie vom fürstlichen Hause abstammt, diese hat eben dadurch vor jedem Gerichtshof den Prozeß gewonnen. Eine Religionsgesellschaft, die also behauptet, von den Aposteln gegründet zu sein, muß nachweisen, daß sie durch eine wahre, stets fortlaufende Abstammung von den Aposteln bis auf unsere Tage existiert. Eine zweifelhafte oder eine mehrere Jahrhunderte hindurch unterbrochene Geschlechtsfolge kann nicht angenommen werden.

Schlagen wir nun einmal die Geschichte auf, denn die Frage ist rein historisch. Beginnen wir mit dem Papste Leo XIII. und gehen wir zurück bis zum Tage, an dem der göttliche Stifter des Christentums zu Simon, dem Sohne Jonas', sagte: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen." Die Reihenfolge der Päpste ist ununterbrochen; der Name, der Anfang und das Ende der Regierung eines jeden von den Nachfolgern Petri, des ersten Statthalters Jesu Christi, dem er seine Lämmer und Schafe zu weiden gab, stehen vor unsern Augen da. Jene Religionsgesellschaft also, welche von dem gegenwärtigen Oberhaupte der Kirche bis zum Apostelfürsten Petrus diese ununterbrochene Kette von zweihundert neun und fünfzig Päpsten aufzuweisen hat, stammt unstreitig von den Aposteln her. Und welche ist diese? Sicher keine andere, als die römisch katholische Kirche; denn jede andere protestiert ausdrücklich gegen den Papst und besteht hartnäckig darauf, der papistischen Kirche (wie sie die katholische nennen) nicht angehören zu wollen. — Da nun alle nichtkatholischen Religionsgenossenschaften förmlich erklären, daß sie der uralten, den Papst anerkennenden Stammkirche nicht angehören, so ist damit auch schon der Beweis geliefert, daß sie nicht von Christus und den Aposteln abstammen. Dieser Beweis dürfte uns auch genügen; lasset uns jedoch diese Frage noch genauer untersuchen. Öffnen wir ebenfalls die Geschichte jener Sekten, die sich christlich nennen, und suchen wir dort auch eine ähnliche Geschlechtsfolge, wie die der katholischen Kirche. Allenthalben ist es leer, erstaunlich leer; allenthalben ist der Anfang ihrer Entstehung wohl bezeichnet, nämlich lange nach den Zeiten der Apostel. Wo warst denn du, lutherische Religion? wo warst du, calvinische Religion? und wo waret alle ihr nichtkatholische Genossenschaften, bevor eure bekannten Stifter das Banner der Empörung gegen die katholische Kirche erhoben hatten? Ihr waret gar nicht vorhanden, ihr kommt also nicht von den Aposteln her, ihr kommt also nicht von Jesus Christus her, ihr seid also nicht das wahre, von Christus gestiftete

Christentum. Unmöglich habt ihr von ihm oder aus der Hand der Apostel euren Glauben empfangen; denn ihr seid erst tausend fünfhundert Jahre nach ihnen gekommen. „Ja doch," erwidern unsere Glaubensgegner, „wir waren schon früher, aber verborgen; wir waren unsichtbar unter den Kindern der römischen Kirche." . . . Wie? ihr waret verborgen, unsichtbar während vierzehn oder fünfzehn Jahrhunderten! und wo denn, wenn ich so fragen darf? Warum habt ihr denn während dieses ungeheuren Zeitraums nie zum Vorschein kommen dürfen? Wie erdreistet ihr euch aber zu behaupten, daß ihr von Christus und den Aposteln abstammt, wenn ihr zum Beweise euch auf unsichtbare Zeugen beruft, wenn euer Stammbaum mehrere Jahrhunderte gar nicht zu sehen ist? Ist euer Beweis nicht ganz unhaltbar? Und wie könnet ihr die wahre Kirche sein, wenn sie so viele Jahrhunderte unsichtbar war? Beteuerte denn nicht Christus, daß seine Kirche nicht verborgen sein könne, daß sie sichtbar sei, „wie eine Stadt, die auf dem Gipfel eines Berges liegt"? (Matth. 9, 14.) Kurz, ihr waret, wie ihr saget, verborgen und unsichtbar; erst im sechzehnten Jahrhunderte habt ihr es gewagt, ans Licht zu treten und euren Glauben öffentlich zu bekennen! Aber waren denn alle die Häupter eurer Reformation, bevor sie gegen die katholische Kirche auftraten, nicht selber Katholiken? Hatten sie nicht, wie alle andern, selbst zuerst das geglaubt und geübt, was die römische Kirche glaubte und übte? Waren nicht sogar mehrere aus ihnen katholische Priester, Mönche, Doktoren? Oder werdet ihr vorgeben, daß sie das, was sie lehrten, selbst nicht glaubten, daß sie die Sakramente, die sie wie andere empfingen, im Herzen verspotteten? Aber dann wären sie ja verabscheuenswerte Heuchler gewesen. — Bekennt es also nur unverhohlen: Vor Luther war eure Religion weder sichtbar noch unsichtbar; sie existierte gar nicht, und das Datum ihrer Geburt ist zugleich ihr Todesurteil. Sehr wohl sagt ein bekannter Schriftsteller*: So weit die Protestanten auch in der Geschichte nachgraben mögen, immer und überall werden sie die unauslöschliche Inschrift finden, welche ihre Verurteilung enthält: „Der Protestantismus ist fünfzehn hundert Jahre später entstanden, als das Christentum." Er ist also nicht das wahre Christentum, hat also auch nicht den wahren Glauben.

2) Da es nun am Tage liegt, daß die katholische Kirche allein von Christus und den Aposteln die wahre Glaubenslehre empfangen, so folgt nun die andere Frage, ob sie dieselbe auch unverfälscht bis auf den heutigen Tag bewahrt habe. Die Antwort ist

---

* Segur, Antworten auf die Einwürfe gegen die Religion XVI.

nicht schwer. — Schlagen wir das Evangelium auf! Als der Gottmensch das Christentum stiftete, was hat er da gethan? Er hat eine seligmachende Lehre verkündet, diese hat er seiner Kirche hinterlassen, damit sie dieselbe, als ein ihr anvertrautes himmlisches Gut, unversehrt bis zum Ende der Zeiten bewahre. Denn so wenig Gott die Sonne bloß für unsere Stammeltern Adam und Eva schuf, ebenso wenig hat er für die ersten Christen allein seine Lehre vom Himmel auf die Erde gebracht. Sie sollte rein und unverfälscht erhalten, rein und unverfälscht allen Völkern der Erde verkündet werden. Wie hätte er sonst sagen können: „Wer da glaubt, wird selig, wer aber nicht glaubt, wird verdammt werden"? Er, der das glänzende Sonnenlicht erhalten hat, hatte wohl auch die Macht, uns das Glaubenslicht ungetrübt zu erhalten. — Wo ist aber nun diese reine, unverfälschte Lehre, die wir glauben müssen, um selig zu werden? Bei uns ist sie, rufen die Lutheraner; nein, bei uns, erwidern die Calviner; ihr habt beide unrecht, versetzen die Zwinglianer, wir allein besitzen die echte Lehre Christi. So treten Sekten ohne Zahl auf, von denen jede hartnäckig behauptet, daß bei ihr allein die wahre Lehre Christi zu finden sei. Die katholische Kirche hinwiederum spricht: „Ich allein bin die Kirche, welche der Herr von Anbeginn auf den Felsen gebaut, und welcher er verheißen hat, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden; ich bin jene, von der geschrieben steht, daß sie „die Säule und Grundfeste der Wahrheit" ist; denn eine andere als mich gab es damals nicht. Ich allein habe von den Aposteln die wahre Lehre Jesu empfangen, und ich allein habe sie mit dem Beistande des hl. Geistes rein und unversehrt bewahrt." — Kann dennoch ein Zweifel darüber stattfinden, wo die wahre Lehre Jesu Christi sei, nun so fragen wir: Welches ist das untrügliche Merkmal der göttlichen Lehre? Ohne Zweifel die Einheit und Unveränderlichkeit. Denn Jesus Christus hat nur eine einzige und immer dieselbe Lehre verkündet; er hat nicht über denselben Punkt bald ja, bald nein gesagt, sondern er war immer in voller Übereinstimmung mit sich selber. „Unsere Rede, die wir bei euch führten," schreibt der Weltapostel Paulus (2. Kor. 1, 18. 19.), „ist nicht bald ja, bald nein gewesen; denn der Sohn Gottes, Jesus Christus, den wir euch gepredigt haben, war nicht ja und nein, sondern ja war in ihm." Die wahre Glaubenslehre muß daher eine und dieselbe, mit sich übereinstimmend und unveränderlich sein. Fraget ihr nun die protestantischen Religionsparteien nach ihrer übereinstimmenden, unveränderlichen Glaubenslehre, so wissen sie euch nicht zu antworten. Ist Jesus Christus wahrer Gott? Ist er im Abendmahle mit Fleisch und Blut gegenwärtig? Ist die

Taufe notwendig zur Seligkeit? Sind auch die guten Werke notwendig? Was ist von der Lehre über die Erbsünde zu halten? was von dem Erlösungswerke Jesu Christi? von der Ewigkeit der Höllenstrafe? Über alle diese und viele andere eben so wichtige Fragen sind nicht nur die verschiedenen Religionsparteien, sondern selbst die Prediger derselben Religionspartei zumeist uneins. Von demselben Lehrstuhle herab hört man nicht selten den einen leugnen, was der andere bejahte. [23] Nur in einem Punkte stimmen sie alle überein, nämlich, daß sie nicht katholisch sind.* — Nicht einmal die wenigen Glaubenswahrheiten, welche die Stifter der unseligen Reformation bei ihrem Scheiden aus der katholischen Kirche mitgenommen haben, wußten sie unversehrt zu erhalten. Darum sagte schon früher ein berühmter Protestant: „Wenn Luther und Calvin wieder auf die Welt kämen, so würden sie nicht wenig darüber staunen, daß sie nicht mehr von der Religion derer seien, die von ihnen den Namen tragen." Alle Versuche, die bisher die Protestanten machten, um sich über die Glaubenslehre zu verständigen, sind gescheitert. Das Übel liegt im Wesen ihrer Religion, in der von ihnen aufgestellten Glaubensregel, daß jeder nach eigener Prüfung glauben soll. Daher müssen sie entweder aufhören, Protestanten zu sein, oder sie müssen uneins bleiben. Deshalb waren sie auch gleich bei ihrer Trennung von der Kirche mit sich selbst und unter einander in Widerspruch. „Es liegt viel daran," schrieb Calvin an Melanchthon, „daß die Nachwelt unsere Zwistigkeit nicht erfahre; denn es ist über alle Vorstellung lächerlich, daß wir, die wir der ganzen Welt entgegen sind, schon gleich beim Anfange der Reformation unter uns selbst uneins sind." Eben so verdemütigend ist das Geständnis Melanchthons: „Die ganze Elbe kann mir nicht genug Wasser geben, um das Elend der in sich selbst uneinigen Reformation zu beweinen." Die Protestanten können ihre Uneinigkeit und den steten Wechsel ihrer Lehre sich selbst nicht mehr verhehlen. Müde, nach der Wahrheit zu forschen, die sie nicht finden, suchen manche ihre Beruhigung in dem Grundsatze: „Auf den Glauben kommt es nicht an, jede Religion ist gut." So ist die grundsätzliche Gleichgültigkeit in Glaubenssachen (der religiöse Indifferentismus) entstanden. Wie kann aber nun eine Lehre, die stets wechselt, sich ändert und sich widerspricht, die evangelische oder die eine, unveränderliche Lehre des Gottmenschen sein? Wie können die Nichtkatholiken behaupten, die Wahrheit zu

---

* Ein eifriger Protestant, der Bischof von St. David, konnte keine bessere Definition vom Protestantismus finden, als: „Er ist Abschwörung des Papsttums." Bei Nikolas, Studien über das Christentum, Bd. 3. Kap. 13.

besitzen, da sie dieselbe noch immer suchen? Wie wollen sie andere den wahren Glauben lehren, da sie selbst darüber uneins sind, was man glauben soll? Also nicht bei ihnen ist der wahre, von Christus gelehrte Glaube; und dennoch nennen sie sich Reformierte, als hätten sie die Religion reformiert, d. h. verbessert!

Wie verhält es sich aber nun in der katholischen Kirche? Welch ein unverkennbarer Unterschied ist zwischen ihr und den Sekten! Ist ihre Glaubenslehre nicht überall und allezeit eine und dieselbe? Oder lehrt sie etwa anders in Spanien als in Deutschland, in Frankreich als in Rom? Man gehe hin und forsche nach wenn man etwa an der Einheit ihrer Lehre zweifelt. Hat auch die katholische Kirche ihre Glaubenslehre je geändert? Wo? Wann? Durch wen? Lehrt sie heute vielleicht das Gegenteil von dem, was vor dreihundert Jahren das Konzil von Trient lehrte, und lehrte dieses nicht ebenso, wie die früheren Konzilien? Konnte man sie je eines Widerspruches überweisen? Und hat sie nicht zu allen Zeiten den Bannfluch über alle Neuerer geschleudert? Hat sie ihnen nicht stets zugerufen: „Nein, keine Neuerung, nie, nie! Der Glaube ist ein heiliges, unantastbares Pfand! die Wahrheit ist unveränderlich, denn es giebt nur eine." So hat sie stets mit der gewissenhaftesten Treue beobachtet, was der hl. Paulus dem Bischofe Timotheus, und in seiner Person der ganzen Kirche gebot: „Bewahre (die reine Lehre), welche dir anvertraut ist, hüte dich vor unheiligen Neuerungen."* — Diese Einheit, diese Unveränderlichkeit in der katholischen Kirche ist eine historische Thatsache, deren Gewißheit unerschütterlich ist. Ihre Gegner selbst bekräftigen dieselbe, während sie gegen die Kirche auftreten, sie beschimpfen und verfolgen. Denn warum hassen sie eine Kirche, die nur Segnungen und Wohlthaten spendet? Eben deshalb, weil sie keine Neuerungen duldet, alle Neuerer aus ihrem Schoße stößt und sie nie wieder aufnimmt, als unter der Bedingung, daß sie ihre Neuerungen abschwören. Das ist der eigentliche Grund ihres Grolles; deswegen schmähen sie die Kirche, daß sie unduldsam sei, dem freien Geiste Fesseln anlege, nicht im Einklange mit der Aufklärung und den Fortschritten des Jahrhunderts stehe; sie sei

* Nichts ist ungereimter, als die Beschuldigung, das Vatikanische Konzil habe durch seine Entscheidung inbetreff der Unfehlbarkeit des Papstes eine neue Glaubenslehre aufgestellt. Nein; das Konzil hat nichts Neues zu glauben befohlen, im Gegenteil verhütet, daß die alte, von Gott geoffenbarte, in der Schrift und Tradition begründete Lehre nicht durch eine vom Evangelium sowohl als von den Aussprüchen der hl. Väter und der Konzilien abweichende Irrlehre verdrängt würde; zur Bewahrung der bewährten katholischen Lehre hat das Konzil das Dekret über die päpstliche Unfehlbarkeit erlassen.

veraltet, ihre Zeit sei vorüber. (Es ließen sich hier die Worte Christi anwenden (Matth. 11, 16. 17.): „Mit wem soll ich dieses Geschlecht vergleichen? Es ist den Kindern gleich, die auf dem Markte sitzen und ihren Gespielen zurufen und sagen: Wir haben euch vorgepfiffen, und ihr habt nicht getanzt." Die katholische Kirche hält unerschütterlich fest an der Lehre ihres göttlichen Meisters. Sie horcht nicht auf das Lied, welches die Kinder dieser Welt ihr vorsingen, huldigt nicht ihren Grundsätzen, richtet sich nicht nach ihrem Geiste. Das ist ihnen nicht recht, deshalb wird sie von ihnen geschmäht, aber diese Schmach ist ihr Ruhm.) — Nur die Lehre der katholischen Kirche ist also immer dieselbe, immer unveränderlich geblieben, mithin ist sie allein die wahre, unverfälschte Lehre Jesu Christi. Wenn es demnach heißt, der Glaube sei notwendig zur Seligkeit, so ist dieses eigentlich vom katholischen Glauben zu verstehen, da dieser allein der wahre, von Christus gelehrte Glaube ist. Niemand kann folglich ein wahrer Christ sein, als der Katholik, weil er allein die wahre Lehre Jesu Christi besitzt.

Nur die katholische Kirche, es sei hier beiläufig bemerkt, kann also mit Recht ihren Kindern zurufen: „Ändert euren Glauben nicht, denn auch ich habe denselben niemals geändert." Wirklich können Katholiken nie und nimmer einen gerechten Grund haben, ihren Glauben zu ändern oder anzuzweifeln. Ganz anders aber verhält es sich mit jenen, die, von Menschenmeinungen geleitet, einer falschen Religion anhangen.* Mit welchem Rechte könnte eine solche Religionspartei die ihrigen zum Festhalten an ihrer Glaubensmeinung auffordern? Sie ist ja mit dem Beispiel der Änderung vorangegangen. Durchaus richtig war die Antwort, die ein zur katholischen Kirche übergetretener berühmter Schriftsteller gab. „Ich sehe jene ungern," sagte zu ihm ein protestantischer Fürst, „die ihren Glauben ändern." „Auch ich," antwortete jener; „denn hätten unsere Vorfahren vor dreihundert Jahren ihren Glauben nicht geändert, so hätte ich nicht nötig gehabt, zum alten zurückzukehren." Und als eine bekannte protestantische Schriftstellerin (Frau von Stael) einst behauptete, „sie wolle leben und sterben in der Religion ihrer Väter," antwortete ihr sehr treffend ein Convertit: „Und ich in der Religion meiner Großväter."

Nutzanwendung.

Wenn du, mit gesundem Körper und von königlichen Eltern geboren, in einem herrlichen Palast wohntest, wo dir alle Pflege an Leib und Geist in Fülle zuteil würde, und du dann niederblicktest auf so manches arme, verlassene Kind, welches siech am

* Siehe Vatik. Konzil (Sitz. 3. Kap. 3. u. Kan. III. 6.)

Körper, durch Hunger und Blöße gequält, in einer dunklen, feuchten Hütte sein kümmerliches Leben dahinschleppt; zu welchem Danke würdest du dich nicht gegen Gott verpflichtet fühlen, der ohne dein Zuthun, ohne dein Verdienst dich so sehr bevorzugte und mit so reichen Gütern beschenkte! — Und doch, diese irdischen Vorzüge alle, die wie ein Traum vergehen, was sind sie im Vergleiche mit jener Gnade, im Schoße der katholischen Kirche geboren zu sein? „Kein Reichtum," antwortete der heil. Augustin (Rede 384.), „keine Schätze, keine Ehrenstellen, kein Kleinod der Welt ist so kostbar, als der katholische Glaube, weil nur dieser dem Blinden das Augenlicht erteilt, den Kranken heilt, den Gerechten bewahrt und zur ewigen Seligkeit führt." Und diese unschätzbare Gabe des Himmels ward dir zuteil. Noch lagst du als unmündiges Kind in der Wiege, und schon warst du durch die heil. Taufe in die Gemeinschaft der katholischen Kirche aufgenommen, empfingst das Licht des Glaubens, die Freundschaft deines Gottes und das Recht auf die Erbschaft des Himmels. Alsbald lerntest du kennen deinen Herrn und Schöpfer, deinen Heiland und Erlöser, wurdest belehrt über deine hohe Bestimmung, nahmst teil an den reichen Gnadenmitteln der wahren Kirche, so daß du, mit Licht und Kraft ausgerüstet, voll froher Zuversicht deinem seligen Ziele entgegeneilen konntest. Welches Glück, welche Gnade, welche Huld deines Gottes! . . . Von der Höhe dieses deines Glückes blicke nun herab auf so viele Millionen, denen diese Gnade nicht zuteil ward, die, in den Finsternissen des Heidentums geboren, ihren Gott, ihren Erlöser, ihre Bestimmung nicht kennen, die vor den schändlichsten Götzen ihr Knie beugen, durch Laster aller Art sich unter das Tier herabwürdigen, die ohne Liebe, ohne Hoffnung, ohne Trost dahin leben und endlich als Feinde Gottes elend sterben. Hätte dies nicht auch dein Los, dein unglückseliges Los sein können? Ach! wie wäre es dir ergangen, wenn du unter einem heidnischen Volke das Tageslicht erblickt hättest? Kaum geboren, wärest du vielleicht gar, wie tausend andere Heidenkinder, auf die Straße hinausgeworfen und von den Tieren zertreten oder verzehrt worden!

Wenn nun aber ein glückseligeres Los dir beschieden wurde, ist es etwa dein Werk, dein Verdienst? Nicht doch, denn du warst noch nicht imstande, zu verdienen. „Aus Gnade," schreibt der hl. Paulus an die Epheser (2, 8. 9.), „seid ihr erlöst worden durch den Glauben, und das nicht aus euch, denn es ist Gottes Gabe, nicht aus den Werken, damit sich niemand rühme." Siehe, wie der Apostel die ganz unverdiente Freigebigkeit Gottes in der Gabe des Glaubens hervorhebt und uns deshalb ermahnt, uns ja dieses Geschenkes nicht zu rühmen. — Hüte dich also, deines

Glaubens wegen dich je zu erheben und andere, die im Schoße des Irrtums geboren sind, zu verachten. Blicke vielmehr voll Mitleid auf sie, wie der Sehende auf den Blinden, und bitte Gott, er möge die Binde von ihren Augen hinwegnehmen und die Sonne der Wahrheit ihnen leuchten lassen! — Oder vielmehr rühme dich deines Glaubens, aber rühme dich nur in Gott, ihm allein gieb die Ehre und keinen Tag laß vergehen, ohne mit stets erneuertem Dankgefühle das apostolische Glaubensbekenntnis zu beten. Ahme hierin den treuen Israeliten nach, die stets mit Lob und Dank den Tag begingen, der sie aus der Knechtschaft Ägyptens in das Land geleitete, das von Milch und Honig floß. [24] — Vergiß jedoch nicht, daß dein Dank vorzüglich darin bestehen muß, von dem dir anvertrauten Talente des Glaubens den rechten Gebrauch zu machen. Wucherst du nicht mit demselben, so setzest du dich der Gefahr aus, es zu verlieren, jenen Worten des Heilandes gemäß: „Das Reich Gottes wird von euch genommen und einem Volke gegeben werden, das die Früchte desselben hervorbringt." (Matth. 21, 43.) Oder wenn auch nicht dies, so hast du doch ein weit strengeres Gericht zu erwarten. „Wehe dir, Corozain! wehe dir, Bethsaida! denn wenn zu Tyrus und Sidon die Wunder geschehen wären, die bei euch geschehen sind, so würden sie längst in Sack und Asche Buße gethan haben! Allein ich sage euch: Tyrus und Sidon wird es erträglicher ergehen am Tage des Gerichtes, als euch." (Matth. 11, 21. 22.) So strafwürdig, so gefährlich ist es, mit großen Gnaden und vorzugsweise mit der Gnade des Glaubens nicht treu mitzuwirken. Was haben erst jene zu befürchten, die aus Hoffnung zeitlicher Vorteile oder aus Furcht vor zeitlichen Übeln ihren Glauben zum Opfer bringen und ihn mit dem Irrtum vertauschen? — Mögen jetzt manche Pflichten deines katholischen Glaubens dir auch schwer fallen, möge er dir mehrere Entbehrungen und Opfer auflegen, wirst du deshalb versucht, sein Joch abzuschütteln, um freier und ungebundener leben zu können, so gedenke des guten Rates, den Melanchthon seiner sterbenden Mutter gab. Dieser war zwar Luthers innigster Freund und sein thätiger Gehilfe in Verbreitung der neuen Irrlehre; als aber seine Mutter auf dem Krankenbette ihn beschwor, ihr doch zu sagen, ob sie bei dem alten Glauben bleiben oder den neuen annehmen sollte, gab er ihr zur Antwort: „Bleibe du bei deinem alten, katholischen Glauben; denn in der neuen Religion ist zwar leichter zu leben, aber in der alten ist besser zu sterben." Bedenke, daß schnell dieses Leben sich zu Ende neigt, daß bald die ernste Todesstunde schlägt, und daß alsdann nicht Reichtum, nicht Glanz und Ruhm, wohl aber der Fels des katholischen Glaubens deinem

sterbenden Haupte ein sanftes Ruhekissen bieten wird. So halte unerschütterlich fest an dieser Grundfeste, an dieser Säule der Wahrheit, und dein tägliches Jubellied sei:

Gott Dank, daß ich katholisch bin
Und stets geschützt vor falschen Lehren;
Katholisch sein ist mein Gewinn,
Nie soll der Irrtum mich bethören.
Katholisch bin und heiße ich,
Katholisch leb' und sterbe ich;
So werd' ich nicht verderben:
Katholisch ist gut sterben.

§. 5. Eigenschaften des Glaubens.

Wie muß unser Glaube beschaffen sein?

„Unser Glaube muß 1) allgemein, 2) fest, 3) lebendig, 4) standhaft sein." — Nur ein solcher Glaube macht selig. Alle diese vier Eigenschaften des Glaubens sind demnach notwendig zur Seligkeit; fehlt auch nur eine, so ist der Glaube mangelhaft und reicht zur Seligkeit nicht hin.

Wann ist unser Glaube allgemein?

„Unser Glaube ist allgemein, wenn wir nicht bloß einiges, sondern alles glauben, was Gott geoffenbart hat und durch die katholische Kirche zu glauben vorstellt." — Weil nun aber die Kirche uns nichts zu glauben vorstellt, als was Gott geoffenbart hat, so läßt sich auch kurz antworten: „Unser Glaube ist allgemein, wenn wir alles glauben, was uns die katholische Kirche zu glauben vorstellt," d. h. zu glauben befiehlt oder zu glauben lehrt.

Daß es nicht genug ist, einiges zu glauben, sondern daß wir alles ohne Ausnahme glauben müssen, was uns die katholische Kirche zu glauben vorstellt, ist leicht einzusehen. Denn 1) sobald die Kirche etwas zu glauben vorstellt, haben wir die volle Gewißheit, daß Gott es geoffenbart hat. Was aber Gott geoffenbart hat, das müssen wir auch unbedingt, ohne etwas auszunehmen, glauben; denn er hat es uns ja eben dazu geoffenbart, daß wir es glauben. Warum wollten wir eine Ausnahme machen? Hieße das nicht, Gott mißtrauen, als könnte er uns etwas Unwahres offenbaren? Oder hieße das nicht, ihn geradezu einer Lüge beschuldigen? Darum sagt der hl. Johannes (1. Br. 5, 10.): „Wer dem Sohne (Jesu Christo) nicht glaubt, der macht ihn zum Lügner," d. h. der erklärt ihn als Lügner. Ist das nicht ein entsetzlicher Frevel? — 2) Wer zwischen den von Gott geoffenbarten Wahr-

heiten einen Unterschied macht, so daß er nicht alles, sondern nur das glauben will, was ihm beliebt, oder was er versteht, d. h. mit seiner Vernunft einsieht und begreift, der hat gerade so viel als gar keinen Glauben; denn ein solcher glaubt nicht Gott, sondern seiner eigenen Einsicht, seinem schwachen Verstande. Glaubte er Gott, der untrüglichen, ewigen Wahrheit, so würde er das eine wie das andere glauben, da Gott in allen seinen Worten unendlich wahrhaft ist und weder irren noch lügen kann. Wer also nicht alles glaubt, was Gott geoffenbart hat, sondern nur das, was er einsieht und versteht, die unbegreiflichen Geheimnisse hingegen verwirft, der kann eigentlich keinen Anspruch auf den ehrenvollen Namen Christ machen; denn er ist kein Gläubiger, sondern ein Ungläubiger.

Wir haben früher gesehen, daß unter den von uns getrennten Religionsparteien keine Einheit des Glaubens zu finden ist. Um sich gegen diesen Vorwurf zu verteidigen, haben dieselben bald nach ihrem Entstehen den Unterschied zwischen wesentlichen und unwesentlichen Glaubenslehren aufgestellt. Auf die unwesentlichen, behaupten sie, komme es nicht an, es genüge, daß alle in den wesentlichen, die sie Fundamental- oder Grundartikel nennen, übereinstimmen. Werden sie jedoch aufgefordert, diese Artikel anzugeben, so herrscht unter ihnen eine sonderbare Sprachverwirrung, und es bringt somit diese Unterscheidung, statt der laut gepriesenen Einheit, nur neue und größere Uneinigkeit hervor. Wie könnte es auch anders sein? Durch die Aufstellung dieses Unterschiedes geraten ja die Protestanten mit sich selbst in offenbaren Widerspruch, indem in der ganzen Bibel, ihrer einzigen und höchsten Glaubensregel, ein solcher Unterschied gar nicht zu finden ist. Lehrt nicht Christus vielmehr das Gegenteil, wenn er zu den Aposteln sagt: „Gehet hin in die ganze Welt, und prediget das Evangelium allen Geschöpfen; wer nicht glaubt, der wird verdammt werden"? (Mark. 16, 15. 16.) Er sagt nicht: Wer das Wesentliche, die Grundartikel oder die Hauptsache nicht glaubt, der wird verdammt werden; sondern geradezu: „Wer nicht glaubt, der wird verdammt werden." Und wenn er spricht: „Lehret sie alles halten, was ich euch gesagt habe" (Matth. 28, 20.), so ist darin auch keine Spur von einem Unterschiede zwischen wesentlichen und unwesentlichen Lehren zu finden; es ist nur von der Pflicht, alles zu lehren und alles zu halten, die Rede. Wer dürfte aber annehmen, daß Gott den Menschen gewisse Dinge zu glauben vorschriebe, es ihnen aber zugleich freistellte, nicht daran zu glauben; und gewisse Dinge zu thun geböte, und ihnen zugleich die Freiheit ließe, es nicht zu thun? Deshalb sagt auch der hl. Johannes: „Jeder, der abweicht und nicht in der Lehre Christi bleibt, hat Gott nicht." (2. Br. 9.) Wer also, ohne die gesamte Lehre Christi zu verwerfen, nur in einem Stücke von ihr abweicht, kann keinen Teil an Gott haben. Weiß nun aber die Bibel nichts von einer solchen Unterscheidung, wo soll man denn das Recht hernehmen, die Lehre Jesu Christi in zwei Teile, in einen wesentlichen und einen unwesentlichen, zu zerlegen? Wie darf da jemand andern seine Meinung aufdrängen und

zuerst sagen: „Glaubt auf mein Wort, bei Strafe der ewigen Verdammnis, daß es zehn wesentliche Glaubensartikel giebt," wenn ein anderer ihm mit der Entgegnung den Mund schließen kann: „Auf mein Wort, es sind deren fünf"?* — Wohin sind die Protestanten mit dieser Unterscheidung in wesentliche und unwesentliche Artikel gekommen? Was ist bei ihnen aus dem Christentume geworden? „Alle Lehren," gesteht einer** von ihnen, „die noch von den Protestanten wirklich allgemein geglaubt werden, kann man zusammen auf einen Nagel am Finger schreiben."

Wir sind also strenge verpflichtet, alle von Gott geoffenbarten Wahrheiten, welche uns die Kirche lehrt, fest zu glauben, ohne auch nur eine einzige davon auszuschließen. Gleichwohl ist nicht jedermann ebenso verpflichtet, auch alle ausdrücklich zu *wissen*. Es soll zwar jeder Christ sich nach Kräften befleißen, eine umfassende und gründliche Religionskenntnis zu erlangen, und gar viele gehen aus Mangel derselben ewig zu grunde; dennoch kann nicht von allen dasselbe Maß gefordert werden. Nicht alle haben dieselben Fähigkeiten, dieselbe Gelegenheit, sich unterrichten zu lassen; auch machen die verschiedenen Standes- und Berufspflichten einen verschiedenen Grad von Religionskenntnis zur Pflicht. Fragt man aber, was kraft göttlichen Gebotes jeder Christ *zum wenigsten* wissen muß, so antworten die Gottesgelehrten: Jeder Christ muß, wofern es ihm möglich ist, wenigstens dem Hauptinhalte nach das apostolische Glaubensbekenntnis wissen, das Gebet des Herrn, die zehn Gebote Gottes und die fünf Gebote der Kirche, auch die Lehre von den Sakramenten der Taufe, des Altars, der Buße und der übrigen, wann er sie empfangen soll. — Jene geoffenbarten Wahrheiten aber, von denen man keine ausdrückliche Kenntnis hat, ist man verpflichtet, wenigstens im *allgemeinen* zu glauben; insofern man nämlich alles unbezweifelt glaubt, was Gott geoffenbart hat und die Kirche zu glauben vorstellt. So glauben wir ja auch, daß Gott alle sichtbaren und unsichtbaren Dinge erschaffen hat, obwohl wir nicht einmal den tausendsten Teil davon kennen.

---

* Der Versammlung der Lichtfreunde in Cöthen, die nicht bloß aus Laien, sondern auch aus manchen protestantischen Theologen und Pastoren bestand, gefiel es gegen die Mitte unseres aufgeklärten Jahrhunderts zu dekretieren, daß drei Glaubenssätze dem Christen genügen sollen: 1) Das Dasein Gottes, 2) die Unsterblichkeit der Seele, 3) die Verpflichtung, die Tugend auszuüben. Auf die Frage, was wir sonach durch Christus gewonnen haben, war die Antwort: Durch ihn haben wir erkannt, daß Gott unser Vater ist.

** *Harms*, Klaus, Archidiakonus, Leitfaden in der Vorbereitung meiner Confirmanden.

Das Gesagte geht alle Christen an, welche imstande sind, den christlichen Unterricht zu vernehmen. Schwerer ist es aber, genau zu bestimmen, was z. B. ein Heide, oder auch jemand, der zwar getauft, aber des christlichen Unterrichts ohne eigene Verschuldung gänzlich beraubt, wohl gar unter Heiden erzogen wäre, wissen und glauben müsse, um die ewige Seligkeit erlangen zu können. Gewiß ist, daß ein solcher Mensch wenigstens diese zwei Wahrheiten ausdrücklich wissen und glauben muß: 1) Daß es einen Gott giebt, 2) daß dieser Gott ein übernatürlicher Vergelter des Guten und des Bösen sei, d. h. daß er auch jenseits, nämlich im künftigen, ewigen Leben das Gute belohne und das Böse bestrafe. Diese Schuldigkeit wird bewiesen aus den Worten des hl. Paulus (Hebr. 11, 6.): „Ohne Glauben ist es unmöglich, Gott zu gefallen; denn wer zu Gott kommen will, der muß glauben, daß er sei, und daß er die, welche ihn suchen, belohne."* Ungewiß aber ist es, ob überdies auch noch der ausdrückliche Glaube an das Geheimnis der hh. Dreifaltigkeit und die Erlösung erforderlich sei, indem die Kirche hierüber nichts entschieden hat und die Gottesgelehrten verschiedener Meinung sind.** Uns genügt zu wissen, daß Gott Mittel genug hat, dem Menschen diese Kenntnisse mitzutheilen, wofern sie ihm zur ewigen Seligkeit unbedingt notwendig sind, und dieser seinerseits bereit ist, mit der Gnade, die ihm Gott giebt, mitzuwirken. (Sieh das Gesagte S. 100. 101.) Da es indessen keineswegs ausgemacht ist, daß der ausdrückliche Glaube an die genannten Geheimnisse zur Seligkeit, mithin auch zur Rechtfertigung nicht notwendig sei, und auch die Meinung, daß sie notwendig sei, sich auf gute Gründe und auf das Ansehen berühmter Theologen stützt, so folgt, daß ein Christ, der jene Geheimnisse nicht wüßte, das Sakrament der

* Daß der hl. Paulus den Glauben an einen übernatürlichen Vergelter fordert, erhellt schon daraus, daß nicht immer in diesem Leben die Vergeltung stattfindet, noch mehr aber daraus, daß der hl. Apostel in dem ganzen Kapitel (Hebr. 11.) von einem Glauben redet, der „ein fester Grund ist für das, was man hofft, eine gewisse Überzeugung von dem, was man nicht sieht" (Hebr. 11, 1.), also auch (V. 6.) vom Glauben an eine künftige, jenseitige, d. h. übernatürliche Vergeltung. Dasselbe folgt auch von selbst aus dem Zusammenhange, der uns in Abel, Henoch, Abraham u. s. w. auf einen Glauben an eine übernatürliche Belohnung, an ein himmlisches Vaterland (V. 16. 26.) verweist.

** In manchen Katechismen wird unter die Stücke, die man notwendig wissen müsse, um selig zu werden, auch noch die Unsterblichkeit der Seele und die Notwendigkeit der göttlichen Gnade gezählt. Der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele ist jedoch schon im Glauben an die ewige Belohnung und Bestrafung, und der an die Notwendigkeit der Gnade im Glauben an die Notwendigkeit der Erlösung einbegriffen.

Buße außer dem äußersten Notfalle nicht empfangen dürfte, ohne darin zuvor unterrichtet zu sein.*

Wann ist unser Glaube fest?

„Unser Glaube ist fest, wenn wir glauben, ohne im mindesten zu zweifeln," nämlich freiwillig zu zweifeln.

Der Glaube ist so zarter Natur, wie die Tugend der Reinigkeit; wie diese ein unreiner Hauch, so vernichtet den Glauben ein freiwilliger Zweifel. Sobald du freiwillig zweifelst, fügst du Gott schwere Unbild zu, leugnest du seine unendliche Vollkommenheit. Denn eine Wahrheit, die Gott uns gesagt hat, in Zweifel ziehen, hieße das nicht eben so viel, als wenn man dächte: Wer weiß, ob Gott nicht gelogen, ob er sich nicht geirrt hat? Wäre das nicht eine entsetzliche Verunehrung Gottes? Oder zweifelt man etwa, ob das, was die Kirche uns zu glauben vorhält, wirklich von Gott gesagt sei? Dann würde man aber die Unfehlbarkeit der Kirche, also auch Gottes Treue in Erfüllung seiner Verheißungen bezweifeln oder gar leugnen! Gott hat ja ausdrücklich verheißen, wie das Evangelium uns bezeugt, daß er mit seiner Kirche sein werde bis zum Ende der Welt, und daß keine Macht der Hölle (also auch keine Irrlehre) sie je überwältigen werde. — Wir müssen demnach glauben wie Abraham, der „wider die Hoffnung an die Hoffnung geglaubt." (Röm. 4, 18.) Er glaubte nämlich der Verheißung Gottes, daß seine Nachkommenschaft zahlreich sein werde wie die Sterne am Himmel (1. Mos. 15, 5.), obgleich er damals noch keine Nachkommenschaft hatte; er glaubte, daß Sara ihm einen Sohn gebären werde, obgleich sie beide schon hochbetagt waren (1. Mos. 17, 17.); er glaubte endlich auch da noch der Verheißung auf zahlreiche Nachkommenschaft, als ihm befohlen worden, seinen einzigen Sohn zu opfern. (1. Mos. 22.) Aller Gegengründe ungeachtet „zweifelte er dennoch nicht an der Verheißung Gottes aus Mißtrauen, sondern er war stark (fest) im Glauben, und gab Gott die Ehre, da er vollkommen überzeugt war, daß derselbe, was er immer versprochen, auch zu halten vermöge. Darum ward es ihm auch angerechnet zur Gerechtigkeit." (Röm. 4, 20— 22.)

Der unfreiwillige Zweifel, ein solcher nämlich, der gegen unsern Willen entsteht oder besteht, der uns somit lästig ist und mißfällt, dem wir in keiner Weise Gehör oder Beifall geben, ist keine Sünde, sondern vermehrt unser Verdienst, wenn und so lange wir ihm nach Kräften widerstehen. Solche Zweifel sind manchmal

* Siehe den von Innocenz XI. i. J. 1679 verworfenen Satz 64.

Versuchungen des bösen Feindes, der uns zur Sünde wider den Glauben verleiten will, wie er einst unsere Stammeltern durch Einflüstern von Bedenken und Zweifeln zum Falle brachte. Jedenfalls aber will er uns dadurch beunruhigen und plagen, um uns den Dienst Gottes zu verleiden.[25] Daher sollen wir uns hüten, durch Anhörung irreligiöser Gespräche oder Lesung ketzerischer Schriften dergleichen Versuchungen hervorzurufen. Sind sie aber ohne unser Verschulden entstanden, so sollen wir nicht zagen oder kleinmütig werden, jedoch wachen, daß auch nicht der leiseste Zweifel unser Herz beschleiche, und daß unsere Zuversicht auf Gottes Wort in keiner Weise geschwächt werde. Eines solchen Fehlers machten sich Moses und Aaron schuldig; und obgleich sie so ausgezeichnete Freunde Gottes waren, und sie der Versuchung nur so wenig nachgegeben haben, daß sie nach der allgemeinen Ansicht der Gottesgelehrten bloß läßlich sündigten: so wurden sie dennoch deshalb von dem Einzuge in das gelobte Land ausgeschlossen, und noch mehrmals mußten sie aus dem Munde Gottes den Vorwurf wegen dieses Mißtrauens in ernsten Worten hören. (4. Mos. 20, 8—12. 24; 27, 14; 5. Mos. 32, 51.)

Wann ist unser Glaube lebendig?

„Unser Glaube ist **lebendig**, wenn wir nach demselben leben, d. h das Böse meiden und das Gute thun, wie der Glaube es vorschreibt.“

Wie ein Baum ohne Lebenssaft erstorben, ein Leib ohne Seele tot ist, so ist auch der Glaube tot, wenn er nicht von der Liebe beseelt ist. „Der Glaube ohne die Liebe,“ sagt der heil. Augustin (Rede 168.), „ist der Glaube des Teufels; denn auch die Teufel glauben und zittern. (Jak. 2, 19.) Auch die Teufel sprachen zu Christus: Du bist der Sohn Gottes. (Mark. 3, 12.) Werden sie deshalb mit dem Sohne Gottes herrschen? Keineswegs, weil sie die Liebe nicht haben.“ Und anderswo (Abhdl. 5. üb. 1. Joh. 3.) sagt derselbe hl. Kirchenlehrer: „Nur die Liebe unterscheidet die Kinder Gottes von den Kindern des Teufels, die Söhne des Reiches von den Söhnen des Verderbens.“ Diese Liebe besteht aber nicht in einer vorübergehenden Empfindung, einem bloßen Akte, sondern in einer bleibenden, beharrlichen Gesinnung und Bereitwilligkeit des Herzens. Sie ist jene Liebe, welche der heil. Geist mit der heiligmachenden Gnade in unsere Herzen eingießt, die uns heilig und gerecht macht vor Gott und so lange in uns verbleibt, als wir keine schwere Sünde begehen. — Woran erkennt man nun aber, ob ein Baum erstorben, und ob die Seele aus dem Leibe geschieden ist? Nicht wahr, daran, wenn der Baum

keine Blätter und Blüten mehr treibt und aufhört, Früchte hervorzubringen; und wenn der Leib nicht mehr imstande ist, zu atmen oder irgend eine Bewegung zu machen? Ebenso verhält es sich auch mit dem Glauben. Bringt er keine Früchte hervor, treibt er uns nicht kräftig an, das Böse zu fliehen und die Tugend zu üben, so ist dieses ein sicheres Zeichen, daß unser Glaube ohne Liebe, mithin auch ohne Leben oder tot ist. Darum sagt der hl. Apostel Jakobus (2, 26.): „Gleichwie der Leib ohne Geist tot ist, also ist auch der Glaube ohne Werke tot." Und der Weltapostel Paulus schreibt (Gal. 5, 6.): „In Christo Jesu gilt (nur) der Gaube, der durch die Liebe wirksam ist"; und in einem andern Briefe (1. Kor. 13, 2.): „Und wenn ich alle Glaubenskraft hätte, so daß ich Berge versetzen könnte, hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich nichts." Stärker hätte sich der hl. Apostel wohl nicht ausdrücken können. Weit entfernt aber, diesem Ausspruche eine mildere Erklärung beizufügen, bestätigt er ihn vielmehr, indem er die Wirkungen der Liebe aufzählt (V. 4—7.): „Die Liebe," fährt er fort, „ist geduldig, ist gütig; die Liebe beneidet nicht, sie handelt nicht unbescheiden, sie ist nicht aufgeblasen, sie ist nicht ehrgeizig, sie ist nicht selbstsüchtig, sie läßt sich nicht erbittern, sie denkt nichts Arges, sie freut sich nicht der Ungerechtigkeit, hat aber Freude an der Wahrheit; sie erträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles." Aus so klaren Zeugnissen der hl. Schrift leuchtet doch gewiß jedem ein, daß nur derjenige Glaube zur Erlangung der ewigen Seligkeit hinreicht, welcher durch werkthätige Liebe, d. h. durch Ausübung guter Werke sich lebendig erweist, oder, was dasselbe ist, der bewirkt, daß wir unsern Lebenswandel nach den Vorschriften des hl. Evangeliums einrichten. Daß der Glaube auch ohne die Werke selig mache, ist eine Irrlehre, welche die Neuerer des 16. Jahrhunderts aufgestellt, aber die katholische Kirche verworfen hat.*

Ach, wie viele Christen, die zwar glauben, gehen dennoch ewig zu grunde, weil ihr Glaube tot ist! Man glaubt die Lehre Jesu

---

* Vgl Konz. v. Trient (Sitz. 6. Kan. 19—21. und Kap. 7.) Es wäre jedoch ebenfalls eine falsche und von der Kirche verworfene Meinung, zu behaupten, daß der Glaube, der nicht lebendig ist, gar kein Glaube, oder daß derjenige, der den Glauben ohne die Liebe hat, kein Christ mehr sei, d. h. der Kirche Christi nicht mehr angehöre. (Kan. 28.) Gegenüber dieser falschen Meinung lehrt auch das Vatikanische Konzil, „daß der Glaube schon an und für sich, auch ohne durch die Liebe wirksam zu sein, ein Geschenk Gottes, und sein Akt ein Heilswerk ist, wodurch der Mensch Gott selber freien Gehorsam erweist, indem er dessen Gnade, welcher er widerstehen könnte, beistimmt und mitwirkt." (Sitz. 3. Kap. 3)

Christi, aber man lebt, als glaubte man sie nicht. Man glaubt die evangelischen Seligkeiten, und man lebt, als hätte man gar keine Kenntnis davon. Man glaubt, daß selig sind die Armen im Geiste und die, welche um der Tugend willen verachtet und verfolgt werden; dennoch strebt man mit allen Kräften unablässig nach Reichtümern und Ehre vor den Menschen. Man glaubt, daß selig sind die Sanftmütigen, die Friedfertigen, die Barmherzigen; dennoch lebt man, als ob Zorn, Neid, Haß, Rachsucht, Feindseligkeit, Hartherzigkeit und jede Art von Lieblosigkeit uns wahre Seligkeit verschafften. Man glaubt, daß es nichts nützt, die ganze Welt zu gewinnen, wofern die Seele zu grunde geht; . . . wie gering ist dennoch der Preis, für welchen man sie in das ewige Verderben stürzt! Braucht es oft mehr, als eine augenblickliche Lust, eine leere Schmeichelei, eine Posse, einen Scherz? Man glaubt, daß es einen Himmel und eine Hölle giebt; dennoch lebt man in Sünden und Lastern dahin, als hätte man weder den einen zu hoffen, noch die andere zu befürchten! . . . „Prüfet euch selbst," so ermahnt der hl. Paulus (2. Kor. 13, 5.) alle Christen, „ob ihr im Glauben seid," d. h. ob ihr als wahre Christen den Glauben habt, der durch Werke lebendig ist. „Erkennet ihr nicht an euch selbst, daß Christus Jesus in euch ist?" — Auch ihr, l. K., prüfet euch. . . . Ist euer Glaube lebendig, wohnt Jesus Christus in eurem Herzen, so werdet ihr die Sünde mehr, als jedes Übel der Welt, hassen und fliehen. Um keinen Preis werdet ihr je eine Sünde begehen, lieber alles dulden, als je in eine Todsünde einwilligen. So waren alle Heiligen gesinnt: „Ich will lieber in einen brennenden Scheiterhaufen hineinspringen," pflegte der hl. Edmund zu sagen, „als in eine Sünde einwilligen." Der gottselige Jüngling Ferdinand von Verona wurde einst von einem seiner Freunde zu einer sündhaften Gefälligkeit mit den Worten aufgefordert: „Was nützt mir denn alle deine Freundschaft, wenn du nicht einmal das thun willst, um was ich dich bitte?" Da antwortete der fromme Jüngling: „Im Gegenteil, was nützt mir die deinige, wenn ich deinetwegen Böses thun und Gottes Gnade verlieren soll?" — Das war ein lebendiger Glaube, einen solchen müssen auch wir haben!

Wann ist unser Glaube standhaft?

„Unser Glaube ist standhaft, wenn wir bereit sind, eher alles, selbst das Leben hinzugeben, als vom Glauben abzufallen."

Keine Furcht, keine Schmach, keine Art von Kränkung, Verfolgung oder Drohung darf je imstande sein, uns im hl. Glauben wankend oder gar von demselben abwendig zu machen. Der Glaube ist ja unser kostbarster Schatz. Gut und Blut, Leib und Leben soll uns nicht so teuer sein, wie der Glaube. Denn was würde es uns nützen, wenn wir zeitlicher Güter wegen unsere Seele verlören? Ist es denn nicht viel leichter, in diesem Leben jede Art von Drangsal zu erdulden, als in jenem die ewige Pein der Hölle? Darum sprach Christus zu seinen Jüngern, als er ihnen die Leiden vorhersagte, die ihnen um des Glaubens willen bevorständen: „Fürchtet euch nicht vor denen, welche den Leib

töten, aber die Seele nicht töten können; sondern fürchtet vielmehr denjenigen, der Leib und Seele ins Verderben der Hölle stürzen kann." (Matth. 10, 28.) Diese Lehre befolgten die glorreichen Scharen der hl. Märtyrer, die um des Glaubens willen ihr Blut vergossen. Nichts ist wohl mehr geeignet, uns zu zeigen, wie standhaft der Glaube eines Christen sein soll, als ihr bewunderungswürdiges Beispiel; darum mag es dem Zwecke angemessen sein, von den Qualen, welche sie zu dulden hatten, hier einiges zu erzählen.*

War jemand zur Zeit der Christenverfolgung im Verdacht, ein Christ zu sein, so wurde er vor den heidnischen Richter geführt, der zuweilen der Kaiser selbst war. Bekannte er freimütig seinen Glauben, so suchte man ihn zum Abfalle zu bewegen, erst durch Überredung und Versprechungen, dann durch Drohungen, endlich durch Qualen. Die Martern bestanden gewöhnlich darin, daß man die christlichen Bekenner, mit Stricken an Händen und Füßen gebunden, auf die Folterbank streckte und ihre Glieder aus den Gelenken zerrte, sie mit schweren Gewichten an Händen und Füßen aufhing, sie mit Ruten strich, mit dicken Stöcken schlug, oder mit Peitschen, an deren Ende Widerhaken hingen, die man Scorpione nannte, oder mit Riemen von rohem Leder, an denen Kugeln von Blei befestigt waren. Viele starben während solcher Geißelungen. Andere wurden, wenn sie ausgestreckt lagen oder hingen, mit Fackeln gebrannt, oder mit Krallen und Kämmen von Eisen zerfleischt, bis man ihre Rippen und Eingeweide sah, und manchmal wurden ihre Wunden mit Salz und Essig bestrichen. — Blieb der Märtyrer nach solchen Qualen am Leben, so wurde er entweder gleich zum Tode, oder auch wohl noch ein- oder ein paarmal in den Kerker geführt, um seine Standhaftigkeit durch wiederholte Peinen zu überwinden. Die Kerker selbst waren auch eine Marter, dunkel, feucht, voll böser Luft. Man legte den Märtyrern schwere Ketten an Hände und Füße, dicke Holzklötze um den Hals, Blöcke an die Füße, oder man warf sie entkleidet oder mit klaffenden Wunden auf den Boden, den man mit Glasscherben bestreut hatte. Zuweilen ließ man sie umkommen vor Hunger und Durst und an ihren verfaulenden Wunden; zuweilen pflegte man sie sorgsam, um sie für neue Martern aufzusparen. Auch ließ man wohl, wenn die Familie ungläubig war, einen Vater, eine Mutter, Weib, Kinder und Freunde zu ihnen, damit deren Thränen und Bitten das Herz besiegten, welches durch keine körperliche Qual zu überwinden war. — Die, welche man nicht zum Tode verdammte, wurden entweder in die Verbannung geschickt, oder zu Zwangsarbeiten verurteilt. Sie verloren ihr Vermögen, wurden wie Sklaven des Staates behandelt, bei öffentlichen Bauten und in den Bergwerken gebraucht, schlecht genährt und gekleidet, stets in Ketten

* Wir entnehmen diese Erzählung aus dem vortrefflichen Werke der Gräfin Hahn-Hahn „die Martyrer" oder „Bilder aus den drei ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche" (Mainz bei Kirchheim 1856) mit dem Wunsche, daß dasselbe weithin bekannt und empfohlen werden möge. Wie glücklich wäre die Jugend, wenn sie statt verderblicher Romane ähnliche Bücher läse!

gehalten, oft mißhandelt, häufig mit einem glühenden Eisen an der Stirn gebrannt, um auf immer entehrt und erkannt zu werden. Diejenigen, welche verurteilt waren, das Leben zu verlieren, traf der Tod unter ausgesuchten Qualen. In Rom warf man sie am liebsten den wilden Tieren vor. Numidische Löwen, Bären aus den germanischen Wäldern, Elefanten und Tiger, Panther und wilde Stiere wurden mit den größten Kosten aus allen Weltgegenden nach Rom geschafft und in eigenen Zwingern gehalten und gepflegt. Gab es dann ein Siegesfest oder einen kaiserlichen Geburtstag oder sonst ein Fest zu Ehren der Götter, so wußte man es nicht herrlicher zu feiern, als daß man einerseits die zum Tode verurteilten Christen aus dem Kerker und andrerseits die reißenden Tiere, welche durch Hunger zur höchsten Wildheit aufgestachelt waren, aus ihrem Zwinger ins Amphitheater (den Schauplatz für Tierkämpfe und Fechterspiele) führte und gegen einander stellte. Von Elefanten zerstampft, von Löwen und Tigern zerfleischt und zermalmt, von den gewaltigen Hörnern des römischen Stieres in die Luft geschleudert und zu Boden geschmettert oder im Fallen gespießt, kam der Verurteilte gräßlich ums Leben. . . . Und da saßen dann die Zuschauer alle rings umher, auf den terrassenförmig ansteigenden Sitzen des ungeheuren Amphitheaters: Alle, Kaiser, Consuln, Senatoren, Ritter, geringes Volk, stolze Frauen, zarte Jungfrauen; da saßen sie von Morgen bis Abend und ergötzten sich an dem grauenhaften Schauspiele. Welche Freude, welcher Jubel, als die verhaßten Christen, diese Feinde der Götter, jetzt selbst die Feste derselben durch ihren Tod verherrlichen mußten! Und wer immer ein Christ war, mußte darauf gefaßt sein, in einer solchen Sündflut von Schmach und Qual, von Haß und Pein, unter Hohngeschrei und Beifallsgebrüll des ganzen Volkes, Hoher und Niedriger, den Tod zu finden. Die Zahl dieser glorreichen Blutzeugen belief sich schon in den drei ersten Jahrhunderten nach möglichst genauen Berechnungen auf elf Millionen, von denen zwei und eine halbe Million auf Rom gerechnet werden. „O Gott!“ ruft der hl. Augustinus aus, „welch eine Heerschar christlicher Helden hast du um uns versammelt, um uns zum Kampfe anzufeuern.“[26]

Wie beschämend sind solche Beispiele für so manche Christen! Schon die Furcht vor irgend einem zeitlichen Nachteile, vor einer sauren Miene, einem derben Worte, einem beißenden Witze reicht hin, ihren Glauben zu untergraben oder dessen Festigkeit zu erschüttern. Man will des Glaubens wegen keine Freundschaft einbüßen, auf keine Annehmlichkeit verzichten, sich dem Gerede anderer nicht aussetzen. Man fürchtet den Spott der Menschen, aber das größte aller Übel, den Verlust des Glaubens, fürchtet man nicht. Möchten solche Feiglinge die Mahnung des Propheten Isaias (51, 7. u. ff.) beherzigen: „Fürchtet nicht den Hohn der Menschen, und deren Lästerungen scheuet nicht; denn wie ein Gewand so verzehrt sie die Motte, und gleich Wolle so zernagt sie die Schabe; mein Heil aber wird ewig bleiben und meine Gerechtigkeit von Geschlecht zu Geschlecht. . . . Wer bist du, daß du dich fürchtest vor einem

Menschen, der sterblich ist, und vor einem Menschenkinde, das gleich wie Gras dahinwelkt? und du vergissest des Herrn, deines Schöpfers, der die Himmel ausgespannt und die Erde gefestigt hat!"

Haben wir nun auch um des Glaubens willen keine blutige Verfolgung zu bestehen, so dürfen wir doch um die Bewahrung desselben keineswegs unbekümmert sein. „Sehet zu, Brüder," schreibt der Weltapostel an die aus dem Judentume bekehrten Christen (Hebr. 3, 12.), „daß nicht in einem von euch sei ein böses, ungläubiges Herz, geneigt abzufallen von dem lebendigen Gott." Diese Worte gehen auch uns an. Mancher, der in der hl. Taufe die Gnade des christlichen Glaubens empfangen hat, ist von demselben leichtsinnig abgefallen und wie ein Heide ungläubig gestorben. Wohl ein entsetzliches Unheil ist der Abfall vom Glauben! So lange der Sünder noch Glauben hat, ist seine Rückkehr zu Gott noch immer leicht möglich; denn es ist noch die Grundlage, die Wurzel, einige Verbindung mit Gott da. Aber unvergleichlich schwerer ist sie, wenn der Glaube fehlt; denn da giebt es keine Grundlage mehr, auf der weiter gebaut, keine Wurzel mehr, der Lebenskraft mitgeteilt werden könnte. Darum ist auch derjenige, welcher nicht glaubt, schon gerichtet, hätte er auch keine andere Sünde auf dem Gewissen, als die Sünde des Unglaubens, des Abfalls vom Glauben. Es ist demnach besonders wichtig, die gewöhnlichen Quellen des Abfalls vom Glauben zu erkennen. Deswegen folgt nun die Frage:

Was führt zum Abfall vom Glauben?

1) „Stolz und Eigendünkel." Da der Glaube unbedingte Unterwerfung des Verstandes unter das Ansehen Gottes fordert, so widerstreitet ihm nichts so sehr, als der Stolz, der uns antreibt, nur unserer Einsicht zu trauen, alles nach unserm Gutdünken zu bemessen, alles, was uns nicht einleuchtet, zu verwerfen. Dieser Stolz ist die Ursache, warum die jüdischen Schriftgelehrten und Pharisäer trotz ihrer Kenntnis der hl. Schriften in ihrem Unglauben verstockt blieben. (Joh. 5, 44.) Dieser Stolz ist es, der den Einfluß der zum Glauben notwendigen Gnade hemmt; „denn Gott widersteht den Hoffärtigen, den Demütigen aber giebt er Gnade." (1. Petr. 5, 5.) Darum sprach einst Christus in so feierlichem Ernste: „Ich preise Dich, Vater, daß Du dieses (die Geheimnisse des Glaubens) vor Weisen und Klugen verborgen, Kleinen aber geoffenbart hast." (Matth. 11, 25.) Gott bewegt nämlich die Unwissenden und Demütigen zur Aufnahme der Heilswahrheiten, läßt aber zu, daß die sich weise und klug Dünkenden des Lichtes beraubt bleiben. Alle Ketzereien wurzeln im Stolz

und Eigendünkel, haben, wie der hl. Augustinus (Rede 46) sagt. „zur Mutter die Hoffart“. Denn nur alberner Stolz vermag es, den Menschen so sehr zu verblenden, daß er seine eigene Meinung der Lehre der ganzen Kirche entgegensetzen darf. — Mit diesem Stolze und Eigendünkel ist aufs engste verbunden „das vorwitzige Vernünfteln über die Geheimnisse der Religion.“ Die vielen Zeichen und Wunder, welche doch so geeignet sind, uns von der Wahrheit der Religion zu überzeugen, wollen einigen nicht genügen. Sie verlangen, wie der ungläubige Apostel Thomas, alles mit eigenen Händen zu greifen. Ist das nicht thöricht? Wohin würden wir kommen, wenn wir im gewöhnlichen Leben nur das glauben wollten, was wir mit unsern Augen sehen, mit unsern Händen betasten, mit unserm schwachen Verstande begreifen könnten? . . . (Weil du nie einen feuerspeienden Berg gesehen hast, darfst du deswegen leugnen, daß es welche giebt? Weil du nicht verstehst, wie eine Dampfmaschine imstande sei, zwanzig bis dreißig schwer geladene Wagen mit unglaublicher Schnelligkeit fortzuziehen, sollst du es deshalb für unmöglich halten?) ... Wer die göttlichen Geheimnisse erforschen und begreifen will, dem ergeht es wie einem, der unverwandten Blickes in die hellleuchtende Sonne schaut. Die Sonne, die andern Licht bringt in der Dunkelheit, blendet ihn so, daß er auch das nicht mehr sieht, was er zuvor sah. Darum sagt die Schrift: „Wer die Majestät (Gottes) ergründen will, wird von deren Herrlichkeit erdrückt.“ (Sprüchw. 25, 27.) — Wenn aber jemand in aufrichtiger Demut, fern von vorwitzigem Vernünfteln und Grübeln, sich Mühe giebt, die Wahrheiten des Glaubens immer besser kennen zu lernen, so ist dies keineswegs gefehlt, sondern vielmehr ein Zeichen, daß er seinen hl. Glauben schätzt und liebt. Denn liebte er ihn nicht, so würde er sich nicht bemühen, durch Anhörung des göttlichen Wortes, durch Lesung guter Bücher, durch häufigen Umgang mit solchen, welche gründliche Kenntnisse in der Religion besitzen, und durch eigenes Betrachten seine Religionskenntnisse zu erweitern. Die Frucht dieses redlichen Strebens kann nur segensreich sein. Mit der Kenntnis der Religion wird hinwiederum die Liebe zu ihr und zu Gott selbst wachsen; denn man liebt Gott um so mehr, je besser man ihn kennt. Die Liebe Gottes aber ist die Krone alles Guten, die Quelle aller Segnungen für Zeit und Ewigkeit.

2) Ferner führt zum Abfalle vom Glauben — a) „Vernachlässigung des Gebetes und der übrigen Religionspflichten.“ Wer das Gebet, den öffentlichen Gottesdienst, die Anhörung des göttlichen Wortes, den Empfang der hl. Sakramente vernachlässigt, der wird endlich auch ganz gleichgültig gegen Glauben

und Religion. Denn die religiösen Übungen sind gleichsam das Öl, wodurch das Glaubenslicht genährt und erhalten werden muß. Geht dasselbe ab, so erlischt nach und nach alle Liebe zu Gott und nicht selten auch der Glaube an ihn. Sollten wir uns etwa wundern, wenn ein Kind, das in der Fremde nicht mehr an seinen Vater in der Heimat dächte, nicht mehr an ihn schriebe, sich nie nach ihm erkundigte, endlich alle kindliche Zuneigung verlöre und so gleichgültig gegen ihn würde, als hätte es keinen Vater mehr? Der Unglaube ist demnach eine natürliche Folge der Gottvergessenheit, welche zuletzt ihren Grund in der Vernachlässigung des Gebets und der christlichen Religionspflichten hat. — Er ist aber auch zugleich eine gerechte Strafe, welche Gott nicht nur über einzelne, sondern auch über ganze Völker und Länder verhängt; denn was ist wohl billiger, als daß Gott den wahren Glauben und somit die heilsamen Gnadenmittel denjenigen entziehe, welche sie nicht mehr achten und benutzen wollen? Die hl. Bußanstalt ist in euren Augen nur mehr eine unerträgliche Pein und Folter; nun, so soll sie euch hinweggenommen werden, sie soll aus eurer Mitte verschwinden. Das hl. Abendmahl wollet ihr nicht mehr zu eurem Heile genießen, so soll dasselbe euch nicht mehr gereicht und angeboten werden. Das göttliche Wort verschmähet ihr, wollet es nicht mehr anhören, so wird es euch nicht mehr gepredigt werden. Die Priester Gottes sind euch verhaßt, so sollt ihr auch keine mehr haben. Kurz, ihr achtet des gnadenvollen Glaubenslichtes nicht mehr, das euch bisher auf dem Lebenspfade vorleuchtete; darum läßt die göttliche Gerechtigkeit zu, daß es von euch weiche, und daß dunkle Finsternis euch umhülle, daß ihr in Finsternis lebet, in Finsternis sterbet und zuletzt aus dieser innern Finsternis in die äußere Finsternis der Hölle verstoßen werdet. Der Glaube aber, dessen ihr nicht mehr würdig seid, wandert mit allen seinen Segnungen zu entlegenen Völkern, die ihn freudig wie den schimmernden Morgenstern begrüßen. Das ist nur die Erfüllung jener Drohung an das jüdische Volk: „Das Reich Gottes wird von euch genommen und einem Volke gegeben werden, das die Früchte desselben hervorbringt.“ (Matth. 21, 43.) — Wenn daher jemand sieht, daß er lau und träge wird in seinem täglichen Gebete, im Besuche des Gottesdienstes, im Empfange der hl. Sakramente, so sei er ja darauf bedacht, seinen Eifer wieder anzufachen, damit er nicht gegen Gott und Religion nach und nach gleichgültig werde und endlich allen Glauben verliere.

b) „Weltsinn und lasterhaftes Leben.“ Zum Glauben gehört zunächst guter Wille; denn glauben kann niemand, außer wer will. Dieses ist früher schon hinlänglich erklärt und bewiesen

worden. Woher kommt es nun aber, daß die einen diesen guten Willen haben, andere hingegen aller Beweise und Glaubensgründe ungeachtet ihn nicht haben? In der Regel daher, weil jenen der Glaube eine Quelle des Trostes, der Freude und Wonne, diesen hingegen eine Quelle von Angst und Unruhe, von bittern Vorwürfen und Gewissensbissen ist. „Was man wünscht, das glaubt man gern," sagt ein bekanntes Sprichwort. Der Tugendhafte hat keinen sehnlicheren Wunsch, als daß die Verheißungen alle in Erfüllung gehen mögen, welche der Glaube ihm vorhält; denn sein Herz hängt nicht an den eiteln Glücksgütern dieser Erde. Gern glaubt er demnach die Wahrheiten, welche ihn auf einen jenseitigen Vergelter, auf die Krone des Himmels hinweisen; diese Hoffnung, welche er aus dem Glauben schöpft, versüßt ihm alle Beschwerden des Lebens, ist ihm Vorgeschmack der ewigen Seligkeit. Ganz anders verhält es sich mit dem Weltkinde und dem lasterhaften Menschen. Der Glaube stellt ihnen die Strenge des göttlichen Gerichtes und die Ewigkeit der Höllenstrafe vor Augen und verbittert ihnen dadurch die sündhaften Lebensfreuden. Er ist ihnen ein treuer Spiegel, in dem sie ihre eigene Thorheit und die unerträgliche Häßlichkeit ihrer Seele erblicken, sie lesen in demselben das Urteil ihrer ewigen Verdammnis. Nichts wünschen sie mehr, als daß es keinen allwissenden Gott, kein Gericht, keine Hölle, keine Ewigkeit gebe, und eben darum spotten sie auch gern darüber. Weil sie nicht den Mut haben, ihre Leidenschaften zu zügeln, so halten sie alles, was denselben schmeichelt, für erlaubt, mag auch der Glaube noch so sehr dagegen Einsprache erheben. Dem Geizigen ist der Wucher ein rechtmäßiger Gewinn; dem Rachsüchtigen die Rache eine reine Ehrensache; dem Wollüstling die Unzucht ein unschuldiges Vergnügen; Fasten, Beichten, Beten, ein keusches, mäßiges Leben führen, ist ihm hingegen Thorheit. So verirrt man sich endlich bis dahin, daß man freventlich alle Wahrheiten und Pflichten leugnet, welche der Glaube lehrt, und ein gottloser Mensch wird, dem nichts mehr heilig ist. Alle, die je vom Glauben abgefallen sind, waren schon vorher im Herzen verdorben. „Das glaube nur niemand," sagt der hl. Cyprian (Buch v. d. Einh. d. Kirche), „daß die Guten die Kirche verlassen könnten! Die Stürme wehen Spreu und Stroh hinweg, nicht den Weizen." „Sie sind von uns ausgegangen," sagt der hl. Johannes von den abtrünnigen Christen (1. Br. 2, 19.), „aber sie waren nicht von uns," d. h. sie waren keine rechten Christen, sonst würden sie bei uns geblieben sein.

Beispiele ohne Zahl lassen sich zum Belege dieser Wahrheit anführen. Wie kam es, daß bald nach der Sündflut fast die

ganze Welt dem Dienste des einzig wahren Gottes entsagte, um statt desselben nicht nur leblose Geschöpfe, wie Sonne und Mond, sondern Menschen anzubeten, denen man alle erdenklichen Laster und Schandthaten zuschrieb? Die Welt hatte sich dem Hange zum Bösen überlassen und wollte nun in der Verehrung von Göttern, die noch lasterhafter waren, als sie, eine Rechtfertigung ihrer eigenen Lasterhaftigkeit finden. Und welches war die Ursache, daß selbst die Israeliten sich so leicht zu dem thörichten Götzendienst verführen ließen? Die Verdorbenheit des Herzens, wie die Schrift es vielfach bezeugt.* Ähnliches hat auch die Geschichte christlicher Völker aufzuweisen. Was in den Tagen der Verfolgung die grausamsten Martern nicht vermochten, das vermochte Weltsinn und sittlicher Verfall. „Viele Christen zu Carthago," schreibt der hl. Bischof Cyprian,** „waren nur auf Vermehrung zeitlicher Güter bedacht; die Weiber waren eitel und gefallsüchtig. Man scheute sich nicht, falsche Eide abzulegen, man verachtete die geistliche Obrigkeit. Einer verleumdete den andern. Man lebte in Zwietracht und Haß." . . . Daher kam es, daß bei der Freude über die Standhaftigkeit der vielen Märtyrer die Kirche auch den Fall mancher Abtrünnigen zu beweinen hatte. Noch schlagender ist dieser Beweis, wenn wir in den folgenden Jahrhunderten den Abfall der griechischen Kirche betrachten und sehen, wie leichtsinnig die Völker im siebenten Jahrhundert zur Fahne des schändlichen Mohammed schworen, oder im sechzehnten Jahrhundert die verwerfliche Lehre der Neuerer annahmen. Alle diese so betrübenden Erscheinungen hätten nicht stattgefunden, wenn die Christen, bevor sie von der Kirche abfielen, nicht schon früher vom Wege der Tugend und Gottesfurcht abgewichen wären. [27] Lebe daher so, daß du immer Ursache habest zu wünschen, es möge alles wahr sein, was der Glaube lehrt; dann wirst du nie versucht sein, an der Wahrheit desselben zu zweifeln. Deshalb ermahnt dich auch der heil. Weltapostel: „Bewahre ein gutes Gewissen, welches einige von sich gestoßen und im Glauben Schiffbruch gelitten haben." (1. Tim. 1, 19.)

3) Zum Abfalle vom Glauben führt noch besonders: a) „Lesung schlechter Bücher." — Ist es wohl möglich, tödliches Gift einzunehmen, ohne sein Leben zu gefährden? Durch Lesung schlechter, irreligiöser Bücher aber schlürft die Seele gierig das Gift der Irrlehre und der Gottlosigkeit ein. Wie sollte dadurch ihr Glaube nicht in Gefahr geraten? Das natürliche Gift läßt

*) Deswegen gab auch Balaam den fluchwürdigen Rat, die Israeliten erst zu schändlichen Ausschweifungen und sonach zum Götzendienst zu verleiten. (4. Mos. 25, 18. und 31, 16.) — ** L. de Lapsis.

sich wenigstens wieder ausspeien oder durch Gegengift unschädlich machen; aber nicht so das Gift schlechter Schriften. Die irrigen Lehren und Grundsätze, welche man eingesogen hat, lassen sich nicht so leicht wieder aus dem Gedächtnisse verdrängen. Sie haften in demselben, bethören den Verstand, finden auch Eingang ins Herz, weil sie meistens den bösen Neigungen desselben schmeicheln. Mit welcher Kunst wird nicht das tödliche Gift in solchen Schriften bereitet! Mit welchem Talent die gröbsten Lügen als reine Wahrheit hingestellt! Wie weiß man nicht durch Witz zu blenden, durch anziehende Schreibart zu bezaubern! Denke nie, du seiest verständig genug, um derlei Bücher ohne Gefahr lesen zu können. Welcher Wahnsinn, zu sagen: Gebet mir von jenem Arsenik, jenen giftigen Speisen; ich bin gesund, mein Magen kann sie leicht verdauen! Ach, wie viele Tausende, die besser als du waren, sind daran gestorben! Unbeschreiblich groß ist das Unheil, welches zu allen Zeiten die Lesung solcher pestartigen Bücher gestiftet hat. Das vorzüglichste Mittel, wodurch sich die Ketzerei der Irrlehrer im sechzehnten Jahrhundert so rasch und weithin verbreitet, waren schlechte Bücher und Flugschriften, in denen der Papst und die Kirche greulich verhöhnt und das göttliche Wort verfälscht war. Noch entsetzlicher war das Unheil, als im vorigen Jahrhundert gottlose Freidenker den höllischen Plan entwarfen, die Religion ganz abzuschaffen und den Glauben an Christus völlig von der Oberfläche der Erde zu vertilgen. Der öffentliche Gottesdienst hatte schon in ganz Frankreich aufgehört. Es gab kein Meßopfer, keine Predigt, keine Taufe, keine Trauung mehr. Selbst den Sterbenden wurden die Tröstungen der Religion nicht anders als bei verschlossener Thüre mit Furcht und Zittern gereicht. Über den Kirchhöfen stand die Inschrift: „Ewiger Schlaf," weil es keine Auferstehung mehr geben sollte. In dem Tempel zu St. Roch (in Paris) forderte ein Schauspieler auf der Kanzel Gott heraus, wenn er lebe, so solle er sich wehren. Daß dieser Abfall vom Glauben der Väter, diese satanische Verhöhnung alles Heiligen die Frucht der gottlosen Schriften war, womit man Jahre lang das Land überschwemmt hatte, ist eine unwiderlegliche Thatsache.* Und unbegreiflich ist es, wie man nach einem solchen Beispiele auch heute noch die Verbreitung gottloser Schriften unter dem Namen von Denk- und Preßfreiheit dulden oder verteidigen mag. Soll man wohl um der Freiheit willen Mördergruben bestehen lassen? Wahre Mördergruben, deren Ausgang in die Hölle führt, sind alle gottlosen Schriften. Wem seine Seele lieb ist, der fliehe dieselben! —

* Siehe Bd. 4. Religionsgesch. 3. Aufl. S. 501 ff.

Was ist wohl billiger, als daß unsere Kirche das Lesen, Bewahren und Verbreiten aller religionswidrigen Bücher und Schriften aufs strengste verbietet? Dadurch beweist sie ihre mütterliche Sorgfalt für unser Heil und ihren Eifer für die Ehre Gottes. Zu allen Zeiten wurden schlechte Bücher von der Kirche verboten und nach Möglichkeit vertilgt. Schon in den Tagen der Apostel wurde zu Ephesus eine ganze Menge solcher Bücher öffentlich verbrannt, deren Wert sich auf 50000 Denare belief! (Apstgsch. 19, 19.) Dasselbe geschah (J. 325) auf der Kirchenversammlung zu Nicäa mit den Schriften des Irrlehrers Arius, so wie später mit denen des Nestorius, Eutyches, Wiklef, Huß u. s. w.*

b) „Umgang mit Religionsspöttern und andern, die den Glauben gefährden können." Um einzusehen, wie gefährlich für den Glauben der Umgang mit irreligiösen Menschen ist, braucht man nur zu betrachten, welchen Einfluß überhaupt der Umgang ausübt. Schon ein altes Sprichwort sagt: „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist." Und ein anderes: „Freundschaft ist entweder unter Gleichgesinnten, oder macht Gleichgesinnte." Durch innigen und fortgesetzten Verkehr mit andern Menschen nehmen wir nämlich allmählich deren Denkweise und Gesinnungen an, ihre Seele gießt sich gleichsam in die unsrige und drückt derselben ihr eigenes Gepräge auf. Daher findet man in gottesfürchtigen Familien auch meistens fromme Kinder; daher wird ein tugendhafter Freund als ein kostbarer Schatz betrachtet, weil es fast unmöglich ist, in seiner Nähe nicht auch tugendhaft zu werden. Ein Gleiches gilt nun aber auch im umgekehrten Sinne von der Freundschaft mit gottlosen, glaubenslosen Menschen. Sei es auch, daß wir anfangs ihren verderblichen Äußerungen nicht beipflichten, nach und nach gewöhnen wir uns an dieselben; sie erscheinen uns weniger verabscheuungswürdig, sie dringen ein in unsere Seele, verdrängen aus derselben alle Ehrfurcht vor dem Heiligen, so daß wir zuletzt mit jenen glaubensfeindlichen Menschen gleichsam eine Seele werden und uns schämen, weniger gottlos zu sein, als sie. Wie viele haben nicht schon diese traurige Erfahrung gemacht! Wie mancher ist in der Hölle, der nur durch den Umgang mit Religionsspöttern Glauben, Sitte und sein ewiges Heil verloren! Hat nicht schon öfters ein einziger gottloser Mensch viele andere mit sich ins Verderben gestürzt? „Ein wenig Sauerteig reicht hin, um den ganzen Teig zu versäuern." (Gal. 5, 9.) — Diese Gefahr wird nun aber um so größer, je inniger das

* Von der Lesung guter Bücher wird die Rede sein im 2. Hauptstück beim 3. Gebote Gottes.

Band ist, welches uns an die Feinde unserer heiligen Religion knüpft. Hieraus können wir leicht entnehmen, nicht nur was wir von gemischten Ehen zu denken haben, und mit welchem Rechte die hl. Kirche dieselben so sehr verabscheue, sondern auch wie sorgfältig so manche geheime Verbindungen und Gesellschaften zu meiden seien, welche sich die Untergrabung der hl. Religion zum Ziele gesetzt haben.* Niemand sage, er sei fest genug, er habe nichts zu fürchten. Wenn der weiseste König, wenn Salomon durch den Umgang mit abgöttischen Weibern so tief fiel, daß er vor Götzen seine Kniee beugte, wer von uns dürfte vermessen auf seine eigene Kraft bauen? Gott hätte Lot inmitten des Feuermeeres, das Sodoma zerstörte, vor dem Untergange, und die Israeliten mitten unter den Heiden vor dem Abfalle von ihm, dem Allerhöchsten, bewahren können; allein solche Wunder wirkt der Herr nicht, sondern er gebot dem Lot, aus der fluchwürdigen Stadt zu fliehen, und den Israeliten, jede Gemeinschaft mit den Götzendienern zu meiden. Und so können auch wir auf kein Wunder rechnen, wenn wir freiwillig uns der Gefahr aussetzen, das Kleinod unseres Glaubens zu verlieren. „Wer Pech berührt," spricht der hl. Geist, „der wird von demselben beschmutzt werden." (Sir. 13, 1.) Und zudem, wenn der treue Unterthan sich selbst dadurch zu entehren glaubt, daß er mit denen in Gemeinschaft tritt, die der Person seines Königs Hohn sprechen, könnten wir uns so tief herabwürdigen, mit jenen Freundschaft zu pflegen, die unser Heiligstes und Ehrwürdigstes, unsern Glauben und unsere Religion, unter Spott und Hohngelächter in den Staub treten? — So fliehen wir denn immer die Gesellschaft der Gottlosen und befolgen wir den Befehl des Herrn: „Gehet aus von ihr (von Babylon, der gottlosen Stadt), mein Volk, daß ihr nicht teilhaftig werdet ihrer Sünden und nicht von ihren Plagen empfanget." (Offenb. 18, 4.)

§. 6. Bekenntnis des Glaubens. Kreuzzeichen.

Wodurch müssen wir besonders zeigen, daß unser Glaube fest und standhaft ist?

„Dadurch, daß wir ihn niemals, auch nicht zum Scheine verleugnen, sondern überall durch Wort und That freimütig bekennen."

Drei Stücke sind hier zu merken: 1) Niemals und um keinen Preis dürfen wir unsern christlichen oder

* Siehe Bd. 4. Religionsgesch. 3. Aufl. S. 501 u. 572 Bemerkung 16.

katholischen Glauben verleugnen, d. h. leugnen, daß wir an Christus glauben, ihn als unsern Gott und Herrn anerkennen und anbeten, oder daß wir Kinder der katholischen Kirche sind, die er zum Heile der Welt gestiftet hat. Dabei ist es einerlei, ob eine solche Verleugnung ausdrücklich durch Worte, oder bloß durch Mienen, Gebärden oder durch irgend ein anderes wahrnehmbares Zeichen geschehe. Hab und Gut, Blut und Leben, das Kostbarste, was wir besitzen, sollen wir eher hingeben, als daß wir je zur Verleugnung des hl. Glaubens uns verleiten lassen. Durch eine solche Verleugnung wird Gott dem Allerhöchsten eine große Schmach zugefügt. Verleugnet ein Christ seinen Glauben, so sagt er damit aus, daß er entweder eine andere, falsche Religion der christlichen vorziehe, oder daß er sich zu gar keiner Religion bekenne, mithin den Schöpfer des Himmels und der Erde in keiner Weise achte oder verehre. Ja, er beweist dadurch, daß er sich seines göttlichen Meisters schäme und nicht sein Jünger sein wolle. Deshalb spricht auch Jesus Christus die furchtbare Drohung aus: „Wer mich vor den Menschen verleugnet, den will ich auch vor meinem Vater verleugnen, der im Himmel ist.“ (Matth. 10, 33.) Und: „Wer sich meiner und meiner Worte schämt, dessen wird auch der Menschensohn sich schämen, wenn er kommen wird in seiner Herrlichkeit und in der Herrlichkeit des Vaters und der heiligen Engel.“ (Luk. 9, 26.) Wie dürfte demnach ein solcher hoffen, daß am Tage des Gerichtes an ihn die trostvollen Worte ergehen werden: „Kommet, ihr Gesegneten meines Vaters, nehmet in Besitz das Reich, welches euch bereitet ist vom Anbeginne der Welt!“ (Matth. 25, 34.) Ist er aber dann vom Reiche der Himmel ausgeschlossen, so wird er unfehlbar vom Abgrunde der Hölle verschlungen; denn Himmel oder Hölle . . . eines von beiden hat jeder zu gewärtigen. — Petrus verleugnete seinen Meister nicht aus Bosheit, nur aus Schwachheit; aber sein ganzes Leben hörte er nicht auf, bitterlich diese Sünde zu beweinen. So vielen tausend Märtyrern läßt man die Wahl, entweder zu sterben oder den Glauben zu verleugnen. Ein Wort, ein Wink hätte sie vor unmenschlichen Qualen behütet, ihnen Reichtum und Ehrenstellen erworben, das Leben bewahrt. Allein mehr als alle Schätze der Welt, mehr als Leben und Blut gilt ihnen die Ehre Jesu Christi. Wie schön ist nicht die Antwort, welche der mit Ketten beladene Polykarp dem Richter gab, da dieser ihm sagte: „Verleugne Christus, und du bist frei!“ — „Es sind jetzt sechsundachtzig Jahre, seit ich ihm diene,“ erwiderte der selige Greis, „und nie hat er mir etwas zuleide gethan. Wie könnte ich nun meinen geliebten Herrn und König und Seligmacher verleugnen?“ — Sollten wir nicht alle gern, wenn es

gefordert wird, demjenigen das Opfer unseres Lebens bringen, der sich selbst für uns unter den grausamsten Todesqualen hingegeben hat? Wie viele Tausende opfern sich auf dem Schlachtfelde für einen sterblichen König, und dem unsterblichen Könige, von dem wir das Leben haben, sollten wir das Opfer desselben verweigern? Stirbt der Krieger für seinen König, so besitzt dieser nicht die Macht, die Heldenthat seines treuen Dieners zu belohnen; Christus aber giebt uns zum Lohne der Treue die ewige Seligkeit. Wie viele Christen haben dennoch nicht einmal den Mut, um des Glaubens willen ein Schmähwort zu ertragen! Seien wir nie solche Feiglinge!

2) Aber nicht einmal zum Scheine dürfen wir je unsern Glauben verleugnen, d. h. wir dürfen uns auch nicht den Schein geben oder uns anstellen, als verleugneten wir den Glauben, wenngleich wir uns hüten, innerlich oder der That nach ihn wirklich zu verleugnen. Eine solche scheinbare Verleugnung wäre immerhin ein großes Ärgernis und eine schwere Beleidigung Gottes. Würde nicht ein Monarch sich beleidigt fühlen, wenn ein Unterthan sich vor andern anstellte, als fluche er ihm, wiewohl er keine eigentlichen Fluchworte ausstieße? — Bekannt ist das Beispiel, welches der heldenmütige Eleazar gab, als seine Freunde ihn aus Mitleiden bereden wollten, er solle, um sein Leben zu retten, sich wenigstens stellen, als äße er von den verbotenen Speisen. (Der Genuß der vom göttlichen Gesetze verbotenen Speisen wurde für eine Verleugnung des jüdischen Glaubens gehalten.) Standhaft erwiderte der ehrwürdige Greis: „Unseres Alters ist es nicht würdig, zu heucheln, so daß viele der Jüngern um meiner Heuchelei und der kurzen Zeit eines vergänglichen Lebens willen auch verführt würden." (2. Makk. 6.) Unter grausamen Schlägen gab er freudig den Geist auf. — Zur Zeit der Christenverfolgung kam es vor, daß die Bekenner, welche man zwingen wollte, den heidnischen Gottheiten Weihrauch zu opfern, sich unbeweglich die Hand verbrennen ließen, in welche die Henker Kohlen und Weihrauch gelegt hatten, damit es nicht einmal den Anschein gewinne, als ob sie den Weihrauch streuten, wenn die Hand gezittert hätte. Solchen mehr als menschlichen Heldenmut hat auch die Kirchengeschichte Japans und zwar an Kindern aufzuweisen. Eines Tages ließ der Tyrann Bucondono eine große Anzahl Kinder zusammenbringen, und als sie sich weigerten, den Götzen zu opfern, ihre Hände mit eisernen Werkzeugen zerfleischen. Hierauf legte man glühende Kohlen auf die wunden Hände, mit der Erklärung, daß es als Abfall vom Glauben gelten werde, wenn sie dieselben fallen ließen. Mehrere ließen zwar, vom Schmerz überwältigt, die

Kohlen fallen, beteuerten aber zugleich, daß sie nichts desto weniger Christen bleiben und als Christen sterben wollten. Viele hingegen ertrugen die entsetzliche Pein, ohne auch nur die Hand zu bewegen.

3) Es ist aber nicht genug, daß wir den Glauben nicht verleugnen; wir müssen ihn auch durch Wort und That freimütig bekennen. — Durch Worte bekannten ihren Glauben die hl. Märtyrer, indem sie, vom Kaiser oder Richter um ihren Glauben befragt, geradezu erklärten, daß sie Christen seien. [28] Durch die That bekannten ihn die allerseligste Mutter Jesu Christi und der treue Jünger Johannes samt den heiligen Frauen, als sie in tiefer Trauer unter dem Kreuze des sterbenden Heilandes standen. Durch die That bekannten ihn auch Joseph von Arimathäa und Nicodemus, als der erste den Leichnam Jesu von Pilatus begehrte, und beide dann denselben vom Kreuze abnahmen, salbten und ins Grab legten. Und auch wir bekennen unsern Glauben durch die That, wenn wir dem kirchlichen Gottesdienste andächtig beiwohnen, die heiligen Sakramente empfangen, an den Prozessionen oder an andern öffentlichen Andachtsübungen mit erbauendem Anstande teilnehmen. — Die Schuldigkeit, den Glauben zu bekennen, geht klar aus den Worten des hl. Paulus hervor: „Mit dem Herzen glaubt man zur Gerechtigkeit, und mit dem Munde geschieht das Bekenntnis zur Seligkeit." (Röm. 10, 10.) Und Christus selbst legt uns dieselbe nachdrücklich ans Herz mit den Worten: „Wer mich vor den Menschen bekennen wird, den will ich auch vor meinem Vater bekennen, der im Himmel ist." (Matth. 10, 32.) Demnach darf man nicht sagen: Gott kennt die Gesinnung meines Herzens; er weiß, daß ich an ihn glaube, im Verborgenen zu ihm bete, seine Kirche innerlich schätze und ehre; mein Glaube ist übrigens Sache meines Herzens, die Welt braucht denselben nicht zu kennen. Nein, wollen wir, daß Christus uns am jüngsten Tage für seine Jünger anerkenne, die Anspruch auf das Himmelreich machen können, so dürfen wir uns jetzt nicht schämen oder fürchten, auch als seine Jünger zu erscheinen, für seine Ehre öffentlich aufzutreten und für Bürger des Reiches gehalten zu werden, das er schon hier auf Erden begründet hat. — Wohl ein feiger Soldat wäre der, welcher sich fürchtete, die Uniform seines Standes oder die Waffen seines Königs zu tragen. Oder was würden wir von einem Kinde halten, welches uns beteuerte, daß es im Herzen die aufrichtigste Liebe und Ehrfurcht gegen seine Eltern hege, aber äußerlich sich gleichgültig und trotzig gegen sie benähme? Die innerliche Gottesverehrung ist zwar die Hauptsache, denn der Herr sieht vor allem auf das Herz (1. Kön. 16, 7.); aber auch die äußere ist notwendig.

Durch diese muß die innere befördert und die Religion unter den Menschen erhalten und verbreitet werden. Der Sohn Gottes kam sichtbar in die Welt, er stiftete eine sichtbare Religion oder Kirche; denn die Kirche ist das Licht, bestimmt, durch ihre Lehre die Welt zu erleuchten. Daher soll sie dem Ausdrucke des Evangeliums gemäß nicht verborgen unter dem Scheffel, sondern auf dem Leuchter stehen. (Matth. 5, 15.) Gäbe es aber keine Verpflichtung, den Glauben äußerlich zu bekennen, so wäre eine sichtbare Kirche nicht einmal möglich. Denn die Kirche besteht aus den wahren Gläubigen; diese sind aber nur erkennbar, insofern sie ihren Glauben äußerlich bekennen. So wenig also der innere Glaube ohne das äußere Bekenntnis sichtbar ist, eben so wenig wäre auch ohne dasselbe die Kirche sichtbar. Hätten die Christen zur Zeit der Verfolgung den Herrn nicht öffentlich bekannt, so hätte notwendig die sichtbare, d. h. die katholische Kirche untergehen müssen.* Daraus erhellet, wie das Bekenntnis des Glaubens eine wesentliche Pflicht des Christen ist.

Wiewohl es aber niemals und in keinem Falle erlaubt ist, seinen Glauben auch nur zum Scheine zu verleugnen, so ist es doch zum Seelenheile nicht erforderlich, den Glauben immer und an jedem Orte ausdrücklich zu bekennen, sondern dann, wenn durch Unterlassung dieses Bekenntnisses Gott die schuldige Ehre oder dem Nächsten die schuldige Erbauung entzogen würde.** Man ist also nicht schuldig, jedem, der uns vorwitziger oder unbefugter Weise um unsern Glauben fragt, zu antworten; aber schuldig ist man, es zu thun, wenn man von obrigkeitlicher Gewalt befragt wird,*** und so oft das Stillschweigen für ein Zeichen gehalten würde, daß man sich seines Glaubens schäme, oder Ursache wäre, daß andere im wahren Glauben irre oder wankend gemacht würden. Auch wäre es nicht gefehlt, wenn man in einem Lande, wo die Rechtgläubigen verfolgt würden, durch die Flucht der Verfolgung auswiche (Matth. 10, 23.), oder wenn man, um Religionsspöttereien, Gotteslästerungen oder andere schwere Übel zu verhüten, irgend eine christliche Übung unterließe, wofern jedoch durch diese Unterlassung nicht ein Ärgernis entstände, oder eine höhere Pflicht verletzt würde. Wenn also der Katechismus sagt, daß man seinen Glauben „überall" freimütig bekennen müsse, so heißt dieses: überall, wo die Gott schuldige Ehre oder das Seelenheil des Nächsten es erfordert. [29]

---

* Möhler, die hohe Bedeutung des Martyrtums.

** So der hl. Thomas, Summa 2. 2. q. 3. a. 2.

*** Die entgegengesetzte Lehre ist vom Papst Innocenz XI. (Satz 18.) verworfen.

Giebt es auch ein besonderes Zeichen, wodurch der katholische Christ seinen Glauben bekennt?

„Ja, das Zeichen des heiligen Kreuzes."

Zu allen Zeiten hat die Bezeichnung mit dem hl. Kreuze als öffentliches und feierliches Bekenntnis des christlichen Glaubens gegolten bei Christen und Nichtchristen. Schon in den Tagen der blutigen Verfolgungen haben sich dadurch die Gläubigen im Angesichte der grausamen heidnischen Tyrannen als Christen bekannt und dieses Bekenntnis mit ihrem Blute besiegelt, wie die Akten der hl. Märtyrer bezeugen. Uns Katholiken dient ferner auch das hl. Kreuzzeichen, um uns zur Unterscheidung von Andersgläubigen als Kinder der katholischen Kirche zu bekennen, da alle unter uns lebenden Religionsgesellschaften, die vor dreihundert Jahren sich von der katholischen Kirche getrennt haben, den schönen Gebrauch, sich mit dem Kreuze zu bezeichnen, verwerfen.

Warum gebrauchen wir zum Bekenntnisse unseres Glaubens das heilige Kreuzzeichen?

„Weil dasselbe die zwei vornehmsten Geheimnisse unserer Religion ausdrückt: das Geheimnis der allerheiligsten Dreieinigkeit und das Geheimnis der Erlösung am Kreuze."

1) Das Geheimnis der Dreieinigkeit; denn gewöhnlich sprechen wir, wenn wir das hl. Kreuzzeichen machen, die Worte: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des hl. Geistes. Amen." Dadurch geben wir kund, daß wir in der einen Gottheit drei Personen: Vater, Sohn und heiligen Geist, anerkennen. Die Einheit der Gottheit wird, wie der hl. Augustin bemerkt (Abhdl. 6 üb. Joh. 1. n. 9.), dadurch angedeutet, daß wir nicht sagen „in den Namen," sondern „im Namen des Vaters" u. s. w. 2) Das Geheimnis der Erlösung. Jesus, die zweite Person der hl. Dreieinigkeit, hat das Werk unserer Erlösung am Kreuze vollbracht. Aus dieser Ursache ist das Kreuz das glorreiche Zeichen unserer Erlösung. Sich mit dem Kreuze bezeichnen, d. h. mit der Hand das Zeichen des Kreuzes über sich machen, ist demnach so viel, als öffentlich bekennen, daß man ein Jünger dessen ist, der uns durch seinen Tod am Kreuze erlöset hat, und daß wir von ihm, dem Gekreuzigten, alles Heil, alle Gnaden und Segnungen erwarten. Den Juden ist zwar das Kreuz ein Ärgernis und den Heiden eine Thorheit, uns aber verkündet es Gottes Kraft und Gottes Weisheit. (1. Kor. 1, 23. 24.)

Noch manche andere Bedeutungen werden aus der üblichen Art und Weise, das Kreuzzeichen zu machen, hervorgehoben. Indem wir bei dem sogenannten großen Kreuze die Stirn berühren und dabei den Namen „des Vaters“ aussprechen, deuten wir an, daß der Vater der ewige Ursprung und insofern das Haupt der beiden andern Personen ist. Indem wir sodann vom Haupte zur Brust oder Herzgrube herabfahren mit den Worten „und des Sohnes,“ deuten wir an, daß der Sohn vom Vater in die Welt gesandt und für uns Mensch geworden ist. Und indem wir zuletzt unter den Worten „und des heil. Geistes“ die Hand von der linken Schulter zur rechten bewegen, deuten wir an, daß wir durch die Gnade des hl. Geistes, die Christus uns am Kreuze verdient hat, von der linken Seite des ewigen Verderbens zur rechten des ewigen Lebens gebracht, oder was dasselbe ist, aus der Gefangenschaft des Satans in die Gemeinschaft der Kinder Gottes versetzt worden sind. — Neben diesem großen Kreuze haben wir auch noch das sogenannte kleine Kreuz, welches darin besteht, daß wir unter Anrufung der hl. Dreieinigkeit mit dem Daumen ein kleines Kreuz auf die Stirn, den Mund und die Brust zeichnen. Auch diese Art, das Kreuzzeichen zu machen, hat ihre besondere Bedeutung. Indem wir nämlich auf die Stirn das Kreuz zeichnen und dabei „im Namen des Vaters“ sagen, wollen wir Gott dem Vater unsere Gedanken weihen und ihn bitten, daß er vor bösen Gedanken uns bewahren möge. Indem wir den Mund mit dem Kreuze bezeichnen, sprechend „und des Sohnes“ wollen wir dem Sohne, dem ewigen Worte des Vaters, unsere Worte anbefehlen, daß er dieselben heilige. Indem wir endlich bei den Worten „und des hl. Geistes“ das Kreuzzeichen über die Brust oder das Herz, den Sitz aller Wünsche und Begierden, machen, wollen wir dem hl. Geiste versprechen und ihn zugleich bitten, daß alle unsere Wünsche und Begierden samt den Werken einzig und allein zu seiner Ehre gereichen mögen.* Dieses kleinen Kreuzes bedienen wir uns immer, wenn bei der hl. Messe oder vor der Predigt das Evangelium gelesen wird, damit uns Gott durch die Verdienste Jesu, des Gekreuzigten, die Gnade geben möge, das Evangelium mit dem Verstande zu verstehen, mit dem Munde zu bekennen und mit dem Herzen zu lieben. Auch der Priester am Altare bezeichnet mit demselben den Anfang des Evangeliums, um anzudeuten, daß die Lehre Christi ihre Welt erobernde Kraft dem Kreuze verdankt, und daß der Abschnitt, welcher nun gelesen werden soll, die Worte des für uns am Kreuze gestorbenen Heilandes sind.

Wohl bemerkenswert sind auch die Anfangsworte des hl. Kreuzzeichens „im Namen“ und das Schlußwort „Amen.“ Der Ausdruck „im Namen Gottes“ hat in der hl. Schrift verschiedene Bedeutungen. Bald heißt er so viel, als „in der Wesenheit und in der Herrlichkeit Gottes,“ bald „in der Kraft“ oder „mit der Hilfe Gottes,“ bald „im Sinne und im Geiste Gottes.“ Nicht selten bedeutet er „im Auftrage oder auf Befehl Gottes.“ So sagt man auch von dem Gesandten eines Fürsten, daß er in dessen Namen handle, so oft er auf den Befehl oder im Auftrage seines Fürsten etwas ausrichtet. Oft sagt er so viel, als „Gottes wegen“ oder „um Gottes willen.“ In diesem

---

* Ob man sich eher des großen oder kleinen Kreuzes bedienen soll, ist eine müßige Frage. Jeder folge hierin seiner Andacht oder dem Gebrauche seines Landes.

Sinne spricht Christus (Mark. 9, 40.): „Wer euch einen Becher Wassers zu trinken reicht in meinem Namen.“ Im Namen Gottes etwas thun, ist auch so viel, als es zur Ehre Gottes thun. Darum sagt der hl. Paulus (Kol. 3, 17.): „Alles was ihr thuet, das thuet im Namen des Herrn,“ und (1. Kor. 10, 31.) „das thuet zur Ehre Gottes.“ Aus diesen verschiedenen Bedeutungen ersieht man, daß das hl. Kreuzzeichen verschiedene Zwecke haben kann, und daß es insbesondere geeignet ist, um beim Anfange unserer Handlungen die gute Meinung auszudrücken, daß wir nämlich dieselben für Gott, zu seiner Ehre, mit seiner Gnade und seinem Befehle gemäß verrichten wollen. — Das Schlußwörtchen „Amen,“ welches der hl. Hieronymus (Comment. über Matth. 6.) das Siegel des Gebetes nennt, drückt einerseits den Wunsch aus, es möge geschehen, um was wir bitten; andererseits ist es auch eine Bekräftigung unseres ernstlichen Willens und unserer guten Meinung.

Die bisher beschriebene Weise, das Kreuzzeichen zu machen, indem man nämlich die Worte „im Namen des Vaters“ u. s. w. ausspricht, ist zwar die gewöhnliche und dient vorzüglich zum Bekenntnisse des Glaubens; doch ist sie nicht die einzige. Die Kirche begleitet auch manchmal das Kreuzzeichen mit anderen Worten, z. B. mit denen der Schrift: „Gott merke auf meine Hilfe,“ oder „Unsere Hilfe ist im Namen des Herrn“ u. dgl. Das Wesentliche beim Kreuzzeichen sind nicht so sehr die Worte, als das Zeichen.

Woher kommt der Gebrauch, das hl. Kreuzzeichen zu machen?

„Dieser Gebrauch ist uralt und stammt aus den apostolischen Zeiten her.“

1) Daß derselbe u r a l t ist, und daß er auch von jeher sowohl in der morgenländischen, als abendländischen Kirche allgemein üblich war, beweisen die Zeugnisse der hl. Väter und der ältesten kirchlichen Schriftsteller.* Tertullian, Origenes, Basilius, Cyrillus, Gregor von Nazianz, Chrysostomus, Ephrem, Ambrosius, Hieronymus, Augustin und manche andere reden davon als von einer überall bestehenden Sitte. „Alle Christen,“ sagt der hl. Augustin,** bezeichnen sich mit dem hl. Kreuze.“ „Fragt man einen Katechumenen (d. h. einen, der die hl. Taufe empfangen soll): Glaubst du an Christus? so antwortet er: Ich glaube! und bezeichnet sich mit dem Kreuze Christi.“*** „Ohne dieses Zeichen wird keine Weihung weder des Taufwassers, noch des hl. Öles oder Chrisams, noch des Opfers gehörig vollzogen.“† „Überall,“ schreibt der heil. Chrysostomus,†† „finden wir das Zeichen des Kreuzes, bei Fürsten und Unterthanen, bei Frauen und Männern, bei Jungfrauen und Verehlichten, bei Sklaven und Freien; alle bezeichnen sich mit

---

* Die Zeugnisse finden sich gesammelt von Busäus in der Summa doctrinae christianae des P. Canisius Bd. 1. de fide. ** De catechiz. rudib. c. 10. *** In Joan. tract. 11. † Ibid 118. †† Adv. Iudaeos et Gent. n. 9. edit. Montf. T. 1. p. 571.

demselben, indem sie es auf den vornehmsten Teil des Körpers, die Stirn, einschreiben." Besonders merkwürdig sind die Worte Tertullians*: „Beim Anfange und Fortgange eines Werkes, beim Ein- und Ausgehen, beim Anlegen der Kleider oder Schuhe, beim Waschen, bei Tische, wenn man das Licht anzündet, beim Schlafengehen, beim Niedersitzen und bei allem, was wir thun, bezeichnen wir Christen die Stirn mit dem Zeichen des Kreuzes." Schon in den ersten Zeiten des Christentums war demnach das hl. Kreuzzeichen nicht minder üblich als heutzutage. Auch abgesehen von diesen Zeugnissen der Väter geht das hohe Alter und die allgemeine Verbreitung dieses christlichen Gebrauches schon daraus hervor, daß derselbe auch bei den ältesten Sekten, den Jakobiten, Nestorianern, und ebenso bei den Griechen und Russen besteht, wenn gleich die Art und Weise, das Kreuz zu machen, verschieden ist.

2) Aus der bereits angeführten Thatsache folgern wir mit Recht, daß der christliche Gebrauch, das Kreuzzeichen zu machen, aus den apostolischen Zeiten, mithin von den Aposteln herstammt, was ohnehin auch von den hl. Vätern gelehrt wird.** Zu dieser Folgerung berechtigt uns die vom hl. Augustin*** aufgestellte Regel: „Was von der ganzen Kirche beobachtet wird und, ohne von Konzilien verordnet zu sein, immer geübt worden ist, das nehmen wir mit vollem Rechte als apostolische Überlieferung an." Daß das Kreuzzeichen von Konzilien verordnet und eingeführt worden sei, finden wir nirgendwo; daß es aber von jeher in der ganzen Kirche üblich war, ist eine erwiesene Thatsache; daher folgern wir, daß wir es von den Aposteln durch die kirchliche Überlieferung empfangen haben. Es ist sogar eine fromme Meinung, daß schon im alten Bunde das Kreuzzeichen angedeutet war, und daß Christus selbst sich desselben bediente, als er in den Himmel fahrend seine Jünger segnete. Und eben dieses soll die Ursache sein, warum der Gebrauch desselben schon in den ersten Tagen der Christenheit so ehrwürdig erschien und allgemein verbreitet war. So viel ist wenigstens gewiß, daß dieser Gebrauch bis zu den Aposteln hinaufreicht, von den hl. Vätern einstimmig anerkannt und angerühmt, und von der gesamten christlichen Kirche stets beobachtet worden ist. Ihn also als etwas Nutzloses oder gar Abergläubisches verwerfen, heißt so viel, als das apostolische Zeitalter, die hl. Kirchenväter, ja die ganze Kirche Christi tadeln und verleumden.

---

* De coron milit. c. 3. ** S. hl. Basilius Lib. de spiritu sancto. c. 27. n. 66. *** De. Baptismo L. 4. c. 24.

Wann sollen wir das Kreuzzeichen machen?

„Es ist gut und heilsam, nach dem Beispiele der ersten Christen es oft zu machen, besonders beim Aufstehen und Schlafengehen, vor und nach dem Gebete, vor jedem wichtigen Geschäfte und in allen Versuchungen und Gefahren."

So thaten schon die ersten Christen, wie bereits aus den oben angeführten Zeugnissen der Väter erhellt. Dazu wurden sie auch häufig ermahnt und angehalten. „Was du immer thuest und wohin du immer gehest, soll deine Hand das Kreuzzeichen machen," schreibt der hl. Kirchenlehrer Hieronymus* an die christliche Jungfrau Eustochium. „Mache dieses Zeichen, wenn du issest, trinkest, dich niederlegst, aufstehst, redest, wandelst, kurz, bei jedem Geschäfte"; so lehrt der hl. Cyrillus,** Bischof von Jerusalem. Ist es aber höchst löblich und heilsam, nach dem Beispiele der ersten Christen öfters das hl. Kreuzzeichen zu machen, so geziemt es sich doch, daß wir uns mit dem hl. Kreuze vorzüglich morgens beim Aufstehen bezeichnen, um sogleich die Erstlinge des Tages dem Herrn zu weihen, und abends vor dem Schlafe, um vor allem Bösen bewahrt zu werden. Auch vor und nach dem Gebete sollen wir das Kreuzzeichen machen, damit wir erinnert werden, daß wir im Namen Jesu des Gekreuzigten beten sollen, um durch die Verdienste des Gekreuzigten Erhörung unseres Gebetes zu erlangen. Zudem soll vor jedem wichtigen Geschäfte das Kreuzzeichen unsere Meinung heiligen und uns den Segen Gottes erflehen; auch in allen Versuchungen und Gefahren soll es uns zur Schutzwehr dienen, wie dieses die folgende Frage zeigen wird.

Warum ist es heilsam, oft das Kreuzzeichen zu machen?

„Weil wir durch andächtige Bezeichnung mit dem hl. Kreuze

1) uns gegen die Nachstellungen des bösen Feindes waffnen." — Diesen Grund führen vorzüglich die hl. Väter an, wenn sie die Gläubigen ermahnen, sich öfters mit dem Kreuze zu bezeichnen. „Schreibe das Zeichen des Kreuzes an die Stirn," spricht der hl. Cyrillus,*** „damit die Teufel, wenn sie das Zeichen des Königs sehen, zittern und weit von hinnen fliehen." „Mache dieses Zeichen," ermahnt der hl. Ephrem,† „auf Stirn, Mund und Herz. Bei Tag und bei Nacht, an allen Orten und zu allen Stunden decke dich mit diesem Schild, und kein Übel wird dir nahen; denn beim Anblicke dieses Zeichens flieht zitternd die Macht der Hölle." (Das Kind zittert vor der Rute, mit welcher es

* Epist. 22. ** Catech. 4. n. 14. *** Loc. cit. † Serm. de s. et vivif. Cruce.

gezüchtigt worden, flieht das Feuer, woran es sich gebrannt hat; so zittert der Teufel vor dem Kreuze.) Sollten wir uns wundern, daß unser Heiland eine besondere Kraft an das Zeichen des heil. Kreuzes geheftet hat, da er durch den Tod am Kreuze die Welt erlöset, und es demnach ein ewiges Denkmal des Sieges ist, den er über die Mächte der Finsternis erfochten hat? Im Vertrauen auf diese unüberwindliche Kraft beschwört die Kirche die bösen Geister mit den Worten: „Sehet das Kreuz des Herrn, fliehet ihr Mächte der Hölle! Denn besiegt hat euch der Löwe der Zunft Juda." Auf dieses Vertrauen gründet sich die fromme Sitte, welche von jeher in der Kirche besteht, in allen Versuchungen und Gefahren sich mit dem hl. Kreuze zu bezeichnen. Das hl. Kreuzzeichen ist die Waffe, mit welcher der hl. Einsiedler Antonius, wie der hl. Athanasius* berichtet, den Kampf gegen die bösen Geister bestand; dieselbe riet er auch oft und nachdrücklich seinen Jüngern an, weil durch das Kreuz die Hölle besiegt worden. Durch das Kreuzzeichen stürzten die Götzenbilder von den Altären, wie einst Dagon vor der Bundeslade niederstürzte; durch das Kreuzzeichen wurden die bösen Geister aus den Menschen vertrieben. Mit dieser Waffenrüstung geschmückt hast also auch du die Nachstellungen des bösen Feindes nicht zu fürchten. — Es ist auch heilsam, öfters das Kreuzzeichen zu machen, weil wir dadurch

2) „den Segen des Himmels über uns erflehen." — Wie die Sünde die Quelle des Fluches ist, so das Kreuz die Quelle des Segens. Denn alle Segnungen des Himmels haben wir den unendlichen Verdiensten unseres Heilandes zu verdanken, welcher am Kreuze für uns geblutet hat. Ehemals das schimpfliche Werkzeug des Todes ist nun das Kreuz das Werkzeug des Lebens und die Quelle des Heiles. Daher spendet die Kirche niemals ihren Segen, ohne das Kreuzzeichen zu machen. Selbst dann, wo der Priester ihn mit dem Hochwürdigsten erteilt, bildet er das heilige Zeichen. Auch das hochheilige Opfer, wo Christus selbst für uns um Segen fleht, bezeichnet er öfters mit dem heil. Kreuze, weil alle Segnungen uns nur durch den Kreuzestod vermittelt werden. Wenn wir demnach in der Absicht, den Segen des Himmels über uns zu erflehen, uns mit dem hl. Kreuz bezeichnen, so folgen wir hierin dem Geiste der Kirche und stützen uns auf ihre Lehre und auf ihren in den heiligsten Handlungen sich kundgebenden Gebrauch. Dadurch, daß wir das Kreuzzeichen über uns machen, sprechen wir gleichsam zu Gott: Sieh nicht, himmlischer Vater, auf unsere Sünden und Missethaten, die uns deiner gött-

* In vita B. Antonii 13. 23. 53 etc.

lichen Huld ganz unwürdig machen, sondern sieh auf das Kreuz deines geliebten Sohnes, das auf unserer Stirn prangt, das wir mit dem Munde bekennen und andächtig im Herzen tragen. Um des bittern Todes willen, den er am Kreuz für uns gelitten hat, sei uns gnädig und verleih uns in all unserm Thun und Wollen den Beistand deiner Gnade und reichlichen Segen! Daß ein solches Gebet nicht unerhört bleibt, bezeugen die vielen Gnadenerweisungen, die durch das hl. Kreuzzeichen von Gott erlangt, und die unzählbaren Wunder, die zu allen Zeiten durch dasselbe gewirkt worden sind.[30]

Solltest du etwa die Kraft des hl. Kreuzzeichens noch nicht erfahren haben, so forsche nach, ob die Schuld nicht an dir liege. „Warum," fragt ein frommer Geisteslehrer, „empfinden nur so wenige die Kraft des hl. Kreuzes?" „Weil sie zwar," antwortet er, „das Kreuz an der Stirn, aber den Gekreuzigten nicht im Herzen tragen; denn man muß das hl. Kreuz nicht nur mit dem Daumen äußerlich, sondern auch mit innigem Glauben im Herzen bilden." „Deswegen, wenn du dich mit dem Kreuze bezeichnest," spricht der hl. Kirchenlehrer Chrysostomus (Hom. 54. n. 4 üb. Matth.), „erwäge die ganze Bedeutung desselben; vertilge in dir den Zorn und jede böse Neigung, und hege mächtiges Vertrauen. Denn das ziemt sich nicht, daß du es so obenhin mit der Hand über dich zeichnest; du mußt es mit Andacht, mit festem Glauben und Vertrauen thun. Machst du in solcher Weise das Kreuz, dann wird keiner der unreinen Geister wider dich bestehen können." Aber das gedankenlose Kreuzmachen ohne andächtige Gesinnung hat keine Kraft, erwirkt keine Gnade. Bedenke demnach, wie vieler Gnaden du dich deiner Unandacht wegen beraubst, wie du sogar Ärgernis giebst, wenn man dich so unehrerbietig und unanständig das hl. Kreuzzeichen machen sieht.

Nutzanwendung.

Zum Schlusse wiederhole man noch einmal die wichtigsten Punkte der bisher abgehandelten Lehre vom Glauben im allgemeinen. Man erinnere wiederum daran, wie notwendig der Glaube zur Seligkeit sei, dieser Glaube müsse aber allgemein, fest, lebendig und standhaft sein. Man schärfe noch einmal ein, daß man sich wegen der Freidenker seines Glaubens nicht schämen, sondern es sich zur höchsten Ehre rechnen solle, ein katholischer Christ zu sein. Dazu mag das Beispiel des Königs Alphons von Kastilien dienen, eines der weisesten und frömmsten Fürsten, die je auf dem Throne saßen. Er benutzte jede mögliche Gelegenheit, um vor der Welt zu zeigen, wie unendlich hoch er die Gnade,

ein Christ zu sein, zu schätzen wisse. Nicht selten brach er bei Betrachtung dieses himmlischen Geschenkes in Thränen aus. „Unaufhörlich danke ich meinem Gotte," pflegte er zu sagen, „nicht dafür, daß ich ein König, sondern daß ich ein Christ bin." Man warne endlich noch einmal mit allem Ernste vor dem Umgange mit irreligiösen Menschen und vor schlechten Büchern, weil dadurch der Glaube vorzüglich gefährdet wird.

Warum solltet ihr euch eures Glaubens schämen? Schämt man sich etwa einer hohen Geburt, einer umfassenden Wissenschaft, einer reichen Erbschaft? Gerade durch deinen Glauben aber bist du ein Kind Gottes, besitzest du die Wissenschaft aller Wissenschaften und erlangst ein Recht auf die himmlische Erbschaft. Schämt sich etwa der Krieger der Fahne seines Königs? Siehst du nicht, wie er im Gegenteil zu ihr schwört, für sie kämpft, sie bis in den Tod verteidigt? Und du könntest dich des Siegeszeichens deines Königs, des hl. Kreuzes schämen, — jenes Kreuzes, welches allen Segen uns gebracht, vor dem jede Größe dieser Erde sich gebeugt, welches die Welt erobert, die Macht der Hölle gebrochen und das Reich der Himmel uns erschlossen hat! So laß dich denn nicht beirren, wenn jene, die sich weise dünken, in ihrem Unglauben mit vornehmer Miene deines Glaubens spotten und ihn als kindischen Aberglauben belächeln. Bedenke vielmehr, was der Apostel spricht: „Die Weisheit dieser Welt ist Thorheit bei Gott" (1. Kor. 8, 19.); bedenke, in welch schmachvoller Finsternis sie wandeln, die an keinen Gott, an keine Unsterblichkeit glauben, die da leben wie das unvernünftige Tier, dessen gänzliche Verwesung sie einstens zu teilen hoffen. Fürwahr eine solche Weisheit ist nicht zu beneiden, und noch weniger das Los, das ihrer jenseits harrt. Denn es wird der Tag anbrechen, wo Christus unser Herr, von Millionen Engeln umgeben, zum Gerichte kommen, und das Kreuz hoch in den Wolken als Siegeszeichen erglänzen wird. Wie werden alsdann die einst so stolzen Ungläubigen verstummen, beschämt zur Erde blicken und verzweifeln, wenn der ewige Richter auch sie verleugnen und ihre freiwillige Finsternis mit der ewigen Finsternis bestrafen wird! — Dieser Tag schwebe dir vor, so oft du versucht wirst, deines Glaubens dich zu schämen. So wie du alsdann wünschen wirst, offen und frei deinen Glauben bekannt, deines Glaubens dich gerühmt zu haben, so sei schon jetzt dein unerschütterlicher Wahlspruch: „Ich schäme mich des Evangeliums nicht" (Röm. 1, 16.); im Gegenteil „es sei fern von mir, mich in etwas anderm zu rühmen, als in dem Kreuze unseres Herrn Jesu Christi." (Gal. 6, 14.) — So wie du alsdann erkennen wirst, wie beleidigend für Gott, wie strafbar und gefährlich

es gewesen, durch Gemeinschaft mit gottlosen Menschen und Schriften das Gift des Unglaubens einzuschlürfen, so entschließe dich schon jetzt, diese Gefahren wie eben so viele giftige Schlangen stets zu meiden. Pflege daher nie Umgang mit Leuten, die wenig auf Religion halten, die über Gegenstände, welche allen Christen heilig sein sollen, leichtsinnig scherzen, oder über Andacht und Frömmigkeit spotten. Siehst du, daß sie dem Gottesdienste entweder gar nicht beiwohnen, oder sich bei demselben frech und unanständig benehmen, so hüte dich wohl, ihnen nachzuahmen, sondern bestrebe dich, durch Andacht und Ehrfurcht deiner hl. Religion Ehre zu machen, ohne zu fürchten, daß man dich etwa als einen Frömmler verspotte. Halte dich vielmehr für glücklich, wenn du um der Religion willen geschmäht wirst. (1. Petr. 4, 14.) Traue nie den Reden solcher, die sich rühmen, hinsichtlich der Religion ihre eigenen Ansichten zu haben, sollten sie auch anfangs mit ihren schlechten Grundsätzen nicht so offen hervortreten. Traue nicht ihren gleißnerischen Worten. Oder warnt etwa Christus ohne Grund, daß wir uns hüten sollen vor den falschen Propheten, „die in Schafskleidern zu uns kommen, inwendig aber reißende Wölfe sind"? (Matth. 7, 15.) Empfange nie aus ihrer Hand ein Buch, das sie dir zu lesen empfehlen; es sei denn, daß dein Seelsorger dir versichere, du könnest es ohne Gefahr lesen. Sei überzeugt, daß von der Beobachtung dieser Vorschrift dein zeitliches und ewiges Glück abhängt. Zum Belege ließen sich Beispiele ohne Zahl anführen. Nur eines soll hier seine Stelle finden.

Gegen Mitte dieses Jahrhunderts wurde, nach dem Berichte öffentlicher Blätter, zu Cambrai in Frankreich ein Jüngling erschossen unter einer Eiche gefunden. Neben ihm lag das Pistol. Auf einem Zettel, den man in seinen Kleidern fand, las man folgende, mit Bleistift geschriebene Worte: „Wer du immer meine Leiche findest, wisse, daß ich fünf Jahre nach der Vorschrift des hl. Evangeliums lebte und darin unsäglich viel Trost und Zufriedenheit fand. Aber durch ein Unglück, das sich nie genug beweinen läßt, geriet ich in die Gesellschaft von Freidenkern, und diese haben mich dahin gebracht, wo du mich siehst. Ich bitte um Verzeihung die Christenheit, welche ich durch meinen verzweiflungsvollen Schritt ärgern werde. Ich bitte um Verzeihung meinen würdigen Pfarrer; ach! daß ich doch seine Ermahnungen befolgt hätte. Ich bitte ganz besonders um Verzeihung meine lieben Eltern, denen ich endlose Bitterkeit bereiten werde. Ich hatte den Entschluß gefaßt, ihnen zum Troste mein Leben zu fristen und einst die Stütze ihres Greisenalters zu sein; aber ich vermag es nicht, das Leben ist mir unerträglich."

Vom apostolischen Glaubensbekenntnisse.

Wo ist kurz enthalten, was wir Christen vor allem wissen und glauben müssen?

„In den zwölf Artikeln des apostolischen Glaubensbekenntnisses."

Es ist, wie aus dem bisher Gesagten genugsam erhellt, des Menschen heiligste Pflicht, mit vollkommener Unterwerfung des Verstandes alle Wahrheiten zu glauben, welche Gott geoffenbart hat und die katholische Kirche als von Gott geoffenbart vorstellt; gleichviel, ob dieselben ausdrücklich in der hl. Schrift enthalten oder aber aus der Quelle der mündlichen Überlieferung geschöpft seien. Alle diese Wahrheiten lassen sich auf zwölf zurückführen, die wie Brennpunkte die übrigen als eben so viele Strahlen des göttlichen Lichtes in sich schließen, oder die, um uns eines andern Gleichnisses zu bedienen, alle übrigen Offenbarungslehren im Keime enthalten, wie das Samenkorn die Ähre von zwanzig, fünfzig, hundert Körnern. Sie können deshalb füglich als Haupt- oder Grundwahrheiten bezeichnet werden; nicht als ob sie allein, oder doch größern und festern Glauben verdienten, als die übrigen, da ja die einen wie die andern auf göttlichem Ansehen beruhen, sondern eben weil sie die übrigen Offenbarungswahrheiten besagtermaßen in sich begreifen. — Diese zwölf Haupt- oder Grundwahrheiten sind die zwölf Artikel des apostolischen Glaubensbekenntnisses. Daher die Antwort auf die vorliegende Frage: „Was wir Christen vor allem wissen und glauben müssen, ist kurz enthalten in den zwölf Artikeln des apostolischen Glaubensbekenntnisses."

Man nennt diese zwölf Glaubenssätze Artikel, Glieder. Denn wie die Glieder in ihrer Gesamtheit den ganzen Körper bilden, so verhält es sich auch mit den zwölf Artikeln des Glaubens. — Diese Artikel lassen sich wiederum in drei Hauptteile scheiden, die dem Geheimnisse der hl. Dreifaltigkeit entsprechen. Der erste Teil bezieht sich nämlich auf Gott den Vater, der Himmel und Erde erschaffen hat; der zweite auf Gott den Sohn, der für uns Mensch geworden ist und uns am Kreuze von der ewigen Verdammnis erlöset hat; der dritte endlich auf Gott den heiligen Geist, welcher die hl. katholische Kirche unsichtbarer Weise regiert und der Urquell aller Gnaden ist, die wir in derselben empfangen: die Nachlassung der Sünden, der glorreichen Auferstehung und des ewigen Lebens. — Man nennt ferner die besagten Glaubenssätze Artikel des Glaubensbekenntnisses. Das Wort

„Bekenntnis" bedeutet hier den kurzen Inhalt, den Inbegriff aller jener Wahrheiten, die wir als katholische Christen nicht bloß innerlich im Herzen glauben, sondern auch äußerlich mit Wort und That bekennen, d. h. offen an den Tag legen oder kundgeben sollen nach den Worten des Apostels: „Mit dem Herzen glaubt man zur Gerechtigkeit, mit dem Munde geschieht das Bekenntnis zur Seligkeit."

Will man zwischen dem hl. Kreuzzeichen, das ebenfalls ein äußerliches Bekenntnis des christlichen Glaubens ist, und zwischen dem apostolischen Glaubensbekenntnisse einen Vergleich anstellen, so ergiebt sich dieser Unterschied: Durch das Kreuzzeichen geben wir überhaupt kund, daß wir Christen sind; durch das apostolische Glaubensbekenntnis hingegen erklären wir, welche Lehren wir als Christen insbesondere glauben und bekennen.

Warum heißt dieses Glaubensbekenntnis das apostolische?

„Weil es von den Aposteln herkommt."

Nach der Behauptung mehrerer Kirchenväter haben schon die Apostel dieses Glaubensbekenntnis verfaßt. Diese Annahme stützen sie auf eine uralte Überlieferung, nach welcher die hh. Apostel, bevor sie sich trennten, um dem Auftrage Christi gemäß allen Völkern das Evangelium zu predigen, es für gut fanden, die christliche Lehre in eine kurze Formel (Symbolum) zusammenzufassen und sie den Neubekehrten als Glaubensregel zu übergeben.* Soviel ist wenigstens gewiß und allgemein angenommen, daß dieses Glaubensbekenntnis aus den apostolischen Zeiten herstammt.

Der Ausdruck „apostolisches Glaubensbekenntnis" dient ferner auch dazu, dasselbe von den andern in spätern Zeiten verfaßten zu unterscheiden. — Wie aber, möchte vielleicht jemand fragen, giebt es denn mehrere Glaubensbekenntnisse in der einen katholischen Kirche? Dem wesentlichen Inhalte nach giebt es nur eins, das apostolische; denn im Grunde stimmen alle andern mit demselben auf das genaueste überein. Allein den Bedürfnissen der Zeit gemäß ist das apostolische Glaubensbekenntnis nach und nach durch verschiedene Zusätze erweitert worden, nicht um die apostolische Lehre zu ändern oder zu ergänzen, sondern um einige Punkte derselben hervorzuheben oder bestimmter auszudrücken. Dieses hatten die im Verlaufe der Zeit auftauchenden Ketzereien, welche zwar die Worte des apostolischen Symbolums beibehielten, ihnen aber einen falschen Sinn unterschoben, notwendig gemacht. So veranlaßte die Irrlehre des Arius die (im J. 325) zu Nicäa versammelten Väter, in ihrem, dem sogenannten Nicäischen Glaubensbekenntnisse, die Lehre, daß Christus mit Gott seinem Vater einer und derselben Wesenheit sei, mit klaren Worten auszudrücken. Auf ähnliche Weise war die Ketzerei des Macedonius die Veranlassung,

* Dieser Ansicht stimmt auch der römische Katechismus bei.

daß die allgemeine Kirchenversammlung von Konstantinopel (im J. 381) dem Nicäischen Symbolum in Beziehung auf den hl. Geist den Zusatz beifügte: „Den Herrn und Lebendigmacher, der vom Vater ausgeht, der mit dem Vater und dem Sohne zugleich angebetet und verherrlicht wird.“ — Das Athanasische Glaubensbekenntnis setzt, ebenfals im Hinblick auf die Ketzereien der früheren Jahrhunderte, die Lehre von der Dreifaltigkeit und der Menschwerdung des Sohnes weitläufiger und auf das bestimmteste auseinander. Im Tridentinischen endlich werden die von den Neuerern des 16. Jahrhunderts angefochtenen Lehren in zwölf entsprechenden Zusätzen genauer ausgesprochen. — Es ist demnach klar und für jedermann einleuchtend, daß die apostolische Lehre durch zeitgemäße Entwickelungen und Erweiterungen ihrem Wesen nach eben so wenig verändert wurde, als die Blume eine andere wird, die ihre bisher in der Knospe verborgenen Blätter allmählich entfaltet.

Im hohen, überaus ehrwürdigen Altertum des apostolischen Glaubensbekenntnisses, im Adel seiner Abstammung von den Aposteln, den Fürsten der Kirche, in der Erhabenheit und Göttlichkeit seines Inhaltes liegen ebenso viele mächtige Beweggründe zur Wertschätzung desselben, ebenso viele dringende Aufforderungen zur öftern andachtsvollen Abbetung desselben. Darum, liebe Kinder, rufen wir euch mit dem hl. Ambrosius und Augustinus zu*: Wiederholet das apostolische Glaubensbekenntnis täglich, um es nicht zu vergessen, sprechet es des Morgens beim Aufstehen, des Abends beim Schlafengehen; präget es eurem Gedächtnisse tief ein und werdet nicht überdrüssig, es zu wiederholen, um euch eures Glaubens zu erinnern. Es sei ein Spiegel, in dem ihr euch ohne Unterlaß beschauet. Erforschet euch selbst, ob ihr alles das mit voller Überzeugung glaubet, was ihr zu glauben bekennet. Der hl. apostolische Glaube sei eure tägliche Freude, euer Schatz, euer Schmuck!

Erster Glaubensartikel.

„Ich glaube an Gott den Vater, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde.“

§. 1. Von Gott und seinen Eigenschaften.

„Ich glaube an Gott.“

1. Wesenheit Gottes.

Was ist Gott?

„Gott ist ein unendlich vollkommener Geist, der Herr des Himmels und der Erde, von dem alles Gute herkommt.“

* S. Ambros. L. 3. c. 4. de Virginib. — S. Augustin. de Symb. ad Catech. c. 1.

Keine Frage ist schwieriger zu lösen, als eben die: Was ist Gott? Eine ganz erschöpfende Antwort darauf vermag der Mensch, und wäre er weiser als Salomon, ja erleuchteter als der Seraph, der zunächst am Throne Gottes steht, weder zu geben, noch vollkommen zu fassen. Darum dürfte wohl derjenige der Wahrheit am nächsten kommen, welcher auf dieselbe mit dem Stillschweigen der tiefsten Anbetung antwortete,* oder laut bekännte, daß er, um sie vollständig zu lösen, selbst Gott sein müßte. „Gott ist unaussprechlich," sagt der hl. Augustin;** „leichter können wir sagen, was er nicht sei, als was er sei. Nicht die Erde, nicht das Meer ist Gott; alles, was im Meere sich befindet und in der Luft schwebt, ist Gott nicht. Was am Himmel glänzt, Sterne, Sonne und Mond, ist Gott nicht. . . . Du willst wissen, was er sei? Was das Auge nicht gesehen, was das Ohr nicht gehört, was in des Menschen Herz nicht gestiegen. Wie sollte auf die Zunge steigen, was in das Herz nicht gestiegen?" Alles, was wir Großes, Erhabenes, Vollkommenes denken können, bleibt himmelweit, unendlich weit hinter der Größe, Erhabenheit, Vollkommenheit des göttlichen Wesens zurück. Kein Wunder, daß der heidnische Weltweise Simonides, als Hiero, der Beherrscher von Syrakus, die Frage an ihn stellte, was Gott sei, sich zuerst einen, dann zwei Tage Bedenkzeit ausbat; kein Wunder, daß er nach Verlauf dieser Frist die Zahl der Tage zum Nachdenken mehrmals verdoppelte und endlich dem hierüber erstaunten Fragesteller antwortete: „Je länger ich nachdenke, desto dunkler erscheint mir der Gegenstand." Es geht eben Gottes Größe und Vollkommenheit über alles, was unsere Sinne und unser Geist zu fassen vermögen. Wenn wir daher sagen: „Gott ist ein unendlich vollkommener Geist, der Herr des Himmels und der Erde, von dem alles Gute herkommt," so nähern wir uns zwar der Wahrheit, so weit eine vom Lichte der Offenbarung erleuchtete Vernunft sich nähern kann; aber die ganze volle Wahrheit, den unendlichen Begriff von Gott drücken wir nicht erschöpfend aus. Dabei müssen wir bekennen, daß wir selbst das, was wir von Gott aussagen, nur sehr unvollkommen verstehen. — Wir nennen Gott:

1) einen Geist. So nennt ihn unser göttlicher Lehrmeister Jesus Christus selbst. „Gott ist ein Geist," sprach er zur Samariterin. (Joh. 4, 24.) Schon durch diese Benennung erheben wir

* „Wir sprechen dann am angemessensten von Gott, wenn wir über der Betrachtung seiner Allmacht und Größe, von Staunen und Bewunderung ergriffen, verstummen." So der hl. Papst Gregor der Große, Moral L. 27. n. 74.

** Enarrat. in Psalm. 85. n. 12.

Gott über alles, was in die Sinne fällt, über die ganze sichtbare Welt, über den Himmel mit seinen Wundern der Größe und Ordnung, über Sonne, Mond und Gestirne, über die Erde mit ihren Schätzen und Schönheiten, über alles, was im Meere lebt und in den Lüften schwebt; denn die Natur des Geistes ist weit vollkommener, als die der leblosen und aller vernunftlosen Dinge. Auch über den Menschen, das Meisterwerk, die Krone, den König der sichtbaren Welt, erheben wir Gott, indem wir ihn einen „Geist" nennen. Denn der Mensch hat einen Geist, besitzt einen Geist, der Mensch ist jedoch nicht einfachhin ein Geist: er besteht aus Leib und Geist. Der Leib aber erschwert den Flug des Geistes, zieht ihn unablässig zur Erde hin und richtet des Menschen Forschen und Trachten auf die Gegenstände der sichtbaren Welt. Wenn wir hingegen Gott einfachhin als Geist bezeichnen, so geben wir dadurch zu verstehen, daß er ein Geist ohne jegliche Beimischung irgend welchen körperlichen Wesens, ein reiner Geist sei; daß er mithin, wie der Katechismus sagt, „Verstand und freien Willen, aber keinen Leib hat." Und in der That, wie könnte Gott die Eigenschaften besitzen, die wir ihm in der Folge, auf Vernunft und Glauben uns stützend, beilegen; wie könnte er unermeßlich, allgegenwärtig, unvergänglich sein, wenn er einen Leib hätte? Diese Eigenschaften können nur einem reinen Geiste zukommen. Denn ein Leib ist notwendig begrenzt, ist von Natur an irgend einen Ort gebunden, ist natürlicher Weise vergänglich, da er aus Teilen zusammengesetzt auch in Teile aufgelöst werden kann. — Wir nennen Gott ferner:

2) einen unendlich vollkommenen Geist. Dadurch bezeugen wir seine Erhabenheit über die Millionen von reinen Geistern der unsichtbaren Welt. Wir behaupten dadurch, man dürfe sich Gott nicht als einen Geist nach Art der Engel vorstellen, der von denselben bloß in Hinsicht auf Rang und Abstufung verschieden sei, sondern man müsse sich denselben auch über den höchsten und vollkommensten aller himmlischen Geister unendlich oder ohne Vergleich erhaben denken. Die Vollkommenheit der Engel ist zwar groß, sehr groß, so daß der unterste den vollkommensten Menschen an natürlicher Vollkommenheit weit übertrifft, allein wie groß diese auch ist, so bleibt sie doch eine endliche, d. h. eine dem geschaffenen Verstande des Engels begreifliche. Die Vollkommenheit des Engels kann also gedacht, ja es kann eine noch höhere gedacht werden. Gottes Vollkommenheit hingegen ist eine unendliche, d. h. eine solche, die zu groß ist, als daß irgend ein geschaffener Geist sie begreifen, sich eine völlig entsprechende Vorstellung davon machen könnte, eine Vollkommenheit, die selbst

dem Engel, ob er gleich Gott von Angesicht zu Angesicht schaut, in alle Ewigkeit ein unergründliches Geheimnis bleibt. — Wenn aber nicht einmal der Engel die ganze Tiefe und Unermeßlichkeit des göttlichen Wesens zu ergründen imstande ist, wie viel weniger wird es der Mensch vermögen? Denn da der menschliche Geist von Natur beschränkt ist, so vermag er auch nur das sich vorzustellen, was beschränkt, was in Maß und Zahl vorhanden ist; Gottes Vollkommenheiten aber übersteigen jedes Maß und jede Zahl. Weit und breit ist das Meer, aber es hat doch ein Maß; der Wassertropfen sind viele, doch sind sie streng genommen nicht unzählbar; der Umfang hingegen der göttlichen Vollkommenheiten kann nicht gemessen, ihre Zahl nicht bestimmt werden. Was ist ein Tautröpflein gegen das Weltmeer? Eine unaussprechlich große Anzahl von Tautropfen könnte endlich doch den ungeheuren Raum, den es einnimmt, ausfüllen. Aber alle Vollkommenheiten aller Engel und Heiligen zusammengenommen und durch die ganze Ewigkeit sich immer vermehrend könnten nie den Vollkommenheiten Gottes gleich kommen. Wie verblendet ist also der Mensch, welcher den Gütern dieser Erde, die gleichsam nur ein Tropfen am Eimer sind, so hastig nachläuft und Gott, den Inbegriff aller Vollkommenheiten, vergißt! Was können wir suchen in den Geschöpfen, das wir nicht unendlich vollkommen in Gott fänden? Was können wir in den Geschöpfen verlieren, wofür uns nicht in Gott ein unendlich reicher Ersatz zu teil würde? Ihn, diese unendliche Schönheit, zu lieben, sei also unsere angenehmste Beschäftigung; ihn durch Liebe zu besitzen, unser höchstes Glück und unser größter Reichtum. „Mein Gott, mein alles!“ pflegte der hl. Franz von Assisi auszurufen, und er konnte es wohl mit Recht thun, weil er alles Gottes wegen verlassen hatte, aber auch erfuhr, daß er in Gott alles überreichlich wieder gefunden habe. — Wir bezeichnen Gott auch als:

3) den Herrn des Himmels und der Erde. — Andern mit Recht gebieten können, ist unstreitig ein hoher Vorzug. Allem, was da ist, gebieten können, ist der allerhöchste Vorzug. Diesen verehren wir in Gott, und wir anerkennen seine Macht und unumschränkte Oberherrlichkeit über Sonne, Mond und Sterne, über Luft, Meer und Erde, über alles, was auf Erden lebt und webt, über jeglichen Menschen, und glänzte auch das Diadem der Weltherrschaft auf seiner Stirn, ja über die zahllosen Scharen der Engel, dieser Fürsten des Himmels, die lauter dienstbare Geister sind, bereit, seinen königlichen Willen zu vollstrecken. O wie klein, wie unansehnlich sind die Großen dieser Erde, die Könige und Kaiser im Vergleich mit Gott, dem Herrn der Heerscharen! Mögen sie auch in Purpur und Seide sich kleiden, von Gold und Dia-

manten strahlen, mögen Tausende ihnen zur Seite stehen, und Millionen ihres Winkes gewärtig sein; vor Gott sind sie, als wären sie nicht. „Gott allein bleibt der unüberwindliche König in Ewigkeit.“ (Sir. 18.) „Der Himmel ist sein Thron, die Erde der Schemel seiner Füße.“ (Isai. 66, 1.)

Endlich nennen wir Gott:

4) den Herrn, von dem alles Gute herkommt. — Durch diesen Zusatz bezeichnen wir Gott als den Urheber und Urquell alles dessen, was wir Gutes und Schönes besitzen und begehren mögen. Liebe Kinder! Euer Leib mit seinen fünf Sinnen kommt von Gott, eure Seele, das Ebenbild des Allerhöchsten, kommt von Gott, euer Gedächtnis, euer Verstand, euer gutes Herz kommt von Gott; das schöne, mit tausend Sternen geschmückte Himmelsgewölbe, die Erde mit ihren Edelsteinen und Blumen, mit ihren Fischen und Vögeln, mit ihren zahllosen Landtieren, die Sonne und der Mond, die euch so lieblich und wohlthätig bescheinen, die Luft, die ihr einatmet und die euch an schwülen Sommertagen Kühlung gewährt, das Brot, das ihr esset, das Wasser, das ihr trinket, die Kleider, die euch bedecken und schmücken, die Geschwister und Gespielen, die euch so innig lieben, die Lehrer und Erzieher, die euch unterrichten und zu edlen Menschen heranbilden, die Eltern, denen ihr nächst Gott das Leben und tausend Güter, Freuden und Vergnügungen verdanket; das alles, alles kommt von Gott. Und das alles ist noch gering im Vergleich zu den vielen und kostbaren Gnadenschätzen, die Gott euch täglich spendet, und zu den Gütern, die er euch jenseits bereitet, im Himmel, den Jesus, sein eingeborner Sohn, am hl. Kreuze euch eröffnet hat; dort will er selbst euer übergroßer Lohn, euer Erbteil, eure ewige Wonne sein. O wie liebenswürdig ist dieser große, gütige Gott! So denket denn recht oft und gern an ihn, den höchsten und besten Herrn; verkehret in kindlich frommem Gebete oft und vertraulich mit ihm; wandelt mit Lust und Liebe den Weg seiner Gebote. Der Weg und der allein führt hienieden schon zur reinen Seelenfreude und endlich zur ewigen Glückseligkeit des Himmels.

Wir haben kurz vorher gesagt, daß Gott ein reiner Geist sei; da könnte man nun die Frage aufwerfen:

Wenn Gott keinen Leib hat, warum redet die hl. Schrift von Gottes Augen, Ohren und Händen?

„Sie redet so, um sich uns Menschen verständlich zu machen.“

Wer immer Kinder unterrichten will, der muß sich, um von ihnen verstanden zu werden, nach der Rede- und Anschauungsweise

der Kinder richten. Nun sind und bleiben wir Menschen alle in Beziehung auf das Göttliche Kinder; darum läßt sich der allweise und gütige Gott, um uns die nötigen Kenntnisse von seinem unendlichen Wesen beizubringen, zu unserer menschlichen Rede- und Anschauungsweise herab. Die hl. Schrift redet demnach so, nicht als hätte Gott wirklich Augen, Ohren, Hände, sondern nur, um uns gewisse Vollkommenheiten seines unsichtbaren Wesens begreiflicher, gleichsam anschaulich zu machen. So bedeuten die Augen und Gottes Ohren seine Allgegenwart, vermöge deren er alles sieht und hört; Gottes Arme und Hände veranschaulichen uns seine Macht; das Herz Gottes sinnbildet seine väterliche Liebe, Fürsorge und Erbarmung gegen die Geschöpfe. Wir können nämlich nur mit den Augen sehen, mit den Ohren hören, mit den Händen etwas bilden oder bewegen u. s. w. Darum sind wir nicht imstande, uns das Sehen oder Hören eines Geistes, sein Schaffen und Lenken der Dinge vorzustellen, ohne uns denselben als ein leibliches Wesen zu denken, das wie wir Augen, Ohren und Hände hat. Gerade so verhält es sich auch, wenn wir Gott den Vater als einen ehrwürdigen Greis mit der Weltkugel in der Hand abbilden. Es geschieht dieses nur, um uns Gott, den Ewigen, den Schöpfer und Regierer der Welt, recht anschaulich zu machen.

2. Vollkommenheiten Gottes.

Welche Eigenschaften und Vollkommenheiten Gottes sollen wir uns vorzüglich merken?

„Folgende: Gott ist ewig und unveränderlich — allgegenwärtig — allwissend — allweise — allmächtig; er ist unendlich heilig und gerecht — unendlich gütig, barmherzig, langmütig — unendlich wahrhaft und getreu."

Aus dieser Frage und Antwort ergeben sich drei Stücke:

1) Daß die Ausdrücke Eigenschaften und Vollkommenheiten durchaus dasselbe bedeuten, wenn von Gott die Rede ist, oder mit andern Worten, daß in Gott alle Eigenschaften Vollkommenheiten sind. Das kann von den Eigenschaften der Geschöpfe nicht gesagt werden. Güte, Weisheit, Macht, Heiligkeit sind wohl gute Eigenschaften, die auch Menschen und Engeln zukommen, aber reine Vollkommenheiten sind es nicht; denn kein Mensch und kein Engel ist so gut, so weise, so mächtig, so heilig, daß er nicht noch besser, weiser, mächtiger, heiliger gedacht werden könnte; somit giebt es kein geschaffenes Wesen, das nach der eigentlichen und strengen Bedeutung des Wortes vollkommen gut, vollkommen weise, vollkommen mächtig, vollkommen heilig

wäre. Dieser Vorzug kommt Gott allein zu. — In diesem Sinne spricht Jesus Christus (bei Luk. 18, 19.): „Niemand ist gut, als Gott allein"; in diesem Sinne auch singt und betet die Kirche im hl. Meßopfer: „Du allein bist heilig." Im Vergleich nämlich zur göttlichen Güte und Heiligkeit ist die menschliche Güte und Heiligkeit soviel wie nichts.

2) Daß es verschiedene Vollkommenheiten Gottes giebt. Dies ist aber keineswegs so zu verstehen, als wären diese Vollkommenheiten in Gott von einander oder auch von der Wesenheit Gottes wirklich unterschieden; sondern wir wollen damit bloß sagen, daß dieselben von uns als unter sich und von der göttlichen Wesenheit unterschieden aufgefaßt werden. Gott besitzt nämlich, — oder richtiger gesprochen, Gott ist nur eine Vollkommenheit. Allein der beschränkte menschliche Verstand vermag nicht den ganzen, unendlichen Umfang derselben mit einem Blicke zu überschauen; darum betrachtet er die eine göttliche Vollkommenheit gleichsam von verschiedenen Gesichtspunkten aus, bald als Weisheit, bald als Macht, bald als Heiligkeit u. s. w. So verfertigt ein Landschaftsmaler verschiedene Abbildungen oder Umrisse von derselben Gegend oder Stadt, weil er nicht imstande ist, seinen Gegenstand von allen Seiten oder Gesichtspunkten zugleich aufzufassen und darzustellen. Diese Unterscheidung der göttlichen Vollkommenheiten findet übrigens ihre vollste Rechtfertigung und Begründung in der hl. Schrift selbst, die an unzähligen Stellen von der Weisheit, Macht, Heiligkeit, Gerechtigkeit und andern göttlichen Vollkommenheiten Meldung thut.

3) Daß einige und zwar die in der Antwort aufgezählten Vollkommenheiten vorzüglich bemerkenswert sind. Der Grund hiervon liegt hauptsächlich darin, daß eben diese Vollkommenheiten es sind, die uns von der Natur Gottes und von unserm Verhältnis zu ihm vorzüglich Kenntnis geben und dadurch auf unser Leben den bedeutendsten und durchgreifendsten Einfluß üben.

Was heißt: Gott ist ewig?

„Gott ist ewig heißt: Er ist immer, ohne Anfang und ohne Ende."

Das leibliche Leben eines jeden von euch, l. K., hat einen Anfang gehabt und wird auch ein Ende haben; das Leben unserer Seele hat einen Anfang gehabt, es wird aber kein Ende haben; das Leben Gottes hat weder einen Anfang gehabt, noch wird es ein Ende haben. Ihr dürft euch aber nicht vorstellen, daß im ewigen Leben Gottes Augenblicke auf Augenblicke, Stunden auf

Stunden, Tage auf Tage, Jahre auf Jahre folgen, wie das im Leben des Menschen der Fall ist. Das Leben Gottes ist über jedes derartige Zeitmaß erhaben; es ist eben die eine, unteilbare, für den geschaffenen Geist ganz und gar unbegreifliche Ewigkeit. Um uns jedoch einigermaßen eine Vorstellung von Gottes Ewigkeit zu machen, behelfen wir uns damit, Millionen und Millionen Jahre oder Millionen und Millionen Jahrtausende rückwärts zu zählen und dann uns selber zu sagen: auch vor dieser Zeit war Gott; und in gleicher Weise Millionen und Millionen Jahrtausende vorwärts zu zählen und zu sagen: auch nach dieser Zeit wird Gott noch sein. In dieser Art der Veranschaulichung der Anfangs- und Endlosigkeit, d. h. der Ewigkeit des göttlichen Lebens geht die hl. Schrift selbst uns voran: „Ehe denn die Berge wurden, und ehe gebildet ward die Erde und ihr Umkreis, bist du, o Gott! von Ewigkeit zu Ewigkeit.“ (Ps. 89, 2.) — Mag es uns aber auch scheinen, daß es kein Wesen geben könne, das ohne Anfang und Ende sei, so wäre es dennoch Unverstand, daran im geringsten zu zweifeln. Denn hätte es einmal einen Zeitraum gegeben, wo nichts, gar nichts, auch Gott nicht war, so hätte auch nie etwas entstehen können, da es durchaus unmöglich ist, daß das, was nicht ist, sich selbst das Dasein gebe, oder daß das Nichts etwas hervorbringe. Ist aber Gott notwendig ohne Anfang, so kann er das Dasein nicht von einem andern, sondern nur von sich selbst, von seiner göttlichen Natur haben, d. h. es muß in seiner Natur liegen, daß er sei, wie es in der Natur des Feuers liegt, daß es brenne, und in der Natur des Lichtes, daß es leuchte. Mithin kann Gott ebenso wenig aufhören zu sein, als das Feuer, ohne zu brennen, Feuer, und das Licht, ohne zu leuchten, Licht sein kann. Also muß Gott notwendig ohne Anfang und ohne Ende, d. h. ewig sein.

Was heißt: Gott ist unveränderlich?

„Gott ist unveränderlich, heißt: Er bleibt ewig derselbe, ohne jemals sich oder seine Ratschlüsse zu ändern.“

In jeder Hinsicht bleibt Gott ewig derselbe, derselbe in seinem Wesen, in seinem Wollen, in seinen Kenntnissen, in seinen Ratschlüssen, derselbe in allen seinen Eigenschaften und Vollkommenheiten. „Himmel und Erde vergehen; du, (o Gott!) bleibst. Sie altern wie ein Gewand; du aber bist derselbe, und deine Jahre nehmen nicht ab.“ (Ps. 101, 27. 28.) In Gott ist nichts, das beginnt, nichts, das vergeht, nichts, das entsteht, nichts, das wächst, nichts, das stirbt; er ist, was er immer gewesen, und er wird immer sein, was er ist. In Gott ist kein Übergang von einem

Gedanken zum andern, von einer Erkenntnis zur andern, von einem Wollen zum andern, von einer Handlung zur andern. „Bei ihm ist kein Wechsel und kein Schatten von Veränderlichkeit.“ (Jak. 1, 17.) Was er beschlossen, das hat er von Ewigkeit beschlossen, und das bleibt und geschieht unwiderruflich. „Mein Ratschluß besteht,“ spricht er (bei Isaias 46, 10.) „und all mein Wille geschieht.“ Wenn also die hl. Schrift sagt, daß es Gott reuete, oder daß er sich betrübt, sich ereifert u. s. w.; so ist dieses nur bildlich zu nehmen, wie wenn von den Augen oder Ohren Gottes die Rede ist; denn da die hl. Schrift für Menschen verfaßt ist, so bedient sie sich auch menschlicher Redensarten. — Diese Unveränderlichkeit Gottes geht aus seiner Ewigkeit hervor; denn es giebt keine eigentliche Ewigkeit ohne Unveränderlichkeit. Was sich ändert, ist nicht mehr dasselbe, sondern anders; was aber anders ist, ist nicht geblieben, was es war, mithin nicht ewig.

Daraus aber, daß Gottes Ratschlüsse ewig dieselben bleiben, folgt keineswegs, daß wir vergeblich hoffen, ihn durch Gebet und Buße besänftigen oder seine Strafgerichte von uns abwenden zu können. Nein, unsere Hoffnung ist nicht vergeblich, und Gebet und Buße sind keineswegs unnütz; denn Gott hat von Ewigkeit her vorausgesehen, ob wir in der Unbußfertigkeit verharren oder beten und Buße thun werden, und infolge dieser Voraussicht hat er von Ewigkeit her beschlossen, uns als Unbußfertige in der Zeit zu züchtigen, oder uns als Büßenden zu verzeihen.

Was sollen wir thun, weil Gott ewig und unveränderlich ist?

„Wir sollen ewig ihm dienen und ihn ewig lieben.“

Ja, der Gedanke an Gottes Ewigkeit und Unveränderlichkeit soll uns antreiben, nicht auf die Menschen uns zu verlassen, die heute etwas zu sein scheinen und morgen nicht mehr sind, sondern auf Gott zu bauen und den Entschluß zu fassen, ewig ihm zu dienen und ewig ihn zu lieben: „Meines Herzens Gott und mein Teil ist Gott in Ewigkeit.“ (Ps. 72, 26.) So war Johanna, die gottselige Tochter des Königs Alphons V. von Portugal, gesinnt. Die angesehensten Fürsten Europas warben um ihre Hand. Sie aber sprach: Was helfen mir alle Schätze der Erde? was weltliche Pracht und Herrlichkeit, da dies alles vergeht wie eine Blume, die heute blüht und morgen welkt? Der Bräutigam, welcher mein Herz besitzen soll, ist der König, der ewig ist, und dessen Schätze ewig währen. Sie trat frühzeitig in den Orden der Dominikanerinnen und war dem göttlichen Bräutigam ihrer Seele stets mit ganzer Liebe zugethan. — In gleicher Weise wie Johanna, antwortete die hl. Märtyrin Agnes, als man ihr zumutete, ihrem göttlichen Bräutigam untreu zu werden. „Hebe dich hinweg von

mir," sprach sie mit edler Würde zum Sohne des Präfekten von Rom, der sie zur Ehe begehrte, „ich habe mein Herz schon einem Bräutigam geschenkt, dem ich die Schmach nicht anthun darf, ihn deinetwegen zu verlassen. Von seinen Lippen fließt Milch und Honig, seine Mutter ist eine Jungfrau, die Engel dienen ihm, Sonne und Mond bewundern seine Schönheit. Und diese Schönheit altert nie, und seine Schätze nehmen nie ab. Mit seinem Trauringe hat er sich mir anverlobt. Ihm allein will ich meine Liebe geben und meine Treue bewahren." Zur Hinrichtung durch das Schwert verurteilt, sprach sie mit freudigem Entzücken: „Zu grunde gehe der Leib, der mit Augen geliebt werden kann, von denen ich nicht geliebt sein will, und er, der mich zuerst für sich auserkoren hat, empfange meine Seele."

Rosen welken, Menschen sterben,
Alles altert wie ein Kleid;
Heil dir, wenn du Gott wirst erben,
Denn er bleibt in Ewigkeit!

Was heißt: Gott ist allgegenwärtig?

„Gott ist allgegenwärtig, heißt: Er ist überall; im Himmel, auf Erden und an allen Orten."

Gott ist in dreifacher Weise überall, nämlich seiner Macht, seiner Gegenwart, seiner Wesenheit nach. Um dieses besser zu verstehen, stelle dir einen König auf dem Throne vor.* Seiner Macht nach ist er in seinem ganzen Reiche, weil sich dieselbe über sein ganzes Reich erstreckt, und seinen Befehlen alle zu gehorchen haben. Aus demselben Grunde ist auch Gott in Ansehung seiner Macht im Himmel, auf Erden und an allen Orten, da alles derselben unterworfen ist. — Der König kann aber nicht, während er auf dem Throne sitzt, in seinem ganzen Reiche persönlich gegenwärtig sein; denn er kann nicht mit eigenen Augen sehen, was überall in seinem Reiche vorgeht; nur im Thronsaal ist er dann auf solche Weise gegenwärtig. Gott hingegen ist zu gleicher Zeit im Himmel, auf Erden und überall gegenwärtig, insofern nämlich alles, was ist und geschieht im Himmel, auf Erden und an allen Orten, seinem Blicke offen liegt; denn vor seinen Augen ist nichts verborgen, alles sieht und durchschaut er. Deshalb ruft der Prophet zu Gott: „Wohin soll ich gehen vor deinem Geiste, und wohin fliehen vor deinem Angesichte? Steige ich zum Himmel, daselbst bist du. Steige ich in die Hölle, du bist da. Nähme ich der Morgenröte Flügel, wohnte ich am äußersten Ende des

---

* So erklärt diese Lehre der hl. Thomas von Aquin. 1. q. 8. a. 3

Meeres, auch dort wird mich deine Hand führen und deine Rechte mich fassen.“ (Ps. 138.) — Wiederum ist der König seiner Wesenheit nach unmöglich überall, er ist mit derselben, d. h. mit Leib und Seele nur an einem Orte, nur in dem engen Raume, den eben sein Körper einnimmt, folglich in dem angegebenen Falle nicht einmal im ganzen Thronsaal, sondern nur auf dem Throne. Gott ist aber auch seiner Wesenheit nach überall im Himmel und auf Erden, und er ist überall zu gleicher Zeit und überall ganz und vollkommen. Darum spricht er von sich selbst: „Kann sich der Mensch in Schlupfwinkeln verbergen, daß ich ihn nicht sehe? Bin ich es nicht, der Himmel und Erde erfüllt?“ (Jer. 23, 24.) Nicht ohne Grund sagt demnach der Weltapostel: „Gott ist nicht fern von jedem aus uns; denn in ihm leben wir und bewegen wir uns und sind wir.“ (Apstgsch. 17, 27. 28.) — Ja, schüfe Gott noch tausend und tausend größere Welten, als die unsrige, so würde er sie dennoch nicht nur seiner Macht und Gegenwart nach, sondern auch durch seine eigene Wesenheit erfüllen; denn diese kann von keinem Raume umschlossen sein, sondern erstreckt sich über alle erdenklichen Grenzen und Schranken — sie ist unermeßlich. So heißt es im Buche Job (11, 8. 9.): „Gott ist höher als der Himmel, tiefer als die Hölle, sein Maß ist länger als die Erde und breiter als das Meer.“ — Deswegen sollen wir aber nicht auf den Gedanken geraten, Gott sei eine große, unermeßliche Gestalt, welche von der Erde bis in den Himmel, oder auch über den Himmel hinausreicht; denn da Gott ein Geist ist, so besteht er auch ohne alle Ausdehnung; er ist an jedem Orte so ganz und vollkommen und unzerteilbar, als wäre er nur dort und sonst nirgendwo.

Wiewohl aber Gott mit seiner Wesenheit alles umfaßt und durchdringt, mehr als das Sonnenlicht den reinsten Kristall durchglänzt, so wird er dennoch von keinem Gegenstande verunreinigt. Wer könnte so thöricht sein, zu denken, der Sonnenstrahl werde verunreinigt, wenn er ekelhafte Gegenstände bescheint? Noch viel weniger kann aber Gott verunreinigt werden, da er ein ganz geistiges und unendlich reines Wesen ist. — Und obgleich Gott Himmel und Erde erfüllt, mithin nie von einem Orte zum andern sich begiebt, sondern sowohl an dem einen, als an dem andern zugegen ist, so sagt doch die Kirche nicht ohne Grund (im Nicäischen Glaubensbekenntnisse), daß der Sohn Gottes „für uns Menschen und um unseres Heiles willen vom Himmel herabgestiegen und Mensch geworden ist.“ Denn sie will dadurch nicht eine Bewegung vom Himmel auf die Erde, sondern die Liebe ausdrücken, welche den Allerhöchsten bewog, sich so tief zu uns Menschen

herabzulassen, daß er unsere schwache Natur annahm. — Auch thun wir keineswegs unrecht, wenn wir den Himmel „Gottes Thron,“ die Seele des Gerechten „Gottes Tempel“ und die Kirche „Gottes Haus“ nennen und in derselben vorzugsweise unser Gebet verrichten. Der Himmel ist dem Ausdrucke der hl. Schrift gemäß Gottes Thron, weil er an Glanz und Schönheit das übrige Weltall übertrifft, und Gott sich im Himmel seinen Auserwählten in unaussprechlicher Herrlichkeit offenbart. Die Seele des Gerechten ist Gottes Tempel, weil er in ihr mit besonderem Wohlgefallen verbleibt, sie liebt und mit Gnaden bereichert. Die Kirche ist Gottes Haus, schon darum, weil daselbst uns sein Wort verkündet wird, und Jesus Christus nicht nur als Gott (wie überall), sondern auch als Mensch im heiligsten Altarssakramente zugegen ist; nebstdem aber ist die Kirche Gottes Haus, weil Gott vorzugsweise in der Kirche unser Gebet erhören und seine Gnaden spenden will. Obgleich wir also an allen Orten zu Gott beten können und auch sollen, so thun wir dennoch ganz wohl daran, wenn wir eigens in die Kirche gehen, um daselbst unser Gebet zu verrichten, zumal an Sonn- und Festtagen, wo es uns ausdrücklich geboten ist. Ein Fürst, sagt ein bekannter Schriftsteller, macht die Verordnung, daß alle Leute, welche ihm eine Bitte vortragen wollen, in einen bestimmten Saal kommen sollen, da werde er sie gern anhören. Ein Unterthan ist aber zu träge dazu. Er hat zwar Zeit und Gelegenheit, sich in dem vorgeschriebenen Saale einzufinden, allein er will seine Angelegenheit lieber dem Fürsten vorbringen, wenn er diesem zufällig auf der Straße begegnet. Würde einem solchen nicht ganz recht geschehen, wenn der Fürst ihn nicht anhören wollte?

Was heißt: Gott ist allwissend?

„Gott ist allwissend, heißt: Er weiß alles vollkommen und von Ewigkeit her; er weiß das Vergangene, das Gegenwärtige und das Zukünftige, auch unsere geheimsten Gedanken.“

Gott weiß alles, alles ohne die geringste Ausnahme. Wir Menschen wissen nur weniges, und selbst dieses wenige wissen wir nur sehr oberflächlich und unvollkommen. Wir müssen uns viele Mühe geben, um es zu lernen, und wir vergessen es eben so bald wieder, als wir es mühsam gelernt haben. Darum ist unser Wissen hienieden in jeder Beziehung lauter Stückwerk. Gott hingegen weiß und erkennt alles vollkommen, ohne alle Mühe und zwar von Ewigkeit her und in alle Ewigkeit. Er erkennt sich selbst, seine göttlichen Vollkommenheiten, seine unendliche Macht, Güte, Weisheit und Schönheit, die tiefsten Abgründe seines ewigen Wesens; und er erkennt sich auf eine unendlich vollkommene Weise.

Wenn wir am Ufer des Meeres stehen, so sehen wir nur die Oberfläche desselben: die Wassertropfen, die Sandkörner, die zahllosen Muscheln und Seepflanzen, die auf dem Grunde sind, entgehen unserm Blicke. Wenn wir vor einem Spiegel stehen, so erblicken wir in demselben gleichfalls nur die Oberfläche unseres Antlitzes; was darunter verborgen liegt, z. B. den künstlichen Bau unseres Auges u. dgl. vermögen wir nicht zu schauen. Auch unsere Seele erkennen wir nur allmählich und nie vollkommen bis auf den Grund. Gott aber schaut sich selber vollständig, begreift mit einem einzigen, ewigen Blicke seine ganze Unendlichkeit. — Er weiß auch alles, was außer ihm besteht; die ganze Sinnen- und Geisterwelt liegt offen vor ihm. Sieh, nicht ein Haar krümmt sich auf dem Haupte, kein Blatt regt sich am Baume, kein Würmchen im Staube, und dir, o Mensch! kommt kein Gedanke in den Sinn, steigt kein Wunsch im Herzen auf, ohne daß es Gott wüßte. Denn auch unsere geheimsten Gedanken weiß er. „Die Augen des Herrn beschauen nicht nur die ganze Erde" (2. Chron. 16, 9.), „sie erforschen auch Herzen und Nieren" (Ps. 7, 10.); weil der Herr wirklich in uns ist, und wir in ihm sind. Ja, Gott weiß besser und eher, als du selbst, was du denkst und willst; denn er weiß es von Ewigkeit her. „Alle meine Wege siehst du voraus, o Herr!" (Ps. 138, 4.) Er weiß, was die Menschen, die noch nicht einmal geboren sind, thun und denken werden; und er weiß sogar, was die Bewohner von tausend andern Welten, wenn er sie erschüfe, denken und thun würden. Und dieses Wissen ist in Gott kein dunkles Ahnen oder Mutmaßen, sondern ein Schauen, ein klares, sicheres Erkennen. „Die Augen Gottes sind viel heller, als die Sonne, und durchschauen die tiefsten Abgründe in dem Herzen der Menschen; denn Gott dem Herrn waren alle Dinge bekannt, ehe er sie schuf, und so durchschaut er auch alle, nachdem sie vollendet sind." (Sir. 23, 28. 29.) „Selbst die Finsternis ist nicht dunkel vor ihm, und die Nacht ist ihm hell wie der Tag." (Ps. 138, 12.)

Alles, was in Beziehung auf uns vergangen, gegenwärtig und zukünftig ist, umfaßt und begreift er mit demselben ewigen Blicke, womit er sich selber als den Urheber und das Ziel, den Anfang und das Ende aller geschaffenen Dinge, der kleinsten wie der größten, des leblosen Sonnenstäubchens und des höchsten Engels erkennt. Für ihn giebt es keine Vergangenheit, keine Zukunft, er sieht alles als gegenwärtig. Ob ihr, meine Kinder, nach 10 oder 20 Jahren noch leben werdet, ist kein Geheimnis für ihn; selbst wozu ihr euch alsdann, wenn ihr noch lebet, nach Belieben und freier Wahl entschließen, was ihr thun und lassen werdet,

selbst das weiß er von Ewigkeit eben so gut, als wäre es bereit geschehen. Ja, Gott weiß alles, nicht nur was nach dem Laufe der Natur notwendig erfolgen muß, sondern auch das, was einzig vom freien Willen und Entschlusse des Menschen abhängt. Wüßte er dieses nicht, wie hätten die Propheten, durch ihn erleuchtet, weissagen können, daß man Christus um dreißig Silberlinge verraten, ihn schlagen, ihm die Haare ausraufen, ihm ins Angesicht speien, ihn mit Galle und Essig tränken, seine Hände und Füße durchbohren, um sein Gewand losen werde? Und wie hätte Christus selbst nicht allein sein Leiden und seinen Tod, sondern auch den Verrat des Judas und den Fall des Petrus so bestimmt vorhersagen können? Wer durfte es auch nur ahnen, daß Petrus, der kurz vorher so heilig beteuerte, mit Jesus in den Tod gehen zu wollen, der im Garten so herzhaft zum Schwert gegriffen hatte, daß eben dieser Petrus noch in derselben Nacht seinen göttlichen Meister aus feiger Menschenfurcht verleugnen würde? Christus sagte es ihm dennoch klar und bestimmt vorher, sogar wann und wie oft er ihn verleugnen würde. „Denn alles ist enthüllt und offenbar vor Gottes Augen, auch das, was aus freier Handlung der Geschöpfe in der Zukunft geschehen wird.“ (Vatik. Konzil Sitz. 3. Kap. 1.)

Es ließe sich hier die Frage stellen, wie denn der Wille des Menschen noch frei bleibe, da Gott alles, was der Mensch thut, voraussieht, und es unmöglich ist, daß das, was er voraussah, nicht in Erfüllung gehe; ob in diesem Falle der Mensch nicht notwendig so handeln müsse, wie Gott es vorhergesehen hat. — Nein, durch das göttliche Vorhersehen wird dem Menschen der freie Wille weder genommen noch beschränkt; denn das Vorhersehen ist nicht die Ursache, warum der Mensch so und nicht anders handelt. Petrus verleugnete Christum nicht, weil dieser es voraussagte, sondern weil jener ihn verleugnete, sagte dieser es voraus. Um dieses besser zu verstehen, denke dir den göttlichen Verstand als einen krystallenen Spiegel, der zwar alle Bewegungen des Menschen, der sich in ihm betrachtet, genau darstellt, aber diese Bewegungen keineswegs bewirkt oder verursacht.[31]

Wozu dient die oftmalige Erinnerung an Gottes Allgegenwart und Allwissenheit?

1) „Diese Erinnerung soll uns überall auch im Verborgenen vom Bösen abhalten und zum Guten antreiben.“

Susanna wurde von zwei alten Bösewichten unter Androhung eines schimpflichen Todes, wofern sie nicht einwillige, zur Sünde versucht. Ihr Herz war schwer bedrängt; denn sie sah voraus, daß sie der angedrohten Rache nicht entgehen könne. Allein die Erinnerung an Gottes Gegenwart schützte sie vor dem Falle.

„Ich will lieber," ruft sie aus, „ohne die That in eure Hände fallen, als sündigen vor dem Angesichte des Herrn." (Dan. 13, 23.) Jene alten Bösewichte hingegen, die das höchste Richteramt bekleideten, wären gewiß nie so tief gefallen, hätten sie Gott, den Herrn, der alles weiß und richtet, vor Augen gehabt. Aber „in ihrem verkehrten Sinne hatten sie ihre Augen abgewendet, den Himmel nicht mehr zu sehen und der gerechten Gerichte (Gottes) nicht mehr zu gedenken." — Selbst unter den lasterhaftesten Menschen giebt es wenige, die sich nicht schämen würden, das Laster öffentlich auszuüben; welch einen Schimpf würden wir also Gott anthun, wenn wir seiner Gegenwart weniger achteten, als der eines Menschen; wenn wir uns nicht scheuten, vor seinen Augen Böses zu thun, Thaten zu verüben, die ihm ein Greuel und ein Abscheu sind, Thaten, deren wir uns schämen würden, wenn auch nur ein Mensch Kenntnis davon hätte! Der hl. Ephrem wurde einst von einem Weibe angegangen, mit ihr Böses zu verüben. Der Gottesmann verbarg seine gerechte Entrüstung und hieß sie, ihm deshalb mitten auf die Hauptstraße der Stadt zu folgen. „Wie!" entgegnete das Weib, „vor allen Leuten! fürchtest du nicht?" Da versetzte Ephrem mit heiligem Ernste: „Die Menschen sollten wir fürchten, Gott aber nicht? — Ihn nicht, den Allgegenwärtigen, dessen Auge die geheimsten Schlupfwinkel durchschaut, und welcher einst jedem vergelten wird nach seinen Werken?" Bei diesen Worten wirft sich das Weib, wie vom Blitze gerührt, zu den Füßen des Heiligen, beweint ihre Sünden und führt von nun an ein bußfertiges Leben. — Möge auch uns der Gedanke an Gottes heilige Gegenwart ein kräftiger Schild gegen das Böse und ein mächtiger Antrieb sein, Gutes zu wirken auch da, wo keines Menschen Auge uns sieht, oder wo wir von den Menschen nur Schmach und Undank zu gewärtigen haben! Denn gleichwie wir an Gott einen unbestechlichen Zeugen und Richter haben, wenn wir Böses thun oder auch nur denken, so haben wir auch an ihm einen treuen Belohner alles Guten, welches wir thun, sei es auch im verborgensten Winkel der Erde. „Dein Almosen," spricht Jesus Christus, „sei im Verborgenen, und dein Vater, der im Verborgenen sieht, wird es dir vergelten." (Matth. 6, 4.) Ist es nicht genug, Gott zum Zeugen zu haben, da an seiner Gunst und seinem Beifalle uns weit mehr gelegen sein muß, als an dem Beifalle aller Menschen auf Erden?

2) „Diese Erinnerung soll uns auch in jeglicher Not Mut und Trost einflößen."

David, von mächtigen und zahlreichen Feinden umringt, zagt nicht; denn „der Herr wacht über mich," spricht er, „nichts

kann mir fehlen.“ Ja, „wandelte ich auch inmitten der Todesschatten, ich würde nichts Übles fürchten, weil du (o Herr!) bei mir bist.“ (Ps. 22, 1. 4.) Als Judas der Makkabäer das mächtige Kriegsheer des übermütigen Nicanor gegen seine kleine Schar heranziehen sah, entsank ihm der Mut nicht; denn die Erinnerung an Gottes Gegenwart stärkte ihn. „Judas und die Seinigen“ bezeugt die hl. Schrift (2. Makk. 15, 26. 27.), „riefen Gott an und kämpften betend. Mit der Hand fochten sie, und im Herzen beteten sie zu dem Herrn und streckten nicht weniger als fünf und dreißig tausend nieder, hocherfreut durch Gottes Gegenwart.“ Der fromme Dulder Job ist von seinen Freunden und Feinden, selbst von seinem eigenen Weibe verleumdet, von allen verfolgt und verhöhnt; sein Herz ist dennoch nicht kleinmütig und trostlos; denn er weiß, daß Gott ihn sieht und seine Unschuld kennt. „Im Himmel ist mein Zeuge,“ ruft er aus, „und der mich kennt, in der Höhe.“ (Job 19, 20.) Wohl ein süßer Trost! O daß er auch stets der unsrige sei! Mögen auch gefahrvolle Stürme sich erheben, unser Vertrauen auf den Herrn soll deshalb nicht wanken. Während es uns deucht, Gott sei fern von uns, ist er nah und reicht uns die Hand, damit wir nicht untersinken. Zagen wir nie, damit nicht auch uns der Verweis treffe, den Christus dem Petrus gab: „Du Kleingläubiger, warum hast du gezweifelt?“ (Matth. 14, 31.)

Was heißt: Gott ist allweise?

„Gott ist allweise, heißt: Er weiß alles auf das beste einzurichten, um zu erreichen, was er will.“

Wer das Gute will und auch den rechten Weg dazu einschlägt, oder die geeigneten Mittel anwendet, um das, was er will, zu erreichen, der ist weise. Gott wendet aber zur Erreichung seiner Absicht nicht allein geeignete oder taugliche Mittel an, die nur möglicher Weise zum Ziel führen, sondern er wendet die besten Mittel an, solche, wodurch er das, was er will, sicher und vollkommen und auf die allerbeste Weise erreicht. Deshalb heißt er der Allweise. — Ein Arzt oder ein Feldherr ist weise, wenn er die gehörigen Mittel anwendet, jener, um die Gesundheit herzustellen, dieser, um den Sieg zu erringen; aber gar oft geschieht es, daß sie eben nicht die allerbesten Mittel gebrauchen, entweder weil sie dieselben nicht kennen, oder weil es nicht in ihrer Macht steht, sie anzuwenden; deswegen entspricht auch der Erfolg nicht immer ihrer Erwartung und Bemühung; durch Hindernisse, die sie nicht immer zu beseitigen vermögen, wird derselbe manchmal vereitelt. Ganz anders verhält es sich mit Gott; ihm fehlt weder die Kenntnis der besten Mittel, weil er allwissend, noch die Macht,

sie anzuwenden, weil er allmächtig, und ebensowenig der Wille dazu, weil er allgütig ist. Darum erreicht er immer vollkommen und unfehlbar alles, was er will.*

Das Gute, welches Gott nun überhaupt mittelst der ganzen Schöpfung zunächst erreichen will, ist die Offenbarung seiner anbetungswürdigen Vollkommenheiten; wie er diesen Zweck erreiche, wird später im Unterrichte über die Erschaffung der Welt dargethan werden. Aber außer diesem höchsten und allgemeinen Zwecke der ganzen Schöpfung hat auch jedes einzelne Geschöpf seinen untergeordneten besondern Zweck, der auf das Beste der Geschöpfe und vornehmlich des Menschen gerichtet ist. Auch zur Erreichung dieses Zweckes weiß Gott jedes Wesen auf das beste einzurichten. Diese Wahrheit bezeugt nicht nur das sternenreiche Gewölbe des Himmels, nicht nur der Mensch mit seinem wunderbaren Körperbau, sondern auch der Grashalm, das kleinste Tierchen. Man beobachte nur eine Biene, Ameise oder Spinne, wie behend sie arbeiten;

---

* Es wird heutzutage nicht selten die Frage aufgeworfen, ob die Schöpfung, wie sie jetzt ist, den Zweck der Verherrlichung Gottes auf das vollkommenste erreiche? Diese Frage kann mit „nein“ oder auch mit „ja“ beantwortet werden, je nach dem Sinn, den man damit verbindet. Ist ihr Sinn folgender: Verherrlicht die gegenwärtige Schöpfung Gott vollkommen, d. h. im höchst denkbaren Maße, so muß die Antwort „nein“ lauten. Da nämlich die Verherrlichung Gottes vonseite des Geschöpfes in jedem Falle eine endliche ist, so kann dieselbe immer noch größer und vollkommner gedacht werden. Wäre hingegen der Sinn der Frage dieser: Erreicht die Schöpfung, wie sie jetzt ist, vollkommen jenes Maß der Verherrlichung Gottes, welches ihr nach dem freien Ratschlusse des Schöpfers zugedacht wurde, so muß sie ganz entschieden bejaht werden; da Gott eben vermöge seiner Weisheit die Mittel kennt und anwendet, um dieses freigewollte Maß seiner Verherrlichung auf die vollkommenste Weise zu erreichen. Deshalb sagt der Katechismus: „Gott weiß alles am besten, d. h. auf die vollkommenste Weise einzurichten, um das, was er will, zu erreichen.“ Ein faßliches Gleichnis möge das Gesagte auch für die Kinder erläutern. Der höchste, in seiner Art vollkommenste Zweck, den ein Uhrmacher bei Verfertigung von Uhren sich vorstellt, ist die genaue Angabe der Zeit. Nun steht es demselben frei, eine Uhr zu machen, die bloß die Stunden, oder eine andere, die zugleich die Minuten und Sekunden, oder eine dritte, die außerdem noch die Tage, Monate u. s. w. anzeigt. Hat er sich einmal entschlossen, eine Uhr anzufertigen, die nur die Stunden angiebt, so wird er, wenn er anders nach weisem Ermessen handelt, nur jenes Räderwerk wählen, das erfordert wird und hinreicht, damit dieselbe die Stunde auf das genauste angebe; alles übrige liegt außer seinem freigewählten Zwecke und müßte in Bezug auf denselben als eitles Flickwerk betrachtet und verschmäht werden. So stand es Gott ebenfalls frei, eine Welt zu schaffen, die seine Vollkommenheiten in einem höhern oder minder hohen Grade, in dieser oder jener Weise offenbarte. Nachdem er aber einmal den Grad und die Weise dieser Offenbarung festgesetzt hatte, so war es seiner unendlichen Weisheit gemäß, alle und nur die Mittel zu wählen und anzuwenden, welche geeignet sind, auf das vollkommenste zum Zweck zu führen.

betrachte dann ihren Rüssel, ihre Füße, ihren ganzen Körperbau und sehe, wie alles so passend und zweckmäßig zur Erreichung seines Zweckes eingerichtet ist. So hat jedes Tierchen, jedes Sandkörnchen und Stäubchen gerade jene Eigenschaften, deren es zur Erreichung des Zieles, wozu es gemacht ist, bedarf, und die es zu einem für Zweckmäßigkeit, Ordnung und Schönheit der Schöpfung unentbehrlichen Gliede machen. Kurz, betrachte Himmel und Erde, Meer und Flüsse, Gebirge und Thäler, Luft und Wasser — so viele Geschöpfe sie enthalten, mit so vielen Zungen verkünden sie dir die anbetungswürdige Weisheit Gottes. „Wie groß sind deine Werke, o Herr! Alles hast du mit Weisheit gemacht; die Erde ist voll von deiner Güte.“ (Ps. 103, 24.) Es wären ganze Bücher zu schreiben, wenn wir die Spuren der göttlichen Weisheit in der Schöpfung allein verfolgen wollten, wiewohl das, was wir hiervon zu erkennen imstande sind, das Allerwenigste ist.

Und doch, was sind die Werke der sichtbaren Schöpfung im Vergleich mit der höhern, unsichtbaren Weltordnung, namentlich mit dem, was Gott zu unserer zeitlichen und ewigen Wohlfahrt thut und gethan hat? Wer vermag darzustellen, wie wunderbar Gott in den Geschicken einzelner Menschen und ganzer Völker seine Weisheit an den Tag treten läßt? Die biblische Geschichte ist vorzüglich reich an Beispielen, aus denen diese göttliche Weisheit mit besonderem Glanze hervorstrahlt. Joseph wurde von seinen hartherzigen Brüdern nach Ägypten verkauft, von seiner Herrin verleumdet und als Verbrecher in den Kerker geworfen. Nach menschlichem Ermessen war das der kürzeste Weg zur tiefsten Erniedrigung und zum Verderben. Allein die göttliche Weisheit bediente sich dieser Reihe von Verdemütigungen als ebenso vieler höchst geeigneter Mittel, um Joseph zu erhöhen, ihn an die Seite des Königs zu setzen, ihn zum Retter von ganz Ägypten und seiner Brüder und zum sprechendsten Vorbilde des Weltheilandes zu machen, der nach göttlichem Ratschluß durch Erniedrigung und Leiden zur Herrlichkeit gelangen und die Menschen vom ewigen Tode erretten sollte. — Gott hatte ferner beschlossen, das israelitische Volk aus der Sklaverei des Pharao zu befreien. Eines der vorzüglichsten Mittel, diese Befreiung zu bewerkstelligen, war eben das grausame Gebot, alle Knäblein in den Fluß zu werfen, ein Gebot, das von dem schlauen Tyrannen gerade darauf berechnet war, das unglückliche Volk die Härte und Schwere seines Joches fühlen zu lassen und dessen Untergang allmählich herbeizuführen. Die Tochter des Pharao hob das Knäblein Moses aus dem Binsenkorb, in welchen seine besorgte Mutter es gelegt hatte, und

ließ ihm eine Bildung und Erziehung geben, die ihn fähig machte, dereinst in göttlichem Auftrage beim königlichen Hofe zu erscheinen und mit Nachdruck die Freilassung seines Volkes zu fordern. — Der ehrsüchtige Aman hatte mit großer Klugheit alles angeordnet, um den ihm verhaßten Mardochäus ins Verderben zu stürzen und sich selber zur höchsten Würde zu erschwingen. Aber nach den weisen Ratschlüssen Gottes sollten alle diese Anordnungen ebenso viele Mittel sein, den Fall des stolzen Höflings zu beschleunigen, seine Verdemütigung um so auffallender zu machen und Mardochäus auf den Gipfel der Ehre und Gunst zu erheben, von dem sein arglistiger Feind herabstürzte.[32] So erreicht Gott unfehlbar seinen Zweck und beweist seine höchste Weisheit besonders dadurch, daß eben die Hindernisse, welche der böse Wille der Menschen seiner Absicht entgegenstellt, ihm zur Ausführung derselben dienen müssen. „O Tiefe des Reichtums, der Weisheit und der Erkenntnis Gottes!“ (Röm 11, 33.)

So herrlich aber auch Gottes Weisheit sich uns offenbart, so giebt es dennoch Menschen, die mit ihrem kurzsichtigen Verstande die Werke Gottes tadeln und in ihrem unverständigen Dünkel sich einbilden, sie würden es besser gemacht haben, als Gott. Ist dies nicht eben so thöricht als gottlos? Wer kennt nicht die Fabel vom Bauern und vom Kürbis? Was verstehst du, armes Erdenwürmchen, von Gottes unerforschlichem Wirken? „Hast du etwa mit ihm die Himmel gebaut?“ Warest du dabei, „als er die Gründe der Erde legte? als er dem Meere Schranken setzte und sprach: Bis hierher sollst du kommen und nicht weiter, und hier deine schäumenden Wogen brechen? Bist du gegangen in die Tiefe des Meeres, und hast du erschaut der Erde Breite? Hast du einen Arm wie Gott und donnerst du mit gleicher Stimme?“* — Könnte aber nicht manches in der Welt, fragt man noch immer, anders eingerichtet sein? Hätte Gott der Allmächtige z. B. nicht machen können, daß niemals überschwemmende Wasserfluten, niemals Hagel oder Heuschrecken die schöne Saat verwüsteten, niemals der Unschuldige im Elende darben müßte, während dem Bösewichte alles gelingt? Freilich, aber wäre dies für uns besser oder an und für sich zweckmäßiger? Lehrt uns nicht der Glaube, daß auch die Widerwärtigkeiten Wohlthaten Gottes sind, daß ungetrübtes Wohlleben hingegen sehr leicht zum ewigen Verderben führt? Oder hat uns Gott für eine bloß irdische Glückseligkeit erschaffen? Ist etwa mit diesem vergänglichen Leben alles zu Ende? Und durch wessen Schuld wurde die Erde aus einem Orte der Wonne in ein Thränenthal verwandelt? Sind nicht Erdbeben, Pest oder andere Unglücksfälle zunächst Strafen der Sünde? Nein, nicht darin, daß wir frei von jedem Ungemache seien, sollen wir Gottes ewige Weisheit erkennen, sondern daß alles, das Kleine wie das Große, seinem Endzwecke vollkommen angemessen ist. Hüten wir uns, mit dem Allerhöchsten rechten zu wollen. Er wird schon wissen, warum er

* Job 37, 18. und 38, 4—18. und 40, 4.

die Welt so und nicht anders eingerichtet hat; Rechenschaft hat er uns darüber nicht abzulegen. Nichts ist wohl vernünftiger, als daß wir aus den zahllosen Beweisen göttlicher Weisheit, welche wir mit Augen sehen und mit Händen greifen, den Schluß ziehen, die übrigen Werke, deren geheimes Räderwerk wir nicht verstehen, müssen von dem allerdings vortrefflichen Werkmeister nicht minder passend eingerichtet sein. — Eine Thatsache, die uns ein alter heidnischer Schriftsteller* erzählt, dürfte hier eine passende Anwendung finden. Hiero, König von Sicilien, ließ einst ein so großes und schweres Schiff bauen, daß alle Versuche, es zu bewegen und vom Gestade ins Meer zu bringen, scheiterten. Endlich suchte man Hilfe bei Archimedes, einem berühmten Künstler und Mathematiker. Dieser versprach eine Maschine zu verfertigen, womit ein einziger Mann sehr leicht ausführen werde, was bisher ein ungeheurer Aufwand von Maschinen, Pferden und Menschen nicht hatte zu stande bringen können. Jedermann hielt dieses für eine Unmöglichkeit. Archimedes aber machte eine leichte Maschine und lud den König selbst ein, das Schiff mit derselben in Bewegung zu setzen. Ohne Mühe hob dieser im Angesichte des Volkes das Schiff mit derselben in die Höhe und versetzte es ins Meer. Über diesen glücklichen Erfolg ganz entzückt, erließ er den Befehl, alles für gut und weise zu halten, was Archimedes versprechen oder unternehmen würde. Eine kunstreiche Maschine reichte also hin, die Überzeugung hervorzubringen, daß alles, was aus der Hand des Künstlers komme, seinem Zwecke entsprechen müsse; und das so wundervolle Weltgebäude sollte nicht hinreichen, uns zu überzeugen, daß alles, was aus der Hand des Schöpfers kommt, vortrefflich sei! Wer wird sich wohl erdreisten, in der Werkstätte eines berühmten Künstlers, von dessen Kunst er nichts versteht, bald dieses, bald jenes Werkzeug als unnütz oder zwecklos zu tadeln, weil er den Gebrauch desselben nicht kennt? Und wäre ein in der Kriegskunst Unerfahrener nicht belachenswert, wenn er, ohne auch nur den Plan des Feldherrn zu kennen, sich erlaubte, manches an dessen Anordnungen auszustellen; wenn er es nicht für gut fände, daß dieser Ort besetzt und jener unbesetzt, das Fußvolk so und nicht anders aufgestellt wäre, daß der Angriff von dieser und nicht von einer andern Seite geschehe u. dgl.? Wo ist aber der Sterbliche, der sich rühmen darf, Gottes Ratschlüsse ergründet und den Plan seiner Weisheit durchschaut zu haben? „Wie der Himmel höher ist als die Erde, so sind meine Wege höher als eure Wege und meine Gedanken über eure Gedanken, spricht der Herr.“ (Isai. 55, 9.) (Mehreres hierüber bei der Lehre von der göttlichen Vorsehung.)

Was heißt: Gott ist allmächtig?

„Gott ist allmächtig, heißt: Er kann alles, und braucht nur zu wollen, um zu vollbringen.“**

---

* Proculus L. 2. in Euclid.

** Wenn es in der ersten Ausgabe unsers Katechismus, im sogenannten „Lehrbegriff“ heißt: „Gott ist allmächtig, weil er alles kann, was er will,“ so wird damit dem Allerhöchsten nicht die Macht abgesprochen, mehreres und anderes zu wollen, mithin auch zu schaffen, als er wirklich erschaffen wollte, und infolge dieses Willens auch erschaffen hat; sondern der wahre Sinn

1) Wer viel vermag, ist mächtig, darum nennt man Könige und Kaiser Mächtige, weil sie gar manches vermögen, was andere nicht zu stande bringen können. Giebt es aber wohl einen Mächtigen dieser Erde, der auch nur ein Sandkörnlein, eine Blume, eine Mücke schaffen kann? Giebt es einen, der machen kann, daß die Sonne scheine, wenn es regnet, oder daß es regne, wenn die Sonne scheint? Giebt es einen, der auch nur einem toten Würmchen das Leben wiederzugeben vermag? Nein, das vermag keiner. Es sind demnach die Mächtigen dieser Erde nicht allmächtig, weil sie eben nicht alles vermögen. Gott hingegen ist allmächtig, weil er alles zu vollbringen vermag. — Gott kann alles; denn, wie der Erzengel Gabriel zu Maria sprach: „Bei Gott ist kein Ding unmöglich.“ (Luk. 1, 37.) Nur eines vermag Gott nicht, nämlich was er nicht wollen kann, weil es seinen unendlichen Vollkommenheiten widerspricht. So kann er nicht Böses thun, weil er unendlich heilig ist; er kann nicht das Böse belohnen und das Gute bestrafen, weil er unendlich gerecht ist. Ebenso kann er nicht Thörichtes, Ungereimtes oder in sich Widersprechendes thun, weil er unendlich weise ist. Daß aber Gott dieses nicht kann, ist in ihm nicht Schwachheit, sondern Macht und Herrlichkeit, sagt der heilige Ambrosius. — Von der Größe seiner Macht hat uns Gott in der Schöpfung des Weltalls den schlagendsten Beweis geliefert. Ihr wisset es schon, m. K., Gott hat im Anfange alles geschaffen, alles vom Sandkorn an bis zum Diamanten, vom Grashalm bis zur majestätischen Eiche, vom kleinsten Wurm bis zum Walfisch und Elefanten, vom Tautröpfchen bis zum Weltmeer, vom kaum sichtbaren Stäubchen bis zu den riesenhaften Gebirgen auf der Erde und den unermeßlich großen Himmelskörpern, die von seiner Hand gehalten und geleitet über unserm Haupte schweben und kreisen.[33] Alle Luft, die wir einatmen, alles Leben, das sich in dem ungeheuren Weltall regt, alle Geister, die in den Himmelsräumen und auf Erden wohnen, und alle Kräfte und Gesetze, die den Geschöpfen zur Fortdauer gegeben sind, alles und

---

ist kein anderer, als: „Um zu schaffen, braucht Gott nur zu wollen; hätte er mehreres oder anderes schaffen wollen, so wäre es ebenfalls geschehen und zwar ohne Mühe, durch sein bloßes Wollen.“ So pflegt man auch von einem Manne, dem alles nach Wunsch geht, zu sagen: „Er hat alles, was er will,“ d. h. er braucht nur zu wollen, um es zu haben; will er eine Ehrenstelle, so erlangt er sie; will er eine reich besetzte Tafel, so hat er sie u. s. w. In diesem Sinne sagt auch der hl. Augustinus (Enchirid. c. 96.): „Gott heißt nur darum in Wahrheit der Allmächtige, weil er alles kann, was er will,“ und selbst der königliche Sänger: „Alles, was er will, macht der Herr im Himmel und auf Erden, im Meere und in allen Tiefen.“ (Ps. 134, 6.)

alles hat Gott gemacht. „Herr, Jehovah! siehe, du hast Himmel und Erde gemacht durch deine große Kraft und deinen ausgestreckten Arm." (Jer. 32, 17.)

2) Und das alles hat Gott gemacht ohne Mühe und Arbeit, ohne vorliegenden Stoff; denn Gott braucht nur zu wollen, um zu vollbringen.* „Gott sprach, und es ist geworden; er befahl, und es ist geschaffen." (Ps. 32, 9.) — Und wie Gott alles gemacht hat, so kann er auch mit derselben Leichtigkeit alles wieder vernichten; auch dazu genügt sein heiliger Wille. „Wendest du ab dein Angesicht, so erschrecken sie (die lebenden Wesen); du nimmst ihren Odem, und sie vergehen und kehren zurück zu ihrem Staub." (Ps. 103, 29.) „Gott rüttelt die Berge von ihrem Orte, daß ihre Säulen beben; er versetzt die Berge und kehrt sie um in seinem Grimme." (Job. 9, 5. 6.) Er heißt die Erde sich spalten und ihre Bewohner verschlingen. [Strafe des Core und seiner Rotte (4. Mos. 16, 31, 32.)] Er verschließt nach Belieben den Himmel, damit es nicht regne, und er öffnet seine Schleusen, um den Erdball zu überfluten (Sündflut). Er schickt über die Menschen Teuerung und Hungersnot, vernichtenden Hagelschlag und verzehrenden Schwefelregen (Sodoma und Gomorrha). Am Ende der Tage werden „durch den Herrn die Himmel vom Feuer zergehen und die Elemente von der Hitze des Feuers zerschmelzen." (2. Petr. 3, 12.) Nichts widersteht seiner zürnenden Macht. Gott stürzt die Gewaltigen dieser Erde vom Throne und zerbricht ihre Scepter (Nachbuchodonosor, Achab, Baltassar). Selbst den Fürsten des Himmels, die sich gegen ihn empörten, zeigte er die Stärke seines Armes. „Wie bist du vom Himmel gefallen, du Luzifer; wie bist du zur Erde gestürzt! der du sprachst in deinem Herzen: zum Himmel werde ich aufsteigen, über die Sterne Gottes setzen meinen Thron. Ich steige auf der Wolken Höhen, dem Höchsten will ich gleich sein. Ja zur Hölle fährst du hinab, zur tiefsten Grube." (Js. 14, 13—15.) Wer sollte da nicht ausrufen: „Herr, wer ist dir gleich unter den Gewaltigen! Gott ist ein Gott der Götter und der Herr der Herren, ein großer, mächtiger und schrecklicher Gott." (5. Mos. 10, 17.) [34]

Wozu soll uns der Glaube an Gottes Allmacht und unendliche Weisheit antreiben?

„Er soll uns antreiben, 1) all unser Vertrauen auf Gott zu setzen und 2) mit seinen Fügungen allezeit zufrieden zu sein."

---

* Mehreres hierüber bei der Erschaffung der Welt.

1) Wir sollen all unser Vertrauen auf Gott setzen. Das war eben die Sünde der Israeliten in der Wüste, daß sie der Macht vergaßen, womit Gott sie aus den Händen des Pharao befreit, und der Wunder, die er vor ihren Augen gewirkt hatte. Er hatte über Ägypten die schrecklichsten Plagen gesandt, das Meer zerteilt und sie trocknen Fußes hindurchgeführt, den nacheilenden Pharao mit seinem ganzen Heere in den Fluten begraben; er hatte sie bei Tag in der Wolke und die ganze Nacht in der Feuersäule begleitet; er hatte den Fels in der Wüste gespalten und sie reichlich mit Wasser versehen. Aber alle diese Thaten der Allmacht bewogen sie nicht, festes Vertrauen auf Gott zu setzen. Da sie Speise verlangten nach ihren Gelüsten, redeten sie Schlimmes über Gott und sagten: „Wird wohl Gott vermögen, einen Tisch zu bereiten in der Wüste?" Darum, „weil sie nicht glaubten an Gott und nicht vertrauten auf seine Hilfe," zürnte Gott gegen sie; selbst die Kräftigsten erlagen dem Tode.* — Wie groß hingegen die Früchte des Gottvertrauens sind, erhellt aus dem Siege, den Gedeon über die Madianiten und Amalekiten davon trug. (Richt. 6. u. 7.) Dieser von Gott zur Rettung seines Volkes erkorene Held zog im Vertrauen auf Gott, der ihm durch Wunderzeichen seinen Beistand zugesichert hatte, gegen die feindlichen Völker, welche zu gleicher Zeit den Jordan überschritten hatten, um Israel zu bekriegen. „Sie kamen herauf, eine unzählbare Menge von Menschen und Kamelen, und verwüsteten alles." „An der Quelle Harad sprach Gott zu Gedeon: Das Volk bei dir ist zu zahlreich. Sag' ihm und verkünde, daß alle es hören, wer verzagt und furchtsam ist, kehre zurück. Da kehrten vom Volke zurück 22 000 Mann. Desungeachtet verlor Gedeon weder den Mut noch die Hoffnung des Sieges. Und wiederum sprach der Herr zu Gedeon: Noch ist das Volk zu zahlreich, führe sie an das Wasser, und da will ich sie prüfen. . . ." Die Zahl derjenigen, welche die Prüfung bestanden und mit Gedeon ziehen durften, belief sich nur auf 300 Mann. Aber selbst jetzt hörte Gedeon nicht auf, zu hoffen. Noch in derselben Nacht begab er sich auf Gottes Geheiß, von einem einzigen Diener begleitet, in das Lager der Feinde, um Kundschaft einzuholen. Zurückgekehrt von seinem kühnen Unternehmen, gab er den Treugebliebenen statt aller Waffen Trompeten und leere Krüge mit Fackeln innerhalb der Krüge und sprach zu ihnen: Wenn in meiner Hand die Trompete erschallt, blaset auch ihr rings um das Lager und ruft zusammen: Für den Herrn und für Gedeon! Und als sie ans Lager gelangt

* Ps. 77, 19–31. Vergl. 2. Mos. 16, 3.

waren, fingen sie an, rings um dasselbe an drei Seiten die Trompete zu blasen, zerschlugen die Krüge und hielten in der linken Hand die Fackeln und in der rechten die Trompete und riefen: das Schwert des Herrn und Gedeons. Da wurde das ganze Lager verwirrt, und man floh unter Schreien und Heulen, und der Herr ließ im ganzen Lager das Schwert walten, daß sie unter einander sich umbrachten." So wurde Gedeon für sein Gottvertrauen belohnt. Möchten auch wir in den Kämpfen des Heils ausrufen: „Für den Herrn und für unsere Seele!" Möchten auch wir auf Gottes Beistand vertrauen und in ihm allein unser Heil suchen! Wenn Gott für uns ist, wer wird wider uns sein?

Ein Diener des Kaisers Karl V. hatte diesem sein ganzes Leben getreu gedient, als hinge von ihm allein all sein Glück ab, war aber im Dienste Gottes sehr träge und fahrlässig gewesen. Als er nun tödlich erkrankte, erwies ihm der Kaiser die unerwartete Gnade, ihn selbst zu besuchen, und forderte ihn auf, sich von ihm auszubitten, was er wolle. Flehentlich bat der Kranke, er möchte ihm doch um einige Tage das Leben verlängern. Nicht in seiner, nur in Gottes Macht stehe die Erfüllung dieser Bitte, erwiderte der Kaiser. Da seufzte der Sterbende: „Ach, ich Thor! mein ganzes Leben habe ich dem Dienste des Kaisers gewidmet, der mir nun nicht einmal das Leben um einige Tage verlängern kann; ach, hätte ich doch eifriger Gott gedient, der mir nicht allein das zeitliche Leben verlängern, sondern auch das ewige erteilen könnte!" Welchen Gewinn hast du, mein Christ, wenn du eifriger den Menschen als Gott dienest; wenn du ihretwegen deine Religionspflichten vernachlässigst, oder wie immer gegen dein Gewissen handelst? Können Sterbliche dich retten, wenn der Ewige dich verdammt? „Vertrauet doch nicht auf Fürsten, auf Menschenkinder, die nicht helfen können. Es fährt aus ihr Geist, und sie kehren zurück zu ihrer Erde; am selben Tage vergehen alle ihre Gedanken. Glückselig, der seine Hoffnung auf seinen Gott, den Herrn, setzt, der Himmel und Erde gemacht hat, das Meer und alles, was darin ist." (Ps. 145, 2—6.)

2) Wir sollen mit den göttlichen Fügungen allezeit zufrieden sein. Denn Gott kennt vermöge seiner Weisheit die Mittel, dir zu helfen, und vermöge seiner Allmacht kann er dieselben auch anwenden und, was er beschlossen hat, ausführen. In jeglicher Not und Drangsal „befiehl also dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn; er wird's schon machen." (Ps. 36, 5.) Denke an den Propheten Elias in der Wüste, an Daniel in der Löwengrube, wie der erstere von Raben (3. Kön. 17.), der andere

vom Propheten Habakuk, welcher ganz wunderbar nach Babylon versetzt war, ernährt wurde. (Dan. 14.) Zwar sollst du nicht in der Erwartung, daß Gott Wunder wirken oder sonst sicher helfen werde, müßig und fahrlässig sein; ganz richtig ist das alte Sprichwort: „Hilf dir, so wird dir Gott helfen." Hast du aber gethan, was du vernünftiger Weise thun mußtest, so stelle alles getrost dem Herrn anheim und harre geduldig auf seine Hilfe. Vortrefflich ist die vom hl. Ignatius aufgestellte und stets treu befolgte Regel: „Thue, was in deinen Kräften steht, als hinge der Erfolg einzig von deiner Bemühung ab: erwarte denselben jedoch so ganz von Gottes Beistand, als hättest du deinerseits nichts gethan."

Was heißt: Gott ist heilig?

„Gott ist **heilig**, heißt: Er liebt und will nur das Gute und verabscheut das Böse."

Gott als der vollkommenste Geist hat auch den vollkommensten Willen. Er will und liebt demnach alles Gute und nur das Gute und zwar ewig und auf die vollkommenste Weise; ebenso haßt er alles, was böse ist, mit ewigem, unendlichem Hasse, d. h. Gott ist heilig und zwar **unendlich heilig**. „Es ist keiner heilig, wie der Herr." (1. Kön. 2, 2.) „Wer soll dich nicht fürchten, Herr . . . ? du allein bist ja heilig." (Offenb. 15. 4.) „Heilig, heilig, heilig bist du, Herr, Gott der Heerscharen." (Is. 6, 3.) So lobpreisen die ganze Ewigkeit hindurch alle Chöre der seligen Geister in tiefster Ehrfurcht die unendliche Heiligkeit Gottes. — Besteht aber die Heiligkeit darin, daß man das Gute liebt und das Böse haßt, so entsteht die Frage: Was ist gut und was ist böse? **Gut** ist vor allem das göttliche Wesen mit seinen unendlichen Vollkommenheiten, sodann auch alles außer Gott, insofern es mit diesem göttlichen Wesen, mit den göttlichen Vollkommenheiten eine Ähnlichkeit hat oder übereinstimmt. **Böse** hingegen ist alles, was mit denselben göttlichen Vollkommenheiten in Widerspruch steht oder nicht übereinstimmt. So ist die Herzensreinigkeit, Nächstenliebe, Mildthätigkeit, Redlichkeit, Treue und Wahrheitsliebe u. s. w. etwas Gutes, weil diese Eigenschaften mit der Reinheit, Gütigkeit, Barmherzigkeit, Gerechtigkeit, Treue und Wahrhaftigkeit Gottes übereinstimmen. Im Gegenteil ist Unlauterkeit in Gedanken und in Werken, Lieblosigkeit, Härte gegen Arme und Notleidende, Falschheit, Lug und Trug u. s. w. etwas Böses, weil diese Eigenschaften mit den oben angeführten Vollkommenheiten Gottes im grellsten Widerspruche stehen. — Da nun Gott, als das unendlich heilige Wesen, alles Gute, d. h. sich selber und auch außer sich alles, was ihm ähnlich ist, notwendig liebt, und das Böse,

d. h. alles, was das vernünftige Geschöpf dem heiligsten Schöpfer unähnlich macht, notwendig haßt, so folgt auch, daß er die Sünde, die eben dieses Böse ist, wo immer sie sich vorfindet, vermöge seiner Heiligkeit nicht nur haßt, sondern auch notwendig haßt; ja daß er dieselbe unendlich haßt, weil sie der Gegensatz eines Gutes ist, das er unendlich liebt. Gott kann also eben so wenig gleichgültig gegen die Sünde sein, als es ihm möglich ist, sich selbst zu verleugnen und aufzuhören, heilig zu sein. Er hat Wohlgefallen am Guten, wo immer er es erblickt; hingegen überall ist ihm das Böse ein Greuel. Deswegen kann in Ewigkeit nichts Unreines in das Himmelreich eingehen, und kein Sünder seinen allerreinsten Augen angenehm sein. „Du (o Herr!) liebest Gerechtigkeit und hassest das Unrecht." (Psalm 44, 8.) „Du bist kein Gott, der Unrecht liebt, und der Böse verweilt nicht bei dir, noch verweilen die Ungerechten vor deinen Augen. Du hassest alle, die Böses thun, vertilgest alle, die Lügen reden; den Mann des Blutes und Truges verabscheuet der Herr." (Ps. 5, 5—7.)*

Wie wenig wird leider diese göttliche Wahrheit beachtet! Wie oft setzt man sich deshalb mit dem sträflichsten Leichtsinn über die Sünde hinweg! „Ach was!" hört man öfters sagen, „mit solcher Sünde wird es Gott so genau nicht nehmen, das hat in seinen Augen nicht so viel auf sich." Die Menschen haben nämlich vergessen, daß Gott aufhörte, der unendlich Reine zu sein, wenn er gegen irgend eine Sünde, bestände sie auch nur in einem augenblicklichen Wohlgefallen an unehrbaren Gedanken oder Begierden, gleichgültig wäre; sie haben vergessen, daß er aufhörte, der unendlich Gerechte zu sein, wenn er auch nur eine einzige ungerechte Übervorteilung billigte; daß er aufhörte, der unendlich Wahrhaftige zu sein, wenn er auch nur eine Lüge, nur einen Meineid ungestraft hingehen ließe. Es ist demnach eine derartige Denk- und Redeweise ebenso unverständig, als unchristlich und jedenfalls eine der Hauptursachen der beklagenswerten Verkommenheit unserer Tage. — Daher, oder doch vorzüglich daher jene ausschweifende Genußsucht, jene Schamlosigkeit in Befriedigung der niedrigsten Gelüste, die man dennoch entschuldigen will; daher jene grausige Flut von Sünden, die unter Christen nicht einmal dem Namen nach bekannt sein sollten; daher jene zahllosen Ungerechtigkeiten, jene heimlichen Betrügereien und Überlistungen; daher die nur zu allgemein gewordene sittliche Gleichgültigkeit, Abstumpfung, Verdorbenheit, ja, um nicht mehr zu sagen, fast gänzliche Verwilderung,

---

* Es versteht sich von selbst, daß in Gott der Haß keine Leidenschaft ist. Gott haßt das Böse in dem Sinne, sagt der hl. Thomas (contra Gent. l. 1. c. 96.), daß er nichts liebt, als was gut ist, somit will, daß das Gute sei, und das Böse nicht sei, wenn gleich er letzteres aus weisen Gründen zuläßt. Er entzieht demnach dem Sünder seine Liebe, d. h. seine Huld und Freundschaft; und weil die Gerechtigkeit ein Gut ist, das Gott wie alles Gute liebt und will, so bestraft er im Sünder das Böse, wie seine unendliche Gerechtigkeit es fordert.

namentlich der Jugend. . . . (Väter! Vorgesetzte! bedenket es wohl, wenn eure Kinder und Untergebenen nicht wissen oder vergessen haben, daß Gott im Himmel heilig ist, wie soll ihnen euer Wille oder noch etwas anderes auf Erden heilig erscheinen?)

Lasset uns Gott nachahmen, der da ernstlich will, daß alle Menschen heilig seien, wie er heilig ist. „Das ist Gottes Wille, eure Heiligkeit." (1. Theſſ. 4, 3.) Und der Grund, warum er das will, ist seine eigene Heiligkeit. „Seid heilig," sagt er, „weil ich heilig bin." (3. Moſ. 11, 44.) „Seid nach dem Heiligen, der euch berufen hat, auch selbst heilig in all eurem Wandel; denn es steht geschrieben: Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig." (1. Petr. 1, 15. 16.) — Diesen seinen Willen giebt uns Gott auf vielfache Weise kund. Er hat erstens in das Herz des Menschen ein heiliges und gerechtes Gesetz eingeschrieben, und damit dieser es achte, ihm die mahnende und warnende Stimme des Gewissens gegeben. Dieses Gesetz der Natur bekräftigte und verkündigte er feierlich auf dem Berge Sinai im Glanze seiner Majestät, unter Donner und Blitz, und übergab es seinem Diener Moses, damit derselbe es allen kommenden Geschlechtern übermache. Dasselbe heilige Gesetz ergänzte und erklärte Gott in der Fülle der Zeit durch seinen eingebornen Sohn Jesus Christus, der uns zugleich die Gnade verdiente und verlieh, es gehörig zu beobachten. Auch heutzutage noch und bis ans Ende der Zeiten wird der gesamten Menschheit dieses Gesetz der Liebe und Gnade Jesu Christi verkündet durch die hl. Kirche, die da von Christus aufgestellt und bevollmächtigt ist, sowohl durch Belehrung, als durch Ausspendung reichlicher Gnadenmittel, die Menschen zur Heiligkeit zu führen, damit sie ihm, dem Heiligen der Heiligen, gleichförmig werden. — Durch nichts giebt aber Gott seine Heiligkeit mehr kund, als durch Ausübung seiner Gerechtigkeit.

Was heißt: Gott ist gerecht?

„Gott ist gerecht, heißt: Er belohnt und bestraft nach Verdienst."

Gerecht sein heißt, jedem geben, was ihm gebührt, ohne jegliche Rücksicht auf die Person. Wer sich selber giebt, was ihm gebührt, der ist gerecht gegen sich selber; wer andern giebt, was ihnen gebührt, der ist gegen andere gerecht. Beides nun thut Gott.* Er giebt sich selber, was ihm gebührt, dadurch, daß er sich selber als das höchste Gut erkennt und liebt und von allen vernünftigen Wesen gleichfalls Liebe, Anbetung und Gehorsam fordert. Er

* S. Thomas, Summa 1. q. 21. a. 1. ad 3.

giebt den Geschöpfen, was ihnen gebührt, indem er das Gute belohnt und das Böse bestraft. „Er (Gott) wird jedem vergelten nach seinen Werken; denen, die mit Beharrlichkeit in guten Werken Ehre und Verherrlichung und Unsterblichkeit suchen, ewiges Leben; denen aber, die widerspenstig und der Wahrheit ungehorsam, dagegen dem Unrecht zugethan sind, Zorn und Ergrimmen." (Röm. 2, 6. ff.) — Es ist indessen hier wohl zu bemerken, daß Gott dem Menschen nicht notwendig und von vornherein Lohn schuldig ist für die sittlich guten Handlungen. Schon als Geschöpf wäre der Mensch Gott, seinem Schöpfer, auch ohne Aussicht auf den mindesten Lohn in allen Stücken zu dienen verpflichtet. Gott wird demnach der Schuldner des pflichtgemäß handelnden Menschen nur deshalb, weil er durch freiwillige Verheißung reichlicher Belohnung sich selbst zum Schuldner gemacht hat. „Wir haben Gott zum Schuldner," sagt der hl. Augustin (Rede 158); „denn er ist unser Schuldner geworden, nicht als empfinge er etwas von uns (was wir ihm nicht ohnehin schuldig wären), sondern weil es ihm gefiel, sich uns gegenüber durch Verheißung zu verpflichten." Und das gefiel ihm, weil er als der unendlich Heilige will, daß auch wir heilig seien, und weil er, als ein unendlich weiser Gesetzgeber und liebreicher Vater, durch Verheißung und Drohung, durch Belohnung und Strafe uns kräftig antreiben will, auf dem Wege seiner hl. Gebote zu wandeln und heilig zu leben. Hätten wir keine Belohnung zu hoffen und keine Strafe zu befürchten, so würden wir ohne Zweifel immer vermessener fortsündigen, ohne im geringsten nach Gott und seinen heiligen Gesetzen zu fragen, von einem Abgrunde des Lasters in den andern stürzen und so immer rascher und weiter von unserm letzten Ziele, von Gott, abweichen.

Gott belohnt und bestraft nach Verdienst oder mit andern Worten: Gott belohnt das Gute niemals unter Gebühr, d. h. niemals weniger, als es nach der von Ewigkeit festgesetzten, sittlichen Ordnung belohnt zu werden verdient, und er bestraft das Böse niemals über Gebühr, d. h. nicht strenger, als es nach derselben weisen und gerechten Ordnung bestraft zu werden verdient.* Denn wie Jerem. (17, 10.) sagt: „Er giebt jedem nach

* Faßt man jedoch die Festsetzung dieser Ordnung selbst, oder das von Gott bestimmte Maß des Lohnes und der Strafe genauer ins Auge, so läßt sich behaupten, daß auch in beiden, nämlich in der Belohnung und in der Bestrafung, die göttliche Güte und Barmherzigkeit sich kund giebt. Was vorerst den Lohn des Guten betrifft, so ist derselbe unverkennbar nicht nur ein billiger, sondern ein überschwenglicher, ein Lohn über Gebühr, da „ein gutes und eingedrücktes und gerütteltes und aufgehäuftes Maß" (Luk. 6, 38.) dem Menschen für jede, auch die geringste gute Handlung zu teil wird. Und

seinem Thun, nach den Früchten seiner Werke." Während der Mensch nur das sieht, was sich nach außen kund giebt, sieht der Herr das Herz. „Gott durchforschet Herz und Nieren." (Ps. 7, 10.) Deshalb belohnt und bestraft er auch, was die Menschen gar nicht belohnen und bestrafen können, weil es ihrem richtenden Blicke entgeht, den Willen, die Absicht, oder was sie kaum irgend eines Lohnes und einer Strafe würdig achten. Einem Trunke frischen Wassers, welchen man den schmachtenden Armen reicht (Matth. 10, 42), dem Pfennige der Witwe, der mit willigem Herzen in den Opferkasten gelegt wird (Mark. 12, 43), entspricht sein Lohn, und dem unnützen Worte (Matth. 12, 36), dem hochmütigen Gedanken (2. Kön. 24.), einem verbotenen Blicke (1. Mos. 19, 26) entspricht seine Strafe.

Gott belohnt und bestraft ohne Ansehen der Person, d. h. ohne jegliche Rücksicht auf ihre äußern Verhältnisse, wie da sind Rang, Macht und Würde; „denn bei Gott ist kein Ansehen der Person." (Röm. 2, 11.) Die Geschichte von Job, von Joseph und Maria, beweist uns, wie Gott die Armen, Demütigen und Verlassenen erhebt und für ihre Treue und Geduld belohnt. Es fehlt aber auch nicht an auffallenden Beispielen, die uns zeigen, wie rücksichtslos Gott diejenigen bestraft, die sich seinem heiligen Willen widersetzen. Er verfuhr mit unerbittlicher Strenge gegen sündhafte Könige dieser Erde, gegen Pharao, Achab, Nabuchodonosor u. a.; er verstieß ohne Erbarmen das Heer der widerspenstigen Engel aus dem Himmel und schleuderte sie in den Abgrund ewiger Qual. „Wie unbegreiflich sind seine Gerichte!" (Röm. 11, 33.) „Wer kennt die Gewalt deines Zornes (o Gott!) und mag deinen Grimm ermessen?" (Ps. 89, 11.) [35]

---

auch in der Strafe offenbart sich die Güte und Barmherzigkeit Gottes, erstlich dadurch, daß er gewöhnlich die Strafe nicht allsogleich, wie er es thun könnte, auf die Sünde folgen, sondern dem Sünder Zeit und Gelegenheit sich zu bekehren läßt; zweitens, daß er, wie die Theologen lehren, eine Strafe unter Gebühr verhängt, d. h. eine geringere, als er mit allem Rechte verhängen könnte. Denn obgleich die Strafe der Sünde, als eines gewissermaßen unendlichen Verbrechens, eine ewige ist, folglich in bezug auf die Dauer nicht größer gedacht werden kann, so verdient sie doch nach der strengen Gerechtigkeit hinsichtlich der Heftigkeit noch größer zu sein, ja ins Endlose gesteigert zu werden. In dem Sinne behauptet der hl. Thomas, Gott bestrafe aus Barmherzigkeit die Verdammten nicht so sehr, als sie es nach der ganzen Strenge der Gerechtigkeit verdienten. (Sum. 1. q. 21. a. 4. ad. 1. In damnatione reproborum apparet misericordia, dum (Deus) punit citra condignum.) Diese Lehre findet übrigens ihre Rechtfertigung auch in den Worten der hl. Schrift: „Alle Wege des Herrn sind Erbarmen und Wahrheit." (Ps. 24, 10.) „Wohlthätig ist der Herr gegen alle, und sein Erbarmen geht über alle seine Werke." (Ps. 144, 9.)

Man sage also nicht: Gott ist gut, er wird nicht so strenge strafen! Schon Tertullian widerlegt diesen unsinnigen Einwurf. „Gott ist gut," sagt er, „nicht in dem Sinne, daß er das Böse ungestraft läßt, sondern daß er dem Bösen Feind ist." Die Strafen, mit denen Gott die Welt früher züchtigte und noch täglich züchtigt, sollen dich überzeugen, daß die Güte seiner Gerechtigkeit nicht Abbruch thut. Sehr schön entfaltet diesen Gedanken der hl. Kirchenlehrer Chrysostomus: „Willst du nicht glauben, weil die Strafen zukünftig sind, so glaube wenigstens wegen desjenigen, das schon geschehen ist. Wer hat denn zu Noes Zeiten die ganze Erde überschwemmt und jene große Wasserflut und den Untergang unseres ganzen Geschlechtes herbeigeführt? Wer hat später jene Blitze und jenen „Brand über das Gebiet von Sodoma herabgesandt? Wer hat ganz Ägypten ins Meer versenkt? Wer die sechsmal hunderttausend Mann in der Wüste aufgerieben? Wer die Rotte Abirons durch das Feuer vernichtet? Wer hieß die Erde ihren Schlund öffnen und Core, Dathan samt ihren Mitgenossen verschlingen? Wer hat die siebenzigtausend Mann unter Davids Regierung in einem Augenblicke getötet? Soll ich von denen reden, die einzeln zu grunde gingen? Von Kain, dem die Rache stets auf dem Fuße nachfolgte? Von Charmis Sohne, der mit seinem ganzen Hause gesteinigt wurde? Von jenem Menschen, der gesteinigt wurde, weil er am Sabbath Holz gerafft? Von den zwei und vierzig Knaben, die zu Elisäus' Zeit ohne Rücksicht auf ihr zartes Alter von Raubtieren zerrissen wurden? Willst du ähnliche Ereignisse in den Zeiten des Christentums sehen, so betrachte, welche Unfälle die Juden erlitten, wie die Weiber ihre eigenen Kinder aufzehrten; wie sie, preisgegeben dem schrecklichsten Hunger und vielfacher Kriegsnot, ein Trauerspiel darboten, das an Größe alle früheren Trauerscenen weit übertraf. Und welche Strafen Ananias und Saphira wegen der Unterschlagung weniger Geldstücke litten, wisset ihr alle. Siehst du nicht ferner die täglichen Unglücksfälle? Sind etwa auch diese nicht geschehen? Siehst du nicht jetzt noch Menschen durch Hunger zu grunde gehen? Siehst du nicht jene, die in stetem Mangel leben, unzählige schreckliche Qualen dulden? Wenn Gott nicht straft, weil er gütig ist, so hätten auch jene nicht sollen bestraft werden. . . . Sage mir, warum solltest du nicht Strafe verdienen, wenn du sündigst? Hat dir Gott nicht alles vorhergesagt? Hat er nicht gedroht? dich nicht in Schrecken gesetzt? nicht unendlich viel zu deinem Heile gethan? Hat er dir nicht das Bad der Wiedergeburt geschenkt und alle früheren Sünden vergeben? Verlieh er dir nicht auch nach der Taufe, die Hilfe der Buße? Hat er dir nicht auch nachher den Weg zur Sündenvergebung erleichtert?"* „Wenn du dich also auf die Güte Gottes berufst, so bekennst du eben dadurch, daß du um so strafwürdiger bist; denn verdienen wir nicht gerade deshalb so strenge gestraft zu werden, weil wir einen so gütigen Gott nicht lieben, sondern gegen ihn sündigen?"** Gott ist allerdings gütig, unendlich gütig, er ist aber auch unendlich gerecht und „läßt seiner nicht spotten." (Gal. 6, 7.) ***

* Homilie 25. über den Brief an die Römer.

** Homilie 9. über den ersten Brief an die Korinther.

*** Die Beispiele göttlicher Gerechtigkeit, welche der hl. Chrysostomus anführt, dürften dem Katecheten hier genügen; zumal da noch öfters Gelegenheit sein wird, von der Strafe der Sünde überhaupt oder einzelner Sünden insbesondere zu reden.

Darum ist es besser, den drohenden Gott gläubig zu fürchten und auf seinen Wegen zu wandeln, als ungläubig trotzend seinen Rächergrimm zu erfahren.[36]

Wann findet die vollkommene Vergeltung statt?

„Die vollkommene Vergeltung findet erst nach dem Tode in der Ewigkeit statt."

Dann erst tritt die Zeit der Ernte ein, wann der Herr befehlen wird, das Unkraut in Bündlein zu sammeln zum Verbrennen, den Weizen aber in seine Scheune zu bringen. (Matth. 13, 30.)

Wie die Aussaat hier bestellt,
So die Ernt' in jener Welt.

Hienieden geht zwar mancher Gottlose in Purpur und Seide gekleidet und schwelgt täglich an reichbesetzter Tafel, während der Fromme, in Lumpen gehüllt, sich nach den Brosamen sehnt, die vom Tische des Reichen fallen. Aber nicht so im künftigen Leben. Wehklagend ruft dort im Höllenfeuer der reiche Prasser: „Vater Abraham, erbarme dich meiner und sende den Lazarus, daß er seine Fingerspitze ins Wasser tauche und meine Zunge abkühle; denn ich leide große Pein in diesen Flammen." Es wird ihm aber erwidert: „Gedenke, Sohn, daß du Gutes empfangen hast in deinem Leben, Lazarus hingegen Übles. Nun aber wird dieser getröstet, du aber wirst gepeinigt." (Luk. 16, 24. 25.) „Darum spricht also Gott, der Herr: Sieh, meine Knechte werden essen, und ihr werdet hungern; sieh, meine Knechte werden trinken, und ihr werdet dursten; sieh, meine Knechte werden sich freuen, und ihr werdet zu Schanden werden; sieh, meine Knechte werden lobpreisen vor Jubel des Herzens, und ihr werdet schreien vor Schmerz des Herzens und heulen vor Angst des Geistes." (Isai. 65, 13. 14.) Und wie lange wird dieser Zustand dauern? — Die ganze Ewigkeit. Bedenket es wohl!

„Aber auch schon in diesem Leben genießt kein Gottloser wahres, dauerhaftes Glück, und kein Gerechter ist wahrhaft unglücklich."

Oder möchte wohl jemand den Brudermörder Kain, den fluchwürdigen Absalom, den gottlosen Achab, den gottesschänderischen Antiochus, den grausamen Herodes glücklich preisen? Kann jemand glücklich heißen, wenn er nicht zufrieden ist, und kann er zufrieden sein, während Neid, Haß, Ehrgeiz, Rachsucht und die Natternbrut aller bösen Leidenschaften sein Inneres zerreißt? Kann er glücklich und zufrieden sein, während der göttliche Fluch ihm auf der Ferse folgt, ihn mit Gewissensangst quält und dem Verderben weiht? Was nützte den eben erwähnten Bösewichten ihr Verbrechen? Was nützte es dem Kain, daß er

seinen Neid, dem Absalom, daß er seine Herrschsucht augenblicklich befriedigte? Was nützte dem Achab sein Sieg über Naboth? Und was nützte es dem Antiochus oder dem Herodes, daß ihr Haupt die Königskrone schmückte? Ihr Leben war trotzdem voller Unruhe, Angst, Zorn, Verzweiflung; und welches war ihr Ende? Kain starb flüchtig vor Gott und den Menschen, Absalom erhängt und von drei Spießen durchbohrt; das Blut des Achab leckten die Hunde auf, Antiochus und Herodes wurden lebendig von den Würmern verzehrt. „Wie oft wird die Leuchte der Gottlosen ausgelöscht, und kommt über sie eine Wasserflut! Sie werden sein wie Spreu vor dem Winde her, und wie Asche, die der Sturmwind zerstreut." (Job 21, 18.) Herodes saß eben auf dem Throne, „mit königlichem Gewande angethan." Er hielt eine Rede, und das Volk vergötterte ihn, indem es rief: „Eines Gottes Stimme, und nicht eines Menschen! Und in demselben Augenblicke schlug ihn ein Engel des Herrn . . . und von Würmern gefressen gab er den Geist auf." (Apstgsch. 12, 21—23.) Es rühme sich also kein Sünder in den Lüsten seiner Seele, und der Ungerechte preise sich nicht glücklich. Der Gerechte aber zage nicht, wenn er den Übermut des Sünders sieht, als habe er umsonst sein Herz unbefleckt und seine Hände rein bewahrt. Denn wenn auch „viele Mühseligkeit allen Menschen anerschaffen ist, und ein schweres Joch auf den Kindern Adams liegt; den Sünder dennoch trifft es siebenfach. . . . Wut, Eifersucht, Unruhe, Wankelmut, Todesfurcht, andauernder Zorn und Zank peinigen ihn, und zur Zeit der Ruhe schreckt ihn der nächtliche Schlaf. Dazu kommen noch Tod, Blutvergießen, Streit, Schwert, Unterdrückung, Hunger, Verderben und Plagen. Alles das ist für die Gottlosen bestimmt, und ihretwegen ist die Sündflut gekommen." So bezeugt die hl. Schrift. (Sir. 40.) — Ganz anders verhält es sich mit dem Gerechten. Hat er auch zuweilen harte Prüfungen zu bestehen, schwere Leiden zu dulden, er ruft dennoch mit dem Apostel Paulus aus: „Ich bin erfüllt mit Trost und übervoll von Freude in allen unsern Trübsalen." (2. Kor. 7, 4.) Denn ihn tröstet das reine Gewissen, ihn erfreut der kindlich zuversichtliche Hinblick auf Gott, die Hoffnung der künftigen Seligkeit, die stärkende Gnade, die feste Überzeugung, daß auch die Widerwärtigkeiten Segnungen des himmlischen Vaters sind; nichts zu sagen von jenen höhern, übersüßen Tröstungen, womit der Herr die Seinigen heimsucht, von jenem Vorgeschmacke der Seligkeit, jenem Entzücken, jener Himmelswonne, wovon nie eine Ahnung in den Busen des Sünders stieg. [37] Darum sprach Tobias zu seinem Sohne: „Fürchte dich nicht, mein Sohn, wir führen zwar ein armes Leben,

aber wir werden viel Gutes erhalten, wenn wir Gott fürchten und alle Sünde meiden und Gutes thun." (Tob. 4, 23.) — Und wie oft geschieht es nicht, daß Gott seine treuen Diener schon in diesem Leben wunderbar erhöht und nach überstandenem Sturme mit dem freundlichsten Abend erquickt? Steht nicht vom frommen Dulder Job geschrieben, „daß Gott zuletzt ihn mehr als im Anfange segnete"? (Job 42, 12.) und vom vielgeprüften Tobias, „daß er die übrige Zeit seines Lebens (42 Jahre) in Freude war," und den Trost hatte, die Kinder seiner Enkel zu sehen und im Frieden von hinnen zu scheiden? (Tob. 14.) Wird nicht ferner vom ägyptischen Joseph erzählt (1. Mos. 41, 14. 42): „Und Joseph ward auf des Königs Befehl aus dem Kerker geführt . . . und Pharao nahm den Ring von seiner Hand und that ihn an Josephs Hand, und ließ ihn auf seinem zweiten Wagen fahren und durch einen Herold vor ihm herrufen, daß alle vor ihm die Kniee beugen und wissen sollten, daß er der Vorgesetzte vom ganzen Lande Ägypten sei"? Und wie wunderbar rettete nicht der Allerhöchste die keusche Susanna und den gottesfürchtigen Daniel von dem über sie verhängten Tode; wie unerwartet ließ er das Verderben über ihre Verleumder hereinbrechen! Denn dieselbe Todesstrafe, welche der unschuldigen Susanna zugedacht war, mußten ihre beiden falschen Ankläger dulden; und von denselben Löwen, welche den Propheten zerreißen sollten, wurden die Bösewichte verschlungen, welche ihm aus Neid den Untergang geschworen hatten. (Dan. 13. 14.)

Wozu soll uns der Gedanke an Gottes Heiligkeit und Gerechtigkeit antreiben?

1) „Er soll uns antreiben, alles Böse sorgfältig zu meiden und immer heiliger zu werden."

Wenn schon die Furcht vor der weltlichen Gerechtigkeit uns vom Bösen kräftig zurückhält, wie viel mehr soll dieses die Furcht vor der göttlichen bewirken! Der weltliche Richter kann ja nur zu einer zeitlichen oder vorübergehenden Strafe, der göttliche aber zu einer ewigen verurteilen. „Fürchtet also vorerst denjenigen," spricht Jesus Christus, „der Leib und Seele ins Verderben der Hölle stürzen kann." (Matth. 10, 28.) O wie blind ist der Mensch, wenn er sich erfrecht, im Angesichte Gottes Böses zu verüben, da er doch jeden Augenblick in seine Hände geraten kann, und „es schrecklich ist," nach dem Ausdrucke des Apostels, „in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen," der ewig straft! (Hebr. 10, 31.)[38] Wie aber Gottes strafende Gerechtigkeit uns vom Bösen abhalten, so soll auch seine Heiligkeit und seine belohnende Gerechtigkeit

uns zum Guten antreiben. „Ich bin der Herr, euer Gott, seid heilig, weil ich heilig bin.“ (3. Mos. 11, 44.) Empfängst du auch nicht sogleich den Lohn deiner Rechtschaffenheit und deiner guten Werke, ist vielmehr das Brot der Trübsal deine Speise; so werde deshalb nicht kleinmütig, verharre nur standhaft bis zum Ende. Siehe hin auf den Ackersmann, wie er getrost auf die Zeit der Ernte wartet und nicht verzagt, weil er nicht vor der Zeit die Früchte einsammeln kann. Oder ist etwa das, was du in den Schoß Gottes hinterlegst, minder gut aufbewahrt, als das Samenkorn, welches dem Schoße der Erde anvertraut ist? Nicht ohne Grund ermahnt uns der hl. Apostel Paulus: „Lasset uns Gutes thun, und nicht ermüden, denn zu seiner Zeit werden wir ernten, wenn wir nicht ermüden.“ (Gal. 6, 9.) Ja, „mit Frohlocken werden einst ernten, die jetzt säen mit Thränen.“ Gedenke der Seligen im Himmel: auch „sie gingen ehemals und weinten, während sie ausstreuten ihren Samen; aber mit Jubel kehrten sie heim und trugen ihre Garben.“ (Psalm. 125, 5. 6.)

2) Noch eine andere Frucht sollen wir aus der Betrachtung der göttlichen Heiligkeit und Gerechtigkeit ziehen, nämlich „niemals auf unsere vermeintliche Gerechtigkeit stolz zu sein, sondern immer in heiliger Demut vor Gott zu wandeln.“

Denn „der Mensch, ist er wohl gerecht im Vergleiche mit Gott?“ (Job 4, 17.) Selbst das Gute, welches wir ausüben, oder die Tugenden, die wir zu besitzen glauben, was sind sie? Rein und klar scheint das Wasser im kristallenen Gefäße; betrachtest du es aber mit einem Vergrößerungsglase, so wimmelt es darin von tausenderlei Tierchen. So steht es mit unsern Tugenden. Ach! wie viele Fehler und Mängel entdeckt in uns, ohne daß wir es vermuten, das reinste Auge Gottes, der forschende Blick desjenigen, welcher auch kein unnützes Wort ungestraft läßt! (Matth. 12, 36.) Täuschte dich nicht die Eigenliebe, zittern würdest du und dich verbergen vor Scham, statt dich hoffärtig zu benehmen. Hast du etwa mehr Verdienste und größere Heiligkeit, als der Weltapostel Paulus, welcher bis in den dritten Himmel entzückt war? Wie spricht und denkt er dennoch von sich selbst? „Ich bin mir zwar nichts (keiner Untreue gegen Gott) bewußt, aber darum noch nicht gerechtfertiget: der mich richtet, ist der Herr“ (1. Kor. 4, 4), dessen Gerichte nicht wie die der Menschen sind. — Woher kommt es, daß schlechte Christen auf ihre vermeintliche Rechtschaffenheit stolz sind, während andere, wahre Heilige, sich für gering achten und sogar für die größten Sünder halten? Der Grund liegt darin, daß der Mensch, je reicher er an Tugenden ist, um so reicher auch an Erkenntnis Gottes ist. Je besser aber jemand Gott

erkennt, desto mehr mißfällt er sich selbst, weil er im Spiegel der göttlichen Vollkommenheiten seine eigenen Unvollkommenheiten klar erschaut und ihre ganze Häßlichkeit erkennt. Als der hl. Ignatius von Loyola bald nach seiner Bekehrung erkrankte, konnte er nur mit großer Mühe den Gedanken unterdrücken, daß alle, die Zeugen seines Bußeifers waren, ihn als einen Heiligen verehren würden, wofern er jetzt stürbe. Aber in seinen letzten Lebensjahren, nachdem seine Tugend mit den Jahren reifer geworden, bekannte er, daß er keine Versuchung weniger fürchte, als die der eitlen Selbstgefälligkeit; und doch hatte sich damals schon der Glanz seiner Heiligkeit durch die alte und neue Welt verbreitet.

Was heißt: Gott ist gütig?

„Gott ist gütig, heißt: Er will aus Liebe allen Geschöpfen Gutes und erweist uns wirklich zahllose Wohlthaten."

Güte ist eine Eigenschaft des Willens, die denselben geneigt macht, andern wohlzuwollen und Gutes zu thun. Es ist darum allgemein anerkannt, daß jemand um so gütiger ist, 1) je mehr er andern Gutes will, 2) je mehr er andern Gutes thut, und 3) je uneigennütziger die Liebe ist, womit er das Gute erweist. Daraus mag man entnehmen, wie unbeschreiblich gütig Gott ist.

1) Gott will uns und allen Geschöpfen Gutes. Denn „du (o Herr) liebst alles, was da ist, und hassest nichts von dem, was du gemacht hast." (Weish. 11, 25.) Wie es in der Natur der Sonne liegt, zu erleuchten und zu erwärmen, so und unbegreiflich mehr liegt es in der Natur Gottes, allen Dingen, die er nach seinen ewigen Ratschlüssen ins Dasein gerufen hat, Gutes zu wollen. „Gott ist die Liebe." (1. Joh. 4, 8.) Die Natur der Liebe besteht eben darin, dem geliebten Gegenstande Gutes zu wollen. Gott ist die Liebe. Die Liebe, womit Gott uns liebt und uns Gutes will, ist also auch ewig und unerschaffen wie Gott. Daraus folgt, daß sie die Liebe aller Geschöpfe im Himmel und auf Erden unendlich übertrifft. Nein, kein Vater und keine Mutter vermag so zu lieben, wie der Vater im Himmel uns arme Erdwürmchen liebt. Wie groß ist gleichwohl die Liebe eines Vaters zu seinem Kinde! Wer vermag ohne Rührung der Liebe des Patriarchen Jakob zu seinem Sohne Joseph (1. Mos. 37, 34. 35 und 45, 27. 28), oder des Königs David gegen Absalom zu gedenken? Absalom vergalt mit dem abscheulichsten Undanke und Hochverrat die Wohlthaten seines Vaters. Und dennoch, wie schmerzlich beweinte nicht dieser den Tod seines ungeratenen Kindes! „Mein Sohn Absalom, Absalom mein Sohn!" rief der betrübte Vater, als man ihm die Nachricht von dessen

Tode brachte, „Absalom mein Sohn! wer giebt mir, daß ich für dich sterbe? Absalom mein Sohn, Absalom mein Sohn!“ (2. Kön. 18, 32.) Noch zärtlicher als Vaterliebe pflegt die Liebe eines Mutterherzens zu sein. „Kann wohl eine Mutter ihres Kindes vergessen,“ spricht Gott selbst durch den Propheten Isaias (49, 15), „daß sie sich nicht erbarmte des Sohnes, den sie geboren? Und sollte auch eine Mutter ihres Kindes vergessen, so will doch ich nicht deiner vergessen.“ So beteuert Gott der Herr. Wer dürfte nach einer so feierlichen Versicherung an seiner Güte noch zweifeln? Ach! würden doch alle Menschen den so liebreichen Absichten der göttlichen Güte entsprechen, wie glücklich wären sie! Allen will Gott ein liebevoller Vater sein; wenn er für einige ein strenger Richter und Bestrafer sein muß, so tragen sie selber die Schuld. Gott verdammt niemand von vorn herein; die Menschen sind es, die ihn durch ihre Bosheit nötigen, sie zu verdammen.*

2) Nichts zeigt aber besser, wie unaussprechlich gütig der Herr ist, als die zahllosen Wohlthaten, die er uns und allen Geschöpfen unausgesetzt erweist. Von ihm, als dem Urquell, kommt ja alles Gute, das wir besitzen und zu hoffen haben. „Jede gute Gabe und jedes vollkommene Geschenk,“ spricht der hl. Apostel Jakobus (1, 17), „ist von oben herab, vom Vater (d. h. Urborn) der Lichter.“ Ist es denn nicht er, dein himmlischer Vater, welcher über deinem Haupte das prachtvolle Himmelsgezelt ausspannte und mit Millionen von Gestirnen schmückte, daß sie dir leuchten und die Allmacht deines Schöpfers verkünden? Ist er es nicht, welcher die Erde mit dem duftenden Blumenteppiche kleidete und ihr gebot, zu deinem Nutzen allerlei Gewächse, Kräuter und süße Früchte hervorzubringen? Ist er es nicht, welcher die Luft mit Tausenden und Millionen von Vögeln, das Meer mit Fischen und die Erde mit Tieren jeder Art und Gattung versah und ihnen täglich reichliche Nahrung spendet? Welch frohes Leben entfaltet sich vor unsern Augen, wenn wir an einem heitern Frühlingsmorgen hinaus ins Freie wandeln! Wie scheint nicht über die ganze Erde Himmelsfreude ausgegossen, alles beseelend und beglückend! Wer wird sie alle zählen, die Millionen von Geschöpfen, klein und groß, die seit Erschaffung des Weltalls sich des Lebens freuten! Und wer fühlt sich nicht gedrungen, die Güte des Allmächtigen zu bewundern, der auch dem niedrigsten Wurme im Staube täglich seine Nahrung vorlegt, damit auch er sich freue an Gottes Segen! — Und mit wie großen und zahl-

* Ita prior bonitas Dei secundum naturam, severitas posterior secundum causam. *Tertullian.* adversus Marcionem. L. 2. c. 11.

losen Gütern des Leibes und der Seele hat nicht der gütige Gott dich selbst, mein Kind, überhäuft! Daß du dich des Lebens und der Gesundheit erfreuest, daß du, nach seinem Ebenbilde erschaffen, eine unsterbliche Seele besitzest, sein Kind bist und ein Mitglied der alleinseligmachenden Kirche, in der dir alle Gnadenschätze des Himmels offen stehen, . . . wem anders hast du dies alles zu verdanken, als deinem lieben Vater im Himmel! Ja, leichter wirst du die Sterne des Himmels und die Sandkörner am Gestade des Meeres zählen, als die Gnaden und Wohlthaten, welche du von Gott empfangen hast. Hat er dir nicht unendlich mehr als alle Schätze der Welt, ja so Großes gegeben, daß er, wiewohl Gott, dir Größeres nicht geben konnte? Oder was Größeres konnte dir Gott geben, als seinen eigenen, eingebornen Sohn? Und hat er ihn nicht wirklich für dich dem schmerzvollen Kreuzestode überliefert? Ist er nicht bereit, dir ihn noch täglich zur Nahrung deiner Seele hinzugeben? Ja, „so sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn dahingab." (Joh. 3, 16.) „Dadurch hat sich Gottes Liebe gegen uns (vorzüglich) geoffenbaret," bezeugt der Apostel der Liebe (1. Joh. 4, 8. 9), „daß Gott seinen eingebornen Sohn in die Welt gesandt hat, damit wir durch ihn leben," ja ewig leben in der Herrlichkeit des Himmels, im Lande der Seligen, wo keine Trauer, kein Schmerz, keine Thräne mehr ist, sondern lauter Freude, Jubel, Wonne, ungetrübter Genuß endloser und unbegreiflicher Glückseligkeit. Denn vergesset es nie, wie zahllos auch die Güter sind, womit uns die göttliche Freigebigkeit hienieden schon überhäuft, so sind wir doch nicht bestimmt, auf dieser Erde vollkommen glückselig zu sein; vielmehr sollen wir nach dem Beispiele unseres göttlichen Erlösers erst durch Leiden und Trübsale in die Herrlichkeit des ewig glückseligen Lebens eingehen.

3) Und was trieb wohl Gott an, so unbegreiflich gütig und freigebig gegen uns zu sein? Sind es vielleicht die Güter, die er von uns erwartet? Was Gutes besitzen wir denn, das nicht sein Eigentum wäre? Ist es die Hoffnung unseres treuen Dienstes, unserer Gegenliebe, unserer Dankbarkeit? Sah er nicht im Gegenteile voraus, daß wir ihn oft und schwer beleidigen, seine Wohlthaten mißbrauchen und seine Güte mit Lieblosigkeit und schändlichem Undanke vergelten würden? Und hätten wir ihm auch bis zur Stunde mit unverbrüchlicher Treue gedient, alle seine Gebote gehalten, Liebe mit Liebe vergolten, hätten wir selbst Blut und Leben für ihn hingegeben, was wäre das? Müßten wir nicht desungeachtet bekennen, daß wir unnütze Knechte sind, die nichts mehr gethan haben, als was sie zu thun strenge verpflichtet waren?

Welchen Nutzen oder Vorteil vermögen wohl wir arme Geschöpfe ihm, dem Allerhöchsten, dem unendlich Reichen und Seligen, zu verschaffen? Sind wir vielleicht mit dem allerbesten Willen imstande, den unermeßlichen Ocean seiner Wonne auch nur um ein Tröpflein zu vermehren? Gewiß nicht: um selig zu sein, bedarf Gott unseres Dienstes eben so wenig, als die Sonne des matten Schimmers einer Nachtlampe bedarf, um ein Lichtmeer zu sein, das die ganze Welt erleuchtet. Was bewog also Gott, uns seine Güte in solchem Übermaße zu erweisen? Nichts anderes, als seine Liebe, die reinste, uneigennützigste, überaus große Liebe. „Um seiner überaus großen Liebe willen, womit er uns geliebt hat," sagt der Apostel, „hat er uns, die wir tot waren in Sünden, wiederbelebt in Christo." Was hier der hl. Paulus (Ephes. 2, 4. 5) von der Gnade der Erlösung und Rechtfertigung sagt, gilt von allen Wohlthaten und Gnadenerweisen Gottes, alle haben wir der überaus großen, unverdienten Liebe Gottes zu verdanken.

O, daß wir doch nach dem Beispiele der Heiligen dieser überschwenglichen, unverdienten Liebe und Güte Gottes stets gedenken möchten! Der hl. Franz von Assisi ging eines Tages in schwüler Sommerhitze über Feld, begleitet von seinem Ordensbruder Massäus. Lechzend nach einem kühlen Trunke, kamen sie an einen Ort, wo frisches Quellwasser sprudelte, und ein hoher Baum weithin erquicklichen Schatten verbreitete. Da setzten sie sich nieder, zogen einige Stücklein harten Brotes hervor, die sie als Almosen empfangen hatten, tauchten sie ins Wasser, aßen und tranken. Dabei flossen aber dem hl. Franz reichliche Thränen über die Wangen. „Vater!" sprach der Bruder Massäus, „du weinst ja. Warum denn?" „Ach! Bruder," erwiderte Franz, „wie sollten wir nicht weinen, da uns die göttliche Vorsehung ein so köstliches Gastmahl hier bereitet hat." Massäus fand das ärmliche Mahl nicht gar so köstlich und staunte noch mehr. „Siehe doch, Bruder," fuhr dann der Heilige fort, „wie gütig der Herr ist! Von Ewigkeit sah er voraus, daß wir dereinst schmachtend vor Durst und Hitze hierher kommen würden; von Ewigkeit beschloß er also aus Liebe zu uns, hier eine Quelle hervorsprudeln und einen Baum wachsen zu lassen, damit wir ausruhen und uns erquicken könnten. Wodurch haben wir denn eine so väterliche Vorsorge und Liebe verdient? Soll uns dieselbe nicht Thränen des Dankes und der Gegenliebe entlocken?"* Wie oft hast du schon, mein Christ, Thränen der Liebe und des Dankes gegen Gott geweint? Und hat er dir nicht mehr gegeben, als ein dürftiges Stücklein harten Brotes? — Ist es möglich, daß ein Christ von dem unversiegbaren Strome göttlicher Wohlthaten umflossen, sich kaum jemals gedrungen fühle, seinen Blick zum Himmel, zum Urheber und Spender alles Guten, zu erheben, um ihm zu danken, ihn zu lieben und zu preisen? „Sag an," spricht ein berühmter

* Einige erzählen diese Thatsache ein wenig anders; hier ist sie nach einem italienischen Erbauungsbuche erzählt.

Gottesmann,* „wenn du von langer Reise ermüdet, von Hunger und Durst gequält, ermattet am Fuße eines Turmes niedersänkest, und nun jemand vom Turme herab Nahrung und Trank zu dir, dem Lechzenden, herunter ließe: könntest du dann wohl dich erwehren, einmal hinauf zu schauen, um demjenigen zu danken, der sich deiner so liebevoll annimmt? Und was thut Gott anderes, als daß er von der Höhe des Himmels ohne Unterlaß die reichlichsten Gaben sendet? Nenne mir unter allen Dingen, die da sind, ein einziges, das uns Gott nicht aus besonderer Gnade verlieh! Ach, und dennoch richtest du so selten deinen Blick nach oben, denkst so wenig daran, deinem so freigebigen Wohlthäter Liebe mit Gegenliebe zu vergelten. — So säumet denn nicht, m. K., Gott zu lieben, ihn aus allen Kräften zu lieben, wie er es verdient. . . . Beweiset eure Liebe durch treue Haltung seiner Gebote; denn „wer meine Gebote hält, der ist's, der mich liebt," spricht der Herr.

Was heißt: Gott ist barmherzig?

„Gott ist **barmherzig**, heißt: 1) Er ist geneigt, das Unheil abzuwenden, 2) und verzeiht sonach gern allen wahrhaft bußfertigen Sündern."

1) Da die Barmherzigkeit, wie der hl. Augustinus sagt (Stadt Gottes 9. 5), nichts anderes ist, als „Mitleid über fremdes Elend, welches uns antreibt, demselben abzuhelfen, wenn wir können," und da alle Geschöpfe der Hilfe bedürftig sind, so erstreckt sich auch die göttliche Barmherzigkeit auf alle Geschöpfe, entweder um sie nach der von seiner Weisheit festgesetzten Ordung vor Übeln zu bewahren, oder um sie von denselben zu befreien; denn „der Barmherzigkeit des Herrn ist voll die ganze Erde." (Ps. 32, 5.) Daher drückt Gott in der hl. Schrift sein Erbarmen auch über die Tiere aus, nicht nur dadurch, daß er gebot, dieselben mild zu behandeln, z. B. am Sabbath sie ruhen zu lassen, dem dreschenden Ochsen das Maul nicht zu verbinden u. a. m.; sondern auch dadurch, daß er der Stadt Ninive auch um des Viehes willen schonte. Denn so sprach er zu dem Propheten Jonas, den es schmerzte, daß Gott sich über die büßenden Niniviten erbarmte und das angedrohte Übel abwendete: „Du hast Leid wegen des Epheugewächses (das den Propheten beschattet hatte und nun verdorret war), womit du doch keine Mühe gehabt, das du auch nicht wachsen ließest, das in einer Nacht entstanden und in einer Nacht vergangen ist; und ich sollte kein Mitleid haben mit Ninive, der großen Stadt, in welcher mehr als einhundert und zwanzigtausend Menschen sind, die den Unterschied zwischen ihrer rechten und linken Hand nicht kennen (d. h. unmündige Kinder), und so viele Tiere!" O unendlich liebenswürdige Barmherzigkeit unseres Gottes!

---

* Ludwig von Granada, Lenkerin der Sünder. (B. 1. S.59.)

Wie sollte er sich über seine Kinder nicht erbarmen, da er sich sogar des Viehes erbarmt? Weil es aber auf der Welt kein größeres Übel giebt, als die Sünde, und nichts den Menschen in tieferes Elend stürzt, als eben sie, so offenbart sich die göttliche Barmherzigkeit doch vorzüglich gegen die Sünder; darum wird sie auch in dieser Richtung in der hl. Schrift ganz besonders erwähnt und angerühmt.

In Gott ist aber die Barmherzigkeit nicht ein Mitleid, welches macht, daß er über fremdes Elend trauert, da Gott seiner Natur nach der Traurigkeit nicht fähig ist; sie wird nur mit dem Mitleiden verglichen, insofern die Barmherzigkeit Gott bewegt, uns vom Elende zu befreien. Doch erglänzt auch hierhin die unendliche Liebe und Güte Gottes auf eine ganz wunderbare Weise. Denn da Gott seiner Natur nach einer Traurigkeit nicht fähig ist, so hat er, um im vollen Sinne des Wortes barmherzig zu sein, die menschliche Natur, die des Leidens fähig ist, angenommen, ja sich selbst allen menschlichen Mühseligkeiten, Drangsalen und Schmerzen, sogar den Versuchungen und dem Tode unterzogen, auf daß er selbst unser Elend verkoste und aus eigener Erfahrung Mitleid lerne. „Darum," sagt der Apostel, „mußte er in allem seinen Brüdern gleich werden, damit er barmherzig würde. . . . Wir haben also keinen Hohenpriester, der mit unsern Schwachheiten nicht Mitleid haben könnte; sondern einen, der in allen Stücken ähnlich wie wir versucht worden. Darum lasset uns mit Zuversicht hinzutreten zum Throne der Gnade, damit wir Barmherzigkeit erlangen und Gnade finden, wenn wir Hülfe nötig haben." (Hebr. 2, 17. und 4, 15. 16.)

2) „Der gütigste Gott," sagt der fromme Geistesmann Heinrich Suso, „ist eine so unerschöpfliche Quelle von ganz überschwenglicher Erbarmung und natürlicher Güte, daß nie auch die liebendste Mutter ihrem einzigen Sohne, den sie unter ihrem Herzen trug, so sehnsuchtsvoll und bereitwillig hilfreiche Hand reichen könnte, wenn er mitten in den Flammen läge, als Gott bereit ist, einen zerknirschten, bußfertigen Menschen aufzunehmen, und hätte er auch, wenn es möglich wäre, die Sünden der ganzen Welt täglich tausendmal begangen." Damit aber kein noch so großer Sünder an der göttlichen Barmherzigkeit zweifle, so beteuert der Herr feierlich: „So wahr ich lebe! ich habe kein Wohlgefallen am Tode des Gottlosen, sondern daß der Gottlose sich bekehre von seinem Wege und lebe." (Ezech. 33, 11.) „Wären auch eure Sünden wie Scharlach, so sollen sie weiß werden wie Schnee; und wären sie rot wie Purpur, sie sollen weiß werden wie Wolle." (Isai. 1, 18.) Fürwahr, „an Barmherzigkeit hat Gott Wohlgefallen. Er wird wiederum sich unser erbarmen, wegnehmen unsere Missethaten, und in die Tiefe des Meeres werfen alle unsere Sünden." (Mich. 7, 19.) Durchgehe die ganze hl. Schrift,

überall wirst du finden, daß Gott, wenn er auch gegen jene, die sich unbußfertigen Herzens in die Hölle stürzten, jenseits unerbittlich ist, doch hienieden gegen alle, die aufrichtig Buße thun wollen, „gnädig und barmherzig, langmütig und von großer Erbarmung ist.“ (Ps. 144, 8.) Was anders sagt z. B. jenes Gleichnis vom guten Hirten, der freudig das verlorene Schaf auf seinen Schultern heimträgt? oder jenes von dem Weibe, das nicht aufhört, den verlornen Groschen zu suchen, bis sie ihn gefunden, und nachdem sie ihn gefunden hat, alle Freunde und Nachbarn einladet, sich mit ihr zu freuen? Was anders drückt die Parabel vom verlornen Sohne aus, welcher so zärtlich und liebevoll von seinem Vater wieder aufgenommen wurde? Weit entfernt, ihm auch nur den leisesten Vorwurf zu machen, befiehlt er, gleich als wäre der Sohn nicht aus eigener Schuld, sondern durch fremde Bosheit ins Elend geraten, seinen Knechten: „Geschwind, bringet ihm das beste Kleid heraus, ziehet es ihm an, und gebet ihm einen Ring an seine Hand und Schuhe an seine Füße: bringet auch das gemästete Kalb her und schlachtet es. So wollen wir essen und fröhlich sein; denn dieser mein Sohn war tot, und ist wieder lebendig geworden: er war verloren, und ist wieder gefunden worden.“ (Luk. 15, 20—24.) Und wie gnädig erwies sich nicht der Herr gegen die büßende Magdalena, den bekehrten Zöllner, den reumütigen Petrus, den guten Schächer am Kreuze und tausend andere? Hat er nicht sogar ein eigenes Sakrament in seiner Kirche eingesetzt, damit alle, die es wollen, Verzeihung ihrer begangenen Sünden erlangen? Wo hat man je einen so gnädigen Fürsten gesehen, der allen Richtern im Reiche die Vollmacht erteilt hätte, allen Rebellen ohne Ausnahme, und hätten sie sich auch der schändlichsten Verräterei schuldig gemacht, Gnade zu gewähren, sie sogar mit Gütern zu überhäufen, wofern dieselben ihr Verbrechen aufrichtig bekännten?

Was heißt: Gott ist langmütig?

„Gott ist langmütig, heißt: Er wartet oft lange, bis er die Sünder straft, um ihnen Zeit zur Buße zu lassen.“

„Gott hat Geduld und will nicht, daß jemand verloren gehe, sondern daß sich alle zur Buße wenden.“ (2. Petr. 3, 9). Ja, im Übermaße seiner Güte sucht er sogar den Sünder, auch den verstocktesten auf; gleich als wäre nicht er vom Sünder, sondern dieser von ihm beleidigt worden; er bietet ihm Verzeihung an und redet ihm liebreich zu, daß er von seiner Bosheit ablasse. „O Herr, wie gut und süß ist dein Geist!“ ruft deshalb der Lehrer der Weisheit in der hl. Schrift aus. (Weish. 12. 1). Wie

schonend verfuhr nicht Gott mit der lasterhaften Stadt Ninive! Wie gnädig und langmütig erwies er sich gegen den so gottlosen König Manasses! Dieser hatte den Tempel Gottes entweiht, sich der schändlichsten Abgötterei ergeben, auch sein Volk dazu verleitet; er hatte teuflische Zauberei getrieben, viel unschuldiges Blut vergossen, auch mehrere Propheten ermordet, sogar den Propheten Isaias grausam durchsägen lassen; dennoch ertrug ihn der Herr geduldig und erteilte ihm noch die Gnade einer aufrichtigen Bekehrung. Und ohne anderer zahllosen Beispiele zu gedenken, erinnere dich nur des unglückseligen Judas. Was that nicht Jesus, um sein Herz zu rühren und ihm die Augen zu öffnen! Obwohl er die ganze Bosheit seines Herzens durchschaute, verstieß er ihn dennoch nicht sogleich, sondern behandelte ihn mit der größten Güte, würdigte ihn fortwährend seines vertrauten Umganges, wusch ihm die Füße, aß mit ihm an einem Tische, gab ihm zu verstehen, daß er seine geheimsten Gedanken kenne, ließ sich von ihm küssen, nannte ihn seinen Freund. Er bewies ihm seine göttliche Macht, indem er ihn nebst der bewaffneten Schar mit dem einzigen Worte „ich bin's" niederwarf und vor seinen Augen dem Diener Malchus das abgehauene Ohr heilte. Auch ließ er ihn zur Einsicht gelangen, daß er gefehlt und unschuldiges Blut verkauft habe. Wie vieles wandte er nicht an, um den treulosen Verräter vom Untergange zu retten! Und wie benahm er sich gegen die so undankbare und verhärtete Stadt Jerusalem? Anstatt Feuer vom Himmel über sie herab zu rufen, hörte er nicht auf, ihr die frohe Botschaft des Heils zu predigen, machte ihre Kranken gesund, weckte sogar vor ihren Augen Tote zum Leben auf; heiße Thränen vergoß er über ihre Verstocktheit, weil sie sich dadurch ein schreckliches Strafgericht zuzöge. Und wie zärtlich und liebevoll sind nicht die Klageworte, welche seinem mitleidigen Herzen entströmten: „Jerusalem, Jerusalem, die du die Propheten mordest und steinigest, welche zu dir gesandt werden! wie oft wollte ich deine Kinder versammeln, wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel sammelt; du aber hast nicht gewollt!" (Matth. 23, 37). Am Kreuze sterbend flehte er noch um Gnade für die gottesmörderische Stadt, und nachdem sie den greulichen Gottesmord vollbracht hatte, wartete er noch über dreißig Jahre lang auf ihre Buße und ließ nicht nach, sie durch Wunder und Zeichen zu warnen und durch Strafpredigten zur Bekehrung zu ermahnen. So barmherzig und langmütig ist der Herr! Hast du nicht auch, mein Christ, durch eigene Erfahrung die göttliche Langmut kennen gelernt? Solltest du nicht schon als ein unfruchtbarer Baum umgehauen und ins Feuer geworfen werden?

(Luk. 13, 6—9). Wie wäre es dir ergangen, an welchem Orte befändest du dich jetzt, wenn Gott dir nicht verziehen, wenn er nicht so lange auf deine Buße gewartet hätte?

Was sollen wir thun, weil Gott so gütig, barmherzig und langmütig ist?

1) „Wir sollen Gott dankbar sein und ihn von Herzen lieben“.

Je barmherziger und nachsichtiger der Herr ist, um so größer soll unsere Dankbarkeit, um so inbrünstiger unsere Liebe zu ihm sein. „Danket dem Herrn, denn er ist gut, denn in Ewigkeit währt seine Barmherzigkeit.“ (Ps. 109.) Schöne Worte, die oft in den heiligen Gesängen wiederholt werden! Als die Japanesen das erste Mal hörten, was Gott für uns Menschen gethan, und wie er um unsers Heiles willen leiden und sterben wollte, so riefen sie entzückt aus: „O wie groß ist er! wie gut und liebenswürdig ist der Gott der Christen!“ Und wenn sie dann vernahmen, daß es Christen gebe, die nicht nur Gott nicht lieben, sondern ihn beleidigen, ihn lästern; dann riefen sie entrüstet aus: O böse Menschen! o undankbare Herzen! Ist es möglich, daß Christen eines solchen Greuels fähig seien! und auf welchem fluchwürdigen Erdboden wohnt denn dieses gefühl- und vernunftlose Volk?“ So dachten Heiden! Was denkst, was fühlst du, mein Christ, wenn du die zahllosen Liebeserweise Gottes gegen dich erwägst? Erglüht dein Herz nicht von Liebe und Dankbarkeit? — Ach, dann möge nicht nur der Heide, sondern auch das unvernünftige Tier dich beschämen! Zum hl. Gerasimus, der in der Einöde von Palästina beim Jordan wohnte, kam einst ein verwundeter Löwe mit jämmerlichem Geheul und zeigte seinen blutenden, eiternden Fuß, der durch ein spitziges Schilfrohr verletzt war. Der Heilige zog das Schilf heraus, wusch und verband den Fuß und wollte nun den Löwen entlassen. Das dankbare Tier aber wich nicht mehr von seinem Wohlthäter, sondern folgte ihm gleich einem treuen Hunde nach, schlief des Nachts vor seiner Zelle und ließ sich sogar wie ein Lasttier zum Dienste des Klosters gebrauchen. Als der Heilige gestorben war, heulte das gute Tier jämmerlich, und sein großes Leid gab sich in seinen Augen und in allen seinen Bewegungen kund. Es rührte keine Speise mehr an, sondern warf sich auf den Grabhügel seines Wohlthäters, stieß sein Haupt brüllend wider die Erde und verhauchte auf demselben das Leben.* So bezeigte das wilde Tier seine Dankbarkeit um einer

---

* Stolbergs Religionsgeschichte. (Bd. 17. S. 169.)

geringen Wohlthat willen: und was thut der Mensch für Gott, der ihn mit unendlich vielen Wohlthaten überhäuft? Was soll man wohl dazu sagen, wenn uns die Tiere an Dankbarkeit übertreffen? „O Gott! o Liebe!" hörte man die hl. Magdalena von Pazzis bisweilen ausrufen, „ich sterbe vor Schmerz, wenn ich sehe, daß du so wenig erkannt und geliebt wirst. O Seelen, die ihr aus Liebe erschaffen seid, warum liebet ihr nicht?"

2) „Wir sollen, wenn wir gefehlt haben, Gott vertrauensvoll um Verzeihung bitten."

Wenn es dir leid ist, gefehlt zu haben, warum willst du einen noch viel größern Fehler begehen, indem du das Vertrauen zu Gott aufgiebst? Wahrlich, thöricht wäre derjenige, der, nachdem er ein Auge verloren hat, auch das andere sich ausreißen wollte. Schreckt dich der Zorn des gerechten Gottes, so „flieh nicht vor ihm," sagt der hl. Augustin, „sondern zu ihm"; auf diese Weise wirst du ihn besänftigen und seine Huld und Gnade wiederum gewinnen. Bist du gefallen, so steh auf und übe Buße; bist du tausendmal gefallen, so stehe tausendmal auf und büße. „Traue nicht dem Satan," spricht der hl. Kirchenlehrer Chrysostomus (Homil. 2. über Psalm 50), „wenn er dir einflüstert: Du hast bisher ein schlechtes Leben geführt, deine Jugend liederlich zugebracht, hast Sünden auf Sünden gehäuft; du bist verloren, verloren auf ewig! Darum genieße wenigstens die Freuden dieser Erde, da du jenseits nichts zu hoffen hast. O Seele! Traue doch diesen Worten nicht; das ist die Sprache des argListigen Versuchers. Höre vielmehr meine Worte. Du bist gefallen, aber du kannst wieder aufstehen. Mache nur den Anfang, blicke in dein Gewissen, erwecke Reue." Folge dem Beispiele jenes Sohnes, der, als er in Folge seiner Ausschweifungen im Elende darbte, nicht verzweifelte, sondern reumütig sprach: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen und zu ihm sagen: Vater, ich habe mich versündigt wider den Himmel und vor dir; ich bin nicht mehr wert, dein Sohn zu heißen; halte mich nur wie einen deiner Tagelöhner." (Luk. 15, 18. 19.) Du weißt ja, wie gut ihn sein Vater aufnahm, wie derselbe von Mitleid gerührt ihm entgegen eilte, ihm um den Hals fiel, ihn küßte und ein Freudenmahl veranstaltete. „Wie?" spricht ein frommer Geisteslehrer,* „im Evangelium liesest du, daß das ganze Haus vor Freude wiederhallte, weil der Sohn, den man für tot gehalten hatte, wieder lebte, weil derjenige, welcher verloren war, wieder gefunden worden. Alle Chöre der Engel und Heiligen ladet der gute Vater zur

* Blosius, Trost für Kleinmüt. (Hpst. 38. §. 4.)

gemeinschaftlichen Freude ein, weil ein Sünder zur Buße gebracht wurde; und du, Elender! verzweifelst und bringst so dich um dein Heil und den Herrn um eine so große Freude? Dürften wir wohl glauben, daß derjenige, den die Bekehrung des Gottlosen erfreut, dem reumütig wiederkehrenden Sünder die Verzeihung versagen werde?"

3) „Wir sollen auch gütig und barmherzig gegen unsere Mitmenschen sein," — also niemals lieblos oder feindselig uns gegen sie betragen, sondern ihnen nach Kräften Gutes thun, und wenn uns jemand beleidigt hat, gern verzeihen. So lehrt Jesus Christus, unser Herr: „Seid barmherzig, wie auch euer Vater (im Himmel) barmherzig ist." (Luk. 6, 36.) So lehrt nach ihm sein Lieblingsjünger, der hl. Johannes: „Da uns Gott so geliebt hat, so sollen auch wir einander lieben." (1. Joh. 4, 11.) Und schon in den vorchristlichen Zeiten finden wir diese Lehre schön ausgesprochen. Denn nachdem im Buche der Weisheit (Hptst. 11, 12.) dargethan worden, daß Gott die Macht und das Recht hatte, die kanaanitischen Völker um ihrer Gottlosigkeit willen zu vertilgen, ohne ihnen Zeit zur Buße zu geben, wie er ihnen wirklich gab, wendet sich der hl. Verfasser zum Herrn und fährt fort: „Du aber, allmächtiger Herrscher, du richtest mit Sanftmut und regierst uns mit großer Nachsicht; und durch dieses milde Verfahren lehrst du dein Volk, daß der Gerechte auch ein Menschenfreund sein müsse." Glückselig derjenige, welcher die göttliche Barmherzigkeit sich zum Vorbilde und zur Lenkerin des Lebens wählt![39] Wie es aber jenem ergehen werde, der, nachdem er selbst von Gott so überaus gnädig behandelt worden, unbarmherzig gegen seine Mitmenschen ist, lehrt uns Christus selbst (Matth. 18, 32—34): „Du böser Knecht!" wird der Herr zu ihm sagen, „die ganze Schuld habe ich dir nachgelassen, weil du mich gebeten hast: hättest denn nicht auch du deines Mitknechtes dich erbarmen sollen, wie auch ich mich deiner erbarmt habe?" „Und sein Herr ward zornig," fährt Christus fort, „und übergab ihn den Peinigern, bis er die ganze Schuld bezahlt haben würde."[40]

Anstatt sich zu bekehren, nimmt mancher Sünder von der göttlichen Barmherzigkeit Anlaß, in seiner Unbußfertigkeit zu verharren und spricht: „Die Barmherzigkeit des Herrn ist groß, er wird die Menge meiner Sünden vergeben." (Sir. 5, 8.) Es ist dieses eine höchst gefährliche Täuschung; darum warnt die hl. Schrift (daselbst 9.): „Säume nicht, dich zum Herrn zu bekehren, und verschieb es nicht von einem Tag zum andern; denn plötzlich kommt sein Zorn und wird zur Zeit der Rache dich vertilgen." Die hl. Schrift spricht so, weil der unbußfertige Sünder bei aller Güte und Barmherzigkeit

Gottes doch keinen Augenblick vor zeitlicher und ewiger Strafe sicher ist. Denn 1) steht es Gott frei, sich zu erbarmen oder nicht, die Bosheit der Geschöpfe geduldig zu ertragen oder sie auf der Stelle zu züchtigen. Wäre Gott schuldig, sich zu erbarmen, so wäre die Barmherzigkeit nicht mehr Barmherzigkeit, d. h. aus bloßer Güte hervorgehende Abwendung des Übels. „Ich erbarme mich," spricht er, „wessen ich mich erbarmen will; und ich erzeige Barmherzigkeit, wem ich Barmherzigkeit erzeigen will." (Röm. 9, 15.) Die ersten Menschen sündigten, und er verhieß ihnen einen Erlöser; auch die Engel sündigten, und er stürzte sie sogleich in den Abgrund der Hölle. Im ersten Falle offenbarte er seine Barmherzigkeit, im andern seine Gerechtigkeit. Ob er nun an dir, wenn du sündigst, seine Barmherzigkeit oder seine Gerechtigkeit offenbaren wolle, wer weiß es? — 2) Wiewohl die göttliche Barmherzigkeit ihrer Natur nach unendlich ist, so ist sie dennoch in ihrer Wirkung begrenzt. Demgemäß haben die göttlichen Erbarmungen ihr Ziel, und wie jedem Menschen die Zahl seiner Lebensjahre zugemessen ist, so ist eben dadurch auch seinen Vergehungen ein gewisses Maß bestimmt. Ist dieses erfüllt, so wird der Frevler aus dem Leben abgerufen, und es ereilt ihn das göttliche Strafgericht. Diese Lehre, sagt der hl. Augustinus, findet ihre Bestätigung in der hl. Schrift. Lange zögerte der Herr, die gottlosen Ammorrhäer zu bestrafen; „denn," sprach er, „bisher haben sie das Maß ihrer Missethaten nicht erfüllt." (1. Mos. 13, 16.) Sobald es aber voll war, kam über sie der Zorn des Herrn wie ein Ungewitter, und alle wurden vertilgt. Wann aber dein Sündenmaß voll sein, wann dich Gott vor seinen ewigen Richterstuhl fordern werde, ohne dir weitere Zeit zur Buße zu geben, ob nach der ersten oder hunderttausendsten Sünde, kannst du eben so wenig wissen, als du den ewigen Ratschluß des Allerhöchsten zu ergründen vermagst. — 3) Wenn Gott sich erbarmt, so treibt ihn nicht ein dunkles Gefühl von Mitleid oder Weichherzigkeit dazu an. Sein Erbarmen entspringt seinem freiwilligen Entschlusse und ist immer von seiner höchsten Weisheit geleitet. Es kann aber seine Weisheit nicht gestatten, daß seine Barmherzigkeit den Sünder bei seinem Lasterleben einschläfere oder ihm gegründeten Anlaß gebe, in demselben unbesorgt zu verharren. Darum kann der Sünder nie wissen, ob Gott nicht auch an ihm ein Beispiel seiner strafenden Gerechtigkeit andern zur Warnung aufstellen wolle; wie er es an Ananias und Saphira that, die zu den Füßen des Apostelfürsten ohne Verzug tot niederfielen, „so daß große Furcht über die ganze Kirche kam" (Apstgsch. 5, 11.); oder wie es, nach dem Berichte des hl. Papstes Gregorius,* dem lasterhaften Chrysaorius erging, der seinen Geist aushauchte, während er, von bösen Geistern geplagt, sich wehrte und aus allen Kräften schrie: „Geduld, Geduld, nur bis morgen früh!" — „Lasset uns also jetzt," fährt der hl. Kirchenlehrer fort, „die kostbare Zeit benützen, und wollen wir nicht erst dann, wenn das Leben uns entrinnt, es zur Ausübung guter Werke verwenden; denn Gott, welcher dem Büßenden Verzeihung verhieß, hat dem Unbußfertigen den folgenden Morgen nicht versprochen."

---

* In Evangel. L. 1. homil. 12. n. 7.

Was heißt: Gott ist wahrhaft?

„Gott ist wahrhaft, heißt: Er offenbart nur Wahrheit, weil er weder irren noch lügen kann."

Wenn Menschen etwas aussagen, was nicht wahr ist, und sie somit nicht wahrhaft sind, so geschieht das entweder, weil sie die Wahrheit nicht kennen, oder aber weil sie geflissentlich und vorsätzlich die Unwahrheit sagen wollen. Im ersteren Falle nennt man ihre Aussage einen Irrtum, auch schlechthin eine Unwahrheit; im letzteren hingegen heißt sie eine Lüge. Gott kann weder die Unwahrheit sagen, noch lügen; er kann weder selbst irren, noch seine Geschöpfe in Irrtum führen, indem er anders redet, als er denkt. — Gott kann nicht irren; denn er ist selbst die ewige, wesenhafte, unendliche Wahrheit, und als der Allwissende kennt er sich selbst und alles unendlich vollkommen. Er kennt demnach immer und für jeden Fall die Wahrheit und kann sie folglich auch aussagen oder offenbaren. — Gott kann aber auch nicht lügen und durch Lüge seine Geschöpfe in Irrtum führen. Das liefe offenbar seiner unendlichen Wahrheitsliebe, seiner Heiligkeit und Güte zuwider. Deshalb sagt der Apostel: „Es ist unmöglich, daß Gott lüge" (Hebr. 6, 18.), und Moses (4. 23, 19.): „Gott ist nicht wie ein Mensch, daß er lüge," und Christus selbst (bei Joh. 17, 17): „Dein Wort (Vater) ist Wahrheit." — Wie fest und unerschütterlich sollen wir demnach alles für wahr halten, was Gott uns offenbart! „Die Wahrheit des Herrn bleibt in Ewigkeit." (Ps. 116, 2.) Mögen auch manche geoffenbarte Wahrheiten unserm kurzsichtigen Verstande unbegreiflich sein und bleiben; genug, daß Gott, der unendlich Wahrhafte, sie ausgesprochen hat. Nun wissen wir gewiß, daß sie die reinste, unumstößliche Wahrheit sind. Kein Zweifel, der im Herzen aufsteigt, kann vernünftiger Weise Wurzel fassen und uns beunruhigen. Und mögen Un- und Irrgläubige noch so oft und noch so heftig mit beißendem Witz und frechem Spott über gewisse Lehren unseres hl. Glaubens oder über Anstalten unserer Religion herfallen, mögen sie noch so fein ausgesonnene Einwendungen dagegen vorbringen; wir wissen, wem wir geglaubt haben. Wir haben Gott, der ewigen Wahrheit, geglaubt, und das Wort der Wahrheit ist uns unendlich ehrwürdiger und zuverlässiger, als das eitle Gerede von Menschen, „welche lästern, was sie nicht verstehen." (Jud. 10.)

Was heißt: Gott ist getreu?

„Gott ist getreu, heißt: Er hält gewiß, was er verspricht, und erfüllt, was er androht."

Die Treue besteht zunächst in der Erfüllung dessen, was man verheißen hat. Hier wird sie aber überhaupt für die Beharrlichkeit beim gefaßten Entschlusse und für das Festhalten an der einmal gemachten Zusage genommen, mithin für die sichere Erfüllung dessen, was Gott verspricht oder androht. In diesem Sinne heißt es in der hl. Schrift (5. Mos. 7, 9.): „Wisse, daß der Herr dein Gott ein starker und getreuer Gott ist, der seinen Bund hält und seine Barmherzigkeit an denen übt, die ihn lieben und seine Gebote halten, der aber denen, die ihn hassen, alsbald so vergilt, daß er sie vertilgt, und nicht abläßt, bis er ihnen gegeben, was sie verdienen." Das bezeugt auch wirklich die ganze Geschichte des israelitischen Volkes. Beobachtete es Gottes Gesetz, so war es gesegnet und reich an zeitlichen Gütern, glücklich im Krieg, wie im Frieden; sündigte es, so kamen nicht selten unverzüglich Pest, Hunger, blutige Niederlage, schmachvolle Gefangenschaft und jegliches Unheil über dasselbe. Es leuchtet übrigens aus dem früher Gesagten von selbst ein, daß Gott in seinen Verheißungen und Drohungen getreu ist; denn ohnedies wäre er weder wahrhaft in seiner Zusage, noch unveränderlich in seinen Ratschlüssen. — Es giebt zwar Leute, die sich einbilden, Gott werde nicht so strenge strafen, als man es von der Kanzel herab verkündet: er drohe nur mit ewiger Pein, um von den Sünden abzuschrecken, werde aber einst, wie zuweilen weltliche Monarchen thun, begnadigen oder amnestieren und das gefällte Urteil: „Weichet von mir, ihr Verfluchten, ins ewige Feuer!" nicht vollstrecken. Derlei Einbildungen beweisen aber nur, wie der Sünder jedem Irrwische nachläuft, um sich selbst zu täuschen und einige Beruhigung bei seinem Lasterleben zu finden. Wie! „Gott (die ewige Wahrheit) hat es gesagt, und sollt' es nicht thun? gesprochen und sollt' es nicht halten?" (4. Mos. 23, 19.) Möge es doch solchen Leuten nicht ergehen wie den Einwohnern von Sodoma, die meinten, es sei nur Scherz, als Lot ihnen die Strafe Gottes ankündigte, und die rettungslos untergingen! Mögen sie doch erkennen, daß eher das Himmelsgewölbe einstürzen werde, als daß ein einziges Wort, welches der Herr gesprochen, nicht in Erfüllung gehe! Denn „Himmel und Erde werden vergehen," beteuert Jesus Christus, „aber meine Worte werden nicht vergehen." (Matth. 24, 35.)

Wozu verpflichtet uns die Wahrhaftigkeit und Treue Gottes?

1) „Allezeit, auch in den heftigsten Stürmen des Lebens an Gottes Wort felsenfest zu glauben und auf seine Verheißung standhaft zu vertrauen."

Mag auch die äußerste Not dich drücken, und es dir scheinen, als gäbe es keine göttliche Vorsehung mehr, keinen Vater im Himmel, der auf das heiße Flehen und die Thränen seiner Kinder sehe; oder mögen innere Leiden und Versuchungen dich peinigen, so daß dunkle Nacht deinen Geist umhüllt, und es dir vorkommt, als wärest du schon verworfen und dürftest weder Gnade noch Himmel mehr hoffen; und sollten auch große Verfolgungen über die hl. Kirche kommen, so daß es den Schein gewänne, als wäre Gott gleichgültig gegen den Übermut der Gottlosen und hätte vergebens verheißen, daß alle Macht der Hölle sie — die Kirche — nicht überwältigen werde: harre aus, mein Christ, harre gläubig und vertrauensvoll auf den Herrn, wenngleich du nicht einsiehst, warum der Allerhöchste so und nicht anders verfügt. Denke an die Worte des Herrn: „Selig, die nicht sehen und doch glauben." (Joh. 20, 29.) Stelle dir das Beispiel des frommen Erzvaters Abraham vor Augen. Gott hatte ihm befohlen, seine Heimat und seines Vaters Haus zu verlassen und ins entfernte Land Kanaan zu ziehen, und zu ihm gesprochen: „Schaue gegen Himmel und zähle die Sterne, wenn du kannst. So soll deine Nachkommenschaft sein." (1. Mos. 15, 5.) Dennoch war er schon in sein neunzigstes Jahr getreten, und Sara, sein Eheweib, war unfruchtbar geblieben. Wankte deshalb sein Glaube? „Er aber," spricht der Apostel, „zweifelte nicht an der Verheißung Gottes." (Röm. 4, 19. 20.) Und auch dann, als er Isaak, seinen Eingebornen, welchen der Herr ihm noch im hohen Greisenalter gegeben hatte, auf dem Berge Moria opfern sollte, fragte er nicht vorerst, wie sich dieses mit den Verheißungen Gottes vereinbaren lasse, sondern er ging hin, wohl wissend, daß „Gott auch die Toten lebendig macht" (Röm. 4, 17.); und schon zückte er das Schwert, um den tödlichen Streich zu führen, als die Stimme vom Himmel ihm Einhalt gebot und, um seinen gehorsamen Glauben zu belohnen, ihm die früheren Verheißungen bestätigte und beteuerte, daß aus seinem Samen der versprochene Messias hervorgehen sollte.

2) Verpflichtet uns auch die Wahrhaftigkeit und Treue Gottes „allezeit die Wahrheit zu reden und das gegebene Versprechen zu halten." Weil Gott die ewige Wahrheit ist, so muß ihm notwendig alles Lügenhafte mißfallen; darum kann die Lüge niemals erlaubt sein, wäre auch die Absicht noch so wohlmeinend, und würde durch dieselbe auch ein großes Übel, selbst eine Sünde verhütet werden; denn man darf nie Böses thun, damit Gutes daraus entstehe. Ananias und Saphira logen dem hl. Apostel Petrus und wurden von Gott sogleich mit dem Tode bestraft. (Apostelgesch. 5.)

3. Quellen der Erkenntnis Gottes.

Können wir Gott auch sehen?

„Nein, wir können Gott mit leiblichen Augen nicht sehen, weil er ein Geist ist."

Was keinen Körper hat, kann mit leiblichen Augen nicht gesehen werden. Gott hat aber keinen Körper, denn er ist, wie früher gezeigt worden, ein reiner Geist; somit kann er mit den Augen des Leibes nicht wahrgenommen werden. Niemand hat Gott je gesehen," sagt die hl. Schrift. (Joh. 1, 18.) Dem heil. Paulus zufolge (1. Tim. 6, 16.) ist Gott derjenige, „welcher ein unzugängliches Licht bewohnt, welchen kein Mensch gesehen hat, noch sehen kann." Wenn es daher an andern Schriftstellen heißt: „Alsdann werden wir ihn sehen, von Angesicht zu Angesicht" (1. Kor. 13, 12.), und: „Wir werden ihn sehen, wie er ist," so ist das von einem Schauen mit dem Auge des Geistes, von einem unmittelbaren geistigen Erkennen zu verstehen, wozu uns Gott im Himmelreich durch eine besondere Gnade befähigen wird.

Wie sind wir denn zur Erkenntnis Gottes und seiner Vollkommenheiten gekommen, wiewohl wir Gott nicht sehen können?

„Gott hat sich dem Menschen auf verschiedene Weise, nämlich auf natürliche und auch besonders auf übernatürliche Weise zu erkennen gegeben."

Obwohl wir Menschen, so lange die sterbliche Hülle des Leibes uns umgiebt, das göttliche Wesen weder mit den Sinnen wahrnehmen, noch unmittelbar anschauen können; so wissen wir dennoch sehr wohl, daß es einen Gott giebt, und erkennen, wenn auch unvollständig, seine Vollkommenheiten. Denn er selbst hat sich uns auf eine zweifache, auf natürliche und noch vollständiger auf übernatürliche Weise zu erkennen gegeben. — Gott hält uns nämlich in der ganzen sichtbaren Natur sein Abbild, den Abdruck seines unsichtbaren Wesens entgegen. „Das Unsichtbare in ihm ist in den erschaffenen Dingen erkennbar und sichtbar." (Röm. 1, 20.) Willst du wissen, ob und was Gott ist? „Frage nur die Tiere, und sie lehren's dich, und die Vögel des Himmels, und sie zeigen's dir an. Rede mit der Erde, und sie antwortet dir, und es erzählen's dir die Fische des Meeres. Wer weiß nicht, daß dies alles die Hand des Herrn gemacht hat?" (Job 12, 7—10.) Eben so spiegelt sich Gott in der Ordnung und in dem Laufe der Dinge, im Leben und Wirken der menschlichen Seele

und des menschlichen Geschlechtes ab. Diese Art der göttlichen Offenbarung nennt man die „natürliche", weil sie durch das Licht der menschlichen Vernunft aus den erschaffenen Dingen erkannt werden kann. Außer dieser natürlichen Offenbarung giebt es auch noch eine „übernatürliche." Sie ist eine gnadenreiche Kundgebung Gottes durch besondere Mittel und Wege, die außer dem gewöhnlichen Laufe der Natur liegen. Unsere Kenntnis von Gott ist somit, je nachden wir sie aus der natürlichen oder übernatürlichen Offenbarung schöpfen, eine natürliche oder übernatürliche. Erkennst du mit deinem Verstande, aus der sichtbaren Welt oder der Stimme des Gewissens, daß es einen Gott giebt, der dein Herr, dein Gesetzgeber, dein letztes Ziel u. s. w. ist, so ist deine Erkenntnis Gottes eine natürliche; vernimmst du das aber z. B. von einem zu dir redenden Engel oder Gesandten Gottes, so ist deine Erkenntnis eine übernatürliche, weil du nicht durch deine natürliche Vernunft, sondern auf eine andere außerordentliche Weise dazu gelangt bist. Besser leuchtet dies aus folgendem ein.

Wodurch hat sich Gott dem Menschen auf natürliche Weise zu erkennen gegeben?

1) „Durch die Erschaffung und Regierung der Welt, oder mit andern Worten, durch die sichtbare Welt, welche er erschaffen hat und allezeit regiert; denn niemand kann vernünftiger Weise denken, daß die Welt sich selbst gemacht hat, oder daß die in ihr herrschende Ordnung von selbst entstanden ist. Nur „„der Thor spricht in seinem Herzen: Es ist kein Gott."" (Ps. 13, 1.)

a) Durch die Erschaffung. Was würdest du von einem Menschen halten, der dir von der Höhe eines Berges eine herrliche Gegend zeigte mit schönen Städten, Dörfern, prächtigen Palästen und Gärten, Springbrunnen und Kanälen, und zu dir in allem Ernste sagte: Vor fünfzig Jahren war hier nichts als Stein und Sand zu erblicken; alles, was du da siehst, das ist von selbst entstanden; diese Städte und Schlösser haben sich selbst erbaut; diese Paläste und Alleen haben sich selbst hierher gesetzt; dieser Kanal hat von selbst die schnurgerade Richtung genommen; niemand hat hier Hand angelegt. Könntest du einen solchen Menschen anders, als einen Thoren ansehen? Was müßtest du erst von jenem denken, der dir beweisen wollte, daß das ganze Weltgebäude, mit dem verglichen die größte Stadt viel geringer, als ein Sandkorn im Vergleiche zu einem Berge ist, sich selbst gemacht habe oder von selber entstanden sei? — Wir sehen zwar, daß in der Welt öfters das eine aus dem andern entspringt oder sich organisch entwickelt, daß z. B. aus einem Ei eine Henne, und von der

Henne ein Ei, und aus diesem wieder eine Henne kommt; oder daß aus einem Kern ein Baum, vom Baum eine Birne, von dieser wieder ein Kern und ein Baum kommt und so fort; aber endlich müssen wir doch notwendig zu einer ersten Henne oder zu einem ersten Baume und zuletzt zu einem Wesen kommen, von dem der Baum und die Henne und alle übrigen Wesen ihren Ursprung haben, und das von keinem andern entspringt, sondern in sich selber den Grund seines Daseins hat, mithin wie ohne Anfang, so auch ohne Ende ist. (Vgl. S. 155 u. 156.) Dieses ist demnach das höchste, ewige Wesen — Gott. Vollkommen recht hatte also jener, der angeschuldigt, daß er ein Gottesleugner sei, einen Strohhalm vom Boden aufhob und sprach: „Zweifelte ich an Gottes Dasein, so würde dieser Strohhalm mich davon überzeugen." Denn auch ein Strohhalm sagt uns, daß es ein höchstes Wesen geben müsse, das nie einen Anfang gehabt und von dem alles, was einen Anfang genommen hat, also auch der Strohhalm zuletzt herkommt. Es läßt sich gar nicht denken, daß aus dem leeren Abgrunde des Nichts etwas hervorgehen könne, ohne daß ein schon daseiendes, und demzufolge ewiges, allmächtiges Wesen es durch seinen Willen hervorzieht. Nichts bleibt ewig nichts, wo nicht Gottes Allmacht schafft.

b) Auch durch die Regierung der Welt hat sich Gott zu erkennen gegeben. Wer könnte sich des Lachens erwehren, wenn er sagen hörte, daß jährlich ein leeres Schiff von Hamburg auslaufe, ohne daß jemand es leite, den Kreis um die ganze Welt mache und nie verfehle, zur bestimmten Zeit in den Hafen, den es verlassen hatte, zurückzukehren? Gewiß niemand. Sind aber jene nicht weit belachenswerter, die da behaupten wollen, wenn seit Jahrtausenden die Sonne regelmäßig ihren Kreis um die Erde, oder richtiger die Erde um die Sonne und der Mond um die Erde macht, ohne je einen Finger breit von ihrer Bahn abzuweichen, die doch eine Länge von mehr als hundert tausend Millionen Meilen hat, so gebe es dennoch kein verständiges Wesen, das sie leite, und diese so regelmäßigen Bewegungen gingen ganz zufällig vor sich! Gesetzt, es fände sich irgendwo eine Uhr, die nicht nur aufs genaueste die Stunden und Minuten, sondern eben so genau die doppelte Bewegung der Erde, den Lauf des Mondes, aller Planeten wie ihrer Trabanten und sämtlicher Kometen anzeigte, somit alle Jahreszeiten, Mondviertel, Sonnen- und Mondfinsternisse und anders mehr angäbe: wer könnte ohne Verrücktheit die Entstehung eines solchen Meisterwerks dem Zufalle zuschreiben, und müßte nicht vielmehr den außerordentlichen Verstand des Künstlers bewundern, der sie gemacht hätte? Aber sind denn die riesenhaften

Körper selbst, von denen jene Kunstuhr nur eine winzige Nachbildung wäre, nicht weit unverwerflichere Zeugen von dem Verstande, der Weisheit und Allmacht des allerhöchsten Meisters? Wie wäre es denn ohne die leitende Hand Gottes möglich, daß im Verlaufe der Jahrtausende von den vielen tausend Millionen Sternen auch nicht einer sich je von seiner Stelle verrücke? Wie wäre es, wenn nicht die göttliche Weisheit sie lenkte, möglich, daß sie so regelmäßig in dem unermeßlichen Raume sich fortbewegen, so daß ihr Auf- und Niedergang, der Lichtwechsel des Mondes, die Sonnenfinsternisse, die Erscheinung der bekannten Kometen u. s. w. sich schon viele Jahre zuvor aufs genaueste bezeichnen lassen? Wiche die Erde auch nur einmal von ihrer Bahn um die Sonne ab, so müßten wir alle entweder verbrennen oder erfrieren. Finge sie einmal an, sich bald schneller, bald langsamer um sich selbst zu drehen, so wäre der Wechsel von Tag und Nacht und demzufolge die ganze Weltordnung gestört. Daß nun dieses nicht geschieht, daß wir nicht einmal zu besorgen haben, es möge vielleicht geschehen, wem anders haben wir es zu verdanken, als dem göttlichen Weltregenten? Ja, die Gestirne verkünden deine Herrlichkeit, o Gott! und das Gewölbe des Himmels bezeugt, daß du es gemacht hast. (Ps. 18.)

Was von den Gestirnen, das gilt von der ganzen Schöpfung. Der Himmel, die Erde, das Meer, der Mensch, die Elemente, Tiere und Pflanzen, alles verbindet und kettet sich offenbar aneinander zu einem großen geregelten Ganzen, welches wir das „Weltall" nennen. Denn daß die Welt keine unförmliche Masse ist, wo Luft, Feuer, Licht, Dampf, Wasser, Erde 2c. planlos unter- und durcheinander liegen, wo alles regellos unter und über sich stürzt, wo nur Mißgeburten hausen, die sich gleich Irrwischen zufällig gebildet haben, lehrt jeden Vernünftigen der Augenschein. Wo aber getrennte Teile zu einem Ganzen sich regelmäßig verbinden, da ist Ordnung, eine um so bewunderungswürdigere Ordnung, je zahlreicher und verschiedenartiger die Teile sind, und je länger die Ordnung dauert. Die Teile des Weltalls sind aber an Zahl und Gattung beinahe unendlich, und die Ordnung dauert bereits sechstausend Jahre. Eine solche kann unmöglich das Werk des blinden Zufalles, sondern nur eines höheren Verstandes sein, der die Teile nach einem gewissen Zwecke wählt, jeden an seine Stelle setzt, alle zusammenfügt und das Ganze leitet und erhält. Über diese Wahrheit nur den leisesten Zweifel hegen, hieße den gesunden Menschenverstand abschwören. — Wer hier von Zufall redet, der faselt gegen seine Überzeugung, oder er weiß nicht, was er sagt. Auf den abgeschmackten Einwurf, daß manches zufälliger

Weise sich füge, daß also auch durch den Zufall eine so schöne Ordnung sich habe herausstellen können, gab schon längst ein heidnischer Weltweiser die passendste Antwort: Mag auch, erwiderte er, ein Schwein mit seinem Rüssel zufällig ein A oder jeden andern Buchstaben in den Sand eingraben, so ist dennoch gewiß, daß es nie ein ganzes Buch wie die Iliade (oder gar die Bibel) zeichnen wird. Das Weltall bauen fordert aber wohl mehr Verstand, als ein Buch schreiben. Welche Thorheit ist es also, an dessen Dasein und wundervoller Ordnung nicht die göttliche Weisheit zu erkennen, die dasselbe erschaffen hat und immerfort regiert! Diese Ordnung ist doch kein Traum, kein eitles Hirngespinst; sie muß notwendig eine Ursache haben. Welches ist diese? Wie gesagt: nicht der Zufall oder das Ungefähr, denn dieses hat weder Regel noch Verstand; eben so wenig unser eigener Verstand, denn dieser entdeckt noch immer neue Geheimnisse in der Weltordnung, die er früher nicht einmal kannte.

In seiner Ratlosigkeit giebt der Gottesleugner vor, diese wunderschöne Ordnung sei lediglich das Werk der Natur. Welcher Unsinn! Was ist denn die Natur? Ist nicht gerade sie die sichtbare Schöpfung Gottes? oder ist nicht eben sie das unermeßlich große Buch, worin wir die Allmacht und Weisheit des Schöpfers in unauslöschlichen Zügen aufgezeichnet finden? Welchem forschenden Auge kann es denn entgehen, daß die Natur nicht anders, als nach einem ihr innewohnenden Gesetze wirkt? Zweifelst du daran? So sage mir denn, warum du nie z. B. einen Elefanten aus einem Vogelei hervorkriechen, oder eine Weintraube aus einer Dornhecke wachsen siehst. Nicht wahr, weil das dem Gesetze der Natur zuwiderläuft? Also hat die Natur ihr Gesetz. Ein Gesetz läßt sich aber nicht denken ohne Gesetzgeber. Wer anders wird aber der Gesetzgeber der Natur sein, als eben Gott, der sie erschaffen hat und unendlich hoch über derselben steht? Denn warum kannst du der Natur nicht vorschreiben, daß es z. B. regne oder schneie oder blitze, oder daß die Sonne scheine, wie und wann du willst? Du kannst es nicht, weil du nicht über der Natur stehst, sondern als ein erschaffenes Wesen selbst zur Natur gehörest. Also die Natur kann nicht sich selber das Gesetz gegeben haben.[41] Nein, nicht die Natur, sondern nur der Schöpfer der Natur, ein persönliches, höchst verständiges Wesen kann ihr Gesetzgeber sein. — Was würdest du sagen, wenn du auf deine Frage nach dem Maler eines wunderschönen Porträts die Antwort erhieltest, der Maler sei kein anderer als die Natur? Das ist unmöglich, würdest du entgegnen, die Natur ist verstandlos; zu einem solchen Meisterwerke gehört aber Verstand. Und welches Meisterstück ist erst der Mensch selber, den das Porträt vorstellt, der Mensch, der sieht, hört, spricht, der Geist und Leben hat! „Ich gebe dir hundert Jahre zum Nachdenken, ob du am menschlichen Körper den geringsten Fehler entdecken könnest," so sprach zu einem Gottesleugner schon ein berühmter Arzt des Altertums, Galenus. Wie viele Wunder schließt nicht das einzige Auge in sich, in dessen Stern sich so getreu eine ganze Landschaft abspiegelt mit tausend und

tausenderlei Dingen! Ganze Bücher sind allein über den wundervollen Bau des Auges geschrieben. Und dann die Seele! Dennoch sollte der Mensch nichts anderes, als das Spiel einer verstandeslosen Naturkraft sein! O der Blindheit! — Freilich erschafft jetzt Gott den Leib des Menschen nicht mehr, wie er den ersten schuf, ohne Zuthun der Natur; aber das ist eben das größte Wunder, daß er die Natur nicht nur schuf, sondern ihr auch gewissermaßen seine schöpferische Kraft mitzuteilen wußte, so daß ein Wesen ein anderes Wesen seiner Art hervorzubringen vermag, und auf diese Weise die Wesen von Anbeginn der Welt bis zu ihrem Ende sich immerfort erzeugen und vermehren. Wohl giebt es Künstler, die ein gutes Uhrwerk zu verfertigen wissen; aber wo sah man je einen eine Uhr zu stande bringen, die von sich selbst wieder andere Uhren hervorbrachte? Wäre das nicht das allergrößte Kunstwerk? Doch bleibt die Natur bei all ihrer Thätigkeit immer nur Werkzeug. Sie wirkt und bringt hervor, ohne selbst zu wissen, auf welche Art und Weise dies geschehe. Daß sie zu einem vernünftigen Zwecke wirkt, daß sie denselben auch erreicht, dies kommt einzig von dem, der, als er die Natur erschaffen hatte, sie segnete und sprach: „Wachset und mehret euch." (1. Mos. 1, 28.) Schön sprach daher die Makkabäische Mutter zu ihren Söhnen: „Ich weiß nicht, wie ihr in meinem Leibe geworden seid; denn nicht ich habe euch Geist, Seele und Leben gegeben, und nicht ich selbst habe Glied an Glied gefügt, sondern der Schöpfer der Welt, der den Menschen bei seiner Erzeugung bildet und der Urheber des Entstehens aller Dinge ist." (2. Makk. 7, 22. 23.)

Von allen Seiten begegnet also dem Menschen die Allmacht und Größe Gottes; er mag über sich, um sich oder in sich blicken. „Die ganze Schöpfung," wie der hl. Athanasius* sagt, „zeigt durch ihre Ordnung und Übereinstimmung wie durch Buchstaben ihren Herrn und Schöpfer an"; sie ist ein allen Völkern der Erde vernehmbares Loblied zur Feier des Schöpfers. „Thöricht sind deshalb alle Menschen, die keine Erkenntnis Gottes haben, die aus den sichtbaren Gütern den nicht begreifen, der da ist, und den Meister aus seinen Werken nicht erkennen; denn aus der Größe der Schönheit an den Geschöpfen läßt sich vergleichungsweise auf deren Schöpfer schließen." (Weish. 13, 1. 5.) Darum sagt der hl. Paulus von den Heiden, daß sie keine Entschuldigung haben, wenn sie an Gott nicht glauben; denn „seit der Schöpfung der Welt ist sein unsichtbares Wesen, nämlich seine ewige Kraft und Gottheit, in den erschaffenen Dingen erkennbar und sichtbar." (Röm. 1, 20.) Und „Gott hat nie unterlassen, Zeugnis von sich selbst zu geben, indem er Wohlthaten spendete vom Himmel aus, Regen und fruchtbare Zeiten gab und mit Speise und Freude unsere Herzen erfüllte." (Apstgsch. 14, 16.)** — Noch einleuch-

* Contra gent. n. 34.

** Die Beweise für Gottes Dasein, welche der Katechismus angiebt, dürften dem Katecheten wohl genügen. Ein metaphysischer Beweis, der von

tender ist dieser natürliche Beweis von dem Dasein Gottes und seinen Vollkommenheiten, wenn wir unser eigenes Herz fragen; denn Gott hat sich auch dem Menschen zu erkennen gegeben

2) „durch die Stimme des Gewissens, welche uns mahnt, vor einem unsichtbaren Rächer des Bösen uns zu fürchten und auf einen Vergelter des Guten zu hoffen."

„Wessen Auge dich, o Gott! nicht sieht, der hat nie etwas gesehen; wer dich nicht fühlt, hat nie etwas gefühlt." So der geistreiche Bischof Fenelon. Ja, wir sehen Gott in der sichtbaren Schöpfung, und wir fühlen ihn in unserm unsichtbaren Innern; denn „jegliche Seele hat schon (vermöge ihrer natürlichen Anlage) den Samen der

---

Kindern oder Ungelehrten nicht recht verstanden wird oder nicht einleuchtend ist, bleibt für sie ein schwankender Beweis. Die Grundwahrheit vom Dasein Gottes wurzelt so tief im innersten Heiligtume des menschlichen Herzens, daß wir es nicht einmal wagen möchten, dieselbe dem Kinde als bezweifelbar, gleichsam problematisch hinzustellen; weshalb wir auch die Frage: „Giebt es einen Gott?" im Katechismus geflissentlich vermieden haben. — Voll tiefer Wahrheit sind die Worte, welche Balmes (Briefe an einen Zweifler, Brief 3.) aus dem Munde eines in manch anderer Beziehung zweifelsüchtigen Philosophen über diesen Gegenstand anführt. „Niemals habe ich mir den Kopf darüber zerbrochen, um Beweise für das Dasein Gottes zu suchen. . . . Ich ziehe den Beweis dafür aus meiner Tasche. Wenn ich das complicierte Räderwerk meiner Uhr und die regelmäßige Bewegung derselben betrachte, so wird niemand im stande sein, mich zu überreden, daß dieses durch Zufall entstanden sei, ohne einen ordnenden Geist und ohne das Zuthun eines Künstlers. Die Atheisten sprechen von Zufall, von Combination der Atome, von der Naturkraft und Gott weiß von was für andern Dingen noch; allein mit Verlaub dieser Herren sei es gesagt, alle diese Worte sind ohne Sinn."

Daß Gottes Dasein aus der Natur oder aus der sichtbaren Welt sicher erkannt und erwiesen werden könne, geht unleugbar aus der Lehre der hl. Schrift, sowohl des alten als neuen Bundes, und aus der Lehre der hh. Väter hervor. Wäre der Beweis aus der sichtbaren Natur nicht stichhaltig, nicht genügend, würde dann wohl die hl. Schrift die Heiden, die Gott aus den erschaffenen Dingen nicht erkannten, der Thorheit und einer unentschuldbaren Sünde bezichtigen? Verdient denn jener eine Rüge, der etwas Zweifelhaftes nicht für wahr hält, der einer Wahrheit seine Zustimmung versagt so lange, bis sie erwiesen ist? Zeugnisse der Väter anzuführen, ist hier der Ort nicht, (man findet sie bei Kleutgen, Theol. d. Vorzeit Bd. 2. S. 33 u. ff.) wäre auch nunmehr nach der Entscheidung des Vatikanischen Konzils überflüssig. Die Worte des Konzils lauten (Sitz. 3. Kap. 2.): „Die heil. Mutter, die Kirche, hält fest und lehrt, daß Gott, der Anfang und das Endziel aller Dinge, durch das natürliche Licht der menschlichen Vernunft aus den erschaffenen Dingen mit Gewißheit erkannt werden kann, „„denn das Unsichtbare an ihm wird seit Erschaffung der Welt in den erschaffenen Dingen durch den Verstand erschaut."" Und (Kan. II. 1.): „Wenn jemand sagt, der eine und wahre Gott, unser Schöpfer und Herr, könne aus den geschaffenen Dingen durch das natürliche Licht der menschlichen Vernunft nicht mit Gewißheit erkannt werden; so sei er im Banne." Sonach läßt sich nicht mehr bezweifeln, daß diese Lehre in der Schrift enthalten ist und ohne Häresie nicht geleugnet werden kann.

Erkenntnis Gottes in sich."* Darum sagt schon Tertullian,** „daß die Seele mit dem Bewußtsein Gottes von Anbeginn an ausgestattet ist"; und der hl. Cyrillus von Alexandrien,*** „daß die Erkenntnis vom Dasein Gottes uns von Natur aus innewohne." Dasselbe lehrt uns der hl. Hieronymus.† Dieser Meinung sind nicht nur die hl. Väter und kirchlichen Schriftsteller, sondern auch die heidnischen Weltweisen Aristoteles, Plato, Cicero, Seneka u. a. Um dieselbe zu begründen, berufen sie sich auf die unleugbare Thatsache, daß alle, auch die rohesten Völker der Erde von Gottes Dasein überzeugt seien. Und hier urteilen sie ganz richtig; denn nimmt man nicht an, daß Gott allen Herzen den Samen seiner Erkenntnis eingesenkt hat, so läßt es sich kaum begreifen, wie selbst die wildesten und unwissendsten Völkerschaften, welche von jeher weder mit uns, noch mit andern gesitteten Nationen in Berührung standen, dennoch in der Überzeugung von Gottes Dasein mit uns übereinstimmen. Als die europäischen Seefahrer vor etlichen Jahrhunderten Amerika entdeckten, fanden sie bei den meisten Einwohnern dieses neuen Weltteiles eine fast tierische Lebensweise und das Licht der Vernunft beinahe erloschen; aber nicht erloschen war deren Glaube an Gott, wenngleich sie den wahren Gott nicht erkannten. Nicht anders verhält es sich nach den glaubwürdigen Berichten von Zeitgenossen mit den rohen Völkern des grauen Altertums. Schon der heidnische Weltweise Plutarch†† machte die Bemerkung, daß es leichter sei, Städte ohne Mauern, ohne Paläste und Könige, auch ohne Münze und Wissenschaft zu finden, als eine Stadt ohne Kenntnis einer Gottheit, die von Gebeten, Eidesformeln und Opfern nichts wüßte. Woher nun diese so gleichförmige Erscheinung zu allen Zeiten und an allen Orten, wenn nicht im Innern des Menschen etwas ist, das ihn zu Gott hintreibt? Es ist dieses noch eine Spur des uns angebornen, aber durch die Sünde entweihten Seelenadels; denn wir sind ja „vom Geschlechte Gottes" (Apstgsch. 17, 29.) Daher kommt es auch, daß im heißen Drange seines Herzens, im Schrecken oder in plötzlicher Gefahr der Heide nicht seine Götzen anzurufen pflegte, sondern ebenso ausrief, wie wir Christen: „Großer Gott! guter Gott! Gott helfe!" u. dgl. So bezeugen Tertullian, Cyprian, Laktantius, Arnobius, die mit und unter den Heiden lebten, und der erste ruft deshalb aus: „O Zeugnis einer von Natur aus christlichen Seele!"†††

Nichts beweist jedoch kräftiger dieses eingeborne Bewußtsein von Gott, als die **Stimme des Gewissens**. Es ist nun einmal ein Naturgesetz vorhanden, „ein allgemeines, unveränderliches, ewiges Gesetz,"†††† das Könige wie Bettler bindet und sich von keinem andern Gesetze aufheben oder beschränken läßt, sondern selbst die Grundlage aller übrigen Gesetze ist; ein Gesetz, das wir nicht erst aus Büchern mühsam erlernt haben, sondern das allen Herzen eingeprägt, allen eingeboren ist, wodurch wir das Gute vom Bösen,

---

* Severian von Gabala, serm. de sigill. libror. n. 2. ** Adv. Marc. 1. 10. *** Contra Iulian. L. 2.

† In ep. ad Galat. c. 1. †† Adv. Colot. 31. ††† Apolog. c. 17. Vgl. Kleutgen, Philosoph. der Vorz. Bd. 1. n. 436. ff. †††† Cicero de republ. L. 3. n. 17.

das Gerechte vom Ungerechten ohne langes Nachforschen zu unterscheiden wissen. Ein Gesetz weist aber notwendig auf einen hin, der dasselbe gab. Wer ist nun jener, der dem Monarchen wie dem Unterthan, dem ungezähmten Wilden wie dem feingebildeten Städter, den Völkern der Vorzeit sowohl als denen unserer Tage dasselbe Gesetz „ins Herz geschrieben hat“? (Röm. 2, 15.) Dieser Gesetzgeber verkündigt sich selber durch die unverkennbare Stimme des Gewissens. — Theodorich, König der Ostgothen, hatte sich mit dem schuldlosen Blute des edlen Symmachus befleckt. Da ereignete es sich eines Tages, daß ihm zur Abendtafel ein Fischkopf von ungewöhnlicher Größe vorgesetzt wurde. Mit einem Schrei des Entsetzens springt Theodorich von der Tafel auf; denn er glaubte ein ihn angrinsendes Gespenst zu erblicken. Ich sehe den Kopf des Symmachus, ruft er aus, seine funkelnden Augen, die Zähne, die mich zerfleischen wollen; fort, fort! Wie wahnsinnig flieht der König aus dem Speisesaal, wirft sich zermalmt vor Schrecken aufs Bett, und nach drei Tagen ist der mächtige Gothenkönig eine Leiche. Der König Konstanz ließ seinen eigenen Bruder Theodosius, einen frommen Diakon, ermorden und zwar am nämlichen Tage, wo ihm derselbe den Kelch mit dem hochheiligen Blute gereicht hatte. Von dieser Stunde an verfolgt ihn Tag und Nacht schreckliche Todesangst. Wohin er geht, wohin er sich wendet, scheint es ihm, als sehe er seinen Bruder in der Diakonenkleidung, ihm einen Becher voll Blut darreichend mit den Worten: Trinke, Bruder, trinke! Er flieht von Konstantinopel nach Italien und Sicilien, um eine Ruhestätte zu finden; aber umsonst. — Woher die folternde Angst bei diesen zwei königlichen Verbrechern? Kein Richter auf Erden zieht sie zur Verantwortung; kein Henkerbeil bedroht sie; die schuldlos Gemordeten können ihnen nichts anhaben; sie sind im Reiche der Toten. Aber die Übelthäter wissen, und jeder Übelthäter weiß es, daß jenseits ein Richter ist, zu dessen Thron das unschuldig vergossene Blut um Rache schreit, und dessen strafender Hand niemand entrinnt. Deshalb kommt „Jammer und Angst über jegliche Seele eines Menschen, der Böses thut.“ (Röm. 2, 9.) Denn dieser unsichtbare Richter hat seinen Sitz im Innern des Frevlers aufgeschlagen; er läßt sich nicht bestechen mit Gold, nicht täuschen durch Lüge, nicht besänftigen durch Schmeichelei; und das Dunkel der Nacht ist hell vor ihm wie der Tag. Dieser unsichtbare Richter (wer möchte es leugnen?) ist Gott, der ewige Vergelter, wie des Guten, so des Bösen, der schon hienieden jede Übertretung seines ins Herz geschriebenen Gesetzes durch die verdammende Stimme des Gewissens bestraft; denn es liegt vor Augen, daß nicht der Mensch sich diesen

lästigen Richter geschaffen hat, der gegen ihn zeugt, ihn ängstigt, verfolgt, peinigt und ihm somit den gehofften Sündenlohn, seine Freude verbittert. Es ist also ein Gott, das Gewissen bezeugt ihn: es ist ein heiliges, gerechtes, allwissendes, unsichtbares Wesen, welches unser Herz gebildet, ihm das Naturgesetz eingeprägt und in ihm den unbestechlichen Richterstuhl des Gewissens, vor dem auch der Gottesleugner erbebt, aufgestellt hat.[42] Wie sollte ein Christ dieses nicht einsehen, da schon ein Heide es so klar erkannt und so trefflich ausgesprochen hat? „Nahe bei dir ist Gott," so spricht Seneka, „er ist mit dir, in dir; ja ein heiliger Geist thront in uns, ein Beobachter und Wächter über Gutes und Böses."

Wenn aber Gott sich selbst seinen Feinden durch die Stimme des Gewissens offenbart, um wie viel mehr wird er sich seinen Freunden zu erkennen geben? Doch diesen nicht als Rächer, sondern als Belohner; denn das Gewissen klagt nicht nur an, sondern spricht auch los. (Röm. 2, 15.) Daher der ungetrübte Friede und der süße Trost, den der Gerechte kostet, wenn auch seine redliche Absicht mißkannt und seinem Verdienst mit Undank, Kränkung und Verfolgung vergolten wird. Mag man ihm Geld, Leben, guten Namen rauben; Gott, die Quelle wahrer Freude, wird man seinem Herzen nicht entreißen. Ja, der Gerechte ganz besonders fühlt Gott in seinem Herzen, fühlt seine Nähe, erfährt täglich Gottes Liebe und unverkennbaren Schutz; fester ist er demnach von seinem Dasein überzeugt, besser kennt er ihn, als wenn er mit leiblichen Augen ihn vor sich sähe; denn diese schauen nur die äußere Gestalt, dem Herzen aber erschließt sich Gottes inneres Heiligtum. Der Gerechte „wandelt vor Gott, wandelt im Lichte, und im Lichte wandelnd wird er immer mehr in das Licht verklärt; und verklärt in das Licht, wie soll er noch zweifeln können, ob das Licht sei,"* wie soll er das Licht nicht erkennen? Der gottselige Mönch Julian konnte den Namen Gottes nicht lesen, nicht hören, ohne in Thränen zu zerfließen; denn dieses einzige Wort sagte ihm unendlich viel. — Sogar die so tief gesunkenen Heiden waren verständig genug, um einzusehen, daß vor allem Tugend und Herzensreinheit zur Erkenntnis des göttlichen Wesens führen. Auf der Insel Kreta hing über dem Götzenbilde des Jupiter Olympius eine Tafel mit den Worten: „Niemand kann mich erkennen, als der mir ähnlich werden will." Und neben dem Bild der Göttin Pallas stand geschrieben: „Die Götter geben sich dem Herzen zu verstehen und verbergen sich vor denen, die sie mit dem Kopfe begreifen wollen."

---

* Sailers Grundlehre.

Wodurch hat sich Gott dem Menschen auf übernatürliche Weise zu erkennen gegeben?

„Durch die Offenbarung, welche er „„vielfach und auf vielerlei Weise"" (Hebr. 1, 1. 2.), anfangs durch die Patriarchen und Propheten, und zuletzt durch seinen Sohn Jesus Christus uns gegeben hat." (Siehe S. 32.)

Diese Offenbarung durch Jesus Christus ist die strahlende Mittagsonne, womit es Gott gefiel, die Welt in der Fülle der Zeit zu erleuchten. Denn wiewohl auch die Vernunft imstande ist, sich von dem Dasein Gottes zu überzeugen und zu erkennen, daß derselbe höchst mächtig, weise und gerecht, der Urgrund alles Seins und die Quelle alles Guten sein muß,* so war dennoch in der heidnischen Vorzeit diese natürliche Erkenntnis gleich einem Dämmerungslichte, welches in der grauen Nacht der Abgötterei nur schwach und mühsam durchschimmerte. Stand doch selbst zu Athen, dem weltberühmten Sitze aller Wissenschaften und schönen Künste, ein Altar mit der Inschrift: „Dem unbekannten Gotte." (Apstgsch. 17, 23.) So groß war die Unwissenheit auch der Weisesten der Heidenwelt in göttlichen Dingen! Wer war aber daran Schuld? Nicht so sehr die Vernunft, als das verderbte Herz der Menschen und die dünkelhafte Anmaßung ihres Geistes. „Denn nachdem sie Gott," schreibt der hl. Paulus, mittelst der Vernunft „erkannt hatten, haben sie ihn nicht als Gott verherrlicht, noch ihm gedankt, sondern vergingen sich in ihren eitlen Gedanken, und ihr unverständiges Herz war verfinstert; sie gaben sich für Weise aus, sind aber zu Thoren geworden." (Röm. 1, 21. 22.) Also vom Stolze und von der Verhärtung des Herzens kam die Erblindung des Verstandes in Beziehung auf Gott. Dennoch verstieß sie der Allgütige nicht, sondern nachdem er ihre Unwissenheit in großer Langmut ertragen hatte (Apstgsch. 17, 30.), gefiel es seiner Weisheit und Güte, sich neuerdings der Welt kundzuthun, nicht mehr wie früher durch erleuchtete, heilige Männer, sondern, was unvergleichbar mehr ist, durch seinen eigenen Sohn, der da ist „das wahre Licht." (Joh. 1, 9.) „Denn niemand," spricht der hl. Johannes (1, 18.), „hat Gott je gesehen: der eingeborne Sohn, der im Schoße des Vaters ist, der hat es uns erzählt." Ja, er hat uns erzählt vom alleinigen Gott in drei Personen, der in einem unzugänglichen Lichte wohnt (1. Tim. 6, 16.); vom Vater der Erbarmungen, welcher die Welt so sehr geliebt hat, daß er seinen eingebornen Sohn hingab (Joh. 3, 16.); von ihm, dem Sohne

* S. Römisch. Katechism. T. 1. Art. 1 n. 7.

der Liebe, welcher in die Welt kam, um selig zu machen, was verloren war (Luk. 19, 10.); vom hl. Geiste, dem Tröster und Seligmacher, welchen der Vater und der Sohn uns sandten, damit er bei uns bleibe in Ewigkeit. (Joh. 14, 16.) Er hat uns das tiefe Geheimnis geoffenbart, welches von Ewigkeit her in Gott verborgen war (Ephes. 3, 9.): die anbetungswürdigen Ratschlüsse der göttlichen Liebe und Barmherzigkeit zur Erlösung und Heiligmachung des sündenbelasteten Menschengeschlechtes. Mit einem Worte, er hat uns in seiner Erbarmung die genügendsten und zuverlässigsten Aufschlüsse über die Gottheit erteilt. Wie mangelhaft wären unsere Kenntnisse von Gottes unbegreiflicher Natur und unendlichen Vollkommenheiten ohne Christus! Erst durch ihn sind sie geläutert, vervollständigt und vollkommen bestätigt worden. Welches Glück! Von der Finsternis in das wunderbare Licht des Glaubens versetzt (1. Petr. 2, 9.), wissen wir jetzt, ja weiß schon jedes stammelnde Kind, was vor Christus keiner von den hochgepriesenen Weltweisen je zu erkennen vermochte; und das, was jenen erst nach ungeheurer Anstrengung und nur spärlich, wie im trüben Dämmerungsscheine wahrzunehmen gelang, das wissen wir nun ohne Mühe klar und zuverlässig auf das Wort der ewigen, unfehlbaren Wahrheit, ohne Beimischung von irgend einem Irrtum. Dafür sei dem Herrn ewiger Dank und Preis!

Ob nun trotz dieser vielen unverkennbaren Zeugnisse für Gottes Dasein es dennoch Menschen gebe, die im Ernste an keinen Gott glauben, ist sehr zu bezweifeln; aber allerdings giebt es auch heute, wie zur Zeit des hl. Paulus, „Kinder des Unglaubens, in denen der Fürst (der höllischen Finsternisse) wirksam ist“ (Ephes. 2, 2.); Leute, die entweder vom Stolze geblendet oder durch die Sinnenlust vertiert, sich und andere bereden möchten, daß der Glaube an Gott ein leeres Hirngespinst sei. Ach, wie tief muß ein solcher Mensch gesunken sein! Sogar dem Wilden in den Sandwüsten Afrikas sagt die gesunde Vernunft, daß ein Gott ist; [43] und schon die alten Heiden verbannten die Gottesleugner aus dem Lande, in der Überzeugung, daß es keine verderblichere Pest auf Erden geben könne, als sie;* und unter uns, unter christlichen Nationen, sollen derlei Scheusale von Menschen anzutreffen sein, die den Glauben an einen unsichtbaren Gott, welcher über der Welt steht, verhöhnen? Ach, der entsetzlichen Blindheit! — Glauben ist ihnen Thorheit! Aber sie, die starken Geister, glauben sie denn nicht auch? O, was für Dinge glauben sie nicht! Was nur immer unvernünftig und unglaublich ist. Sie glauben, daß Wirkungen ohne Ursache, d. h. Gemälde ohne Maler, Uhren ohne Uhrmacher, Häuser ohne Baumeister entstehen können. Sie glauben, daß es Gesetze ohne Gesetzgeber, Regelmäßigkeit ohne Regel, Zweckmäßigkeit ohne Zweck, Ordnung ohne Ordner, oder aber einen Zufall von unübertrefflichem Verstande und höchster Weisheit gebe. Sie

* Plato, lib. 10. de legib.

glauben endlich, daß alle Menschen von Anbeginn bis jetzt im Irrwahne oder im Traume gelebt, und daß nur ihnen, den großen Denkern! das Vernunftlicht aufgegangen sei. — Gesetzt aber, es gelänge ihnen wirklich, den Glauben an Gott abzuschaffen und die Welt nur mit Atheisten, d. h. mit Gottesleugnern anzufüllen; wie werden sie dieselben regieren? Wie werden sie Zucht und Ordnung aufrecht erhalten? Weil es für den Atheisten keinen Gott giebt, so ist auch nichts ihm heilig, keine Pflicht, kein Gesetz, keine Mahnung des Gewissens; er fürchtet keine Sünde, kein Verbrechen, fragt nicht nach Himmel und Hölle. Daß keine Rede sein könne von Edelmut, Liebe, Wohlthätigkeit, nicht einmal von Naturrecht, leuchtet von selbst ein. All ihr Naturrecht besteht darin, daß unter den Menschen die stärkern über die schwächern herrschen, wie unter den Fischen die größeren die kleineren fressen.* Was anderes kann also eine Welt voll Gottesleugner sein, als eine Räuberhöhle und scheußliche Mördergrube? Bedürfte es noch eines weitern Beleges, so könnte hiezu das Geständnis des so berüchtigten Freigeistes Voltaire dienen. „Ich möchte nicht um alles in der Welt," schreibt er,** „mit einem Fürsten zu thun haben, der Gott leugnet; denn fände er seinen Vorteil darin, mich in einem Mörser zerstoßen zu lassen, so würde er es sicher thun. Und wäre ich Fürst, so möchte ich ja nicht Höflinge, die Gott leugnen, um mich haben; denn könnte es ihnen Nutzen bringen, mich zu vergiften, so müßte ich aus Vorsicht täglich Gegengift einnehmen."

4. Einheit Gottes.

Ist mehr als ein Gott?

„Nein, es ist nur ein Gott."

„Ich bin Gott, und es ist sonst kein Gott, und keiner ist mir gleich." (Is. 46, 9.) „Der Herr unser Gott ist ein einziger Gott." (5. Mos. 6, 4.) Die Lehre von der Einheit Gottes ist in der hl. Schrift so oft und so klar ausgesprochen, daß es überflüssig scheint, weitere Zeugnisse anzuführen. Die Vernunft thut ihrerseits ganz denselben Ausspruch. Und in der That, annehmen, es gebe mehr als einen Gott, wäre eben so thöricht als gottlos. Denn gäbe es mehrere Götter, so wären sie entweder ganz gleich oder ungleich. Wären sie ganz gleich, so würde keiner das höchste und vollkommenste Wesen, mithin keiner Gott sein, weil keinem das unterscheidende Merkmal der Gottheit, nämlich der Vorzug, über alles zu sein und allem zu gebieten, zukäme. Wären sie ungleich, so würde aus dem eben angeführten Grunde nur jener eigentlich Gott sein, der aus allen der Höchste und Vollkommenste wäre. Wie es unmöglich ist, daß zwei Könige zu gleicher Zeit den nämlichen Platz auf dem nämlichen Thron einnehmen, so läßt sich

* So lehrt ausdrücklich Spinoza (Tract. Theol. polit. c. 16. de jure uniuscujusque naturali et civili p. 83.), aus dessen Schriften die neuern Atheisten und Pantheisten ihre Weisheit schöpften.

** Diction. philos. art. Athéisme. s. 4.

auch unmöglich denken, daß irgend ein anderer mit Gott den Thron seiner Unermeßlichkeit teilen könne. Diese Wahrheit ist so unverkennbar, daß selbst die Heiden, ungeachtet ihrer tiefen Versunkenheit und Vielgötterei, dieselbe nicht völlig mißkannten; denn immer verehrten sie einen unter den Göttern als den Ersten und Höchsten von allen.

Nicht minder unsinnig und gottlos, als die Lehre der Vielgötterei, ist die andere, daß alles, was da ist, (das All) der eine Gott sei. Und doch giebt es in unserm krankhaften Zeitalter auch der Art Wahnsinnige.* Nach ihrer verkehrten Ansicht soll alles, was existiert im Himmel und auf Erden, ein einziges Wesen sein, das sie Gott nennen. Die ganze Welt ist ihnen nichts anderes, als Gott und eine Entfaltung dieses riesenhaften Allgottes. Diejenigen, die so faseln, nennen sich Pantheisten, vom griechischen Worte Pan (Alles) und Theos (Gott), um sich von den Atheisten, die gar keinen Gott annehmen, zu unterscheiden; im Grunde aber ist ihre Lehre um kein Haar besser, ja noch schlechter, als jene der Atheisten. Denn kann wohl etwas Thörichteres gedacht werden, als ein Gott, wie die Pantheisten ihn uns schaffen möchten: ein Gott, der alles ist, mithin auch tausenderlei Veränderungen und Wechseln unterworfen ist? Ein Gott, der denkt als Mensch, wächst als Baum, blüht als Blume, fließt als Wasser, kriecht als Wurm, brüllt als Löwe, brummt als Bär, bellt als Hund . . . ? Ein Gott, der keusch ist in der christlichen Jungfrau, wollüstig im Wüstling, wohlthätig in dem Mitleidigen und blutdürstig in dem Tyrannen, kurz ein Gott, der Inbegriff wie aller Tugend so auch aller Lasterhaftigkeit? Haben die blinden Heiden je ein so häßliches Zwitterwesen als Götzenbild aufgestellt?** Und das soll (man höre!)

* Der Glaube an einen persönlichen Gott wurzelt zu tief im menschlichen Herzen, als daß er je ausgerottet werden könnte. Aber in einer Zeit, wo eine zügellose Tagespresse bemüht ist, alle und jede Grundpfeiler der bürgerlichen Ordnung zu unterwühlen; wo Gotteslästerer, welche die Heiden mit Landesverweisung und die Türken mit dem Strange bestraft hätten, den Ruhm der Freisinnigkeit ernten; wo das Gift des Atheismus und Pantheismus auf die perfideste Weise dem Volke beigebracht wird (Sieh „Heimkehr vom Himmel zur Erde," ein Buch für freie Christen von Schmidt.); wo man in allem Ernste sich bestrebt, den krassesten Pantheismus sogar unter der Firma des hl. Evangeliums und der Christuslehre einzuschmuggeln, und das Wort des Satans: „Ihr werdet sein wie die Götter" als die höchste Wahrheit anpreist (S. Laien-Evangelium., Jamben von Fr. Sallet.); in einer so gefahrvollen Zeit mag es da oder dort nicht unzweckmäßig sein, auch von heiliger Stätte aus das Ungereimte und Verderbliche solcher Gottlosigkeit zu zeigen. Sah doch selbst das Vatikanische Konzil sich in die Notwendigkeit versetzt, den so krassen Unsinn des Pantheismus in mehreren Kanones (zum 1. Kap. der 3. Sitzung) ausdrücklich zu verdammen. Es versteht sich aber von selbst, daß dabei die größte Umsicht und Klugheit notwendig ist, zumal wenn man zu Kindern oder vor dem Volke spricht, damit man nicht durch unzweckmäßiges Bekämpfen des Unglaubens die ersten Keime desselben ins Herz lege.

** Von dem Pantheismus, der Lieblings-Theorie unserer sogenannten philosophischen Aufklärung, sagt selbst der Skeptiker Bayle (Diction. histor. et crit. art. Spinoza), ein Mann mit gesundem Sinne würde sich eher

das Schönste und Höchste sein, was der menschliche Geist je ausgedacht hat! Das die Schöpfung der heutigen Weltweisheit! Auf das Wort dieser Weisen hin soll ich im Widerspruche mit meinem innigsten Bewußtsein, gegen die klarste Einsprache des gesunden Menschenverstandes glauben, daß ich, selbstdenkendes und selbstwollendes Wesen, eins und dasselbe sei mit Gott, mit dem Juden, dem Türken, dem Straßenräuber, dem Hunde.... Das heißt Aufklärung! Philosophie! Wahrlich, hier oder nirgends gilt der Spruch des hl. Augustin: „O der großen Gelehrten große Thorheiten!" * (wohl auch Gottlosigkeiten!) Und diese verwerflichste aller Lehren will man auch dem noch gesunden Kerne des Volkes einimpfen! Heißt das nicht alle gesellschaftliche Ordnung planmäßig und von Grund aus zerstören? Wie kann da noch eine Spur von Gesittung bestehen, wo die Tugend nur mehr ein leeres Wort und das Laster vergöttert ist? Dies ist aber das notwendige Ergebnis dieser gottlosen Lehre; denn was sind im Sinne derselben die abscheulichsten, fluchwürdigsten Verbrechen? Nichts, als notwendige Folgen einer göttlichen Thätigkeit, als eine naturgemäße Entwicklung des Allgotts. Ob ich mein Gewand dem Armen gebe, oder den Dolch in die Brust meines Vaters senke, das eine ist so gut, wie das andere; denn wo alle Wesenheit Gott ist, da ist notwendig alle Thätigkeit göttlich; mit andern Worten: was der Allgott thut, kann nur göttlich sein. „Jeder denkende Geist," sagt ein neuerer Schriftsteller,** „muß zuletzt sagen, daß es nach dieser Lehre keine Freiheit, keine Tugend, kein Verbrechen, keine Sittlichkeit, keine Gesetze mehr giebt, daß kein Gericht, keine geordnete menschliche Gesellschaft mehr möglich ist. Denn der Richter ist Gott, der Verdammte ist Gott, der Henker ist Gott, das Gute ist Gott, das Böse ist Gott. Das ist eine Weltanschauung, die jede edle Seele, jeden gesunden Kopf empören muß." Nein, schrecklicher könnte Gott die Welt nicht strafen, als wenn er sie unter die Herrschaft der Pantheisten stellte!

Warum sagen wir im apostolischen Glaubensbekenntnisse: „Ich glaube an Gott" und nicht bloß: „Ich glaube Gott"?

„Weil wir nicht bloß glauben sollen, daß ein Gott ist, und daß alles wahr ist, was er gesagt hat, sondern uns zugleich mit Liebe und Vertrauen an Gott hingeben sollen."

---

entschließen, mit eigenen Zähnen und Nägeln die Erde umzuhacken, als sich um die Vertretung einer so abgeschmackten und widersinnigen Lehre zu bemühen. Sie enthalte den schändlichsten und tollsten Unsinn, der sich denken läßt; sie stelle einen Begriff von Gott auf, welcher unendlich thörichter und abscheulicher sei, als alles, was je die heidnischen Dichter in Bezug auf die Gottheit ersonnen haben; denn diese bürdeten doch den Göttern nicht alle Schandthaten und Verbrechen auf, die von dem gesamten Menschengeschlechte je verübt wurden. Aber im System der Pantheisten ist alles Gott, Gott demnach das einzige thätige und leidende Wesen, welches existiert, er allein ist folglich Grund wie Ziel von allem Bösen in der Welt, es mag vergangen, gegenwärtig oder zukünftig sein.

* Magna magnorum deliramenta doctorum. (Serm. 241. c. 6. alias de temp. 143.) Der Freigeist oder sogenannte Lichtfreund kann die Geheimnisse unserer hl. Religion nicht glauben, weil sie unbegreiflich sind; aber begreift er denn besser solchen Unsinn?

** Barthe, die religiöse Wahrheit Kap. 7.

Um dieses gehörig zu verstehen, merke man sich den Unterschied zwischen den Redensarten: Gott (dem Herrn) glauben, einen Gott glauben, und an Gott glauben. „Gott glauben," heißt glauben, daß alles, was Gott gesagt hat, wahr ist; „einen Gott glauben," heißt glauben, daß es einen Gott giebt. „An Gott glauben," schließt im Sinne der Kirchensprache auch noch eine Richtung des Willens auf Gott ein und heißt sonach, Gott mit gläubigem Herzen erfassen, sich ihm hingeben mit Liebe und Vertrauen.* Jener Glaube ist also vollkommen, wodurch wir nicht nur unsern Verstand Gott, als der unfehlbaren Wahrheit, unterwerfen, sondern zugleich angetrieben werden, Gott als das höchste Gut zu lieben und nach ihm, als unserm letzten Ziel und Ende, zu verlangen. Glauben, daß alles wahr sei, was Gott geoffenbart hat, können viele, selbst die Bösen. Sie glauben wohl, daß Gottes Aussage wahr ist, wollen sich aber aus Trägheit die erkannte Wahrheit nicht aneignen. Glauben, daß Gott sei, können selbst die Teufel. Hingegen an Gott glauben, das verstehen nur jene, die ihn lieben, die nicht bloß dem Namen nach Christen sind, sondern auch durch ihre Werke und ihren Wandel sich als solche bekunden; denn „ohne diese Liebe ist der Glaube ein leerer, fruchtloser Glaube." Ebenso wie im Katechismus lauten auch die Worte des hl. Augustinus (Rede 144.): „Wer Glauben hat ohne Vertrauen und Liebe, der glaubt zwar das Dasein Christi, glaubt aber nicht an Christus." — Aus der so eben gegebenen Erklärung erhellt, warum wir im apostolischen Symbolum zwar sagen: „Ich glaube an Gott den Vater . . . den Sohn . . . den heiligen Geist"; aber nicht: „Ich glaube an eine heilige, katholische Kirche, an die Gemeinschaft der Heiligen," sondern: „Ich glaube die heilige" u. s. w.; denn Gott allein geben wir uns hin, als dem höchsten, besten Gute und unserm letzten Ziel und Ende.

Nutzanwendung.

Etwas Großes muß es sein um das menschliche Herz, m. l. K.! Giebt uns jemand Gold und Edelsteine, überhäuft er uns mit allen äußern Zeichen der Freundschaft und Liebe, wissen wir aber, daß sein Herz nicht dabei ist, so sind wir unbefriedigt und legen keinen Wert auf seine Gaben. Darum bieten die Menschen so vieles auf, um ein einziges Herz zu gewinnen; daher entfaltet die tückische Welt ihre Flitterpracht, darum lockt der böse Feind durch lügenhafte Verheißungen: das Menschenherz wollen

* *S. August.* (Tract. 29. in Joan.) Quid est *credere* in *Deum?* Credendo amare, credendo diligere, credendo in eum ire et ejus membris incorporari.

sie erobern, um jeden Preis es besitzen. Allein wie viel größer und wertvoller muß uns dieses Herz nicht erscheinen, wenn wir sehen und erwägen, daß Gott selbst, der unendlich Erhabene, Reiche und Glückliche, sich um dasselbe bewirbt! Und das thut er wirklich Tag und Nacht; so oft euer Puls schlägt, ruft er als zärtlich liebender Vater einem jeden aus euch zu: „Gieb mir, mein Kind, dein Herz.“ (Spr. 23, 26.) — Werdet ihr anstehen, es ihm zu schenken? Hat er nicht das Recht darauf? Soll der Allmächtige das Herz nicht besitzen, das er gemacht, das ihm, als dem Herrn aller Dinge, ganz angehört? Verdient er nicht, m. K., daß du es ihm weihest, daß du ihn liebest? Dein Herz ist gemacht zum Lieben, wie die Sonne zum Leuchten, wie der Adler zum Fliegen; es ist geschaffen zum liebenden Besitze des Guten und Schönen. Wer ist aber vollkommener als Gott, der Inbegriff unendlicher Vollkommenheiten? Wer ist schöner als Gott, der Urquell alles Schönen und Liebenswürdigen? Dein Herz liebt Macht, Weisheit, Güte, Heiligkeit, Schönheit; und du solltest Gott nicht über alles lieben, Gott den Allmächtigen, Allweisen, Allgütigen, Gott den unendlich Heiligen, Gott das höchste, unendliche Gut, voll ewiger, unwandelbarer Schönheit? Selbst wenn er dich nicht liebte, müßtest du ihn lieben, weil er an sich das höchste, vollkommenste Gut ist; um wie viel dringender wird also die Pflicht, ihm deine Liebe zu schenken, da er dich mit ewiger, unendlicher, mit höchst freigebiger und uneigennütziger Liebe liebt und geliebt hat, bevor du ihn nur lieben konntest? — Und warum begehrt er dein Herz? Ist es nicht, um dich zu beglücken, ewig zu beglücken? um an seinem Herzen dem deinigen Ruhe zu gewähren? . . .

Das Herz Gott schenken heißt aber nicht bloß ihm mit Worten sagen: Mein Herr und mein Gott, sieh, ich schenke dir mein Herz! Nein, wir müssen Gott auch in der That lieben, wir müssen thun, was er will, hingegen meiden, was er verbietet, und dürfen nicht lieben, was mit der Liebe Gottes unverträglich ist: die Sünde. Wir müssen Gott dienen, seine heiligen Gebote halten, mit reinem, frommem, tugendhaftem Herzen vor seinem allsehenden Auge wandeln. Glückselig das Kind, das von frühesten Jahren an die Stimme des Vaters im Himmel hört und auf dessen Wegen wandelt! — Leider giebt es leichtsinnige Menschen, die nicht so denken, die da sagen, die Zeit der Jugend sei eine Zeit des Vergnügens, im reifen Alter könne man noch genug beten und Buße thun. Gott behüte euch vor der Verkehrtheit und Blindheit solcher Verführer! Wie, m. K., ihr solltet lieber dem verworfenen Kain, als dem unschuldigen Abel ähnlich werden

wollen? Wie, ihr solltet nicht wie dieser das Beste, die zarten Erstlinge eures Lebens, einen unbefleckten Leib und ein reines Herz, sondern wie jener das Schlechtere, gleichsam harte, angefaulte Spätfrüchte dem Herrn darbringen wollen! Wäre das eures guten Herzens und eures Gottes würdig? Wenn ihr in der Jugendzeit Gott nicht dienen wollet, werdet ihr es in spätern Jahren wollen, wo die bösen Neigungen mit jedem Tage mächtiger und zuletzt gewissermaßen unbändig werden? Oder glaubet ihr, es sei so leicht, böse Gewohnheiten abzulegen? „Jung gewohnt, alt gethan," lautet ein uraltes, nur zu wahres Sprichwort. Selbst in der hl. Schrift heißt es: „Hat ein Jüngling seinen Weg gewohnt, so weicht er nicht davon, wenn er auch alt geworden." (Spr. 22, 6.) Und wer hat euch denn ein langes Leben verheißen? Könnt ihr nicht auch in der Jugend sterben? Gehet auf den Kirchhof, besehet da die Gräber: findet ihr keines, worin ein Kind von eurem Alter läge? Wie traurig wäre es aber, aus dieser Welt zu scheiden, ohne Gott gedient zu haben; wie schrecklich, im Zustande der Sünde vom Tode überrascht und auf ewig des Besitzes Gottes beraubt zu werden! — Endlich, meine Kinder, ist es denn so hart und mühselig, Gott zu dienen, fromm und tugendhaft zu sein? O nein! süß ist das Joch des Herrn und leicht seine Bürde, ganz besonders wenn man sie von Kindheit an mutig trägt. Das haben unzählbare heilige Kinder erfahren. Erinnert euch an den hl. Aloysius, Casimir und Stanislaus, an die hh. Lidwina, Teresia und so viele andere. Wie glücklich waren sie schon in ihren Kinderjahren, und wie beglückten sie ihre Eltern, Lehrer und Vorgesetzten! Sie hatten ihre Freude an Gott, und Gott hatte seine Freude daran, ihre zarten Herzen, die ihm angehörten, mit unbeschreiblich süßem Himmelstroste zu erfüllen und zu beseligen. Und wie freudig schieden sie nicht aus diesem Leben! Nie hat man dem hl. Aloysius eine angenehmere Nachricht gebracht, als da man ihm seinen nahen Tod ankündigte. „Mit Freude, mit Freude gehen wir," rief er wonnetrunken aus. Wie ganz anders erging es nicht jenem leichtsinnigen Sohne, von dem der göttliche Heiland selbst bezeugt, daß er schmachtend vor Hunger sich nach den Trebern der Schweine sehnte — „aber niemand gab sie ihm." (Luk. 15, 16.) So schenket denn Gott dem Herrn euer Herz, liebe Kinder; er giebt es euch sicherlich tausendmal schöner und glücklicher zurück, dort oben im himmlischen Vaterlande, wo er euch eine Glückseligkeit bereitet hat, die so groß ist, daß kein Auge je eine solche gesehen, kein Ohr von einer solchen je vernommen und keines Menschen Herz eine ähnliche je empfunden hat.

§. 2. Von den drei göttlichen Personen.

„Ich glaube an Gott den Vater."

1. Die göttliche Dreieinigkeit in ihrem Wesen.

Warum sagen wir: Ich glaube an Gott den Vater.

„Wir sagen so, 1) weil Gott unser unsichtbarer Vater im Himmel ist."

Denn a) als Schöpfer oder Urheber der Natur ist Gott der Vater aller Menschen, wie geschrieben steht: „Haben wir denn nicht alle einen Vater? Hat uns nicht ein Gott erschaffen?" (Malach. 2, 10.) und wiederum: „Ist er nicht dein Vater, der dich gemacht und erschaffen hat?" (5. Mos. 32, 6.) — b) Als Urheber der Gnade ist Gott noch besonders der Vater aller Christen, da er sie um der Verdienste Jesu Christi willen mit unendlicher Huld an Kindesstatt angenommen und zu Erben seines himmlischen Reiches gemacht hat. Deshalb schreibt der hl. Johannes: „Sehet, welche Liebe uns der Vater erwiesen hat, daß wir Kinder Gottes heißen und sind." (1. Joh. 3, 1.) „Sind wir aber Kinder," fügt der hl. Paulus bei (Röm. 8, 17.), „so sind wir auch Erben, nämlich Erben Gottes und Miterben Christi."

2) Im apostolischen Glaubensbekenntnisse wird aber Gott vorzüglich deshalb „Vater" genannt, „weil in Gott mehrere Personen sind, von denen die erste in Beziehung auf die zweite, d. i. auf den ewigen, eingebornen Sohn, Vater heißt." Dieses ist der Hauptgrund, warum wir sagen: „Ich glaube an Gott den Vater." Dadurch unterscheiden wir Gott den Vater, der uns erschaffen, von Gott dem Sohne, der uns erlöst, und von Gott dem heiligen Geiste, der uns geheiligt hat.

Wie viele Personen sind denn in Gott?

„Es sind drei Personen in Gott, der Vater, der Sohn und der heilige Geist."

„Drei sind, die Zeugnis geben im Himmel, der Vater, das Wort, (das ist der Sohn) und der heilige Geist, und diese drei sind eins." (1. Joh. 5, 7.) Es sind drei Personen in Gott, der Vater nämlich, welcher von keinem gezeugt ist, der Sohn, welcher von Ewigkeit her vom Vater gezeugt ist, und der hl. Geist, welcher ebenfalls von Ewigkeit her vom Vater und vom Sohne ausgeht. Dieses Geheimnis, wonach Gott einfach in der Wesenheit und dreifach in den Personen ist, nennen wir, wie der Katechismus in

einer der folgenden Fragen sagt, das Geheimnis der allerheiligsten Dreifaltigkeit oder Dreieinigkeit, nach dem Lateinischen auch Trinität. Das Wort „Dreieinigkeit" deutet hauptsächlich das Einssein der drei göttlichen Personen an, während „Dreifaltigkeit" mehr auf deren Auseinandergehen oder Verschiedensein hinweist.

1) Diese geheimnisvolle Lehre sehen wir schon in den Büchern des alten Bundes angedeutet, so z. B. wo Gott in der vielfachen Zahl spricht: „Lasset uns den Menschen machen nach unserm Ebenbilde" (1. Mos. 1, 26.); oder: „Siehe, Adam ist geworden wie einer aus uns"; bestimmter (im Ps. 109): „Es sprach der Herr (Gott) zu meinem Herrn (dem Messias): Setze dich zu meiner Rechten .... Aus dem Innern erzeugte ich dich vor dem Morgenstern", auf welche Stelle Jesus selbst die Juden aufmerksam machte. Zudem ist es sehr wahrscheinlich, daß die jüdische Synagoge eine heilige Überlieferungslehre besaß, die manches erklärte, was in der Bibel nur dunkel angedeutet war. Von einer solchen Überlieferung besitzen die Juden noch mehreres in dem Buche Zohar, wo unter anderm auch über 5. Mos. 6, 4. die Erklärung gegeben wird: „Es sind zwei, womit sich noch eines vereint; und es sind drei, und die drei sind nur eins." Dies alles war jedoch nur ein matter Schimmer, der erst mit Jesus Christus sich in helles Licht verwandeln sollte. Es scheint, daß Gott den Juden eine leise Ahnung dieses hochheiligen Geheimnisses geben wollte, damit sie nicht vorgeben könnten, die Lehre Jesu stehe im Widerspruche mit der Lehre Moses. Doch wollte er ihnen dieselbe nicht enthüllen, damit sie bei ihrer natürlichen Roheit und Neigung zur Vielgötterei nicht Anlaß nähmen, drei Götter zu verehren.

Erst durch Jesus Christus hat sich dieses hochheilige Geheimnis dem Menschen erschlossen. Dasselbe gab sich in feierlicher Weise kund, sobald der göttliche Heiland sein öffentliches Lehramt antrat. Denn bei der Taufe Christi öffnete sich der Himmel über ihm, und der Geist Gottes schwebte wie eine Taube über ihn herab. „Und sieh, eine Stimme rief vom Himmel herab: Dieses ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe." (Matth. 3, 16. und Luk. 3, 21. 22.) Da hören wir den Vater in der vom Himmel schallenden Stimme, sehen den Sohn in der Gestalt eines Menschen und den heiligen Geist in Gestalt einer Taube. Damit begann der Heiland, aber dabei blieb er nicht stehen. Während der drei Jahre seines Lehramtes redete er unzählige Male bald von Gott, seinem Vater, bald von sich, dem Sohne, der eins sei mit dem Vater, bald von dem hl. Geiste, dem Geiste der Wahrheit, den der Vater und er in die Welt senden werden. Besonders merkwürdig sind die Worte des Heilandes (bei

Joh. 14, 16. 17.): „Ich will den Vater bitten, und er wird euch einen andern Tröster geben . . . den Geist der Wahrheit"; und an derselben Stelle (V. 26.) „Der Tröster, der heilige Geist, den der Vater in meinem Namen senden wird, derselbe wird euch alles lehren." Hier ist offenbar von drei verschiedenen Personen die Rede. Denn unstreitig ist der Vater, der gebeten wird, ein anderer, als der Sohn, der bittet, und der heilige Geist, der gesandt werden soll, wiederum ein anderer, als der bittende Sohn und der sendende Vater. Vor dem Hintritt aus dieser Welt schloß Christus sein göttliches Lehramt mit den so bestimmten und feierlichen Worten: „Gehet hin, lehret alle Völker und taufet sie im Namen (nicht in den Namen) des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes." (Matth. 28, 19.)

2) Diese göttliche Lehre haben auch die heiligen Apostel dem Auftrage Jesu gemäß aller Welt gepredigt, wie wir es noch heute aus den Briefen ersehen, welche sie an die christlichen Gemeinden schrieben, in denen sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des hl. Geistes den Gläubigen ihren apostolischen Gruß entbieten und von jeder der drei Personen als von Gott reden und ihr die göttlichen Vollkommenheiten zuschreiben. (Dieses wird ausführlicher bei der Erklärung des 2. und 8. Glaubensartikels nachgewiesen werden.)

3) Diese göttliche Lehre haben die heiligen Kirchenväter von den heiligen Aposteln empfangen und einhellig sowohl schriftlich als mündlich überliefert. Wir finden dieselbe schon in den Schriften der nächsten Nachfolger der heiligen Apostel, bei dem hl. Papst Klemens, dem hl. Bischof Ignatius, dem heiligen Märtyrer Justinus u. s. f. Ihr begegnen wir in den Kirchenversammlungen der ersten Jahrhunderte, und in allen heißt es: So glauben, bekennen und lehren wir, weil unsere Vorfahren, die Nachfolger der hl. Apostel, so geglaubt, bekannt und gelehrt haben. Der heil. Kirchenlehrer Augustinus (Bch. 1 üb. die Dreieinigk. K. 4.) beteuert, daß er keinen katholischen Schriftsteller gefunden, der, wenn er über die hl. Dreieinigkeit etwas geschrieben habe, nicht dasselbe (was die katholische Kirche heute noch vorträgt) gelehrt und durch die hl. Schrift bewiesen hätte. Und schon der heil. Bischof und Blutzeuge Irenäus (Bch. 1 geg. Häres. n. 10.), der nur einige Jahrzehnte später als die Apostel lebte, schreibt: „Die auf dem ganzen Erdkreise bis ans Ende der Erde ausgebreitete Kirche hat sowohl von den Aposteln als von ihren Schülern denselben Glauben empfangen, der da ist an einen Gott, den allmächtigen Vater, und an Jesus Christus, den Sohn Gottes, und an den hl. Geist." Wollte man alle die Texte und Schriften der

hl. Väter über dieses Geheimnis anführen, so müßte man viele Bücher damit anfüllen.

4) Diese göttliche Lehre haben die heiligen Märtyrer im Angesichte des peinvollsten Todes standhaft bekannt und mit ihrem Blute besiegelt. Wir besitzen noch die zuverlässigen Urkunden mehrerer Blutzeugen, z. B. des hl. Polykarpus, Epipodius, Vinzentius, Euplus, Cirycus, Faustus und Januarius, der hl. Afra u. a. m., welche ihren Geist aushauchten, während sie den dreieinigen Gott, Vater, Sohn und heiligen Geist, mit lauter Stimme lobpriesen, oder welche noch vor ihrem Tode laut bekannten, daß sie keinen andern Gott anbeten, als den Vater, Sohn und hl. Geist, den Schöpfer und Regierer der ganzen Welt. [44]

5) Diese göttliche Lehre hat die hl. katholische Kirche a) mit dem Schwert des Glaubens stets siegreich verfochten und uns (Gott sei ewig Dank!) rein und unversehrt erhalten. Schon in den ersten Jahrhunderten verdammte sie die Lehre der Sabellianer und Paulianer, welche den Unterschied der göttlichen Personen aufhoben; dann die der Arianer, welche die Gottheit des Sohnes, und die der Mazedonianer, welche die Gottheit des hl. Geistes leugneten; später bekämpfte sie die Lehre der Tritheisten, so genannt, weil sie die Gottheit in drei Wesen oder drei Götter teilten; in den letztverflossenen Jahrhunderten endlich die der Sozinianer und Arminianer, welche der modernen Vernunftlehre den Weg bahnten; und auch heute kämpft sie unermüdet und unbesiegbar gegen alle die Mächte der Finsternis, welche den Glauben an dieses hochheilige Geheimnis vertilgen möchten. — b) Stets hat sich auch die katholische Kirche beeifert, die Lehre von diesem hochheiligen Geheimnisse überall zu vergegenwärtigen und sie tief unsern Herzen einzuprägen, wie aus ihren Liturgien erhellt. Im Namen der heiligsten Dreifaltigkeit beginnt und beschließt sie alle ihre gottesdienstlichen Handlungen. (Das Kreuzzeichen: „Im Namen des Vaters" u. s. w., die Schlußformel: „Durch Jesum Christum, deinen Sohn, der mit dir und dem heiligen Geiste" u. s. w.) In diesem Namen spendet sie ihre Segnungen aus, erteilt sie in der Taufe das Leben der Gnade, läßt sie die Sünden nach. Und welcher Gesang ertönt häufiger in ihren geweihten Hallen als der Lobspruch: „Ehre sei dem Vater" u. s. w.? [45]

Ist eine jede dieser drei Personen Gott?

„Ja, der Vater ist wahrer Gott, der Sohn ist wahrer Gott, und der heilige Geist ist wahrer Gott," — so daß jede einzelne Person die eine göttliche Natur und Wesenheit samt allen göttlichen Vollkommenheiten besitzt, und ihr sonach der Name Gottes

im strengsten Sinne zukommt.* Daher die Bestimmung des Konzils von Toledo (J. 675), daß „jedwede Person im vollen Sinne Gott (plenus Deus) sei . . . daß die Gottheit in den einzelnen Personen ungeschmälert, und in allen zusammen um nichts vermehrt sei; denn nennen wir alle drei Personen einen Gott, so bezeichnen wir dadurch nicht mehr, als wenn wir eine Person insbesondere Gott nennen." Dieses ist auch die Lehre des allgemeinen Kirchenrates vom Lateran IV. (J. 1215): „Wir glauben und bekennen, daß es ein höchstes, unbegreifliches und unaussprechliches Wesen giebt, das in aller Wahrheit Vater, Sohn und heiliger Geist, das alle drei Personen zusammen und jede insbesondere ist." Es versteht sich demnach von selbst, daß zwei oder drei Personen nicht mehr oder größer als eine sind; da jede schlechthin alles hat, was zum unendlich vollkommenen göttlichen Wesen gehört.

Ist nur ein Gott?

„Ja, die drei Personen sind nur ein Gott; weil alle drei Personen eine und dieselbe unteilbare Natur und Wesenheit haben."

Dieses ist die bestimmt ausgesprochene Lehre der katholischen Kirche sowohl, als auch der hl. Schrift: „Der Vater ist Gott, der Sohn ist Gott, und der hl. Geist ist Gott; dennoch sind nicht drei Götter, sondern nur ein Gott." So lauten die Worte des Athanasianischen Glaubensbekenntnisses, welches in der Kirche stets das größte Ansehen hatte. Von dieser göttlichen Wahrheit sollst du, mein Christ, fester überzeugt sein, als wenn du sie mit den Augen sähest und mit den Händen griffest. Wollte aber jemand dich in deinem Glauben irre machen und dir die verfängliche Frage stellen: Wenn aber der Vater ein Gott, und der Sohn ein Gott, und der heilige Geist ein Gott ist, folgt dann nicht notwendiger Weise, daß es drei Götter gebe? so antworte ihm: Die katholische Kirche lehrt nicht, daß der Vater ein Gott, und der Sohn ein Gott, und der heilige Geist ein Gott ist; denn dieser Ausdruck würde bedeuten, daß der Sohn eine andere Wesenheit als der Vater, und der heilige Geist wieder eine andere als der Vater und der Sohn hätte. Sie lehrt, daß der Vater Gott und der Sohn Gott und der heilige Geist Gott ist, weil alle drei die göttliche Natur oder Wesenheit haben. Da es aber nicht drei göttliche Wesenheiten, sondern nur eine giebt, so giebt es auch nicht drei Götter, sondern nur einen Gott.

---

* Die Gottheit des Vaters wird von niemand, der überhaupt das Dasein Gottes annimmt, bestritten; die des Sohnes wird im 2. und die des heiligen Geistes im 8. Glaubensartikel bewiesen.

Es sei erlaubt, hier ein Gleichnis anzuführen, welches sich in den Werken eines gelehrten Bischofes des vorigen Jahrhunderts weitläufiger entwickelt findet,* wodurch jedoch kein allseitig entsprechendes Bild der Dreieinigkeit aufgestellt werden soll. Gesetzt, Gott schüfe einen Menschen mit drei ganz ähnlichen Leibern und einer einzigen Seele, und man unterschiede diese drei Leiber von einander durch die drei Namen Paul, Peter, Johannes, so könnte man nicht sagen: Paul ist ein Mensch, Peter ein Mensch, Johannes ein Mensch, also sind drei Menschen; denn drei Menschen müssen notwendig auch drei Seelen haben. Mit Recht würde man aber sagen: Paul ist Mensch, Peter ist Mensch, Johannes ist Mensch; dennoch ist nur ein Mensch. Wenn also ein Fall sich denken läßt, wo dreien die Benennung Mensch zukäme, und alle Drei doch nur einen Menschen ausmachten; ist es nicht höchst vermessen zu behaupten, daß in der unergründlichen Gottheit nicht dreien die Benennung „Gott" zukommen könne, und doch nur ein Gott sei?

Der Grund, warum die drei Personen nur ein Gott sind, liegt, wie schon angedeutet worden, darin, weil sie alle drei die eine und dieselbe Natur oder Wesenheit haben. Hätte eine jede Person eine eigene und von der andern verschiedene Wesenheit, wie das bei uns Menschen der Fall ist, so wären drei Götter; aber es verhält sich nicht so. Es ist nur „ein göttliches Wesen, eine göttliche Natur, eine Gottheit, ein Gott." — Diese eine göttliche Natur oder Wesenheit ist aber nicht unter den drei Personen geteilt, sondern in jeder göttlichen Person ganz und ungeteilt; denn die göttliche Wesenheit ist gar nicht teilbar, sondern höchst einfach und unteilbar.**

Es erklärten daher die Väter des allgemeinen Konziliums vom Lateran IV., daß der Vater durch die ewige Zeugung des Sohnes ihm nicht einen Teil seiner Wesenheit gegeben und einen andern für sich behalten habe; denn die Wesenheit des Vaters sei ganz einfach und unteilbar. Auch lasse sich nicht sagen, daß der Vater durch Zeugung dem Sohne seine Wesenheit in einer solchen Weise übergeben, daß er dieselbe nicht auch für sich behalten habe; denn sonst hätte der Vater aufgehört, Wesenheit zu sein. Es erhelle demnach, daß

* *De Pressy*, Evêque de Boulogne, instruct. pastor. sur la Trinité.

** Die Hauptsache bei der Lehre von der hochheiligen Dreieinigkeit ist unstreitbar diese, daß man die Personen unterscheide, ohne jedoch die Wesenheit im mindesten zu scheiden oder zu teilen. Der Katechet geht wohl am sichersten, wenn er sich strenge an die in der Kirche üblichen Ausdrücke hält. Pius VI. (Constit. auctorem fidei) tadelt die Jansenistische Synode von Pistoja, daß sie, anstatt der gewöhnlichen und bewährten Redensart gemäß zu sagen: „Ein Gott in drei unterschiedenen Personen," sich erlaubte zu sagen: „Ein Gott in drei Personen unterschieden." So wäre es auch nicht richtig zu sagen, wie das Konzil von Toledo bemerkt, „die Trinität in einem Gott," sondern man müßte sagen: „Die Trinität ein Gott."

durch die (ewige) Geburt der Sohn die Wesenheit des Vaters ohne alle Schmälerung empfangen, daß so der Vater und der Sohn dieselbe Wesenheit haben: und so seien der Vater und der Sohn und der von beiden ausgehende heilige Geist nur eine und dieselbe Substanz. Etwas Ähnliches sehen wir beim Lichte: das Licht erzeugt Licht oder teilt es mit, ohne daß es dadurch selbst im geringsten geschwächt oder vermindert wird. So und in unendlich vollkommener Weise ist der eingeborne Sohn des Vaters nach dem Ausdrucke des Nicäischen Glaubensbekenntnisses: „Gott von Gott, Licht vom Lichte, wahrer Gott vom wahren Gotte." — Mit vollem Rechte sagen wir also, daß die allerheiligste Dreieinigkeit ein Gott oder eine göttliche Wesenheit, aber nicht, daß sie eine Person sei; denn die eine und einige, unteilbare und ungeteilte göttliche Wesenheit existiert in dreien. Diese eine unteilbare Wesenheit ist der Vater, diese eine unteilbare Wesenheit ist der Sohn, und diese eine unteilbare Wesenheit ist der heilige Geist.*

Ist eine Person älter oder mächtiger, als die andere?

„Nein, alle drei Personen sind von Ewigkeit her, alle sind gleich mächtig, gut und vollkommen, weil alle drei nur ein Gott sind."

Da alle drei Personen nur ein Gott sind, und die Gottheit, wie gesagt, ungeteilt und unteilbar ist; so ist auch jede dieser drei göttlichen Personen wahrer, vollkommener Gott, jede das höchste, vollkommenste Wesen, das alle göttlichen Vollkommenheiten in sich vereinigt. Unmöglich kann also eine Person vollkommener als die andere sein. Jede derselben ist ewig, unveränderlich, allgegenwärtig, allwissend, allweise, allmächtig, unendlich heilig und gerecht, unendlich gütig und barmherzig, unendlich wahrhaft und getreu, mit einem Worte unendlich vollkommen, weil alle drei nur ein und derselbe Gott sind.

Ist also gar kein Unterschied zwischen dem Vater, dem Sohne und dem heiligen Geiste?

„Der Person nach sind sie unterschieden, aber in der Wesenheit sind sie eins."

„Der Vater ist eine andere Person, und der Sohn eine andere Person, und der heilige Geist wieder eine andere Person" (Athanasianisches Glaubensbekenntnis); so daß die zweite Person unsere menschliche Natur annehmen konnte, ohne daß die erste und die dritte sie annahmen; und daß jede Person als solche von uns angerufen, und der Vater durch den Sohn um die Gnade des heiligen Geistes gebeten werden kann. Es wäre demnach eine

---

* Et ideo in Deo solummodo trinitas est, non quaternitas; quia quaelibet trium personarum est illa res, videlicet substantia, essentia seu natura divina. (Concil. Later. IV.)

Ketzerei, die drei göttlichen Personen für eine zu halten und zu behaupten, daß sie eigentlich nur drei verschiedene Benennungen oder drei bestandlose Offenbarungsweisen derselben Gottheit seien; so daß im Grunde nur in so weit ein Unterschied bestände, als sich uns Gott bald als Schöpfer, bald als Erlöser, bald als Heiligmacher offenbarte; wie es hinwiederum eine Ketzerei wäre, die Gottheit oder die göttliche Wesenheit zu teilen oder zu unterscheiden. Denn sind es auch drei von einander unterschiedene Personen, so ist doch immer nur eine Macht, eine Weisheit, eine Liebe, ein Leben, nur ein Gott. Bezeichnend sind die Worte des hl. Kirchenvaters und Märtyrers Methodius,* der im dritten Jahrhundert blühete: „Eines ist das Reich des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, wie auch eine Wesenheit und eine Herrschaft, weshalb wir auch in einer Anbetung die eine dreipersönliche, anfangslose, unerschaffene, unbegrenzte und wechsellose Gottheit verehren."

Wiewohl der Vater ein anderer als der Sohn, und der heilige Geist wieder ein anderer als der Vater und der Sohn ist; so läßt sich doch keineswegs sagen, daß die eine Person ein anderes oder etwas anderes als die von ihr unterschiedene Person sei.** Und wenngleich die Personen von einander unterschieden sind, so sind sie doch in keiner Weise als getrennt oder trennbar zu denken. „Die göttliche Weisheit (der göttliche Sohn) ist der Abglanz des ewigen Lichtes. (Weish. 7, 26.) Wie wir nun wahrnehmen, daß der Glanz vom Lichte unzertrennlich ist, so bekennen wir auch, daß der Sohn vom Vater nicht getrennt werden kann." So spricht sich das Konzil von Toledo in dem von ihm verfaßten Symbolum aus. (J. 675.)

Wodurch unterscheiden sich die drei göttlichen Personen?

„Dadurch, daß der Vater nicht gezeugt oder hervorgegangen, der Sohn aber vom Vater gezeugt (geboren) ist, und der heilige Geist vom Vater und Sohn ausgeht."

In der göttlichen Natur oder Wesenheit ist gar kein Unterschied zu finden, weil dieselbe, wie das Lateranensische Konzil ausdrücklich lehrt, weder zeugt, noch erzeugt wird, noch ausgeht. Aber anders verhält es sich mit der Persönlichkeit. Der Vater erzeugt, der Sohn wird erzeugt, und der heilige Geist geht vom Vater und vom Sohne aus. Wer sollte nun aber im geringsten anstehen, einen wahren Unterschied anzuerkennen zwischen dem Erzeuger und dem Erzeugten, zwischen der Person, die ausgeht, und der Person, von welcher sie ausgeht?

---

* Serm. in Ram. palm. n. 5. ** Laterankonzil IV.

In dieser Gegenüberstellung oder wechselseitigen Beziehung liegt nun die einzige Verschiedenheit.* Der Sohn ist alles, was der Vater ist, nur dadurch ist er von ihm unterschieden, daß er nicht, wie die erste Person, Vater ist; und der heilige Geist ist alles, was der Vater und der Sohn ist; aber dadurch unterscheidet er sich von ihnen, daß er nicht wie sie Vater oder Sohn ist. Denn der heilige Geist geht zwar vom Vater und Sohne aus, wird aber nicht wie die zweite Person erzeugt, sondern ausgehaucht (spiratur). Daher kommt ihm nicht die Benennung „Sohn" zu. Die drei Personen haben also miteinander gemein das göttliche Wesen und alle aus dem göttlichen Wesen fließenden Vollkommenheiten; jede hat aber für sich dasjenige eigen, wodurch sie eben diese und keine andere Person ist, welches man deshalb die persönliche Eigentümlichkeit nennt. Der Vater hat für sich die Vaterschaft, der Sohn die Sohnschaft und der heilige Geist die Geistschaft oder das Ausgehauchtwerden.

Wenn du nun aber, m. K., hörest, daß die zweite Person in der Gottheit vom Vater gezeugt oder aus ihm geboren ist, und deshalb der „eingeborne Sohn Gottes" genannt wird, so darfst und sollst du die Zeugung des Vaters und die Geburt des Sohnes nicht anders, als in einem höchst geistigen, geheimnisvollen Sinne verstehen. Diese göttliche Erzeugung, die nach der Lehre der hl. Väter vom ewigen Vater durch das Erkennen seiner selbst ausgeht,** ist so erhaben und unaussprechlich, daß der Prophet Isaias (53, 8.) staunend ausruft: „Wer vermag dieselbe zu erklären?" Ich will es dennoch versuchen, mit den Worten des gelehrten Bellarmin*** dir ein Gleichnis zu geben, das geeignet ist, dieses hohe Geheimnis wenigstens einigermaßen zu erläutern. Wenn sich jemand in einem Spiegel schaut, so bringt er ein ihm ähnliches Bild seiner selbst hervor; denn es gleicht ihm nicht nur in der Gestalt, sondern ahmt auch seine Bewegung nach, so daß, wenn der Mensch sich bewegt, das Bild sich auch bewegt. Und dieses so ähnliche Bild wird ohne alle Anstrengung, ohne Zeitaufwand, ohne alle Hilfsmittel plötzlich und durch den bloßen Anblick hervorgebracht. Auf eine ähnliche Weise magst du dir nun vorstellen, daß Gott der Vater mit dem Auge des Verstandes sich selbst in dem Spiegel seiner Gottheit gleichsam anschaut und erkennt, und dadurch ein ihm vollkommen gleiches Bild erzeugt. Weil nun der Vater diesem Bilde seine eigene ganze Wesenheit, jedoch ohne Veränderung seiner selbst, mitteilt, (was wir freilich nicht können, wenn wir uns in einem Spiegel beschauen), so ist dieses Bild das wesentliche Ebenbild des Vaters, sein vollkommener Abglanz, der wahre Sohn Gottes. Und wie Gott nie war, noch sein konnte, ohne sich selber zu erkennen; so war er auch nie und konnte nie sein, ohne seinen ihm vollkommen gleichen Sohn zu zeugen. Daher

---

* Omnia (in Deo) sunt unum, ubi von obviat *relationis* oppositio. *Eugen.* IV., decreto pro Jacobitis.

** Daß der göttliche Sohn durch die Erkenntnis des Vaters, und der heilige Geist durch das Wollen oder durch die Liebe des Vaters und des Sohnes als Grundakt des Wollens ausgeht, ist zwar nicht Dogma, aber auch keine bloß streitige oder gleichgültige Schulmeinung. Diese Lehre hat einen festen Grund in der Schrift und Tradition, wie Kleutgen in seiner „Theologie der Vorzeit" (Bd. 1. Abhdl. 2. Hauptst. 2.) sehr wohl nachweist.

*** In seinem vom römischen Stuhle gutgeheißenen und empfohlenen Katechismus.

spricht er auch zu ihm (Ps. 2, 7.): „Du bist mein Sohn, heute habe ich dich erzeugt“; heute, d. h. ewig; denn nur in der Ewigkeit ist nie morgen, nie gestern, sondern immer nur heute. — Ferner kannst du noch erwägen, daß der göttliche Sohn, dieses vollkommenste, weil wesentliche Ebenbild des Vaters, auch die vollkommenste innere Selbstoffenbarung, gleichsam Selbstaussprache des Vaters ist; und da wir Menschen unsere Gedanken durch das Wort zu offenbaren und auszusprechen pflegen, so bezeichnet auch die hl. Schrift den göttlichen Sohn mit dem Namen Wort: „Im Anfange war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.“ (Joh. 1, 1.) Dieses Wort ist jedoch ganz geistig, wie auch der Verstand, aus dem dasselbe unmittelbar hervorgeht, ganz geistig ist. Auch tritt dasselbe nicht aus Gott heraus, wie unser Wort zum Munde hinausgeht; denn es ist von Gott unzertrennlich, bleibt daher in und bei Gott. Darum steht auch vom eingebornen göttlichen Sohne geschrieben, „daß er im Schoße des Vaters ist.“ (Joh. 1, 18.) — Vielleicht wirst du aber versucht sein, die Frage zu stellen:

Wenn der Sohn vom Vater gezeugt wird, und der heilige Geist von beiden ausgeht, warum ist dennoch keine der göttlichen Personen älter, als die andere?

„Weil der Sohn von Ewigkeit her gezeugt wird, und auch der heilige Geist von Ewigkeit her ausgeht.“

Denn in Gott hat die Geburt des Sohnes und das Ausgehen des heiligen Geistes vom Vater und Sohne nie einen Anfang gehabt, sondern beide sind ewig; folglich ist der Sohn ewig, wie der Vater, und auch der heilige Geist ewig, wie der Vater und der Sohn. Etwas Ähnliches läßt sich am Feuer wahrnehmen. Das Licht strömt vom Feuer aus; dennoch sehen wir nicht, daß das Feuer eher vorhanden sei, als das Licht. So wie der Feuerfunke dem Kieselsteine entsprüht, schimmert auch das vom Feuer erzeugte Licht. Darum sagt der hl. Augustin (Rede 118 n. 2.): „Schaffe mir ewiges Feuer, und ich schaffe dir ein ewiges Licht.“

Aus dem Gesagten folgen noch zwei Lehrstücke, die nicht zu übersehen sind. — 1) Wiewohl der göttliche Sohn seinen Ursprung im Vater, und der heilige Geist seinen Ursprung im Vater und Sohne hat; so sind doch beide unerschaffen, gleichwie der Vater; denn was keinen Anfang hat, kann auch nicht erschaffen sein, als wäre es früher nicht gewesen. Der Sohn und der heilige Geist haben also ihren Ursprung vom Vater, nicht als ihrem Schöpfer; denn ihr Ursprung ist kein schöpferischer oder zeitlicher, sondern ein ewiger. — 2) Wenn der Vater die erste, der Sohn die zweite, der heilige Geist die dritte Person genannt wird, so soll damit in keiner Weise irgend ein Vorrang unter den göttlichen Personen bezeichnet werden; denn in der Gottheit, sagt das Atha=

nasianische Glaubensbekenntnis, „ist nichts früher oder später, nichts größer oder kleiner." Nur die Ordnung wird dadurch bezeichnet, in welcher die eine Person aus der andern von Ewigkeit hervorgeht. Der Vater heißt demnach die erste Person, weil er aus keiner andern hervor- oder ausgeht; der Sohn die zweite, weil er von der ersten; und der heilige Geist die dritte, weil er von der ersten und der zweiten ausgeht. Der heilige Geist geht jedoch nicht aus beiden Personen nach einander aus, als hätte er seinen Ursprung erst im Vater und dann im Sohne, sondern er geht zugleich aus dem Vater und dem Sohne, als aus einem Ursprunge (uno principio). — Nebstdem ist noch zu merken, daß der heilige Geist nicht auf die nämliche Weise vom Vater wie der Sohn ausgeht; denn der Sohn geht aus dem Vater durch das Erkennen, und der heilige Geist durch das Wollen hervor; und hierin sehen die Gottesgelehrten einen Grund, warum die zweite, nicht aber die dritte Person erzeugt oder Sohn des Vaters ist.

2. Die göttliche Dreieinigkeit nach außen.

Welche Werke werden jeder der drei göttlichen Personen vornehmlich zugeschrieben?

„Dem Vater werden zugeschrieben die Werke der Allmacht und insbesondere die Erschaffung; dem Sohne die Werke der Weisheit, insbesondere die Erlösung; dem heiligen Geiste die Werke der Liebe, insbesondere die Heiligung, wiewohl diese Werke allen drei Personen gemein sind."

Da alle drei Personen nur ein Gott sind, so haben auch alle, wie schon hinreichend gezeigt worden, dieselbe Macht, dieselbe Weisheit, dieselbe Güte, denselben Willen, und somit wirken auch alle gemeinsam nach außen. Alles, was Gott vermöge seiner Allmacht, seiner Weisheit, seiner Güte schafft oder thut, das schafft oder thut der Vater, der Sohn und der hl. Geist. „Alles, was der Vater thut," sagt Jesus Christus, „das thut auf gleiche Weise der Sohn." (Joh. 5, 19.) Und die hl. katholische Kirche glaubt, lehrt und bekennt, daß nicht der Vater allein, sondern „daß der eine wahre Gott, Vater, Sohn und heiliger Geist, der Schöpfer aller unsichtbaren und sichtbaren Dinge ist."* Dennoch werden auch in der hl. Schrift jeder derselben besondere Vollkommenheiten und Werke vorzugsweise zugeschrieben, nämlich solche, die mit den Eigentümlichkeiten der göttlichen Personen eine besondere Ähnlichkeit haben, d. h. die geeignet sind anzuzeigen, was jedweder

---

* Laterankonzil IV. und Dekret Eugens IV. für die Jakobiten.

Person eigen ist, oder worin sie sich von einander unterscheiden. — 1) Der Vater unterscheidet sich von den andern Personen dadurch, daß er der ewige Urgrund ist, aus welchem der Sohn und der heilige Geist hervorgehen. Aus Gott, als dem Urquell alles Seins, gehen aber auch alle erschaffenen Wesen hervor, wiewohl nicht in jener unvergleichlichen Weise, wie der Sohn und der hl. Geist, und dieses Hervorgehen ist zunächst eine Wirkung göttlicher Allmacht, welcher allein es zukommt, Wesen aus dem Nichts ins Dasein zu rufen oder zu schaffen; darum wird auch Gott dem Vater vornehmlich die Allmacht und das Erschaffen zugeeignet. — 2) Der Sohn unterscheidet sich vom Vater dadurch, daß er von demselben durch die Selbsterkenntnis gezeugt wird. Da nun aber die Weisheit überhaupt die Frucht der Erkenntnis ist, so wird der göttliche Sohn vorzugsweise die Weisheit genannt,* und es werden ihm die Werke, aus denen vorzüglich die Weisheit hervorleuchtet, beigelegt. Ein solches Werk ist insbesondere die Erlösung der Welt, wie dieses in der Folge (bei der Frage: „Wie wäre es dem Menschen ergangen, wenn Gott sich nicht erbarmt hätte?) wird gezeigt werden. Doch kommt dem Sohne das Werk der Erlösung noch aus dem besondern Grunde zu, daß nicht der Vater, sondern der Sohn zur Erlösung der Welt die menschliche Natur angenommen hat. Wiewohl aber nur die zweite Person in der Gottheit Mensch geworden ist, so haben doch alle drei die Menschwerdung gewollt und dazu mitgewirkt; der Vater hat seinen Sohn hingegeben, und vom hl. Geist hat Maria die Jungfrau ihn empfangen. — 3) Der heilige Geist unterscheidet sich vom Vater und dem Sohne dadurch, daß er von beiden als die wechselseitige Liebe ausgeht.** Deshalb werden ihm vornehmlich die Werke der Liebe zugeeignet, und insbesondere die Heiligung, welche durch die Eingießung der hl. Liebe geschieht, gemäß den Worten der Schrift: „Die Liebe ist in unsere Herzen ergossen durch den heiligen Geist, der uns gegeben ist.“ (Röm. 5, 5.)

Können wir dieses Geheimnis begreifen?

„Unmöglich kann unser schwacher Verstand, der selbst die erschaffenen Dinge nur unvollständig kennt, ein Geheimnis begreifen, das über alle erschaffenen Dinge unendlich erhaben ist.“

Unser Verstand ist schwach und beschränkt, wer möchte es bezweifeln? Tausend Dinge, die wir mit Augen sehen und mit Händen greifen, sind für uns unerklärliche Geheimnisse. Du siehst

* S. Weish. 7, 25. 26., womit zu vergleichen ist Hebr. 1, 3.
** Römisch. Katech. Tl. 1. Art. 1. n. 19.

das Samenkorn in die Erde fallen und eine schöne, kräftige Pflanze aus der Verwesung hervorsprossen, blühen und Früchte tragen. Ist das nicht auch ein Geheimnis? Du siehst die Raupe im Spätjahr sich einspinnen und mit beginnendem Frühling als buntfarbiger Schmetterling ihr selbst gefertigtes Grab verlassen. Ist das für dich nicht ein Geheimnis? Und wie viele dem unbewaffneten Auge unbemerkbare Wunderdinge birgt nicht die Natur in ihrem Schoße? Nach den neuesten durch Vergrößerungsgläser gemachten Entdeckungen lebt im Wasser eine ungeheuere Menge von Tierchen, die so winzig sind, daß auf einem zolllangen Haare leicht zwanzigtausend derselben Platz finden. Diese Tierchen leben dennoch, essen und verdauen, haben sogar ihren Mund und ihre Ernährungs-Organe. An einigen will man sogar schöne rote Augen und Nervenknoten um den Mund herum gesehen haben. Ganz sonderbarer Weise vermehren sich diese so kleinen Geschöpfe in einer solchen Menge, daß von einem einzigen dieser Tierchen in zwanzig Stunden eine Million andere derselben Gattung ihr Dasein erhalten. Was sagst du dazu? Wenn du nicht einmal die Natur eines so winzigen Geschöpfes begreifst, wie willst du dann die Natur des unendlichen, in unzugänglichem Lichte thronenden Schöpfers ergründen? Wenn dir die Entstehung eines solchen Würmchens ein Rätsel bleibt, wie magst du die ewige, geheimnisvolle Geburt des göttlichen Sohnes erforschen wollen? Sehr passend hierauf sind die Worte eines kirchlichen Schriftstellers: „Wie willst du die Natur Gottes erkennen? Da erkenne vielmehr, daß du sie nicht zu erkennen vermagst; denn Gott wäre nicht Gott, wenn er nicht größer wäre, als deine Fassungskraft. Freuen wir uns, einen solchen und so großen Gott zu haben; und da ihn unser Verstand nicht fassen kann, so seien wir fest im Glauben, und alles Nachgrübeln höre auf.“ Ja, „groß bist du (o Gott) und unerreichbar unsern Gedanken“ (Jerem. 32, 19.), und wie gerade diese Unbegreiflichkeit Gottes der deutlichste Beweis seiner Größe ist, so ist es das Merkmal eines erhabenen Geistes, sich vor einer solchen Majestät zu vernichten.[46]

Das Geheimnis der hochheiligen Dreieinigkeit umfaßt in der That die innerste Natur, das innerste Wesen Gottes und darf aus diesem Grunde wohl das Geheimnis der Geheimnisse genannt werden. Zwar ist in Gott alles Geheimnis; seine Allmacht ist ein Geheimnis, seine Allgegenwart ist ein Geheimnis, seine Ewigkeit ist ein Geheimnis, seine unendliche Liebe zu den Geschöpfen ist ein Geheimnis. Indessen ist es doch für die menschliche Vernunft kein Geheimnis, daß Gott wirklich allmächtig, allgegenwärtig, ewig ist; dieses vermag sie aus seinen Werken schlußweise

zu erkennen. Daß hingegen in der einen Gottheit drei von einander unterschiedene Personen sind, dieses durch die schwache Vernunft erkennen wollen, wäre thörichte Vermessenheit. Denn „Stückwerk ist (hienieden) unser Erkennen .... rätselhaft wie durch einen Spiegel sehen wir jetzt Gott" (1. Kor. 13, 9. 12.), da wir ihn nicht in seiner Wesenheit, sondern nur im Spiegel der erschaffenen Natur sehen, in welcher seine Vollkommenheiten sich abbilden. In dieser erscheint aber Gott bloß als der Eine, und keineswegs als der Dreieinige, weil die göttlichen Vollkommenheiten, welche aus den Geschöpfen hervorleuchten, allen drei göttlichen Personen gemeinschaftlich zukommen, mithin auf keinen Unterschied der Personen hindeuten.* — Nicht anders als durch die übernatürliche göttliche Offenbarung sind wir demnach zur Kenntnis des dreieinigen, unsern Gedanken unerreichbaren Gottes gelangt. „Niemand," sagt Jesus Christus selbst, „kennt den Sohn als der Vater, und auch den Vater kennt niemand als der Sohn, und wem es der Sohn offenbaren will." (Matth. 11, 27.) Aber auch jetzt, nachdem wir durch göttliche Mitteilung sichere Kenntnis von diesem hochheiligen Geheimnis erlangt haben, sind wir nicht imstande, dasselbe zu verstehen, noch weniger es zu erforschen. „Denn die göttlichen Geheimnisse," sagt das Vatikanische Konzil (Sitz. 3, Kap. 4.) „übersteigen vermöge ihrer Natur den geschaffenen Verstand so weit, daß sie, wenn auch durch die Offenbarung mitgeteilt und durch den Glauben erfaßt, gleichwohl mit dem Schleier eben dieses Glaubens bedeckt und von einem gewissen Dunkel umhüllt bleiben, so lange wir in diesem sterblichen Leben pilgern fern vom Herrn; denn wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen." Darum sollen wir dieses hochheilige Geheimnis demütig anbeten, aber nicht vorwitzig ergrübeln wollen.[47]

War es auch mitunter außerordentlich begnadigten Seelen vergönnt, dieses göttliche Geheimnis im Zustande himmlischer Entzückung zu schauen,[48] so bleibt es dennoch im allgemeinen wahr, daß wir dasselbe erst jenseits des Grabes im Wohnsitze der Seligen entschleiert sehen werden, um aus dieser Anschauung unaussprechliche und unversiegbare Wonne zu schöpfen. Darum mahnt der römische Katechismus** die Gläubigen so nachdrücklich zu unablässigem Gebete, „damit sie sich würdig machen, in die himmlischen Wohnungen aufgenommen zu werden und daselbst zu erschauen, wie groß die Fruchtbarkeit des göttlichen Vaters sei, welcher sich selbst anschauend und erkennend den Sohn erzeugt, der mit ihm gleicher Natur und Wesenheit ist, und wie die wechselseitige, gleichwesenhafte Liebe des Vaters und des Sohnes, der hl. Geist, vom Vater und Sohne ausgeht, beide, den Erzeuger und den Erzeugten, mit einem ewigen, unauflöslichen Bande um-

---

* *S. Thom.* Sum. 1. q. 32. 1. ** Teil 1. Art. 1. n. 14.

schlingend, und wie so die göttliche Dreifaltigkeit nur eine Wesenheit in drei vollkommen unterschiedenen Personen sei."

Obwohl wir aber hienieden dieses hochheilige Geheimnis weder erforschen, noch klar uns vorstellen können, so läßt sich doch aus der Vernunft nachweisen, daß in demselben kein Widerspruch liegt. Denn wir behaupten nicht, daß Gott in seiner Natur zugleich einfach und dreifach, oder daß er in den Personen zugleich dreifach und einfach sei, was allerdings widersinnig wäre; sondern wir sagen, gestützt auf die unfehlbare Lehre der Kirche, daß er, obwohl einfach in der Natur, dreifach in den Personen ist. Wo ist da ein Widerspruch? Ein solcher besteht nur dann, wenn von demselben Gegenstand und in derselben Rücksicht etwas bejaht und verneint wird. Hier wird aber die Einheit in Rücksicht der Natur, die Dreiheit in Rücksicht der Personen behauptet. Wer vermag das Rätsel zu lösen, welches wir in unserer eigenen Natur wahrnehmen. Unsere Seele ist ebenfalls eine ganz einfache, geistige Natur; dennoch unterscheiden wir in ihr drei unterschiedliche Vermögen: Gedächtnis, Verstand und Willen. Wir fühlen sehr wohl, daß der Wille oder die Kraft zu wollen nicht der Verstand ist, wodurch wir das Wahre vom Falschen unterscheiden, und daß dieser auch wieder verschieden vom Gedächtnisse ist, wodurch wir uns an das Vergangene erinnern. Dennoch glauben und wissen wir, daß wir nur eine Seele haben. Unsere Seelenkräfte sind freilich nicht unterschiedene Personen. Aber was sind die Personen in der Gottheit? Allerdings nicht bloße Geisteskräfte; aber auch nicht das, was wir uns unter einer menschlichen Person vorzustellen pflegen. Um aber zeigen zu können, daß drei göttliche Personen unmöglich in einer und derselben Natur bestehen können, müßte man vorerst sowohl von dieser als von jenen einen vollständigen Begriff haben. Da nun aber unsere Kenntnis von göttlichen Dingen höchst beschränkt und mangelhaft ist, und wir uns von denselben nicht anders einen Begriff zu bilden vermögen, als indem wir sie mit den menschlichen einigermaßen vergleichen, so läßt sich auch niemals mehr beweisen, als dieses, daß die Dreifaltigkeit allerdings eine Widersinnigkeit sein würde, wenn die göttliche Natur der unserigen gleich, und die göttlichen Personen Menschen wären, wie wir.

Ist die Lehre von der heiligsten Dreifaltigkeit für uns auch wichtig?

„Sie ist höchst wichtig, da sie die Haupt- und Grundlehre ist, worauf alle übrigen Lehren unserer hl. Religion sich beziehen. Sie verwerfen, heißt demnach so viel, als den christlichen Glauben verwerfen."

Der kurze Inhalt der ganzen geoffenbarten Glaubenslehre ist folgender: Gott der Vater fordert eine seiner beleidigten Majestät angemessene Genugthuung, bevor er das schuldige Menschengeschlecht wieder zu Gnaden aufnimmt. Diese Genugthuung leistet der göttliche Sohn durch sein freiwilliges Versöhnungsopfer am Kreuze; und der heilige Geist spendet uns die Früchte dieser Genugthuung in der Heilsanstalt der Kirche durch die heiligmachende Kraft seiner Gnade. Auf der Lehre von den drei Personen in der Gottheit ruht demnach wie auf drei Grundpfeilern die ganze

christliche Glaubenslehre, mithin auch die Sittenlehre, welche auf jener fußt. Nimm den Glauben an die hochheilige Dreieinigkeit weg, und es bleibt vom Christentume nur mehr ein Schatten, sein Lebenskeim ist erstorben. Denn was ist das Christentum ohne den Glauben an die geheimnisvolle Menschwerdung des Sohnes Gottes und an seine gnadenreiche Erlösung, ohne den Glauben an eine vom heiligen Geiste geleitete und beseelte Kirche, ohne das anbetungswürdige Opfer der hl. Messe, ohne die Gnadenquellen der hl. Sakramente u. s. w.? Unmöglich ist es also, ein Christ zu sein, wenn man dem Glauben an die allerheiligste Dreieinigkeit entsagt hat. Über die Notwendigkeit des Glaubens an die heiligste Dreieinigkeit drückt sich die Kirche im Athanasianischen Glaubensbekenntnisse in folgender Weise aus: „Wer immer selig werden will, muß vor allem den katholischen Glauben festhalten; wer diesen nicht vollständig und unverletzlich festhält, geht ohne Zweifel ewig verloren. Der katholische Glaube aber ist dieser: daß wir einen Gott in der Dreiheit und die Dreiheit in der Einheit verehren, weder die Personen miteinander vermengend, noch ihre Wesenheit trennend. Denn eine andere Person ist die des Vaters, eine andere die des Sohnes, eine andere die des heiligen Geistes; aber der Vater, der Sohn und der heilige Geist haben eine Gottheit, gleiche Herrlichkeit und eine gleich ewige Majestät.“

Nutzanwendung.

So bewahre denn getreu, mein Christ, den Glauben an die allerheiligste Dreifaltigkeit, in deren Namen du getauft, welcher du von der Wiege an geweiht bist. Denn weißt du, wie der Priester beten wird, wenn er einst an deinem Sterbelager stehend, für dich um Gnade und Barmherzigkeit zu Gott flehen soll? „Erbarme dich, o Herr,“ wird er beten, „erbarme dich dieser Seele, die du mit deinem Blute erkauft hast, und denke nicht an die Sünden ihres verflossenen Lebens. Hat sie auch gesündigt, so hat sie doch den Vater, den Sohn und den hl. Geist nicht verleugnet, sondern den Glauben bewahrt und Gott, den Schöpfer aller Dinge, treu angebetet.“ Bewahre demnach diesen hl. Glauben, der allein dir an der Schwelle der Ewigkeit Trost und Beruhigung zu gewähren vermag. Dieser Glaube ist gleichsam das Siegel auf dem Geleitsscheine des Christen zum Reiche der Himmel. Fehlt dieses, so ist sein Reisepaß ungültig; der Heiligenschein des sogenannten „ehrlichen Mannes“ wird ihm den Eingang nicht öffnen. Bewahre hn also ganz und unversehrt bis zum letzten Atemzuge. Keiner

hat es je in seiner letzten Stunde bereut, den christkatholischen Glauben bewahrt zu haben; aber wie mancher hat es dann schmerzlich bedauert, ihn verloren zu haben! — Vor längerer Zeit starb in Paris ein berühmter Professor der Philosophie, der über dem wissenschaftlichen Treiben seinen christlichen Glauben eingebüßt hatte. Kurz vor seinem Ende sagte er noch mit schwerem Seufzer zum Priester, der ihn besuchte: „Ach! mein Herr Pfarrer, alle diese neuen Lehrgebäude führen zu nichts. Tausend- und tausendmal besser als sie ist ein guter christlicher Glaubensakt.“ Laß dich also niemals in deinem alten katholischen Glauben irre machen, sei es auch durch noch so glatte und prunkhafte Phrasen; gar viele der hochgelehrten Herren sind in dem, was Religion betrifft, unwissender, als manches Schulkind. Aber wäre auch einer ein wahres Wunder von Gelehrsamkeit, höre, was Jesus Christus spricht: „Ich preise dich, Vater, Herr Himmels und der Erde! daß du dieses vor den Weisen und Klugen verborgen, den Kleinen aber geoffenbart hast! Ja, Vater! denn also ist es wohlgefällig gewesen vor dir . . . Niemand kennt den Sohn als der Vater; und auch den Vater kennt niemand als der Sohn, und wem es der Sohn offenbaren will.“ (Matth. 11, 25—27.) Die göttliche Offenbarung, welche du durch den Glauben kennst, soll dir unvergleichlich mehr gelten, als jedes menschliche Wort.

Sei aber stets eingedenk, daß dieser hl. Glaube eine göttliche Gabe ist, und damit dir dieselbe nicht entzogen werde, vergiß niemals, welchen unaussprechlichen Dank du der allerheiligsten Dreieinigkeit schuldig bist. Denn „nichts,“ sagt der hl. Bernard, „trocknet so sehr den Tau der göttlichen Erbarmungen und setzt dem Strome der Gnade einen stärkeren Damm entgegen, als die Undankbarkeit.“ Es seien also die so hochheiligen Namen Vater, Sohn und hl. Geist keine gedankenlose Formel in deinem Munde. Wenn du sprichst: „Gott Vater,“ so erinnere dich dieser Name, daß Gott, der Schöpfer Himmels und der Erde, dein Vater ist, welcher alles zu deinem Heile erschaffen hat, erhält und regiert, und der dich auserwählt hat, daß du sein geliebtes Kind seiest in Ewigkeit. Wenn du sprichst: „Gott Sohn,“ so erinnere dich dieser Name, daß der Allerhöchste vom Himmel auf die Erde stieg, um dich von der Sünde und dem ewigen Tode zu befreien, daß er sein ganzes Leben hindurch unsäglich viele Mühsale erduldete und sich endlich auf dem Altare des Kreuzes für dich opferte. Und wenn du sprichst: „Gott heiliger Geist,“ so erinnere dich dieser Name, daß du vom Wuste der Sünde abgewaschen, geheiligt und gerechtfertigt wurdest durch die Gnade des hl. Geistes, der in dein Herz einging, um es als seinen Tempel zu bewohnen und mit

seinen Gnadengaben zu bereichern. Damit wir an diese Pflicht der Dankbarkeit ausdrücklich erinnert werden, hat die Kirche ein eigenes Fest zu Ehren der allerheiligsten Dreifaltigkeit eingesetzt, wiewohl der ganze christliche Gottesdienst nicht anderes ist, als die Verehrung des einen Gottes in drei Personen. Sehr löblich ist auch der Gebrauch, an jedem Sonntage dieses hochheilige Geheimnis insbesondere zu verehren und der heiligsten Dreieinigkeit für alle empfangenen Wohlthaten, namentlich für die unschätzbare Taufgnade, zu danken. Noch besser ist es, täglich die anbetungswürdige Dreieinigkeit zu preisen und besonders in Gefahren, Anliegen und Versuchungen sie andächtig anzurufen. Hierzu mag dienen der schöne Lobspruch: „Heilig, heilig, heilig bist du Herr" 2c., oder folgendes kurze Gebet: „Die Allmacht des Vaters erhalte mich! die Weisheit des Sohnes belehre mich! die Liebe des hl. Geistes entzünde mich! damit ich dich, den in der Wesenheit einen und in den Personen dreifachen Gott, hier auf Erden kennen, lieben und preisen, und im Himmel ewig anschauen und genießen möge." Als kurzes Gebet eignet sich auch vornehmlich der Spruch: „Großer Gott, Vater, Sohn und heiliger Geist, erbarme dich unser!" Mit diesen Worten gebot der hl. Franz Xaver einem Meeressturme, der drei Tage und drei Nächte ununterbrochen wütete und allen den unvermeidlichen Untergang drohte, und derselbe legte sich plötzlich.

§. 3. Von der Erschaffung und Regierung der Welt.

„Schöpfer Himmels und der Erde."

1. Erschaffung der Welt.

Warum heißt Gott Schöpfer (Erschaffer) des Himmels und der Erde?

„Weil er die ganze Welt, Himmel und Erde und alles, was darin ist, erschaffen, d. h. durch seinen allmächtigen Willen aus nichts hervorgebracht hat."

Unter Welt verstehen wir hier alle sichtbaren und unsichtbaren Dinge, also Himmel und Erde und alles, was darin ist, auch alles, was über dem Gewölbe des Himmels und was unter der Erde ist, wenngleich wir es weder sehen noch kennen: kurz alles, was außer Gott besteht oder Dasein hat. . . . Das alles hat der allmächtige Gott aus nichts gemacht oder hervorgebracht und zwar einzig durch die Kraft seines Willens, ohne alle Mühe und Arbeit, ohne Hilfe und Werkzeug. Wie sich unsere Hände und

Füße bewegen, bloß weil wir wollen, so und in einer noch weit vollkommeneren Weise entstand Himmel und Erde durch den allmächtigen Willen des Schöpfers. Deshalb preisen ihn ewig die Heiligen im Himmel, sprechend: „Würdig bist du, Herr unser Gott, zu empfangen Preis und Ehre und Kraft; denn du hast alle Dinge geschaffen, und durch deinen Willen wurden sie und sind geschaffen." (Offb. 4, 11.) Wenn also in der Schrift steht: „Und Gott sprach: es werde Licht! und es ward Licht," so will sie uns damit auf eine anschauliche Weise erklären, daß Gott bloß zu wollen brauchte, um das, was er wollte, ins Dasein zu rufen; von einem eigentlichen Sprechen kann hier nicht die Rede sein. Wenn es ferner in der Schrift heißt: „Und Gott ruhte von allem Werke, das er gemacht hat," so bedeutet dieses nicht, daß Gott von der Arbeit ermüdet sich der Ruhe hingab, sondern nur, daß er aufhörte, zu schaffen oder neue Gattungen von Geschöpfen hervorzubringen; denn er wollte, daß die vorhandenen sich selbst vermehrten; darum hat er seinen befruchtenden Segen über sie ausgegossen und gesprochen: „Wachset und mehret euch."

Erschaffen, d. h. aus nichts etwas machen oder hervorbringen, kann nur Gott; denn dazu wird nicht weniger als göttliche Allmacht erfordert. Wir Menschen können uns nicht einmal klar vorstellen, wie dieses zugehe oder möglich sei, weil wir selbst nichts ohne vorhandenen Stoff oder Material zu machen vermögen. Das tägliche Leben bietet uns tausend Belege. Der Baumeister z. B. führt ein Haus auf, aber nicht ohne bereits vorhandene Steine und sonstiges Baumaterial. Der Maler verfertigt ein Gemälde; dazu bedarf er aber der Leinwand, des Pinsels, der Farben, und ähnlich verhält es sich bei jeglichem Menschenwerk. Wiewohl es aber uns als unmöglich erscheint, so sehen wir dennoch selbst ein, daß die ganze Welt erschaffen sein müsse; denn wollte man dieses nicht zugeben, so müßte man am Ende notwendig annehmen, daß entweder die Welt sich selbst gemacht, oder daß sie selber Gott sei, was nicht bloß unbegreiflich, sondern auch eben so widersinnig als gottlos ist.

Die Welt ist also von Gott erschaffen und zwar nicht von Ewigkeit her, sondern in der Zeit; darum heißt es: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde." (1. Mos. 1, 1.) Im Anfange, d. i. mit Anbeginn der wirklichen Zeit; denn vor der Erschaffung gab es keine Zeit; es gab nichts, gar nichts als Gott, der von Ewigkeit ist, und in dem kein Wechsel der Zeiten stattfindet. — Wollte nun jemand vorwitziger Weise fragen, was Gott denn that, bevor er die Welt schuf, so wäre ihm zu antworten: Er that, was er jetzt thut und ewig thun wird; er

kannte und liebte sich, und in dieser Erkenntnis und Liebe besteht seine ewige, unermeßliche Glückseligkeit.

In wie viel Tagen hat Gott die Welt erschaffen?

„Gott hat die Welt in sechs Tagen erschaffen."

In den ersten Tagen schied er die Elemente oder Grundstoffe: am ersten nämlich schied er das Licht von der Finsternis; am zweiten schied er die untern Wasser von den obern und bildete den Luftkreis; am dritten schied er die untern Wasser von der Erde, die er zugleich allerlei Pflanzen und Bäume hervorbringen hieß. Am vierten Tage bildete er Sonne, Mond und Sterne; am fünften schuf er die Fische und die Vögel; am sechsten die Tiere der Erde und zuletzt den Menschen. Ob nun unter den sechs Schöpfungstagen, von denen Moses redet, eigentliche Tage von 24 Stunden oder längere Zeiträume von Jahrhunderten oder Jahrtausenden zu verstehen seien, darüber sind die Meinungen der Gelehrten geteilt, und es steht jedermann frei, der einen oder der andern beizupflichten, da beide auf wahrscheinlichen Gründen beruhen, und die Kirche hierüber nichts entschieden hat.*

Warum aber Gott die Welt in sechs Tagen schuf, da er dieselbe doch in einem Augenblicke erschaffen konnte; hierauf soll uns die kurze Antwort genügen: weil er so wollte. Sonderbar darf es uns jedenfalls nicht vorkommen; denn überall in der ganzen Natur, im Pflanzen- und im Tierreiche gewahren wir eine stufenweise Entwicklung: aus der Eichel wächst allmählich die majestätische Eiche empor, und aus einem Ei geht ein Vögelein hervor, das wir zuletzt als königlichen Adler in den hohen Luftregionen kreisen sehen. Selbst im Reiche der Gnade und in Beziehung auf die übernatürliche Offenbarung Gottes bemerken wir ein sichtbares Voranschreiten von Adam zu Abraham, von Abraham zu Moses, von diesem zu Christus. Und verglich nicht der Herr selbst seine Kirche mit einem Senfkörnlein, welches zwar das kleinste unter allen Samenkörnern ist, wenn es aber emporwächst, zu einem Baume wird, in dessen Zweigen die Vögel des Himmels wohnen? (Matth. 13, 32.) Warum sollen wir uns also wundern, daß Gott schon in der Erschaffung, wie nachher in der Regierung der Welt

* Auch die hl. Väter waren bezüglich dieser Frage verschiedener Ansicht. So der hl. Augustin, de civ. Dei, L. 11 c. 7. und der hl. Thomas von Aquin, Summa Theolog. P. I. q. 74. a. 2. Es ist ebenfalls erlaubt, anzunehmen, ohne Gefahr, gegen den Text der hl. Schrift zu verstoßen, daß die Elemente schon lange vor den sechs Tagen erschaffen waren, und daß in diesen dann die eigentliche Ausbildung, Schmückung und Vollendung der Welt geschah.

ein ähnliches Verhältnis des stufenweisen Fortschreitens wählte? Sollten wir uns nicht vielmehr angeregt fühlen, in diesem nach Gutdünken gewählten Voranschreiten von einem Werke zum andern das freie, unumschränkte Walten des Schöpfers zu erkennen und in der stufenweisen Entwicklung seine Weisheit zu bewundern, die „alles ordnet nach Maß, Zahl und Gewicht“? (Weish. 11, 21.) — Ja, sollen wir nicht in dieser allmählichen Enthüllung der göttlichen Werke eine Einladung von oben erblicken, daß wir eines nach dem andern mit gerührtem Herzen betrachten und bei jedem derselben das inhaltschwere Wort der hl. Schrift erwägen: „Und Gott sah, daß es gut war“? (1. Mos. 1, 10.)

Warum sagen wir aber, daß die Schöpfung vornehmlich dem Vater zugeschrieben wird: schreibt denn die hl. Schrift dieselbe nicht auch dem Sohne und dem hl. Geiste zu?

Da in der Schöpfung sich vor allem die göttliche Allmacht offenbart, die allein aus der bodenlosen Tiefe des Nichts Wesen hervorzubringen vermag, so wird dieselbe in der hl. Schrift vorzugsweise, wie schon früher (Seite 227) gesagt worden und auch aus dem apostolischen Symbolum erhellt, Gott dem Vater zugeeignet. Doch wird sie auch dem Sohne zugeschrieben, insofern sich in ihr auch die göttliche Weisheit enthüllt, die ausführt und anordnet; darum heißt es in der hl. Schrift, daß „die Welt durch ihn (das Wort) gemacht worden ist.“ (Joh. 1, 10.) Und auch dem hl. Geiste wird sie zugeschrieben, insofern sich in derselben das Leben und die göttliche Liebe kund giebt, die das Werk gleichsam besiegelt; denn der hl. Geist wird auch im Nicäischen Glaubensbekenntnisse der „Lebendigmacher“ genannt. Darum steht geschrieben: „Aber die Erde war wüst und leer, Finsternis war über dem Abgrund, und der Geist Gottes schwebte über den Wassern“ (1. Mos. 1, 2.); denn diese leb- und lichtlose Masse sollte nun ihre Ausbildung und Vollendung erhalten und durch den Hauch des lebendigmachenden Geistes belebt werden.

Hat Gott die Welt erschaffen, weil er ihrer bedurfte?

„Nein, Gott hat die Welt nicht erschaffen, weil er ihrer bedurfte; denn er ist in sich unendlich reich und glückselig und bedarf nichts außer sich; er hat sie erschaffen, weil er unendlich gut ist und auch andern Wesen seine Güte mitteilen wollte.

Gott genügt sich selber vollkommen, „er ist in sich und aus sich selbst unendlich glückselig“* und bedarf nichts außer sich, wie der königliche Prophet bezeugt: „Mein Gott bist du, meiner Güter bedarfst du nicht.“ (Ps. 15, 2.) Er war die ganze Ewigkeit, ehe die Welt war, und nicht das mindeste ging ihm ab; denn er ist ein unermeßlicher Ozean von Weisheit, Güte, Schönheit, von un-

* Vatikan. Konzil (Sitz. 3. Kap. 1.)

endlicher Vollkommenheit. Darum besitzt er in sich die Fülle aller Güter und genießt in der Beschauung und Liebe seiner selbst eine ewige, unbeschreibliche Freude, eine unendlich vollkommene Seligkeit; ja er ist selbst der ewige, unerschöpfliche Grund und Urquell aller Seligkeit, so daß jede andere, die man sich außer ihm denkt, ein leerer Schatten und ein täuschendes Trugbild ist. Welchen Nutzen soll also die Welt ihm verschaffen, da eine unendlich vollkommene Seligkeit, wie die göttliche ist, unmöglich einen Zuwachs erhalten kann, und alle Verehrung, welche die Geschöpfe Gott zu erweisen vermögen, nichts ist im Vergleiche mit der Verherrlichung, welche er in seinem dreieinigen Wesen besitzt? Thorheit wäre es also zu denken, daß Gott die Welt zu seinem Besten oder Nutzen erschaffen habe. „Nein, die Welt ist nicht geworden," sagt Athenagoras, ein heidnischer Weltweise, „weil Gott ihrer bedurfte; denn alles ist Gott selbst sich selber."

Stellt man nun aber die Frage, weshalb denn Gott so viele Wesen erschaffen habe, da er doch derselben nicht bedurfte, so läßt sich kurz darauf antworten: „wegen seiner Güte."* „Weil Gott gut ist, sind wir."** — Hier ist allererst zu merken, daß die Güte Gottes in einem zweifachen Sinne genommen wird: erstens für den Inbegriff aller Vollkommenheiten, und so nennen wir Gott, „das höchste Gut, das vollkommenste Wesen"; zweitens für die Güte oder Gütigkeit, wodurch er den Geschöpfen Gutes will und Gutes thut, und so nennen wir Gott „unendlich gütig und barmherzig." In diesem zweifachen Sinne läßt sich nun sagen, daß Gott die Welt seiner Güte wegen erschaffen habe.

1) Weil Gott das höchste Gut ist, so gebührt ihm auch die höchste Achtung und Liebe, folglich hegt auch Gott beides gegen sich; denn es ist unmöglich, daß Gott sich selbst nicht gebe, was ihm gebührt, sonst wäre er ja nicht der unendlich heilige und gerechte Gott. Da also Gott an seiner unendlichen Güte das höchste Wohlgefallen hat und sie, wie es sich gebührt, unendlich liebt; so gefiel es ihm, auch andere Wesen ins Dasein zu rufen, in denen seine eigene Güte, nämlich seine Vollkommenheiten, in einer den Geschöpfen angemessenen Weise sich abspiegelte; und dieses that er dadurch, daß er die Welt schuf.*** Denn das ganze Weltall ist

* So Peter der Lombarde, sent. l. 2. d. 1. n. 5. 7., dem die übrigen Theologen beistimmen.

** Hl. Augustinus, de doctrina christ. l. 1. c. 32. Auch der römische Katech. Tl. 1. Art. 1. n. 20. lehrt: daß „die Ursache, welche Gott zum Schöpfungswerke bewog, keine andere war, als den Dingen, die er erschaffen würde, seine Güte mitzuteilen.

*** Dieses ist die Lehre des hl. Thomas v. Aquin, 2. sent. d. 1. q. 2. Deus bonitatem suam perfecte amat, et ex hoc vult, quod

gleichsam, wie schon früher erklärt worden, ein glänzender Spiegel, aus dem die Vollkommenheiten des Schöpfers in einem bestimmten Grade oder Maße zurückstrahlen. In den einen Geschöpfen erkennen und bewundern wir vorzüglich seine Macht, in den andern seine Weisheit, in andern seine Güte, und wieder in andern seine Pracht, Schönheit und Herrlichkeit. Darum steht geschrieben (Ps. 18, 1.): „Die Himmel erzählen die Herrlichkeit Gottes.“ Auch seine Heiligkeit und Gerechtigkeit, seine wunderbare Langmut, seine Wahrhaftigkeit und Treue leuchten uns aus den Geschöpfen und aus dem, was Gott für sie und ihretwegen gethan hat, unverkennbar entgegen. Die Gott innewohnende Güte oder Vollkommenheit, der einzige Gegenstand, worauf sich zuletzt all seine

---

bonitas sua multiplicetur per modum, qui possibilis est, ex sui scilicet similitudine; oder wie er quaest. disp. de voluntate Dei q. 23. a. 1. ad. 3. sich ausdrückt: ut sua bonitas, quae per essentiam multiplicari non potest, saltem similitudinis participatione in plures effundatur.

Wir sagen, daß es Gott gefiel, die Welt zu schaffen, nicht aber, daß er mußte; denn es war stets Lehre der Kirche, daß er dieselbe in keiner Weise aus Zwang oder Notwendigkeit, sondern mit vollkommener Freiheit erschaffen hat, so daß er sie auch gar nicht oder auch anders hätte erschaffen können, als er sie wirklich erschaffen hat. Von dieser Lehre waren einige neuere theologische Schulen abgewichen. Darum hat das Vatikanische Konzil (Sitz. 3. Kap. 1.) erklärt, daß Gott die Welt erschaffen habe „aus freiestem Willensentschlusse, nicht um seine Seligkeit zu vermehren, noch um seine Vollkommenheit zu erlangen, sondern um dieselbe durch die Güter, welche er den Geschöpfen zuteilt, zu offenbaren.“ Und (Kan. 5.) verbietet dasselbe unter dem Kirchenbanne zu sagen, „Gott habe nicht mit einem von aller Notwendigkeit freien Willen geschaffen, sondern mit einer Notwendigkeit, gleich der, mit welcher er sich selbst liebt.“ — Wiewohl Gott die ewige, wesentliche Güte und Liebe ist, so war er dennoch weder aus Wohlwollen gegen sich, noch aus Wohlwollen gegen die Geschöpfe schuldig, die Welt zu schaffen: nicht aus Wohlwollen gegen sich, weil infolge der Schöpfung Gottes Wohl oder Seligkeit keinen Zuwachs erhalten, oder in irgend einer Weise vervollkommnet werden kann. War aber Gott nicht sich selbst schuldig, die Welt zu schaffen, so konnte er es noch weniger den Geschöpfen schuldig sein, da der erste und letzte Grund des Wohlwollens Gottes gegen die Geschöpfe eben sein Wohlwollen gegen sich selber ist. Wo also die erste Schuldigkeit nicht besteht, kann auch die zweite nicht stattfinden. So gäbe es keine Schuldigkeit dem Könige zu gehorchen, wenn man nicht schuldig wäre, Gott zu gehorchen, um dessentwillen man dem Könige gehorchen soll. — Wäre Gott vermöge der ihm eigenen Güte oder Vollkommenheit schuldig, die Welt zu erschaffen, „so würde,“ bemerkt Fenelon (Über die Religion, Brief 6. Bd. 2. S. 440.) „Gott von Ewigkeit her notwendig alles hervorbringen, was er hervorzubringen vermöchte; er wäre sich selbst schuldig, dieses zu thun; er würde niemals Gott sein, außer in wie fern er es wirklich thäte; er würde es niemals unterlassen können. Wenn man sich ihn einen Augenblick vor der Schöpfung existierend dächte, so müßte man sagen, daß er, indem er anfing zu schaffen, angefangen habe, sich zu vervollkommnen und Gott zu werden.... Das Geschöpf wäre von Gott eben so unzertrennlich, als der göttliche Sohn und der hl. Geist.“

Liebe und all sein Wohlgefallen bezieht, ist also der erste und vornehmste Grund, die Ursache, warum es ihm gefiel, die Welt zu erschaffen. In diesem Sinne sagt Origenes:* „Gott hatte keine andere Ursache zu schaffen, als um seiner selbst willen, d. h. um seiner Güte willen."

2) Indem es aber Gott gefiel, um seinetwillen die Welt zu schaffen, wollte er zugleich, wenn auch als ein dem höchsten untergeordnetes Gut, das Wohl der Geschöpfe.** Deswegen ist auch die Welt ein Werk seiner Güte oder Gütigkeit, und das Wollen der Welt ein Wollen der Güte gegen die Geschöpfe, die er erschaffen will.*** Um dieses recht zu verstehen, ist zu bemerken, daß Gott alle seine Werke, mag er schaffen oder vernichten, belohnen oder strafen, auf sich bezieht, d. h. daß der Grund derselben immer die gebührende Achtung und Liebe ist, die er gegen sich, das höchste Gut, trägt. Anders läßt es sich gar nicht denken, da selbst unsere eigenen Werke nicht wahrhaft gut sind und vor Gott keinen vollen Wert haben, wenn sie nicht aus Achtung und Liebe zu ihm geschehen. Dessen ungeachtet sagen wir mit Recht, daß Gott, wenn er straft, aus Gerechtigkeit straft, daß der Grund seiner Strafe die Gerechtigkeit ist, und daß er, wenn er uns Gutes erweist, es aus Güte gegen uns thut, daß der Grund davon seine Güte ist. Da nun Gott aber durch die Erschaffung uns Gutes erweist, so läßt sich auch mit Recht sagen, daß die Schöpfung ein Werk seiner Güte, und auch die Güte, welche er den Geschöpfen erweisen wollte, der (wiewohl untergeordnete) Grund sei, weshalb er die Welt erschaffen hat. Oder dürfte jemand wohl leugnen, daß die Erschaffung der Welt eine uns vom Schöpfer erwiesene Wohlthat sei, die Erschaffung, ohne welche keine andere Wohlthat möglich gewesen wäre? Die Wohlthaten Gottes sind aber zunächst Wirkungen seiner Güte (d. h. seiner Gütigkeit); sonach ist die Erschaffung der Welt eine Wirkung göttlicher Güte. „Durch seine Güte und allmächtige Kraft" hat Gott die Welt erschaffen, sagt das Vatikanum (Sitz. 3. Kap. 1.) Und weil nichts in oder außer Gott notwendig forderte, daß er schuf, so ist sie eine Wirkung freier Güte; weil wir sie in keiner Weise verdienen konnten, eine Wirkung reiner Güte, und weil sie nicht ihm, sondern uns nützt, eine Wirkung uneigennütziger Güte.

---

* De Princip. II. c. 9. n. 6.

** S. *Thom.* contra Gentil. L. 1. c. 75 et 76. Deus ex hoc ipso, quod vult et amat se, vult et amat alia. — Deus se et alia non alio et alio actu voluntatis vult, sed uno et eodem.

*** Vgl. Kleutgen, Theologie der Vorzeit. Bd. 1. S. 437.

Gott hat also auch dich, mein Kind, erschaffen, nicht weil er mußte, nicht weil er deiner bedurfte, oder weil er irgend welchen Nutzen davon hatte, auch nicht, weil du es verdientest oder auch nur verdienen konntest; sondern aus freier, reiner, uneigennütziger Güte. „Mit ewiger Liebe liebe ich dich;" spricht er zu dir (Jerem. 31, 3.), „deswegen erbarmte ich mich deiner;" deswegen zog er dich aus dem Abgrunde des Nichts, gab dir das Leben und alles, was du bist und hast, wenngleich er voraussah, wie oft du ihn beleidigen und seine göttlichen Gaben mißbrauchen würdest. Erwäge wohl das Wort: „Mit ewiger Liebe." Ja, mit ewiger, unendlicher Liebe liebt dich Gott; denn er liebt dich mit jener Liebe, womit er sich selber liebt, da der letzte Grund, weshalb er dich liebt und dich aus Liebe ins Dasein rief, eigentlich er selber, d. h. die unendliche Liebe ist, die er gegen sich selbst hat. Daher liebt er in dir gewissermaßen sich selbst, nämlich sein Werk, sein Ebenbild, das Bild seiner höchst liebenswürdigen Vollkommenheiten. Und er liebt dich um so mehr, je eifriger du dich bestrebst, ihm durch Reinheit des Herzens und Heiligkeit des Wandels ähnlich zu werden. Sollst du nun Gott nicht auch lieben...? Sollst du ihm nicht dankbar sein...? Sollst du nicht aus allen Kräften dich befleißen, ihm stets ähnlicher zu werden...?

Bisher haben wir gesehen, daß der Grund, weshalb Gott die Welt erschuf, vornehmlich seine unendliche Güte oder Vollkommenheit ist, und, insofern die Schöpfung eine Wohlthat ist, auch seine Güte gegen die Geschöpfe. Nun fragt es sich aber, welches der Zweck der Schöpfung ist, oder mit andern Worten:

Wozu hat Gott die Welt erschaffen?

1) „Zu seiner Verherrlichung, 2) zum Besten der Geschöpfe."*

* In dem ältern Katechismus oder sogenannten Lehrbegriff lautet die Antwort auf diese Frage: „Gott hat die Welt erschaffen, um den Geschöpfen seine Güte zu erweisen durch Offenbarung seiner Herrlichkeit." Wenn Gott nämlich schafft, so erweist er immer den Wesen, welche er schafft, seine Güte; indem er ihnen das Dasein und alles Gute, das sie sind und haben, nicht aus Zwang oder Not, sondern aus freiem Wohlgefallen mitteilt; und durch diese Mitteilung nach außen offenbart er seine Herrlichkeit, d i. seine Vollkommenheiten, wie auch das Vatikanum (a. a. O.) lehrt. Der Katechet hat sich jedoch zu hüten, daß er die Verherrlichung Gottes nicht so hinstelle, als wäre sie von Gott einzig als Mittel zur Beseligung der Geschöpfe beabsichtigt, wie die Hermesische Schule lehrte; denn daraus würde sich die unrichtige Folgerung ergeben, daß nicht Gott, sondern die Geschöpfe der Hauptzweck der Schöpfung seien, daß mithin der Allerhöchste bei jenen Geschöpfen, welche nie zur ewigen Seligkeit gelangen, den vornehmsten Zweck, wozu er die Welt erschaffen hat, nicht erreiche.

Wie aus dem bereits Gesagten erhellt, ist Gott, als das höchste, vollkommenste Wesen, nicht nur der Ursprung, von dem alles ausgeht, sondern auch das Ziel und Ende, zu dem alles notwendig zurückkehrt. „Ich bin," spricht Gott, „der Herr, das Erste und das Letzte, der Anfang und das Ende." (Offenb. 22, 13.) Anders von Gott denken, wäre Unverstand. Denn Gott kann vermöge seiner Heiligkeit kein anderes letztes Ziel sich vorstecken, als eines, das seiner würdig ist, d. h. ein unendlich vollkommenes; nichts ist aber unendlich vollkommen als Gott; also kann er bei seinen Werken nur sich selbst zum letzten Ziel oder Endzweck haben. Daher ist auch alles im Himmel und auf Erden nur insofern gut, als es auf Gott, das letzte Ziel, gerichtet ist. In der Voraussetzung also, daß Gott die Welt erschaffen wollte, mußte er sie hauptsächlich seinetwegen, d. h. zu seiner Verherrlichung erschaffen. Gottes Verherrlichung ist also der Hauptzweck der Schöpfung, das Beste der Geschöpfe der untergeordnete Zweck.

1) Daß Gott die Welt auch wirklich zu seiner Verherrlichung oder mit andern Worten zu seiner Ehre erschaffen habe, lehrt nicht nur die Vernunft, lehren nicht nur die hl. Kirchenväter und überhaupt alle durch die Wissenschaft göttlicher Dinge ausgezeichneten Männer,* sondern Gott selbst lehrt es in der heiligen Schrift: „Zu meiner Ehre", spricht er (Isai. 43, 7.), „habe ich ihn (den Menschen) geschaffen, habe ich ihn gebildet und habe ich ihn gemacht." Und im Buche der Sprüche (16, 4.) steht geschrieben: „Alles hat der Herr seinetwegen gemacht, auch den Gottlosen für den bösen Tag." Das heißt: Alles hat Gott zu seiner Verherrlichung erschaffen; zu seiner Ehre offenbart er an den Gerechten seine Güte, indem er ihnen das ewige Leben erteilt, an den Gottlosen hingegen seine Gerechtigkeit, indem er sie am Tage des Gerichtes zur ewigen Strafe verurteilt. Daher werden auch die Heiligen im Himmel nach dem Zeugnisse der Schrift (Offb. 4, 9—11.) dem Allerhöchsten „in alle Ewigkeit Herrlichkeit und Ehre und Dank darbringen," . . . und ihm lobsingend legen sie alle vor seinem Throne ihre Kronen nieder und sprechen: „Würdig bist du, Herr, unser Gott, zu empfangen Preis und Ehre und Macht; denn du hast alle Dinge geschaffen, und durch deinen Willen wurden sie und sind sie geschaffen." Diese Lehre ist so fest in der Schrift und Tradition begründet, daß das Vatikanische Konzil (a. a. O. Kan. 5.) den Ausspruch that: „Wenn jemand

* Es genüge hier die Lehre des hl. Thomas anzuführen: Summa 1. q. 65. a. 2. Totum universum cum singulis suis partibus ordinatur in Deum sicut in finem, in quantum in iis per quandam imitationem divina bonitas repraesentatur ad gloriam Dei.

leugnet, daß die Welt zu Gottes Verherrlichung (ad Deí gloriam) erschaffen sei, so sei er im Banne." — Die ganze Schöpfung ist demnach bestimmt, den Allerhöchsten zu verherrlichen; aber vom vernünftigen Geschöpfe soll dieses in einer weit höheren Weise geschehen, als von den übrigen. Die vernunftlosen Geschöpfe sind nicht fähig, Gott in anderer Weise zu verherrlichen, als wie z. B. das Werk den Künstler verherrlicht, welcher dasselbe hervorgebracht hat. Es leuchtet aus demselben der Geist und das Talent des Meisters hervor, und so gereicht es ihm zur Ehre. In gleicher Weise ist, wie schon gesagt, das gesamte Schöpfungswerk der herrlichste Spiegel Gottes oder ein aufgeschlagenes großes Buch, in welchem die Güte, die Macht und Herrlichkeit des Schöpfers in unauslöschlischen Zügen zu seiner Ehre sich darstellt. In diesem Sinne sagt der hl. Paulus (Röm. 1, 20.) von Gott, daß „sein unsichtbares Wesen, nämlich seine ewige Kraft und Gottheit, in den erschaffenen Dingen erkennbar und sichtbar ist." Aber das mit Verstand begabte Geschöpf ist bestimmt, nicht nur den Schöpfer erkennbar zu machen, sondern ihn auch selbst zu erkennen, ihn zu lieben und anzubeten, ihm durch treuen Dienst zu huldigen und ihn in der Glückseligkeit des Himmels durch Preis und Lob ewig zu verherrlichen. (Siehe Seite 12.) Weil dieses unsere Bestimmung ist, darum ermahnt uns auch der Apostel, alles zur Ehre Gottes zu thun: „Möget ihr essen oder trinken, oder etwas anderes thun, so thut alles zur Ehre Gottes." (1. Kor. 10, 31.) Und eben deshalb lehrt uns auch Jesus Christus vor allem Gott bitten, daß sein Name geheiligt, d. h. verherrlicht werde; denn nichts soll uns mehr am Herzen liegen, als die Verherrlichung Gottes, weil wir dazu erschaffen sind.

2) Daß Gott auch die Welt zum Besten der Geschöpfe erschaffen hat, ergiebt sich schon aus dem, was oben Seite 239. n. 2 dargethan worden, daß nämlich Gott, indem er um seinetwillen, d. h. zu seiner Ehre und Verherrlichung die Welt schuf, zugleich das Wohl der Geschöpfe beabsichtigte und wollte. Ja, Gottes Verherrlichung schließt schon die Erteilung göttlicher Gaben und Güter an die Geschöpfe ein; denn Gott verherrlicht sich, indem er seine Vollkommenheit offenbart, „er offenbart aber," wie das Vatikanische Konzil lehrt, „seine Vollkommenheit durch die Güter, welche er den Geschöpfen zuteilt." — Gottes Verherrlichung ist eben der Grund und die Quelle unserer Glückseligkeit. Worin anders besteht denn zuletzt unsere wahre Glückseligkeit, als in der Erkenntnis und Liebe Gottes? Wie Gott in der Anschauung und Liebe seiner selbst vollkommene Seligkeit genießt, so vermag auch der Mensch, sein Ebenbild, nur insofern glücklich zu sein, als er

aus dem Born der Erkenntnis und Liebe Gottes schöpft. Sucht er nicht in Gott, sondern in den eitlen, vergänglichen Erdengütern sein Glück, so wird er statt dessen nur Unruhe und Plage und endlich sein ewiges Verderben finden. (S. Seite 8 u. ff.) Ist nun aber das ganze Weltall, welches Gott zu seiner Verherrlichung ins Dasein gerufen hat, nicht in der That gleich einem herrlichen Spiegel, aus dem er seine ewige Macht, Weisheit und Güte zurückstrahlen läßt, auf daß wir ihn, den Allgütigen, erkennen und lieben, und folglich in ihm uns erfreuen und glücklich seien? Ja, nicht immer sollen wir den Herrn bloß im Spiegel oder im Schattenbild seiner Geschöpfe schauen; der Schleier, welcher sein göttliches Antlitz verbirgt, wird dereinst fallen, und wir werden ihn sehen von Angesicht zu Angesicht in der Fülle seiner Herrlichkeit. Dann ist das Ziel der Schöpfung, die göttliche Verherrlichung und unsere Glückseligkeit, vollständig erreicht. Gott ist dann „alles in allem“ (1. Kor. 15, 28), und für uns giebt es dann weder Tod noch Trauer, noch Klage, noch Schmerz mehr, sondern in der göttlichen Anschauung und Liebe ewigen Jubel, endlose Wonne und Herrlichkeit. (Offb. 21, 4.) So ist die ganze Welt, Himmel und Erde, nicht nur zur Ehre Gottes, sondern auch zum Besten der Geschöpfe, insbesondere der Menschen erschaffen.

Niemand von euch gebe demnach dem thörichten Gedanken Raum, als wären wir Gott dem Herrn darum, weil er die Welt allererst zu seiner Verherrlichung erschaffen hat, weniger Dank schuldig. Verdiente wohl ein Fürst, der ein besonderes Wohlgefallen daran hätte, seinen Unterthanen Gutes zu erweisen, und seine Ehre vorzüglich darein setzte, sie recht glücklich zu machen, deshalb weniger von denselben geliebt zn werden . . . ? Gerade das ist nun hier der Fall. Gott setzt seine Ehre darein, uns mit seinen Gütern zu bereichern; er verherrlicht sich dadurch, daß er uns beglückt, und er beglückt uns dadurch, daß er sich verherrlicht. Darum singt auch die Kirche bei dem hl. Opfer: „Wir danken dir, o Herr! deiner großen Herrlichkeit wegen.“ — Vergesset doch niemals, daß Gott unserer Verherrlichung nicht bedarf, er ist ohnehin ewig und unendlich glückselig. Wir aber bedürfen derselben, um glücklich zu sein. Es verhält sich hiermit gewissermaßen, wie mit der Sonne. Wir bedürfen allerdings der Sonne, um zu sehen; aber die Sonne bedarf unser nicht, um zu leuchten. Dadurch, daß sie uns ihr Licht zusendet, wird ihr Glanz nicht erhöhet; aber entzöge sie uns dasselbe, so wären wir nicht einmal imstande, sie zu kennen, ihre Schönheit zu schätzen und zu bewundern. Unser Nutzen, unser Gewinn ist es also, daß Gott sich durch die Erschaffung der Welt verherrlichte; nicht für ihn, sondern

für uns ist sie eine Wohlthat; nicht ihm, sondern uns gereicht sie zur Wohlfahrt. Indem er die Welt schuf, liebte er uns, wollte und spendete er uns aus freier, ewiger Liebe unbeschreiblich viel Gutes.

Freilich giebt es auch Menschen, denen alle die zahllosen Gaben des Allerhöchsten ihrer Bosheit wegen doch nicht zum Heile gereichen, Menschen, für die es nach dem Zeugnisse der Schrift besser gewesen wäre, sie wären nie geboren worden. (Matth. 26, 24.) Haben aber solche nicht sich selbst ihr ewiges Verderben zuzuschreiben? Gott hat auch sie zur Glückseligkeit des Himmels erschaffen; er gab ihnen zur Erlangung derselben reichliche Mittel und Gnaden; er lud sie dazu ein, ermahnte, drohte, warnte, harrte auf sie mit großer Langmut und Geduld. Er hatte ihnen jedoch die freie Wahl gelassen, weil es sich nicht gebührte, daß er ihnen gegen ihren Willen die Teilnahme an seiner Glückseligkeit aufdrängte. Wenn sie nun aber alle göttlichen Gnaden und Wohlthaten verschmähten, schnödes Erdenglück dem Himmelreiche vorzogen, ist es nicht ihre eigene Schuld? Ist aber deshalb die Absicht, welche Gott bei Erschaffung der Welt hatte, vereitelt? Keineswegs; denn Gott will die ewige Glückseligkeit der Geschöpfe nur unter der Bedingung, daß sie sich derselben nicht unwürdig machen. Werden einige von ihnen derselben verlustig, so erreicht doch der Allerhöchste immer den Hauptzweck der Schöpfung, nämlich die Offenbarung und Verherrlichung seiner Vollkommenheiten, insbesondere seiner Gerechtigkeit in Bestrafung der Sünde. — Und diese Verherrlichung selbst gereicht wieder, wenn nicht zum Besten der Verworfenen, so doch zum Besten der Auserwählten. Denn wie wenige Menschen würden sich wohl bemühen, die ewige Seligkeit zu erringen, wenn anderseits die Strafe der Hölle nicht zu befürchten wäre? Was ist wohl mehr geeignet, uns von der Sünde abzuschrecken, als der Gedanke, daß Gott viele Tausende der Engel einer einzigen Sünde wegen in den Abgrund ewiger Qual stürzte? Und was könnte uns wohl mehr zur Liebe Jesu Christi antreiben, als der Glaube, daß er durch seinen Tod uns von der ewigen Verdammnis erlöste? Dieser Glaube ist es auch, welcher in so manchem Herzen jene heldenmütige Liebe anfacht, die, um das Heil der Mitmenschen zu bewirken, Marter und Tod verachtet. Wie viele haben ihr Leben hingegeben, und wie viele unterziehen sich heute noch den größten Mühen und Drangsalen, um die Sünder und die Irr- und Ungläubigen dem ewigen Untergange zu entreißen! So gereicht demnach jegliche Verherrlichung Gottes, die seiner Güte, wie die seiner Gerechtigkeit, jedenfalls zum Besten aller derjenigen, welche dieselbe zu ihrem Heile benützen wollen. — O, möget auch ihr, liebe Kinder, sie zu eurem ewigen Heile jetzt benützen! Bedenket es wohl: von euch hängt es jetzt ab, ob ihr dereinst Gottes Güte zu eurer ewigen Glückseligkeit, oder seine Gerechtigkeit zu eurer ewigen Qual verherrlichen werdet. Verherrlichet ihr jetzt Gott als seine frommen Kinder durch Gehorsam und Liebe, durch treue Haltung seiner Gebote, so wird auch Christus euch verherrlichen, wann er einst kommen wird in den Wolken des Himmels, zu richten die Lebendigen und die Toten. Dann wird er euch verherrlichen vor der ganzen Welt und vor den glänzenden Scharen der Engel, indem er zu euch sprechen wird: „Kommet, ihr Gesegneten meines Vaters, besitzet das Reich, das euch bereitet ist vom Anbeginne der Welt.“ (Matth. 25.) Und

dann werdet ihr einziehen mit Jesus Christus und den himmlischen Chören und allen Auserwählten in das herrliche Reich, in die ewige Freude des Herrn. Ja, es ist euch allen bereitet, ihr seid alle für dasselbe erschaffen; o, daß doch keines von euch ein so großes Glück leichtsinnig verscherze und es gegen die ewige Pein vertausche . . .! Lieber alles einbüßen, als den Himmel verlieren.

2. Regierung der Welt. — Vorsehung.

Was thut Gott noch immer, damit die Welt, die er erschaffen hat, nicht wieder zu grunde gehe?

„Gott erhält und regiert die Welt durch seine Vorsehung."*

1) Gott erhält die Welt, d. h. „er macht durch dieselbe Kraft seines Willens, wodurch er die Welt erschaffen hat, daß sie auch fortbestehe, wie und so lange es ihm gefällt."

„Verschieden von einem Gebäude, das stehen bleibt, wenn auch der Baumeister sich entfernt, kann die Welt nicht einen Augenblick fortbestehen, wenn Gott sie nicht erhält." So spricht der hl. Augustin. Der Grund dieser Verschiedenheit ist nicht schwer zu fassen. Der Baumeister giebt dem Gebäude nur die Form, den Stoff schafft er nicht; der liegt schon von Gott geschaffen in roher, regelloser Masse vor ihm und nimmt jede beliebige Gestalt an. Ganz anders verhält es sich mit dem Weltgebäude. Gott gab demselben nicht bloß die Gestalt, sondern schuf auch den Stoff dazu; und wie dieser aus dem Nichts hervorgebracht wurde, so würde er aus sich selbst wieder ins Nichts zurücksinken, wenn nicht Gott ihn fortwährend erhielte; gleichwie ein Stein niedersinkt, sobald die Hand, die ihn hält, sich zurückzieht. „Man muß also nicht meinen," sagt der römische Katechismus, „daß nach Vollendung und Beschluß des Schöpfungswerkes das, was von Gott hervorgebracht worden, ohne seine unbegrenzte Macht habe fortbestehen können. Denn gleichwie alles durch die höchste Macht, Weisheit und Güte des Schöpfers ins Dasein gerufen worden, also würde es auch sofort wieder in das Nichts zurücksinken, wenn nicht seine Vorsehung bei den erschaffenen Dingen immerwährend zugegen wäre und durch dieselbe Kraft, wodurch sie im Anbeginn entstanden, sie auch erhielte." Dieses erklärt auch die hl. Schrift, wenn sie sagt (Weish. 11, 26.): „Wie könnte etwas bestehen

---

* Die Lehre von der göttlichen Vorsehung ist nicht nur höchst trostreich, sie bietet auch ein sehr geeignetes Heilmittel gegen die Übel unserer Zeit: gegen den Atheismus, Materialismus, Kommunismus und überhaupt gegen die Revolutionssucht, welche aus der Unzufriedenheit der Menschen mit ihrem Schicksale und Lebensstande hervorgeht; darum glaubte man, dieselbe etwas ausführlicher behandeln zu sollen.

ohne deinen Willen (o Gott)? Und wie könnte etwas erhalten werden, das du nicht ins Dasein gerufen?" Klar ist dasselbe auch ausgedrückt in den Worten, „daß alles durch Gott bestehe" (Kol. 1, 17.), daß „Gott alles durch das Wort seiner Kraft trage" (Hebr. 1, 3.), daß „Gott Leben, Odem und alles gebe." (Apstgsch. 17, 25.) Die Erhaltung ist demnach gleichsam eine fortgesetzte Erschaffung und ebensowohl, als diese, ein Werk der göttlichen Macht und Güte. Bist du also, m. K., Gott so viel Dank schuldig, weil er dich in einem Augenblicke schuf, um wie viel dankbarer mußt du ihm dafür sein, daß er dich ununterbrochen so viele Stunden und Tage erhält und beschützt?

Gott erhält die Welt, wie und so lange es ihm gefällt: ihre Fortdauer hängt einzig von seinem Willen ab. So lange Gott das unermeßliche Weltall durch das Wort seiner Kraft trägt, glänzt die Sonne, leuchtet der Mond, schimmern die Sterne, lacht und frohlockt die Erde in immer sich erneuernder Pracht. Entzieht er ihm seine Kraft, so verschwindet es spurlos wie Rauch in der Luft. So lange der Allerhöchste seine schützende Hand über den Menschen ausstreckt, freut sich derselbe des Lebens; zieht er sie zurück, so sinkt der Mensch ins Grab. O Mensch! bedenke das wohl. Hängst du so von Gott, deinem Schöpfer und Erhalter ab: wie darfst du es je wagen, ihn zu beleidigen? Sag' an, wenn jemand auf einem hohen Turme stände und einen andern mit der Hand zurückhielte, daß er, in der Luft schwebend, nicht von der Höhe in den tiefen Abgrund fiele, würde dann wohl derjenige, welcher sich solcher Gefahr ausgesetzt sähe, es wagen, den zu beleidigen und zu schmähen, der ihn vor dem jähen Hinunterstürzen schützte? Nun, mein Christ, diese Gefahr ist die deinige! Dein Leben hängt wie an einem dünnen Faden, an dem dich Gottes Hand über dem Abgrunde des Todes festhält. Zieht er dieselbe zurück, so bricht deines Lebens Faden, und du bist tot, ja du liegst, wenn du in der Sünde stirbst, im Abgrunde der Hölle, wo ewiges Heulen und Zähneknirschen ist. Wie darfst du nun so vermessen sein, denjenigen zu verhöhnen, von dessen Willen es abhängt, dein Leben zu fristen und dich vor dem ewigen Untergange zu bewahren? Welch unerhörte Verblendung!

2) Gott regiert die Welt, d. h. „er sorgt für alles, ordnet und leitet alles mit weiser Güte zum Ziele, wozu er die Welt erschaffen hat."

Gott sorgt für alles. Kein Mensch, ja kein Geschöpf, so gering es immer sein mag, ist von dieser göttlichen Fürsorge ausgenommen. „Gott hat den Kleinen wie den Großen gemacht und sorgt auf gleiche Weise für alle." (Weish. 6, 8.) „Aller Augen

warten auf dich, o Herr, und du giebst ihnen Speise zur rechten Zeit. Du thust auf deine Hand und sättigest alles Lebendige mit Segen." (Ps. 144, 15. 16.) Was scheint unserer Sorge minder würdig, als ein Sperling oder eine Blume, die man unachtsam zertritt? Allein Gottes Sorge erstreckt sich auf all dieses. „Verkauft man nicht fünf Sperlinge um zwei Pfennige? Und nicht einer von ihnen ist vergessen vor Gott." (Luk. 12, 6.) „Betrachtet die Vögel des Himmels! sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheune, und euer himmlischer Vater ernährt sie . . . Betrachtet die Lilien auf dem Felde; sie arbeiten nicht und spinnen nicht; und doch sage ich euch, daß selbst Salomon in all seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist, wie eine von ihnen." (Matth. 6, 26—29.) Sogar „die Haare eures Hauptes sind alle gezählt." (Luk. 12, 7.)

Gott ordnet und leitet alles zum Ziele, wozu er die Welt erschaffen hat, nämlich zu seiner Verherrlichung und zum Besten der Menschen. Nichts kann sonach der Herrschaft Gottes sich entziehen: nichts kann geschehen von ungefähr oder aus blinder Notwendigkeit, nichts, was der Höchste von Ewigkeit nicht vorhergesehen, nichts, was er nicht will, oder was er nicht aus höchst weisen und billigen Gründen zuläßt. „Wer darf sagen," fragt deshalb der Prophet Jeremias (Klagel. 3, 37.), „daß etwas geschehe, ohne des Herrn Befehl?" Ohne den Willen des himmlischen Vaters fällt kein Sperling auf die Erde (Matth. 10, 29.), geht kein Haar vom Haupte verloren. (Luk. 21, 18.) — Und diese bis ins kleinste gehende Leitung und Anordnung Gottes ist voll Macht, Weisheit und Güte. Darum heißt es in der Schrift: „Sie (die göttliche Weisheit) wirket von einem Ende zum andern mächtig fort und ordnet alles lieblich an." (Weish. 8, 1.) So lieblich ist diese göttliche Leitung, daß sie eine väterliche, und zugleich so kräftig und gewaltig, daß sie eine königliche genannt zu werden verdient. „Deine Fürsehung, Vater! lenket alles." (Weish. 14, 3.) „Herr, Herr, allmächtiger König! . . . es ist niemand, der deinem Willen widerstehen kann." (Esth. 13, 9.) — Wie gewaltig indessen auch die göttliche Vorsehung alles lenkt, so hebt sie dennoch den freien Willen des Menschen nicht auf, sondern läßt zu, daß jedes Geschöpf seinen Geistes- und Körperkräften gemäß wirke oder thätig sei. Und daran erkennen wir eben den weisen und gütigen Lenker, daß er alle Geschöpfe zusammen und zugleich jedes insbesondere so zum Ziele führt, wie es die natürlichen Fähigkeiten eines jeden erheischen. So lasset uns denn, liebe Kinder, beim Gedanken an die göttliche Vorsehung den Herrn preisen; lasset uns dank- und vertrauensvoll ausrufen: „Der Herr

lenkt mich, und an nichts wird es mir gebrechen. . . . Selbst wenn ich wandle mitten in Todesschatten, werde ich kein Unglück fürchten, weil du (Herr) bei mir bist.“ (Ps. 22.)

Wie trostreich und unleugbar aber die Lehre von der göttlichen Vorsehung auch immer ist, so giebt es dennoch Unglückliche, die derselben widersprechen und Gottes väterliche Fürsorge lästern. Da hätte Gott viel zu thun, hört man sie mitunter in ihrem Unverstande sagen, wenn er mit jedem Härlein, mit jedem Würmchen oder mit jedem Sandkörnlein auf Erden sich abgeben wollte! — Die Thoren vergessen, daß „der ganze Erdkreis vor Gott wie ein Stäubchen ist in der Wage, wie ein Tropfen des Morgentaues, der auf die Erde herabfällt.“ (Weish. 11, 23.) Heißt das nicht, den Allmächtigen völlig mißkennen, wenn man sich einbildet, es müßte ihm zu mühsam sein, auf alle Dinge acht zu haben, als ob es schwerer wäre, an sie zu denken, als sie zu schaffen? Und heißt es nicht den Allgütigen lästern, wenn man sich denselben zu vornehm oder allzu stolz vorstellt, als daß er die Geschöpfe, welche seine grenzenlose Liebe aus dem Nichts hervorrief, ferner noch eines Blickes würdigte? Wenn Gott aus unendlicher Güte die Welt erschaffen hat, wird dieselbe Güte ihn nicht auch antreiben, sie zu leiten und zu regieren? Und wenn er die Welt (wie S. 164 dargethan worden) zum weisesten Zwecke gemacht hat, wird er nicht auch Sorge tragen, daß sie denselben erreiche? Anders von Gott denken, hieße das nicht, aus ihm, dem weisesten Schöpfer, ein unverständiges Kind machen! Oder gliche Gott nicht in der That einem Kinde, das seine Freude daran hat, Seifenblasen zu bilden, um sie in der Luft hin und her fliegen zu sehen, bis sie zerplatzen? Der Töpfer allerdings verkauft das Gefäß, das seine Hand verfertigt hat, und kümmert sich nicht mehr um dasselbe; denn er schaut nur auf den Gewinn. Aber nicht so verfährt der Vater mit seinem Kinde. Und ist Gott nicht der zärtlichste Vater, der uns gemacht und erschaffen hat? O, was sagt nicht der Name Vater, dieser Name, der nur von Huld und Liebe tönt! Wie! der Vater im Himmel, „von welchem alle Vaterschaft im Himmel und auf Erden herkommt“ (Eph. 3, 15.), er, der auch den Tieren jene wunderbare Zärtlichkeit gegen ihre Jungen einflößt, so daß die Henne aus übergroßer Liebe zu ihren Küchlein sogar sich selbst vergißt und darbt . . . er sollte für den Menschen, den er nach seinem Ebenbilde erschaffen hat, kein Herz, keine Empfindung der Liebe haben? Er sollte zu ihm sagen können: Gehe weg aus meinen Augen, du verächtliches Wesen; sei zufrieden, daß ich dich aus dem Nichts hervorzog; mehr hoffe nicht von mir! Dem Allgütigen solche Worte, solche Gesinnung

beimessen, wäre das nicht eben so unsinnig als gottlos? Dies thun dennoch alle diejenigen, welche Gottes Fürsorge für seine Geschöpfe leugnen.

Sagten uns aber auch die Schrift und die Vernunft nicht so deutlich, daß Gott mit Weisheit und väterlicher Liebe für alle seine Geschöpfe Sorge trägt; so brauchten wir ja nur die Augen zu öffnen und die wunderbare Ordnung des Weltalls, das schöne Zusammenwirken und die vollkommene Übereinstimmung aller seiner Teile anzusehen, um uns davon zu überzeugen. Denn alles, was oben (S. 200. b.) von der in der ganzen Welt sich kundgebenden Ordnung, vom regelmäßigen Laufe der Sterne, von der unwandelbaren Aufeinanderfolge der Jahreszeiten u. s. w. bemerkt worden ist, um daraus auf das Dasein eines höchst weisen und allmächtigen Gottes zu schließen, das alles beweist ebenso schlagend, daß Gott die Welt nach einem höchst weisen Plane zu ihrem Ziele hinleitet, und dieses ist gerade die in der Regierung der Welt sich bethätigende Vorsehung. Weil unser kurzsichtiger Verstand in der Weltordnung oder im Laufe der Natur Dinge wahrnimmt, die ihm als Übelstände erscheinen, darum soll unser Glaube an die göttliche Weltregierung nicht wanken oder straucheln.

1) Manche Mängel oder scheinbare Übelstände rühren einzig von der notwendigen Beschränkung unserer erschaffenen Natur her. Wollte Gott dieselben alle heben, so müßte er diese Welt vernichten und eine andere schaffen, oder um richtiger zu reden, er müßte gar keine schaffen. Denn wie es in einem wohlgeübten Heere Offiziere und gemeine Soldaten, und am königlichen Hofe Fürsten und Diener, und in einem geregelten Staate Vorgesetzte und Unterthanen geben muß; so kann auch die Welt nicht ein ewiges Einerlei sein, und die Geschöpfe können nicht alle dieselben Vorzüge und Eigenschaften besitzen. Was wäre ein Gemälde ohne Schattierung, ohne Abwechslung von matten und grellen Farben? Und welchen Wert hätten Gold und Diamanten, wenn alles Metall Gold, und alle Steine Diamanten wären? Es müssen unter den Geschöpfen verschiedene Abstufungen, Gattungen und Arten, und auch unter den Menschen verschiedene Klassen, Stände, Geschlechter und Alter sein. Was nun der eine weniger besitzt, als der andere, kann vergleichungsweise als Mangel erscheinen. Wäre aber ein solcher Mangel ein gerechter Anlaß zur Klage, so könnte nie etwas in der Welt recht sein. Der Lehm könnte sonach klagen, daß er nicht die Festigkeit des Steines, und der Stein, daß er nicht den Wohlgeruch der Blume, und diese, daß sie nicht das Leben des Tieres habe. Und auch das Tier könnte klagen, daß es nicht den Verstand des Menschen besitze; und dieser, daß er nicht so schön wie ein Engel, und der Engel, daß er nicht so vollkommen wie Gott sei. Wirklich war auch Luzifer, der schönste Engel im Himmel, nicht zufrieden, sondern wollte wie Gott sein, und auch unsere Stammeltern im Paradiese wollten höher steigen und wie Götter sein. Da aber Gott selber keinen andern

Gott zu schaffen vermag, so könnte er dieser Klage nur dadurch ein Ende machen, daß er alles vernichtete. Soll aber das nicht geschehen, so muß jedes Geschöpf mit den ihm vom Schöpfer verliehenen Gaben zufrieden sein und nach allen Kräften der ihm angewiesenen Bestimmung zustreben; dann ist alles gut und recht.

2) Zuweilen entstehen einzelne Unglücksfälle infolge der Naturgesetze, die von Gott zum Besten des Weltalls festgestellt sind. So wird ein Haus vom Blitz angezündet, ein Schiff vom Sturm zu grunde gerichtet, ein Reisender auf den Alpen von einer Schneelawine fortgerissen und getötet. Soll aber Gott deswegen die Naturgesetze aufheben? Sind diese deshalb schlecht und verwerflich? Keineswegs; sie bleiben immer sehr nützlich und notwendig. Denn gäbe es keine Gewitter und Sturmwinde, so würde die Luft nicht gereinigt werden, und ansteckende Seuchen würden überhand nehmen. Fiele im Winter weniger Schnee auf den Bergen, so hätten wir im Sommer großen Wassermangel. Was würde aus uns, wenn ein Regent, um ähnliche Unfälle zu verhüten, die Gesetze und Einrichtungen des Landes ändern müßte? Gesetzt, ein Ziegel fällt vom Dache und erschlägt einen Menschen auf der Straße; sollen deshalb die Dächer nur mit Stroh bedeckt werden? Oder soll es etwa nicht mehr erlaubt sein, den Feind im Kriege niederzuschießen, weil die Kugel einmal einen Schuldlosen traf? Würde nicht der Monarch mit derlei Verordnungen sich lächerlich machen? Oder wird man vielleicht von der göttlichen Vorsehung verlangen, daß sie immerfort Wunder wirke, um dergleichen Unglücksfälle vom Menschen abzuwenden? Aber ein Wunder ist eine Ausnahme vom allgemeinen Naturgesetz, und beständige Ausnahmen heben das Gesetz auf. Wo aber kein Gesetz mehr ist, da herrscht Unordnung und dieser zufolge das größte Unheil. Es wäre dem Menschen nicht einmal ersprießlich, wenn Gott zum Schutze seines Lebens jedes Mal ein Wunder wirkte; denn nichts hält kräftiger den Heilsbeflissenen vom Abwege des Lasters zurück und stählt ihn mehr gegen die Lockungen zum Bösen, als gerade die Möglichkeit, vom Tode unversehens überrascht und in den Abgrund des ewigen Verderbens gestürzt zu werden.

3) Viele andere Übel sind, wie wir später sehen werden, natürliche Folgen der Erbsünde. Hätte diese nicht die Natur in ihrem Keime verderbt, so wüßten wir nichts von der bösen Begierlichkeit, der Quelle so mancher Verirrungen, nichts von saurer Arbeit, schädlichen Tieren, schwerer Not, von Krankheiten, vom Tode, mit einem Worte, nichts von den Leiden und Mühseligkeiten des gegenwärtigen Erdenlebens. Ist aber wohl der allerheiligste Gott schuld daran, daß der Mensch sündigte? War nicht das Gebot, welches er unsern Stammeltern gab, leicht? Erteilte er ihnen nicht Kraft und Gnade, es zu halten? Schreckte er nicht von Übertretung desselben ab durch Androhung der Strafe? Und verleiht uns Gott nicht reichliche Hilfe und Gnade, alle die Mühsale des gegenwärtigen Lebens in Quellen ewiger Verdienste für den Himmel zu verwandeln?

4) Um die Übelstände dieser Welt richtig zu beurteilen, sollen wir auch diese Welt nicht in einem abgerissenen Teile, sondern in ihrer Gesamtheit und vor allem in ihrem Verhältnisse zu einer höhern, übernatürlichen Weltordnung betrachten und bedenken, daß Gott die gegenwärtige Welt als eine unvollkommene bestehen läßt, weil er den Menschen erst in jener zukünftigen bessern Welt eine

vollkommene Seligkeit vorbereitet hat.* Wer an einem Gemälde nur den Schatten, oder von einer Bildsäule nur eine Hand oder einen Fuß sieht, der kann unmöglich ein richtiges Urteil über das ganze Werk des Künstlers fällen. Kännten wir stets die geheimen Ratschlüsse der göttlichen Vorsehung, alle Lichtpartieen jenes wundervollen Gemäldes, das uns in der Regierung der Welt sich darstellt, wie oft würden wir eingestehen müssen, daß das, was uns ein großes Unglück däuchte, nur den Schein eines Übels hatte, im Grunde aber eine große Wohlthat Gottes war![49]

Außer den oben angeführten Beweisen aus der Vernunft und der sichtbaren Weltordnung ließen sich noch manche andere anbringen, um die Lehre von der göttlichen Vorsehung zu bestätigen. Sowohl die Stimme des Gewissens, als die einhellige Überzeugung aller Völker verkündigen uns die allwaltende Vorsehung. Denn wäre der Höchste ein um alles unbekümmertes Wesen, das nach der Sprache des Gottlosen „um den Kreis des Himmels wandelt, ohne unser zu achten“ (Job 22, 14.), woher käme dann dieses unheimliche Gericht in unserm Innern, diese donnernde Stimme des Gewissens, welche uns bei jedem unerlaubten Genusse vor einem unsichtbaren Rächer des Bösen zittern macht? Woher rührte dann dieser Drang des menschlichen Herzens, in Trübsal oder Gefahr Gottes Hilfe anzurufen? Und was hätte dann alle Völker auf den Gedanken gebracht, durch gottesdienstliche Handlungen den Segen des Allerhöchsten über sich herabzuziehen? Alles vereinigt sich demnach, um die göttliche Vorsehung zu bezeugen: das Wort der hl. Schrift, das Licht der Vernunft, die Ordnung der sichtbaren Welt, die Stimme des Gewissens, das einhellige Zeugnis aller Völker der Erde. Wie viele herrliche Beweise würden wir erst finden, wenn wir die Jahrbücher der Welt- und Kirchengeschichte aufschlagen wollten; wenn wir gedächten der alten Tage und betrachteten alle Geschlechter?[50] „Frage nur deinen Vater,“ spricht deshalb die Schrift, „und er wird dir's verkünden; deine Ahnen, sie werden dir's sagen.“ (5. Mos. 32, 7.) Und wenn ein jeder seine eigenen Schicksale ernstlich erwägen und die Fügungen Gottes über ihn beherzigen wollte, wie mancher würde erkennen, daß der Herr sowohl in den trüben, als heitern Tagen ihn gnädigst „führte und lehrte und bewahrte wie seinen Augapfel!“ (Das. V. 10.)

---

* Deus facit, quod melius est in toto, sed non, quod melius est in unaquaque parte, nisi per ordinem ad totum. (*S. Thom.* Sum. I. q. 48. a. 2. ad 3.)

Wenn aber Gott alles ordnet und leitet in der Welt, warum geschieht dennoch Böses? will er auch dieses?

„Das Böse will Gott nicht; er läßt es aber zu, 1) weil er dem Menschen einen freien Willen gegeben hat; 2) weil er auch das Böse zum Guten, d. h. zur Vollstreckung seiner ewigen Ratschlüsse zu lenken weiß."

Gott, die Heiligkeit selbst, will die Sünde nicht. „Zu rein sind deine Augen (Herr), um Böses zu sehen, und auf Ungerechtigkeit vermagst du nicht zu schauen." (Habak. 1, 13.) Darum verbietet und bestraft er auch das Böse. (Siehe oben die Lehre von der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes, S. 173 ff.) — Gott läßt aber das Böse zu,

1) weil er dem Menschen einen freien Willen gegeben hat. „Gott hat von Anfang den Menschen geschaffen und ihm die freie Wahl gelassen. Er gab dazu seine Gebote und Gesetze. . . . Der Mensch hat vor sich Leben und Tod, Gutes und Böses; was er will, wird ihm gegeben werden." (Sir. 15, 14—18.) Aus unserer Freiheit folgt aber die Möglichkeit, dieselbe zum Bösen zu mißbrauchen. Der Mißbrauch jedoch ist lediglich des Menschen Werk und muß demselben allein zugerechnet werden. — Darum hört aber die Freiheit nicht auf, ein herrliches, des weisen und gütigen Schöpfers würdiges Geschenk zu sein; denn sie gereicht dem Menschen zur Ehre und Gott zur Verherrlichung. Hätte der Mensch die freie Wahl nicht, müßte er das Gute ausüben aus einem unwiderstehlichen Drange, ebenso wie er nach Glückseligkeit sich sehnt, oder sich gedrungen fühlt, durch Speise und Trank Hunger und Durst zu stillen, so könnten wir ihn wohl noch achten, aber nicht bewundern, nicht loben, ihm das Gute nicht zum Verdienste anrechnen. Was wären die glänzendsten Thaten der Diener Gottes, die Selbstüberwindungen der hh. Jungfrauen, die Strengheiten der hh. Büßer, der Todesmut und die in Marter und Qual unerschütterliche Standhaftigkeit der Blutzeugen? Ohne die Freiheit wären es lauter Handlungen, die nicht unterlassen werden konnten, die eben deshalb keine Bewunderung, kein Lob, keine Belohnung verdienten. Der Himmel, in dessen Besitz der heilige Glaube uns die Seligen jetzt schauen läßt, wäre für dieselben wohl eine Gnade, eine Begünstigung, aber kein Lohn, keine dem Verdienste verliehene Auszeichnung oder Ehre. Das ist der hohe Ruhm aller Heiligen Gottes, daß sie, obwohl mit dem Beistande der göttlichen Gnade, dennoch durch die freie Wahl den Sieg über Welt, Fleisch und Hölle errungen, das Himmelreich nicht ohne eigenes Zuthun überkommen, sondern erobert haben. —

Wie aber die Freiheit dem Menschen zur Ehre gereicht, so gereicht dieselbe auch Gott zur Verherrlichung. Wenn ein Musikdirektor, der es jedem geschickten und ungeschickten Musiker frei ließe, nach eigener Wahl und Fähigkeit zu spielen, dennoch alle die willkürlichen Töne und Mißtöne zum entzückendsten Konzerte zu vereinigen wüßte: wer könnte der Weisheit und Gewandtheit desselben seine Bewunderung versagen? Was aber dem Menschen schlechterdings unmöglich ist, das führt Gott aus. Er läßt jedem seiner vernünftigen Geschöpfe den freien Willen und lenkt desungeachtet alle zum einen höchsten Ziele, zu seiner größern Ehre. Nichts trägt in der That mehr zur Verherrlichung Gottes bei, als daß der Mensch aus freier Wahl sich ihm unterwerfe, ihm diene, sich und all das Seinige ohne Vorbehalt zum Opfer bringe. Oder gereicht es einem Herrn nicht zu besonderer Ehre, wenn seine Diener ohne Zwang, mit kindlich bereitwilliger Liebe auch den beschwerlichsten Dienstleistungen sich unterziehen? Gereicht es einem Könige oder Feldherrn nicht zum höchsten Ruhme, wenn seine Krieger aus freiem Antriebe auf den ersten Wink sich ins Treffen stürzen? Gott, der Herr und König der Welt, verlangt vom Menschen Opfer; aber nur freiwillig dargebrachte Opfer ehren ihn und sind ihm wohlgefällig; auf die sieht er mit besonderm Wohlgefallen herab, wie einstens auf die auserlesenen Opfergaben des frommen Abel. — Gott läßt das Böse auch deshalb zu,

2) weil er auch das Böse zum Guten, d. h. zur Vollstreckung seiner ewigen Ratschlüsse zu lenken weiß. — Hiermit soll, wie von selbst einleuchtet, keineswegs gesagt sein, Gott lasse das Böse in der Absicht zu, um aus demselben das Gute zu ziehen; sondern nur, daß Gott das Böse nicht zuließe, wenn er nicht mächtig und weise genug wäre, auch das Böse zum Guten zu lenken. So lehrt unter vielen andern auch der hl. Augustin, der mit Recht eine der glänzendsten Leuchten der Kirche genannt wird.* „Da der allmächtige Gott zugleich höchst gut ist, so würde er es in keiner Weise dulden, daß in seiner Schöpfung irgend etwas Böses sich vorfände, wenn er nicht in dem Maße mächtig und gut wäre, daß er auch aus dem Bösen Gutes zu ziehen vermöchte." — Gott weiß demnach alles Böse zum Guten, d. h. zur Vollstreckung seiner ewigen Ratschlüsse zu lenken, indem auch sogar das Böse, die Sünde, die er haßt und verbietet, ihm dienen muß, uns seine Vollkommenheiten zu offenbaren. Denn auf die Offenbarung der göttlichen Vollkommenheiten zielen zuletzt alle Ratschlüsse des Ewigen ab, da durch dieselbe der

---

* Enchirid. c. 11.

Endzweck der Schöpfung, Gottes Verherrlichung und des Menschen Glückseligkeit, eigentlich erreicht wird. Ja, Gott offenbart uns die Strenge seiner Gerechtigkeit, indem er die Sünde nicht nur mit zeitlichen Übeln, sondern auch mit ewiger Höllenqual bestraft. Er offenbart seine Heiligkeit, indem er zur Genugthuung für die Sünde das Blut und den Tod seines eigenen, eingebornen Sohnes forderte. Er offenbart seine überschwengliche Güte, indem er nicht aufhört, den Sünder, das treulose, undankbare Geschöpf mit Gnaden und Wohlthaten zu überhäufen. Er offenbart seine Langmut, indem er dem Sünder Zeit läßt, Sünde auf Sünde zu häufen, und gleichsam mit Schmerzen auf dessen Bekehrung harrt. Er offenbart seine Barmherzigkeit, indem er dem Lasterhaften verzeiht und wieder verzeiht, sobald dieser zerknirschten Herzens zu ihm zurückkehrt. Gott bricht ferner mit starker Hand den Andrang seiner Feinde und zwingt die Widerstrebenden, seine weisen Pläne eben dadurch zu fördern, daß sie unermüdlich und mit satanischer Arglist dieselben zu vereiteln trachten: welch eine glänzende Offenbarung seiner Macht und Weisheit! So müssen die brausenden Wogen das Schiff, das sie zu verschlingen drohen, dem sichern Hafen entgegen tragen, weil ein kräftiger Arm das Steuer hält und sie bewältigt.

Blicket auf die hl. Kirche hin; da zeigt sich diese wunderbare Lenkung des Bösen zum Guten, der Sieg göttlicher Macht und Weisheit über alle Gewalt und Arglist der Feinde im hellsten Lichte.* Die Apostel beginnen das ihnen aufgetragene Werk zum Heile der Welt, indem sie den Juden mit unerschrockenem Mute Jesus den Gekreuzigten verkündigen. Allein das gottesmörderische Volk bleibt verstockt; es verfolgt und mißhandelt die Boten des Heils und zwingt sie, Judäa zu verlassen. Das war aber eben das Mittel, dessen sich Gott bediente, um die seligmachende Kirche in die Länder der Heiden einzuführen. Bald darauf erhoben grausame Tyrannen ihr Schwert gegen die wehrlose Braut Christi, das Blut ihrer Kinder floß in Strömen; Gott ist aber mächtig genug, aus dem Blute der hingeschlachteten Märtyrer neue Christenscharen zu erwecken. Die schweren Gewitter der Verfolgungen sind vorübergegangen, und die Kirche blüht wieder in voller Pracht gleich einem Baume, der gepflanzt ist an Wasserbächen. Da entstehen neue Bedrängnisse: Stürme der Irrlehren schütteln mächtig den Baum der Kirche, reißen manches Blatt, wohl auch Zweige und Äste herab. Allein durch die Hand des Allerhöchsten gestützt,

* Zum Verständnisse des Folgenden verweise der Katechet auf den Abriß der Kirchengeschichte n. 31. 33. 36. 38. 47. 48.

bleibt der Stamm fest und unbeweglich stehen; je heftiger es stürmt, desto weiterhin wird der Same der göttlichen Lehre getragen. Nach diesen Stürmen lagern die Völker ruhig im Schatten dieses Lebensbaumes, als aus dem rauhen Norden wilde Stämme heranwogen und weithin Schrecken und Verwüstung verbreiten. Da streckt Gott neuerdings seine allmächtige Hand aus, und die barbarischen Horden, in Lämmer umgewandelt, vermehren die friedlich weidende Herde. Seitdem haben schon oft und auch in unserer Zeit viele die Axt ergriffen und sie mit wütendem Ingrimm selbst an die Wurzel dieses heiligen, von Gott gepflanzten Baumes gelegt: allein all ihre Streiche waren vergeblich, sie trafen den Felsen, auf dem er wurzelt, und prallten zurück. Die Frevler verwundeten sich selbst — und die Kirche steht unversehrt da in verjüngter Kraft. „Ihr sannet Böses gegen mich, Gott aber lenkte es zum Guten, so daß er mich erhöhte und viele Völker rettete." (1. Mos. 50, 20.) So sprach der ägyptische Joseph zu seinen Brüdern, die ihn böswillig verkauft hatten; so wird auch dereinst am großen Tage der Vergeltung die hl. Kirche zu denjenigen sprechen, die sie verhöhnten, lästerten und verfolgten. Sie hat eine sichere Bürgschaft dafür im Beispiele Jesu Christi, ihres göttlichen Stifters. Auch gegen Jesus sannen die Menschen Böses; sie bespöttelten, tadelten, verleumdeten seine Lehre; sie verfolgten ihn und seine Jünger; sie fesselten ihn mit Banden, schlugen ihn mit Geißeln, krönten sein Haupt mit Dornen, hefteten ihn ans schmähliche Kreuzesholz, mordeten ihn, den Gottmenschen. Aber Gott hat diesen Frevel zum Besten gelenkt, um Jesus zu erhöhen und ihn zum Erlöser der ganzen Welt zu machen. Das ist die Geschichte des Stifters der Kirche, das ist auch die der Kirche. Ihre Feinde wähnen zuweilen ihre eigenen schlau berechneten Pläne zu verfolgen, aber unvermerkt erfüllen sie die heiligen und liebreichen Absichten Gottes, und ihre boshaften Anschläge werden zu schanden; „denn es ist keine Weisheit und keine Klugheit und kein Rat gegen den Herrn." (Spr. 21, 30.)

Und wenn Gott für alles sorgt, warum giebt es denn so viele Leiden?

1) „Es giebt so viele Leiden, damit der Sünder sich bessere und nicht zu grunde gehe."

Ein geschickter Arzt wendet zuweilen Mittel an, die dem Kranken sehr großen Schmerz verursachen; nicht selten schneidet und brennt er sogar. Aber das alles thut er aus Liebe, um bösartige Krankheiten zu heben und tiefwurzelnde Schäden zu heilen. So verfährt auch Gott mit den Menschen. „Er verwundet und heilt; er schlägt, und seine Hände machen gesund." (Job 5, 18.)

Die sündhaften Neigungen sind tödliche Krankheiten der Seele, die bösen Gewohnheiten verjährte Schäden; darum wendet er ebenfalls Mittel an, die dem Menschen wehe thun. Er schickt ihm Widerwärtigkeiten zu, um die unordentliche Liebe zu den irdischen, vergänglichen Gütern zu verbannen; er läßt Verdemütigung über ihn kommen, damit er der Eitelkeit und dem Stolze entsage; er schlägt ihn mit Gebrechen und Krankheiten, um den Hang nach sinnlichen Freuden zu schwächen. Gott streut Dornen auf den Weg des Sünders, damit der Verirrte umkehre und den Weg der Tugend einschlage; er bestreut mit bitterm Wermut die sündhaften Genüsse, damit der Sünder sie verabscheue; er greift wie ein verständiger Vater zur Rute der Züchtigung, um das eitle, genußsüchtige Kind zu bessern. Diese Dornen, dieser Wermut, diese heilsame Zuchtrute sind die Leiden und Trübsale.[51] „Die Übel, die uns in dieser Welt drücken," sagt der hl. Papst Gregor, „treiben uns an, uns zu Gott zu wenden." Dieses erkannte der Psalmist, den die züchtigende Hand Gottes getroffen hatte, als er zu Gott rief: „Gut ist's mir, daß ich gedemütigt ward, damit ich lerne deine Satzungen." (Ps. 118, 71.)

Zahllose Beispiele zeigen uns, wie geeignet die Leiden sind, um die Menschen zur Erkenntnis ihrer Schuld und zur Besserung zu führen. Die zum Anschein harte Behandlung, welche die Brüder Josephs in Ägypten erfuhren, brachte sie zur Erkenntnis ihrer Sünde. „Wir haben verschuldet, was wir leiden, denn wir haben an unserm Bruder gesündigt." (1. Mos. 42, 21.) Als dem besiegten Kananiter-Könige Adonibezec nach damaligem Kriegsgebrauch die Spitzen an Händen und Füßen abgeschnitten wurden, sprach der verstümmelte Fürst: „Siebenzig Könige mit abgehauenen Spitzen an Händen und Füßen lasen den Abfall der Speisen unter meinem Tische auf; wie ich gethan, also hat Gott mir vergolten." (Richt. 1, 7.) Manasses, seines Thrones beraubt und mit Ketten belastet nach Babylon geschleppt, erkannte gleichfalls seine Sünden und that Buße. (2. Chron. 33.) Der gewaltige Sturm, welcher das Schiff zu verschlingen drohte, worauf Jonas sich befand, bestimmte den vor Gott flüchtigen Propheten, seinen Ungehorsam einzugestehen und sich zur Sühne seines Frevels ins Meer werfen zu lassen. (Jon. 2.) Hunger und Elend bewogen den verlornen Sohn, in sich zu gehen und sich reumütig in die Arme seines erbarmungsvollen Vaters zu werfen. Leiden, Trübsale und Unfälle jeglicher Art gehören somit zu den wirksamsten Mitteln, die Sünder zu Gott zurückzuführen.[52] Deshalb betete der gottbegeisterte Sänger: „Bedecke ihr Angesicht mit Schmach, damit sie deinen Namen suchen, Herr! Wie ein Feuer, das den Wald

niederbrennt, und wie eine Flamme, welche Berge versengt, also vertilge sie in deinem Sturme und schrecke sie in deinem Zorne." (Ps. 82, 15—17.)

Viele Leiden, die über den Menschen kommen, sind gerade die natürlichen Folgen seiner eigenen Sünden und Verirrungen. Es sind dies Dornen, womit der Sünder selbst seinen Lebenspfad bestreut, Geißeln, die er sich selbst bereitet, Becher voll Bitterkeit, die er sich selber mischt. Und in der That, wie viel weniger Kummer und Schmerz gäbe es in der Welt, wenn die Menschen freundlicher und friedfertiger im Umgange, bescheidener in ihren Wünschen und Ansprüchen, mäßiger im Genusse von Speise und Trank, enthaltsamer in andern Sinnengenüssen, sorgsamer im Aufwande, aufmerksamer auf sich selbst und wachsamer in Bezug auf andere wären, die von Gott ihrer Sorge und Pflege anvertraut sind! Folgt nicht Elend und Armut dem Müßiggang und der Genußsucht auf dem Fuße nach? Haben nicht unzählige, überaus schmerzliche Krankheiten ihren Ursprung in der Unmäßigkeit und in ähnlichen Lastern? Sind die beklagenswerten Zustände, in welche die Jugend so oft gerät, nicht die natürlichen Folgen des Ungehorsams, des Eigensinnes, der Widerspenstigkeit gegen ihre Eltern? Aber auch diese Leiden sollen nach den weisen und liebevollen Absichten Gottes den Menschen von der Sünde abschrecken; sie sollen ihn antreiben, in sich zu gehen und sich zu bessern, auf daß ihm nichts Schlimmeres widerfahre. Unstreitig läßt die göttliche Weisheit Strafen auf die Sünden folgen, auf daß der Mensch erkenne, „womit jemand sündige, damit werde er auch gestraft" (Weish. 11, 17.), und er angetrieben werde, wenn nicht aus Liebe zu Gott, doch aus Furcht vor zeitlichem Unheil das Böse zu fliehen und zu verabscheuen.

2) „Es giebt auch deshalb so viele Leiden, damit der Gerechte noch mehr geläutert, reicher an Verdiensten werde und desto größern Lohn im Himmel empfange."

Je größer und reiner die Tugend ist, desto reicher wird auch das Verdienst und desto herrlicher und größer der Lohn im Himmel sein. Nichts ist aber geeigneter, die Tugend nicht nur ins Herz zu pflanzen und darin zu bewahren, sondern auch zu vervollkommnen und zu läutern, als eben die Leiden und Trübsale.[53] Darum sagt der hl. Jakobus (1, 2—4.): „Haltet es für lauter Freude, meine Brüder, wenn ihr in mancherlei Versuchungen fallet, und wisset, daß die Prüfung Geduld wirket, die Geduld aber das Werk (der Heiligung) vollendet." Das Gold wird im Feuer von allen Schlacken gereinigt, die Tugend des Gerechten im Leiden. „Silber und Gold wird durchs Feuer geprüft, die Lieblinge Gottes aber im Ofen der Demütigung." (Sir. 2. 5.) — Nie kann der Gerechte dem Herrn seine Liebe, die schönste und edelste aller Tugenden, und die Treue in seinem heiligen Dienste besser beweisen, als eben zur Zeit der Trübsal. Was ist es Großes, Gott zu dienen, wenn alles nach Wunsch geht, wenn Gott

vielmehr uns zu dienen scheint, als daß wir ihm dienen? Aber zur Ehre Gottes Leiden ertragen und harte Prüfungen geduldig bestehen, sich mit den Aposteln freuen, um des Namens Jesu willen Schmach leiden zu dürfen, das ist groß, das ist erhaben. [54] Dem höhern Grade der Tugend wird dann auch ein größerer Lohn, ein höherer Grad der ewigen Seligkeit entsprechen. Darum preist Jesus diejenigen selig, die da nach seinem Beispiele den Leidenskelch austrinken. „Selig seid ihr, wenn euch die Menschen schmähen und verfolgen und alles Böse mit Unrecht wider euch reden um meinetwillen. Freuet euch und frohlocket, denn euer Lohn ist groß im Himmel.“ (Matth. 5, 11. 12.) „Komme, was da wolle,“ schrieb deshalb die hl. Teresia (Br. a. P. Gratian), „je mehr Trübsal, desto mehr Gewinn.“

Warum läßt es aber Gott den Bösen oft gut gehen, während es den Frommen übel geht?

1) „Weil er den Sünder auch durch Wohlthaten an sich ziehen will.“

Sobald der Mensch durch die Sünde von Gott sich abwendet, hat der gerechte Gott seinerseits Grund genug, sich auch vom Menschen abzuwenden, ja sogar denselben auf ewig von sich zu verstoßen. Allein wie ein liebender Vater alle erdenklichen Mittel der Milde sowohl, als auch der Strenge anwendet, um den entarteten Sohn auf bessere Wege zurückzuführen, so thut Gott auch in Bezug auf den Sünder. Zuweilen gebraucht er Strenge, indem er, wie wir gezeigt haben, zeitliche Strafen über ihn verhängt; zuweilen wendet er aber auch Güte an und sucht durch neue Wohlthaten das Herz des Frevlers zu gewinnen. „Mit menschlichen Banden, mit Fesseln der Liebe“ (Os. 11, 4.) zieht er denjenigen an sich, der die Streiche seines gerechten Armes verdiente. Dieses gnädige Hinneigen zur Güte schildert Gott selber in rührender Weise durch den Mund des Propheten Oseas (11, 8.). Als nämlich das Volk Israel sich von ihm, dem Allerhöchsten, abgewendet hatte, um sich dem schändlichen Götzendienste hinzugeben, sprach er zu demselben: Wie soll ich mit dir verfahren, o Ephraim (d. h. Israel)? Soll ich dich ganz vertilgen ....? „Mein Herz kehrt sich um in mir, und mein Mitleid regt mich an zum Erbarmen. Ich will nicht thun nach meinem grimmigen Zorne, ich will nicht daran gehen, Ephraim zu vertilgen; denn ich bin Gott und kein Mensch.“ Ebenso milde verfuhr Gott auch gegen die Israeliten in der Wüste. Er bestrafte sie zwar ihres Murrens und ihrer Treulosigkeit wegen, aber sandte ihnen dennoch Brot vom Himmel und ließ trinkbares Wasser im Überfluß aus dem

Felsen sprudeln; er schützte sie vor Krankheiten und sorgte sogar dafür, daß ihre Kleider sich nicht abnutzten. Auch hörte er nie auf, selbst den abgöttischen Heiden Wohlthaten vom Himmel zu spenden, „indem er Regen und fruchtbare Zeiten gab, mit Speisen und Freude ihre Herzen erfüllte" (Apgsch. 14, 16.), damit sie angetrieben würden, ihn als ihren Wohlthäter anzuerkennen und zu lieben. — Aber leider ist der sündige Mensch nicht selten unempfindlicher und undankbarer, als das vernunftlose Tier, das seinen Wohlthäter erkennt und ihm mit treuer Anhänglichkeit dient. Der zeitliche Wohlstand macht ihn übermütig, das Glück verblendet ihn und giebt ihm Anlaß, sich immer mehr von seinem göttlichen Wohlthäter zu entfernen und seine Gnade von sich zu stoßen. Die Sünder, so heißt es im Buche Job (22, 17. 18.), sprachen zu Gott: „Geh von uns weg! ob er gleich ihre Häuser mit Gütern erfüllte." Darüber beklagt sich der Herr öfters mit Wehmut: „Ich war wie ein Nährvater für Ephraim und trug sie auf meinen Armen; aber sie erkannten es nicht, daß ich für sie sorgte." So spricht Gott an der oben angeführten Stelle des Propheten Oseas. Und bei Isaias (5, 4.): „Was hätte ich meinem Weinberge (dem Volke Israel) noch thun sollen, das ich nicht gethan? Ich wartete, daß er Trauben brächte, warum hat er Herlinge gebracht?" — Gott läßt es auch dem Bösen oft gut gehen, während es dem Frommen übel geht,

2) „weil die vollkommene Vergeltung für Gute und Böse erst im zukünftigen Leben, in der Ewigkeit, stattfindet."

Die Wahrheit dieses Satzes ist schon oben dargethan worden (S. 179 u. ff.). Es dürfte demnach hinreichen, hier die Worte der Schrift anzuführen, welche sich auf die heidnischen Völker beziehen, denen Gott Ruhm, Macht und Wohlstand verlieh. „Der Herr wartet langmütig zu," heißt es in der hl. Schrift, „um sie für alle ihre Sünden dann zu strafen, wenn der Tag des Gerichtes gekommen." (2. Makk. 6, 14.) Schon das Schicksal des reichen Prassers und des armen Lazarus stellt diese Wahrheit ins hellste Licht. Sehr treffend sind die Worte des hl. Gregor des Großen (Homil. 40. n. 4 über Evang.): „Wie schwer mag der arme, mit Wunden bedeckte Lazarus in Gedanken gegen die göttliche Vorsehung versucht gewesen sein, da es ihm am Notdürftigsten gebrach, während der Reiche vor seinen Augen an üppiger Tafel schwelgte; da er, von Schmerz und Frost gequält, den Reichen in Wollust, mit Seide und Purpur bekleidet sah. Allein Gott sandte Prüfung über diesen, um ihn zu verherrlichen, und ertrug den Übermut des andern, um ihn jenseits zu bestrafen." — Wollte Gott schon in diesem Leben jeden Sünder mit augen-

fälliger Strafe belegen, bemerkt sehr wohl der hl. Augustin (Stadt Gott. Bch. 1. K. 8.), so dürfte man leicht versucht sein, zu glauben, es gebe jenseits keine Vergeltung mehr und sonach kein allgemeines Gericht, keine ewige Strafe. Und gefiele es Gott, den Gerechten schon hienieden mit zeitlichen Gütern zu belohnen, so würden viele in Versuchung geraten, ihm nur um des irdischen Gutes willen zu dienen. „Ein solcher Dienst würde uns aber nicht tugendhaft, sondern vielmehr habsüchtig und geizig machen." Und wo bliebe bei diesem so niedrigen Beweggrunde das Verdienst für den Himmel, welches notwendig einen höheren, übernatürlichen Beweggrund voraussetzt? Wie wäre es endlich noch möglich, daß sich die Geduld und Langmut Gottes offenbarte, wenn er jedesmal auf die Sünde sogleich die Strafe folgen ließe? „Daher strafest du diejenigen, die sich verirren, nach und nach . . . um Raum zur Buße zu geben . . . und redest ihnen zu, damit sie von der Bosheit ablassen und an dich glauben, o Herr!" (Weish. 12, 2. 10.) „Denn Gott den Herrn," bemerkt der hl. Augustin, „freut es nicht, zu verdammen, sondern selig zu machen; er hat demnach Geduld mit den Bösen, damit er auch aus den Bösen Gute mache." Verharren sie aber auf ihren bösen Wegen, „da bricht am Ende ihre Verdammnis über sie aus." (Weish. 2, 27.) — Gott läßt es endlich auch darum den Bösen oft gut ergehen,

3) „weil er das wenige Gute, das die Bösen etwa thun, hienieden belohnen will, da er es wegen ihrer Unbußfertigkeit jenseits nicht belohnen kann."

Zum Belege dieser Wahrheit liefert uns die hl. Schrift verschiedene Beispiele. Achab war ein gottloser König, „der, wie kein anderer, sich verkauft hatte, um Böses zu thun vor dem Herrn." Als ihm aber der Prophet Elias die furchtbaren Strafgerichte des Herrn, die Vertilgung seines ganzen Stammes ankündigte, so verdemütigte sich Achab vor Gott, „zerriß seine Kleider, legte ein härenes Bußgewand an und fastete und schlief auf einem Sacke und ging mit gebeugtem Haupte einher." Da sprach der Herr zu Elias, dem Propheten: „Weil Achab sich so verdemütigt hat vor mir, will ich das Unglück nicht bringen in seinen Tagen." (3. Kön. 21, 25—29.) Nabuchodonosor, König von Babylon, war ein stolzer, eroberungssüchtiger Regent. Weil er aber, als Vollstrecker der göttlichen Strafgerichte über Tyrus, diese lasterhafte Stadt mit seinem Kriegsheer erobert und zerstört hatte, so sprach Gott der Herr: „Siehe, ich will Nabuchodonosor das Land Ägypten geben; er soll dessen Beute erbeuten, das soll seines Heeres Lohn sein für den Dienst, den es mir wider Tyrus geleistet." (Ezech. 29, 19. 20.) — Auch lasterhafte Menschen thun

mitunter etwas Gutes, ehren z. B. ihre Eltern, halten Treue und Glauben, spenden Almosen oder erweisen ihren Nebenmenschen sonst einen Liebesdienst. Damit nun auch dieses Gute, welches darum sehr gering ist, weil es nicht für Gott und im Stande der Gnade geschieht, nicht ohne Belohnung bleibe, so läßt der Allgütige nicht selten zu, daß ihnen dafür zeitliche Vorteile, als Reichtümer, Ehren u. s. w. zukommen. Das ist gleichsam der Lohn des Taglöhners im Vergleiche zum Erbe des Sohnes. Und wie der Taglöhner billigerweise nur auf denjenigen Lohn Anspruch machen darf, den er sich ausbedungen, den er durch sein Tagewerk gesucht hat, so haben auch die Sünder von Gott nicht mehr zu erwarten, als etwa das, was sie suchen, nämlich zeitliche Güter. Wenn nun Gott aus Güte und Nachsicht ihnen diesen Lohn wirklich erteilt, sind sie wohl darum zu beneiden? O gewiß nicht! Niemals wird der Sohn des Hauses, der Erbe der väterlichen Güter, den Taglöhner um die wenigen Groschen beneiden, die derselbe empfängt. So wird auch der Gerechte, der Sohn und Erbe des himmlischen Vaters, den Sündern die so geringen, so vergänglichen Güter keineswegs mißgönnen. Er wird die Sünder herzlich bemitleiden, indem er sieht, wie sie sich rastlos abmühen, nichtige Erdengüter zu erwerben, während sie mit derselben, sogar mit viel leichterer Mühe himmlische, unvergängliche Schätze sich sammeln könnten. Ja, der Sünder ist zu bemitleiden, mag er auch noch so viele Reichtümer besitzen. — Was ist ein Leben ohne Gewissensruhe, ohne Hoffnung, ohne Gott? Es ist ein Leben der tiefsten Erniedrigung, der schmählichsten, unerträglichsten Knechtschaft. Anstatt die Reichtümer zu besitzen, wird er, wie selbst ein heidnischer Weltweise (Seneka) bemerkt, von den Reichtümern besessen. Die Habgier quält ihn, wie die Fieberhitze den Kranken. Und wie kurz dauert des Sünders scheinbare Herrlichkeit? „Wie oft wird die Leuchte der Gottlosen ausgelöscht, und kommt über sie eine Wasserflut (eine Flut von Trübsalen)? Sie werden sein wie Spreu vor dem Winde her, und wie Asche, die der Sturm zerstreut. . . . Sie bringen ihre Tage in Wohlleben hin und fahren zur Hölle in einem Augenblicke." (Job 21.) Die Unglücklichen bemühen und plagen sich, um Schätze auf Schätze zu häufen, aber alles zerrinnt unter ihren Händen; es bleibt ihnen nichts übrig, als ewige Qual und Verzweiflung. Mit vollem Rechte sagt daher der hl. Augustin (Br. 138. n. 14.): „Es giebt kein größeres Unglück, als das Glück der Sünder." — Wenn man die Sache im Lichte des Glaubens betrachtet, sollte dem Sünder nichts mehr Furcht und heilsamen Schrecken einjagen, als eben der glänzende Wohlstand, in dem er lebt. Das unabweisliche Bewußtsein,

Züchtigung verdient zu haben und nicht gezüchtigt zu werden, soll es ihm nicht die Besorgnis einflößen, daß er vielleicht zur Zahl derjenigen gehöre, die Gott hienieden nicht züchtigt, weil er sie jenseits mit unerbittlicher Strenge bestrafen wird? Ist nicht schon das Wort der hl. Schrift: „Wen Gott lieb hat, den züchtigt er," gleichsam ein Verdammungsurteil für den im Sinne der Welt glücklichen Sünder? Gelten nicht solchen Glücklichen die Worte des Heilandes: „Weh euch, ihr Reichen! denn ihr habt euren Trost"? Sie haben ihren Lohn hienieden; jenseits harrt ihrer nur Strafe, ewige Strafe. Anstatt übermütig zu werden, hat somit der im Wohlstand lebende Sünder vielmehr Ursache, in sich zu gehen und zu Gott um Barmherzigkeit zu flehen, während es noch Zeit ist.

Noch ein anderer Grund, warum Gott die Bösen zu irdischen Gütern, zu Reichtum, Ehre und Macht gelangen läßt, möge hier Erwähnung finden. Es gefällt ihm mitunter, wie der hl. Augustin (üb. Ps. 73. n. 8.) bemerkt, sich derselben als einer Rute zu bedienen, um seine fehlenden Kinder zu züchtigen. Ist die Züchtigung vollbracht, so zieht der liebende Vater die Gebesserten wieder an sein Herz, die Rute aber wirft er ins Feuer. Eine solche Zuchtrute in der Hand Gottes war Antiochus Epiphanes, welcher das sündige Jerusalem eroberte und die Juden überhaupt schwer bedrängte. Denn „um der Sünde willen ward ihm Macht gegeben." (Dan. 8, 12.) Als aber das ganze Volk durch Gebet und Buße sich wieder mit Gott ausgesöhnt hatte, so „schlug ihn der Herr mit einer unheilbaren und unsichtbaren Plage; es ergriff ihn ein schrecklicher Schmerz in den Eingeweiden und bittere Qual im Innern . . . und die Folge war, daß aus dem Körper des Gottlosen Würmer wie aus einer Quelle hervorkamen, und sein Fleisch, da er noch lebte, unter beständigen Schmerzen und solchem Geruch abfiel, daß das Heer von seinem Gestanke belästigt war. . . Endlich starb der Mörder und Gotteslästerer im fremden Lande . . . unter den schrecklichsten Schmerzen, wie er selbst andere gequält hatte, eines jämmerlichen Todes." (2. Makk. 9.)[55]

Das Los des reichen und mächtigen Sünders ist demnach in keinem Falle beneidenswert. Darum, mein Christ, wenn du den Übermut der Sünder bemerkest; wenn du siehst, wie sie frei von Mühsalen und jeglicher Plage zu sein scheinen, wie sie von Hoffart aufgeblasen ihr Haupt hoch tragen und in Wollust ihre Schätze verprassen, so hüte dich zu sprechen: „Also umsonst habe ich gerecht gemacht mein Herz und unter Unschuldigen gewaschen meine Hände." Anstatt lange und fruchtlos nachzudenken, geh ein ins Heiligtum der göttlichen Ratschlüsse und merke, was der Sünder Ende ist. Gott hat sie gestürzt, da sie erhoben waren. „Wie sind sie verwüstet worden, plötzlich gestürzt, untergegangen um ihrer Bosheit willen! Wie einen Traum beim Erwachen, also hast du, Herr, ihr Bild verschwinden machen." (Ps. 72.)

Wie sollen wir demnach die Leiden, die uns zustoßen, annehmen?

„Wir sollen sie als Gnadenerweisungen Gottes annehmen; denn, „„wen Gott lieb hat, den züchtigt er““ (Hebr. 12, 6.), und wen er erhöhen will, den demütigt er.“ (Spr. 18, 12.)

Gott sucht uns mit Trübsalen heim, um uns zu züchtigen, oder aber um uns zu erhöhen, oder, was am häufigsten geschieht, um uns erst zu züchtigen und dann zu erhöhen. In jedem Falle ist die von Gott uns zugesandte Trübsal eine Gnadenerweisung, wofür wir ihm herzlich danken, ihn loben und preisen sollen. Alles dieses fasset die fromme Sara, Raguels Tochter, in ihrem Gebete überzeugend und schön zusammen: „Gebenedeit sei dein Name,“ spricht sie, „du Gott unserer Väter, der du Barmherzigkeit übest, nachdem du erzürnt warest, und zur Zeit der Trübsal die Sünden nachlässest denen, die dich anrufen; dein Rat steht nicht in des Menschen Gewalt (daß er denselben zu ergründen vermag). Aber das hält jeglicher für gewiß, der dich verehrt, daß sein Leben gekrönt wird, wenn es erprobt worden; daß er erlöst wird, wenn er in der Trübsal gewesen, und zu deiner Barmherzigkeit gelangen darf, wenn er unter der Züchtigung gewesen; denn nach dem Sturme giebst du Ruhe, und nach Thränen und Wehklagen überschüttest du mit Frohlocken. Dein Name sei hochgelobt in Ewigkeit!“ (Tob. 3.)

1) Eine Gnadenerweisung Gottes sind die Leiden, womit er uns **züchtigt**. — Keiner von uns ist ohne Sünde; denn „wenn wir sagen, wir haben keine Sünde, so betrügen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns.“ (1. Joh. 1, 8.) Darum lehrte Jesus Christus uns alle beten: „Vater, vergieb uns unsere Schulden.“ Sind wir aber Sünder, so verdienen wir auch Strafe, die wir entweder in diesem oder aber im jenseitigen Leben erdulden müssen. Viel leichter ist es aber in diesem Leben seine Sünden abzubüßen, wo die unendliche Güte und Barmherzigkeit zwischen den Strafenden und Straffälligen ins Mittel tritt, als in jenem, wo der Arm der göttlichen Gerechtigkeit in den Flammen der Hölle oder des Fegfeuers mit unerbittlicher Strenge auf den Schuldigen schlägt. Wie gnädig und liebreich ist demnach der Vater im Himmel, wenn er uns hienieden züchtigt, um uns nicht jenseits züchtigen zu müssen, wo die Züchtigung viel strenger ist und uns nicht mehr bessern, unsere Verdienste nicht mehr vermehren kann! Wie gütig und liebreich ist Gott selbst dann zu nennen, wenn er gleich nach der Sünde die Zuchtrute ergreift, damit wir nicht verwegen Sünde auf Sünde und Schuld auf Schuld häufen! Darauf beziehen sich die so tröstlichen Stellen der hl. Schrift:

„Daß den Sündern nicht lange gestattet wird, nach ihren Gelüsten zu thun, sondern alsbald Züchtigung angewendet wird, ist ein Zeichen großer Güte." (2. Makk. 6, 13.) „Selig der Mensch, den Gott züchtigt!" (Job 5, 17.) „Wen Gott lieb hat, den züchtigt er." (Hebr. 12, 6.) „Die Züchtigung des Herrn, mein Sohn, verwirf nicht; und laß den Mut nicht sinken, wenn du von ihm gestraft wirst; denn, wen der Herr liebt, den züchtigt er, und hat Wohlgefallen an ihm, wie ein Vater an seinem Sohne." (Spr. 3, 11.) „Auf ähnliche Weise," sagt treffend der hl. Augustin (Erklär. d. Ps. 93. n. 17.), „pflegen auch die Väter mit ihren Söhnen zu verfahren. Sehen sie, daß ein Sohn unverbesserlich und nichts Gutes von ihm zu erwarten ist, so lassen sie ihn gehen und leben, wie er will; jene aber, die gute Hoffnung geben, denen sie das Erbe zu hinterlassen gedenken, züchtigen sie. Sei also nicht so kindisch und unverständig, zu sagen: Der Vater liebt meinen Bruder mehr als mich, ihn läßt er alles thun, was er immer will; beweg' ich aber nur den Finger gegen seinen Befehl, so trifft mich gleich die Rute. — Freue dich ob der Rute, denn dir wird das väterliche Erbgut aufbewahrt. Er straft dich in der Zeit, um dich nicht in der Ewigkeit zu verdammen." Aus diesem Grunde ruft der hl. Ephrem aus: „Deine Schläge, o Gott! sind voll Liebe; in deiner Rache glühet Barmherzigkeit; wegen deiner Liebe siehest du bei deinen Strafen nur auf das Heil der Menschen. Deine Zuchtruten sind vom Baume der Barmherzigkeit abgeschnitten, und wo deine Rute trifft, bringt ihr Schlag großen Nutzen." Deshalb ermahnte auch die starkmütige Judith die hartbedrängten Bethulier: „Wir denken und glauben, daß diese Strafen geringer sind, als unsere Sünden, und die Geißeln des Herrn, womit wir gezüchtigt werden, uns zur Besserung und nicht zum Untergange gereichen." (Judith 8.) Leiden sind bittere, schmerzhafte Heilmittel. Wer darf aber dem Arzte deswegen zürnen, daß er bittere Arzneimittel vorschreibt, oder daß er schneidet und brennt? Jedermann weiß ja, daß er dadurch nicht dem Kranken, sondern der Krankheit feindlich entgegentritt. [56]

Aber ich zürne und klage nicht über Gott, entgegnet man, sondern bloß über die Menschen, die mich kränken, verleumden, mißhandeln. Hierauf erwidert sehr wohl Bellarmin (Pred. 7 üb. d. Trübs.): „Man wird einen verständigen Kranken niemals sagen hören: Der Arzt gefällt mir, aber das Werkzeug, dessen er sich zu meiner Heilung bedient, mißfällt mir. Wer weiß besser, als der Arzt, welches Werkzeug ihm zur Heilung des Kranken am besten dienen kann? Wenn uns daher unser göttlicher Arzt gefällt, wenn wir seine Art und Weise, uns zu heilen, nur billigen können, so sollen wir uns auch über die Werkzeuge, deren er sich dazu bedient, über die Menschen nämlich, die unsere

Geduld auf die Probe stellen, nicht beschweren; hieße das nicht Gott belehren wollen, welche Art von Leiden er zu unserer Besserung gebrauchen solle?" — Wir sollen vielmehr in die gottergebenen Gesinnungen Davids eingehen, der, von Semei gelästert und mit Steinwürfen verfolgt, seinen Gefährten untersagte, den Frevler umzubringen, indem er sprach: „Lasset ihn fluchen! denn der Herr hat ihm befohlen, daß er David lästere; und wer ist's, der fragen dürfte, warum er solches gethan? . . . Lasset ihn lästern nach des Herrn Geheiß; vielleicht sieht der Herr meine Bedrängnis an und vergilt mir Gutes für diese heutige Lästerung." (2. Kön.1 6.) Indem nämlich Semei den David lästerte und ihm fluchte, war Semei unbewußt der Vollstrecker des gerechten Urteils Gottes, welcher wollte, daß über David diese Trübsal käme zur Abbüßung seiner Sünde; denn hätte Gott dieses nicht gewollt, so würde er nicht zugelassen haben, daß ihm Semei diese Schmach zufügte. Dieses erkannte der gedemütigte König, deshalb sprach er die angeführten Worte. Und so können und sollen auch wir die uns zugefügten Beleidigungen annehmen.

2) **Doch nicht alle Leiden oder Trübsale dieses Lebens sind Züchtigungen Gottes; nicht alle sind Strafen entweder der wirklichen Sünden oder der Erbsünde. Eine solche Behauptung wäre höchst anstößig, weil eine freche Beschimpfung so vieler durch Leiden schwer geprüften Gerechten, namentlich so vieler Tausende von heiligen Blutzeugen; ja, sie wäre gottlos, weil eine Lästerung gegen Maria, die allzeit unbefleckte Gottesmutter. Darum hat auch die hl. Kirche dieselbe verworfen.* Dem Zeugnisse der heil. Schrift gemäß demütigt Gott zuweilen die Gerechten durch Leiden, um sie sodann zu erhöhen; denn „vor der Ehre geht die Demütigung her." (Spr. 18, 12.) So demütigte Gott den geduldigen Job, so den gottesfürchtigen Joseph, so den frommen Tobias, so die keusche Susanna, so die drei Knaben im Babylonischen Feuerofen, so unzählige andere. Die heiligen Bücher, die uns von den Verdemütigungen dieser Gerechten in Kenntnis setzen, schildern uns die darauf folgende und aus der Erniedrigung selbst hervorgehende Erhöhung. Nichts ist demnach bewährter, als der Ausspruch der hl. Katharina von Siena: „Nie wirket Gott Großes ohne großes Kreuz." Auch liefern die Lebensgeschichten aller Heiligen den Beweis, daß außerordentliche Gnadenerweisungen stets die Folge vorhergegangener Verdemütigungen oder Leiden zu sein pflegen. Mußte doch Jesus selbst, der Heiligste der Heiligen, durch Leiden in seine Herrlichkeit eingehen. (Luk. 24, 26.) [57]**

Freilich stände es ebensowohl in Gottes Macht, ohne vorausgehende Demütigung zu erhöhen. Es gefällt ihm aber nun, durch Trübsal zur Freude und Herrlichkeit zu führen, wie es ihm auch gefiel, durch die Bitterkeit der Fischgalle den Tobias sehend zu

* S. Satz 72. u. 73. des Bajus, verworfen von Pius V. u. a.

machen, wiewohl ihm viele andere Mittel zu Gebote standen. Es gefällt ihm dieses, erstlich, weil so seine Macht und Weisheit herrlicher an den Tag tritt; zweitens, weil dem Menschen auf diese Weise Gelegenheit geboten wird, dem Allerhöchsten seinen eigenen Willen durch vollkommene Selbstverleugnung zum Opfer zu bringen, sich selbst gleichsam zu vernichten, um Gott allein und in allem die höchste Ehre zu erweisen; endlich, weil eben dadurch der Mensch dem von Gott aufgestellten Vorbilde aller Auserwählten, Jesus Christus, ähnlich wird, der da zu seinem Vater betete: „Vater! nicht wie ich will, sondern wie du willst" (Mark. 16, 36.), und von dem geschrieben steht: „Er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze; darum hat Gott ihn auch erhöht und ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist." (Phil. 2, 8.) — Dieser letztere Grund war es besonders, der den Heiligen ein so glühendes Verlangen nach Leiden und Verdemütigungen einflößte, daß sie mit der hl. Teresia ausriefen: „Herr! entweder leiden oder sterben." — „Welche größere Freude giebt es wohl für die Braut, als dem Bräutigam zu gleichen und mit demselben Gewande bekleidet zu sein? Weil Christus, der Gekreuzigte, sein Leben hindurch nichts anderes wählte, als Kreuz und Leiden, so hält sich seine Braut für glückselig, wenn sie sich mit dem nämlichen Gewande bekleidet sieht." So schrieb die hl. Katharina von Siena an eine fromme Freundin.

Nutzanwendung.

1) Mag Gott mit Krankheit, drückender Not und schweren Seelenleiden, mit Unglücks- und Sterbefällen dich heimsuchen; mögen böswillige Menschen dich verleumden, kränken, berauben, verfolgen; in allen Trübsalen und Widerwärtigkeiten beobachte, mein Christ, folgende Verhaltungsregeln: a) Harre geduldig aus und erkühne dich nie, über Gottes heilige Anordnungen zu klagen oder deinen Feinden Böses mit Bösem zu vergelten. [58] — b) Quäle dich nicht mit ängstlicher Sorge, sondern setze dein Vertrauen auf den Herrn, denn er sorgt für dich. (1. Petr. 5, 7.) Erinnere dich der Worte Christi (Matth. 6.): „Betrachtet die Vögel des Himmels . . . die Lilien auf dem Felde" u. s. w. „Sorget also nicht ängstlich . . . denn euer Vater weiß, daß ihr alles dessen bedürfet." Je fester dein Vertrauen und je kindlicher dein Flehen zum Vater im Himmel ist, desto sicherer und schneller wird er dir helfen; darum mahnt die hl. Schrift (Sir. 2.): „Trage, was dir Gott auferlegt, vereinige dich mit Gott und harre aus . . . Vertraue auf Gott, so wird er sich deiner annehmen . . . und deine Belohnung wird nicht ausbleiben. . . Meine Kinder, schauet auf alle Menschenvölker und erkennet, daß keiner, der auf den Herrn gehofft, zu schanden geworden. . . Weh den verzagten Herzen, die auf Gott nicht vertrauen und darum auch nicht von ihm geschirmt werden! Weh denen, welche die Geduld verloren!"

— c) Unterwirf dich in aller Demut dem göttlichen Willen, und „wolle nicht denselben nach deinem Willen biegen," sagt der heil. Augustin (üb. Ps. 93 n. 18.), „sondern biege den deinigen nach dem göttlichen." Sprich in jeglicher Trübsal mit dem geduldigen Job (1, 21.): „Wie es dem Herrn gefallen, so ist's geschehen; der Name des Herrn sei gebenedeit!" oder mit dem Hohenpriester Heli: „Es ist der Herr (der mir dieses Leiden sendet), er thue, was gut ist in seinen Augen." (1. Kön. 3, 18.) Bete, wie Christus selbst dich durch Wort und Beispiel lehrt: „Vater! dein Wille geschehe wie im Himmel, also auch auf Erden." „Mein Vater! ist es nicht möglich, daß dieser Kelch vorübergehe, ohne daß ich ihn trinke, so geschehe dein Wille." (Matth. 26, 42.) — d) Danke Gott für die große Huld und Barmherzigkeit, womit er dich in diesem Leben als Vater züchtigt, um jenseits als Vollstrecker seiner strengen Gerichte deiner schonen zu können; danke ihm, daß er dich vermittelst leichter, nur einen Augenblick dauernder Trübsale in die ewigen, überschwenglichen Freuden des Himmels einzuführen gedenkt. [59] — e) Damit endlich dein Leiden Gott um so besser gefalle und für das Himmelreich um so verdienstlicher sei, so versäume nicht, dasselbe mit dem bittern Leiden und Sterben Jesu Christi zu vereinigen und es in Vereinigung mit demselben dem himmlischen Vater aufzuopfern. [60]

2) Es wird dir nicht schwer fallen, diese Vorschriften zu befolgen, wenn du nachstehende Wahrheiten deinem Gemüte tief einprägest:

a) Es giebt kein wahres Übel auf Erden, als nur die Sünde. Der plötzliche Tod selbst ist nur für denjenigen ein Übel, der, wiewohl er denselben zu befürchten hat, dennoch in der Sünde fortlebt; also bloß infolge der Sünde und um der Sünde willen. Mithin kann niemand dir schaden, mein Christ, wenn du dir nicht selber schadest; darum fürchte nicht diejenigen, die da dem Leibe schaden, der Seele aber nicht schaden können, wohl aber denjenigen, der da Macht hat, Leib und Seele in die Hölle zu stürzen. (Luk. 12, 4. 5.)

b) Jedes Leiden, das dich trifft, geht vorerst durch die Hand Gottes, deines besten Vaters. Wie tröstlich ist dieser Gedanke! Gott ist es, der dir jegliches Leiden zuschickt, Gott, der dich zärtlicher liebt, als die zärtlichste Mutter ihren einzigen Sohn. Hättest du einen Feind, und wüßtest du, daß er dich vergiften wollte, es aber nicht könnte, ohne sein Vorhaben deinen Eltern zu eröffnen und aus ihren Händen das Gift zu empfangen, wie wenig würde dich dieser Mordplan bekümmern, wie sicher und ruhig würdest du schlafen! Wie wäre es auch möglich, daß deine Eltern mit

einstimmten, dich aus dem Wege zu räumen, daß sie deinem Todfeinde dazu die Hand böten? Nun, mein Christ, unendlich mehr, als deine Eltern, liebt dich Gott, der seinen Sohn für dich hingab. Sei versichert, weder die Menschen, noch die Höllengeister vermögen irgend etwas über dich, es sei denn auf sein Geheiß, oder weil er es zuläßt. Er läßt es aber zu, weil er will, daß die Trübsal über dich komme; wollte er dieses nicht, so wäre es ihm ja ein Leichtes, das zu verhindern, woraus für dich ein Leiden, ein zeitliches Übel entspringt. Deshalb heißt es in der hl. Schrift: „Was anders kann über dich kommen, als was dem Allerhöchsten wohlgefällig ist?" (Sir. 41, 6.) „Glück und Unglück, Leben und Tod, Armut und Reichtum kommt von Gott." (Sir. 11, 14.) Wie oft strebte man Jesus Christus nach dem Leben? Der König Herodes hatte schon seine Söldner ausgeschickt, um ihn zu ermorden. Die Juden hatten ihn schon auf die Spitze eines Berges geführt, um ihn hinabzustürzen, hatten schon die Steine aufgehoben, um sie nach ihm zu werfen; allein die von Gott bestimmte Stunde war noch nicht gekommen, darum entging er jedesmal den Händen seiner mordlustigen Feinde. Als er aber dem ewigen Ratschlusse seines Vaters gemäß zum Heile der Menschen sterben sollte, so erhielten dieselben Macht über ihn und schlugen ihn ans Kreuz. Darauf deutete Jesus selbst hin, indem er zu den Hohenpriestern und Ältesten, die bei seiner Gefangennehmung zugegen waren, sprach: „Täglich war ich bei euch im Tempel, und ihr habt die Hände nicht gegen mich ausgestreckt; aber das ist eure Stunde und die Macht der Finsternis." (Luk. 22, 53.) — So hätte auch Satan dem gerechten Job nicht schaden können, wäre es nicht Gottes Wille gewesen, durch denselben die Geduld seines Dieners zu prüfen. Und nie wäre es dem Absalom gelungen, ein Kriegsheer gegen David, seinen Vater, aufzustellen, wenn Gott nicht vorgehabt hätte, den David durch seinen eigenen Sohn für seine Sünde zu bestrafen, wie er es ihm hatte vorher verkündigen lassen: „Sieh, ich werde Böses über dich erwecken aus deinem eigenen Hause." (2. Kön. 12, 11.*)

c) Wenn aber Gott das Leiden will, welches aus der Bosheit der Menschen für dich, mein Christ, entsteht, so ist es klar und unleugbar, daß dieses Leiden, sofern du nur willst, dir zum Heile gereichen wird. Denn als unendlich weiser, heiliger und gütiger Gott und Vater der Menschen, will er nur, was zu seiner Verherrlichung und zugleich zum Besten seiner Kinder beiträgt.

---

* „Nicht selten wird der gute Wille Gottes selbst durch den bösen Willen des Menschen erfüllt." So Pet. Lombard., Sent. l. 1. dist. 48 n. 2.

In diesem Sinne sagt die hl. Schrift: „Alles gereicht dem Frommen zum Guten" (Sir. 39, 32.), und an einer andern Stelle: „Denen, die Gott lieben, dient alles zum Besten." (Röm. 8, 28.) [[61]] Wer demnach um der ihm zugesandten Trübsale willen gegen Gott sich auflehnt, murrt und klagt, der widerstrebt den liebevollsten Absichten des besten Vaters und ist mithin sein eigener größter Feind, indem er gegen sein eigenes wahres Wohl ankämpft. „Zwar beißt und brennt das Pflaster, welches der Arzt aufgelegt hat," spricht der hl. Augustin (üb. Ps. 98 n. 13.), „du bittest ihn, es hinwegzunehmen; er nimmt es aber nicht hinweg, bis die Heilung erfolgt ist." Willst du den Schmerz lindern oder dem Kreuz entfliehen, so mache deinen Willen in allem dem göttlichen gleichförmig; denn Kreuz im eigentlichen Sinne entsteht nur dann, wann unser Wille mit dem göttlichen nicht übereinstimmt. [[62]] Bedenke endlich wohl,

d) daß alle Leiden dieser Erde nichts sind im Vergleich mit den Strafen der Sünde, die wir verdient haben, [[63]] nichts im Vergleich mit den Gütern des Himmels, die sie uns bereiten, [[64]] nichts im Vergleich mit den Peinen, die Jesus Christus uns zulieb ausgestanden hat. [[65]]

§. 4. Von den Engeln.

1. Natur und Zustand der Engel.

Hat Gott nichts anderes, als die sichtbare Welt erschaffen?

„Gott hat auch eine unsichtbare Welt erschaffen, nämlich unzählige Geister, die wir Engel nennen."

Außer der sichtbaren Welt giebt es noch eine unsichtbare. Wir verstehen darunter die Engel, von denen fast auf jedem Blatte der hl. Schrift Meldung geschieht. Auch diese unsichtbare Welt, die tausendmal Tausende von Engeln (Dan. 7, 10.), hat Gott durch sein Machtwort: „Es werde!" ins Dasein gerufen. Das ist die ausdrückliche Lehre der Kirche, die im vierten Konzil vom Lateran, Gott „den Schöpfer aller unsichtbaren und sichtbaren, geistigen und körperlichen Wesen" nennt, „der durch seine allmächtige Kraft die geistige und die körperliche Kreatur, die Engel nämlich und die (materielle) Welt, und sodann den Menschen aus nichts erschaffen hat." Diese Lehre wurde vom Vatikan. Konzil neuerdings bestätigt und eingeschärft, (Sitz. 3. Kap. 1. u. Kan. 5.) — Was sind aber die Engel, und warum legen wir denselben diesen Namen bei? Die Engel sind ihrer Natur nach reine Geister, die folglich Verstand und freien Willen, aber keinen Leib haben; ihrem Amte

nach sind sie Boten, Abgesandte, wie das der Name „Engel", der aus dem Griechischen stammt, deutlich genug ausdrückt. Sehr treffend sagt hierüber der hl. Augustinus (üb. Ps. 103.): „Engel ist der Name des Amtes, nicht der Natur. Fragst du nach dem Namen der Natur? Er lautet Geist. Fragst du nach dem Namen des Amtes? Er heißt Engel." Sowohl die geistige Natur, als auch das Amt der Engel geht aus nachstehenden Worten des hl. Paulus an die Hebräer (1, 14,) unleugbar hervor: „Zu welchem Engel hat er (Gott) je gesagt: Setze dich zu meiner Rechten? Sind sie nicht alle dienende Geister, ausgesandt um derentwillen, welche die Seligkeit erwerben sollen?"

Wenn nach dem Berichte der heiligen Bücher die Engel öfters in menschlicher Gestalt erschienen, so war diese ihnen keineswegs von Natur eigen; sie nahmen dieselbe nur auf einige Zeit an, um mit den Menschen, zu denen Gott sie sandte, sichtbar zu verkehren, wie es der Erzengel Raphael dem Tobias ausdrücklich bekannte: „Ich schien zwar mit euch zu essen und zu trinken; jedoch unsichtbare Speise genieße ich. Nun ist es Zeit, daß ich zurückkehre zu dem, der mich gesandt hat." (Tob. 12, 19. 20.) In der bildlichen Darstellung giebt man den Engeln Flügel, um damit die Bereitwilligkeit und Schnelligkeit anzudeuten, mit welcher diese Himmelsboten die Befehle Gottes vollziehen. Desgleichen muß in ganz geistigem Sinne verstanden werden, was die heil. Schrift von Schalen und Weihrauchgefäßen sagt, worin die Engel den Wohlgeruch unserer Gebete darbringen; oder vom Wechselgesange und von den Musikchören, wodurch dieselben den Allerhöchsten loben und preisen.

Es verdient hier beiläufig bemerkt zu werden, daß die Lehre vom Dasein reiner, an keinen Körper gefesselter Geister der menschlichen Vernunft in hohem Grade entspricht. Dieselbe findet es nämlich durchaus angemessen, daß es im Weltall Geschöpfe gebe, welche auch Gottes rein geistige Natur in sich abspiegeln. So entsteht dann jene wundervolle Abstufung und ununterbrochene Reihenfolge von Wesen, die ihrem göttlichen Urheber in immer höherem Maße ähnlich werden. Die leblosen Dinge haben ihrer Natur nach eine Ähnlichkeit mit Gott durch ihr Sein, die Pflanzen durch (organisches) Leben, die Tiere durch Leben und Empfindung, die Menschen durch ihr teilweise geistiges Wesen; die Engel aber stehen vermöge ihres rein geistigen Wesens vor den übrigen Kreaturen auf der höchsten Stufe der natürlichen Gottähnlichkeit.

Wie waren die Engel, als Gott sie erschaffen hatte?

„Sie waren alle gut und glücklich und mit herrlichen Gaben, insbesondere mit der heiligmachenden Gnade ausgestattet."

Die Engel gingen reich begabt aus der Hand des Schöpfers hervor. Sie hatten von Natur einen hohen, durchdringenden Verstand, um Gott in seinen Werken zu erkennen; einen geneigten Willen, denselben ihrer Erkenntnis gemäß zu lieben; und eine ausgezeichnete Kraft, dessen Willen zu vollbringen: erhabene Vorzüge, aus denen ein hoher Grad natürlicher Seligkeit entsprang. Sie waren überdies von ihrem Schöpfer mit der heiligmachenden Gnade ausgestattet und bestimmt worden, nach kurzer Prüfung zur vollkommenen Seligkeit, die in der unmittelbaren Anschauung Gottes besteht, zu gelangen. Daß die Engel gleich im Anfange dieses kostbare Geschenk der heiligmachenden Gnade erhalten haben, ist allgemein angenommene Lehre. Der römische Katechismus gründet dieselbe auf jene Worte des Heilandes: „Der Teufel ist in der Wahrheit nicht bestanden" (Joh. 8, 44.), wo der Ausdruck „Wahrheit" anerkanntermaßen die ursprüngliche Gerechtigkeit bezeichnet. — Von der Weisheit der Engel zeugt die hl. Schrift. Im 2. Buche der Könige nämlich (14, 20.) vergleicht dieselbe eine vorzügliche Weisheit mit der Weisheit eines Engels: „Du Herr, mein König," so sprach die kluge Frau zu David, „bist weise, wie ein Engel weise ist." Desgleichen deuten die hl. Bücher auf die außerordentliche Kraft der himmlischen Geister hin. So heißt es (Ps. 102, 20.): „Lobet den Herrn, ihr alle seine Engel, die ihr mit gewaltiger Kraft vollziehet seinen Willen." Das ist auch der Grund, weshalb sie „Mächte und Heerscharen" des Herrn genannt werden. Die erstaunliche Kraft der Engel offenbaren uns auch manche Beispiele der heiligen Geschichte, unter andern die Niederlage des assyrischen Königes Senacherib, wovon geschrieben steht (Is. 37, 36.): „Da ging aus der Engel des Herrn und erschlug im Lager der Assyrier (in einer Nacht) 185,000 Mann."

Obgleich nun alle seligen Engel ohne Ausnahme erhabene und mächtige Geister sind, so giebt es doch nach dem Zeugnisse der heil. Schrift neun verschiedene Klassen derselben, die man auch die neun Chöre der Engel nennt, nämlich: Engel, Erzengel (1. Thess. 4, 15.), Kräfte, Mächte, Herrschaften, Oberherrschaften (Ephes. 1, 21.), Thronen (Kol. 1, 16.), Cherubim (Ezech. 10.) und Seraphim (Is. 6, 2.).* — Hinsichtlich des Unterschiedes genannter Chöre drückt sich der heil. Augustin** folgendermaßen aus: „Ich glaube auf das unzweifel-

* Diese neun Chöre werden von den hl. Vätern Dionysius, Gregor dem Großen, Thomas von Aquin u. a. in drei Rangordnungen zu je drei Chören abgeteilt. In der Bestimmung jedoch, welche Chöre zu jedweder Rangordnung gehören, kommen nicht alle überein. Im Katechismus folgen die Chöre der Engel in derselben Ordnung, wie beim heiligen Gregor in der 34. Homilie über die Evangelien.

** Lib. ad Oros. contr. Priscil. c. 11.

hafteste, daß die Engel sich irgendwie unterscheiden; aber was jene Namen bedeuten, und wie sie sich wirklich unterscheiden, weiß ich nicht." Es ist jedoch nach der Bemerkung des hl. Bernhard* weder unnütz noch unerlaubt, nach diesem in der Schrift selbst angedeuteten Unterschiede zu forschen und sich darüber eine Meinung zu bilden. Wir führen hier die des hl. Gregor des Großen an. Der Ansicht dieses hl. Lehrers gemäß (Homil. 34. üb. Evang. n. 10.) werden die Engel zur Ankündigung minder bedeutender Dinge, die Erzengel aber zu den wichtigsten Sendungen verwendet.** Die Kräfte wirken auf Gottes Geheiß Wunder und außerordentliche Zeichen. Den Mächten sind die Geister der Finsternis unterworfen. Den Herrschaften ist die Macht gegeben, auch den guten Geistern untergeordneten Ranges vorzustehen. Die Oberherrschaften heißen so, weil ihnen auch die Herrschaften untergeben sind. Die Thronen sind vermöge ihrer Gnadenfülle gleichsam Gottes Beisitzer in seinen Gerichten. Die Cherubim zeichnen sich vorzüglich aus durch wunderbare Weisheit, die Seraphim endlich durch flammende Liebe. — Ein sprechendes Abbild dieser himmlischen Hierarchie bietet sich uns in der kirchlichen Hierarchie dar. Die Spitze derselben bildet der sichtbare Stellvertreter Gottes auf Erden, der Papst. Dessen Thron umstehen die Kardinäle, ausgezeichnet durch Frömmigkeit, Wissenschaft und Klugheit. Auf diese folgen die Erzbischöfe, Bischöfe und Priester in schöner Abstufung und endlich die Diakonen, welche den Priestern im heiligen Amte beistehen und deshalb in den ersten Zeiten der Kirche „Engel" genannt wurden.

Blieben auch die Engel alle gut und glücklich?

„Nein, viele sündigten und wurden in die Hölle gestürzt. Diese heißen „Teufel" oder „böse Geister."

Die Engel waren als reine Geister mit Willensfreiheit begabt. Es lag demnach, da sie noch nicht in der Gnade befestigt waren, völlig in ihrer Macht, von ihren natürlichen Fähigkeiten einen guten Gebrauch zu machen und so in der Gnade zu beharren und zur ewigen Seligkeit, zur unmittelbaren Anschauung Gottes, zu gelangen; oder aber durch eine schlechte Verwendung derselben der Gnade und infolgedessen der natürlichen sowohl als auch der übernatürlichen Glückseligkeit auf ewig verlustig zu werden. Luzifer und mit ihm ein großer Teil dieser himmlischen Heerscharen mißbrauchten ihre Freiheit und die ihnen verliehenen Vorzüge, um sich gegen den Allerhöchsten zu empören. Deshalb wurden sie auch von Gott auf ewig verstoßen und büßen nun

---

* Lib. 5. de Considerat. c. 4. n. 7.

** So war es Gabriel, ein Erzengel, der den Auftrag erhielt, der Mutter des Herrn das Geheimnis der Menschwerdung zu verkündigen. Indessen ist zu bemerken, daß der Name „Erzengel" auch gebräuchlich ist, um überhaupt Geister höhern Ranges zu bezeichnen. So werden Michael, Gabriel und Raphael von den Auslegern der Schrift den höchsten Rangordnungen der himmlischen Geister beigezählt.

ihren Frevel in der Hölle. Der hl. Petrus erwähnt dieser Strafe (2. Br. 2, 4.), indem er sagt: „Gott hat der Engel, die sündigten, nicht geschont, sondern in Banden der Hölle sie in den Abgrund hinabgestürzt und der Qual übergeben.“ So auch der hl. Apostel Judas (V. 6.) mit den Worten: „Auch die Engel, welche ihre Würde nicht bewahrten, sondern ihre Wohnung verlassen mußten, hat er zum großen Gerichtstage mit ewigen Banden in der Finsternis aufbehalten.“ [66] Nach der übereinstimmenden Lehre der hl. Väter hat Luzifer und sein Anhang durch Hoffart, die da „der Anfang aller Sünde ist“ (Sir. 10, 15.), gefrevelt. Worin jedoch diese Sünde der Hoffart eigentlich bestand, läßt sich nicht mit Gewißheit angeben. Nicht unwahrscheinlich ist die Meinung, die abtrünnigen Engel haben, als sie durch göttliche Offenbarung das Geheimnis der zukünftigen Menschwerdung des Sohnes Gottes und die Pflicht, den Gottmenschen anzubeten, erkannten, aus Stolz und Ärger über diese Bevorzugung der menschlichen Natur dem Allerhöchsten im voraus den schuldigen Gehorsam verweigert: daraus gehe der so grimmige und unversöhnliche Haß gegen Jesus Christus und seine Kirche besonders hervor. — Die gefallenen Engel werden „böse Geister“ oder „Teufel“, auch „Satane und Widersacher“ genannt. Ihr Dasein ist in der hl. Schrift und in der gesamten Erblehre so fest begründet und von der hl. Kirche so ausdrücklich und vielfach ausgesprochen, daß man dem christlichen Glauben geradezu entgegentritt, wenn man dasselbe leugnet, oder die bösen Geister bloß für Sinnbilder der Bosheit, für schlechte Gedanken, Versuchungen und dergl. halten und erklären will.

Wie hat Gott die treugebliebenen Engel belohnt?

„Er hat sie mit der ewigen Seligkeit belohnt, welche in der Anschauung und im Besitze Gottes besteht.“

Michael und unzählige andere himmlische Geister folgten nicht dem bösen Beispiele des rebellischen Luzifer, sie bewahrten vielmehr dem Allerhöchsten die Treue und gaben ihm die gebührende Ehre. Dafür wurden sie aber auch von demselben mit göttlicher Freigebigkeit belohnt. Er ließ sie von nun an die volle Herrlichkeit und Schönheit seines unendlichen Wesens unmittelbar schauen und machte sie dadurch überschwenglich selig und jeglicher Sünde unfähig. Jahrtausende sind die getreuen Engel nun im Besitze dieser vollendeten Seligkeit. Wo immer sie sich aufhalten mögen, überall „sehen sie das Angesicht des Vaters, der im Himmel ist.“ (Matth. 18, 10.) Und dieser Anblick des göttlichen Antlitzes, dieser volle, ungestörte, unverlierbare Besitz des höchsten Gutes erfüllt sie mit

seligem Jubel und glühender Liebe. Darum preisen sie Gott rastlos und rufen Tag und Nacht: „Heilig, heilig, heilig ist Gott der Allmächtige . . . . Dem, der auf dem Throne sitzt, und dem Lamme sei Lob und Ehre und Preis in alle Ewigkeit.“ (Offb. 4, 8. und 5, 13.*)

2. Verhältnis der guten Engel zu den Menschen.

Wie sind die guten Engel gegen uns gesinnt?

„Die guten Engel haben uns lieb; darum beschützen sie uns an Leib und Seele, bitten für uns und ermahnen uns zum Guten.“

Gott ist unser König, die guten Engel sind die Fürsten seines Reiches, seine Höflinge, seine Vertrauten und Günstlinge, seine Heerscharen, seine Sendboten. Es ist mithin für uns wichtig, zu wissen, wie dieselben gegen uns gestimmt sind. — Die guten Engel lieben uns, weil sie Gott lieben, dessen Ebenbild sie in uns erblicken, und sie lieben uns um so mehr, je reiner und unbefleckter wir dieses Ebenbild in uns bewahren; sie lieben uns, weil Gott uns liebt, indem ihre Liebe und Willensneigung mit der göttlichen stets vollkommen übereinstimmt; sie lieben uns, wie die Kinder desselben Vaters einander lieben; sie lieben uns, weil sie in den ewigen Ratschlüssen des Allerhöchsten sehen, daß wir bestimmt sind, Gott zu verherrlichen und dereinst im Himmel die Sitze ihrer abgefallenen Brüder einzunehmen. Unsere Schwäche, unsere Leiden und Drangsale, die vielen Anfechtungen und Gefahren, welche uns von Seite des Satans bedrohen, sind ein neuer, mächtiger Beweggrund ihrer wohlwollenden Gesinnung gegen uns. Darum erfüllen sie mit der freudigsten Bereitwilligkeit den Auftrag, welchen ihnen unser himmlischer Vater gegeben hat, den Auftrag, uns „auf allen Wegen zu behüten und auf den Händen zu tragen, daß nicht etwa unser Fuß an einen Stein anstoße.“ (Ps. 90, 11. 12.) — Unzählbar sind die Wohlthaten, welche die hl. Engel uns

* Aus dem Gesagten ist klar, wie der „Lehrbegriff“ (Fr. 120. u. 126.) zu verstehen sei, wenn in demselben gesagt wird, die Engel seien von Anbeginn selig gewesen, doch so, daß sie erst nach bestandener Prüfung zum Lohn ihrer Treue vollends selig und im Guten befestigt wurden. Dieselbe Lehre trägt auch der hl. Augustin (lib. de grat. et corrept.) in folgenden Worten vor: „Obgleich Luzifer und seine Engel vor ihrem Falle selig waren, so konnte doch ihre Seligkeit so lange noch einen Zuwachs erhalten, bis sie zum Lohne ihres freien Beharrens in der Wahrheit zur Fülle vollendeter Seligkeit gelangt wären, d. h. bis sie vermöge der überschwenglichen, vom hl. Geiste in sie überströmenden Liebe nicht mehr hätten sündigen können und von dieser Befestigung im Guten die zuverlässigste Kenntnis gehabt hätten.“

spenden; Dienstleistungen jeder Art erweisen sie uns, wie die biblische Geschichte sowohl, als die bewährtesten Legenden der Heiligen es bezeugen.[67] War es nicht ein Engel – „Raphael, einer der sieben, die immerdar vor Gottes Thron stehen" — welcher dem jungen Tobias auf der langen Reise als Führer und Begleiter diente, selbst mit Knechten und Kamelen nach Rages zog, um von Gabelus das Geld für Tobias zu begehren, und nach seiner Rückkehr zum ältern Tobias diesen von der Blindheit heilte? War es nicht ein Engel, welcher dem Propheten Elias in der Wüste Speise und Trank brachte (3. Kön. 19, 4.); ein Engel, welcher dafür sorgte, daß Daniel in der Löwengrube das nötige Mittagessen erhielt? (Dan. 4.) War es nicht ein Engel, welcher den Tempel zu Jerusalem vor Entweihung schützte und den Heliodor hinderte, dessen Schatz zu rauben? (2. Makk. 3, 25.) Dieses sind nur wenige aus den vielen Beispielen, welche die hl. Schrift uns liefert. Insbesondere

1) beschützen uns die guten Engel in zahllosen Gefahren des Leibes. — So führten Engel den Lot samt seiner Familie aus dem lasterhaften Sodoma, bevor das Feuer des Himmels es mit allen Einwohnern vertilgte. So rettete Raphael dem jungen Tobias zu wiederholten Malen das Leben. (Tob. 6, 2—4. und 8, 3.) So beschützte ein Engel die drei hebräischen Knaben im Feuerofen von Babylon. „Er machte es mitten im Ofen, wie wenn der Wind weht zur Tauzeit, und das Feuer berührte sie nicht im mindesten und war ihnen weder zu Leid noch zur Last." (Dan. 3, 49. 50.) Ein Engel behütete Judith, da sie ins Lager der Assyrer ging, so lange sie dort weilte, und als sie mit dem Haupte des Oberfeldherrn Holofernes in die Stadt Bethulia zurückkehrte. (Jud. 13, 20.) Engel dienten Judas und seinem Heere zu Führern: „Zwei von ihnen nahmen den Makkabäer in die Mitte und beschirmten ihn mit ihren Waffen, daß er unversehrt blieb; gegen die Feinde aber schleuderten sie Pfeile und Blitze . . . , so daß sie in voller Verwirrung dahinfielen. Da wurden gemordet 20 500 zu Fuß und 600 Reiter." (2. Makk. 10, 28—31.) Ein Engel erschien im Gefängnisse dem hl. Petrus, sprengte dessen Ketten, täuschte die Wachsamkeit der Hüter und entzog den Gefangenen der Wut des Herodes. Und die tägliche Erfahrung, wiederholt sie uns nicht unzählige Male dieselbe Lehre?[68] In wie vielen Lebensgefahren schweben nicht Tag für Tag kleine, unbedachtsame Kinder? Wie viele würden ins Wasser fallen, wie viele von Wagen überfahren, von Pferden zertreten werden, oder auf andere Weise umkommen oder verstümmelt werden, wenn nicht schützende Engel sie behüteten?

2) Sie beschützen uns in den Gefahren der Seele. Eine noch weit größere Sorge, als für unsern Leib, tragen die hl. Engel für unsere unsterbliche Seele, weil die Gründe, warum sie uns lieben, hauptsächlich auf letztere Bezug haben. Zudem wachen die himmlischen Geister über die Menschen nur auf Befehl Gottes, der in allen seinen Anordnungen vor allem das Heil der Seele bezweckt. Wir dürfen mithin keinen Augenblick zweifeln, daß die hl. Engel vorzüglich darum zu Schutzgeistern der Menschen bestimmt wurden, damit die Seelen ihrer Schützlinge gerettet werden. Zur Stunde der Versuchung, wenn der Höllenfeind auf uns eindringt, wird uns demnach „der Engel des Herrn umlagern und erretten." (Ps. 33, 8.) „Denn," bemerkt der hl. Hilarius (üb. Ps. 134. n. 17.), „unsere Schwäche vermöchte der so großen und vielfachen Arglist der bösen Engel schwerlich zu widerstehen, wenn nicht die guten Engel uns beschützten." Dieselben stärken uns im Kampfe, warnen uns vor den Einflüsterungen des Versuchers, entdecken uns seine Schlingen und schrecken uns ab vom Bösen.[69] Als Baalam, ein falscher Prophet, sich aufgemacht hatte, das Volk Gottes zu verfluchen, trat ihm ein Engel mit gezücktem Schwerte entgegen und sprach zu ihm: „Ich bin gekommen, dir zu widerstehen, weil dein Weg verkehrt und mir zuwider ist." (4. Mos. 22.) Besonders in der Todesstunde, wo der böse Feind seine Angriffe verdoppelt, um den für die Ewigkeit entscheidenden Sieg zu erringen, werden die seligen Geister, wie einst zum Gottmenschen im Ölgarten, so auch zu uns hintreten, werden im letzten Streite die Gewalt der Hölle brechen und unsere siegreiche Seele frohlockend in den Himmel, in den Vaterschoß Gottes tragen, wie sie die Seele des armen Lazarus in den Schoß Abrahams getragen haben.[70]

3) Sie bitten für uns, bringen unsere Gebete vor den Herrn und vereinigen ihr Flehen mit dem unsrigen. — Beides lehrt die hl. Schrift auf unzweideutige Weise. Der Prophet Zacharias führt die flehentliche Bitte des Engels an, der über Jerusalem und die jüdischen Städte wachte, mit den Worten: „Der Engel des Herrn sprach: Herr der Heerscharen! wie lange willst du dich nicht erbarmen über Jerusalem und über die Städte Judäas?" (Zach. 1, 12.) Und Raphael sprach zu Tobias: „Als du mit Thränen betetest, da brachte ich dein Gebet vor den Herrn," d. i. nach der Bemerkung der Schriftausleger, ich vereinigte vor Gottes Thron meine Bitten mit den deinen, unterstützte sie durch meine Fürsprache. In demselben Sinne heißt es auch (Offenb. 8, 4.): „Es stieg auf der Rauch des Rauchwerkes von den Gebeten der Heiligen aus der Hand des Engels vor Gott."

4) Sie ermahnen uns zum Guten. — Es ist den guten Engeln eigen, die Seele des Menschen zu erleuchten und zu belehren, ihr Mut und Kraft einzuflößen, auch durch geistlichen Trost, durch sanfte Einsprechungen, durch Ruhe und erquickenden Frieden jegliche Pflichterfüllung zu erleichtern und alle Hindernisse des Fortschrittes in der Tugend zu entfernen.* Die hl. Schrift des alten sowohl als auch des neuen Bundes liefert uns hierfür unzählige Belege. „Kehre zurück zu deiner Gebieterin und demütige dich unter ihre Hand," sprach ein Engel zu Agar, Abrahams und Saras Magd, und erinnerte sie so an ihre Pflicht. (1. Mos. 16, 9.) Raphael belehrte den jungen Tobias, wie er in heiliger Gottesfurcht den Ehestand antreten, wie er samt seinen Eltern Gott anbeten und loben solle. (Tob. 6. u. 12.) Engelscharen verkündeten den Hirten von Bethlehem die Geburt des Heilandes, gaben dessen Geburtsstätte aufs genaueste an und hießen die Trosterfüllten zur Krippe des göttlichen Kindes hinwallen. Desgleichen war es ein Engel, der den römischen Hauptmann Kornelius ermahnte, den Apostel Petrus aufzusuchen, um sich von demselben im wahren Glauben unterrichten zu lassen. (Apstgsch. 10.) [71]

Wie nennen wir die Engel, welche dem Menschen eigens zum Schutze gegeben sind?

„Heilige Schutzengel."

Daß es hl. Schutzengel gebe, unterliegt keinem vernünftigen Zweifel. Die hl. Schrift sowohl des alten als des neuen Bundes bezeugt es; die hl. Väter lehren es mit größter Übereinstimmung, und die hl. Kirche hat ein eigenes Fest zur Verehrung der heil. Schutzengel eingesetzt. Dieser Glaube ist in der Kirche Christi von jeher so allgemein festgehalten worden und so unangetastet geblieben, daß dieselbe sich nie veranlaßt fand, darüber eine ausdrückliche Entscheidung zu geben. Es können also hier nur die Fragen entstehen, 1) ob aus allen Chören der Engel den Menschen Schutzgeister angewiesen seien; 2) ob jeder Mensch einen Schutzengel habe; 3) ob auch ganzen Reichen, ob Städten und Kirchen eigene Engel zum Schutze beigegeben seien.

Was die erste Frage anbelangt, so hielt es selbst Gregor der Große (Homil. 34. üb. Evang. n. 13.) für bedenklich, dieselbe zu entscheiden, weil sich die hl. Schrift darüber nicht bestimmt genug ausspreche. Denn wiewohl nach der Lehre des hl. Paulus alle Engel „dienstbare Geister sind, ausgesandt zum Heile der Auserwählten," so dürfe man daraus doch noch nicht den Schluß

* Vergl. die Regeln von der Unterscheidung der Geister im bekannten Exerzitien-Büchlein des hl. Ignatius.

ziehen, daß die Engel sämmtlicher Chöre unmittelbar zur Überwachung und Beschirmung der Menschen verwendet werden; zumal da aus dem Propheten Zacharias (2, 3. 4.) ersichtlich sei, daß zuweilen Engel bloß mittelbar zum Heile der Menschen mitwirken, indem sie nämlich andern Engeln Aufträge zum Besten der Menschen erteilen.

Bezüglich der zweiten Frage schreibt der ausgezeichnete Gottesgelehrte Suarez (üb. die Engel 6. K. 17.): „Daß einem jeden Menschen von der Geburt an ein eigener Schutzengel bestimmt werde, ist katholische Lehre. Obschon sie in der hl. Schrift nicht bestimmt ausgedrückt oder von der Kirche festgestellt ist, so ist sie doch mit großer Übereinstimmung der ganzen Kirche angenommen und hat eine so bedeutende Stütze in der hl. Schrift, wie diese von den Vätern verstanden wird, daß man dieselbe ohne große Verwegenheit und ohne sich fast eines Irrtums (gegen den Glauben) schuldig zu machen, nicht leugnen kann." Wirklich findet man obige Lehre in den Schriften der hl. Väter mit den klarsten Worten ausgesprochen. „Groß ist die Würde der Seelen," so schreibt der hl. Hieronymus (üb. Matth. 18, 10.), „so groß, daß einer jeden gleich beim Eintritt ins Dasein ein Engel als Beschützer beigegeben wird." „Jedem aus uns steht ein Engel zur Seite," sagt der hl. Chrysostomus (Homil. 14. üb. Hebräerbr.). Und der hl. Gregor von Nyssa (Lebensgesch. Mos. Bd. 1. S. 338.) weist nach, daß die Lehre, welche jedem einzelnen Menschen einen besonderen Schutzgeist beilegt, in der Überlieferung begründet sei. „Es ist," schreibt er, „eine mehr oder minder geheimnisvolle Überlieferung und wahre Lehre bis auf uns gekommen, welcher gemäß wir glauben, unsere menschliche Natur sei nach dem Sündenfalle von dem allgütigen Gotte nicht gänzlich verschmäht und hilflos gelassen worden, sondern es habe vielmehr jeder einzelne Mensch von demselben einen Engel oder Schutzgeist als Geleitsmann empfangen." Besonderes Ansehen gewinnt diese Lehre auch dadurch, daß der römische Katechismus behauptet (Tl. 4. n. 5. 9.), „jedem einzelnen Menschen sei ein leitender Engel zum Schutze beigegeben."

Die Frage, ob auch ganzen Reichen, ob einzelnen Städten und Kirchen eigene Schutzengel angewiesen seien, wird von manchen hl. Vätern und kirchlichen Schriftstellern gleicherweise im bejahenden Sinne gelöst. So spricht Hieronymus in seinem Kommentar über Isaias (15) von den Engeln, „die den einzelnen Völkern vorstehen." Gregor der Große, Basilius und Origenes treten in der Auslegung des Propheten Daniel (10, 20.) derselben Ansicht bei. Daß auch die einzelnen Kirchen ihre besonderen Schutzgeister

haben, lehrt nebst anderen der hl. Gregor von Nazianz in seiner 32. Rede. — Der hl. Erzengel Michael wird insgemein als der Schutzgeist der ganzen christlichen Kirche verehrt, welcher er im letzten schweren Kampfe gegen den Antichrist beistehen werde. Der berühmte Schriftausleger Kornelius a Lapide spricht sich hierüber in der Erklärung des zwölften Kapitels der geheimen Offenbarung ungefähr folgendermaßen aus: „Alsdann (am Ende der Welt) wird Michael mit seinen Engeln gegen Luzifer und dessen höllische Scharen kämpfen, wird den Christen hilfreiche Hand bieten und sie stärken, damit sie offen und heldenmütig dem Antichrist sich widersetzen, mit welchem und für welchen Luzifer streiten wird. Aus dieser Stelle (der Offenbarung) entnehmen die Gottesgelehrten, der hl. Michael sei der Vorsteher und Beschützer der Kirche Christi."

Welch hohen Wert muß unsere Seele in den Augen unsers himmlischen Vaters haben, daß er die Fürsten seines ewigen Reiches, seine Vertrauten beauftragt, uns arme, hinfällige Erdenwürmchen zu beschützen, zu begleiten, ja auf den Händen zu tragen! Welch neuer Beweggrund des Vertrauens auf seine Liebe und väterliche Fürsorge! welch mächtiger Antrieb zur Dankbarkeit gegen unsern guten Herrn und Gott! Wenn ein König dieser Erde einem armen Unterthanen, der fern von der Heimat unter vielen Gefahren umherirrte, einen seiner vornehmsten Höflinge zuschickte mit dem Auftrage, denselben schützend und schirmend an seinen Hof zu führen, würde wohl ein solcher Unterthan Worte genug finden, seinem gütigen Fürsten den Dank des Herzens auszusprechen? Und doch ist dieses nur ein schwaches Bild der Güte des himmlischen Königs gegen uns im Thale der Thränen schmachtende Menschenkinder. Darum sei Lob, Ehre und ewige Danksagung dem Allerhöchsten, daß er jedem aus uns einen Engel zum Beschützer und Wegweiser ins himmlische Reich gegeben hat!

Was sind wir unsern hl. Schutzengeln schuldig?

„Wir sollen sie andächtig verehren, ihnen danken und ihren Einsprechungen willig folgen."

1) Wir sollen die hl. Schutzengel andächtig verehren, d. h. denselben mit Liebe und Bereitwilligkeit innere und äußere Ehrfurcht erweisen. Dieses macht uns ihre persönliche Gegenwart, ihre hohe Würde und Heiligkeit zur unerläßlichen Pflicht. Als sich der Engel dem jungen Tobias und seinen Eltern zu erkennen gab, „da fielen sie nieder auf ihr Angesicht." (Tob. 12, 22.) So groß war ihre andachtsvolle Ehrfurcht vor dem Engel Gottes. — Vor den Großen der Erde ist man höchst bescheiden und ehrerbietig, beugt das Knie und berührt zuweilen

mit der Stirn die Erde, und doch ist ihre Würde unvergleichlich geringer, als die des untersten der Engel. Darum habet acht, m. K., daß ihr stets fromm, eingezogen und schamhaft vor eurem hl. Engel wandelt. Auch im Verborgenen, auch bei finsterer Nacht sieht euch dieser Himmelsfürst. Erlaubet euch also nie und nirgend ein Wort, eine Gebärde oder Handlung, die ihm mißfallen, die euren himmlischen Freund und Begleiter betrüben könnte. [72]

Zur Verehrung der hl. Schutzengel gehört auch ein unbegrenztes Vertrauen auf ihre mächtige Fürsprache bei Gott und die öftere Anrufung, welche aus diesem Vertrauen entspringt. Was Gott zum Volke Israel sagte, das ruft uns gewissermaßen auch unser hl. Schutzengel zu: „Ruf zu mir am Tage der Trübsale . . . und du wirst mich ehren.“ (Ps. 49, 15.) Ruf mich an in allen Nöten, in allen Gefahren und Versuchungen; ich will dir Schutz und Beistand gewähren, und dein Gebet wird mir zur Ehre gereichen. Die Patriarchen des alten Bundes setzten so großes Vertrauen auf die Huld und Macht der hl. Engel, daß der sterbende Jakob den Söhnen Josephs den Segen seines Engels anwünschte, indem er sprach: „Der Engel, der mich erlöst hat von allem Übel, segne diese Knaben.“ (1. Mos. 48, 16.) Der greise Tobias entließ seinen geliebten Sohn und dessen Begleiter mit den Worten: „Reiset glücklich, Gott sei auf eurem Wege, und sein Engel geleite euch.“ (Tob. 5, 21.) Judas der Makkabäer erbat sich vor dem Kampfe mit Nikanor die Hilfe des guten Engels vom Herrn: „Herr des Himmels,“ so flehete dieser fromme Feldherr, „sende deinen guten Engel vor uns her im Schrecken und in der Furcht.“ (2. Makk. 15, 23.) — Auch im neuen Bunde empfehlen unzählbare Heilige die vertrauensvolle Anrufung des hl. Schutzengels durch ihr Beispiel sowohl als durch ihre Worte. [73] So spricht unter andern der hl. Bernhard etwa also (Rede 12. üb. Ps. 90.): „Wie schwach wir auch sind, wie weit und gefahrvoll der noch übrige Lebensweg sein mag: was haben wir unter der Obhut solcher Beschützer zu fürchten? Diese treuen, klugen, mächtigen Begleiter werden nicht zulassen, daß wir über unsere Kräfte versucht werden; vielmehr werden sie uns auf ihren Händen tragen und uns über jeden Stein des Anstoßes hinausheben. So oft also eine heftige Versuchung oder schwere Trübsal dich bedroht, rufe deinen Schutzengel, deinen himmlischen Führer und Beschirmer an; erhebe deine Stimme und sag' ihm: Herr rette mich, ich gehe zu Grunde!“ — L. K.! folget dem Rate des hl. Bernhard: rufet euren guten Engel oft und voll Vertrauen an, bittet ihn des Morgens, daß er den Tag über eure Schritte bewahre und böse Menschen von euch fern halte.

O Engel rein,
Du Schützer mein!
Laß mich dir stets empfohlen sein.
Bei jedem Schritt,
Bei jedem Tritt
Geh' du, mein lieber Engel, mit.
Wohin ich geh',
Und wo ich steh',
Sei du, mein Engel, in der Näh';
Vor der Gefahr
Zur Sünd' bewahr'
Mich, holder Engel, immerdar.

Bittet ihn des Abends, daß er eure Ruhestätte nicht verlasse und den bösen Feind hindere, euch im Schlafe zu schaden; in jeder Angst und Not, in Gefahren des Leibes und der Seele rufet ihn wenigstens mit den Worten an:

Heiliger Schutzengel mein,
Laß mich dir empfohlen sein!

Zur Verehrung der hl. Schutzengel gehört endlich auch die andächtige Feier jener Feste, welche von der katholischen Kirche angeordnet sind, um das Andenken an die hl. Engel und an ihre zahllosen Wohlthaten stets zu erneuern. Solche Feste sind vorzüglich: das Schutzengelfest, welches in manchen Bistümern mit Oktav, d. h. acht Tage lang gefeiert wird, und das Fest des hl. Erzengels Michael, zu dessen Ehre viele Kirchen in der christlichen Welt geweiht sind. Es ziemt sich mithin für jeden Christen, besagte Feste mit Eifer und inniger Andacht zu begehen.

2) Wir sollen den hl. Schutzengeln danken. — Möchten wir doch in der dankbaren Gesinnung gegen unsere Schutzengel dem jungen Tobias ähnlich sein! Auch wir sind von unserm lieben Engel mit unzählbaren Wohlthaten überhäuft worden. Immer und überall stand er liebreich schützend, freundlich warnend, ernstlich mahnend uns zur Seite. Ob wir wachen oder schlafen, arbeiten oder spielen, er weilt bei uns; auf allen Wegen und Stegen, in der Kirche und in der Schule, im Hause und auf dem Felde wacht er mit Sorgfalt über uns; wenn wir beten, so trägt er unser Gebet zu Gott empor und kehrt freudig, weil er Erhörung gefunden, zu uns zurück. „Welchen Lohn sollen wir ihm geben, oder womit können seine Wohlthaten nach Verdienst vergolten werden?" (Tob. 12, 2.)

3) Wir sollen den Einsprechungen des Schutzengels folgen. Diese Folgsamkeit verlangt Gott von uns. „Sieh," spricht er zu jedem von uns, „sieh, ich sende meinen Engel, daß er vor dir herziehe und dich bewahre auf dem Wege und dich führe an den Ort, den ich bereitet. Hab acht auf ihn und höre

seine Stimme und gedenke nicht ihn zu verschmähen." (2. Mos. 23, 20. 21.) Wenn wir dieses väterlichen Gebotes ungeachtet die Mahnungen unseres himmlischen Führers verachten, so wird ein schweres Gericht über uns ergehen, und der Schutzengel selbst wird dereinst vor Gottes Richterstuhle unser Ankläger sein.

3. Verhältnis der gefallenen Engel zu den Menschen.

Wie sind die gefallenen Engel oder bösen Geister gegen uns gesinnt?

„Die bösen Geister stellen aus Haß und Neid uns nach, um uns an Leib und Seele zu schaden und durch Verführung zur Sünde uns ins ewige Verderben zu stürzen."

Über die Gesinnung der Höllengeister gegen die Menschen, über ihre Nachstellungen und Versuche, uns an Seele und Leib zu schaden, läßt uns die hl. Schrift und die Erblehre eben so wenig als über ihr Dasein im Zweifel. Ihre Gesinnung ist eine höchst feindselige. Sie hassen uns mit unversöhnlichem Hasse und zwar aus eben denselben Gründen, um derentwillen die guten Engel uns so lieb haben. Sie hassen uns, weil wir Ebenbilder Gottes, Kinder Gottes, Erben des Himmelreiches sind, aus dem sie verstoßen wurden; sie hassen uns, weil Gott und die guten Engel uns lieben. Ein höllischer Neid verzehrt sie beim Gedanken an unsere Bestimmung, an unsere Rechte, an unsere Hoffnungen, beim Anblick der leiblichen und geistlichen Wohlthaten, mit denen Gottes Güte uns überhäuft, und der Seligkeit, die uns jenseits erwartet. Dieser unbeschreibliche Haß und Neid treibt die bösen Geister an, beständig auf unser Verderben zu sinnen; denn „durch den Neid des Teufels ist der Tod in die Welt gekommen." (Weish. 2, 24.). Vor allem stellen sie uns nach, um uns durch Verführung zur Sünde in den Abgrund der Hölle zu stürzen. Darum spricht der hl. Petrus (1. Br. 5, 9.) vom Teufel, daß er umhergehe, wie ein brüllender Löwe, „suchend, wen er verschlinge." Und Paulus schreibt an die Ephesier (6, 13.): „Wir haben nicht (bloß) zu kämpfen wider Fleisch und Blut (d. h. wider Menschen), sondern . . . wider die Geister der Bosheit, die da in den Lüften sind." Nach dem Zeugnisse der hl. Schrift verleitete Satan den Judas, seinen göttlichen Meister zu verraten (Joh. 13, 27.), und den Ananias, dem hl. Geiste zu lügen. (Apstgsch. 5, 3.) Selbst an den Gottmenschen wagte sich der höllische Versucher (Matth. 4), und der Allerhöchste ließ dieses zu, damit wir einsehen, daß niemand, auch die Heiligen nicht, vor den Versuchungen des Höllengeistes sicher seien. „Es schmerzt nämlich den Satan, daß der Diener Christi ihn und seine Anhänger richten wird, deshalb

umspäht und umlagert er ihn, ob er seine Augen durch fleischliche Begierlichkeit blenden, oder sein Herz durch weltliche Lüste fesseln, oder seinen Glauben entweder durch Furcht vor irdischer Macht untergraben oder durch verkehrte Lehren beirren könne." So Tertullian in seinem Buche von der Buße (Kap. 7.). — Daß der böse Feind dem Menschen auch an seinen Glücksgütern, an seiner Gesundheit und an seinem Leben zu schaden trachtet, zeigt uns die Geschichte von Job so klar, daß es überflüssig wäre, fernere Beweise anzuführen. Auch die mannigfaltigen Plagen, welche nach dem Berichte der hl. Schrift die vom Teufel Besessenen auszustehen hatten, sind unabweisliche Belege für diese Lehre. Dazu kommen noch zahlreiche, höchst bewährte Thatsachen späterer Jahrhunderte, die uns zeigen, daß den bösen Geistern auch nach ihrem Falle eine große, ja, wie Benedikt XIV. sich ausdrückt,* „die ganze natürliche Kraft, nach außen körperlich zu wirken, geblieben ist," und daß sie diese ihre Kraft, insoweit Gott es zuläßt, dazu gebrauchen, dem Menschen auch am Leibe zu schaden. — Was ferner diese Wahrheit über allen Zweifel erhebt, ist die gläubige Überzeugung, welche die Kirche davon hat. Diese Überzeugung spricht sie, die untrügliche Lehrerin, in vielfacher Weise aus, vorzüglich aber in ihren Gebeten, Segnungen und Beschwörungen (Exorcismen), die namentlich bei Spendung des heil. Taufsakramentes seit den ersten Zeiten des Christentums üblich und vorgeschrieben waren.

Warum läßt Gott zu, daß die bösen Geister uns nachstellen?

„Er läßt es zu, weil er ihre Nachstellungen zu seiner Verherrlichung und zum Heile der Menschen zu lenken weiß."

Der böse Feind kann uns wohl sündhafte Gedanken eingeben, er kann uns durch reizende Vorspiegelungen zur Sünde anlocken, er kann uns versuchen, allein zur Sünde zwingen kann er uns nicht. Der Versuchte ist und bleibt frei und mit Hilfe der Gnade stark genug, den Anfechtungen der ganzen Hölle zu widerstehen. Denn selbst in der Versuchung vermag der Höllengeist die vom gütigen und vorsichtigen Gott bestimmten Grenzen nicht zu überschreiten, da derselbe niemals zuläßt, daß wir über unsere Kräfte versucht werden. Darum vergleicht der hl. Augustin den Satan mit einem Kettenhunde, der wohl bellen, aber nicht beißen kann, es sei denn, daß man sich ihm unvorsichtig oder mutwillig nahe. Ebenso verhält es sich auch mit seinen Versuchen, uns an zeitlichen Gütern oder am Leibe zu schaden; auch darin hängt er

* De beatificat. L. 4. c. 3.

ganz vom Allerhöchsten ab. „Siehe alles, was Job hat," sprach der Herr zu Satan, „ist in deiner Gewalt; nur nach ihm selbst strecke nicht aus deine Hand." (Job 1, 12.) Mit diesen Worten war ihm bloß die Gewalt über die äußeren Güter Jobs verliehen, und wirklich zerstörte er auch nur diese. Als aber hierauf Gott zu Satan sprach: „Siehe, Job ist in deiner Hand, doch schone seines Lebens," „da ging er und schlug Job mit einem überbösen Geschwüre von der Fußsohle bis zum Scheitel." (Job 2, 7.) Allein er wagte es nicht, demselben das Leben zu rauben. Über sieben Männer Saras, der Tochter Raguels, hatte der böse Geist Macht erhalten und sie getötet, dem Tobias konnte er aber nichts anhaben, weil der Engel des Herrn ihn daran hinderte. (Tob. 8.) Mit einem Worte: die höllischen Geister sind in ihrem böswilligen Wirken nach außen so ganz von Gott abhängig, daß sie am See Genesareth ohne seine Erlaubnis nicht einmal in die unreinen Tiere, die Schweine, fahren und ihnen schaden konnten. (Mark. 5, 12. u. ff.)

Aber warum läßt Gott den Geistern der Finsternis auch nur irgend eine Gewalt, den Menschen nachzustellen und wie immer zu schaden? Was oben (S. 252 u. ff.) von der Zulassung des Bösen überhaupt gesagt worden, das findet hier besondere Anwendung. Gott läßt die verschiedenen Nachstellungen der bösen Geister zu, weil er dieselben zu seiner eigenen Verherrlichung und zum Heile der Menschen zu lenken weiß. Ja, die Nachstellungen des bösen Feindes gereichen nach Gottes weiser Fügung

1) zur Verherrlichung Gottes. Die unwiderstehliche Macht nämlich, welche Jesus über die bösen Geister ausübte, bewog viele, an den Gottmenschen zu glauben. Als derselbe zu Kapharnaum einen Besessenen befreit hatte, „da kam Schrecken über alle, und sie redeten unter einander und sprachen: Was ist das für ein Wort, daß er mit Macht und Kraft den unreinen Geistern gebietet, und sie ausfahren? Und der Ruf von ihm verbreitete sich an alle Orte des Landes." (Luk. 4, 36. 37.) Dieselbe Macht verschaffte den Heilsworten der Apostel Eingang in die Herzen der Ungläubigen. „Die Scharen merkten einmütig auf das, was Philippus sagte, weil sie die Zeichen hörten und sahen, die er that; denn viele von ihnen hatten unreine Geister, die unter lautem Geschrei ausfuhren." (Apstgsch. 8, 6. 7.) In den ersten Zeiten des Christentums trug die große Gewalt der Gläubigen über die Geister der Finsternis sehr viel dazu bei, das Heidentum zu beschämen und das Reich Christi zu verbreiten. Darum beriefen sich auch diejenigen, welche das Christentum in Schutzschriften verteidigten, mit Vorliebe auf diese höhere Macht der Anbeter Jesu

Christi, zum Beweise, daß wie die Macht der Christen, so auch ihr Glaube von Gott stamme und nicht einer dämonischen Zauberkraft beizumessen sei. — Auch heute noch dient die Gewalt der Christen über die Geister der Finsternis zur Bekehrung der Heiden in China, wie dieses aus den Berichten der Missionäre erhellt.

Der hl. Märtyrer Justin (Apolog. 2. n. 6.) sagt in seiner Schutzrede: „Durch Anrufung des unter Pontius Pilatus gekreuzigten Jesus heilten und heilen noch jetzt manche aus unsern Christen auf der ganzen Welt und in eurer Stadt sehr viele vom Teufel Gequälte, so daß die Teufel überwältigt und vertrieben wurden, obschon jene von andern Beschwörern und Zauberern nicht geheilt werden konnten." Und Tertullian (Apolog. c. 23.) spricht noch zuversichtlicher: „Man stelle hier vor eure Richterstühle einen wirklich vom Teufel Besessenen hin. Sobald was immer für ein Christ dem Geiste zu sprechen befiehlt, wird dieser sich ebenso wahrhaft für einen Teufel erklären, als er sonst für einen Gott sich ausgab. Ebenfalls führe man einen aus jenen vor, die von einem Gotte besessen sein sollen. . . Wenn diese (vermeinten Götter), zu zaghaft, einem Christen zu lügen, nicht eingestehn, daß sie Teufel seien, dann vergießet auf der Stelle das Blut dieses herausfordernden Christen." Octavian bei Minutius Felix, einem der ältesten lateinischen Kirchenschriftsteller, beruft sich auf das Zeugnis der Heiden selbst, indem diese nicht leugnen können, daß ihre Gottheiten, durch die Beschwörungen der Christen genötigt, laut bekennen, sie seien nur Teufel. „Glaubet ihnen auf das Wort," spricht Octavian zu den Heiden, „da sie selbst versichern, daß sie Teufel sind." In demselben Sinne schreibt auch der hl. Cyprian an den heidnischen Beamten Demetrian. Auf diese unleugbare Macht der Diener Christi über die Geister der Finsternis beriefen sich auch Lactanz, Arnobius, Eusebius, Gregor von Nazianz, Cyrillus von Jerusalem, Hieronymus, Cyrillus von Alexandrien u. a. m.

Doch nicht bloß die leiblichen Plagen, die von Satan herrühren, auch die Versuchungen verherrlichen Gott. Denn je heißer und zahlreicher die Kämpfe sind, desto herrlicher strahlt der Ruhm desjenigen, für den sie gekämpft werden, und der den Kämpfenden den Sieg verleiht; derjenige aber, für welchen der Christ kämpft, und welcher demselben den Sieg verleiht, ist Gott.

2) Die Nachstellungen des bösen Feindes gereichen auch zum Heile der Menschen. Jesus Christus hat zwar den Teufel besiegt, aber nicht aus der Welt verbannt, er hat ihm die Beute entrissen, aber ihm nicht jede Macht zu schaden genommen. Warum nicht? Damit wir Gelegenheit hätten, antwortet der hl. Kirchenlehrer Augustinus, gegen ihn zu kämpfen und wie Christus durch Kampf die Krone zu erringen; denn es ist nicht billig, daß die Glieder anders als das Haupt das zukünftige Leben erwerben. Zudem bieten uns die Anfechtungen des bösen Geistes den besten Anlaß, unsere Liebe und Treue gegen Gott zu bewähren und in

allen christlichen Tugenden, vorzüglich aber in der Geduld zu erstarken. In Stürmen schlägt der Baum die tiefsten Wurzeln, in den Versuchungen die Tugend; stilles Gewässer geht in Fäulnis über, Tugend ohne Kampf artet aus.

Was sollen wir thun, damit die Nachstellungen des bösen Feindes uns nicht schaden, sondern vielmehr zum Heile gereichen?

1) Wir sollen beten. — Dieses lehrt Jesus Christus selbst seine Jünger bei Matth. 26, 41., wo er zu ihnen spricht: „Wachet und betet, damit ihr nicht in Versuchung fallet." Durch das Gebet sind wir allvermögend, denn Gott rüstet den Betenden mit seiner Kraft aus gegen den höllischen Widersacher. Goliath, der Schrecken von ganz Israel, vermochte mit all seiner Riesenkraft und gewaltigen Waffenrüstung nichts gegen David, den unansehnlichen Knaben, der bloß mit Schleuder und Stab bewaffnet ihm entgegen zog. Der riesige Krieger wurde vom Hirtenknaben besiegt, weil dieser gegen ihn zog „im Namen (d. h. in der Kraft) des Herrn der Heerscharen, des Gottes der Scharen Israels." (1. Kön. 18, 45.) So wird auch der Satan mit all seiner Macht und Arglist nichts gegen uns ausrichten, wenn wir beten und infolge des Gebetes mit der Kraft Gottes ausgerüstet gegen ihn zu Felde ziehen.

Wenn daher der böse Feind dich zur Sünde anreizt, so bete andächtig oder rufe wenigstens die heiligen Namen Jesus und Maria an und empfiehl dich deinem hl. Schutzengel. Bist du allein, so bezeichne dich mit dem hl. Kreuzzeichen. „Was fürchten die Höllengeister," fragt Origenes (Hom. 6. n. 8. üb. 2. Mos.), „wovor zittern sie? ohne Zweifel vor dem Kreuze Christi, weil sie durch dasselbe überwunden wurden." Sehr ratsam ist es auch, bei länger anhaltender Versuchung sich mit Weihwasser zu besprengen. Die hl. Teresia bezeugt aus eigener Erfahrung (in ihrer Lebensbeschreib. Hptst. 31.): „Es giebt nichts Wirksameres, die bösen Geister so zu vertreiben, daß sie nicht wiederkehren, als das Weihwasser. Es muß also eine große Kraft in der Weihe dieses Wassers liegen." „Das ist," fügt die Heilige bei, „keine leere Einbildung; ich habe es oft genug erfahren. Ich frohlocke darum vor Entzücken, wenn ich die geheimnisvolle Kraft betrachte, welche das Gebet der Kirche dem Wasser mitteilt, und den erstaunlichen Unterschied zwischen dem geweihten und ungeweihten Wasser sehe." — In gleicher Weise wird sich der gläubige Christ gegen die Nachstellungen des bösen Feindes bewahren durch den Gebrauch anderer Gegenstände (Sakramentalien), welche die heil. Kirche hauptsächlich zu dem Zwecke weiht, damit wir sie gegen die

Anfechtungen der Höllenmächte in Anwendung bringen. Alle diese Gegenstände erhalten durch das Gebet und die Segnung der Kirche, dieser makellosen Braut Christi, ganz besondere Kraft, den Höllenfeind zu schrecken und in die Flucht zu schlagen. Wenn Satan vor dem hl. Kreuze flieht, warum sollte er nicht auch die Kraft eines von der Kirche geweihten Gegenstandes verspüren, so daß schon die Nähe desselben ihm unerträglich vorkommt? (Hierüber mehreres bei der Lehre von den Sakramentalien.)

2) Wir sollen allen Versuchungen standhaft widerstehen, d. h. in dieselben, mögen sie noch so heftig und anhaltend sein, nie und nimmer auch nur im mindesten einwilligen. Entschiedener Widerstand ist das vorzüglichste Mittel, den Satan zu überwinden. „Widerstehet dem Teufel," sagt der hl. Jakobus (4, 7.), „und er wird von euch fliehen." Sieht der Versucher, daß er mit all seiner List und Gewalt nichts über uns vermag, daß er uns vielmehr Anlaß giebt, durch kräftigen und ausdauernden Widerstand unsere Verdienste zu vermehren, so zieht er voll Ärger und Beschämung ab. Christus der Herr hingegen blickt, wie ein Feldherr auf seine tapfern Soldaten, mit Liebe und Wohlgefallen auf uns herab, erteilt uns zur Belohnung der Standhaftigkeit reichlichere Gnaden und nicht selten süßen Himmelstrost und Frieden. Nach einem schweren Kampfe mit den Höllengeistern ward Antonius, der Einsiedler, plötzlich mit überschwenglichem Troste erfüllt. Ein himmlisches Licht erleuchtete seine Zelle, und der Heilige rief in seiner Entzückung aus: „O mein Heiland, wo warst du denn bisher? Warum kamst du nicht früher mir zu Hilfe?" Und eine göttliche Stimme sprach aus dem Lichte, wie einst aus dem brennenden Dornbusch zu Moses: „Ich war immer bei dir, ich habe deinen Streit immer gesehen, aber ich wartete auf den Ausgang des Kampfes. Weil du nicht gewichen bist, so werde ich dir fortan immer zum Siege verhelfen."* — Wenn wir hingegen den Einflüsterungen des Versuchers Gehör schenken und in die Sünde einwilligen, so gewinnt er immer mehr Macht über uns, und er hört nicht auf, uns zuzusetzen, bis er uns ins Verderben gestürzt hat. Als der junge Tobias besorgte, der böse Feind möchte ihm Schaden zufügen, so beruhigte ihn sein himmlischer Begleiter Raphael und gab ihm die schöne Lehre, daß der Teufel nur über diejenigen Gewalt erlange, „die Gott von sich und ihren Herzen ausschließen" und sich ihren sündhaften Lüsten überlassen. (Tob. 6, 16. 17.) Die bösen Geister erspähen

---

* Im Leben des hl. Antonius, vom hl. Athanasius geschrieben. (Op. Athan. ed. Migne t. 2. col. 859.)

gleichsam die schwachen Seiten unseres Herzens und versuchen uns am heftigsten zu jenen Sünden, zu denen sie uns am meisten geneigt sehen. Die Höllengeister richten sich, wie derselbe hl. Antonius seine Jünger lehrte, nach unsern Neigungen und Begierden; „sie sind der Wiederschein unserer Gedanken. Bist du irdischen Sinnes, so bist du ihre Beute: das ist die Strafe der unheiligen Seelen. Freuest du dich aber im Herrn, sinnest du auf Ewiges, beschäftigst du dich mit göttlichen Dingen, so vermögen sie nichts über dich.“ [74]

Damit wir im Kampfe gegen die Mächte der Finsternis, diese Erbfeinde unseres Heiles, nicht ermüden, sondern standhaft bis zum Ende beharren, sollen wir ferner gläubig und vertrauensvoll kämpfen, — a) gläubig, d. h. wir sollen den lügenhaften Einflüsterungen, mit denen der arglistige Feind uns zu bethören sucht, die untrüglichen Wahrheiten unseres Glaubens entgegen halten. Dem Teufel, der wie ein brüllender Löwe umhergeht, „widersteht standhaft im Glauben.“ (1. Petr. 5, 9.) Dazu ermahnt auch der hl. Apostel Paulus die Ephesier (6, 16.): „Vor allem ergreift den Schild des Glaubens, mit welchem ihr alle feurigen Pfeile des Bösewichtes auslöschen könnt.“ Was sind die feurigen Pfeile des Satans wohl anders, als trügerische Vorspiegelungen irdischer Schätze, eitler Ehren und schnöder Genüsse? Diese entzünden in unserm schon von Natur zum Bösen geneigten Herzen das verderbliche Feuer unordentlicher Liebe. Die Wahrheiten des Glaubens hingegen, die uns alles Irdische gering schätzen und verschmähen lehren, die unsern Blick auf Gott und die himmlischen Güter hinlenken, diese lichtvollen, ewigen Wahrheiten berauben die höllischen Trugbilder ihres gleißenden Scheines und machen dieselben dadurch unschädlich, ja sie löschen sogar das unheilige Feuer aus, welches die letztern in unbewachten Augenblicken im Herzen angefacht hatten. — Satan hatte sich nicht gescheut, selbst auf den Gottmenschen den feurigen Pfeil der Ehrsucht abzusenden, indem er demselben alle Königreiche der Erde und ihre Herrlichkeit zeigte und zu ihm sprach: „Dies alles werde ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest.“ Jesus aber wehrte sofort den höllischen Pfeil ab mit den Worten: „Es steht geschrieben: Du sollst Gott deinen Herrn anbeten und ihm allein dienen.“ (Matth. 4. 8. u. ff.) Möge das fromme Betrachten und das andächtige Aussprechen der Worte des Glaubens auch für uns ein Schild sein, von dem die Pfeile des Versuchers auf ihn selber zurückprallen! Wir sollen — b) vertrauensvoll streiten, d. h. mit frohem und festem Vertrauen auf Jesus Christus, der uns im Kampfe beistehen und den Sieg verleihen wird. Ein zaghafter Streiter ist von vorne herein besiegt. Der hl. Antonius, von dem bereits zu wiederholten Malen die Rede war, wußte aus eigener Erfahrung, wie er selbst bezeugte, „daß die bösen Geister nichts mehr fürchten, als das Vertrauen auf Jesus Christus. Sie wissen, daß Christus zu den Seinigen gesagt hat: Siehe, ich gebe euch Macht, auf Schlangen und Skorpionen zu treten, und über alle Gewalt des Feindes, und nichts wird euch schaden.“ (Luk. 10, 19.) „Nur die Zaghaften fürchten den Teufel,“ sprach dieser hl. Einsiedler zu seinen Schülern, „deshalb kann er nur ihnen Schrecken einjagen.“ Dasselbe

schreibt auch die hl. Teresia (a. a. O. Hptst. 25.) und fügt die wohl zu beherzigenden Worte bei: „Ich bitte Gott, uns die Gnade zu verleihen, nichts zu fürchten, als was wir fürchten sollen, und fest überzeugt zu sein, daß eine einzige, auch nur läßliche Sünde uns größeren Schaden zufügt, als die ganze Hölle uns zuzufügen vermag." In Übereinstimmung mit sämtlichen Geisteslehrern erteilt auch der hl. Ignatius im Exerzitien-Büchlein den Rat, sich in den Versuchungen des Satans nicht zu ängstigen. „Es ist," sagt er, „dem bösen Feinde eigen, alle Kraft und allen Mut zu verlieren, sobald derjenige, welcher im Kampfe gegen seine Anfechtungen begriffen ist, herzhaft und unerschrocken widersteht. Wenn aber der Versuchte gleich anfangs in Angst gerät, sich fürchtet und den Mut verliert, so giebt es kein Tier auf Gottes Erdboden, welches ungestümer, grimmiger und hartnäckiger dem Menschen zusetzt, als Satan es thut, um denselben seinen höllischen Absichten gemäß zu verderben."

Nutzanwendung.

Die Lehre von den Engeln ist in vielfacher Beziehung höchst wichtig für den Christen. So enthält insbesondere die Sünde und der Sturz der Engel die nachdrücklichste Aufforderung, Gott die Ehre zu geben und seiner unendlichen Majestät durch demütigen Gehorsam zu huldigen. — Luzifer, „welcher das Siegel der Gottähnlichkeit trug, welcher voll Weisheit und vollkommen schön" die Wonne des Paradieses genoß und mit reichlichen Gaben der Natur und der Gnade wie mit kostbaren Steinen geschmückt war (Ezech. 28, 12. 13.), Luzifer weigerte sich, Gott die Ehre des Gehorsams zu geben. Da erhob sich Michael mit seinen Scharen. „Wer ist wie Gott," war das Losungswort der getreuen Heerscharen, und Luzifer samt seinem Anhange wurde in den Abgrund der Hölle geschleudert und mit Ketten ewiger Gefangenschaft belastet. Hüte dich darum, o Mensch! dem Allerhöchsten die gebührende Ehre und Anbetung, den schuldigen Gehorsam zu verweigern. So gottähnlich wie Luzifer bist du nicht; so schön und reichgeschmückt wie Luzifer bist du nicht; so großen Anhang, wie Luzifer hatte, hast du nicht. Und Luzifer ist gefallen, in den tiefsten Abgrund der Hölle gefallen, gefallen, um sich nimmermehr zu erheben, und sein ganzer Anhang ist gefallen, ohne den Fall ihres Anführers auch nur um einen Augenblick zu verzögern. Wirst du, schwaches Erdenkind, dich halten können gegen den Allmächtigen und seine Heerscharen? Anstatt wie Luzifer dich gegen deinen Schöpfer durch die Sünde zu empören, ahme vielmehr den treugebliebenen Engeln nach: streite mutig für Gottes Ehre gegen die Mächte der Finsternis; ruhe nicht, bis du von deinem Schutzgeist unterstützt den Höllenfeind, der in deinem Herzen an Gottes Stelle herrschen möchte, besiegt hast. „Wer ist wie Gott," sei auch dein Losungswort.

Wenn der Glanz irdischer Schätze dich blendet und bezaubert, so rufe: Wer ist wie Gott? Wenn schnell verwelkende Schönheit dich anzieht, so rufe: Wer ist wie Gott? Wenn Eitelkeit und Stolz dein Herz beschleicht, und eitler Ruhm dich zu berauschen droht, so rufe: Wer ist wie Gott? Wenn dir die Sinnenlust ihren giftigen Honigseim darbietet, so rufe, rufe wiederholt: Wer ist wie Gott? Dieses erhabene Wort des Glaubens sei vorzüglich dein Schild; von demselben werden die feurigen Geschosse des Versuchers abprallen. Du wirst mitten im Schlamme der weltlichen Verderbnis rein wie ein Engel, und mitten im Feuer der Leidenschaft unversehrt bleiben, wie die hebräischen Knaben im Feuerofen. — Auch davor hüte dich, mein Christ, bei deinen Mitmenschen Satans Stelle zu vertreten, durch Ärgernis und besonders durch Verführung der Unschuld sein Gehilfe zu werden. „Sehet zu," spricht Christus, „daß ihr keines aus diesen Kleinen geringschätzet, denn ich sage euch, ihre Engel im Himmel schauen immerfort das Angesicht meines Vaters, der im Himmel ist." (Matth. 18, 10.) „Wer eines aus diesen Kleinen ärgert, dem wäre es besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt, und er in die Tiefe des Meeres versenkt würde." Sei vielmehr allen, mit welchen du umgehst, ein guter Engel: nämlich ein schützender Engel durch Wachsamkeit und Hilfe in Gefahren, ein tröstender Engel durch liebreiche Worte und milde Gaben, ein leitender Engel durch weisen Rat, durch Ermahnung, Warnung und Aufmunterung zu jeglicher Tugend. So wird durch dich Gottes Wille wie im Himmel, so auch auf Erden geschehen, und bei deinem Hinscheiden wird nicht bloß dein heiliger Engel, sondern es werden auch die Engel derjenigen, an welchen du Schutzengelstelle vertreten hast, deine Seele zum Himmel empor vor Gottes Angesicht tragen und sie frohlockend den himmlischen Chören einverleiben.

§. 5. Von dem ersten Menschen und dem Sündenfalle.

1. Erschaffung, Natur und ursprünglicher Zustand des Menschen.

Welches ist das vornehmste Geschöpf Gottes auf Erden?

„Der Mensch."

Gleich einem herrlichen, mit königlicher Pracht ausgestatteten Palaste ging die Erde aus der allmächtigen Hand des Schöpfers hervor. Aber es fehlte noch derjenige, für welchen diese irdische

Schöpfung gemacht worden; es fehlte das vernünftige Wesen, welches sie zum Dienste und zur Verherrlichung des Schöpfers gebrauchen sollte. Da sprach Gott: „Lasset uns den Menschen machen nach unserm Ebenbilde und Gleichnis, der da herrsche über die Fische des Meeres und das Geflügel des Himmels und die Tiere und über die ganze Erde und alles Gewürm, das sich regt auf Erden." (1. Mos. 1, 26.) „Und Gott," so erzählt ferner die hl. Schrift, „schuf den Menschen nach seinem Ebenbilde, nach dem Ebenbilde Gottes schuf er ihn, Mann und Weib schuf er sie. Und Gott segnete sie und sprach: Wachset und mehret euch und erfüllet die Erde, und machet sie euch unterthan und herrschet über die Fische des Meeres und über das Geflügel des Himmels und über alle Tiere, die sich regen auf der Erde." Schön und wahr bezeugt deshalb der Psalmist (8, 6—9) vom Menschen: „Du (o Herr!) hast ihn nur wenig unter die Engel erniedrigt, mit Herrlichkeit und Ehre gekrönt und ihn gesetzt über die Werke deiner Hände. Alles hast du seinen Füßen unterworfen, Schafe und Rinder allesamt, dazu auch die Tiere des Feldes, die Vögel des Himmels und die Fische des Meeres, welche die Pfade des Meeres durchwandeln."

Aus diesen Stellen der hl. Schrift geht klar hervor, daß der Mensch das vornehmste Geschöpf Gottes auf Erden ist. Denn 1) schuf Gott den Menschen am Schlusse des letzten Schöpfungstages, weil er denselben nach der Bemerkung des hl. Gregor von Nyssa (Bch. v. d. Schöpfung des Menschen Kap. 2.) in die Welt einführen wollte, wie einen König in einen Festsaal, nachdem er diesen vorerst auf das prachtvollste eingerichtet und ausgeschmückt hatte; oder auch nach jener des Laktantius (Vom Zorn Gottes Kap. 14.), wie einen Hohenpriester in den Tempel, damit er nämlich als der einzige verständige Beschauer und Bewunderer des neu vollendeten Schöpfungswerkes dem göttlichen Werkmeister im Namen aller Kreaturen Opfer des Lobes, des Dankes und der Anbetung darbringe. — 2) Als Gott die übrigen Dinge schuf, sprach er: „Es werde", jetzt aber: „Lasset uns den Menschen schaffen." Läßt nicht diese auf einmal veränderte Redeweise Gottes einen hohen Vorzug des Menschen über alle Geschöpfe deutlich genug durchblicken? Treffend bemerkt hierüber ein ausgezeichneter Schriftausleger: „Im Begriffe, den Menschen zu schaffen, geht der dreieinige Gott mit sich selbst gleichsam zu Rate und giebt uns dadurch zu verstehen, daß es sich um ein ganz vorzügliches Werk handle." — 3) Vom Menschen, und von ihm allein heißt es: „Gott schuf den Menschen nach seinem Ebenbilde, nach dem Ebenbilde Gottes schuf er ihn." Ist damit nicht bestimmt und augenfällig

der hohe, unvergleichliche Vorzug des Menschen vor allen übrigen Geschöpfen ausgesprochen? Der Mensch ist das Ebenbild Gottes! Wie viel in diesen inhaltsschweren Worten liegt, wird später erklärt werden. — 4) Endlich werden alle Geschöpfe der Erde dem Menschen zu Füßen gelegt, auf daß er über dieselben herrsche und sie gebrauche; denn alle geschaffenen Dinge sollen dem Menschen nach ihrer Weise, er selbst aber soll Gott, dem Herrn des Weltalls, dienen. Der Mensch ist somit nicht nur vermöge der höhern Vorzüge seines Wesens die Krone, sondern auch vermöge der Anordnung des Schöpfers der König der sichtbaren Welt. — Wie groß und innig muß unser Dank gegen unsern Schöpfer sein! Was werden wir ihm für die hohe Auszeichnung, die er uns hat zukommen lassen, vergelten? Das ganze Weltall ruft uns gleichsam mit lauter Stimme zu: Siehe, o Mensch, wie groß die Liebe deines Schöpfers zu dir ist, da er deinetwegen mich erschuf und verlangte, daß ich zu deinem Dienste bereit sein solle, damit du hinwiederum ihn, den Herrn der Welt, der mich um deinetwillen und dich um seinetwillen erschuf, lieben und ehren mögest." „Ja, damit ich dir, o Gott! diene," ruft der hl. Augustin aus, „hast du alles, was du gemacht hast, mir zum Dienste übergeben."

Auf welche Weise schuf Gott die ersten Menschen, Adam und Eva?

„Gott der Herr bildete den Menschen aus Erdenlehm und hauchte in sein Angesicht den Odem des Lebens, und also ward der Mensch zum lebenden Wesen. Und Gott der Herr sprach: Es ist nicht gut für den Menschen, daß er allein sei. Lasset uns ihm eine Gehilfin machen, die ihm ähnlich sei ... Darum sandte Gott der Herr einen tiefen Schlaf auf Adam, und als er entschlafen, nahm er eine von seinen Rippen und füllte mit Fleisch ihre Stelle. Und Gott der Herr baute aus der Rippe, die er von Adam genommen, ein Weib und führte sie zu Adam." (1. Mos. 2.)

Der Leib des ersten Menschen ist also aus Erdenstaub gebildet, darum heißt der erste Mensch Adam, d. h. „Erdenmann." Dieser Leib war aber noch ein Gebilde ohne Empfindung, ohne Leben. Da hauchte Gott in sein Angesicht den Odem des Lebens, d. h. er schuf die Seele und vereinigte sie mit dem Leibe, dann erst war der Mensch ein lebendiges Wesen. Die hl. Schrift gebraucht den Ausdruck Gott hauchte, um anzuzeigen, daß die Seele nicht wie der Leib aus einem vorhandenen irdischen Stoffe gemacht wurde, sondern unmittelbar von Gott ausging und ähnlicher Natur, wie Gott — Geist war. Wie nämlich der Hauch, den man weder sehen noch auffassen kann, unmittelbar vom Hauchenden ausgeht, so ging auch die Seele als unsichtbares, geistiges

Wesen unmittelbar von Gott aus und in den noch regungslosen Körper des ersten Menschen über. Die hl. Schrift nennt die Seele Odem (Atem) des Lebens; weil der Mensch ohne die Seele nicht atmen, nicht leben kann. Ferner heißt es, daß Gott ins Angesicht hauchte; weil das Angesicht des Menschen gleichsam der Wiederschein seiner Seele ist, da in demselben die Empfindungen und verschiedenen Eindrücke der Seele sich besonders lebhaft abspiegeln. — Das Weib aber schuf Gott aus einer Rippe des schlafenden Mannes. „Und Adam," sagt die Schrift, „nannte den Namen seines Weibes Eva: darum, weil sie die Mutter aller Lebendigen war." (1. Mos. 30, 20.)

Bei der einem jeden naheliegenden Frage: warum Gott das Weib nicht ebenfalls aus Lehm der Erde, sondern aus einer Rippe des Mannes gebildet habe, lassen sich der Lehre des hl. Thomas von Aquin* gemäß vorzüglich vier Gründe angeben. 1) Gott bildete Eva nicht aus einem andern vorliegenden Stoffe, sondern entnahm sie dem Leibe des Mannes, weil er wollte, daß alle Menschen ohne Ausnahme von Adam ihren leiblichen Ursprung herleiten, und daß Adam so der Stammvater des ganzen Menschengeschlechtes werden sollte. „Er (Gott) hat aus einem (Menschen) das ganze menschliche Geschlecht gemacht, daß es wohne auf der ganzen Oberfläche der Erde." (Apstgsch., 17, 26.) Wirklich bezeugen nicht nur die hl. Bücher, die uralten Überlieferungen verschiedener Völker, sondern auch die gründlichen Forschungen der neuern und neuesten Zeit, daß die Bevölkerung der ganzen Erde nur einen Stammvater hat. — 2) Gott bildete das Weib aus dem Gebeine des Mannes, um uns zu lehren, daß Mann und Weib als Ehegatten (d. h. im Ehestande) sich gegenseitig so lieben und in solcher Eintracht und ehelicher Treue zusammen leben sollen, als wären sie nur ein Leib und eine Seele. Darum sprach Adam, als er Eva vor sich erblickte: „Das ist Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleische. Darum wird der Mensch seinen Vater und seine Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen." (1. Mos. 2, 23. 24.) — 3) Gott bildete Eva nicht aus irgend einem Bestandteile des Hauptes, sondern aus einer Rippe Adams, um anzuzeigen, daß das Weib dem Manne unterthänig, d. h. in allem, was recht und billig ist, gehorsam sein, der Mann aber das Weib nicht als eine Magd, sondern als eine Lebensgefährtin liebevoll behandeln soll. — 4) Endlich liegt auch in der Bildung Evas aus der Rippe Adams eine geheimnisvolle Bedeutung. Wie nämlich Eva aus der Seite des schlummernden Adam, so sollte die Kirche aus der Seite des himmlischen Adam Jesus Christus hervorgehen. Diesen Gedanken drückt der hl. Kirchenvater Augustinus sehr schön und bündig in folgenden Worten aus: „Adam schläft, damit Eva werde; Christus stirbt, damit die Kirche werde. Während Adam schlummert, geht Eva aus seiner Seite hervor; nachdem Christus im Tode entschlafen, wird seine Seite von einer Lanze durchbohrt, damit aus ihr die Sakramente hervorquellen, durch welche die Kirche gebildet wird." (Abhandl. 9. u. 10. üb. Joh.) In dem aus der Seite hervorfließenden Wasser wird die

*) Sum. 1. q. 92. a. 2. et. 3.

Taufe gesinnbildet, ohne welche niemand ein Glied der Kirche werden kann, und in dem Blute die hl. Eucharistie, welche das Leben der Gnade, ohne welches man nur ein totes Glied ist, nährt und erhält.

Woraus besteht also der Mensch?

„Aus Leib und Seele."

Daß der Mensch nicht bloß Körper sei, sondern auch eine Seele habe, geht aus den oben angeführten Schriftstellen (1 Mos. 2, 7.) klar genug hervor. Juden wie Christen haben dieselben von jeher in diesem Sinne verstanden, und sie anders erklären, hieße eine seit Jahrtausenden anerkannte und heilig gehaltene Wahrheit mit unverschämter Hartnäckigkeit leugnen. Zwar können wir die Seele nicht wie den Leib mit Augen sehen oder mit Händen greifen, weil sie ein Geist ist; desungeachtet haben wir ein klares Bewußtsein vom Besitze derselben. Wir können es uns nicht verhehlen, daß etwas in uns ist, das denkt, überlegt, das erkennt, was Recht und Unrecht ist, das will, das liebt oder haßt, das den Körper nach Belieben bewegt, ihm befiehlt zu stehen, zu sitzen, zu gehen, das mithin vom Körper unterschieden, nicht er selbst ist. Dieses in Abrede stellen, heißt sich selbst täuschen. — Trennt sich die Seele vom Leibe, so ist dieser tot, er bleibt regungslos, erstarrt und geht bald in Moder und Fäulnis über; die Seele aber stirbt nicht, denn sie ist der Hauch Gottes, erschaffen, um ewig zu leben; sie teilt somit keineswegs das Los des Körpers, der da Erdenstaub ist. Darum heißt es in der hl. Schrift: „Der Staub kommt wieder zu seiner Erde, wovon er war, und der Geist kehrt zu Gott zurück, der ihn gegeben hat." (Pred. 12, 17.)

Daraus mag man entnehmen, was von jenen Leuten zu halten ist, die da sich selbst und andern vorlügen, der Mensch habe keine Seele, mit dem Tode sei alles aus. Ein solches Gerede ist gottlos, ist unvernünftig, ist höchst verderblich und trostlos, entehrt und entwürdigt den ganzen Menschen.

1) Es ist gottlos; denn wer so spricht, der lästert Gott, den Schöpfer, indem er dessen edelste Gabe, die Seele, verkennt und verschmäht, ja deren Kräfte mißbraucht, um ihm frech ins Angesicht zu sagen: ich habe keine Seele. Wer so spricht, der vernichtet zugleich jegliche Religion, da ohne vernünftige Seele keine Religion denkbar ist.

2) Es ist unvernünftig. Der Mensch denkt und entschließt sich frei zum Handeln, davon zeugt unser innerstes Bewußtsein. Das Körperliche denkt nicht, handelt nicht nach freiem Entschlusse. Dieses leuchtet uns klar ein, wenn wir einen Vergleich anstellen zwischen uns und den sichtbaren Dingen, die uns umgeben. Der

Stein fällt stets in derselben Richtung zur Erde, weicht nicht nach Belieben bald rechts, bald links von der geraden Linie ab; er folgt unbewußt dem Zuge der Schwerkraft. Der Baum wächst, blüht, trägt Früchte nach beständigen, vom Schöpfer ihm vorgeschriebenen Gesetzen; er denkt nicht und wechselt nicht nach Willkür Blätter, Blüten und Früchte. Das Tier sucht Nahrung, baut sich ein Nest, eine Zelle, ein Gehäuse dem Triebe gemäß, den Gott in es gelegt hat; es denkt aber nicht, handelt nicht nach freiem Willensentschlusse. Darum lernt es, sich selbst überlassen, nicht das mindeste und verlernt auch nichts; wie vor Jahrtausenden verfertigt die Biene auch heute noch ihre kunstreiche Zelle, und die Spinne ihr luftiges Netz, die Vögel ihre Nester und der Biber seine Hütte; da ist keine Abwechslung, keine Veränderung, kein Fort- und kein Rückschritt bemerkbar. Anders aber verhält es sich mit dem Menschen; der ändert Tag für Tag seine Lebensweise. Je nach Umständen nimmt er vorlieb mit spärlichem Mahle, oder schwelgt an üppiger Tafel, hüllt sich in ein Gewand von Linnen, oder kleidet sich in Purpur und Seide, wohnt heute in Zelten, morgen in Palästen. Der Mensch entwirft Pläne und führt sie aus; er macht Fortschritte in den Künsten und setzt die Welt durch seine Erfindungen in Staunen. Der Mensch vermag sich in Gedanken über alle sichtbaren Dinge hinaus zum Übersinnlichen, zu Recht, Tugend und Pflicht, ja zu Gott selbst zu erschwingen und um Gottes willen alles Irdische, die sichtbare Welt mit all ihrer Pracht zu verschmähen. Wenn wir nun in der ganzen Körperwelt keine Spur von Gedanken und Freiheit entdecken, der Mensch aber allenthalben als denkendes und freihandelndes Wesen uns entgegentritt, ist es nicht ungereimt zu sagen, daß nichts Unkörperliches dem Menschen inne wohne, das denkt und frei sich entschließt? Ist es nicht Thorheit zu leugnen, daß der Mensch, und er allein in der sichtbaren Schöpfung eine Seele besitzt, die da Geist ist, d. h. Verstand und freien Willen hat?

3) Es ist auch höchst verderblich und trostlos. Wer dem Grundsatze huldigt: „Ich habe keine Seele, folglich ist mit dem Tode alles aus," der ist zu allem Bösen fähig und entbehrt im Unglücke, insbesondere aber in der Todesstunde jeglichen Trostes. Warum dürfte auch ein solcher Mensch im Glück und Wohlstande nicht allen seinen Lüsten frönen, warum sich nicht allen Ausschweifungen überlassen? Warum sollte er in Armut und drückender Not seine Hand nicht ausstrecken nach fremdem Gut, warum den Neid und Haß gegen die Reichen und Glücklichen unterdrücken? Warum sollte er anstehen, Verbrechen auf Verbrechen zu häufen, wenn es darauf ankommt, seine verkehrten Neigungen

zu befriedigen? Mag Gott Selbstbeherrschung zur Pflicht machen, mag die Tugend an sich liebenswürdig, das Laster hassenswert sein; das kümmert ihn wenig. Sein Wahlspruch, der Kern seiner Lebensweisheit wird sein: genieße, so viel du magst, doch so, daß du lange genießen kannst. Thue, was dir beliebt, aber hüte dich vor den Häschern: das ist sein höchstes Gesetz, der Arm der menschlichen Gerechtigkeit seine einzige Furcht, demselben zu entgehen, sich ihm zu widersetzen, oder mit Gewalt zu entwinden, sein angelegentlichstes Bestreben. Im frechen Aufstand und Kampf gegen jegliche Obrigkeit wird er seinen Heldenmut erproben gleich dem angeschossenen Eber, welcher wütend auf den Jäger losstürzt, der ihn getroffen. Was würde aber aus einem Staate, aus der menschlichen Gesellschaft werden, wenn sie viele dergleichen Mitglieder zählte? Wollt ihr es wissen? — Eine Rotte reißender Tiere. Und was würde aus der Welt werden? Eine ungeheure Mördergrube. Denn Vater- und Gattenmord, Verrat am Vaterland, Abfall vom Glauben und von Gott sind so schrecklich nicht, daß derjenige davor zurückbebte, der da annimmt, mit dem Tode habe alles ein Ende. Wenn diese Verbrechen ihm Genuß, Reichtum und Ehre verschaffen, wenn sie ihm Freude machen und Feinde beseitigen; er wird sie ungesäumt begehen.

Wenn nun aber Gott solche Menschen durch Leiden und Krankheiten, oder die menschliche Gerechtigkeit durch Kerker und Bande für andere unschädlich macht; wie bitter ist dann ihr Los, wie verzweiflungsvoll ihre Lage! Einen grenzenlosen, unersättlichen Trieb zum Genusse im Herzen tragen und sich in die Unmöglichkeit versetzt sehen, demselben irgend jemals eine Befriedigung bieten zu können, das ist ein Vorgeschmack der Hölle; diesen Trieb durch die Einbildungskraft nähren und steigern, und dagegen nur Schmerz und drückende Not ausstehen müssen, das ist gleichsam die Hölle selbst. Daß solche Unglückliche sich nach Vernichtung sehnen, ist begreiflich; daß viele durch Selbstmord dieselbe herbei zu führen versuchen, lehrt die Erfahrung in unseren Tagen leider nur zu häufig.[75] Gesetzt aber auch, es gehe den Menschen, die da sagen: „Tot ist tot," alles nach Wunsch; gesetzt, es stehen ihnen alle Mittel und Wege zu Gebote, ihren Lüsten zu frönen; gesetzt, es gelinge ihnen, ihre Laster und Vergehen vor den Augen der Welt zu verbergen, dieselben vielleicht gar mit dem Schleier der Rechtschaffenheit und Tugend zu schmücken: sind sie darum wohl glücklich zu preisen? Muß nicht der Gedanke an die einstige, unabweisliche Vernichtung jeden ihrer Genüsse vergällen? Muß nicht, beim sichtlich herannahenden Augenblicke des Todes, ihr Seelenschmerz um so heftiger sein, je mehr Hoffnung auf Genuß

sie sich bei längerem Leben machen könnten? Wie werden solche Menschen auf dem Sterbelager sich winden und krümmen, mit welcher Angst und Anstrengung werden sie mit dem Tode ringen, der sie vernichten soll! Mit welch bitterm Schmerz werden sie scheiden von den irdischen Gütern . . . Ehren . . . Freuden . . . Freunden . . . von Gatten und Kindern, scheiden für immer, scheiden, um, wenn es wahr ist, was sie behaupten, dem Nichts, wenn es nicht wahr ist, der ewigen Verdammnis anheim zu fallen! Dieser Zweifel selbst, es möchte doch nicht wahr sein, was sie in gesunden Tagen so keck ausgesprochen haben, oder, was eben so häufig der Fall ist, die beim Schimmer der Sterbekerze wiederauflebende Überzeugung, daß es wirklich falsch ist, und daß sie folglich nur ein ewiges Leben der Qual zu erwarten haben, dieser Zweifel oder diese Überzeugung bringt solche Sterbende vollends der Verzweiflung nahe.[76] — Wie viel trostvoller hingegen ist der Tod derjenigen, die da glauben und überzeugt sind, daß sie eine Seele haben, welche ihren Körper überlebt, und die so leben, daß ihr Tod nur der Übergang in das bessere Vaterland, in die himmlische Heimat ist! Unerschrocken und freudig sehen sie ihrer Auflösung entgegen, trösten sich und die Zurückbleibenden mit der Hoffnung des Wiedersehens. Warum weinet ihr? sprechen sie zu den Teuern, die um ihr Sterbebett herum stehen, warum seid ihr untröstlich? Ich verlasse die Erde, dieses Jammerthal, um in das Reich ewiger Freude einzugehen, wo ich nicht aufhören werde, euch zu lieben und euer zu gedenken, bis auch für euch die letzte Stunde dieses Pilgerlebens schlägt, und der Geburtstag für die Ewigkeit anbricht. Alsdann werde ich euch entgegen eilen und nichts wird mehr imstande sein, uns von einander zu trennen.[77]

4) Es entehrt und entwürdigt den Menschen.

Was den Menschen zum Menschen und mithin, wie wir gesehen haben, zur Krone und zum Könige der Schöpfung macht, ist vorzüglich die Seele. Durch sie unterscheidet sich der Mensch vom Tiere, das gedankenlos und unfrei sein Leben hinbringt und mit dem Tode aufhört zu sein. Darum kann auch dem Menschen keine größere Beleidigung zugefügt, kein empfindlicherer Schimpf angethan werden, als wenn man ihn dem Tiere gleichstellt, ihm den Namen irgend eines derselben beilegt. Wer aber behauptet: „Wenn ich tot bin, so ist bei mir, wie beim Tiere, alles aus," der stellt sich selbst auf gleiche Linie mit dem Tiere, der beschimpft sich selbst so arg, als nur der gröbste, erbittertste Feind ihn zu beschimpfen vermöchte. Lassen sich auf einen solchen nicht die Worte der hl. Schrift anwenden: „Der Mensch, welcher in Ehren ist, bedenkt es nicht; er gleicht (nach eigenem Ausspruche) den

unvernünftigen Tieren und ist ihnen ähnlich"? (Ps. 48, 13.) [78] — Wie ganz anders, wie viel erhabener und ehrwürdiger erscheint nicht der Mensch im Lichte des christlichen Glaubens! Dieser heilige Glaube lehrt uns, in uns selber und in allen unsern Mitmenschen Ebenbilder Gottes, durch das kostbare Blut des Gottmenschen Erkaufte, Kinder Gottes und Erben des Himmelreiches erkennen, achten und lieben. Das ist der wahre Grund der christlichen Selbstachtung und der innigen, starkmütigen Nächstenliebe, die wir in den Heiligen und in den Nachfolgern derselben bewundern. [79] Ja nur im Lichte des Glaubens erscheint der Mensch in seiner wahren Größe.

Wie hat Gott den Menschen bei seiner Erschaffung ausgezeichnet?

„Er hat ihn nach seinem Ebenbilde erschaffen."

Die ganze Schöpfung ist zwar, wie bereits mehrmal bemerkt worden, ein herrlicher Wiederschein der göttlichen Vollkommenheiten: in jedem, auch dem geringsten und unscheinbarsten Geschöpfe spiegeln sich dieselben mehr oder minder ab. Wie könnte sonst der heil. Paulus sagen, daß wir hienieden Gott wie in einem Spiegel schauen, und daß die ewige Kraft und Gottheit in den erschaffenen Dingen erkennbar und sichtbar ist? Dennoch ist in der ganzen *sichtbaren* Schöpfung nur der Mensch Gottes *Ebenbild*. Darum heißt es in der hl. Schrift: „Gott schuf den ersten Menschen nach seinem Ebenbilde, nach dem Ebenbilde Gottes schuf er ihn." (1. Mos. 1, 27.) Und darin liegt eben die Auszeichnung des Menschen, sein unbestreitbarer Vorzug vor allen übrigen sichtbaren Geschöpfen. Weder der Mensch, noch die Engel dürfen aber *vollkommene* (wesentliche) Ebenbilder Gottes genannt werden. Ein solches Ebenbild ist nur das ewige Wort des Vaters, der eingeborne Sohn, von dem es daher auch in der ganzen hl. Schrift nirgends heißt, daß er *nach* dem Ebenbilde des Vaters gemacht, sondern, daß er das Ebenbild des Vaters ist. Der Ausdruck: „nach dem Ebenbilde Gottes" bedeutet also nicht eine allseitige Ähnlichkeit mit Gott, dem Urbilde, sondern bloß eine besondere Annäherung zu demselben, eine ganz vorzügliche, wenn gleich nicht vollkommene oder allseitige Ähnlichkeit mit ihm.

Es entsteht nun die Frage, ob der Mensch dem Leibe oder aber der Seele nach Gottes Ebenbild sei. Darauf antwortet der römische Katechismus (Tl. 1. A. 1. n. 22.) im Einklange mit den hl. Vätern: der Mensch ist das Ebenbild Gottes *der Seele nach*. Der Mensch trägt also das Siegel der Ebenbildlichkeit Gottes, nicht weil und insofern er Leib ist, sondern weil und insofern er Geist ist. — Zwar ist der Mensch auch seiner leiblichen Gestalt nach Gott ähnlicher, als irgend ein anderes körperliches Wesen.

Ist doch der menschliche Leib unstreitig das vorzüglichste Gebilde der sichtbaren Schöpfung. Und fürwahr, was in den übrigen körperlichen Dingen zerstreut vorkommt: Sein, Leben, Empfindung, das vereint er alles in sich in reicher Fülle und wundervoller Harmonie. Er neigt sich nicht zur Erde hin, wie das Tier, welches alles von der Erde erwartet; seine Stellung ist aufrecht, sein Antlitz zum Himmel gerichtet, seine ganze Haltung verrät den Herrn der Schöpfung. Das dem Menschen ausschließlich gegebene Vermögen, seine Gedanken und Empfindungen andern mitzuteilen, die Sprache, versüßt ihm das Leben und befähigt ihn, durch Trost und Ermunterung auch andere zu beglücken. Galenus, ein berühmter Arzt des Altertums, fand Stoff genug, von den Vorzügen des menschlichen Leibes ein ganzes Buch zu schreiben. Und obwohl Heide, wendet er sich an einer Stelle zu Gott mit den Worten: „O du, der du uns gebildet hast! indem ich den menschlichen Körper beschreibe, glaube ich eine Hymne zu deinem Ruhme zu singen. Ich ehre dich mehr, wenn ich die Schönheit deiner Werke aufdecke, als wenn ich die Tempel vom kostbarsten Weihrauch duften lasse." — Dieser hohen Vorzüge ungeachtet ist doch der Leib unvergleichlich geringer und niedriger, als die Seele. Er ist Staub und wird wieder zum Staube zurückkehren, von dem er genommen war; er ist aus und durch sich gänzlich unfähig, seinen Schöpfer zu erkennen. Sein wahrer und höchster Adel rührt von der Seele her, deren Wohnsitz er ist. Dieser Adel besteht darin, daß er dem unsterblichen Geiste als Werkzeug dient zur Betrachtung des Weltalls, zum Preise des Schöpfers, zur Verrichtung guter Werke, zur Vollstreckung heiliger Ratschläge und Entschlüsse, daß er der Kanal ist, durch welchen Gott der Seele die Gnadenströme der hl. Sakramente zuführt; daß er mittelst der Seele der lebendige Tempel Gottes ist, wie Paulus bezeugt mit den Worten: „Wisset ihr nicht, daß eure Glieder der Tempel des hl. Geistes sind?" (2. Kor. 6, 19.) Eben deshalb wird der Leib auch nicht immerdar im Grabe modern, sondern verklärt und herrlich auferstehen, um nie wieder zu sterben. Und in Hinsicht auf diesen höhern Adel, der dem Leibe durch Teilnahme an den Vorzügen und Bestrebungen der Seele zukommt, kann derselbe auch Gottes Ebenbild genannt werden.

So haltet denn euern Leib in Ehren, entheiligt denselben nicht durch die Sünde, damit an euch nicht die Drohung des Apostels in Erfüllung gehe: „Wenn jemand den Tempel Gottes (seinen eigenen Leib) entheiligt, so wird ihn Gott zu grunde richten." (1. Kor. 3, 17.) — Indessen bleibt es immer wahr, daß die Seele als das Ebenbild Gottes, als die geborne Herrscherin der Welt, als die unsterbliche Erbin des Himmelreiches weit mehr unsere Achtung, Liebe und Aufmerksamkeit verdient, als der Leib, der um ihretwillen geachtet, geliebt

und gepflegt werden soll. Wie könnten wir aber der Seele besser unsere Achtung und Liebe erweisen, wie könnten wir größere Sorge für ihr Wohl an den Tag legen, als dadurch, daß wir derselben zur Herrschaft über den Leib und seine Begierlichkeiten verhelfen? Diese Herrschaft ist ja gerade ihr Vorrecht, ihre Würde, ihre natürliche Bestimmung, ihre Vollkommenheit. O Mensch! ruft daher der hl. Basilius aus (Rede 1. v. Erschaff. d. Menschen), du bist zum Herrscher geboren, und du solltest der Knecht deiner verkehrten Neigungen, der Sklave der Sünde werden? Gott hat dir befohlen, allen Kreaturen vorzustehen, und du wirfst dieses erhabene Vorrecht so leichtfertig hinweg? Hast du nicht die Vernunft erhalten, damit du deine Begierlichkeit unterjochest? Wenn du die Lockungen der Sünde mit Füßen trittst, so bist du ein Herrscher, magst du auch in den Augen der Menschen ein Diener oder Sklave sein. — Wahrhaft thöricht sind daher diejenigen, welche dem sterblichen Leibe mehr Sorge und Pflege angedeihen lassen, als ihrer unsterblichen Seele, welche dieser sogar das höhere Leben rauben, um jenem wohl zu thun. Sehr treffend spricht von solchen Menschen der edle Lordkanzler Thomas Morus: „Die in diesem Pilgerleben sich der Üppigkeit und Wollust hingeben, gleichen dem Wanderer, der auf der Reise in seine Heimat, wo aller Freuden Genuß seiner harret, in irgend einer Herberge, aus Liebe zum Gastwirte, Stallknechtsdienste nehmen und im Stalle sein Leben enden will."

Bisher haben wir gesehen, daß der Mensch das Ebenbild Gottes ist. Es fragt sich nun ferner, was wohl dem Menschen zum göttlichen Ebenbilde mache. Hierauf ließe sich überhaupt die Antwort geben: Was den Menschen zum Ebenbilde Gottes macht, ist seine vorzügliche Ähnlichkeit mit Gott. Allein auch damit ist noch nicht alles bestimmt genug ausgesprochen; denn es entsteht weiter die Frage, worin diese vorzügliche Gottähnlichkeit bestehe, was der eigentliche Grund davon sei, kurz, wodurch der Mensch vorzugsweise vor allen Dingen der sichtbaren Schöpfung Gott ähnlich sei. Dieses ist der Sinn der folgenden Fragen.

Wodurch war der erste Mensch ein Ebenbild Gottes?

„Durch die natürlichen und übernatürlichen Gaben, die ihn Gott ähnlich machten."

Es verdient vorläufig bemerkt zu werden, daß der Katechismus nicht ohne Grund die Frage stellt: „Wodurch war der erste Mensch," und nicht, wodurch ist der Mensch überhaupt das Ebenbild Gottes? Denn nicht alle Züge der übernatürlichen Ebenbildlichkeit Gottes, von welchem demnächst die Rede ist, kommen wirklich, wie es später einleuchten wird, allen Menschen auf Erden zu; alle hingegen waren, als besonderes Gnadengeschenk, dem ersten Menschen verliehen worden.*

* Das eigentliche übernatürliche Ebenbild Gottes, das sich auch jetzt noch in jedem Gerechtfertigten vorfindet, besteht nur in der heiligmachenden Gnade. Die andern übernatürlichen Gaben, die dem ersten Menschen verliehen waren, sind insofern übernatürlich, als sie von der Natur des Menschen in keinerlei Weise beansprucht werden können; aber sie erheben den Menschen

Zum richtigen Verständnis der oben gegebenen Antwort ist allererst der Unterschied zwischen natürlichen und übernatürlichen Gaben wohl zu fassen. **Natürlich** sind hier jene göttlichen Gaben zu nennen, welche zur menschlichen Natur gehören, mithin alle, die uns Gott schon dadurch verlieh, daß er uns zu Menschen schuf. Dergleichen sind nicht nur die Hauptbestandteile der menschlichen Natur — Leib und Seele — sondern auch alle Eigenschaften, Kräfte und Anlagen, sowohl des Leibes als der Seele, die uns angeboren oder in der menschlichen Natur begründet sind. So die Einfachheit der Seele, die Auflösbarkeit des Körpers, die Fähigkeit zu denken, zu wollen, zu sprechen, zu sehen, zu hören, ferner die Anlage zur Wissenschaft, zu verschiedenen Künsten u. s. w. — **Übernatürlich** heißen hingegen jene göttlichen Gaben, welche wir nicht von Natur besitzen, die nicht aus derselben hervorgehen, oder in derselben ihren Grund haben, sondern die alles überragen, was wir von Natur aus haben oder beanspruchen können. Solche sind uns von Gott als ein ganz besonderes Gnadengeschenk erteilt, um uns zu einer höhern Gemeinschaft mit ihm, zu einem höhern Adel zu erheben, als unsere Natur erfordert, oder um uns mit Kräften und Tugenden auszustatten, die alle natürlichen Fähigkeiten übersteigen, wie dies in der Folge besser einleuchten wird.* Es versteht sich von selbst, daß Gott solche Gaben nach freiem Wohlgefallen und unter den ihm beliebigen Bedingungen dem Menschen mitteilen und wieder entziehen kann. Kann ja doch auch ein irdischer König einem seiner Unterthanen die Gnade erweisen, ihn in den Adelsstand zu erheben, ohne es ihm schuldig zu sein, und wofern der Geadelte die festgesetzten Bedingungen nicht erfüllt, den Adelsbrief wieder zurückfordern, ohne dessen Recht irgendwie zu verletzen.

Durch die natürlichen Gaben wird der Mensch das **natürliche**, durch die übernatürlichen hingegen das **übernatürliche** Ebenbild Gottes. Mehrere Schriftausleger wollen diesen Unterschied in den Worten der Schrift sehen: „Lasset uns den Menschen machen nach unserm Ebenbilde und Gleichnisse," indem sie das Wort „nach unserm Ebenbilde" auf die natürliche, das Wort „Gleichnis" hingegen auf die übernatürliche Gottebenbildlichkeit beziehen.

---

nicht, wie die heiligmachende Gnade, in eine ganz neue, höhere, übernatürliche Ordnung und begründen also auch nicht das eigentliche übernatürliche Ebenbild Gottes. Dieselben werden von den Theologen dona praeternaturalia (außernatürliche Gaben) genannt. (Siehe Deharbe's kürzeres Handbuch, 3. Aufl. 1886. S. 136. Anm. 1.)

* Der Lehre des hl. **Thomas** gemäß ließe sich der Unterschied zwischen natürlich und übernatürlich in kurzen Worten so ausdrücken: „Natürlich ist, was zur menschlichen Natur als solcher gehört; übernatürlich, was derselben als Gnadengeschenk beigegeben ist." (Contra gentes L. 4. c. 52.)

Worin bestehen die natürlichen Gaben, welche den Menschen Gott ähnlich machen?

„Sie bestehen darin, daß die menschliche Seele ein unsterblicher, mit Vernunft und freiem Willen begabter Geist ist.“

Gott ist Geist, auch der Mensch ist (der Seele nach) Geist, und hierin liegt gerade die den Menschen vor allen übrigen sichtbaren Dingen auszeichnende Ähnlichkeit mit Gott, die Ebenbildlichkeit Gottes. Der Geist allein ist Gottes Ebenbild, weil in ihm allein das geistige Leben Gottes, sein ewiges Erkennen und Wollen sich abspiegelt. — Die natürliche Beschaffenheit des menschlichen Geistes, seine Eigentümlichkeit besteht aber darin, daß er 1) mit Vernunft und 2) mit freiem Willen begabt, und 3) nicht wie der Körper sterblich ist; folglich besteht auch in diesen drei Eigenschaften oder Gaben der Seele, in der Vernünftigkeit nämlich, in der Willensfreiheit und Unsterblichkeit, die natürliche Gottebenbildlichkeit des Menschen.

1) Die Seele ist mit Vernunft begabt. Die Vernunft ist das Vermögen, das Wahre in den Geschöpfen, und Gott selbst, die höchste Wahrheit, das Urbild und den Urquell alles Wahren, zu erkennen. Dieselbe ist auch das Vermögen, das Gute zu erkennen und vom Bösen zu unterscheiden. Denn auch das Gute ist Wahrheit, insofern es mit der göttlichen Güte übereinstimmt, gleichsam der wahre, unverfälschte Ausdruck derselben ist. Das Böse hingegen ist aus dem entgegengesetzten Grunde Unwahrheit, ist Lüge, weil dadurch das Ebenbild dem Urbilde, der Mensch Gott unähnlich wird. Durch dieses unschätzbare Vermögen, das Wahre und Gute zu erkennen, sowie durch die Erkenntnis des Wahren und Guten selbst, ist der Mensch dem allweisen Gott, der alles, was wahr und gut ist, erkennt, in vorzüglicher Weise ähnlich.

2) Die Seele ist ferner mit freiem Willen begabt. Der freie Wille ist das Vermögen, das erkannte Wahre und Gute zu lieben, und letzteres ohne innere Notwendigkeit (d. h. ohne unwiderstehlichen Naturtrieb) und ohne äußern Zwang, somit nach freier Wahl zu vollführen. Die hl. Schrift selbst bezeugt, daß Gott dem Menschen dieses Vermögen, die Quelle alles Verdienstes, bei der Schöpfung mitgegeben habe. „Gott hat von Anfang den Menschen geschaffen und ihm die freie Wahl gelassen . . . Der Mensch hat vor sich Leben und Tod (Gutes und Böses); was er will, wird ihm gegeben werden.“ (Sir. 15, 14—18.) Auch diese Gabe des Schöpfers, die Freiheit des Willens, macht den Menschen Gott in vorzüglichem Grade ähnlich. Denn auch Gott ist in allen seinen Werken nach außen (z. B. in der Erschaffung und Erlösung der Welt u. dgl.) vollkommen frei, d. h. unabhängig von jeglichem

Zwang und jeglicher Notwendigkeit. Und durch die rechte Verwendung dieser Gabe, durch den guten Gebrauch der Freiheit, wird der Mensch ein getreues Ebenbild des frei wirkenden Gottes.

Aus der Vernünftigkeit und Willensfreiheit des Menschen folgt von selbst ein neuer Zug der Ähnlichkeit mit Gott, nämlich die Herrschaft des Geistes über die ganze sichtbare Welt. Denn mit der Vernunft erkennt der Mensch die höheren Zwecke der geschaffenen Dinge, und da er mit Freiheit ausgestattet ist, steht es in seiner Macht, die Geschöpfe zum Lobe und Dienste Gottes, seines höchsten Herrn, zu verwenden, und so alle, mittelbar oder unmittelbar zur Erreichung seines erhabenen Endzieles zu benutzen. Auf diese Weise unterwirft sich der menschliche Geist die ganze Sinnenwelt, um sich selber und alles Gott, dem Herrn der Schöpfung, zu unterwerfen. In dieser Herrschaft aber liegt, wie bereits angedeutet, eine neue sprechende Ähnlichkeit mit Gott, dem Könige der Welt, da durch sie der Mensch sein lebendiges Abbild, sein Statthalter im sichtbaren Weltall wird.

3) Die Seele des Menschen ist unsterblich. Mag auch der Körper durch den Tod von der Seele getrennt, zu Moder und Asche werden, die Seele wird fortleben, weil sie als einfaches, geistiges Wesen keine Teile hat, in die sie aufgelöst werden könnte. Sie ist jedoch nicht unsterblich wie Gott, da dieser vermöge seiner Allmacht dieselbe vernichten könnte, wenn es ihm so gefiele. Allein Gott will die Seele nicht vernichten, er will, daß sie ewig fortlebe. Das verbürgt uns die Offenbarung, das leuchtet selbst unserer Vernunft ein. — Der göttlichen Offenbarung gemäß „hat Gott den Menschen unsterblich erschaffen.“ (Weish. 3, 23.) Erst durch die Sünde kam der Tod in die Welt, infolge dessen der Leib zur Erde, „die Seele aber zu Gott zurückkehrt.“ (Pred. 12, 7.) „Es scheinen die Gerechten in den Augen der Thoren zu sterben; aber sie sind im Frieden. Ihre Hoffnung ist voll von Unsterblichkeit.“ (Weish. 3, 1—4.) Nach dem Ausspruche des göttlichen Lehrers Jesus Christus selbst ist der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs „kein Gott der Toten, sondern der Lebendigen.“ (Matth. 22, 32.) Man bemerke wohl, daß Jesus durch diese Worte die Sadducäer zu widerlegen beabsichtigte, die da behaupteten, es gäbe kein jenseitiges Leben. Auch an einer andern Stelle spricht sich Jesus hierüber auf die unzweideutigste Weise aus. „Diese“ (die Bösen), sagt er, „werden in die ewige Pein gehen, die Gerechten aber in das ewige Leben.“ (Matth. 25, 46.) Weitere Schriftstellen anzuführen, ist um so weniger nötig, da die Lehre von der Unsterblichkeit eine Grundlehre des Christentums ist, ohne welche die gesamte göttliche Offenbarung keinen Sinn hat, indem die Offenbarung durchweg den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele voraussetzt.

Übrigens vermag der Mensch auch durch das Licht der Vernunft zur Einsicht zu gelangen, daß die Seele unsterblich ist, d. h. vonseiten Gottes die Vernichtung keineswegs zu befürchten hat. Durch eigene und fremde Erfahrung wissen wir, daß jedem Menschenherzen der unaustilgbare Drang nach endloser Seligkeit innewohnt, ein Drang, den kein irdischer Besitz, kein zeitlicher Genuß befriedigen kann. Die Vernunft sagt uns ferner, daß dieser allen angeborne Trieb nur vom Schöpfer und Bildner aller Herzen, von Gott, kommen kann, und daß uns der weise, gütige und heilige Gott dieses Verlangen nicht ins Herz gelegt hat, um uns mit leeren Hoffnungen zu täuschen, um uns fort und fort zu quälen und in einen Zustand der schmerzlichsten Entbehrung zu versetzen, während das Tier in der Sinnenwelt alles vorfindet, was es verlangt. Darum vertröstet uns dieselbe auch auf ein jenseitiges Leben, auf einen Zustand ewiger, unbegrenzter Glückseligkeit nach dem Tode. — Ferner nötigt uns gewissermaßen die vernünftige Natur, als unbezweifelt anzunehmen und festzuhalten, daß Gott die Tugend nach Verdienst belohne, das Laster aber bestrafe. Wenn wir uns aber in der Welt umsehen, so bemerken wir nicht selten, daß die Tugend Armut und Not leidet, während das Laster Überfluß an allem hat; daß die Tugend verachtet, verschmäht und verhöhnt wird, während man dem Laster Achtung, Lob und Huldigung zollt; daß die Tugend in Fesseln liegt, während das Laster stolz das Haupt erhebt; daß die Tugend unter den Schlägen des Lasters seufzt, ja selbst darunter erliegt. Ist das nicht, um an dem Walten eines heiligen und gerechten Gottes irre zu werden? Die Vernunft hindert uns daran, indem sie uns vernehmbar genug zuruft: Es giebt eine Ewigkeit, und diese Ewigkeit hat der unendlich heilige und gerechte Gott sich vorbehalten, um die während des kurzen Erdenlebens verkannte, verfolgte, mißhandelte Tugend zu rechtfertigen und zu krönen, das heuchlerische, triumphierende Laster aber zu entlarven und zu bestrafen; es giebt ein ewiges Leben, um das Gleichgewicht zwischen den Werken und der Vergeltung, das in der zeitlichen Weltordnung sehr oft gestört wird, auf die glänzendste Weise wieder herzustellen.

Nein, mit dem Tode ist nicht alles aus. Gegen diese gottlose Behauptung erheben sich einstimmig die Völker aller Zeiten und Weltgegenden; denn bei allen findet sich der Glaube und die Hoffnung des Fortlebens nach dem Tode. Und in der That, ist dieser Glaube eitler Wahn, so muß das ganze Menschengeschlecht sich verabredet haben, um eine und dieselbe Thorheit zu glauben und zu behaupten. Die verschiedenen Ceremonien und Gebräuche bei den Begräbnissen, die Totenopfer, die namentlich bei den

zahlreichen Völkern Chinas an Abgötterei grenzende Ahnenverehrung, die Lehre der Philosophen [80] und die begeisterten Gesänge der ältesten Dichter bezeugen sattsam, wie tief der Glaube an die Unsterblichkeit in den Herzen der Menschen wurzelt. Die meisten alten Völker weisen den Schatten (Seelen) der Verstorbenen eigne Wohnplätze an, so z. B. die Griechen und Römer den Gerechten das Elysium, den Bösen den Hades oder Tartarus. Die alten Deutschen versetzten ihre im Kampfe gefallenen Helden in Walhalla; ein lichtheller Ort (Gimle) war bei ihnen der Wohnsitz der Tugendhaften, Nastrand hieß der Strafort der Bösen. Von diesem heißt es in der Edda (Religionsbuch der Skandinavier): Es ist dort ein großes abscheuliches Gebäude, dessen Thüren nach Norden sehen. Es ist mit Schlangen bedeckt, deren Köpfe nach innen gewandt sind und Gift ausspeien, so daß Giftströme den Boden überspülen, worin Meineidige und Meuchelmörder waten. Dort wohnt die alte neidische Schlange (Nidhöggr), die beständig die Wurzel des Weltbaumes benagt und in fortwährender Feindschaft steht mit dem Geiste Gottes.

Die Seele des Menschen ist also unsterblich. Gott lehrt es, die Vernunft erkennt es, die Stimme der Völker spricht es in tausendfacher Weise aus. — Durch diesen hohen Vorzug der Unsterblichkeit erscheint die Seele Gott ähnlich, indem sich in ihrer endlosen Fortdauer seine Ewigkeit abspiegelt.

Die hl. Väter und Gottesgelehrten überhaupt erblicken ferner in der Seele des Menschen ein Abbild, einen herrlichen Wiederschein der unerschaffenen Dreieinigkeit. Wie wir nämlich in der Gottheit drei Personen unterscheiden, so unterscheiden wir auch in unserer Seele erstens das Sein, zweitens das Erkennen, drittens das Wollen; denn wir sind, wir erkennen und wollen. Das Sein ist nicht das Erkennen, und das Erkennen ist nicht das Wollen. Davon überzeugt uns das innerste Gefühl, die innerste Wahrnehmung, so oft wir etwas erkennen oder wollen. Wir ersehen dies auch aus dem Umstande, daß während des Schlafes die Seele nicht aufhört zu sein, wiewohl sie dann weder erkennt, noch will; ferner daraus, daß wir manches erkennen, ohne es zugleich zu wollen. Wie nun das Sein der Seele nicht ihr Erkennen, und ihr Erkennen nicht ihr Wollen ist, so unterscheiden wir auch ihr Sein von dem Verstande, womit sie erkennt, und den Verstand von dem Willen, womit sie etwas will. Dreierlei läßt sich also in der Seele unterscheiden: Sein, Verstand und Wille. Dennoch ist die Seele ein einfaches, geistiges Wesen ohne Teile, ohne Spur von Zusammensetzung. Wie in der Gottheit drei verschiedene Personen nicht drei Teile oder drei verschiedene Wesen, sondern nur ein und derselbe Gott, die eine unteilbare und ungeteilte göttliche Wesenheit sind; so sind auch in unserer geistigen Natur Sein, Verstand und Wille nicht drei Teile, auch nicht drei Wesen, sondern eine und dieselbe Seele, eine und dieselbe unteilbare und ungeteilte geistige Wesenheit. Wie ferner aus dem Vater, als Urgrund, der

Sohn erzeugt wird, welcher das wesenhafte Bild, die vollkommene Erkenntnis des Vaters ist, und aus dem Vater und dem Sohne der hl. Geist ausgeht, welcher die wechselseitige Liebe beider ist; so geht auch in unserer Seele aus dem Sein das Erkennen, und aus beiden das Wollen oder Lieben hervor; da wir nur dasjenige wollen oder lieben, was da ist, und was wir erkennen. Und wie die unendliche Glückseligkeit des dreieinigen Gottes darin besteht, daß er ewig ist, sich selbst vollkommen erkennend und liebend; so besteht auch unsere höchste Glückseligkeit darin, daß unsere unsterbliche Seele Gott ewig erkennt und liebt. In solcher Weise stellt unsere erschaffene Seele ein getreues Bild der unerschaffenen Dreieinigkeit dar.* — Dieses geschöpfliche Abbild bleibt indessen unendlich weit hinter dem göttlichen Urbild zurück. Denn wiewohl wir das Sein, das Vermögen zu erkennen, und das Vermögen zu wollen in der einen Seele von einander unterscheiden, so sind es doch nicht drei verschiedene Personen. Zudem hat unser Sein einen Anfang genommen, unser jetziges Erkennen und Wollen ist beschränkt, mangelhaft, veränderlich, entsteht und hört wieder auf, während in Gott nichts von allem dem stattfindet, da in ihm Sein, Erkennen und Wollen dieselbe ewige, unendlich vollkommene, weil göttliche Wesenheit ist.

Worin bestanden die übernatürlichen Gaben des ersten Menschen?

„Hauptsächlich darin, 1) daß der erste Mensch die heiligmachende Gnade und mit ihr die Kindschaft Gottes und das Erbrecht zum Himmelreich besaß; 2) daß sein Verstand mit großer Erkenntnis begabt und sein Wille nie von böser Lust versucht war; 3) daß er keinen Mühseligkeiten und Schmerzen, auch nicht dem Tode unterworfen war."

Zur Erläuterung dieser Antwort diene vorläufig nachstehendes Gleichnis. Ein überaus reicher und wohlthätiger Fürst fand eines

---

* Die angeführte Zerlegung der einen einfachen Seele in Sein, Erkennen und Wollen findet sich in den Bekenntnissen des hl. Kirchenlehrers Augustin (Buch 13. Kap. 11). Dem Katecheten steht es jedoch frei, auf diese oder auf eine andere Weise die Ebenbildlichkeit der Seele mit der hl. Dreieinigkeit zu erklären, und dieses um so mehr, da nicht nur die verschiedenen, sondern öfters auch dieselben Väter und Theologen unterschiedliche Erklärungsweisen angeben. Sehr treffend und scharfsinnig, aber für Ungebildete minder faßlich, ist jene, die der hl. Thomas in seinem Werke wider die Heiden (4. Buch, 22. Kap.) angiebt. Der englische Lehrer findet daselbst die Ebenbildlichkeit des menschlichen Geistes mit der göttlichen Dreieinigkeit namentlich im Akte des Sichselbsterkennens und des notwendig daraus hervorgehenden Sichselbstliebens. Denn in diesem Akte ist der Geist als erkennend ähnlich dem Vater, der Geist als erkannt (als inneres Wort oder Gedanke) ähnlich dem Sohne, der Geist als geliebt (als die aus dem Erkennen hervorgehende Liebe) ähnlich dem hl. Geiste. Diese Ebenbildlichkeit der Seele mit der heil. Dreifaltigkeit ist in Bossuets Erhebungen über die Geheimnisse (4—6.) mit genialer Meisterschaft entwickelt. Die für Kinder faßlichste Weise der Erklärung dürfte wohl die schon früher (Seite 230.) angedeutete sein, die von den drei verschiedenen Seelenvermögen: Gedächtnis, Verstand und Willen hergenommen wird.

Tages vor der Pforte seines Palastes ein armes, hilfloses Kind. Es war das Kind eines Tagelöhners. Die dürftige Mutter hatte es dorthin gelegt in der Hoffnung, der gnädige Herr werde sich des armen Geschöpfes erbarmen, es ernähren und erziehen. Was wird nun der edle Fürst thun? Vielleicht wird er sich des verlassenen Kindes annehmen, es dem Stande eines Tagelöhners gemäß ernähren und erziehen lassen, und wenn es erwachsen ist, etwa zu ihm sagen: „Nun bist du groß gezogen und kräftig; sorge fortan selbst für dein Auskommen; arbeite, wie es sich für Leute deines Standes ziemt. Bist du fleißig und rechtschaffen, so werde ich auch ferner deiner eingedenk sein und es dir niemals am Nötigen gebrechen lassen, es soll dir stets wohlergehen." Thäte der Fürst dem Findling gegenüber weiter nichts, so wäre dieses schon eine sehr große Wohlthat. — Allein der Fürst erweist sich unvergleichlich freigebiger und großmütiger. Aus ganz besonderer Huld und Gnade entschließt er sich, den Sohn des armen Taglöhners an Kindesstatt anzunehmen. Der Findling soll das ausgezeichnete Glück haben, teil zu nehmen an der Pracht und Herrlichkeit des eingebornen königlichen Prinzen. In dieser Absicht erhebt er das Kind in den Adelsstand, legt ihm ein königliches Kleid an, giebt ihm Hofleute zur Bedienung, läßt ihm eine fürstliche Erziehung geben und verordnet, daß es dereinst mit seinem Sohne Erbe des Reiches werden soll.

Die Anwendung dieses Gleichnisses ist sehr leicht. Bevor Gott den Menschen ins Dasein rief, war derselbe unvergleichlich geringer, als das ärmste und hilfloseste Kind; er war nichts. Die Hand des Schöpfers zog ihn aus dem Nichts hervor, machte ihn zum Ebenbilde Gottes, indem er ihm Vernunft und freien Willen verlieh, und stattete ihn aus mit verschiedenen Kräften und Anlagen des Leibes und der Seele. Infolge dessen hätte der Schöpfer zu seinem Geschöpfe, Gott zum Menschen gleichsam sagen können: „Sieh Mensch! ich habe dich aus dem Nichts ins Dasein gerufen, habe dich am reichlichsten bedacht aus allen Geschöpfen der sichtbaren Welt. Mache nun einen guten Gebrauch von den Gaben meiner Freigebigkeit, von deinem Verstande, von deinem Willen, von deinem Gedächtnisse, von deinen Sinnen, von allen Kräften deiner Seele und deines Leibes. Mein Beistand wird dir nimmer fehlen. Sieh! Tausende von Geschöpfen stehen dir zu gebote, damit du sie zu deinem Nutzen und meinem Dienste verwendest. Folgest du hierin dem Lichte der Vernunft, hörest du auf die Stimme des Gewissens, thust du, was recht ist in meinen Augen, so wirst du im zeitlichen Leben zufrieden und glücklich sein; auch nach dem Tode wirst du fortleben und einer so vollkommenen Glückseligkeit

genießen, daß dir nichts mehr zu wünschen übrig bleibt.“ Auf diese Weise hätte Gott sprechen, und dem Menschen eine den natürlichen Kräften und Bedürfnissen vollkommen entsprechende Seligkeit, d. h. eine natürliche Seligkeit, zum Ziele setzen und die Mittel dazu an die Hand geben können.* Das wäre unleugbar eine ausgezeichnete Wohlthat gewesen. Hat aber Gott nicht noch mehr gethan? Allerdings. Die Offenbarung, welche uns über die Absichten und unerforschlichen Ratschläge Gottes ganz allein sichern Aufschluß geben kann, lehrt uns, Gott habe in seiner unendlichen Güte und Erbarmung den Menschen nicht bloß zu einer dessen natürlichen Fähigkeiten entsprechenden, sondern zu einer weit über dieselben hinausliegenden, übernatürlichen Seligkeit bestimmt. Der Mensch sollte dereinst „Gott sehen, wie er ist“ (1. Joh. 3, 2.); er sollte ihn nicht nur im Spiegel der Geschöpfe, sondern „von Angesicht zu Angesicht (d. h. in seiner unendlichen Wesenheit) schauen.“ (1. Kor. 13, 12.) Durch diese unmittelbare Anschauung und die daraus entspringende Liebe Gottes sollte der Mensch teilhaftig werden jener Seligkeit, deren Gott selber genießt, indem derselbe sein eigenes göttliches Wesen anschaut und unendlich liebt. Damit aber Adam zu diesem übernatürlichen Ziele sich vorbereiten und dazu gelangen könnte, verlieh Gott demselben verschiedene übernatürliche Gaben, die es ihm möglich, ja leicht machen sollten, dasselbe zu erreichen.

1) Er gab ihm die heiligmachende Gnade. Dadurch wurde der Mensch in den göttlichen Adelsstand, zur Gemeinschaft mit der göttlichen Natur (2. Petr. 1. 4.), ja der Bestimmung nach zum Range der Himmelsfürsten erhoben, da er dieselbe empfing, um einst im Himmel mit den Scharen der Engel in seliger Wonne Gott anzuschauen. Diese Gnade wird heiligmachend genannt, weil sie nicht wie der irdische Adel sich darauf beschränkt, Titel und Würde oder äußere Rechte und Vorzüge zu

---

* Daß Gott den Menschen im eben bezeichneten reinen Naturzustande erschaffen konnte, geht offenbar aus dem vom römischen Stuhle verworfenen 55. Lehrsatze des Bajus hervor, der so lautet: „Gott hätte von Anfang den Menschen nicht so erschaffen können, wie er jetzt geboren wird.“ Jetzt kommt der Mensch mit natürlichen Fähigkeiten ausgestattet, aber wie die Folge zeigen wird, durch die Sünde Adams der ursprünglichen übernatürlichen Gaben entblößt, zur Welt. In solchem bloß natürlichen Zustande, ohne allen Schmuck übernatürlicher Vorzüge hätte demnach Gott, wofern es ihm gefiele, auch den ersten Menschen und in gleicher Weise das ganze Geschlecht erschaffen können. In diesem Fall aber wäre der Mangel der übernatürlichen Gaben für den Menschen weder Sünde, noch Strafe, noch auch ein Hindernis gewesen, das ihm von Gott gegebene Gesetz zu beobachten und das ihm vorgesteckte Ziel, die natürliche Glückseligkeit, zu erreichen.

verleihen, ohne den Menschen tugendhafter zu machen, sondern die Seele wirklich adelt durch innere Heiligkeit und Gerechtigkeit. Denn ohne die heiligmachende Gnade kann der Mensch nicht heilig sein, mit derselben aber werden ihm alle Tugenden eingegossen, die ihn Gott wohlgefällig und ihm, dem unendlich Heiligen und Gerechten, ähnlich machen. Wenn es demnach heißt, der erste Mensch sei anfangs heilig und gerecht gewesen, so wird damit nicht bloß gesagt, daß er frei von aller Sünde aus der Hand des Schöpfers hervor ging, sondern daß er zudem mit göttlichen Gnaden und Tugenden geschmückt, sonach ein Gegenstand des göttlichen Wohlgefallens und vermöge seiner Heiligkeit ein übernatürliches Ebenbild Gottes war. — Daß Adam vor seinem Falle diese Heiligkeit und Gerechtigkeit wirklich besaß, ist ausdrückliche Glaubenslehre der Kirche (Konzil von Trient, Sitz. 5. Kan. 1.) und ergiebt sich gleicherweise aus den Worten des Predigers (7, 30.), „daß Gott den Menschen recht (d. h. gerecht) gemacht hat," sowie aus jenen des Apostels (Eph. 4, 23.): „Erneuert euch im Geiste eures Gemütes, und ziehet den neuen Menschen an, der nach Gott erschaffen ist in Gerechtigkeit und wahrhafter Heiligkeit."

Mit der heiligmachenden Gnade ist unzertrennlich verbunden die besondere, gnadenvolle, übernatürliche Kindschaft Gottes, die wohl zu unterscheiden ist von jener, welche allen Menschen zukommt, insofern durch die Erschaffung alle von Gott das natürliche Leben haben. Wer immer die heiligmachende Gnade besitzt, der hat das übernatürliche Leben, den Geist Gottes, „den Geist der Annahme an Kindesstatt" in sich, der ist somit ein Kind Gottes in einem weit höhern Sinne nach dem Ausspruche des Apostels: „Alle, die vom Geiste Gottes getrieben (belebt) werden, sind Kinder Gottes." (Röm. 8, 14. 15.) — Durch diese huldreiche Annahme an Kindesstatt war dem ersten Menschen zugleich das Recht und die Zusicherung gegeben worden, am väterlichen Erbe, am Himmelreiche, teil zu nehmen. Denn wer Kind ist, ist auch Erbe. So folgert der hl. Paulus (Röm. 8, 17.): „Wenn aber Kinder, auch Erben, nämlich Erben Gottes, Miterben Christi," oder mit andern Worten: Wenn wir Kinder Gottes sind, so sind wir auch Erben Gottes und Miterben Jesu Christi, welcher uns die verlorene Kindschaft und mit ihr das eingebüßte väterliche Erbe, das Himmelreich, welches wir dereinst besitzen sollen, wieder erworben hat.

2) Gott begabte den Verstand des ersten Menschen mit großer Erkenntnis. Darauf hin deutet schon der Bericht der hl. Schrift (1. Mos. 2, 20.), dem gemäß „Adam mit gehörigem Namen alles Vieh und alles Geflügel und alle Tiere der Erde nannte." Denn da der Name, damit er ein geeigneter

sei, die wesentlichen Eigenschaften des zu benennenden Dinges ausdrücken muß, so folgt daraus, daß der erste Mensch eine genaue Kenntnis von allem hatte, was Gott ihm zur Benennung vorführte. Adam schaute selbst in die Zukunft, wie dies erhellet aus den prophetischen Worten: „Der Mensch wird seinen Vater und seine Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen." (1. Mos. 2, 24.) Die große Erkenntnis des ersten Menschenpaares läßt sich nicht minder bestimmt entnehmen aus der Behauptung des weisen Sirach (17, 5. 6.), daß Gott dem ersten Menschen und seiner Gehilfin nicht nur Vernunft, Sprache und Sinne gab, sondern „sie auch mit weiser Lehre erfüllte, ihnen die Wissenschaft des Geistes mitteilte, auch das Gute und Böse zeigte." — Da unsere Stammeltern zu einem übernatürlichen Ziele bestimmt waren, so erstreckte sich ihre Erkenntnis nicht bloß auf die der Vernunft erreichbaren, sondern auch auf die übernatürlichen, d. h. außer dem Bereiche der Vernunft liegenden Wahrheiten. Auch mußten sie nicht, wie wir, durch äußere Wahrnehmungen und mühesames Nachdenken die sichtbaren Dinge und mittelst derselben Gott kennen lernen; sie erlangten, wie der hl. Thomas lehrt,* diese Erkenntnis allererst durch einen geheimnisvollen Verkehr mit dem Herrn der Wissenschaften, durch gnadenreiche innere Erleuchtungen und Belehrungen. Daraus ergiebt sich von selbst, daß ihr Verstand von falschen Begriffen, irrigen Urteilen und jeglicher Täuschung frei war. Wenn sie daher vom Satan, der sie von außen zu täuschen versuchte, wirklich hintergangen wurden, so geschah dieses nicht aus Mangel an innerm Lichte der Wahrheit, sondern aus freiwilligem Hochmute, aus vorsätzlicher Abwendung von Gott und Hinwendung zur Lüge. „Eva," sagt der hl. Augustin,** „würde den Worten der Schlange nicht geglaubt haben, hätte nicht Eigenliebe und ein gewisses hochmütiges Streben sie dazu verleitet." Die Täuschung, der sie sich hingaben, hatte mithin ihren Grund im Mißbrauche ihres freien Willens, keineswegs im Verstande, der vollkommen gut und recht war.

Ferner verlieh Gott dem ersten Menschen eine so vollkommene Herrschaft über die niedern sinnlichen Neigungen und Triebe, daß dieselben sich niemals wider ihre Gebieterin, die Vernunft, auflehnten, daß mithin sein Wille nie von böser Lust versucht war. Gegenwärtig entstehen im Menschen häufig, ohne daß er es will, ja bevor er es inne wird, Regungen des Zornes, des Hasses, der Rachgier und anderer Leidenschaften; es entstehen sinnliche Begierden und Empfindungen, über welche er erröten muß.

---

* Sum. 1. q. 94. — De verit. q. 18.
** De Genes. ad lit. L.11. n. 39.

Nichts dergleichen fand in Adam und Eva statt, sie kannten die Anfechtungen der Sinnlichkeit gar nicht. (1. Mos. 2, 25.) Nur von einem bösen, feindseligen Wesen, das außer ihm war, nur vom Satan konnte der Mensch nach göttlicher Zulassung zur Sünde angelockt oder versucht werden, wie denn auch der Gottmensch Jesus Christus von demselben versucht wurde. In seinem Innern gab es nichts Ungeregeltes, keine Spur von böser Lust oder widerspenstiger Begierlichkeit. Adams Wille war dem Willen seines Schöpfers und Herrn vollkommen unterworfen, und die sinnlichen Neigungen und Triebe, durch die Gnade in Schranken gehalten, gehorchten willig der Vernunft. So glich das Herz des ersten Menschen dem unbewölkten Sternenhimmel, wo die schönste, unverbrüchlichste Ordnung herrscht, einem blühenden Reiche, dessen Bewohner alle nur den einen Willen ihres gerechten Monarchen kennen und thun, dem seligen Wohnsitze der Engel, die mit Jubel jedem Winke ihres Herrn und Gottes folgen. So war der erste Mensch ein herrliches Ebenbild des unendlich heiligen Gottes selbst und führte als solches ein überaus unschuldiges, seliges, gottähnliches Leben.

3) Diese Glückseligkeit des ersten Menschen wollte Gott in seiner Freigebigkeit noch dadurch erhöhen, daß er den Tod und jegliche Mühseligkeit und jeglichen Schmerz von ihm ferne hielt. — Adam, der Liebling des Allerhöchsten, sein unschuldvolles Kind, sollte nicht einer endlichen Auflösung entgegengehen; er sollte nach einem wonnevollen Leben im irdischen Paradiese, ohne den Tod zu kosten, in das himmlische versetzt werden. Darum heißt es im Buche der Weisheit (2, 23.): „Gott hat den Menschen unsterblich erschaffen.“ Erst durch die Sünde kam der Tod in die Welt, und mit dem Tode alle die Mühseligkeiten, Krankheiten, Gebrechen und Schmerzen, die denselben allmählich herbeiführen oder begleiten, und überhaupt jegliches Übel und Ungemach, was die Freude und den Genuß des Lebens trübt, wie dieses in der Folge wird gezeigt werden. Den beneidenswerten Zustand des ersten Menschen im Paradiese, dem Garten der Wonne, schildert der hl. Augustin (Stadt Gottes, Bch. 14. Kap. 26.) eben so schön als anmutig. „Im Paradiese,“ sagt er, „lebte der Mensch wie er wollte, so lange sein Wille mit dem göttlichen übereinstimmte. Gut von dem Guten erschaffen, lebte er, indem er sich in Gott erfreute; er lebte ohne eigene Dürftigkeit, und es stand in seiner Gewalt, stets so zu leben. Es lag ihm Speise bereit, daß er nicht hungerte, Trank, daß er nicht durstete, der Baum des Lebens, daß ihn das Alter nicht abzehrte. Kein Verderbnis war in seinem Körper oder verursachte durch seinen

Körper seinem Sinne irgend welche Beschwerde. Von innen hatte er keine Krankheit und von außen kein Weh zu befürchten. Die höchste Gesundheit vielmehr blühte in seinem Körper; in seiner Seele war völlige Ruhe. Wie im Paradiese keine Hitze und keine Kälte, so war auch in dessen Bewohnern der gerechte Wille weder durch Begierde, noch durch Furcht verletzt. Weder Traurigkeit, noch ausschweifende Fröhlichkeit hatte dahin einen Zutritt; wahre und dauerhafte Freude floß aus der reichsten Quelle, aus Gott . . . Leib und Seele standen in einer wohlgeordneten, wechselseitigen Harmonie. Die Arbeit ermunterte, ohne Mattigkeit zu hinterlassen, und die Notwendigkeit des Schlafes drängte sich dem Menschen nie wider seinen Willen auf. Alles war leicht; Wonne und Vergnügen boten sich von allen Seiten dar." — Zum bessern Verständnisse des Folgenden ist hier noch zu bemerken, daß die bisher besprochenen übernatürlichen Gaben, vermöge deren der Mensch heilig und gerecht und Gott wohlgefällig war, auch gemeinhin die ursprüngliche Heiligkeit und Gerechtigkeit genannt werden.

Warum heißen die in der obigen Frage erwähnten Gaben übernatürliche Gaben?

„Sie heißen übernatürliche Gaben, weil sie nicht, wie die natürlichen, wesentliche Eigenschaften unserer Natur sind oder derselben gebühren, sondern ein außerordentliches Gnadengeschenk waren, welches Gott dem ersten Menschen auch versagen konnte, ohne dadurch seiner unendlichen Weisheit, Güte und Gerechtigkeit im mindesten zuwider zu handeln." (Sieh die Erklärung S. 301.)

Dieser Lehre widersprachen im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderte mehrere Theologen, indem sie, der Meinung Luthers folgend, behaupteten, die oben erwähnten Gaben, nämlich die heiligmachende Gnade, die vollkommene Herrschaft über die Sinnlichkeit, die Unsterblichkeit des Leibes und das Freisein von allen Leiden und Mühseligkeiten, seien nicht besondere Gnadengeschenke Gottes, sondern bloß natürliche, d. h. der menschlichen Natur gebührende Gaben gewesen. Verschiedene Päpste * verwarfen, auf Schrift und Erblehre gestützt, diese Irrlehre, und die gesamte Kirche trat dieser Verwerfung bei. — Daß die heiligmachende Gnade, die Kindschaft Gottes, das Erbrecht des Himmelreiches ein Geschenk göttlicher Güte war, leuchtet aus der vorigen Antwort deutlich genug ein. Das Wort „Gnade" selbst bezeichnet in den hl. Büchern sowohl, als

* Pius V., Gregor XIII., Urban VIII. in ihren Bullen gegen Michael Bajus; Clemens XI., Innozenz XIII. u. a. in den Bullen, in welchen sie die jansenistische Lehre des Quesnell verdammten, und Pius VI. in der Bulle, welche die jansenistische Synode von Pistoja verwarf.

auch in den Schriften der hl. Väter und Kirchenlehrer, durchweg eine Gabe freier Güte. — Von der vollkommenen Herrschaft des ersten Menschen über die Sinnlichkeit sagt der hl. Thomas: * „Es ist offenbar, daß jene Unterwerfung des Körpers unter den Geist und der untern Kräfte gegenüber der Vernunft keine natürliche war, sonst würde sie auch nach der Sünde geblieben sein, da auch in den gefallenen Engeln die natürlichen Gaben geblieben sind." Der Mensch, aus Leib und Seele bestehend, vereinigt naturgemäß in sich sinnliche und geistige Neigungen, die sich gegenseitig bekämpfen, indem die sinnlichen die Seele den Sinnengütern zuwenden, während die geistigen ihrerseits dahin streben, dieselbe davon loszureißen und zum höhern Übersinnlichen zu erheben. Darum schreibt der hl. Augustinus (Bch. 4 gegen Julian n. 82.) über den Text 1. Mos. 2, 25.: „Eine große Gnade Gottes war dort, wo der irdische, tierische Leib kein tierisches Gelüste hatte," d. h. wo die Sinnlichkeit nicht gegen die Vernunft ankämpfte, derselben in keiner Weise zuvorkam.** — Auch die Unsterblichkeit des Leibes und das Freisein von Mühseligkeiten, Krankheiten und Schmerzen war, wie der hl. Augustin sich ausdrückt, eine wunderbare göttliche Gnade. Da nämlich der Leib des Menschen dieselbe natürliche Beschaffenheit hat, wie der Körper der Tiere, so teilt er auch mit demselben die gleichen leiblichen Bedürfnisse der Speise, des Trankes, des Schlafes u. s. w., ferner das gleiche unabweisliche Los allmählicher Entkräftung und innerer Auflösung, oder aber von außen kommender Verstümmelung, Zerrüttung oder Tötung. Es ist auch klar, daß dieses alles, wie beim Tiere, mit Schmerzen und tausendfachem Weh verbunden ist.

---

* Sum. 1. q. 95. a. 1.

** Daß der unversehrte Zustand des ersten Menschen, in welchem keine Auflehnung der Sinnlichkeit gegen die Vernunft statt fand, keineswegs aus der notwendigen Beschaffenheit der menschlichen Natur hervorging, oder derselben wie immer gebührte, sondern ein freies Gnadengeschenk Gottes war, ist Lehre der katholischen Kirche. Dieselbe hat sich hierüber deutlich genug ausgesprochen, indem sie den folgenden Lehrsatz (26.) des Bajus verdammte: „Die Unversehrtheit, in welcher der erste Mensch geschaffen wurde, ist keine der menschlichen Natur nicht gebührende Erhebung, sondern ihr natürlicher Zustand gewesen." — Ist es aber wohl naturgemäß, fragt man, oder nicht vielmehr gegen alle Natur, daß nicht der vernünftige Geist, sondern das begierliche Fleisch, nicht die Vernunft, sondern die Sinnlichkeit im Menschen die Oberherrschaft behaupte? Allerdings ist es gegen alle Ordnung der Natur, daß das Höhere im Menschen dem Niedern, das Geistige dem Sinnlichen sich unterwerfe und von diesem zu unerlaubtem Begehren sich hinreißen lasse; aber es läuft keineswegs der menschlichen Natur zuwider, daß der Geist nur durch Kampf und Anstrengung die Herrschaft über die niedern Triebe bewahre und ausübe. Die Begierlichkeit selbst ist naturgemäß, doch nur insofern, als der Mensch die sinnliche Natur mit dem Tiere gemein hat; da aber der Geist das Höhere im Menschen ist, so ist es ganz naturgemäß, daß die Sinnlichkeit der Vernunft diene, in den von derselben angewiesenen Schranken verbleibe, und daß der freie Wille nie der sündhaften Neigung gehorche. Daß aber die Sinnlichkeit sich niemals gegen die Vernunft auflehne, ist eine Vollkommenheit, welche Gott dem Menschen in keiner Weise zu verleihen schuldig ist. Es genügt, daß er ihm stets Mittel an die Hand giebt, durch deren Gebrauch er die sinnlichen Triebe nach Vorschrift der Vernunft beherrschen oder den Sieg über dieselben erringen kann, wofern er nur will.

Hat Gott diese übernatürlichen Gaben dem ersten Menschen nur für seine Person erteilt?

„Nein, er hat sie ihm, als dem Haupte und Stammvater, auch für alle seine Nachkommen erteilt; darum sollten nicht nur die natürlichen, sondern auch die übernatürlichen Gaben auf das ganze Menschengeschlecht übergehen."

Adam, als der eine Stammvater aller Menschen, machte im Anfange das ganze Menschengeschlecht aus, gleichsam wie der Keim die Pflanze ausmacht, die sich später aus demselben entwickelt. „In Adam," sagt der heilige Augustin,* „waren wir alle ein Mensch." Was er demnach an Gnadengaben von Gott empfangen, das empfing in ihm und mit ihm das ganze Menschengeschlecht. In ihm hat nicht bloß der eine Mensch, sondern wie das zweite Konzil von Orange (Kan. 19) lehrt, die menschliche Natur das Heil (die Gnaden des Heils) empfangen." Dasselbe geht auch aus der Lehre des Kirchenrates von Trient hervor, der zufolge Adam „die von Gott empfangene Heiligkeit und Gerechtigkeit nicht allein für sich, sondern auch für uns (seine Nachkommen) verloren hat." Denn wie hätte Adam die ursprüngliche Heiligkeit und Gerechtigkeit für uns verlieren können, wenn er sie nicht auch für uns empfangen hätte? Da nun Gott in Adam, dem Haupte und Stammvater, die gesamte menschliche Natur mit den Gnaden des Heiles ausgestattet hatte, sollten auch von ihm mit dem natürlichen Leben zugleich das übernatürliche, nämlich das Gnadenleben und alle an dasselbe geknüpften Gaben und Vorzüge, auf alle seine Nachkommen, d. h. auf alle einzelnen Menschen bis zum Ende der Zeiten übergehen. Wir und alle Menschen sollten also zur Welt kommen als Kinder Gottes, heilig, gerecht, geadelt durch die heiligmachende Gnade, bereichert mit allen übernatürlichen Gütern und Gaben, von denen bisher die Rede war. So war es der Wille und die Anordnung Gottes. Im Augenblicke selbst, wo unsere mit den natürlichen Gaben der Vernunft, des freien Willens u. s. w. ausgestattete Seele mit dem von Adam abstammenden Leibe vereinigt wird, sollte ihr auch die ursprüngliche Gerechtigkeit und Heiligkeit zuteil werden, wofern unser Stammvater die Bedingung erfüllt hätte, an welche die Bewahrung besagter Gaben für ihn selbst, und die Übertragung derselben auf die Nachkommenschaft geknüpft war.**

* De peccat. meritis, lib. 3. cap. 7.
** S. *Thom.* de Malo q. 4. a. 1. et alibi.

2. Sündenfall der ersten Menschen.

Unter welcher Bedingung hat der erste Mensch dieses übernatürliche Gnadengeschenk für sich und seine Nachkommen empfangen?

„Unter der Bedingung, daß er das Gebot des Herrn, von der Frucht eines gewissen Baumes nicht zu essen, halten würde."

Es leuchtet von selbst ein, daß es dem Allerhöchsten freisteht, seine Gnadengaben zu spenden, wie, in welchem Maße und unter welcher Bedingung es ihm wohlgefällig ist. So teilen auch irdische Herrscher Wohlthaten aus, wem und so viele sie wollen, und unter den ihnen beliebigen Bedingungen. Als alleiniger Urheber der übernatürlichen, von seiten des Menschen ganz unverdienten Gaben, als unumschränkter Herr derselben, hat Gott sich in dieser Beziehung an keine Vorschrift zu halten; sein weiser, heiliger und gütiger Wille ist die einzige Richtschnur seiner Gnadenspendung. Obwohl nun der Allerhöchste dem Menschen durch Annahme an Kindesstatt auch das Erbrecht des Himmelreiches verliehen hatte, so gefiel es ihm doch, daß der Himmel für denselben nicht bloß ein Erbe, sondern auch eine Belohnung sei; daß er denselben durch freie Unterwerfung seines Willens unter den göttlichen Willen, durch Gehorsam verdienen sollte. Hat ja doch der Schöpfer dem Menschen den freien Willen eben dazu gegeben, daß derselbe einen guten Gebrauch davon mache, d. h. ihn dem göttlichen Willen unterwerfe und so die ewige Glückseligkeit zum Lohn erlange. Diese ebenso weise als gütige Anordnung gereicht dem Menschen zur Ehre und somit zur Erhöhung eben dieser Seligkeit, dem Allerhöchsten aber zur größern Verherrlichung; wie dies aus dem früher über die Gabe der Freiheit (S. 252 u. 253) Gesagten erhellt.[81] Damit nun der Mensch den schuldigen Gehorsam gegen Gott ausüben und durch die That beweisen könnte, gab ihm der Herr ein Gebot, das sowohl an sich, als auch in Ansehung der vorzüglichen Naturgaben und des Beistandes der Gnade sehr leicht zu halten war. Der Herr sprach zu Adam: „Von jedem Baum des Gartens magst du essen, aber von dem Baume der Erkenntnis des Guten und des Bösen sollst du nicht essen." (1. Mos. 2, 16. 17.) Die Beobachtung dieses Gebotes konnte Adam um so weniger schwer fallen, da die unbeschränkte Erlaubnis, von den Früchten aller übrigen Bäume zu essen, vorausging. War ja dadurch jedem Bedürfnisse von vornherein vorgebeugt. Selbst in der für den Fall der Übertretung beigefügten Drohung: „An welchem Tage du davon issest, wirst du des Todes sterben", liegt ein neuer Beweis, wie sehr

Gott, der allgütige Gesetzgeber, darauf bedacht war, die Gefahr der Übertretung mehr und mehr fern zu halten. Denn durch diese Androhung des zeitlichen und ewigen Todes bot er dem Menschen ein überaus kräftiges Mittel an die Hand, die Versuchung im Hinblick auf die schwere Strafe um so leichter zu überwinden.

Auf die fernere Frage, warum Gott dem ersten Menschen gerade dieses und kein anderes Verbot gab, als daß er von den Früchten des Baumes zur Erkenntnis des Guten und Bösen nicht essen sollte, antwortet der hl. Thomas.* Es war Adam verboten, von den Früchten dieses Baumes zu kosten, „nicht weil der Genuß derselben an und für sich sündhaft und böse war, sondern damit er wenigstens etwas Leichtes lediglich aus dem einen Beweggrunde beobachtete, weil es von Gott befohlen worden. Es war mithin dieser Genuß nur darum sündhaft, weil Gott denselben verboten hatte.“ — Den Grund, weshalb dieser Baum „der Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen“ hieß, giebt derselbe hl. Lehrer in folgenden Worten an: „Weil der erste Mensch, nachdem er von der verbotenen Frucht desselben gekostet, erfahren hat, welcher Unterschied da ist zwischen dem Glücke, Gott zu gehorchen, und zwischen dem Unglücke, dessen Gebot zu übertreten.“

Haben Adam und Eva das so leichte Gebot beobachtet?

„Nein; sie übertraten Gottes Gebot und aßen von der verbotenen Frucht.“

Da Satan den Menschen mit so herrlichen Vorzügen ausgestattet sah, ward er von grimmigem Haß und Neid gegen ihn erfüllt. (Weish. 2, 24.) Er haßte in ihm das Ebenbild Gottes und beneidete ihn um die Wonne und den seligen Frieden des Paradieses, und mehr noch um die ewige Seligkeit, die dereinst sein Anteil werden sollte. Darum beschloß er, sich den ersten Eltern zu nahen, um dieselben in den Abgrund des tiefsten Elendes zu stürzen, in welchen er selbst geraten war. Die von Natur schlaue und tückische Schlange war das Werkzeug, dessen er sich bediente, um zu denselben zu reden und sie zum Abfall von Gott, ihrem Schöpfer und Herrn, zu verführen; weshalb denn auch in der hl. Schrift der Satan die „alte Schlange“ genannt wird. Der Verführer wandte sich zunächst an Eva, das Weib, in der Hoffnung, sie leichter zum Falle zu bringen, als den Mann, da sie ihm, wie der hl. Thomas** bemerkt, an Weisheit oder höherer Erleuchtung nachstand. Der Mensch, vom Satan verführt, übertrat wirklich das göttliche Gebot. (Wie dieses geschah, ist aus der

* Compendium Theolog. c. 188.
** Compendium Theolog. c. 189.

biblischen Geschichte bekannt.)* — Diese Übertretung war allerdings eine schwere Sünde. Gott selber hatte gesprochen: „Vom Baume der Erkenntnis des Guten und Bösen sollst du nicht essen, denn an welchem Tage du davon issest, wirst du des Todes sterben." Der Teufel hingegen untergrub arglistig den Glauben an die göttliche Wahrhaftigkeit, wagte es sogar, den Allerhöchsten der Lüge zu beschuldigen, indem er sprach: „Keineswegs werdet ihr sterben." (1. Mos. 3, 4.) Er untergrub ferner das Vertrauen und die Liebe zu Gott, indem er Eva den frevelhaften Verdacht einflößte, als hätte Gott diese Drohung aus Mißgunst beigefügt, um sie von der Erlangung des höchsten Gutes, des Glückes „zu sein wie Gott" abzuhalten. „Gott weiß," sprach er, „daß, an welchem Tage ihr davon esset, eure Augen sich aufthun, und ihr wie Götter werdet, erkennend Gutes und Böses." (1. Mos. 3, 5.) Aus dieser Sprache hätte Eva, die doch mit hoher Erkenntnis Gottes begabt war, leicht abnehmen können, daß ein böses, gottfeindliches Wesen aus

* Es ist eine ziemlich allgemeine Ansicht der Schriftausleger, daß der Teufel nicht bloß die Gestalt einer Schlange annahm, sondern sich einer wirklichen Schlange als Werkzeug zur Vollführung seines Verführungsplanes bediente. Denn die hl. Schrift sagt ausdrücklich, daß die Schlange „listiger als alle Tiere der Erde" gewesen sei, und daß der Herr nach dem Sündenfall zu ihr sprach: „Auf deiner Brust sollst du gehen und Erde essen alle Tage deines Lebens" (1. Mos. 3, 1. 14.), was alles auf eine wahre, wirkliche Schlange, nicht auf ein Scheingebild hindeutet. — Der Teufel redete, nach der Bemerkung des hl. Augustin, aus der Schlange, wie er auch aus Besessenen zu reden pflegt. In diesen ahmt er zuweilen die Stimme der Tiere, in jener ahmte er die Stimme des Menschen nach. — Der Grund, warum Moses hier den Teufel nicht ausdrücklich als Verführer bezeichnet, sondern bloß von der Schlange Meldung thut, mag, wie Calmet bemerkt, wohl der sein, daß die Geschichte vom Sündenfall den Israeliten aus uralter Überlieferung bekannt war, (wie denn auch zur Stunde noch die Sage den heidnischen Völkern Kunde davon giebt) und daß dieselben sehr wohl wußten, es sei unter der Schlange der Satan zu verstehen. — In den Worten der heil. Schrift: „Die Schlange aber war listiger als alle Tiere der Erde, die Gott der Herr gemacht hatte," scheint eine Andeutung zu liegen, weshalb der Satan sich gerade der Schlange als eines Werkzeuges bediente. Der Verführer nämlich traf diese Wahl, weil er in der Schlange eine natürliche Beschaffenheit entdeckte, die mit seiner eigenen arglistigen Natur einige Ähnlichkeit hatte. Gott ließ es zu, damit der Mensch, welcher, wie die Eigenschaften der übrigen Tiere, so auch die List der Schlange kannte, dadurch zur Vorsicht und zum Mißtrauen aufgefordert würde (vergl. Augustin de Genes. ad lit. L. 11. c. 3.). — Der Umstand, daß Eva vor der Schlange weder Furcht noch Abscheu hatte, darf uns nicht befremden, zumal wenn wir bedenken, daß im Paradiese alle Tiere der Herrschaft des Menschen unterworfen waren, und daß die ersten Eltern diese Unterwürfigkeit der Tiere, mithin auch die Unschädlichkeit derselben wohl kannten. Darum erschien ihnen keines verderblich oder häßlich, sie bewunderten vielmehr in allen Gottes Allmacht, Güte und Weisheit.

der Schlange redete, und es war ihre heiligste Pflicht, sich sogleich von diesem Gotteslästerer abzuwenden. Allein Stolz beschlich ihr Herz: die schmeichelnde Hoffnung, zu sein wie Gott, der sträfliche Vorwitz, das Gute und das Böse zu erfahren, und die reizende Gestalt der verbotenen Frucht, das alles erschütterte ihren Glauben an Gottes Drohworte und weckte in ihr die Lust, davon zu essen; Eva wankte und fiel. Sodann gab sie auch dem Manne von der verbotenen Frucht, „und er aß." (1. Mos. 3, 6.) Uneingedenk der unerläßlichen Pflicht, den Willen seines Schöpfers und Herrn zu thun; uneingedenk der zahllosen Wohlthaten, die er von demselben empfangen; uneingedenk der angedrohten zeitlichen und ewigen Strafen, machte sich auch Adam aus Hochmut,* aus unordentlicher Wißbegierde und sträflicher Gefälligkeit gegen sein Weib des empörendsten Ungehorsams, des schwärzesten Undankes, der größten Thorheit, mit einem Worte des Abfalls von Gott — der Sünde schuldig. So ließen sich unsere Stammeltern zur Empörung wider Gott, den Allerhöchsten und unendlich Wahrhaftigen, wider Gott, den Urheber ihres Lebens, verleiten durch den, welcher nach dem Zeugnisse des Sohnes Gottes selbst ein Lügner, der Vater der Lüge, ein Menschenmörder von Anbeginn ist. (Joh. 8, 44.)

Welche Strafe kam über Adam und Eva?

„Sie wurden 1) aller übernatürlichen Gaben verlustig und damit auch ihren natürlichen Seelenkräften nach geschwächt; 2) aus dem Paradiese, worin sie Gott versetzt hatte, verstoßen; 3) der ewigen Verdammnis schuldig."

Dem Falle der ersten Menschen folgte die Strafe auf dem Fuße nach, die Gott dem Adam angedroht hatte mit den Worten: „An welchem Tage du davon issest, wirst du des Todes sterben." Denn kaum hatten sie von der verbotenen Frucht gekostet, so wurden sie

1) aller übernatürlichen Gaben verlustig, und damit auch ihren natürlichen Seelenkräften nach geschwächt. Zunächst verloren die sündigen Stammeltern die heiligmachende Gnade, jene Gnade nämlich, wodurch sie eigentlich heilige Kinder Gottes und Erben des Himmelreiches waren. Deshalb erklärt der Kirchenrat von Trient (Sitz. 5. Kan. 1.): „Wenn jemand nicht bekennt, daß der erste Mensch, als er das Gebot im Paradiese übertreten hatte, sogleich die Heiligkeit und Gerechtigkeit,

* „Hochmut ist der Anfang aller Sünde." (Sir. 10, 15.) Daß Adam aus Hochmut und sträflicher Wißbegierde sündigte, geht aus den Worten Gottes hervor: „Sieh, Adam ist wie unser einer geworden, erkennend das Gute und Böse." (1. Mos. 3, 22.)

in die er eingesetzt war, verlor, so sei er im Banne." Durch die Entziehung der heiligmachenden Gnade wurden Adam und Eva des übernatürlichen Lebens beraubt, geistig tot. — Der gerechte Mensch hat der Seele nach ein zweifaches Leben, ein natürliches und ein übernatürliches. Das natürliche Leben verliert die Seele niemals, weil sie von Natur unsterblich ist; wohl aber kann sie das übernatürliche Leben, das Leben der Gnade einbüßen, des geistigen Todes sterben. Wie sich nämlich die Seele zum Körper verhält, so verhält sich gewissermaßen die Gnade zur Seele. Der Seele beraubt, ist der Körper starr und regungslos, gleicht einem leblosen Werkzeuge, von dem der Werkmeister seine Hand zurückgezogen hat, liegt da unfähig, auch nur irgend ein Lebenszeichen von sich zu geben. Auch die Seele, der heiligmachenden Gnade beraubt, ist in Bezug auf ihr höheres übernatürliches Ziel kraft- und leblos; sie ist von Gott abgewendet und eben so wenig imstande, etwas zu wirken, was des himmlischen Lohnes würdig wäre, als ein toter Körper imstande ist, zu gehen oder sich zu rühren. Und dieser Zustand der Seele dauert so lange, bis die Liebe sie wieder beseelt, jene göttliche Liebe, die mit der heiligmachenden Gnade durch den hl. Geist in unsere Herzen ausgegossen wird, und die somit in Hinsicht auf das übernatürliche Leben gleichsam die Seele unserer Seele ist. Darum wird auch die schwere Sünde Todsünde genannt, weil sie eben der Seele jene höhere Lebenskraft, das übernatürliche Leben raubt. Infolge dieses unersetzlichen Verlustes war demnach der Mensch vom Leben zum geistigen Tod übergegangen, aus dem göttlichen Adelsstande, aus dem Stande der Kindschaft des Allerhöchsten in den Stand der Ungnade, in die jammervolle Knechtschaft des Satans verfallen, dem er durch die Sünde gehuldigt hatte.

Ferner zog der Verlust der heiligmachenden Gnade auch den der übrigen übernatürlichen Vorzüge, die gleichsam ihr königliches Gefolge bildeten, nach sich. Mit ihr verschwand die Gabe der Weisheit, der Wissenschaft, womit der Schöpfer den Geist der ersten Eltern beschenkt hatte; mit ihr verschwand gleichfalls jene wunderbare Herrschaft der Vernunft über die niedern sinnlichen Neigungen. — So lange unsere Stammeltern durch die innewohnende heiligmachende Gnade Kinder Gottes waren, liebte sie der Allerhöchste väterlich. Er hielt es nicht unter seiner Würde, ihr Lehrmeister zu sein, sie zu erleuchten und mit himmlischen Kenntnissen zu bereichern. Als sie aber durch die Sünde aus Kindern Gottes ein Gegenstand des Abscheues, Kinder des Zornes geworden waren, so entzog er ihnen jenes göttliche Licht, welches ihren Verstand so wunderbar erleuchtete. — In gleicher Weise

hatte Gott die in ursprünglicher Heiligkeit prangende Seele der ersten Menschen mittelst besonderer Gnade so liebevoll und kräftig beschützt, daß in ihnen niemals irgend eine ungeregelte Lust entstand, die den Willen zum Bösen anlockte. Sobald aber die Sünde vollbracht war, entzog Gott den Strafbaren seinen Gnadenschutz, und die sinnlichen Triebe fühlten sich entfesselt. Sie empörten sich wider ihren rechmäßigen Gebieter, wider den Geist, der seinerseits sich wider seinen Schöpfer und Herrn aufgelehnt hatte. Auf diese Weise entstand in Adam und Eva das Gesetz der Glieder, wie der hl. Paulus es nennt (Röm. 7, 23.), welches dem Gesetze ihres Geistes widerstritt, das harte Gesetz der Begierlichkeit — die natürliche Neigung, nach eigenen Gelüsten und nicht nach dem Willen Gottes zu handeln. Deshalb erröteten sie und schämten sich vor einander. (1. Mos. 3, 7. 10. 11.)

Die Stammeltern verloren aber infolge der Sünde nicht nur die übernatürlichen Vorzüge, sie wurden auch ihren natürlichen Seelenkräften nach geschwächt; weshalb das Konzil von Trient als Glaubenssatz aufstellt, durch die Übertretung des göttlichen Gebotes sei „der ganze Adam . . . an Leib und Seele verschlechtert worden." (Sitz. 5. Kan. 1.). Die Gottesgelehrten vergleichen daher den gefallenen Menschen mit jenem Fremdling im Evangelium (Luk. 10.), welcher auf dem Wege von Jerusalem nach Jericho unter Räuber fiel, die ihn nicht nur beraubten und auszogen, sondern auch wund schlugen, und welcher an den ihm beigebrachten Wunden sicherlich gestorben wäre, hätte nicht der barmherzige Samaritan (das Vorbild Jesu Christi, des Erlösers der gefallenen Menschheit) seiner sich liebreich angenommen. „Daß durch die Sünde der Mensch nicht nur der übernatürlichen Gaben beraubt, sondern auch in den natürlichen Fähigkeiten verwundet wurde," ist ein von den Gottesgelehrten allgemein angenommener Grundsatz, womit sie den Zustand bezeichnen, in welchen Adam durch seinen Ungehorsam geriet. — Adam büßte zwar keine seiner natürlichen Seelenkräfte ein; alle jedoch wurden geschwächt. Dem Verstande wurde nicht nur das höhere, übernatürliche Licht, womit Gott ihn gnädig beschenkt hatte, entzogen; es wurde derselbe noch überdies verdunkelt, indem das natürliche Erkenntnisvermögen geschwächt, und das Licht der Vernunft getrübt wurde. Auch der Wille wurde zum Bösen geneigt, und seine angeborene Kraft zur Ausübung des Guten geschmälert. Diese Verschlechterung und Entkräftung des Willens, sowie auch die Verfinsterung des Verstandes folgte naturgemäß aus dem Verluste der übernatürlichen Herrschaft des Geistes über die niederen Seelenkräfte.

Der vernünftige Mensch hat nämlich von Natur eine Neigung zur Tugend, als zu dem seinem geistigen Wesen entsprechenden höhern Gute. Diese Neigung war durch besagte Herrschaft, vermöge welcher, wie die Vernunft Gott, so die sinnlichen Gelüste der Vernunft vollkommen unterworfen waren, wunderbar gesteigert und gekräftigt worden, so zwar, daß sie in Adam die unbeschränkt vorherrschende Neigung des Herzens war. Sobald aber der erste Mensch diese übernatürliche Kraft eingebüßt hatte, so gerieten die niedern Triebe mit der Vernunft in Widerspruch; und es enstand eine unordentliche Neigung zum Sinnlichen, eine entschiedene Hinneigung zum Bösen, wodurch die natürliche Neigung zur Tugend gehemmt, der höhere, tugendsame Wille durch die widerspenstige Sinnlichkeit gelähmt wurde. Dieser Hang zum Bösen ist um so stärker, da die Güter der sinnlichen Natur vor Augen liegen und deshalb mehr anlocken, als die Güter der geistigen Natur, welche ihrem Wesen nach unsichtbar und meistens zukünftig sind. Daraus erfolgte, daß das Gleichgewicht gestört, und die Neigung zum Bösen vorherrschend wurde. — Durch diese Neigung zum Bösen, durch dieses Gelüsten nach Sinnengenüssen wurde auch der Verstand verfinstert, wie denn die Erfahrung lehrt, daß die bösen Leidenschaften und verkehrten Neigungen den Geist verwirren und seinen Blick trüben.* So sieht z. B. der Rachsüchtige, der Trunkenbold, der Wollüstling selbst nicht ein, in welchen Abgrund der Erniedrigung und des Verderbens ihn die Befriedigung seiner Leidenschaft stürzt, und wenn andere es ihm zeigen wollen, so ist er allzu verblendet, um auf ihre Vorstellungen zu hören. . . . Er ist einzig darauf bedacht, seine unersättlichen Begierden zu befriedigen, und erkennt nicht, daß nur in Gott, dem höchsten Gute, wahre Glückseligkeit zu finden sei. Es läßt sich nicht verkennen, daß auch Adam und Eva diese Verfinsterung des Verstandes erfahren haben. Beide verbergen sich, als wäre es ihnen möglich, den Blicken des Allgegenwärtigen sich zu entziehen. Anstatt ihre böse That zu bekennen und um Verzeihung zu bitten, entschuldigen sie sich: Adam wirft die Schuld auf Eva, Eva auf die Schlange, da es ihnen doch nicht unbekannt sein konnte, der Allwissende durchschaue ihr innerstes Herz und kenne ihre ganze Schuldbarkeit. — Aus dem bisher Gesagten ist ersichtlich, wie nach der katholischen Lehre durch die Sünde das übernatürliche Ebenbild Gottes in Adam zwar völlig **zerstört**, das natürliche hingegen nicht zerstört, sondern bloß **verunstaltet** wurde.

Durch die Sünde verloren unsere Stammeltern auch noch **die Unsterblichkeit des Leibes und die ungetrübte Glückseligkeit, deren sie im Paradiese genossen.** Auch hinsichtlich des leiblichen Lebens ging an ihnen die Drohung Gottes in Erfüllung: „An welchem Tage du davon issest, wirst du des Todes sterben.“ Zwar starben sie nicht am selben Tage, wo sie von der verbotenen Frucht aßen, des leiblichen Todes; sie erreichten vielmehr ein sehr hohes Alter (Adam lebte 930 Jahre);

---

* In dieser Weise erklärt der hl. **Thomas** die **Verwundung der Natur.** Sum. 1. 2. q. 85. a. 3.

denn es war Gottes Wille, daß „sie wachsen und sich mehren und die Erde erfüllen“ sollten. (1. Mos. 1, 28.) Aber an jenem Tage erging das unwiderrufliche Strafurteil über den Menschen: „Du bist Staub und sollst zum Staube wiederkehren.“ (1. Mos. 3, 19.) Und vom selben Tage an schritt der Mensch seiner Verwesung entgegen, war sein Leben eine mühselige Wanderschaft zum Grabe. Der ungestörte Friede, die lautere Wonne, welche bisher seine Seligkeit ausmachte, war verschwunden; Furcht, Reue, Scham, Gewissensbisse folterten von nun an sein Herz. (1. Mos. 3, 10.) Im Schweiße seines Angesichts mußte nun der Mensch arbeiten und sein Brot essen. Das Ende eines Lebens voll Mühsal, Gebrechen, Krankheiten sollte die schmerzlichste Auflösung — der Tod sein.

2) Die Stammeltern wurden aus dem Paradiese verstoßen. — Das Paradies, ein herrlicher Lustgarten, war von Gott zum Wohnsitze der ersten Menschen, seiner Freunde und Lieblinge, bestimmt worden. Durch die Sünde aber hatte Adam die Freundschaft und Liebe Gottes verscherzt und sich des irdischen Himmels unwürdig gemacht; deshalb wurde er ohne Verzug aus demselben verstoßen. Aus den Worten, die Gott vor der Vollziehung dieses Strafurteils an Adam richtete, leuchtet nicht mehr Huld und Liebe, sondern vielmehr gerechter Unwille hervor: „Sieh, Adam ist wie unser einer geworden, erkennend das Gute und Böse.“ (1. Mos. 3, 22.) Welch tiefe Beschämung liegt in diesen Worten; mit welchem Herzeleid mußten sie unsern strafbaren Stammvater und Eva, seine Mitschuldige, erfüllen! Wie bittere Thränen werden sie vergossen haben, als Gott die Thür des Gartens der Wonne hinter ihnen zuschloß, und sie ihren flüchtigen Fuß zum erstenmal auf den unwirtlichen Boden der fluchbelasteten Erde setzten! Jetzt erkannten die Unglücklichen so recht, wie thöricht sie gehandelt; jetzt, aber zu spät, sahen sie ein, daß der drohende Gott seiner nicht spotten läßt; jetzt, aber zu spät, fluchten sie dem Verführer, der über ihr Elend hohnlachte.

3) Durch die Sünde wurden unsere Stammeltern der ewigen Verdammnis schuldig. Das war das allergrößte Unglück, es war der Tod im vollsten, umfassendsten Sinne, jener Tod der Seele, von welchem keine Rückkehr, keine Auferstehung mehr möglich ist. Ein schreckliches, aber gerechtes Gericht. Die Empörung gegen Gott, den Allerhöchsten, verdiente keine geringere Strafe. Der Mensch hatte Gott den Gehorsam aufgekündigt, um dem Satan zu folgen, er hatte sich so aus freier Wahl den rebellischen Geistern zugesellt; er sollte darum auch mit ihnen das gleiche Los teilen, sollte in jenes Reich ewiger Finsternis verwiesen

werden, welches nach dem Ausspruche Christi „dem Teufel und seinem Anhange bereitet ist.“ (Matth. 25, 41.) Er hatte sich von Gott abgewendet und dadurch auf die Seligkeit, denselben von Angesicht zu Angesicht zu schauen, mutwillig verzichtet. Er hatte trotz des göttlichen Verbotes, trotz der damit verbundenen Drohung, der Sinnenlust nachgegeben und von der verbotenen Frucht gekostet; mit Recht verurteilte ihn deshalb der Allerhöchste zur Strafe, die frevelhafte Lust durch ewige Qual zu büßen. Dieses gerechte Urteil hätte Gott an den ersten Menschen gleich nach der sündigen That vollstrecken können; allein es gefiel ihm, denselben Zeit zur Buße zu lassen und ihnen, wie später wird dargethan werden, die Wiederversöhnung mit ihm nicht bloß irgendwie möglich zu machen, sondern selbst zu bewerkstelligen.

3. Erbsünde.

a) Ursprung und Umfang der Erbsünde.

Haben unsere Stammeltern diese übernatürlichen Gaben für sich allein verloren?

„Nein; wie sie durch ihren Gehorsam dieselben nicht bloß für sich, sondern für alle ihre Nachkommen bewahrt hätten, so haben sie auch durch ihren Ungehorsam sie nicht nur für sich, sondern auch für uns alle verloren und dadurch das ganze Menschengeschlecht ins größte Elend gestürzt.“

Wie bereits gezeigt worden, hatten unsere Stammeltern die übernatürlichen Gaben nicht bloß für sich, sondern auch für alle ihre Nachkommen empfangen. (S. 314.) Von Adam, als der Quelle, sollte der Strom göttlicher Gnadengaben sich über alle Geschlechter bis zum Ende der Zeiten ergießen. Die Bedingung, an welche Gott die Bewahrung und Vererbung dieser Güter geknüpft hatte, war sehr leicht zu erfüllen. Hätte nun der Stammvater des Geschlechtes durch Beobachtung des göttlichen Gebotes die heiligmachende Gnade nebst den andern übernatürlichen Vorzügen bewahrt, so wären diese Geschenke göttlicher Huld und Gnade alle insgesamt auf seine ganze Nachkommenschaft übergegangen. Da er sie aber durch seinen Ungehorsam verloren, so folgt notwendig, daß er dieselben nicht nur für sich, sondern gleichfalls für das ganze Geschlecht, für alle Menschen samt und sonders verloren hat. Eine Quelle kann nicht Wasser geben, wenn sie selbst keines mehr hat; und ein Vater kann nicht auf seine Kinder vererben, was er nicht mehr besitzt. Was Adam von den ihm

anvertrauten Gütern verlor, war notwendig auch für seine Kinder verloren, da diese sie nicht anders als von ihrem Stammvater empfangen sollten. Daher that das Konzil von Trient den Ausspruch: „Wenn jemand behauptet, die Übertretungssünde Adams habe ihm allein und nicht seiner Nachkommenschaft geschadet, und er habe die von Gott empfangene Heiligkeit und Gerechtigkeit, die er verlor, für sich allein und nicht auch für uns verloren . . . der sei im Banne." (Sitz. 5. K. 2.)

Durch die Schuld Adams geriet somit das Menschengeschlecht ins größte Elend. Das ist nun allerdings ein trauriges Los, und es würde noch unvergleichlich beklagenswerter sein, wenn nicht „der himmlische Adam," Jesus Christus, den Schaden, welchen uns der „irdische" zugefügt, so überschwenglich wieder gut gemacht hätte, daß die hl. Kirche nicht ansteht, die Schuld Adams um des Erlösers willen eine glückliche zu nennen.* — So groß aber auch das Elend sein mag, in welches uns die Sünde Adams gestürzt hat, so wäre es doch immerhin höchst thöricht und vermessen, deshalb über die göttliche Vorsehung zu klagen, als wäre uns Unrecht geschehen, oder als stände die katholische Lehre von der Erbsünde im Widerspruche mit der göttlichen Güte und Gerechtigkeit. War Gott etwa verpflichtet, uns übernatürliche Gaben mitzuteilen? Keineswegs. Müssen wir es nicht vielmehr als eine ausgezeichnete Wohlthat ansehen, daß er uns dieselben überhaupt, wenn auch nur bedingungsweise, verlieh? Ohne allen Zweifel. Und wenn nun der Allerhöchste infolge der Sünde Adams uns diese Gnadengeschenke vorenthält; dürfen wir uns deshalb beschweren, als habe er uns irgend etwas entzogen, was uns gebührt, worauf wir gerechte Ansprüche machen können? Auch das nicht. — Ein schlichter Landmann wurde von seinem Fürsten aus reiner Güte in den Adelsstand erhoben und erhielt von demselben eine Grafschaft mit herrlichen Schlössern und reichen Besitzungen, um sie nach seinem Ableben auf seine Söhne zu vererben. „Bewohne," sprach der gnädige Fürst, „bewohne und besitze dieses Gut als Graf; Grafen und Besitzer seien auch deine Söhne; nur sollst du mir treuen Gehorsam leisten, sonst ist Adel und Gut und alles, was ich dir geschenkt habe, für dich und deine Kinder verloren." Gesetzt nun, jener Hochbegünstigte sei zum Hochverräter geworden, er habe sich gegen seinen Fürsten und Herrn aufgelehnt; werden sich wohl die Söhne dieses Hochverräters beklagen können, als geschehe ihnen Unrecht, wenn der erzürnte Fürst den Grafentitel, die gräflichen

---

* O felix culpa, quae talem ac tantum meruit habere redemptorem!

Vorrechte und die Grafschaft selbst wieder zurücknimmt? Auf alles dieses hatten sie ja nur unter der Bedingung gerechten Anspruch, daß der Vater dem so huldvollen Fürsten treu und gehorsam wäre. Als Kinder eines undankbaren Rebellen mußten sie froh sein, das ursprünglich dürftige Erbe des Vaters antreten und als Söhne des Landmannes das beschränkte väterliche Grundstück im Schweiße des Angesichts bebauen zu können. So und nicht anders verhält es sich mit den Kindern des gegen Gott rebellischen Stammvaters Adam.

Es fehlt leider nicht an sogenannten Freidenkern, die von dem Umstande, daß Gott das Wohl des ganzen Menschengeschlechtes an den Willen eines Einzigen geknüpft habe, Anlaß nehmen, die kirchliche Lehre von der Erbsünde zu bekritteln oder vermessentlich zu verwerfen. Der Allgütige, sagen sie, konnte nicht wollen, daß wir alle durch die Schuld eines Einzigen unglücklich würden. — Freilich konnte er das nicht *wollen*, aber zulassen konnte er es. Indem Gott dem Adam, als dem Haupte und Stammvater des Menschengeschlechtes, für ihn persönlich und für seine ganze Nachkommenschaft jene herrlichen, durchaus unverdienten Gnadengeschenke verlieh, wollte er keineswegs, daß er dieselben durch Ungehorsam verliere. Es war im Gegenteil sein ernstlicher Wille, daß derselbe sie durch treuen Gehorsam bewahre und auf seine Nachkommen übertrage. Darum fügte Gott dem ohnehin leicht zu beobachtenden Gebote eine so strenge Strafe bei und erklärte ihm, daß dieselbe unfehlbar und ohne Verzug auf die Übertretung folgen werde: „An welchem Tage du davon issest . . . wirst du des Todes sterben," d. h. ganz *gewiß* sterben. Er ließ es Adam, den er schon im Anbeginn mit hoher Erkenntnis und unversehrter Willenskraft ausgerüstet hatte, an nichts mangeln, was demselben den Sieg über die Versuchung erleichtern konnte. Zwang wollte er ihm nicht anthun; er ließ ihm die freie Wahl zwischen Tod und Leben. Adam mißbrauchte die Freiheit, erwählte das Schlimmste. Welche Ursache hast du nun, über Gott zu klagen?

Daß Gott die Sünde des Stammvaters, an welche unser aller Unheil geknüpft war, zulassen *konnte*, ohne aufzuhören der Allgütige und Allweise zu sein, verbürgt uns der Umstand, daß auch gegenwärtig viele durch die Schuld anderer unglücklich werden, was offenbar ohne göttliche Zulassung nicht statthaben könnte. Wie oft geschieht es nicht, daß eine ganze Familie, eine Stadt, ja ganze Königreiche durch Verschulden eines Einzigen in namenloses Elend stürzen? Oder wäre es schwer, Familien zu finden, die infolge von Verschwendung und Ausschweifung des Vaters u. s. w. in Armut und Schande geraten; oder Städte, welche durch die Bosheit eines Einzigen ein Raub der Flammen wurden; oder ganze Reiche, ja ganze Weltteile, die um des Ehrgeizes eines einzigen Monarchen willen mit Schutthaufen bedeckt und mit dem Blute von Hunderttausenden getränkt wurden? So lange Betrug, Diebstahl, Raub, Mord u. dergl. möglich sind und Tag für Tag vorkommen, so lange werden auch die einen durch die Schuld der andern leiden. Und Gott läßt dieses alles zu, weil er dem Menschen die Freiheit, das Gute oder das Böse zu thun, nicht entziehen oder auch nur schmälern, das Böse nicht unmöglich

machen will, und weil er voraussah, daß er durch seine Weisheit und Allmacht auch aus dem Bösen Gutes ziehen werde. (Vergl. S. 252—255.) Wie es daher unverständig wäre zu behaupten, ein gütiger, gerechter Gott könne im Verlaufe der Weltregierung nicht zulassen, daß jemand durch die Schuld eines andern unglücklich werde, eben so thöricht, ja gottlos wäre es zu meinen, Gott habe dieses im Beginne derselben nicht zulassen können; gleich als fehlte es dem Allerhöchsten an Güte, Weisheit und Macht, auch die erste Sünde zum Guten, d. h. zum Wohl der Menschen und seiner eigenen Verherrlichung zu lenken. — Ferner rechtfertigen wir selber das Verfahren Gottes in handgreiflicher Weise. Unzählige Male geschieht es, daß wir unser eigenes Los, unsere Glücksgüter, ja unser Leben, sowie das Los, das Glück und das Leben unserer Angehörigen in die Hand eines andern legen. Wer sich z. B. mit all seiner Habe, mit Gattin und Kindern aufs Meer begiebt, der vertraut unstreitig sein eigenes Schicksal und das der Seinigen dem Steuermann an, von dessen Willen es abhängt, das Schiff dem sichern Port, oder aber Klippen und Sandbänken und so dem unvermeidlichen Untergang entgegen zu führen. Und wie oft überläßt man sich nicht auf der Eisenbahn dem Lokomotivführer, im Kriege dem Feldherrn, vor Gerichte dem Anwalte u. s. w.? Wenn nun der Mensch selbst sein Wohl den Händen eines Menschen anvertraut, der an Einsicht und Herzensadel mit Adam gar nicht verglichen werden kann; wie dürfen wir uns beklagen, daß Gott unserm Stammvater die übernatürlichen Gaben für uns anvertraut hat, zumal da er der unumschränkte Herr dieser Gnadengaben war, während wir nicht die unumschränkten Herren jener Güter sind, die wir andern Menschen zur Fürsorge und Bewahrung überlassen?

Anstatt über Gottes weise und gütige Anordnung zu murren und Adam, welcher durch das gläubige Vertrauen auf den Erlöser und neunhundertjährige Buße bei Gott Gnade gefunden hat, so streng und schonungslos anzuklagen, prüfe vielmehr jeder sich selbst, ob er ein getreuer Verwalter der zeitlichen und ewigen Güter sei, die er von Gott empfangen hat, um sie auf andere zu übertragen. Jeder sehe nach, ob nicht andere durch sein Verschulden unglücklich werden, oder es bereits geworden sind. Bist du Familienvater und vergeudest du das Vermögen, welches deine Kinder einst erben sollen, so bist du in der Beziehung ein ebenso schlechter Verwalter als Adam war. Sorgst du nicht dafür, daß deine Kinder Unschuld und Tugend bewahren, an den Wohlthaten der hl. Kirche teilnehmen, . . . so können dieselben mit eben dem Rechte gegen dich Klagen erheben, wie du gegen deinen Stammvater. Bist du Vorsteher, Richter, Arzt, Beamter . . . so sieh zu, daß deine Untergebenen und Pflegebefohlenen nicht denselben Fluch über dich aussprechen, den du vielleicht über Adam auszusprechen wagst. Bist du aber weder Vater, noch Vorsteher, so prüfe dich dennoch, ob du nicht etwa durch böses Beispiel, durch freche Reden, kurz durch Ärgernis und Verführung den Grund zum zeitlichen und ewigen Verderben anderer legest. Auch auf diese Weise ladest du wie Adam eine überaus schwere Schuld auf dich; da die Sünde des Ärgernisses gewissermaßen eine Erbsünde ist, indem dieselbe gar oft durch pestartige Ansteckung von Geschlecht auf Geschlecht übergeht.

Den das Erbübel betreffenden Klagen gegenüber ist schließlich noch zu bemerken, daß im Falle, wo Adam nicht gesündigt hätte,

die heiligmachende Gnade samt den damit verbundenen Vorzügen allerdings auf uns übergegangen wäre. Daraus folgt aber keineswegs, daß wir alsdann nicht mehr sündigen, die Gnade aus eigener Schuld nicht mehr hätten verlieren können. Es ist vielmehr mit dem hl. Thomas* anzunehmen, es hätte alsdann jeder für sich die Prüfung bestehen und zur Bewahrung jener Gnadengeschenke seinen Gehorsam gegen Gott durch persönliche Erfüllung des göttlichen Gebotes bewähren müssen. Wärest du dann, mein Christ, in der Versuchung besser bestanden, als Adam ...? Und wenn nicht, hättest du wohl für die aus eigener Bosheit begangene Sünde so leicht Verzeihung erhalten, als du sie jetzt für die Sünde erhältst, welche du durch Abstammung ererbt hast? Anstatt demnach zu vernünfteln und zu klagen, bete vielmehr die unerforschlichen Ratschlüsse Gottes an und preise die göttliche Weisheit und Erbarmung, die uns infolge der Erbsünde den Erlöser und durch ihn und in ihm eine überschwengliche, nie versiegende Quelle der Heiligkeit und Gerechtigkeit darbot. „Wo die Sünde überschwenglich war, da wurde die Gnade noch überschwenglicher." (Röm. 5, 20.)

Worin besteht das Elend, in welches unsere Stammeltern das ganze Menschengeschlecht gestürzt haben?

„Darin, daß die Sünde mit ihren bösen Folgen von Adam auf alle Menschen übergegangen ist, so daß wir jetzt alle mit der Sünde behaftet zur Welt kommen."

Da alle Menschen in Adam, ihrem Stammvater, als derselbe mit der Sünde des Ungehorsams sich bemakelte, gleichsam ein Ganzes, eine Familie, ein Geschlecht ausmachten, so geht nun auch durch natürliche Abstammung von ihm die Sünde und mit ihr die bösen Folgen derselben auf jeden Menschen insbesondere über; so daß wir jetzt alle mit der Sünde behaftet zur Welt kommen und verurteilt sind, die Strafen, welche dieselbe im Gefolge hat, zu tragen. So kann aus einer unreinen Quelle nur trübes, unreines Wasser fließen, und die Früchte eines Baumes, der im Keime angefressen und vergiftet worden, können nur verkümmert und giftig sein. — Wie gesagt, war die menschliche Natur im Stammvater Adam geadelt, mit Heiligkeit und Gerechtigkeit und vielen andern übernatürlichen Gaben ausgestattet; durch die Sünde desselben ist sie entadelt, verschlechtert, aller übernatürlichen Gaben beraubt, aller Heiligkeit und Gerechtigkeit entblößt worden; und in diesem Zustande von Entblößung, Entadelung und Verschlechterung

* De Malo q. 5. a. 4. ad 8.

ist dieselbe auf uns gekommen. Es versteht sich nun von selbst, daß ein Vater, wenn er auch noch so reich war, auf seine Güter aber viele Schulden gehäuft hat, diese Güter nicht anders als mit Schulden beladen auf seine Kinder vererben könne. Auf gleiche Weise haben auch wir von unserm gemeinschaftlichen Stammvater nach dessen Sündenfall die menschliche Natur nicht anders als mit der Sündenschuld beladen erben können. Wie wir also, der menschlichen Natur teilhaftig, auf die Welt kommen, eben so werden wir, mit der Sünde der menschlichen Natur behaftet, geboren. Diese Sünde wird nun zur Unterscheidung von denjenigen, die wir persönlich begehen, Erbsünde oder Erbschuld (auch Ursünde) genannt; denn diese Sünde haben wir nicht aus eigener freier Wahl begangen, sondern von unserm sündhaften Stammvater ererbt; sie ist nicht eine Sünde unserer Person, sondern eine Sünde unserer Natur (unseres Geschlechtes); da wir nicht unserer Person, sondern bloß unserer Natur nach in Adam waren. — Daß alle Menschen, auch die Kinder getaufter Eltern, vermöge ihrer natürlichen Abstammung von Adam, schon vom ersten Augenblicke ihres Lebens an mit der Erbsünde behaftet sind, ist ausdrückliche Lehre der hl. Kirche; so daß keiner, der sich weigert, dieselbe fest und unbezweifelt zu glauben, zur ewigen Seligkeit gelangen kann. — Wer die Lehre von der Erbsünde nicht glaubt, der kann folgerecht auch die Lehre von der Welterlösung nicht glauben; der stellt sich somit außerhalb des Christentums auf jüdischen oder heidnischen Boden und gleitet auf demselben unaufhaltsam in den Abgrund des ewigen Verderbens.

Wenn nach Schrift und Überlieferung der Prophet Jeremias und Johannes der Täufer ohne Sünde zur Welt kamen, so bleibt darum nicht minder wahr, daß auch an ihnen im Augenblicke selbst, wo ihre Seele mit dem Leibe vereinigt wurde, die Makel der Erbsünde haftete. Die große Bevorzugung dieser Heiligen bestand also nicht darin, daß sie vor der Ansteckung der Sünde bewahrt, sondern noch vor ihrer Geburt von der Makel derselben befreit wurden. Nur eine Ausnahme anerkennt die heil. Kirche: es ist dies die allerseligste und allzeit gebenedeite Jungfrau und Gottesmutter Maria. — Jesus Christus, der vom ersten Augenblicke seines sterblichen Lebens an die Fülle der göttlichen Gnade besaß, kann hier nicht in Betracht kommen; weil er nicht sowie die übrigen Menschen von Adam abstammte, sondern als Gott von Gott geboren, und als Mensch zwar eine Tochter Adams zur Mutter, aber keinen Vater hatte.

b) Unbefleckte Empfängnis Mariä.

Was nun die allerseligste Jungfrau Maria betrifft, so wurde in der katholischen Kirche stets festgehalten, geglaubt und verteidigt, daß dieselbe durch eine ganz besondere, im Hinblick auf die Verdienste Jesu Christi erteilte Gnade nicht nur vor allen wirklichen Sünden, sondern auch vor jeder Makel der Erbsünde vollkommen bewahrt worden sei. Diese Lehre wurde jedoch erst in neuester Zeit vom hl. Vater Pius IX. zum Glaubenssatze (Dogma) erhoben. Obwohl sie nämlich, wie schon bemerkt, jederzeit geglaubt, und das Gegenteil zu lehren schon vor Jahrhunderten auf das strengste verboten war, so war es dennoch nicht festgesetzt, daß man dieselbe auch unbezweifelt glauben müsse; denn man ist nicht schuldig, als göttliche Lehre zu glauben, was nicht unbezweifelbar von Gott zu unserm Heile geoffenbaret worden. Ob aber nun die genannte Lehre in der göttlichen Offenbarung enthalten sei, darüber war man nicht in der Weise einig, daß es zur Entscheidung dieser Frage nicht eines Ausspruches der unfehlbaren Kirche bedurfte. Und diesen Ausspruch that zur größten Freude der ganzen Christenheit der hl. Vater Pius IX. am 8. Dezember 1854 mit folgenden feierlichen Worten: „Aus Vollmacht unseres Herrn Jesus Christus, der seligen Apostel Petrus und Paulus und Unserer eigenen erklären, verkünden und entscheiden Wir, die Lehre, welche festhält, daß die allerseligste Jungfrau Maria im ersten Augenblicke ihrer Empfängnis, vermöge einer besondern Gnade und Bevorzugung vonseiten des allmächtigen Gottes, im Hinblick auf die Verdienste Jesu Christi, des Erlösers der Menschheit, von jeglicher Makel der Erbschuld frei bewahrt worden, sei von Gott geoffenbart und eben deshalb von allen Gläubigen fest und standhaft zu glauben." — Von nun an kann also kein Zweifel mehr obwalten. Wer diesen Glaubenssatz nicht annimmt, der hat, wie der hl. Vater sich ausdrückt, „im Glauben Schiffbruch gelitten und ist von der Einheit der Kirche abtrünnig geworden."

Diese Entscheidung des römischen Stuhles betreffend die Lehre von der unbefleckten Empfängnis der allerheiligsten Gottesgebärerin und Jungfrau Maria findet, dem apostolischen Sendschreiben des hl. Vaters (8. Dezember 1854) gemäß, ihre Begründung in der hl. Schrift, in der ehrwürdigen Überlieferung, im steten Sinne der Kirche, im Verfahren der römischen Päpste, in der herrlichen Übereinstimmung der katholischen Bischöfe und der Gläubigen.

1) In der hl. Schrift steht von Maria geschrieben, daß sie (durch und mit Jesus, ihrem göttlichen Sohne) der alten Schlange „den Kopf zertreten," d. h. dieselbe vollständig besiegen

werde. (1. Mos. 3, 15.) Wo wäre aber der so ausgezeichnete vollständige Sieg Mariens über den Feind des Menschengeschlechtes, wenn sie selber der Erbsünde wegen, wenn auch nur einen Augenblick, unter seinem Sklavenjoche geschmachtet hätte? Ferner wurde Maria, wie Lukas (1, 28.) erzählt, vom Erzengel Gabriel als die „Gnadenvolle" begrüßt. Wie läßt sich nun aber annehmen, daß ihr jene Gnade der ursprünglichen Heiligkeit und Gerechtigkeit gemangelt habe, welche der schönste Schmuck unserer leiblichen Stammmutter Eva gewesen war?

2) In der Überlieferung. Die hl. Väter und Kirchenlehrer (sagt das päpstliche Sendschreiben), durch die himmlischen Aussprüche belehrt, ließen sich nichts so sehr angelegen sein, als die erhabene Heiligkeit Mariens, ihre Reinheit von jeglicher Makel der Sünde gleichsam wetteifernd hervorzuheben. Diese ganz vorzügliche Reinheit von jeder Sünde erkannten sie in jener Arche Noes, welche auf göttliche Anordnung erbaut, dem allgemeinen Untergange der Welt heil und unversehrt entging; in jenem Dornbusche, welchen an heiliger Stelle Moses ringsum brennen, doch mitten in den lodernden Flammen nicht bloß unverletzt bleiben, sondern anmutig grünen und aufblühen sah; in jenem verschlossenen Garten, den die Tücke des Nachstellers weder verletzen noch beschädigen kann; in jenem hehren Tempel Gottes, welcher von göttlichen Strahlen schimmernd, voll ist von der Herrlichkeit des Herrn. Darum bezeichnen dieselben hl. Lehrer die allerseligste Jungfrau mit den Worten der Propheten als die reine Taube, das hl. Jerusalem, die Arche der Heiligung, als jene Königin, die aus dem Munde des Allerhöchsten ganz vollkommen, schön und Gott überaus angenehm und nie von irgend einer Makel der Sünde befleckt hervorging; sie vergleichen Maria mit der noch jungfräulichen, noch unschuldigen, noch unversehrten, noch nicht von der tödlichen Nachstellung der betrügerischen Schlange hintergangenen Eva und geben ihr in betreff der angestammten Unschuld und Gerechtigkeit sogar den Vorzug vor dieser; sie nennen sie unablässig bald die Lilie unter den Dornen, bald die ganz unberührte, jungfräuliche, unbefleckte, makellose, immer gesegnete, von aller Ansteckung der Sünde freie Erde, aus welcher der neue Adam gebildet wurde, bald das liebliche Paradies der Unschuld und Wonne, das Gott selbst gepflanzt und gegen alle Nachstellungen der giftigen Schlange verteidigt habe, bald ein unverwesliches Holz, welches der Wurm der Sünde nie benagt, bald einen ungetrübten Born, bald die eine und einzige Tochter des Lebens und nicht des Todes, nicht des Zornes, sondern der Gnade Knospe, die aus einer verdorbenen und angesteckten

Wurzel, gegen die allgemein geltenden Gesetze, aus besonderer Vorsehung Gottes immer grünend aufsproßte. Mit dem allen noch nicht zufrieden, erklären sie in eigenen entschiedenen Aussprüchen, daß dort, wo es sich um Sünden handle, von der hl. Jungfrau Maria nicht die Rede sein könne, da ihr, um die Sünde allseitig zu besiegen, größere Gnade mitgeteilt worden sei; ja sie behaupten, die jungfräuliche Gottesgebärerin sei durch die Gnade vor jeglicher Sündenmakel bewahrt, von Natur schöner, herrlicher und heiliger, als selbst die Cherubim und Seraphim und das ganze Heer der Engel, wie die Morgenröte in vollem Glanze in der Welt erschienen; sie sei immer mit Gott vereint, niemals in der Finsternis, sondern immer im Lichte, eine würdige Wohnung Christi gewesen, nicht wegen der Beschaffenheit ihres Leibes, sondern wegen der ursprünglichen Gnade.

3) Im Sinne der hl. Kirche. — Den Sinn der Kirche in betreff des besprochenen Vorrechtes der glorreichen Gottesgebärerin offenbart auf unzweideutige Weise das Fest der „Empfängnis Mariä," welches im Abendlande schon vom 7. Jahrhundert an, im Morgenlande aber noch früher gefeiert wurde. Papst Alexander VII. spricht sich hierüber in einem apostolischen Sendschreiben* folgendermaßen aus: „Es ist eine uralte fromme Meinung der Christgläubigen, daß die Seele der allerseligsten Jungfrau vor der Makel der Erbsünde bewahrt worden, und in diesem Sinne haben jene das Fest ihrer Empfängnis feierlich begangen." Aus besagtem Feste ergiebt sich übrigens von selbst, daß die Kirche die Empfängnis Mariä für unbefleckt und heilig hält, da sie nach einer unverbrüchlichen Regel nur von dem, was sie für heilig hält, ein Fest feiert. — Ferner ist allen bekannt, mit welchem Eifer die Lehre von der unbefleckten Empfängnis von den ansehnlichsten geistlichen Genossenschaften angenommen und durch Wort und Schrift verbreitet, auch von sehr berühmten Akademien und von Gottesgelehrten ersten Ranges vorgetragen, behauptet und verteidigt, von kirchlichen Versammlungen (namentlich in Basel J. 1431) unumwunden und öffentlich ausgesprochen wurde. Dazu kommt endlich noch der überaus wichtige Umstand, daß selbst das Konzil von Trient, als es den dogmatischen Beschluß über die Erbsünde faßte und als Glaubenssatz bestimmte, „alle Menschen werden mit der Erbsünde behaftet geboren," dennoch feierlich erklärte, „es sei nicht seine Absicht, die allerseligste und unbefleckte Jungfrau in diesen Entscheid mit einzuschließen."

* Constit. „Sollicitudo omnium Ecclesiarum." 8. Dec. 1661.

4) Im Verfahren der römischen Päpste, die als oberste Hüter des Glaubens und Förderer des christlichen Lebens verordneten, daß überall das Fest der Empfängnis mit gleich hoher Feierlichkeit, wie das der Geburt, begangen und von der gesamten Kirche mit einer Oktav gefeiert werden solle, und daß alle Christgläubigen dasselbe als einen gebotenen Feiertag heilig zu halten haben. Dieselben rechneten es sich zum hohen Ruhme, die Verehrung der unbefleckt empfangenen Gottesmutter auch sonst auf jegliche Weise zu fördern, bald durch Verleihung von Ablässen, bald durch Gutheißung von Bruderschaften, Kongregationen und religiösen, zur Ehre der unbefleckten Empfängnis errichteten Genossenschaften, bald durch Lobeserhebungen, die sie denjenigen spendeten, welche Altäre, Kirchen . . . unter dem Titel der unbefleckten Empfängnis errichteten, oder durch Eidschwur dieses Vorrecht der Gottesmutter unerschrocken zu verteidigen gelobten. Desgleichen ließen es sich die Päpste sehr angelegen sein, die Lehre von der unbefleckten Empfängnis unverletzt und rein zu bewahren. Sie gestatteten nicht, daß dieselbe von wem immer getadelt oder gelästert würde; sie verboten sehr streng, die entgegengesetzte Meinung öffentlich oder nicht öffentlich zu verteidigen; sie sprachen sich endlich zu wiederholten Malen dahin aus: die Lehre, zufolge der wir die unbefleckte Empfängnis der hl. Jungfrau bekennen, sei wirklich und nach ihrem innern Wesen mit der kirchlichen Verehrung und ihrem Gottesdienste ganz übereinstimmend und verdiene daher auch, in der hl. Liturgie und in feierlichen Gebeten ausgesprochen zu werden.*

5) In der Übereinstimmung der Bischöfe und der Gläubigen des Erdkreises. Bevor Pius IX. die oben angeführte Glaubensentscheidung gab, hatte er durch ein Rundschreiben alle Bischöfe der ganzen katholischen Welt aufgefordert, sie sollten nach Anrufung des göttlichen Beistandes ihm, dem obersten Hirten, berichten, wie der fromme Glaube und die Andacht ihrer Herden bezüglich der unbefleckten Empfängnis der Gottesmutter beschaffen wäre, und was sie selbst als Oberhirten von einem darauf bezüglichen Glaubensentscheid hielten. Alle bezeugten in ihrem und ihrer Herde Namen den Glauben und die Andacht zur unbefleckt empfangenen Gottesmutter, und fast alle fügten diesem Zeugnis des Glaubens die inständige Bitte hinzu: der Stellvertreter Jesu Christi auf Erden möchte die Lehre von der unbefleckten Empfängnis der allerseligsten Jungfrau durch sein allerhöchstes Ansehen

---

* Vergl. die eben erwähnte Bulle Alexander VII. Sollicitudo . . . und die Pius IX.

und seinen letzten Ausspruch zum Glaubenssatz erheben. Dieselbe Einstimmigkeit des Glaubens und der Wünsche zeigte sich auch in der Versammlung der Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe und Gottesgelehrten, welche vom hl. Vater Pius IX. zur letzten Beratung aus allen Weltteilen zugezogen wurden. Mit voller Zuversicht konnte daher der Nachfolger Petri den entscheidenden Ausspruch thun, da er die ganze katholische Welt, den Glauben an die unbefleckte Empfängnis der Gottesgebärerin laut bekennend, um diese Gnade bitten sah. Der Statthalter Christi that den feierlichen Ausspruch, und die ganze Christenheit bekundete ihre Beistimmung mit unbeschreiblichem Jubel und Frohlocken. [82]

c) Beweis der Erbsünde.

Woher wissen wir, daß alle Menschen mit der Sünde behaftet zur Welt kommen?

„Wir wissen dies 1) aus der hl. Schrift, sowohl des alten, als des neuen Bundes."

Schon der königliche Prophet David seufzet in seinem Bußgebete zu Gott: „Sieh, in Ungerechtigkeit bin ich empfangen, und in Sünden hat meine Mutter mich empfangen" (geboren). (Ps. 50, 7.) Ganz in demselben Sinne spricht Job (14, 4.): „Wer soll rein sein vom Unreinen? Gewiß niemand, auch wenn sein Leben nur einen Tag dauerte auf Erden."* Deshalb bewiesen schon die ältesten Väter aus diesen Schriftstellen die katholische Lehre von der Erbsünde. Am klarsten jedoch und unzweideutigsten erklärt sich hierüber der hl. Paulus im Römerbriefe, Kap. 5. Seinem Ausspruche gemäß „ist durch einen Menschen die Sünde, und durch die Sünde der Tod in die Welt gekommen, und so ist auf alle Menschen der Tod übergegangen, weil alle in ihm gesündigt haben." Nichts Bestimmteres als diese Worte: Alle Menschen — Kinder wie Erwachsene — sterben um der Sünde eines Menschen willen; weil alle in diesem einen Menschen (Adam) gesündigt haben. Dieselbe Lehre wiederholt der Apostel ebendaselbst, indem er sagt, „durch des einen Sünde habe der Tod durch den einen geherrscht; . . . durch des einen Sünde sei auf alle Menschen Verdamnis gekommen; . . . durch den Ungehorsam des einen seien die vielen (alle) zu Sündern geworden." Wir sind demnach alle, alle ohne Ausnahme „von Natur Kinder des Zornes" (Ephes. 2, 3.), d. h. durch unsere Abstammung von

* So die griechische Übersetzung der Septuaginta und die alte Vulgata (Versio Itala).

Adam nehmen wir teil an seiner Stammsünde, teil am Zustande der Ungnade, in welchen durch ihn und in ihm das ganze Menschengeschlecht geraten, teil an der Strafe des zeitlichen und ewigen Todes. — Dasselbe geht auch aus der Lehre des Apostels hervor, daß „Christus für alle gestorben ist.“ (2. Kor. 5, 15.) Denn ist Christus für alle gestorben, so bedürfen auch alle der Erlösung, da Christus für die Menschen gestorben ist, um sie zu erlösen. Bedürfen aber alle der Erlösung, so haben auch alle gesündigt. Nicht alle aber haben persönlich gesündigt; folglich haben alle in Adam gesündigt.

2) „Aus den Lehren und Gebräuchen der Kirche, besonders aus der ausdrücklichen Verdammung der entgegengesetzten Irrlehre und aus der Taufe auch jener Kinder, die aus eigener Bosheit noch nicht sündigen können.“

Über den Glauben der Kirche hinsichtlich des Satzes, daß alle Menschen in der Erbsünde empfangen und geboren werden, kann nicht der mindeste Zweifel obwalten. Diesen Glauben verkünden die hl. Väter und kirchlichen Schriftsteller aller, auch der ersten christlichen Jahrhunderte. Der hl. Augustin unter andern verfaßte ganze Bücher über diesen Gegenstand. Denselben Glauben verbürgt uns besonders der gewaltige Widerspruch, welcher das ganze Morgen- und Abendland in Aufregung brachte, als Pelagius im fünften Jahrhunderte sich erkühnte, das Gegenteil zu lehren, und in gleicher Weise der auf mehreren Kirchenversammlungen wider diesen Irrlehrer und seine Anhänger geschleuderte Bannstrahl. Mit vollem Rechte konnte daher Augustin dem Pelagianer Julian zurufen: „Nicht ich habe die Erbsünde ersonnen, die hat der katholische Glaube von jeher angenommen; aber du, der du dieselbe leugnest, du bist allerdings ein Neuerer.“* An einer andern Stelle beruft sich derselbe Kirchenlehrer auf das Zeugnis seiner Vorgänger: „Nichts anderes“ (als wie ich), spricht er,** „haben die Schriftausleger von Anbeginn der Kirche (über die Erbsünde) geschrieben, nichts anderes haben sie von ihren Vorfahren empfangen, nichts anderes ihren Nachfolgern übermacht.“ Das Konzil von Trient hat demnach in dem oben (S. 324) angeführten Kanon nur wiederholt, neuerdings eingeschärft und bekräftigt, was schon ehedem allgemeine, von mehreren Kirchenversammlungen ausgesprochene Glaubenslehre war. — Auf den Glauben der Kirche hinsichtlich der Erbsünde weisen überdies die Gebräuche derselben hin. Dieses gilt namentlich von dem, aus den ältesten Zeiten des

---

* Lib. 2. de nupt. et concup. c. 12. ** Lib. 3. de peccat. merit. et remiss. c. 6.

Christentums herstammenden Gebrauche, auch die neugebornen Kinder zu taufen und die bei der Taufe üblichen Exorcismen vorzunehmen. Denn da die Taufe nach den Worten der Schrift (Eph. 5, 26; Apgsch. 2, 38.) und nach dem Nicänischen Glaubensbekenntnisse „zur Vergebung der Sünden" eingesetzt ist, so würde die Kirche die neugebornen Kinder, welche noch nicht persönlich sündigen können, keineswegs taufen, wofern sie nicht den Glauben hegte, dieselben seien mit der Erbsünde behaftet. In gleicher Weise würde sie, wie der hl. Augustin bemerkt,* „bei den Kindern der Gläubigen weder die Beschwörung noch die Anhauchung (Exorcismen) vornehmen, gälte es nicht, dieselben von der Macht der Finsternis und vom Fürsten des Todes zu befreien." Und in der That, wären die Neugebornen, wie ohne wirkliche (persönliche) Sünde, so auch ohne Erbsünde, so würde die Taufe derselben zur leeren, nutzlosen Ceremonie, und die Exorcismen wären nicht bloß verwerflicher Aberglaube, sondern auch eine Entehrung Gottes, weil eine Beschimpfung seines reinen Ebenbildes.

3) „Selbst die Heiden erkannten, wenn auch unvollkommen, dieses durch die Sünde verschuldete Verderbnis a) teils aus einer uralten, allgemein verbreiteten Überlieferung, b) teils aus dem Elende und der traurigen Geschichte des Menschengeschlechtes."

a) Sogar der berüchtigte Voltaire,** obschon er übrigens sein ganzes Talent aufbot, die christliche Lehre zu verleumden und zu verhöhnen, bekannte dennoch unumwunden, der Fall und die Entartung des Menschen bilde die Grundlage der Götterlehre aller alten Völker. Wir können in Wahrheit alle Länder der Erde durchwandern und Rundfrage halten bei allen heidnischen Völkern alter und neuer Zeit, wo immer Forschung und Beobachtung hinzudringen vermag: überall, in Afrika wie in Amerika, in Asien wie vormals in Europa, ja selbst in der neuentdeckten Inselwelt Australien finden wir die deutlichsten Spuren eines ganz allgemeinen Glaubens an den ursprünglichen Fall des Menschengeschlechtes. Die anfängliche Glückseligkeit im Paradiese, das goldene Zeitalter der Unschuld und Tugend, das Weib als Verführerin des Mannes, die Anreizungen des bösen Schlangen-Dämons, der Genuß der verbotenen Frucht, die Wißbegierde als Ursache der Sünde und der Verbannung aus dem Paradiese, die Strafen der Sünde und der Fluch, welcher nun vom Tage der Geburt bis zum Tode auf jeglichem Menschenkinde lastet: alles dieses taucht in den heidnischen Sagen, wenn auch vielfach getrübt und entstellt, dennoch unverkennbar

* Lib. 6. contra Julian c. 5.

** Philosophie de l'histoire.

wieder auf.* Fast alle heidnischen Völker nahmen und nehmen auch heutzutage noch mit den neugebornen Kindern eine Reinigungsceremonie, eine Art Taufe vor. Bei den alten Römern fand dieselbe am achten oder neunten Tage nach der Geburt statt. In Mexiko betete der Priester bei dieser Reinigungsfeierlichkeit zur Gottheit, sie möge huldvoll die von den Kindern vor der Gründung der Welt begangenen Sünden tilgen und denselben eine neue Geburt verleihen.** In Indien fleht der Götzenpriester mit lauter Stimme: „O Gott, rein, einzig, unsichtbar, ewig und vollkommen! wir bringen dir zum Opfer dieses Kind; es ist entsprossen aus heiligem Stamme, gesalbt mit unvergänglichem Öle, gereinigt im Wasser."*** Auch die blutigen Sühnopfer, welche man allenthalben den Göttern darbrachte, zielten dahin, der angebornen Unreinigkeit und Sündhaftigkeit entgegen zu wirken, und die strengen Kasteiungen der Indier haben gleichfalls hierin ihren Grund. Denn die Indier sowohl, als auch die Ägypter hielten das Leben für eine Züchtigungs- oder Büßungszeit.†

b) Das vielfache Elend des menschlichen Lebens und die traurige Erfahrung von der Verbreitung und Herrschaft des Bösen unter den Menschen war sehr geeignet, die aus uralter Überlieferung herstammende Kunde von einer angebornen Verderbtheit der menschlichen Natur zu bestätigen. Die alten Dichter bezeichnen ihr Zeitalter als ein eisernes, in welchem Sünde und Elend herrscht, und die Weltweisen klagen, daß das menschliche Leben nichts anderes, als eine Gefangenschaft, ein Büßungszustand oder eine Krankheit sei. „Was verberge ich unter milden Ausdrücken," ruft einer derselben aus,†† „die allgemeine Krankheit. Wir alle sind böse: böse leben wir unter Bösen. . . . Die Tugend ist schwer zu finden und bedarf eines Lenkers und Führers, aber auch ohne Lehrer lernt sie das Laster." „Viele weise Männer," spricht ein anderer,††† „beweinten nicht erst jetzt, sondern schon längst das Leben des Menschen und hielten dasselbe für eine Strafe." „Der Mensch," schreibt der römische Weltweise Cicero,†††† ist nicht von einer mütterlichen, sondern von einer stiefmütterlichen Natur erzeugt . . . doch liegt in ihm, wie unter Schutt begraben, ein, so zu sagen, göttlicher Funke des Geistes und Verstandes." Und an

* Lüken, „Die Traditionen des Menschengeschlechtes." — Auch die Griechen hatten in ihren Sagen unverkennbare Überreste und Anklänge der Tradition vom Sündenfalle. S. Döllingers „Heidentum und Judentum." (Bch. 5. 72 u. ff.) ** Lüken a. O. § 29. *** Rohrbacher, Kirchengesch. (Bd. 4. Bch. 2.)

† Lüken, Trad. des Menschengesch. § 44. †† *Seneca*, de ira, de benef. Natural. Quaest. L. 3. c. 30. ††† Der alte Philosoph Krantor, ein Platoniker. †††† De republ. 3.

einer andern Stelle* bestimmt ihn die Betrachtung der menschlichen Verirrungen und Trübsale, der Meinung vieler Weisen des Altertums beizutreten, „wir seien auf dieser Welt, um für Sünden zu büßen, die wir in einem andern frühern Leben begangen haben."**

* *Hortens.* apud S. August. contra Julian.

** Nicht überflüssig dürfte hier die Warnung sein, daß man bei der Beweisführung „aus dem Elende und der traurigen Geschichte der Menschheit" vor jenen Übertreibungen sich hüte, in welche mitunter, wie auch Kardinal Gousset bemerkt (Théol. dogm. Tom. 2. Part 2. Chap. 5. art. 2.), Prediger und Schriftsteller geraten, indem sie, durch unbehutsamen Eifer mißleitet, der jansenistischen Lehre sich nähern. Daß der Tod, die Mühsale des Lebens, der Kampf zwischen Geist und Fleisch Folgen der Sünde sind, wissen wir unbezweifelbar aus der göttlichen Offenbarung. Will aber jemand die Erbschuld aus der bloßen Vernunft dadurch beweisen, daß er den Grundsatz aufstellt, die gegenwärtigen Leiden, der Tod und die Widerspenstigkeit des Fleisches können jedenfalls n u r in der Sünde ihren Grund haben, so läßt sich dieses mit der Lehre des hl. Thomas und der hl. Kirche schwerlich in Einklang bringen. Der hl. Thomas lehrt offenbar das Gegenteil. (Sent. 1. Dist. 31. q. 1. a. 2.) „Gott," sagt er, „konnte zu Anfang, als er den Menschen schuf, auch einen andern Menschen aus dem Lehm der Erde bilden und ihn in seiner natürlichen Beschaffenheit lassen, daß er nämlich dem Tode und den Leiden unterworfen wäre und den Kampf des Fleisches wider den Geist erführe; denn dadurch würde der Natur des Menschen nichts entzogen, da dies vielmehr aus den Prinzipien der Natur folgt." Und die hl. Kirche hat sich im selben Sinne ausgesprochen, indem sie den oben S. 308 in der Note angeführten 55. Lehrsatz des Bajus verdammte. — Und in der That, wenn Gott auch jetzt die Gerechten ohne Rücksicht auf irgend eine Schuld, nur um sie zu prüfen und zu vervollkommenen, Schmerzen und Mühsalen unterwirft, wenn er sie auch jetzt in manche Versuchungen geraten läßt und will, daß sie durch Geduld im Leiden und durch Kampf gegen dieselben die ewige Seligkeit verdienen; warum hätte er nicht auch im Anfange den unschuldigen Menschen in einen solchen Zustand der Prüfung setzen können? Stand es ihm nicht frei, denselben einer schweren oder leichten Prüfung im Paradiese zu unterwerfen? Wie sollte das, was jetzt den göttlichen Vollkommenheiten nicht widerspricht, im Anfange widersprochen haben? Wäre es nicht Vermessenheit, der göttlichen Weisheit solche Schranken zu setzen und zu behaupten: Gott habe den Menschen nur so, wie er es wirklich gethan, auf die Probe stellen können? Der Umstand, daß die Heiden aus den vielfachen Leiden dieses Lebens den Schluß zogen, der Mensch müsse schon vor seinem Eintritte in dieses Leben sich einer Sünde schuldig gemacht haben, berechtigt keineswegs zur unbezweifelten Annahme, daß die Vernunft von den gegenwärtigen Drangsalen auf eine Erbschuld schließen m ü s s e. Denn erstens ist es mehr als wahrscheinlich, daß die heidnischen Weltweisen durch die Überlieferung der Uroffenbarung auf diesen Gedanken gerieten; zweitens würden sie die Quelle des menschlichen Elendes schwerlich in einer solchen Sünde gesucht haben, wenn sie sich zur Einsicht erschwungen hätten, daß Gott dem Menschen auch zur Prüfung, zur Läuterung und zur reichlichern Belohnung im zukünftigen Leben Leiden und Drangsale zuschicken könne. — Indessen wollen wir damit nicht leugnen, daß die Betrachtung und Darstellung des unverkennbaren Verfalles und Verderbnisses der menschlichen Natur sehr geeignet sei, den Ungläubigen zur Annahme dessen zu bestimmen, was die Offenbarung von der Erbsünde lehrt.

d) Natur der Erbsünde.

Ist die Erbsünde, wenngleich keine persönliche, dennoch eine wahre Sünde?

„Ja, sie ist eine wahre, eigentliche Sünde, welche von der Kirche als „Tod der Seele“ bezeichnet wird.“ — So bezeichnet dieselbe, in Übereinstimmung mit der hl. Schrift und mit der von den Aposteln herstammenden Erblehre, das Konzil von Orange und das von Trient. (Sitz 5, Kan. 2.)

1) Die Erbsünde ist also nicht, wie einige Irrlehrer zu behaupten wagten, der leibliche Tod. Dieser ging wohl als Strafe der Sünde unseres Stammvaters auf alle Menschen über, ist somit eine Folge der Sünde, aber nicht die Erbsünde selbst. Diesen Unterschied zwischen der Sünde und dem Tode, als Strafe derselben, macht ausdrücklich der Apostel Paulus (Röm. 5, 12.), indem er lehrt, daß der Tod durch die Sünde in die Welt gekommen und auf alle Menschen übergegangen sei, weil alle in Adam gesündigt haben. Darum erklärt das Konzil von Trient (Sitz. 5. Kan. 2.): „Wenn jemand behauptet . . . Adam habe durch die Sünde des Ungehorsams nur den Tod und die Strafen des Leibes auf das ganze Menschengeschlecht vererbt, nicht auch die Sünde, welche der Tod der Seele ist, der sei im Banne.“

2) Die Erbsünde ist ebensowenig die persönliche Nachahmung der Sünde Adams; d. h. die Erbsünde besteht nicht darin, daß wir aus eigener freier Wahl unserm Stammvater, welcher zuerst gesündigt hat, nachahmen und sündigen wie er. Deshalb lehrt das genannte Konzil (Sitz. 5. Kan. 3.), die Erbsünde sei eine „durch Fortpflanzung, nicht durch Nachahmung auf uns gekommene Sünde.“ Das leuchtet klar ein aus dem Umstande, daß viele kleine Kinder sterben. Denn warum sterben diese? Offenbar um der Sünde willen. Sagt ja die hl. Schrift ausdrücklich, durch die Sünde sei der Tod in die Welt, auf alle Menschen gekommen. Sie würden mithin nicht sterben, wenn sie keine Sünde hätten. Haben nun wohl die kleinen Kinder wie Adam persönlich gesündigt? Keineswegs. Sie haben ja den Gebrauch der Vernunft noch nicht, können folglich auch nicht mit Bewußtsein und freier Einwilligung sündigen, wie Adam es gethan. So sterben denn die Kinder um einer Sünde willen, die sie ererbt, nicht aber durch persönliche Nachahmung Adams begangen haben; die Erbsünde ist demnach etwas ganz anderes, als die Nachahmungssünde. Diesen eben aufgestellten Beweis führt auch der hl. Paulus an mit den Worten (Röm. 5, 14.): „Der Tod herrschte von Adam bis auf

Moses auch über diejenigen (die Kinder), welche nicht durch ähnliche (persönliche) Übertretung (des göttlichen Gebotes) wie Adam sündigten."

3) Die Erbsünde ist keine bloß äußerlich zugerechnete, sondern eine innerliche, jedem Menschen eigene Sünde; d. h. die Erbsünde ist nicht so zu verstehen, als wäre sie ihrem Wesen nach nicht in uns, sondern in Adam allein, würde uns aber darum zur Sünde angerechnet, weil wir Kinder Adams sind, zur Familie Adams gehören; gerade so wie man zuweilen einem Sohne die böse That seines Vaters unbilliger Weise zur Schuld anrechnet. Die Erbsünde muß vielmehr nach der Lehre der Kirche als eine Sünde betrachtet werden, die „jedem (einzelnen Menschen) als eigen innewohnt" (Konzil v. Trient, Sitz. 5. Kan. 3.); sie muß betrachtet werden als eine Makel oder Verunreinigung der Seele, welche vermöge der natürlichen Abstammung vom Vater auf das Kind übergeht. Denn wie hätte sonst dasselbe Konzil (Sitz. 5. Kan. 4.) erklären können, daß die Neugeborenen getauft werden, „damit durch die Wiedergeburt gereinigt werde, was sie durch die Geburt sich (Unreines) zugezogen"?

4) Auch läßt sich nicht sagen, die Erbsünde sei nichts anderes, als die unordentliche Begierlichkeit des Fleisches oder die böse Lust, welche infolge der Sünde Adams im Menschen erwacht ist. Denn da nach der Lehre der Kirche einerseits durch die Taufgnade „alles, was wahrhaft und eigentlich Sünde ist, getilgt wird," andererseits aber „die Begierlichkeit in den Getauften zum Kampfe zurückbleibt", so ist es klar, daß die Begierlichkeit nicht das Wesen der Erbsünde ausmacht, die, wie schon gesagt, wahrhaft und eigentlich Sünde ist. Wenn nun auch der Apostel die Begierlichkeit zuweilen Sünde nennt, so hat die katholische Kirche dennoch nie dafür gehalten, „es werde dieselbe in den Getauften darum Sünde genannt, weil sie wahrhaft und eigentlich Sünde sei, sondern nur darum, weil sie von der Sünde herrührt und zur Sünde geneigt macht." (Sitz. 5. Kan. 5.) — Und da ferner die Begierlichkeit ihrem Wesen nach vor wie nach der Taufe unleugbar dieselbe ist, so folgt aus der eben angeführten Lehre der Kirche, daß die Begierlichkeit auch in den Ungetauften keineswegs als Sünde im eigentlichen Sinne bezeichnet werden könne.

Die Erbsünde besteht demnach weder im leiblichen Tode und in den leiblichen Strafen, noch in der Begierlichkeit, noch in der persönlichen Nachahmung Adams, noch endlich in einer Schuld, die vermöge äußerer Zurechnung auf uns haftet. Sie ist nach der Lehre der Kirche eine wahre, eigentliche, jedem als eigen innewohnende Sünde, eine Sünde, die auf dem Wege natür-

licher Abstammung von Adam auf seine Nachkommen übergeht, dieselben gleich beim Eintritt ins Leben verunreinigt, sie zu Feinden Gottes und des Himmelreiches unwürdig macht, vielfachen Kämpfen und Trübsalen des Lebens und dem Tode selbst unterwirft.

Auf die etwaige Frage, wie wir denn, bevor wir nur da waren, in Adam schon eine Sünde thun konnten, sollte jedem Christen die Antwort genügen, welche der hl. Augustin dem Pelagianer Julian* gab: „Wenn wir auch weder durch die Vernunft erforschen, noch durch Worte erklären könnten, wie dieses geschehen sei, so steht dennoch fest, was von alters her vom wahrhaftigen katholischen Glauben verkündigt und in der ganzen Kirche geglaubt wird," daß nämlich alle Menschen in Adam gesündigt haben. Um jedoch die Art und Weise einigermaßen zu erklären, ist voraus zu bemerken, daß die Kirche nirgendwo lehrt, wir hätten schon vor oder beim Eintritt ins Leben eine sündhafte That vollbracht, wie Adam, als er von der verbotenen Frucht aß. Die Sünde, welche von unserm Stammvater auf uns übergeht und als Erbsünde an uns haftet, ist nach der einstimmigen Lehre der Gottesgelehrten keineswegs eine sündhafte **That**, sondern ein sündhafter **Zustand**, in den wir ohne unser eigenes freies Zuthun geraten.** — Es muß nämlich wohl unterschieden werden zwischen der Sünde als That und zwischen der Sünde als Zustand (aktueller und habitueller Sünde). Wer mordet, begeht eine sündhafte That, die oft in einem Augenblicke vorübergeht; allein auch nach vorübergegangener böser That bleibt im Thäter die Sünde als Zustand, d. h. die Sünde haftet noch an ihm; der Mörder bleibt noch vor Gott im Zustande der Sünde, somit im Stande der Ungnade und Feindschaft Gottes; und er bleibt darin so lange, bis er mittels der heiligmachenden Gnade, welche er durch die Sünde verloren hat, wieder geheiligt und mit Gott ausgesöhnt wird. Der Grund liegt darin, daß jede schwere Sünde eine freiwillige Abwendung von Gott, dem übernatürlichen Endziele, ist, mit dem wir in hl. Liebe vereinigt sein sollen. Wenn nun der Mensch sich durch die Sünde von Gott abgewendet hat, so bleibt er in diesem Abgewendetsein, in dieser Trennung von Gott, bis er wieder durch das Band heiliger, übernatürlicher Liebe mit Gott vereinigt wird. Und eben deswegen, weil diese Liebe, um den Menschen mit Gott, seinem übernatürlichen Ziele, zu vereinigen, auch ihrer Natur nach übernatürlich sein muß, so vermag der Mensch sich dieselbe nicht zu

* Contra Jul. L. 6. c. 5.

** *S. Thom.* De Malo q. 4. a. 2. ad. 4. Peccatum originale non eadem ratione dicitur peccatum, qua et actuale.

geben, noch sie aus eigener Kraft zu erringen; sie muß ihm von oben, als Gnade des hl. Geistes, eingegossen werden. Erst vermittelst dieser heiligmachenden Gnade tritt der Mensch aus dem sündhaften Zustand wieder in den Zustand der Heiligkeit und Gerechtigkeit, wird somit wiederum von jeglicher Sündenmakel gereinigt, ein Kind Gottes, ein Gegenstand des göttlichen Wohlgefallens. So lange nun dieser sündhafte Seelenzustand dauert, ist die Seele in den Augen Gottes und für den Himmel tot, weil des Gnadenlebens beraubt; sie kann in diesem Zustande weder in den Himmel eingehen, noch etwas Verdienstliches für den Himmel wirken. Darum wird auch diese zuständliche Sünde mit Recht Tod der Seele genannt. — Das von der Todsünde überhaupt Gesagte läßt sich nun auch leicht auf die Erbsünde anwenden. Die Erbsünde in ihrem Ursprunge, d. h. in der Quelle betrachtet, woraus sie über das ganze Menschengeschlecht sich ergießt, ist die sündhafte That, der Ungehorsam unseres Stammvaters. Die Erbsünde in uns ist der sündhafte Zustand, in welchen das ganze Menschengeschlecht durch Adams Sünde geriet, und in welchen jeder einzelne Mensch durch die Abstammung von Adam, d. h. durch Teilnahme an der sündhaften Natur des gefallenen Stammvaters, gerät. Es ist dieses ein Zustand des Abfalles, des Abgewendetseins von Gott, ein Zustand der Feindschaft Gottes, in welchem wir Gott zwar nicht hassen, aber ihm dennoch mißfallen, weil uns die Heiligkeit und Gerechtigkeit, womit er uns im Stammvater ausgestattet hatte, gänzlich mangelt; weil wir nicht mehr durch den Geist heiliger Liebe seine Kinder, nicht mehr fähig sind, das ewige Leben zu erlangen, wie wir es in Adam waren und den Absichten seines hl. Willens gemäß verbleiben sollten. Wir sind geistig tot.*

Um dieses besser zu verstehen, muß noch einmal in Erinnerung gebracht werden, daß nach Gottes weiser Absicht die gesamte Menschheit in und mit Adam die übernatürlichen Gaben empfangen hatte, da nach dem Ausspruche des hl. Augustin in Adam alle Menschen einer waren. In Adam, als dem Keime, woraus sich das ganze Geschlecht naturgemäß entwickeln sollte, war somit dasselbe ein heiliges, gottgefälliges Geschlecht, mit Gott durch die Gnade, durch übernatürliche Liebe aufs innigste vereinigt, bestimmt, ihn in seiner Glorie ewig zu schauen, zu lieben und zu verherrlichen. Weil nun alle in Adam mit Gott vereint waren, so

---

* *S. Thom.* De Veritate q. 24. a. 11. ad. 2. Sciendum est, quod in peccato originali est habitualis aversio a bono incommutabili (Deo); cum habens peccatum originale non habeat cor Deo conjunctum per charitatem. Et sic quantum ad habitualem aversionem eadem ratio est de existente in peccato originali et mortali.

erfolgte aus der Sünde, wodurch derselbe sich von Gott abwandte und die Gnade verscherzte, daß auch das ganze Geschlecht mit ihm von Gott abfiel und in den öfters bezeichneten sündhaften Zustand versank. So fällt auch eine ganze Kette und die einzelnen Ringe derselben in die Tiefe, wenn ihr erster Ring, welcher in der Höhe befestigt war, zerbricht und herabfällt. Die Sünde des Stammvaters hat also das Band zerrissen, welches anfänglich alle Menschen samt und sonders mit Gott verknüpfte, und das gesamte Menschengeschlecht ist infolge dieses Abfalles, wie Adam selbst, von Gott abgewendet, geistig tot, durchaus unfähig, mit Gott, seinem übernatürlichen Endziel, in hl. Liebe sich zu vereinigen, d. h. seine höhere, übernatürliche Bestimmung zu erreichen. Und dieser gnadenlose Zustand ist das traurige Erbteil, welches wir auf dem Wege der natürlichen Abstammung von Adam überkommen. Wie sollte da Gottes Wohlgefallen auf uns ruhen können? Wie wäre es möglich, daß der Allerhöchste an dem Gefallen hätte, was seiner weisen und liebreichen Anordnung zuwider ist, an einer Natur, die ihr übernatürliches Leben verloren hat?* —

Das Gesagte dürfte auch in den Worten des hl. Paulus: „Wir sind von Natur Kinder des Zornes" (Eph. 2, 3.), seine Begründung und Erläuterung finden. Aus denselben ergiebt sich nämlich folgerecht, daß in der Beschaffenheit unserer von Adam abstammenden Natur etwas liegt, was Gott mißfällt, was er billiger Weise verabscheut. Nun verabscheut aber der Allerheiligste nichts, als was seinem hl. Willen, seiner göttlichen Anordnung widerstrebt, und nichts widerstrebt hinwiederum seinem hl. Willen als die Sünde, mag dieselbe eine freie Willensthat, oder ein aus solcher That entsprungener Zustand sein. Denn eben darin liegt das Wesen der Sünde, daß sie ein Widerspruch gegen die von Gott gewollte Ordnung ist; sobald die Sünde schwindet, kehrt alles wiederum in die von ihm festgesetzte Ordnung zurück. Es befindet sich mithin, nach der Lehre des Apostels, die menschliche Natur in einem sündhaften Zustande, weil sie nicht mehr ist, was sie nach des Allerhöchsten Willen und Absicht sein sollte. Gott sieht die Absicht seiner gnadenreichen Liebe vereitelt und kann nicht mehr wohlgefällig auf den entwürdigten Menschen herabblicken.**

---

* *S. Thom.* de Malo q. 4. a. 2. ad 10. Peccatum originale est peccatum naturae; et ideo inordinatio naturae per subtractionem originalis justitiae facit rationem peccati orginalis.

** Daß die Erbsünde in jedem Adamskinde ein Zustand des ererbten geistigen Todes sei, ist die Lehre der Kirche; daß dieselbe eine Sünde der Natur, ein Abgewendetsein des menschlichen Geschlechtes von Gott, seinem letzten Ziele, sei, welches Abgewendetsein aus dem Verluste der ursprünglichen

Auf die weitere Frage, wie dieser Zustand der Natur jedem einzelnen Menschen zu eigen werde, läßt sich kurz die Antwort geben, derselbe gehe auf jeden einzelnen über wie die Natur selbst, nämlich auf dem Wege der naturgemäßen Abstammung, d. h. durch Teilnahme an der in Adam, als in ihrem Keime, angesteckten menschlichen Natur. Ganz in demselben Sinne bemerkt der hl. Thomas:* Wir haben alle in Adam gesündigt, jedoch nicht so, als hätten wir alle mit Adam die böse That wirklich verübt, die verbotene Frucht gegessen; sondern in der Weise, daß wir alle in Adam unsern natürlichen Ursprung, mithin Teil haben an jener Natur, welche durch die Sünde unseres Stammvaters befleckt und verderbt wurde, und welche deshalb mit Recht eine gemeine Sündennatur genannt wird. — In diesem sündhaften Zustande befleckter, Gott mißfälliger

Heiligkeit und Gerechtigkeit, vorzüglich der heiligmachenden Gnade erfolgt und seinen letzten Grund in der Sünde Adams hat, die er als Haupt und Stammvater des Geschlechtes beging, — dieses ist zwar nicht Lehre der Kirche, wohl aber der Schule; da die Kirche über das Wesen der Erbsünde nichts Näheres bestimmt hat. Wir glauben dennoch, daß der Katechet die Natur der Erbsünde ohne Bedenken dieser Lehre der Schule gemäß erklären darf, um die Schwierigkeiten zu lösen, welche vielseitig gegen das Dogma von der Erbsünde erhoben werden: Schwierigkeiten, die dahin gehen, die kirchliche Lehre von der Erbsünde zu entstellen, oder die Möglichkeit einer solchen Sünde zu leugnen. Darum wurde diese Lehre der Theologie hier einläßlicher erklärt und begründet. — Der Bellarminsche Katechismus, der auf Befehl des Papstes verfaßt, eingeführt und verbreitet wurde, erklärt wie wir die Erbsünde als einen Verlust der göttlichen Gnade, durch welche unsere Stammeltern gerecht und Freunde Gottes waren, „mit welchem Verluste wir geboren werden, und aus welchem die Unwissenheit, der Hang zum Bösen u. s. w. hervorgehen." Die ältesten und angesehensten Theologen, an ihrer Spitze der hl. Anselm, Thomas von Aquin, Bonaventura, geben dieselbe Erklärung. (*S. Anselm.* de concept. Virg. cap. 27: „Hoc peccatum, quod originale dico, aliud intelligere nequeo in iisdem infantibus, nisi ipsam, factam per inobedientiam Adae, justitiae debitae nuditatem." — *S. Thom.* de Malo. q. 4. a. 2: „Originale peccatum simpliciter est originalis justitiae carentia." — *S. Bonaventura* Breviloq. P. 3. c. 5: „Certum est, quod omnes nascimur natura filii irae, ac per hoc privati rectidudine originalis justitiae, quam privationem vocamus originalem culpam.") Gehen auch die Gottesgelehrten zum Teil in ihren Ansichten auseinander, wenn es sich um die schärfere Bestimmung handelt, worin die Erbsünde in formeller und materieller Hinsicht eigentlich bestehe, so kommen sie doch darin überein, daß sie überhaupt im Mangel der Heiligkeit und Gerechtigkeit bestehe, womit unsere Natur anfänglich ausgestattet war, und deren wir in Adam verlustig gegangen sind. Auch in neuerer Zeit nähern sich die angesehensten Theologen wieder häufig dieser Lehre der Schule.

Die etwaige Einwendung, daß der Verlust der Gnade nicht die Sünde selbst sein könne, da derselbe vielmehr die Folge und Strafe der Sünde sei, ließe sich so beantworten: Dieser Verlust war in Adam die nächste Folge und Strafe der Sünde, in uns aber ist derselbe nicht bloß Folge und Strafe, sondern die Sünde selbst oder besser die nächste Ursache derselben. Der Grund liegt darin, daß die Sünde in Adam eine wirkliche (aktuelle) war, zu welcher sich der Verlust der Gnade lediglich als Folge verhält, in uns aber eine angestammte zuständliche (habituelle) Sünde, eine Sünde der Natur ist.

* Contra Gentil. L. 4. c. 52.

Natur verbleibt jeder Nachkomme Adams, bis er durch die Taufgnade Gott neuerdings in hl. Liebe zugewendet wird. Zwar empfängt der Mensch im Sakramente der Wiedergeburt nicht alle Vorzüge wieder, womit seine Natur im Anfange begabt war; es bleibt noch die natürliche Unwissenheit, die Neigung zum Bösen, der Tod und die Mühsale des Lebens. Allein desungeachtet ist der Wiedergeborne nicht mehr in einem sündhaften, dem göttlichen Willen widerstrebenden Zustande. Vom Augenblicke der Wiedergeburt an gehört der Sohn des ersten Adam einer andern Ordnung, einem neuen Geschlechte an; er ist in Gottes Augen ein Sprößling, ein Glied des zweiten Adam (Vergl. Konz. von Trient, Sitz. 6. Kap. 4.), somit ein Kind der Verheißung, ein Erbe der unvergänglichen Herrlichkeit. Mit der heiligmachenden Gnade, die er in der Taufe erhält, empfängt er zugleich die göttlichen Tugenden und eine neue höhere Kraft, um die in der angestammten Natur übermächtige Begierlichkeit zu besiegen. Kurz, alles Sündhafte wird im Getauften getilgt, und das Ebenbild Gottes und die Lebensgemeinschaft mit Gott wieder erneuert.* Darum gilt von der Taufgnade, was von der Weisheit geschrieben steht: „Mit ihr kam mir zugleich alles Gute; denn ein unerschöpflicher Schatz ist sie dem Menschen, und die sie benützen, sind teilhaftig der Freundschaft Gottes" (Weish. 7, 11. 14.), können somit nicht mehr Kinder des göttlichen Zornes sein.

Man wende gegen die Lehre von der Erbsünde nicht ein, daß zum Wesen der Sünde auch ein Willensakt gehöre, und daß ein neugebornes Kind eines solchen gar nicht fähig sei. Wäre die Erbsünde eine thätliche (aktuelle) Sünde, so würde freilich vonseiten des Kindes auch ein Willensakt dazu erfordert. Da sie aber, wie oben erklärt worden, eine zuständliche (habituelle) Sünde ist, die als Beschaffenheit an unserer Natur haftet, so geht sie, ohne daß wir unsern Willen darein geben, naturgemäß auf uns über. Denn wir können die menschliche Natur nur als so beschaffen erhalten, wie sie es wirklich ist, nämlich als in ihrem Keim verderbt und befleckt. Es verhält sich mit der zuständlichen Sünde überhaupt, wie mit der Lage eines Menschen, der von der Hand seines Freundes sich losreißt und in einen tiefen Brunnen stürzt. Es bedarf freilich eines Willensaktes, um sich so mutwillig in den Brunnen zu stürzen, aber keines zweiten, um nach dem Sturze darin zu verbleiben. Mag er jetzt

---

* *S. Thom.* de Malo q. 4. a. 2. ad ultimum 2. et a. 6. ad 4. et 7: Justitia originalis restituitur in baptismo, quantum ad hoc, quod superior pars animae conjungitur Deo, per cujus privationem inerat reatus culpae; sed non quantum ad hoc, quod rationi subjiciantur inferiores vires . . . Et sic, quantum ad superiorem partem, anima participat novitatem Christi. Sed quantum ad inferiores animae vires et ad ipsum corpus, remanet adhuc vetustas, quae est ex Adam . . . (Porro) vires inferiores non sunt susceptivae culpae, nisi inquantum possunt moveri a superioribus. Et ideo remota culpa a superiori parte animae, non remanet ratio culpae in inferioribus. — Selbstverständlich kann nur das eigentlich Sünde sein, was in der geistigen, schuldfähigen Natur dem Willen und der Anordnung Gottes zuwider ist. Der leibliche Tod, von dem der Mensch der ursprünglichen Anordnung Gottes gemäß ebenfalls frei sein sollte, ist nicht Sünde, sondern nur Strafe derselben; denn die leibliche Natur ist an und für sich nicht schuldfähig, non est susceptiva culpae.

tausend Willensakte machen und sich aus allen Kräften bemühen, aus der Tiefe hervorzugehen, er bleibt im Abgrunde, bis eine rettende Hand ihn herausholt. So ergeht es auch jedem Sünder. Damit z. B. der Mörder im Sündenzustande, worein er sich durch eine freiwillige Mordthat gestürzt hat, verbleibe, ist keineswegs nötig, daß er den Willen zu morden erneuere oder bekräftige; er verbleibt auch ohne das im Zustande der Sünde, bis die heiligmachende Gnade wieder in sein Herz einkehrt. — Daraus erklärt sich, wie ein Kind, bevor es nur Böses zu wollen vermag, dennoch ein Erbsünder sein kann. Es ist im Zustande der Sünde, d. h. ohne die ursprüngliche Heiligkeit und Gerechtigkeit geboren, und es bleibt in diesem gnadenlosen Zustande, auch ohne seinen Willen mit Bewußtsein darein zu geben, bis es in der Taufe durch die Gnade Jesu Christi geheiligt und gerechtfertigt wird. (1. Kor. 6, 11.)

Man glaube jedoch nicht, daß ein sündhafter Zustand auch ohne irgend einen vorhergehenden Willensakt entstehen könne. Nein, das Böse hat immer im bösen Willen des Menschen seinen Ursprung; denn Gott, der Allerheiligste, kann nicht der Urheber des Bösen sein. Vielmehr liegt eben darin der letzte Grund, warum der gnadenlose und krankhafte Erbzustand der Adamskinder eine Sünde ist; weil er nämlich vom bösen, sündhaften Willen, vom Ungehorsam des Stammvaters herrührt.* Denn der erbliche Mangel der ursprünglichen Heiligkeit und Gerechtigkeit ist nicht an und für sich Sünde; er ist dies bloß durch seine Beziehung auf die freie Sündenthat Adams, von welcher jener Mangel sich herschreibt.**

---

* Die hier gegebene Erklärung ist im Grunde die des hl. Kirchenlehrers Augustinus. (Oper. imperf. contra Jul. L. 4. c. 95—102.) Der Pelagianer Julian hatte eingewendet, daß die unmündigen Kinder keiner Sünde schuldig sein können, weil es keine Sünde ohne freien Willen gebe. Hierauf antwortete der Heilige, daß die Sünde, welche ohne freien Willen nicht begangen werden kann, dennoch im Sünder, auch gegen seinen Willen, so lange verbleibe, bis sie vergeben ist. So verhalte es sich auch mit der Erbsünde: ohne den Willen des ersten Menschen konnte sie nicht stattfinden, dieselbe verbleibe jedoch in seinen Nachkommen ohne ihren Willen. Hoc peccatum, quod sine voluntate esse non potest, haeret sine voluntate nascentibus. Zufolge dieser Erklärung braucht man nicht zur Lösung der Schwierigkeit anzunehmen, daß im sündhaften Willen des Stammvaters der Wille seiner Nachkommen eingeschlossen war, wie z. B. das weltliche Gesetz in gewissen Fällen dem Mündel den Willensakt des Vormundes zurechnet.

** Zum bessern Verständnisse merke man sich den Unterschied zwischen Mangel, Übel und Schuld oder Sünde. Daß ein Schlafender des Gebrauches der Vernunft entbehrt, ist bloß ein Mangel höherer Vollkommenheit, der z. B. in Christus, dem Herrn, nicht stattfand. Daß aber derselbe einem Irren abgeht, ist ein Übel; denn er sollte ihn naturgemäß haben. In einem Betrunkenen ist aber ein solcher Mangel nicht nur ein Übel, sondern auch eine Sünde, insofern er nämlich denselben durch sündhafte Unmäßigkeit herbeigeführt hat. Darum ist der Zustand des letztern häßlich und erregt Abscheu, während der Zustand des Irren vielmehr Mitleid erregt. — So verhält es sich nun auch in betreff des Erbzustandes. Wenn man den Mangel der ursprünglichen Gerechtigkeit an sich betrachtet und sich den Fall denkt, wo Gott den Menschen ohne diesen Vorzug erschaffen hätte, so ist dieser Mangel kein Übel zu nennen, und noch viel weniger eine Sünde; denn

Was bisher über die Natur der Erbsünde und über die Art ihrer Fortpflanzung gesagt worden ist, läßt sich in folgender Weise kurz zusammenfassen. Jede Sünde ist ihrem Wesen nach Abkehr von Gott oder, wie schon bemerkt worden, Widerspruch gegen die von Gott gewollte Ordnung, und eben deshalb an sich böse, mithin des göttlichen Hasses würdig. Solcher Widerspruch kann aber nur aus einem verkehrten Willensakt hervorgehen; und dieser fand wirklich statt in Adam, dem Prinzip (Ursprung, Keim) unserer Natur und Repräsentanten der gesamten Menschheit, die in ihm mit Gnaden bereichert und durch ihn derselben beraubt, von Gott, ihrem Endziele, abgewendet wurde. So ward die menschliche Natur durch die Sünde des einen verderbt und angesteckt; hierdurch aber, und indem alle Menschen auf dem gewöhnlichen Wege der Abstammung an der verderbten Natur dieses einen teil nehmen, werden sie alle von der Sünde angesteckt.*

e) Folgen der Erbsünde.

Welche bösen Folgen sind mit der Erbsünde auf alle Menschen übergegangen?

1) „Die Ungnade Gottes und mit ihr der Verlust der Kindschaft Gottes und des Erbrechtes zum Himmelreich."

Alles, was Adam durch die Sünde des Ungehorsams verloren hat, ist in seinen Nachkommen nicht wieder zu finden; weil er alles nicht bloß für sich, sondern auch für die ganze Nachkommenschaft verloren hat. Wie demnach Adam nach seinem Falle

---

der Mensch besäße in diesem Zustande alles, was er seiner Natur und seiner natürlichen Bestimmung gemäß haben müßte. Wenn man aber auf das sieht, was die menschliche Natur von Anbeginn durch Gottes Gnade besaß, und, damit ihr die Erreichung des übernatürlichen Zieles möglich sei, fort und fort besitzen muß, so ist ein solcher Mangel ein Übel, und insofern er durch den freien Willen verursacht ist, eine Sünde. (Siehe Kleutgen, Theolog. der Vorzeit. Bd. 2. Abhdl. 10. Hpst. 1. §. 9.) Im Einklange damit lehrt der hl. Thomas (contra Gent. L. 4. c. 52.): Quia destitutio (gratiae originalis) ex voluntario peccato processit, defectus consequens suscipit culpae rationem. Sic igitur defectus hujusmodi culpabilis est per comparationem ad primum principium, quod est peccatum Adae.

* Diese Erklärungsweise gründet sich auf die Lehre des hl. Anselm, des hl. Thomas, des hl. Bonaventura in den schon angeführten Werken. Alle drei lehren, daß von Adam die Natur, und von dieser alle Menschen mit der Sünde befleckt werden. Wie hat aber Adam die Natur befleckt? Dadurch, daß er dieselbe der übernatürlichen Vorzüge beraubte, welche mit ihr auf alle Menschen sich fortpflanzen sollten. So z. B. der hl. Thomas, Comp. theol. c. 197: Primum peccatum primi parentis sustulit donum totum (originalis justitiae), quod supernaturaliter erat collatum in humana natura personae primi parentis; et sic dicitur corrupisse vel infecisse naturam. Dabei ist nicht zu übersehen, daß wegen Beraubung der heiligmachenden Gnade nicht nur das Verhältnis unserer Seele zu Gott, sondern auch ihr physischer Zustand ein anderer ist, als er ursprünglich war. (S. Kleutgen a. a. O.)

die heiligmachende Gnade, die Kindschaft Gottes, das Erbrecht des Himmels nicht mehr hatte, so entbehren auch wir schon beim Eintritt ins Leben dieser Gnadengaben. Schon im ersten Augenblicke des Daseins geht uns die heiligmachende Gnade ab, womit uns Gott in Adam ausgestattet, und eben deshalb sind wir im Stande der Ungnade; wir sind Gott mißfällig, weil er uns, die er im Anbeginn zum himmlischen Hochzeitsmahle geladen hatte, ohne hochzeitliches Kleid erblickt. Als Kinder des Zornes (Eph. 2, 3.) sind wir unfähig, das Himmelreich zu erben, welches er uns in seiner väterlichen Liebe bereitet und zugedacht hatte. Darum müssen wir, um dereinst in dasselbe einzugehen, durch die hl. Taufe, als durch eine neue Geburt, zu Kindern Gottes werden. Denn so lehrt Jesus Christus selbst: „Wenn jemand nicht wiedergeboren wird aus dem Wasser und dem hl. Geiste, so kann er in das Reich Gottes nicht eingehen." (Joh. 3, 5.)

2) „Unwissenheit, Begierlichkeit und Neigung zum Bösen."

Nach der Ansicht Luthers und der ersten Reformatoren war im gefallenen Menschen nicht das geringste Gute, auch kein Fünklein geistiger Kraft mehr zurückgeblieben; er war ganz böse, für alles Gute völlig erstorben, sein Wille war in bezug auf geistige Dinge ganz unvermögend, wie ein Stein, ein Klotz.* Dergleichen Ansichten, welche selbst der Erfahrung und der gesunden Vernunft widersprechen, hat die katholische Kirche im Konzil von Trient verworfen und ausdrücklich erklärt (Sitz. 6. Kap. 1 u. Kan. 5.), der freie Wille Adams sei durch die Sünde wohl geschwächt und gebeugt, jedoch keineswegs vernichtet worden. Wie es sich aus dem bereits Gesagten ergiebt, hat der Mensch durch den Sündenfall keine seiner natürlichen Kräfte eingebüßt. Es blieb der Seele Adams und bleibt auch uns, seinen Nachkommen, die Fähigkeit, das Wahre zu erkennen und das Gute zu wollen; allein durch die Entziehung oder Vorenthaltung der übernatürlichen Kräfte wurde dieselbe gelähmt und krankhaft, gleich einer Blume, die in Ermangelung der erwärmenden Sonne und des befruchtenden Regens matt und welk wird.

Durch die Sünde des Stammvaters wurde, wie schon erklärt, das Licht seines Verstandes verdunkelt, die Kraft seines Willens geschmälert, und es entstand in ihm die unordentliche Begierlichkeit, die Neigung zum Bösen. Eben diese Wunden hat die Sünde Adams auch uns und allen Menschen beigebracht: — a) die Wunde der Unwissenheit. Wie groß und allgemein die Unwissenheit unter den Menschenkindern sei, beweisen die unzähligen beklagenswerten Irrtümer derselben in den wichtigsten Wahrheiten und Angelegenheiten, namentlich in bezug auf das Höhere und Göttliche. Wie oft geschieht es, daß man „das Gute

* Möhlers, Symbolik. (Bd. 1. Kap. 12. § 6.)

bös und das Böse gut nennt und so die Finsternis zu Licht und das Licht zu Finsternis macht"? (Js. 5, 20.) Hat nicht die Welt durch ihre vermeintliche Weisheit Gott selbst in seiner Weisheit verkannt? Hat sie nicht statt des unsterblichen Gottes Stein und Holz, vierfüßige und kriechende Tiere angebetet? (Röm. 1, 23.) (Auf welche Irrwege die menschliche Vernunft geraten, sieh S. 34. u. ff.) — b) Die Wunde der Begierlichkeit des Fleisches und Neigung des Willens zum Bösen. Wenn auch der Mensch im gegenwärtigen Zustande der Sündhaftigkeit und des Verfalles das Gute erkennt, dem Geiste nach es billigt und Wohlgefallen daran hat, so widerstreitet dennoch die unordentliche Sinnlichkeit oder die Begierlichkeit des Fleisches und lockt den höhern Willen zur Sünde an. Das empfand selbst der Apostel Paulus: „Ich habe Lust," sagt er (Röm. 7.), „am Gesetze dem innern Menschen nach. Ich sehe aber ein anderes Gesetz in meinen Gliedern, welches dem Gesetze meines Geistes widerstreitet." Deshalb seufzet er: „Ich unglücklicher Mensch! wer wird mich von dem Leibe dieses Todes befreien?"; d. h. wer wird mich von der Begierlichkeit, die meinem Leibe innewohnt, und die mich in Sünde und Tod stürzen möchte, befreien? Man werfe übrigens nur einen Blick auf die Geschichte des Menschengeschlechtes, um sich zu überzeugen, wie tief und gefährlich diese Wunde sei. Schon Adam und Eva mußten mit bitterm Schmerze wahrnehmen, wie die böse Begierlichkeit, die sich durch ihren Ungehorsam entfesselt hatte, in ihrer Familie das schrecklichste Unheil anrichtete. Der Neid bemächtigte sich des Kain, ihres ältesten Sohnes, und verleitete denselben, seinen unschuldigen Bruder Abel zu ermorden. Fruchtlos war an ihn die Mahnung des Herrn ergangen: „Die sündhafte Begier soll unter dir sein, und du sollst über sie herrschen." (1. Mos. 4, 7.) Die spätern Nachkommen Adams verliefen sich alle auf dem Wege ihrer sündlichen Gelüste in dem Maße, daß „alles Dichten ihres Herzens immerdar zum Bösen geneigt war, und es Gott reuete, den Menschen geschaffen zu haben auf Erden." (1. Mos. 6, 5. 6.) Darum brach auf Gottes Geheiß die Sündflut über die Erde herein und vertilgte alles Fleisch, „das seinen Weg verderbt hatte auf Erden." Nur der gerechte Noe mit seiner Familie entging dem allgemeinen Verderben. Aber auch nach der Sündflut folgten Verbrechen, die aus böser Lust entsprangen, in langer, ununterbrochener Weise auf einander; fort und fort bis zum heutigen Tage machte dieselbe dem Allerhöchsten die Herrschaft des menschlichen Herzens streitig. Das nämliche lehrt uns der unbefangene Blick in unser eigenes Herz. Wie viele Mängel und Gebrechen, wie viele unordentliche Regungen, wie viele Unredlichkeiten entdecken wir darin!

Es sind ihrer mehr, als Sandkörner am Gestade des Meeres. Und welches ist die Quelle von dem allen? Es ist die uns angeborne Neigung zum Bösen, das unersättliche Gelüsten nach allem, was unserer Sinnlichkeit und unordentlichen Eigenliebe zusagt.

Dieser verderbliche Hang offenbart sich schon in frühester Jugend. Das bezeugt die hl. Schrift selbst mit den Worten: „Der Sinn und die Gedanken des menschlichen Herzens sind zum Bösen geneigt von Jugend auf.“ (1. Mos. 8, 21.) Wer immer kleine Kinder mit Aufmerksamkeit beobachtet, der wird aus eigener Überzeugung jenem Ausspruche des heiligen Geistes beistimmen. Das Kind, sich selbst überlassen, zieht leider nur zu oft das Böse dem Guten vor. Es hat nicht selten seine Freude am Zerbrechen und Zerstören, und zwar eine um so größere, je unwilliger seine Umgebung darüber wird. Gelingt es ihm erst, der Strafe zu entrinnen, dann ist seine bösartige Freude vollkommen. Ein nicht geringeres Vergnügen bietet manchen Kindern das Werfen und Schlagen, das Verstümmeln und Töten von Tieren, und selbst das Necken und Quälen anderer Kinder, die ruhiger oder schwächer sind, als sie. Trifft man nicht auch solche an, denen es im elterlichen Hause an nichts gebricht, und die nichtsdestoweniger die Speicher und Gärten ihrer Nachbaren beschleichen, um mit irgend einer verbotenen Frucht ihre Eßlust zu befriedigen? Und der Hang zum Lügen, Hehlen und Verstellen, zum Zürnen, Trotzen, Grollen und andern noch schlimmern Unarten, wie oft tritt er nicht schon bei den Unmündigen hervor! — Wie dankbar sollen daher die Kinder sein, wenn ihre Eltern und Lehrer sie überwachen! wie dankbar, wenn dieselben mit größter Sorgfalt jeden Zündstoff der Leidenschaften von ihnen ferne halten! [83] wie dankbar, wenn der Vater, die Mutter, oder wer immer ihnen zu befehlen hat, den ersten Ausbrüchen derselben mit Ernst und vernünftiger Strenge entgegentreten! Wie dankbar sollen die Kinder selbst dann sein, wenn man sie für bedeutendere oder öfters wiederholte Vergehen selbst empfindlich straft! Die Zuchtrute ist eines der wirksamsten Mittel, um die Wunde der Begierlichkeit in den Herzen der Kinder zu heilen. Darum sagt der hl. Geist in der Schrift: „Rute und Strafe geben Weisheit.“ (Spr. 29, 15.) Darum zählt derselbe die Züchtigung zu den Beweisen wohlverstandener elterlicher Liebe, indem er spricht: „Wer die Rute spart, hasset seinen Sohn; wer ihn aber lieb hat, hält ihn beständig in der Zucht.“ (Spr. 13, 24.)

3) „Allerlei Mühseligkeiten, Schmerzen, Plagen und endlich der Tod.“ — Dies bezeugt die hl. Schrift, und die tägliche Erfahrung bestätigt es in augenfälliger Weise. Im Buche Sirach (40, 1. u. ff.) heißt es: „Viele Mühseligkeit ist allen Menschen anerschaffen. Ein schweres Joch liegt auf den Kindern Adams vom Tage an, da sie aus ihrer Mutter Schoß kommen, bis zum Tage, da sie in die Erde, die unser aller Mutter ist, begraben werden. Ihre Gedanken und die Besorgnisse ihres Herzens gehen auf die Erforschung dessen, was ihnen bevorsteht, und auf den Tag des Todes. So bei dem, der auf dem herrlichen Throne sitzt,

wie bei dem, der bis zu Staub und Asche gedemütigt ist; bei dem, der im himmelblauen Kleide geht und die Krone trägt, wie bei dem, den grobe Leinwand deckt." Und der Prediger (4, 1. 2.) sagt: „Ich sah die Bedrückungen, die unter der Sonne geschehen, die Thränen der Unschuldigen, und wie kein Helfer ist. Da pries ich die Toten glücklicher, als die Lebendigen." Mit diesen Zeugnissen der hl. Schrift stimmt vollkommen überein das treffende Wort des heidnischen Schriftstellers Plinius. Dieser bemerkt in der Einleitung zu seiner Naturgeschichte: „An Händen und Füßen gebunden, liegt weinend das Geschöpf da, das über andere herrschen soll, und beginnt sein Leben mit Leiden der einzigen Schuld wegen, daß es geboren worden. O Thorheit der Menschen, die nach solchem Anfange zum Stolze geboren zu sein wähnen!" Und wahrlich nicht minder thöricht ist der Mensch, der da meint, er sei hienieden zu Freuden und ungetrübtem Wohlleben geboren, und schon auf dieser Erde müsse ihm seine Seligkeit erblühen. Die Leiden und Plagen, die jeder Tag im Gefolge hat, sollten doch hinreichen, den verblendetsten zu enttäuschen. — Daß auch der Tod das bittere, unabweisliche Los aller Adamskinder ist, liegt jedermann allzuklar vor Augen. Was ist die ganze Erde anders, als ein großes Leichenfeld, als ein Grabhügel, in dem Tausende von Geschlechtern in den Fesseln des allgemeinen Siegers liegen, bis am Tage des Gerichtes, wo Gottes Allmacht die Allherrschaft des Todes brechen, d. h. die Menschen wieder zum Leben erwecken wird? — Die schrecklichste aller Strafen ist jedoch der ewige Tod, die ewige Verdammnis. Wie nämlich das übernatürliche Leben der Seele im Besitze der heiligmachenden Gnade besteht, so besteht auch der übernatürliche Tod der Seele im Mangel oder Verlust derselben. Und wie das übernatürliche Leben der Seele erst nach dem zeitlichen Leben durch die ewige Anschauung Gottes vollendet wird, so wird auch der Tod der Seele erst nach dem leiblichen Tode zum vollendeten ewigen Tode, dadurch nämlich, daß die Seele ewig von Gott abgewendet bleibt und sonach der ewigen Verdammnis anheimfällt. Daraus ist aber nicht der Schluß zu ziehen, daß die ungetauften Kinder, welche bloß mit der Erbsünde befleckt aus diesem Leben scheiden, zu den Qualen der Hölle verdammt werden. Nirgends wird dieses von der Kirche gelehrt. Der Papst Innocenz III.* spricht sich mit den angesehensten Gottesgelehrten vielmehr dahin aus, „die Strafe der Erbsünde sei die Entbehrung der Anschauung Gottes, die Strafe der wirklichen Sünde aber die ewige Höllenqual."

---

* Extravag. c. Majores, de baptism.

Eine weitere Folge der Erbsünde ist die Knechtschaft des Satans, die nach der Lehre des Trienter Konzils mit der von Gott verhängten Strafe des Todes verbunden ist. Die hierauf bezüglichen Worte des Kirchenrates lauten: „Wenn jemand nicht bekennt, daß der erste Mensch, nachdem er im Paradiese das Gebot Gottes übertreten, sich den ihm von Gott zuvor angedrohten Tod, und mit dem Tode die Gefangenschaft unter der Gewalt dessen, der darauf die Herrschaft über den Tod hatte, d. h. des Teufels, zugezogen habe, der sei im Banne." (Sitz. 5. Kan. 1.) Als „Lügner und Menschenmörder von Anbeginn" hat der Satan die Sünde und durch die Sünde den zeitlichen und ewigen Tod in die Welt eingeführt; er ist demnach der Fürst des Todes, sein Reich ein Reich des Todes, weil ein Reich der Ungnade. Wer immer daher in der Ungnade Gottes lebt, mithin vom Reiche Gottes, vom Reiche des Lebens und des Lichtes ausgeschlossen ist, der gehört zum Reiche des Satans, zum Reiche des Todes und der Finsternis, der ist in der Knechtschaft des Satans. Zwar ist und bleibt Gott der einzig rechtmäßige Herr, wie des Lebens, so auch des Todes; er allein hat das Recht, das Urteil des Todes zu fällen, er allein die Macht, den Tod zu besiegen. Dem Satan kann folglich die Herrschaft des Todes nur insofern zukommen, als ihm von Gott Gewalt gelassen wird über diejenigen, welche durch die Sünde den Tod verwirkt haben. „Ohne Recht," sagt der hl. Bernhard, „hat Satan sich diese Herrschaft angemaßt . . . aber mit Recht hat ihm Gott dieselbe überlassen." Denn „womit der Mensch sündigt, damit wird er auch gestraft" (Weish. 11, 17.); und „von wem jemand besiegt wird, dessen Knecht wird er auch." (II. Konz. v. Oran. Kan. 1.) Der Mensch, welcher bestimmt war, im Himmel den Thron einzunehmen, von welchem der Stolz den Satan in die Hölle gestürzt hatte, willfuhr dem rebellischen Geiste und lehnte sich gleichfalls gegen den Allerhöchsten auf. Was war nun billiger, als daß er der Botmäßigkeit desjenigen unterworfen bliebe, dem er sich selbst aus freier Wahl unterworfen hatte, dem er lieber gehorchen wollte, als Gott, seinem Schöpfer und Herrn? In der That wäre auch der gefallene Mensch ewig in der Sklaverei des Höllenfürsten verblieben, wenn nicht der Sohn Gottes gekommen wäre, das Reich des Satans auf Erden zu zerstören und für alle das Reich des Himmels wieder zu eröffnen.

Dieser Lehre von der Knechtschaft des Satans begegnen wir an vielen Stellen der hl. Schrift. Von denjenigen, „die der Wahrheit widerstreben," schreibt der Weltapostel (2. Tim. 2, 26.), daß sie in der Schlinge des Teufels sich befinden, „von welchem sie gefangen gehalten werden nach seinem Willen." Und anderswo (Hebr. 2, 14.) lehrt er: „Christus hat Fleisch und Blut angenommen, damit er durch den Tod dem die Macht nähme, der des Todes Gewalt hatte, d. i. dem Teufel." Und im Briefe an die Kolosser (1, 13.) fordert er zum Danke gegen Gott auf, „der uns errettet hat aus der Gewalt der Finsternis und versetzt hat in das Reich des Sohnes seiner Liebe." Christus selbst nennt den Teufel (Joh. 14, 30.) „den Fürsten dieser Welt" und (Luk. 11, 21.) „den Starkbewaffneten"; und zu den Juden, die da gekommen waren, ihn gefangen zu nehmen, sprach er (Luk. 22, 53.): „Das ist eure Stunde und die Macht der Finsternis," d. h. jetzt ist die vom Vater bestimmte Stunde da, und dem Teufel ist Macht gegeben, mich durch euch ans Kreuz zu bringen. — Auch die heil. Väter haben in der Behauptung dieser Lehre nur eine Stimme. Und selbst ein stolzer, hochfahrender Geist (Abälard), der im zwölften Jahr-

hundert sich dagegen erhob, konnte doch nicht umhin, zu bekennen, daß alle katholischen Lehrer von den Zeiten der Apostel herab darin übereinkommen, es habe der Satan Macht und Gewalt über den Menschen, weil ihm dieser aus eigenem freiem Antriebe willfahren habe.* Daher wurde auch die Irrlehre Abälards, daß „Christus nicht Fleisch angenommen habe, um uns vom Joche des Teufels zu befreien," vom Papst Innocenz II. verdammt. — An die Zeugnisse der Schrift und die einstimmige Überlieferung der hl. Väter, die hinsichtich dieses Lehrsatzes keinem vernünftigen Zweifel Raum lassen, schließen sich ferner zwei unleugbare Thatsachen an, die für sich allein hinreichten, den Glauben an die angemaßte Weltherrschaft des Satans zu begründen. Es sind dieses die Verbreitung des unsinnigen, die Menschheit entehrenden Götzendienstes über die ganze vorchristliche Welt, und die allenthalben und von jeher bestehende Praxis der Kirche, die Macht des Satans durch Gebete, Segnungen und Beschwörungen zu brechen.

Was den so allgemein verbreiteten Götzendienst betrifft, welchem Völker und Nationen, Weise und Unwissende, Hohe und Niedrige huldigten, wodurch sie sich entehrten und zeitlich und ewig unglücklich machten, wie ließe sich der anders erklären, als durch die Annahme, es sei einem feindlichen Wesen, dem Satan, Macht gegeben oder vielmehr gelassen worden, die Menschen infolge ihrer Sünden zu beherrschen, und weil sie sich weigerten, dem wahren Gott, den Himmel und Erde verkündigten, die gebührende Ehre zu geben, unter ihnen statt des Gottesdienstes den Teufelsdienst einzuführen? Im Sinne der hl. Schrift und der Kirchenlehrer ist wirklich Götzendienst und Teufelsdienst gleichbedeutend. „Sie opferten den bösen Geistern," heißt es (5. Mos. 32, 17.), „und nicht Gott, Göttern, die sie nicht kannten." „Alle Götter der Heiden sind böse Geister." (Ps. 95, 5.) „Ihr habt nicht Gott, sondern den Teufeln Opfer gebracht." (Baruch 4, 7.) „Was die Heiden opfern, das opfern sie den Teufeln und nicht Gott. Ich will aber nicht, daß ihr Gemeinschaft habet mit den Teufeln," u. s. f. (1. Kor. 10, 20.) Ebenso werden in der geheimen Offenbarung (9, 20) diejenigen, „welche die goldenen, silbernen, ehernen, steinernen, hölzernen Götzen anbeten," als „Anbeter der Teufel" bezeichnet. Es wird überhaupt in der Apokalypse das Christentum als das Reich Gottes, und das demselben gegenüberstehende Heidentum als das Reich der alten Schlange, des Satans, beschrieben, „welcher die ganze Welt verführt." — Die hierher gehörigen Stellen der Väter und kirchlichen Schriftsteller anzuführen, wäre zu weitläufig.** Alle insgesamt erblicken hierin die höchste Verirrung des Heidentums, daß es die Mächte der Finsternis als Gottheiten verehrte und denselben Tiere und Menschen als Opfer schlachtete. — Auch heute noch ist bei den heidnischen Völkern die dunkle Erkenntnis vorhanden, daß sie sich ehedem von der Verehrung des höchsten Wesens abgewendet und dem Dienste der niedern oder bösen Geister hingegeben haben, denen nun die Herrschaft der Welt überlassen sei. So gilt eines der Hauptmomente des Heidentums, die Wahrsagerei, die Geisterbeschwörung, und was damit in Verbindung steht, selbst in den Augen der heidnischen

* Sieh das Schreiben des hl. Bernhard an Innocenz II. über die Irrtümer des Abälard.

** Eine gute Auswahl siehe in Dieringer's System der göttlichen Thaten des Christentums. (Bd. 1. §. 23.)

Völker unserer Zeit, nicht als etwas Gutes, sondern vielmehr als ein schauerlicher Verkehr mit der Unterwelt und ihren Mächten.* — Daß der Satan, den Christus besiegt und gefesselt hat, am Ende der Zeiten wieder losgelassen, und daß seine Macht sodann einen neuen Aufschwung nehmen werde, ist im Buche der geheimen Offenbarung (K. 20.) unzweifelhaft ausgesprochen. Wie nämlich der Sturz des alten Heidentums mit den Worten bezeichnet ist: „Der Engel faßte den Drachen, die alte Schlange, welche ist der Teufel und Satan, und fesselte ihn auf tausend Jahre“, so wird auch daselbst der in den letzten Zeiten statthabende Abfall von Gott und das neue Heidentum vorherbezeichnet: „Und wenn die tausend Jahre vollendet sind, wird der Satan losgelassen werden aus seinem Gefängnisse, und er wird ausgehen und verführen die Völker . . . und er wird sie versammeln zum Streite, deren Zahl ist wie der Sand des Meeres.“

Hinsichtlich der Gebete, Segnungen und Beschwörungen, welche die katholische Kirche von alters her, namentlich bei Spendung der hl. Taufe angewendet hat und zur Stunde noch anwendet, mag es hinreichen zu bemerken, daß sie dadurch die feste Überzeugung und den unwandelbaren Glauben an den Tag legt, der Mensch trete durch die Sünde in das Reich des Satans ein, sei als Sünder ein Sklave desselben und aus sich selbst zu schwach, die Schlingen des Erbfeindes zu zerreißen, seinen Lockungen und Anfechtungen zu widerstehen. Daher tritt sie im Namen des dreieinigen Gottes, mit der ihr vom Herrn Jesus verliehenen Macht dem Fürsten der Finsternis entgegen, schleudert ihren Fluch wider ihn, beschwört ihn, vom Geschöpfe, das der Allerhöchste zu seiner Ehre erschaffen hat, zu weichen, und fleht zum Herrn, er möge die Schlingen des Teufels zerreißen und dessen feurige Pfeile unschädlich machen. (Vergleiche das römische Ritual.)

Trafen die schlimmen Folgen der Sünde nur die Menschen?

„Nein, die Strafe kam auch über die Erde, welche um des Menschen willen erschaffen ist.“

So lange Adam das natürliche sowohl, als auch das übernatürliche Ebenbild Gottes in seinem Herzen rein und unversehrt bewahrte, besaß er auch eine gottähnliche Herrschaft über die Erde. Von der Hand des Schöpfers bepflanzt und von himmlischem Taue bewässert, brachte dieselbe Blumen, Kräuter und Früchte in reicher Fülle hervor, ohne daß Adam sich darum zu bemühen brauchte. Auch die Tiere spielten harmlos unter den Augen ihres Königs; der Löwe selbst und der Tiger lagen wie Lämmer zu seinen Füßen und gehorchten hurtig seinem Herrscherwinke. Alles freute sich in seiner Weise, um des Menschen willen da zu sein; Segen und Behagen war über die ganze Erde und alles, was darauf lebte und webte, ausgegossen. Adam sündigte — und sogleich traf der Fluch Gottes die Erde um ihres sündigen Königs willen, und in den Tieren erwachte die ihnen angeborne Wildheit

* Man sehe hierüber Lüken, die Tradition des Menschengeschlechtes §. 32.

und Grausamkeit. „Die Erde sei verflucht in deinem Werke," sprach Gott zu Adam, „mit vieler Arbeit sollst du dein Brot essen von ihr alle Tage deines Lebens; Dörner und Disteln soll sie dir tragen." (1. Mos. 3, 17. 18.) Und dieser Fluch lastet auch jetzt noch auf der Erde und zwingt Tausende ihrer Bewohner, im sauern Schweiße sie zu bebauen und mit unsäglicher Mühe das kümmerliche Brot ihr abzuringen. Wie dem Adam, so dienen auch seinen Nachkommen die meisten Tiere nur unwillig, nur mit Furcht und Schrecken; und kaum eines ist, das sich nicht zuweilen widerspenstig zeigte, das sich nicht gegen seinen Herrn zu verteidigen oder aufzulehnen wagte; viele dürsten sogar nach dessen Blute. — Daß ehedem ein Fluch über die Erde und alles, was darauf ist, ergangen sei, beweisen auch in schlagender Weise die Segnungen, welche die hl. Kirche im Namen des Erlösers über die Felder, Früchte u. dgl. ausspricht. Die Huld des zweiten Adam soll allenthalben wieder gut machen, was die Schuld des ersten verderbt hat. — Auf den Fluch, der infolge der Sünde die ganze Natur traf, deuten auch die Worte des Apostels hin (Röm. 8.): „Das Geschöpf (die gesamte sichtbare Natur) ist der Eitelkeit (der Verderbheit) unterworfen, nicht freiwillig," sondern des sündigen Menschen wegen. Darum „seufzen die Geschöpfe" nach der Befreiung aus diesem Zustande der Entwürdigung und harren gleichsam mit Schmerz eines vollkommenen Zustandes, in den sie der wiedergeborne Mensch erheben soll.[84]

* Wer sollte nun aus all dem Unheil, welches infolge der einen Sünde über Adam und sein ganzes Geschlecht hereinbrach, nicht „inne werden und erkennen, wie böse und bitter es ist, Gott seinen Herrn zu verlassen"? (Jerem. 2, 19.) Wer sollte die Sünde, die Urheberin jenes Zustandes der Ungnade und des kläglichen Verfalls, worin die Menschheit schmachtet, nicht als das höchste Übel verabscheuen? Wer sollte dieselbe nicht fliehen; zumal da sie auch heute noch wie im Anbeginne für jeden einzelnen sowohl, als auch für ganze Völker und für das gesamte Menschengeschlecht die Quelle des zeitlichen und ewigen Verderbens ist! — Adam war glückselig, so lange er in Unschuld wandelte. Sein Geist war hocherleuchtet und unverrückten Blickes Gott, der unendlichen Wahrheit, zugewendet; sein Herz ruhte in Gott, dem Gegenstande seiner Liebe und Freude, seine Sinne waren den Wundern der Schöpfung geöffnet und dem Geiste unterthan; seine Wohnstätte war herrlich und entzückend, seine Beschäftigung, die Pflege des Gartens der Wonne, angenehm und erquickend, sein Vertrauter und Lehrmeister der Allerhöchste selbst. Als Stammvater sollte er das ganze Geschlecht ebenso glücklich machen,

---

* Diese Nutzanwendung, auf welche im Katechismus am Schlusse des Abschnittes hingedeutet wird, dürfte vom Katecheten besser an dieser Stelle angebracht werden.

wie er selbst war. Aber all diese Seligkeit vernichtete urplötzlich die eine Sünde und zog Verwirrung, Unruhe, Mühsal, Leiden und Tod auf ihn und seine Nachkommen herab. — Ähnliches widerfährt auch dir, mein Christ, wenn du sündigst. Die Seligkeit der Unschuld verschwindet, Elend und Verderben umringt dich. Wie verwirrt und verblendet wird dein Verstand, wie leer, wie unzufrieden und unruhig dein Herz! Gleicht es nicht einem Meer, das der Sturm von den untersten Tiefen aufregt? Schämst du dich nicht vor dem Allerhöchsten wie Adam? Zitterst du nicht vor seinen Strafgerichten? Von nun an trägt die Erde nur Disteln und Dornen mehr für dich; Angst und Gewissensbisse verfolgen dich überall hin und verwunden mit jedem Schritte dein sündbeflecktes Herz. Und wenn der zeitliche Tod dich überrascht, so bist du auch ewig tot, ewig in der äußersten Finsternis, ewig im Reiche des Hasses, ewig in der schmachvollsten Knechtschaft des Satans, ewig in der Höllenqual. Jedem Sünder gelten die Worte, welche Gott an das sündige Volk Israel richtete: „Dafür, daß du nicht dientest dem Herrn, deinem Gott, mit Freude und Herzenslust, für den Überfluß an allen Dingen, wirst du deinem Feinde dienen in Hunger und Durst und Nacktheit und aller Not." (5. Mos. 28, 47. 48.) Und dennoch (wer sollte es glauben?) wird die Sünde so wenig gefürchtet, so selten gemieden, so leichtfertig begangen, so vermessen wiederholt, so frevelmütig angehäuft! Darum sucht Gott nicht bloß einzelne Menschen, sondern ganze Familien, ganze Länder mit den schwersten Strafen heim; darum schüttet er die Schale seines Grimmes über die ganze Erde aus, wo so viele nicht aufhören, ihn durch Missethaten gleichsam herauszufordern. Bezeugt uns ja die heil. Schrift, daß „die Sünde es ist, welche die Völker elend macht." (Spr. 14, 34.) In unzähligen Beispielen stellt sie uns diese Wahrheit vor Augen. Sie beteuert es mit ausdrücklichen Worten: „Tod, Blutvergießen, Streit, Schwert, Unterdrückung, Hunger, Verderben und Plagen: alles das ist für die Gottlosen bestimmt, und ihretwegen ist die Sündflut gekommen." (Sir. 40, 9. 10.)

Wer vermag die Thorheit der Sünder zu begreifen, die lieber Gottes Strafe auf sich selbst und ihre Mitmenschen herabziehen, als Gott dienen und glücklich sein wollen? Oder ist vielleicht das Joch des Herrn so bitter, ist die Bürde seines Dienstes so schwer und drückend, daß man es vorziehen sollte, das Joch des Satans zu tragen und nach einem unglückseligen Leben ewig von ihm gepeinigt zu werden? „So, o Sünder!" ruft der hl. Thomas von Villanova aus, „so kommt dir Gott vor; so lästig ist dir die Liebe, der Dienst deines Gottes, daß du lieber im ewigen Feuer brennen, als ihn lieben, ihm dienen willst?" — Sag' an, mein Christ, wenn dich ein mächtiger König dieser Erde aufforderte, ihm zu dienen, wenn er dir zum Lohne die Hälfte seines weiten, herrlichen Reiches verhieße; würdest du anstehen, ihm deinen Dienst anzubieten? O gewiß nicht; unter solchen Bedingungen käme es dir gar nicht hart vor, ganz nach dem Willen dieses Herrn zu leben, jede seiner Anordnungen auf das genaueste zu vollziehen. Nun aber fordert dich Gott, der König des Himmels und der Erde, zu seinem Dienste auf; zum Lohne verspricht er dir den Vollbesitz des Himmelreiches, das Diadem der Gottähnlichkeit, die Krone des ewigen Lebens, und du solltest ihm antworten: „Ich werde dir nicht dienen"? Wo wäre da dein Verstand? wo deine Liebe, ich will nicht sagen zu Gott, sondern zu dir selbst? Könnte Gott diesen thörichten Stolz ungestraft hingehen lassen? Bedürfte

es nicht vielmehr einer göttlichen Geduld und Langmut, um dich nicht sogleich in den Abgrund der Hölle zu stürzen? „Höre demnach, mein Sohn! alle Tage deines Lebens habe Gott in deinem Herzen, und hüte dich, je in eine Sünde zu willigen und die Gebote des Herrn außer acht zu lassen.“ (Tob. 4, 6.) — „Flieh vor der Sünde wie vor einer Schlange; denn wenn du dich ihr nahest, fasset sie dich. Ihre Zähne sind Löwenzähne, die dem Menschen das Leben rauben. Jede Missethat ist wie ein zweischneidiges Schwert, dessen Wunden unheilbar sind.“ (Sir. 21, 2. u. ff.) [85] Wirklich nur die göttliche Gnade vermag die Wunden der Sünde zu heilen.

4. Gottes Erbarmung über die gefallene Menschheit.

Hat Gott den gefallenen Menschen sogleich verstoßen, wie er die gefallenen Engel verstoßen hat?

„Nein, Gott erbarmte sich des gefallenen Menschen.“

Der Mensch hatte sich wissentlich und mit freiem Willen von seinem Herrn und Gott losgesagt, er hatte durch vermessene Übertretung des göttlichen Gebotes sich der Botmäßigkeit des Satans unterworfen. Er mußte demnach, seines Frevels bewußt, erwarten, daß der Allerhöchste die angedrohte Strafe an ihm vollziehen und ihn auf ewig von sich verstoßen werde. Und hätte der erzürnte Gott dies wirklich gethan, was anderes hätte der sündige Mensch vorbringen können, als: „Du bist gerecht, o Herr, und recht ist dein Gericht“? (Ps. 118, 137.) Wem anders als sich selber hätte er sein Verderben zuschreiben müssen, da ihm Gott mit unaussprechlicher Huld und Gnade so große Wohlthaten erwiesen und unendlich größere vorbereitet hatte? „Allein,“ so spricht der hl. Franz von Sales (in seinem Theotimus), „Gott nahm Rücksicht auf den Betrug, wodurch Satan den ersten Menschen überlistet hatte, und auf die Heftigkeit der Versuchung, die ihn zum Falle brachte; er sah überdies, daß das ganze Menschengeschlecht durch die Schuld eines einzigen zu grunde ging,“ und wollte nicht, wie schon der hl. Athanasius bemerkt (Bch. v. d. Menschwerdung), daß Satan sich rühme, es sei ihm gelungen, durch seine Arglist Gottes Werke zu vernichten. Aus diesen und vielen andern Gründen, vor allem aber bewogen durch „seine überaus große Liebe, womit er uns von Ewigkeit her geliebt hat“ (Eph. 2, 4.), erbarmte er sich unserer Natur und beschloß, sie in Gnaden anzusehen.

Wie wäre es dem Menschen ergangen, wenn Gott sich desselben nicht erbarmt hätte?

„Kein Mensch hätte mehr Gnade erlangen und selig werden können.“

So wenig es dem Menschen nach der Verstoßung aus dem irdischen Paradiese gestattet war, in dasselbe zurückzukehren, da ein Cherub mit flammendem Schwerte ihm den Eingang verwehrte; ebenso wenig konnte derselbe in das himmlische Paradies eingehen, da der Arm der göttlichen Gerechtigkeit die Pforten desselben verschlossen hielt. Der Mensch hatte frevelhaft das göttliche Gebot übertreten. Dadurch hatte er das Recht auf die ewige Seligkeit, zu welcher er anfänglich bestimmt war, für sich und seine Nachkommenschaft verloren, verloren zu gleicher Zeit und in gleicher Weise die Gnade, ohne welche es unmöglich ist, Gott zu gefallen und in das Reich der Himmel zu gelangen. Der sündige Mensch hatte sich demnach in einen Abgrund gestürzt, aus dem er sich selbst nie und nimmermehr erheben konnte; er hatte sich den Tod gegeben, von dem aus eigener Kraft zu erstehen er durchaus unfähig war. Das Leben der Gnade und infolge dessen auch das Leben der Glorie, das ewige Leben, war für ihn eine Unmöglichkeit geworden. Denn wie Gott allein das natürliche Leben verleiht, so kann auch er allein das übernatürliche, das Gnadenleben geben. — Sollte dem Menschen geholfen werden, so mußte Gott demselben verzeihen und des Geschehenen uneingedenk ihn wiederum zum Kinde und Erben des Reiches in Gnade aufnehmen, ihn wieder in den Besitz der verlorenen übernatürlichen Güter und Rechte einsetzen. Geziemte es sich aber wohl, daß der Mensch, nachdem er so frevelhaft das göttliche Gebot mit Füßen getreten, nun ungestraft bleibe, ja sogar, wie früher, die Huld und Liebe des so schwer beleidigten Gottes besitze, gleich als wäre der Ungehorsam gegen den Allerhöchsten eine Sache von keiner oder nur geringer Bedeutung? Die grenzenlose Güte und Barmherzigkeit Gottes war allerdings geneigt zu verzeihen und dem so tief gesunkenen Menschen rettende Hand zu bieten; seine unendliche Gerechtigkeit aber forderte, daß entweder die Sünde nach Verdienst ewig bestraft, oder daß der göttlichen Majestät für die ihr zugefügte Verunehrung gebührender Ersatz geleistet würde. Und in der That war es nur höchst billig und der göttlichen Weisheit ganz angemessen, daß vor Himmel und Erde Zeugnis abgelegt würde, wie strafwürdig die Auflehnung gegen die höchste und allerheiligste Majestät Gottes sei.*

---

* Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß es Gott nicht freistand, auch ohne Genugthuung zu verzeihen. Einige wenige Theologen, unter andern der hl. Anselm (Lib. cur Deus homo), behaupten zwar, Gott hätte dem Menschen nicht verzeihen können, ohne von demselben eine vollkommen entsprechende Genugthuung zu fordern. Demzufolge hätte also der Mensch auf keine andere Weise gerettet werden können, als durch die Menschwerdung

„Damit also der sündige Mensch wieder Gnade erlangte, forderte die göttliche Gerechtigkeit eine der Sünde entsprechende Genugthuung; diese aber zu leisten war kein Geschöpf, am wenigsten der so tief gefallene Mensch imstande."

Wer einen andern beleidigt hat, der ist schuldig, demselben eine der Beleidigung entsprechende Genugthuung zu leisten, d. h. er muß, um sein verübtes Unrecht wieder gut zu machen, einen die Schwere der Beleidigung aufwiegenden Ersatz leisten, die zugefügte Unehre durch Erweisung einer nicht minder großen Ehre ersetzen. So fordert es die Gerechtigkeit, die will, daß jedem zugeteilt werde, was ihm gebührt. Wem die zugefügte Unehre nicht ganz, sondern nur zum teile ersetzt wird, dem wird nicht im strengen Sinne des Wortes genuggethan. Denn was anderes heißt jemand genugthun, als dem Beleidigten so viel thun oder leisten, als erfordert ist, um das ihm zugefügte Unrecht wieder völlig gut zu machen? Wer weniger thut, der thut nicht genug. Je größer also die Verunehrung ist, die jemand angethan wird, um so größer muß auch der Ehrenersatz sein. Wenn z. B. ein gemeiner Mann einen andern seinesgleichen ungerechter Weise beschimpft, so ist er schuldig, demselben die geraubte Ehre in angemessener Weise wieder zu erstatten. Dasselbe gilt auch, wenn ein solcher einen hochgestellten Beamten oder gar den König

---

des Sohnes Gottes, da es nur einem Gottmenschen möglich ist, eine unendliche Genugthuung zu leisten. Diese Meinung steht jedoch im Widerspruch mit der Ansicht anderer Kirchenväter. „Wer dürfte leugnen," so schreibt der hl. Bernhard (Ep. 190 ad Innocent. II. adv. Abaelard), „daß dem Allmächtigen andere und wieder andere Mittel und Wege zu gebote standen, den Menschen zu erlösen?" Ganz im selben Sinne sprechen sich auch (bei Petavius de incarnat. c. 13) andere Väter, Athanasius, Leo, Cyrillus von Alexandrien, Gregor von Nazianz, am allerschärfsten jedoch der heil. Augustinus aus. (De agon. christ. c. 11.) — Nach andern Theologen konnte Gott dem Menschen zwar verzeihen, jedoch nicht ohne irgend eine Genugthuung. Nicht wenige Gottesgelehrte sind aber der Ansicht, Gott hätte dem Menschen auch ohne jegliche vorhergehende Genugthuung gnädigst verzeihen können. Denn, sagen sie, Gott hätte als der alleinige und höchste Herr durch diese gnädige Nachlassung der Sünde niemand ein Unrecht gethan. Als dem beleidigten Teile stand es ihm auch frei, einen Ersatz für die ihm zugefügte Verunehrung zu fordern, oder aber darauf zu verzichten, zumal da es lediglich von seinem freien Willen abhing, seine Gerechtigkeit oder aber seine Güte in vorzüglicherem Maße zu offenbaren. Die Menschwerdung war demnach zur Rettung des Menschengeschlechtes insofern notwendig, als Gott beschlossen hatte, daß ihm nach der Strenge seiner Gerechtigkeit Genugthuung geleistet würde. Daher läßt sich mit dem hl. Leo (Rede 8. üb. d. Geburt d. Herrn) zugleich sagen, daß Gott dem gefallenen Menschen „durch die einzige Kraft seiner Gottheit" helfen konnte, und wiederum, daß das „einzige Mittel", ihm zu helfen, die Vereinigung der göttlichen Natur mit der menschlichen war.

beschimpft. Aber im letztern Falle ist es angemessen, daß der Ehrenersatz ein viel größerer sei, weil auch die Beschimpfung eine viel größere ist; denn die Verletzung der Ehre ist um so empfindlicher und folglich auch um so schwerer, je niedriger der Beschimpfende und je vornehmer der Beschimpfte ist. Da nun die Sünde vom bösen Willen eines niedrigen Geschöpfes ausgeht und die allerhöchste, unendliche Majestät verunehrt, so ist es einleuchtend, daß sie gewissermaßen eine unendliche Ehrenverletzung ist. Dieselbe ist so groß, daß sich gar keine größere denken läßt, und daß sie nicht nur eine zeitliche, sondern ewige Strafe verdient. Daraus folgt unstreitig, daß auch der vollkommen entsprechende Ehrenersatz oder die vollgütige Genugthuung eine solche sein muß, die größer ist, als jede denkbare Genugthuung, d. h. eine unendliche. Eine solche Genugthuung kann aber kein Geschöpf, selbst der vollkommenste Engel nicht leisten. Ja, wenn auch alle Chöre der seligen Geister sich vereinigten, eine solche Ehrenerstattung zu bewerkstelligen, sie vermöchten es nicht, weil ihre Genugthuung immerdar eine beschränkte bliebe. Um wie viel weniger konnte daher der so tief gesunkene Mensch, der, dem geistigen Tode verfallen, nicht das geringste Gott Wohlgefällige zu leisten vermochte, dem an seiner Ehre so schwer verletzten Schöpfer vollgültigen Ersatz anbieten!

Weil aber Gott nicht nur unendlich gütig, sondern auch unendlich gerecht ist, und es ihm gefiel, seine grenzenlose Güte so zu offenbaren, daß dadurch seiner Gerechtigkeit in keiner Weise Abbruch geschähe, so forderte er eine der Sünde entsprechende vollgültige Genugthuung, und da, wie gesagt, kein Geschöpf eine solche zu leisten vermochte, so war der sündige Mensch rettungslos verloren, hätte Gott sich seiner nicht gnädigst erbarmt und ihm auf gnadenvolle Weise geholfen. Deshalb heißt es in der hl. Schrift: „Nach seiner Barmherzigkeit hat uns Gott gerettet.“ (Tit. 3, 5.) „Barmherzigkeit des Herrn ist's, daß wir nicht vernichtet sind.“ (Klagel. 3, 22.)

Wie erbarmte sich Gott des gefallenen Menschen?

„Er verhieß ihm einen Erlöser, der durch vollgültige Genugthuung die Sünde von ihm hinwegnehmen und ihm die Gnade und das Erbrecht zum Himmelreich wieder erwerben sollte.“

Gott wollte den Menschen nicht aus dem Paradiese verstoßen, ohne ihm einen Trost mitzugeben, ohne einen Strahl der Hoffnung in sein Herz zu senken. Deshalb sprach er zur Schlange: „Ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe, zwischen deinem Samen und ihrem Samen: sie wird dir den Kopf zertreten.“

(1. Mos. 3, 15.) Daß dieses Strafurteil dem Satan gelte, welcher sich der Schlange als eines Werkzeuges bedient hatte, ist sonnenklar. Gott hatte der sichtbaren Schlange, dem Werkzeuge der Verführung, die Strafe bereits verkündet, indem er zu ihr sprach: „Weil du dies gethan, bist du verflucht unter allem Vieh und unter allen Tieren der Erde.“ In obigen Worten verkündet er dieselbe der alten, unsichtbaren Schlange, dem Verführer, welcher aus jener gesprochen hatte. Er, der durch das Weib gesiegt hatte, sollte vom Weibe (von der allerseligsten Jungfrau) durch den Samen des Weibes (durch Jesus Christus) besiegt, zertreten werden. Wie beschämend und niederschmetternd dies für Satan, so tröstlich und ermunternd war es für die ersten Eltern. Im Gegenteile aber wäre es für dieselben von gar geringem Troste gewesen, zu vernehmen, es werde dereinst das Weib durch ihren Nachkommen der Brut des verhaßten Tieres, der sichtbaren Schlange, den Kopf zertreten. Welche Entschädigung hätten sie hierin für den Verlust der Unschuld, für den Verlust des irdischen und himmlischen Paradieses finden können? In den bezeichneten Worten ist also einerseits die Strafe des Satans und andererseits die Verheißung eines Erlösers enthalten. — Dieser wird durch vollgültige Genugthuung die Sünden der Welt hinwegnehmen; er wird diese Genugthuung leisten, indem er durch Verdemütigung und Gehorsam bis zum Tode des Kreuzes dem Allerhöchsten die durch Stolz und Ungehorsam geraubte Ehre wieder erstattet; er wird Gott und Mensch zugleich sein; Gott, damit seine Verdemütigung und sein Gehorsam unendlichen Wert habe, Mensch, damit er sich an unserer statt verdemütigen könne. So wird demnach Gott die Strafe der Sünde erleiden, damit der Mensch nicht, wie er es verdient hatte, gestraft werde.

Betrachtet hier die Höhe und Tiefe, den ganzen unendlichen Umfang der Weisheit des Allerhöchsten und erkennet, daß die Erlösung durch die Menschwerdung mit Recht das „Werk der göttlichen Weisheit“ genannt wird. (S. 227.) Gott war zugleich Richter und Vater des gefallenen Menschen: als Richter sollte er vollkommene, unendliche Genugthuung fordern, und da der Mensch sie nicht zu leisten imstande war, denselben zum ewigen Tode, zur ewigen Verdammnis verurteilen; als Vater hingegen wurde er von seiner unaussprechlichen Güte angetrieben, den Menschen wiederum in Gnaden aufzunehmen. Da bot ihm seine Weisheit ein Mittel dar, wodurch es ihm möglich wurde, seiner strengen Gerechtigkeit und seiner unbegrenzten Güte und Barmherzigkeit in gleich hohem, unendlichem Maße zu entsprechen, dem Worte des Psalmisten (84, 11.) gemäß: „Gerechtigkeit und Friede küssen sich.“ Der ewige Sohn Gottes macht sich anheischig, die menschliche Natur anzunehmen, um für die Menschen genug zu thun, für sie zu leiden und zu sterben; und der ewige Vater nimmt in seiner Liebe zu den Menschen das Anerbieten seines Sohnes an. Auf diese

wunderbare, gnadenvolle Weise sollten alle Menschen Verzeihung erhalten und leben um der Verdienste des Gottmenschen willen. Der Gottmensch wird sonach Mittler zwischen Gott und der sündigen Menschheit, er wird ihr Erlöser und der Begründer eines neuen Bundes der Freundschaft und Liebe zwischen Gott und dem Menschen sein. Sehr treffend bemerkt daher der hl. Augustin (De trinit. l. 13. c. 10.), daß es Gott nicht an andern Mitteln gebrach, dem Elende der Menschheit zu steuern, daß jedoch keines diesem Zwecke angemessener war, als die Menschwerdung. Sie ist vollkommen angemessen nicht nur der göttlichen Güte und Gerechtigkeit, sondern auch unserm eigenen Bedürfnisse; denn nichts ist wohl geeigneter, unsere Herzen von der Liebe zur Welt loszureißen und mit der Liebe Gottes zu entflammen, als das Lebensbeispiel Jesu Christi und seine Hingabe in den Tod. — „Gleichwie also durch die Sünde des einen (Adam) auf alle Verdammnis kam; so kommt auch durch die Gerechtigkeit des einen (Christus) auf alle Menschen Rechtfertigung des Lebens; . . . damit, gleichwie die Sünde zum Tode geherrscht hat, also auch die Gnade durch die Gerechtigkeit zum ewigen Leben herrsche." (Röm. 5, 18. 21.) Demnach konnte und kann der sündige Mensch in der gegenwärtigen Heilsordnung einzig und allein durch den Gottmenschen und Erlöser Jesus Christus wieder zur Gnade gelangen und das Erbrecht zum Himmelreich wieder erwerben. „Denn alle haben gesündigt (wenigstens in Adam) und ermangeln der Herrlichkeit Gottes (d. h. der Gnade, die zur Herrlichkeit Gottes, zur Seligkeit führt) und werden gerechtfertigt ohne Verdienst durch seine Gnade, durch die Erlösung, die in Jesu Christo ist." (Röm. 3, 23. 24.)

Sandte Gott den Erlöser sogleich nach der im Paradiese gegebenen Verheißung?

„Nein, er sandte denselben (der gewöhnlichen Zeitrechnung nach) erst viertausend Jahre nach der Erschaffung der Welt, wie es von Ewigkeit her in den Ratschlüssen seiner göttlichen Weisheit festgesetzt war." Darum spricht der Apostel (Gal. 4, 4. 5.): „Als die Fülle der Zeit kam (d. h. als die Zeit, welche Gott vorher bestimmt hatte, erfüllt war), sandte Gott seinen eingebornen Sohn, gebildet (geboren) aus einem Weibe (der allerseligsten Jungfrau Maria), damit wir (erlöst) an Kindesstatt angenommen würden." — Warum Gott erst nach so langer Zwischenzeit den Erlöser sandte, wird später erklärt werden. Es lag einmal so im Plane seiner allweisen Vorsehung. Jesus selbst stellt uns denselben vor Augen in dem Gleichnisse vom Hausvater, der einen Weinberg pflanzte, ihn verpachtete und zu den treulosen Winzern zuerst seine Knechte und endlich seinen einzigen Sohn abschickte, um die Früchte desselben in Empfang zu nehmen. So schickte Gott auch zu den Menschen, vorzüglich zu seinem auserwählten Volke erst Propheten und endlich seinen eingebornen Sohn, um von ihnen Früchte der Tugend und Gerechtigkeit einzufordern.

Wenn aber (wie oben gesagt) ohne die Gnade des Erlösers niemand selig werden kann; wie konnten denn jene, die vor der Ankunft des Welterlösers lebten, in den Himmel eingehen?

„Jene, die vor der Ankunft des Erlösers lebten, konnten zwar nicht vor ihm in den Himmel eingehen; aber mit der Gnade, die ihnen Gott um des zukünftigen Erlösers willen gab, konnten sie das Himmelreich verdienen und dann mit ihm eingehen."

Niemand konnte in den Himmel eingehen, bevor der göttliche Erlöser, als Sieger über Tod und Hölle, dessen Thore wieder aufschloß und selbst glorreich und triumphierend in denselben einzog. Allein auch vor der Ankunft des Heilandes und vor seiner glorreichen Himmelfahrt gebrach es dem Menschen nicht an göttlicher Gnade, um ein frommes, heiliges, Gott wohlgefälliges Leben zu führen und durch Ausübung guter Werke den Himmel zu verdienen. Dieses lehrt uns schon das Beispiel so vieler Heiligen der vorchristlichen Zeit, die uns Gott selbst als Muster der Geduld und Gottergebenheit, als Muster des lebendigen Glaubens, der Gottesfurcht, der Frömmigkeit, Starkmut, Keuschheit und Nächstenliebe und anderer Tugenden vor Augen stellt. Man erinnere sich nur an Noe, Abraham und den keuschen Joseph, an den frommen Dulder Job, an David, den Mann nach dem Herzen Gottes, an Tobias, an Moses und die Propheten, an Esther, Susanna, an die makkabäische Mutter mit ihren sieben Söhnen und an so viele andere, von deren Tugendbeispielen die hl. Schrift Meldung thut. Mit Recht sagt daher der hl. Leo (Rede 2. auf das Pfingstfest): „Wir sollen nicht anstehen zu glauben, daß die Fülle des hl. Geistes, welche am Pfingsttage über die Jünger des Herrn ausgegossen wurde, nicht der Anfang der Gnadenspendung, sondern eine Zugabe der göttlichen Freigebigkeit war. Denn auch die Patriarchen, die Propheten, die Priester und alle Heiligen der früheren Zeiten waren von der heiligmachenden Gnade desselben göttlichen Geistes belebt. . . Die Natur dieses Himmelsgeschenkes blieb immer dieselbe, wiewohl das Maß der Mitteilung verschieden war." — Diese zum Heile nötigen Gnaden der Rechtfertigung sowohl, als des Beistandes verlieh Gott den Menschen um des makellosen Lammes willen, das vom Anbeginne der Welt als zum Heile der Menschen geschlachtet, der göttlichen Gerechtigkeit vor Augen lag. (Offenb. 13, 8.) Obgleich nämlich das Opfer zur Erlösung der Menschen noch nicht in Wirklichkeit vollbracht, das sühnende Blut des Gotteslammes noch nicht geflossen war, so hatte doch Gott, vor dem alles Zukünftige gegenwärtig ist, dasselbe bereits angenommen, und sein gerechter Zorn war schon besänftigt. Er, vor dem kein Wechsel

der Zeiten stattfindet, blickte mit unendlichem Wohlgefallen auf den Opfertod des Erlösers hin, und in Ansehung desselben war er den Menschen gnädig und teilte ihnen die zu einem heiligen, verdienstreichen Leben nötigen Gnaden mit.

Allerdings war vor der Ankunft Christi noch nicht jene hohe Erkenntnis von Gott über die Erde verbreitet, es waren noch nicht jene gnadenvollen Heilsanstalten gegründet, es wurden noch nicht jene vielfachen Heilsmittel gespendet, wie jetzt, nachdem Jesus, der Weg, die Wahrheit und das Leben, erschienen ist und als Mensch und Erlöser unter uns gewohnt hat: ein Umstand, um dessentwillen wir uns glücklich schätzen sollen, nach der Ankunft des Weltheilandes zu leben. Gleichwohl gab Gott im Hinblick auf die Verdienste Jesu Christi allen Menschen Gnadenmittel genug, um wenigstens Gott so zu erkennen, auf den zukünftigen Erlöser so zu hoffen, auch das göttliche Gesetz so zu halten, wie es zur Erlangung des Heiles erforderlich war. — „Es mögen also aufhören die Klagen derjenigen," spricht sehr schön der hl. Leo,* „die da mit frevelhaftem Murren wider die göttlichen Fügungen sich auflehnend, den Allerhöchsten beschuldigen, er habe die Geburt des Erlösers allzulange verzögert, gleich als wäre den vergangenen Zeiten nicht zugewendet worden, was in den letzten vollbracht wurde. Die zukünftige Menschwerdung war (für die, welche vor Christus lebten) von nicht geringerer Wirksamkeit, als die geschehene (für uns); es gab keine Zeit, wo Gott nicht auf geheimnisvolle Weise die Heiligung der Menschen möglich machte. Was die Apostel gepredigt, das haben die Propheten vorhergesagt, und es darf nicht als verspätet angesehn werden, was schon, bevor es geschah, so fest geglaubt wurde, als wäre es geschehen... Es ist demnach Gott nicht etwa durch einen neuen Ratschluß oder durch eine verspätete Erbarmung dem Menschen zu hilfe gekommen; er hat vielmehr von Anbeginn der Welt allen eine und dieselbe Quelle des Heiles eröffnet und angewiesen. Die Gnade, wodurch alle Heiligen ohne Ausnahme gerechtfertigt wurden, nahm nicht von der Geburt Christi ihren Anfang, sondern erhielt durch dieselbe nur einen neuen Zuwachs."**

Nutzanwendung.

Am Schlusse dieses Abschnittes werfen wir noch einen Blick auf das Gesagte. Der Mensch ist nach dem Ebenbilde Gottes erschaffen, durch die Sünde aber wurde dasselbe teils verunstaltet, teils zerstört. Ein Gegenstand des göttlichen Mißfallens, sollte demnach der Mensch, sollten wir alle auf ewig von Gott verstoßen werden. Allein er, der da reich ist an Erbarmungen, verhieß uns einen Erlöser, welcher die Sünde von uns hinwegnehmen und uns wieder in den Besitz der verlorenen Gnadengüter einsetzen sollte.

* Rede 3. üb. d. Geburt des Herrn. Vergl. Rede 1. üb. die Leiden Christi.

** Siehe im folgenden Abschnitte die Antwort auf die Frage des großen Katechismus: „Gab Gott auch den Heiden Gnaden zum Heile ihrer Seelen?"

— Durch die unendlichen Verdienste dieses huldreichen Erlösers bist du nun, m. K., in der hl. Taufe wiederum ein ganz schönes, makelloses Ebenbild des Allerhöchsten geworden. Mit dem Kleide der Unschuld geschmückt, gefällst du deinem himmlischen Vater wieder, er blickt dich mit unbeschreiblicher Liebe an und ruft dir gleichsam zu: Du bist ganz schön, mein Kind, und keine Makel ist an dir. Wie Gott, die unerschaffene Schönheit, alles unendlich übertrifft, was immer Schönes erschaffen ist und gedacht werden kann, so übertrifft auch deine Seele, als das erneuerte Ebenbild Gottes, alle Schönheit, die sich an allen Geschöpfen im Himmel und auf Erden vorfindet und denken läßt. Alles Sichtbare ist ja nur insofern schön, als es mit der göttlichen Schönheit, welche die Quelle und das Urbild alles Schönen ist, eine Ähnlichkeit hat. Wo ist aber eine Ähnlichkeit mit Gott zu finden, die da vergleichbar wäre der Gottähnlichkeit einer vernünftigen, durch die heiligmachende Gnade gleichsam vergöttlichten Seele? Die höchste körperliche Schönheit ist wie nichts im Vergleich zu jener geistigen Schöne, welche mit Recht ein strahlender Abglanz der ewigen Sonne, „ein Glanz des Angesichtes Gottes“ genannt wird. (Ps. 4, 7.) Die körperliche Schönheit ist vergänglich, der Blume gleich, die bald verwelkt und Blatt für Blatt abfällt, sie dauert nur so lange, als die Seele den Körper belebt; scheidet die Seele vom Leibe, so verschwinden alle seine Vorzüge, das Feuer der Augen erlischt, die Wangen erbleichen, der Klang der Stimme verhallt, und in kurzer Zeit zerfällt der entseelte Körper in Moder und Asche. Die Schönheit einer unschuldigen Seele hingegen ist unverwelklich, wie die Seele selbst von ewiger Dauer. Sie gleicht nicht dem Monde, der nur so lange glänzt, als die Sonne ihn bescheint; sie ist vielmehr der Sonne ähnlich, deren Glanz nie abnimmt, weil derselbe ihr innewohnt. Wie ein Engel unvergleichlich schöner ist, als selbst die gelungenste Abbildung desselben; so ist auch die engelgleiche Seele viel schöner, als der Leib, in welchem dieselbe nur unvollkommen sich abspiegelt. Könnten wir die Seele eines neugetauften Kindes, dieses wunderschöne Ebenbild Gottes, mit leiblichen Augen schauen, wie sehr würde uns dieser Anblick entzücken! Gott selber hat seine Freude an einer solchen Seele, er liebt sie innig wegen ihrer himmlischen Schönheit. „Wüßtest du,“ sprach einstens der Herr zur hl. Katharina von Genua,* „wie sehr ich eine solche unschuldige Seele liebe, so wäre es ein Wunder, wenn du vor übergroßer Freude nicht stürbest.“ — So bewahret denn, liebe Kinder, bewahret auf das sorgfältigste dieses göttliche Ebenbild in eurem Herzen.

* So berichtet uns die Heilige selbst. (Gespr. Bch. 2. Hptst. 5.)

Habet acht, daß ihr dasselbe nicht verunstaltet oder gar zerstört. Wachet Tag und Nacht, auf daß keine Sünde euer Herz beschleiche. Die Sünde, welche in der Welt alles Unheil angestiftet hat, sie würde mit ihrem unreinen Hauche diesen reinsten Abglanz der göttlichen Schönheit trüben. Gottes Bild wäre dann in eurer Seele nicht mehr erkenntlich. Betrachtet, so pflegte der hl. Aloysius von Gonzaga zu sagen, einen Teich oder einen kleinen See; wenn sein Gewässer rein und klar ist, so erblickt man darin wie im Spiegel das glänzende Bild der Sonne; ist hingegen das Wasser trüb und morastig, so sieht man sich umsonst danach um. Ebenso verhält es sich auch mit unserer Seele. So lange dieselbe rein und makellos ist, wiederstrahlt in ihr das göttliche Ebenbild; ist sie aber mit Sünden befleckt, so verschwindet aus ihr jener herrliche Wiederschein der Gottheit. Und bleiben auch in der Seele noch einige Züge natürlicher Ähnlichkeit mit ihrem Schöpfer, wie sich deren selbst bei den verworfenen Geistern noch vorfinden; so ist doch in ihr jenes höhere, übernatürliche Ebenbild, um dessentwillen sie Gott vorzüglich ähnlich, lieb und teuer ist, gänzlich verwischt und zerstört.

Wie werdet ihr aber die Sünde meiden und so das Ebenbild Gottes in ungetrübtem Glanze bewahren? Erinnert euch an die unglücklichen Stammeltern Adam und Eva. Wie kam es, daß sie so tief fielen? Sie liehen dem Verführer Gehör, ließen die Furcht Gottes aus ihrem Herzen entschwinden, gedachten weder der Strafe des ewigen Todes, welche der Schöpfer ihnen angedroht, noch der großen Wohlthaten, die sie von ihm empfangen hatten. Das waren die vorzüglichsten Ursachen ihres beklagenswerten Falles. Wollet ihr einem ähnlichen Verderben entgehen, wollet ihr die Sünde meiden, so fliehet vor allem den Verführer, meidet den Umgang mit ungezogenen, bösen Kindern, höret auch Erwachsene nicht an, wenn sie schlechte oder ungeziemende Reden führen. Lasset euch nicht beirren, wenn sie euch sagen: „Warum hat man euch dieses oder jenes verboten? Das ist ja nichts Böses, andere thun ja auch so. Man mag euch keine Freude gönnen; wie sollte Gott dergleichen Kleinigkeiten so schwer bestrafen können?" Das ist das Gezisch der Schlange, gerade so verführte diese die Eva. Gebet auf derlei Reden der Menschen und Einflüsterungen des Satans gar keine Antwort; sonst werdet ihr sicherlich überlistet werden, wie unsere unglückliche Stammmutter, die unbesonnen genug war, darauf zu achten und mit dem Verführer in eine Unterredung sich einzulassen. Verweilet nie mit euren Blicken oder nur mit euren Gedanken bei Dingen, die zur Sünde reizen. Hätte Eva ihre Augen sogleich von der verbotenen Frucht abgewendet, so würde sie wohl

nicht davon gepflückt und gegessen haben. Spielet nicht mit der Versuchung; schlaget die sündhaften Vorstellungen und Begierden gleich anfangs aus dem Sinne, damit sie euch nicht bezaubern und in die Schlingen der Sünde locken. Naturforscher erzählen von der Klapperschlange, sie habe eine zauberartige Kraft, durch ihren Blick die Vögel anzuziehen, welche um sie her spielen. Wird das Vöglein ihrer ansichtig, so vermag es seinen Blick nicht mehr von seiner Feindin abzuwenden. Es fliegt dann unter kläglichem Gezwitscher um sie herum, nahet sich derselben immer mehr und mehr, bis es endlich in ihrem giftigen Rachen den Tod findet. So möchte es auch eurer Seele ergehen, wenn sie auf die bösen Vorspiegelungen der höllischen Schlange ihren Blick richtete, anstatt dieselben zu verabscheuen.

Waffnet euch sodann mit der hl. Furcht Gottes; denn „die Furcht des Herrn vertreibet die Sünde.“ (Sir. 1, 27.) Fürchtet Gott als euren allgegenwärtigen, allwissenden, allerhöchsten Richter und bedenket, daß er euch im Augenblicke, wo ihr Sünde begehet, in den Abgrund der Hölle stürzen kann. Fürchtet nicht minder, Gott zu beleidigen, weil er euer bester Vater ist, dem ihr das Leben und alles verdanket. Dieses ist die Furcht der frommen Kinder Gottes. Vom hl. Amselm, der schon als Kind in steter Gottesfurcht lebte und später auf den erzbischöflichen Stuhl von Kanterbury erhoben wurde, lesen wir, daß er öfters heilig beteuerte, „wenn er wählen müßte zwischen der Sünde und der Höllenpein, so wollte er viel lieber in den Abgrund der Hölle sich stürzen, als eine Sünde begehen.“* — O mögest du stets, mein Kind, dieses so kräftige Schutzmittel der hl. Gottesfurcht gebrauchen! Mögest du kein Übel und keinen Verlust mehr fürchten, als die Trennung von Gott! keinen Gewinn höher schätzen, als seine Gnade, kein Vergnügen mehr lieben, als die Freude an ihm! Dann wird keine Lockung zum Bösen mächtig genug sein, dich von der Liebe Gottes zu scheiden. So sei denn dein erster Gedanke beim Erwachen: „Herr, bewahre mich heute vor der Sünde“; dein oftmaliges Gebet im Laufe des Tages, besonders in der Versuchung: „Herr, gestatte nicht, daß ich mich je von dir trenne; lieber will ich sterben, als dich beleidigen.“ Besorge nicht, das Leben in der steten Furcht des Herrn möge ein trauriges, kummervolles sein. Es giebt vielmehr nichts Tröstlicheres und Angenehmeres, als die hl. kindliche Furcht, welche gute Kinder haben, Gott, ihren

* Sein Lebensbeschreiber bezeugt auf sein Gewissen, daß er dieses wiederholt aus dem Munde des hl. Erzbischofs vernommen habe. (Bolland. 21. April.)

geliebtesten Vater, zu betrüben. Sie erfreut die Seele, erquickt das Herz, gewährt frohe Zuversicht für die Stunde des Hinscheidens. So beteuert der Geist der Wahrheit in der hl. Schrift: „Bei der Furcht des Herrn giebt es keinen Mangel. Die Furcht des Herrn ist wie ein gesegneter Lustgarten; er ist herrlicher als alles geschmückt." (Sir. 40, 27. 28.) „Die Furcht des Herrn bringt Ehre und Ruhm, wird mit Freude und Frohlocken gekrönt. Die Furcht des Herrn erfreut das Herz; giebt Lust, Wonne und langes Leben. Wer den Herrn fürchtet, dem wird es wohl gehen an seinem Ende, der wird gesegnet werden am Tage seines Hinscheidens." (Sir. 1, 11—13.)

5. Göttliche Vorkehrungen zum Heile der Menschen vom Sündenfalle an bis zur Ankunft des Erlösers.*

Gott hatte von Anbeginn sich unsern Stammeltern als den höchsten Herrn und allmächtigen Schöpfer, als ihr letztes Ziel und ihre ewige Seligkeit geoffenbart; er hatte ihnen seine Güte zu erkennen gegeben durch die Fülle des Segens und der Gnade, die er ihnen spendete, seine Gerechtigkeit durch die Strafe, die er über sie verhängte, seine Barmherzigkeit durch die Verheißung eines Erlösers, welcher der Schlange den Kopf zertreten würde. Von ihnen sollte nun diese Kenntnis auf ihre Nachkommenschaft sich fortpflanzen, damit alle das ewige Leben erlangten im Glauben und

* Man erwarte bei diesem Abschnitte nicht, daß jede einzelne Frage des hier zu grunde gelegten Katechismus No. 2. insbesondere beantwortet werde. Wir wollten weder unnützer Weise wiederholen, was jede biblische Geschichte erzählt, noch auch der Religionsgeschichte vorgreifen, welche im letzten Bande unseres Handbuches folgt. Wir beschränken uns darauf, die Hauptmomente und den Zweck anzugeben, welche der Katechet bei der Erklärung dieser Fragen ins Auge zu fassen hat. In den Elementarschulen lernen die Kinder meistens nur Bruchstücke oder einzelne Erzählungen der biblischen Geschichte, den Zusammenhang der Ereignisse und die Beziehung derselben auf den verheißenen Welterlöser kennen sie in der Regel nicht. Eben darauf soll nun aber der Katechet die Schüler je nach Maßgabe ihrer Befähigung und Fassungskraft hier aufmerksam machen. Nur insofern dieses geschieht, wird die Reihe von Fragen ihren Zweck erreichen. — Im „größern Katechismus" und im sogenannten „Lehrbegriff" kommen dieselben mit Ausnahme jener, die sich auf das Heil der Heiden beziehen, nicht vor. Man setzt nämlich voraus, daß die Schüler, welche befähigt sind, die bezeichneten Katechismen zu lernen, auch imstande seien, den Abriß der Religionsgeschichte zu lernen, welcher jenen Katechismen gewöhnlich beigegeben ist. Dieser aber enthält alles, was in diesem Abschnitte über „die göttlichen Vorkehrungen zum Heile der Menschen vor Christus" in Bezug auf die Israeliten gesagt ist. Bei Erklärung der größern Katechismen, in welchen dieser Abschnitt nicht vorkommt, sollte er demnach an dieser Stelle aus dem Abrisse der Religionsgeschichte ersetzt werden.

Vertrauen auf Gott und den verheißenen Weltheiland und durch treue Beobachtung des Sittengesetzes, das Gott jedem Menschen ins Herz geschrieben. So schwer auch die Wunden waren, welche die Sünde dem Menschen beigebracht hatte, so vermochten doch alle dieses zu leisten mit Hilfe der Gnade, die Gott um des künftigen Erlösers willen keinem versagte. Selbst die Mühsale des Lebens und die vielfachen Bedrängnisse, unter denen der Mensch nun seufzte, sollten ihn zu Gott, dem Retter in der Not, hinführen und seine Sehnsucht nach dem kommenden Erlöser unterhalten und steigern. Zudem ließ Gott nach seiner weisen Vorsehung die ersten Patriarchen ein erstaunlich hohes Alter erreichen, damit sie imstande wären, ihre späten Enkel noch mündlich in den notwendigen Heilswahrheiten zu unterrichten und in der Furcht des Herrn zu erziehen.

Als aber die Nachkommen des frommen Seth, welchen Adam anstatt des erschlagenen Abel von Gott erhielt, mit den ruchlosen Abkömmlingen des Brudermörders Kain in nähere Verbindung traten, griff die Sittenlosigkeit dermaßen um sich, daß nach dem Zeugnisse der hl. Schrift „die Erde mit Ungerechtigkeit erfüllt war.“ (1. Mos. 6, 13.) Da beschloß Gott, ein furchtbares Strafgericht über die entartete Menschheit zu halten. Das unverbesserliche Geschlecht soll von der Erde vertilgt werden, und aus der Familie des gottesfürchtigen Noe ein neues Geschlecht hervorgehen. Unvergeßlich soll die Strenge der strafenden Gerechtigkeit Gottes sein, von derselben sollen die Nachkommen ihren Kindern und Kindeskindern erzählen, damit fortan alles Fleisch den Herrn fürchte und sein Gesetz halte. „So ließ dann Gott zur Strafe der Frevel die Sündflut hereinbrechen, in welcher alle umkamen bis auf den frommen Noe und seine Familie.“

Wie wird nun das neue Geschlecht sich verhalten? Wird es durch die furchtbare Strafe belehrt, den Glauben an den einen Gott bewahren und hinfort in der Furcht des Herrn wandeln? — Von Hoffart und schnöder Weltliebe bethört, versank der Mensch bald wieder in die Tiefe der Lasterhaftigkeit. Der Gedanke an einen unendlich gerechten, allgegenwärtigen Gott, dessen Wille heilig und unverletzlich ist, wurde ihm lästig, ja unerträglich. Darum schuf er sich in der Verblendung seines Herzens selbst Götter, vor denen er nicht zu erröten oder zu zittern brauchte. Sonne und Mond, Tiere und Pflanzen, Bilder von Holz und Stein, selbst lasterhafte Menschen erhielten anstatt des wahren, allmächtigen Gottes den Tribut der Verehrung und Anbetung.

Was that nun Gott, als die Abgötterei um sich griff und die Menschen immer schlimmer wurden?

„Gott wählte sich, um den wahren Glauben und die Hoffnung auf den Erlöser unter den Menschen zu erhalten, ein eigenes Volk und schloß mit demselben einen besondern Bund."

Ungefähr vierhundert Jahre nach der Sündflut lebte in Chaldäa, einer Landschaft Mesopotamiens, ein getreuer Diener des wahren Gottes, Abram mit Namen. Zu diesem sprach der Herr: „Ziehe aus deinem Lande und dem Hause deines Vaters in das Land, das ich dir zeigen werde. Ich will dich zu einem großen Volke machen und dich segnen, und gesegnet sollen in dir sein alle Geschlechter der Erde." (1. Mos. 12, 1—3.) Da verließ Abram das Land, in welchem seine Väter fremden Göttern dienten (Jos. 24, 2.), und zog nach Kanaan (dem heutigen Palästina oder dem gelobten Lande). Wiederum sprach Gott zu Abram (nunmehr Abraham, d. i. Vater der Menge): „Ich will dich segnen und deine Nachkommen mehren gleich den Sternen des Himmels und wie den Sand am Gestade des Meeres, und gesegnet werden sein in deinem Samen alle Völker der Erde." (1. Mos. 15, 5. u. 22, 17. 18.) Und: „Ich richte auf meinen Bund zwischen mir und dir, und zwischen deinem Samen nach dir seine Geschlechter hindurch: einen ewigen Bund, daß ich Gott sei dir und deinem Samen nach dir. So halte nun auch du meinen Bund, du und dein Same nach dir in den kommenden Geschlechtern." (Ebd. 17, 7. 9.) Abraham erhielt wirklich in seinem hohen Alter den Sohn der Verheißung, dem er den Namen Isaak gab und ward so der Stammvater eines großen — des jüdischen oder israelitischen — Volkes.

Damit nun dieses zur Bewahrung und Verbreitung des rechten Glaubens und der Hoffnung auf den Erlöser auserwählte Volk sich rein erhielte von der Verderbnis des Götzendienstes und der Lasterhaftigkeit, welche immer mehr zunahm, schloß der Herr in der Folge mit ihm einen eigenen hl. Bund, wie er mit dessen Stammvater Abraham gethan hatte. (Religionsgesch. §. 11.) Dieser feierliche, auf das ganze Volk Israel sich ausdehnende Bund bestand hauptsächlich darin, daß Gott seinerseits den „Israeliten die Verheißung gab, er werde sie als sein auserwähltes Volk besonders schützen und, wofern sie getreu blieben, auch mit zeitlicher Wohlfahrt segnen, und es werde aus ihnen das Heil der Welt — der Erlöser — hervorgehen, durch welchen (gemäß der an Abraham ergangenen Verheißung) alle Völker der Erde gesegnet werden sollten. Die Israeliten ihrerseits gelobten, allzeit nur den

einen wahren Gott anzubeten und alle seine Gebote treu zu beobachten." Dieses gelobten sie feierlich in der Wüste (2. Mos. 24.); dieses versprachen sie heilig im Lande Kanaan. (Jos. 24.)

Infolge der huldreichen Auserwählung vertraute Gott dem Volke Israel seine Offenbarung zum Heile der Menschen an. Er redete nämlich von Zeit zu Zeit und in mannigfacher Weise zu dessen Vätern, zu den Patriarchen Abraham, Isaak, Jakob, später zu Moses, David und den übrigen Propheten, that ihnen seinen Willen kund und gab ihnen seine Gebote und Verheißungen, damit sie nach denselben ihre Zeitgenossen und ihre Söhne und Enkel unterwiesen. Deshalb „sprach der Herr: Kann ich Abraham verbergen, was ich thun will? Denn ich weiß, daß er seinen Kindern und seinem Hause nach ihm befehlen wird, zu halten den Weg des Herrn und Gerechtigkeit zu üben." (1. Mos. 18, 17. 19.) Deshalb sprach auch Moses kurz vor seinem Ende zu dem Volke: „Frage deinen Vater, und er wird es dir sagen, deine Ahnen, und sie werden dir erzählen." Und: „Nehmet zu Herzen alle die Worte, die ich heute vor euch beteure, und gebietet euren Söhnen, daß sie dieselben halten und thun und alles erfüllen, was in dem Gesetze geschrieben steht." (5. Mos. 32, 7. 46.)

Allein nicht bloß durch den Mund der Väter belehrte Gott sein Volk, er unterrichtete und erzog dasselbe auch durch Thaten. Durch eine Reihe erstaunlicher Zeichen und Wunderwerke offenbarte er ihm seine Macht, durch zahllose Wohlthaten seine Güte, durch Verbote und Vorschriften seine Heiligkeit, durch Schonung und Nachsicht seine Langmut, durch Verzeihung seine Barmherzigkeit, durch Züchtigung seine Gerechtigkeit; und aus den wunderbaren Fügungen, die durch Schwäche zum Siege, durch Erniedrigung zur Herrlichkeit führten, leuchtete unverkennbar seine Weisheit hervor. „Ich bin Gott und sonst keiner," diese Wahrheit sollte Israel nie und nimmer vergessen. — Ein besonderes Walten Gottes hatte Israel aus dem Lande Kanaan nach Ägypten geführt. Hier ließ Gott das Volk nach Josephs Hinscheiden in harte Knechtschaft geraten, wie er es dem Abraham vorhergesagt hatte. (1. Mos. 15, 13.) Unerträglich war das Joch, welches auf ihm lastete. „Da flehten die Kinder Israels unter Seufzen ob ihrer Mühseligkeit zum Herrn, und ihr Klagen stieg auf zu Gott, und dieser erhörte ihr Flehen." (2. Mos. 2, 23. 24.) „Ich habe gesehen," sprach er zu Moses, „die Bedrängnis meines Volkes in Ägypten, und das Klagen der Söhne Israels drang zu mir. Aber komm, dich will ich zu Pharao senden, daß du wegführest mein Volk aus Ägypten." (2. Mos. 3, 7—10.) Und der Allmächtige schlug Ägypten mit harten Plagen, tötete durch die Hand des Würgengels „alle

Erstgeburt im Lande vom Erstgebornen Pharaos bis zum Erstgebornen der Gefangenen," führte das befreite Volk trockenen Fußes zwischen den aufgetürmten Fluten des roten Meeres durch und begrub den nacheilenden Pharao mit seinem ganzen Kriegsheer in den plötzlich zusammenstürzenden Wassern. So sollte Israel erkennen, daß er allein der Herr, und daß außer ihm kein anderer Gott sei; daß er töte und lebendig mache, er schlage und heile, und keiner könne retten aus seiner Hand. (5. Mos. 32, 39.) So sollte dasselbe lernen mit festem Glauben, mit starkem Vertrauen, mit kindlicher Dankbarkeit und unverbrüchlicher Treue dem Herrn anhangen. Zum ewigen Andenken an die wunderbare Befreiung setzte Gott die Osterfeier und die Heiligung der Erstgeburt ein. (2. Mos. 13.) Die Eltern sollten ihren Kindern den Ursprung und die Bedeutung dieser Anordnung erklären: „Fragt dich dereinst dein Sohn: Was ist das? so sollst du ihm antworten: Der Herr hat uns mit starker Hand aus Ägypten geführt, aus dem Hause der Knechtschaft" u. s. w. (2. Mos. 13, 14.)

Auch in der Wüste „zog der Herr vor ihnen (den Israeliten) her, sie zu geleiten, bei Tag in einer Wolkensäule, und bei Nacht in einer Feuersäule, so daß er Führer bei der Reise war zu beiden Zeiten. Niemals wich die Wolkensäule bei Tag oder die Feuersäule bei Nacht von dem Volke." (2. Mos. 13, 21. 22.) Mit so großer Huld und Liebe lenkte Gott sein Volk; gleich dem besten Vater sorgte er für alle seine Bedürfnisse. Ließ er zuweilen auch heilsame Strenge eintreten, um dessen Widerspenstigkeit und Wankelmut zu züchtigen, so zog er doch niemals seine Vaterhand von demselben zurück. Er speiste die Murrenden mit wunderbarem Himmelsbrote und ließ Wasser in Fülle aus dem Felsen strömen, um ihren Durst zu stillen. Jeden Schritt in der Wüste bezeichnete er mit glänzenden Wundern, die er vor den Augen des ganzen Volkes wirkte. — Aber alle die Gnadenbezeugungen und Wohlthaten, welche der Herr seinem Volke in so reichlichem Maße spendete, waren, wie Paulus bezeugt (1. Kor. 10.), nur Vorbilder oder Vorbedeutungen jener viel höhern Segnungen, welche ihm dereinst durch den verheißenen Welterlöser zufließen würden.*) Sie sollten, als eben so viele Unterpfänder der Macht und Treue Gottes, den Glauben an seine Verheißung befestigen, die Hoffnung auf den kommenden Erlöser beleben. Und warum sollte Israel nicht hoffen? Hatte es doch auffallend genug erfahren, daß sein

* Die Erklärung der Vorbilder wird im zweiten Glaubensartikel §. 1. nach den Weissagungen und ausführlicher in der Religionsgeschichte des alten Testamentes gegeben.

Gott nicht sei, wie die Götter der Heiden, wie die Götter von Holz und Stein, in denen kein Heil ist. War es nicht neuerdings auf den seinen Vätern und schon im Paradiese verheißenen Weltheiland, als auf einen Propheten hingewiesen worden, der wie Moses von Gott aus der Mitte des Volkes erweckt, wie Moses zugleich Führer, Gesetzgeber, Mittler und Retter sein sollte? (5. Mos 18, 15—19.) Hatte nicht Balaam ihm feierlich verkündet, es werde ein Stern aufgehen aus Jakob, ein Scepter aufkommen in Israel, der die Feinde zerschmettert und vertilgt? (4. Mos. 24, 17.) Nicht Josua aus dem Stamme Ephraim konnte der verheißene Heeresfürst sein; aus dem Stamme Juda sollte derselbe entsprießen. Nicht das Land Kanaan, welches von Milch und Honig fließt, sollte das letzte Ziel ihrer Sehnsucht sein; denn nicht beschränkt wird das Reich sein, in welches der Stern aus Jakob das auserwählte Volk dereinst einführen soll. Nein, die ganze Erde soll dem Erwarteten unterworfen sein, und durch ihn „sollen gesegnet werden alle Völker der Erde."

Was gab Gott den Israeliten auf dem Berge Sinai?

„Er gab ihnen die zehn Gebote, auf zwei steinernen Tafeln geschrieben, und manche andere gottesdienstliche und bürgerliche Gesetze, um sie allmählich auf die Ankunft des Weltheilandes vorzubereiten."

Die zehn Gebote enthalten das natürliche Sittengesetz, welches der Schöpfer jedem Menschen mit unvertilgbaren Zügen ins Herz geschrieben hat. Denn auch die Vernunft macht es uns zur Pflicht, den einen wahren Gott zu verehren und anzubeten, seinen Namen heilig zu halten, die Eltern zu ehren, nicht zu töten, nicht Unkeuschheit zu treiben, nicht zu stehlen u. s. f.; und so oft wir eine dieser Pflichten verletzen, macht uns das Gewissen die bittersten Vorwürfe. Damit aber diese Gebote den Israeliten um so heiliger wären, damit sie nicht mit vorgeblicher Unwissenheit sich entschuldigen und von der Beobachtung derselben sich freisprechen könnten, so verkündete ihnen Gott dieselben mit furchtbarer Majestät unter Donner und Blitz von der Höhe des Berges Sinai herab und gab sie ihnen auf zwei steinernen Tafeln eingegraben. An dieses so nachdrücklich eingeschärfte Gesetz, welches die Grundlage der Gesittung eines Volkes, den Inbegriff aller menschlichen Pflichten gegen Gott und den Nächsten enthält, knüpfte Gott noch manche andere Gesetze und Vorschriften, teils um den äußern Gottesdienst, die Ceremonien und hl. Handlungen festzusetzen, teils auch, um das bürgerliche und das Staatsleben zu ordnen. Er befahl, daß man ihm ein Heiligtum (das hl. Zelt, die Stiftshütte) baue,

damit er darin wohne, und eine Bundeslade verfertige, in welcher die Gesetztafeln aufbewahrt werden sollten. „Von da aus," so spricht er zu Moses, „will ich gebieten und will zu dir auf dem Gnadenthrone zwischen den beiden Cherubs, die auf der Lade des Zeugnisses sein werden, alles reden, was ich durch dich den Söhnen Israels gebieten werde." (2. Mos. 25, 22.) Desgleichen setzte er ein eigenes Priestertum ein, dem es oblag, die angeordneten Lob- und Brandopfer, die Sühn-, Dank- und Bittopfer auf die gleichfalls genau vorgeschriebene Weise darzubringen. Alle diese Opfer hatten, wie ehemals das des frommen Isaak und des Königs Melchisedech, Bezug auf das allerheiligste Opfer, welches dereinst von Christus dargebracht werden sollte. Denn der alte Bund „hatte bloß den Schatten der zukünftigen Güter," wie es der hl. Paulus in seinem Briefe an die Hebräer nachweist; er war nach seinem ganzen Umfange und in allen seinen Teilen nur eine Hindeutung auf den neuen Bund, ein großartiges Vorbild desselben.

Später wurde die gottesdienstliche Feier und mittelst derselben der Glaube an Gott, die Ehrfurcht und Liebe gegen ihn dadurch erhöhet, daß Salomon dem Herrn einen Tempel erbaute, der an Pracht und Herrlichkeit alles übertraf, was je die Welt Prachtvolles und Herrliches gesehen hat. In diesem Tempel allein durften fortan dem Allerhöchsten Opfer dargebracht werden, und alle Israeliten waren verpflichtet, zu gewissen Zeiten des Jahres nach Jerusalem zu wallfahren, um daselbst dem Herrn Gebete und Gaben zu weihen. Die Majestät dieses *einen* Tempels, die Vereinigung des ganzen Volkes um den *einen* Altar, die gemeinschaftliche Teilnahme an den glanzvollen Opfern der Anbetung und des Lobes des *einen* Gottes sollten sie um so fester an ihn anschließen, um so weiter von den Ausschweifungen und dem täuschenden Prunke des Götzendienstes entfernen. — Nichts desto weniger trennte sich bald nach Salomons Hinscheiden der größte Teil der Nation vom Stamme Juda und fiel zugleich vom wahren Gott ab. Die Abtrünnigen erbauten später zu *Samaria* einen eigenen Tempel und führten alle Greuel des Götzentums ein.

Was that Gott zu jener Zeit, um dem allenthalben einreißenden Übel zu steuern?

Gott erweckte die *Propheten* und sandte sie zu dem Volke, um es in seinem Namen zu belehren, unter Androhung der göttlichen Strafgerichte zur Buße zu ermahnen, und durch Erneuerung der frühern Verheißung ihren Glauben und ihr Vertrauen wieder zu beleben. Zwar gab es auch schon früher gottbegeisterte Männer,

welche dem Volke den göttlichen Willen kund thaten und das Zukünftige vorhersagten; doch fällt das Prophetentum vorzüglich in jene trübe Zeit. So lebten in diesem Zeitabschnitte Elias und Elisäus, welche viele und große Wunder wirkten; so auch die meisten Propheten, deren Weissagungen in den hl. Büchern eigens aufgezeichnet sind. — Allein die Warnungen, Mahnungen und Bußpredigten der Propheten waren vergeblich. Anstatt die Gottgesandten zu hören, verhöhnte sie das verstockte Volk, verfolgte und tötete sie. (Matth. 23, 27.) Wie schon in früheren Zeiten, so ließ auch jetzt die Strafe des Abfalles von Gott nicht lange auf sich warten. Von Osten her zogen heidnische Eroberer mit gewaltiger Heeresmacht ins Land, eroberten es, zerstörten Jerusalem und den Tempel und schleppten das Volk in die Gefangenschaft. — Der Stamm Juda, aus welchem der verheißene Erlöser hervorgehen sollte, durfte jedoch nicht untergehen. Nach einer siebenzigjährigen Gefangenschaft zu Babylon kehrte derselbe durch Gottes wunderbare Fügung in seine Heimat zurück. Jerusalem und der Tempel wurden wieder erbaut, und der wahre Gott wieder verehrt und angebetet.

In der Folge hatte das jüdische Volk von dem Übermute und der Willkür fremder Herrscher viel zu erdulden. Am schwersten jedoch lastete der fremde Druck auf demselben unter Antiochus, dem Erlauchten, dem Könige von Syrien. Dieser gottlose Fürst, nicht zufrieden, Jerusalem erobert, den Tempel geschändet und beraubt zu haben, bemühte sich, dem unglücklichen Volke den kostbarsten Schatz und letzten Trost, die Religion des einen wahren Gottes, mit List und Gewalt zu entreißen. Allein sein ruchloser Plan scheiterte an der unerschütterlichen Standhaftigkeit und Glaubenstreue, die Gott zur Befestigung des wahren Gottesdienstes in den Herzen vieler weckte, sowie auch an dem höhern Mute und der Standhaftigkeit des Heldengeschlechts der Makkabäer, welche an der Spitze des Heeres den Kampf der Befreiung vom Heidenjoche führten. Gott stand den Makkabäern sichtlich bei und gewährte ihnen nach und nach den Sieg über die Feinde seines heiligen Namens. Der durch Götzendienst entheiligte Tempel wurde gereinigt und unter unaussprechlichem Jubel des Volkes wieder eingeweiht. Nach der Befreiung Israels aus den Händen der Heiden fuhr die Familie der Makkabäer fort, die Schicksale des jüdischen Volkes zu lenken, bis die weltbeherrschenden Römer in die jüdischen Angelegenheiten sich einmischten und einen Ausländer, den Idumäer Herodes, unter römischer Oberhoheit auf den Thron setzten. Letzteres geschah 37 Jahre vor der Geburt des Welterlösers Jesus Christus.

Gab Gott auch den Heiden Mittel und Gnaden zum Heile ihrer Seelen?

„Ja; er that sich nicht nur den Juden, sondern auch den Heiden kund und ermahnte sie zur Buße und Besserung auf mancherlei Weise.“

Kennen wir auch nicht alle Mittel und Wege, deren sich die göttliche Vorsehung bediente, um selbst die Heiden zum Heile zu führen, so dürfen wir doch mit Sicherheit annehmen, daß es ihnen an den notwendigen Heilsmitteln keineswegs gebrach. „Oder ist etwa Gott nur der Juden Gott? Nicht auch der Heiden? Ja, auch der Heiden," antwortet der hl. Paulus. (Röm. 3, 29.) So hat demnach Gott sowohl für das leibliche, als auch das geistliche Wohl der Heiden Fürsorge getragen; ja noch vielmehr für dieses als für jenes, da in seinen Augen die Seele von unvergleichlich höherm Werte ist als der Leib. — Für alle Menschen, mithin auch für die Heiden ist Christus, der Sohn Gottes, am Kreuze gestorben. Gotteslästerung wäre es also, zu behaupten oder nur zu denken, daß der Allgütige nicht auch die Heiden retten und durch Christus zum ewigen Heile führen wollte. War dieses aber wirklich sein heiligster Wille, so mußte er ihnen auch Mittel an die Hand geben, das kostbare Blut des Gottmenschen sich zu nutze zu machen. Was nützte es den Bewohnern einer Stadt, einen reichen, überfließenden Wasserbehälter in der Nähe zu haben, wenn kein Zugang dazu offen stände, und keine Kanäle aus demselben in die wasserleeren Mauern führten? Oder was nützte es einer Schar von Sklaven, wenn das Lösegeld für sie hinter den verriegelten Thoren und unübersteiglichen Mauern einer festen Burg niedergelegt wäre, und der Burgherr es ihnen nicht zukommen ließe? Ebenso wenig würde es der Heidenwelt frommen, daß ein Meer von Gnaden aus dem Herzen des Gottmenschen ausströmte, wenn es ihnen nicht vergönnt wäre, daraus zu schöpfen, wenn keine Kanäle dieses Gnadenwasser in die Herzen der einzelnen leiteten. Eben so wenig würde es diesen unglücklichen Gefangenen des Satans nützen, wenn der unendliche Lösepreis im Himmel zwar für sie hinterlegt wäre, ihnen aber in keiner Weise zugewendet würde, noch auch von ihnen erlangt werden könnte. Eine solche Heilseinrichtung wäre so viel wie keine, stände im grellsten Widerspruch mit der Güte und Weisheit Gottes. — Wir dürfen demnach keinen Augenblick anstehen zu glauben, daß es auch unter den Heiden solche gab, die da Gott fürchteten, das Gesetz, das Gott in ihre Herzen geschrieben hatte, auf eine ihm wohlgefällige Weise erfüllten und somit zur ewigen Seligkeit gelangten.[86] Denn die jüdische Synagoge war nicht wie die christliche Kirche die alleinseligmachende Gemeinschaft der Kinder Gottes. Darum sprach auch der Apostelfürst Petrus: „In Wahrheit, ich erfahre, daß Gott nicht sieht auf die Person, sondern in jedem Volke ist, wer ihn fürchtet und Gerechtigkeit übet, ihm angenehm." (Apgsch. 10, 34.) Wir sehen, daß Gott die Heiden belehrte und zum Guten anhielt:

1) „Durch die Stimme des Gewissens und durch innere Einsprechungen." — Denn Gott hatte, nach dem Zeugnisse des hl. Paulus (Röm. 2, 15. 16.), auch in ihre Herzen das Wort des natürlichen Sittengesetzes eingeschrieben. Thaten sie nach demselben, so verkosteten sie den süßen Trost eines reinen, ruhigen Gewissens; übertraten sie es, so empfanden sie den nagenden Wurm des empörten Gewissens. Durch den Drang nach Glückseligkeit, der jedem Menschenherzen innewohnt, durch die Furcht vor einem höhern unsichtbaren Vergelter, welcher auch sie sich nicht

völlig zu entschlagen vermochten,* waren sie angetrieben, der Stimme des Gewissens zu gehorchen. — Dazu kamen die innern Erleuchtungen und Einsprechungen der göttlichen Gnade, wodurch sie noch wirksamer zur Übung der Gerechtigkeit angeleitet und angeregt wurden; „denn es giebt," sagt der hl. Augustin, „keinen so verdorbenen Menschen, in dessen Herz Gott nicht redete." Ganz im selben Sinne spricht auch der hl. Fulgentius: „Gott schreibt sein Gesetz in das Herz der Heiden, indem er denselben nicht bloß die vernünftige Natur, sondern auch die Gnade verleiht." Und der Verfasser des Werkes „von der Berufung der Heiden," welches vielfach dem hl. Prosper zugeschrieben wird, macht es sich zur besondern Aufgabe, darzuthun, die göttliche Gnade sei jederzeit und allen Menschen, den Gläubigen und den Ungläubigen, zu teil geworden, oder mit andern Worten: Gott habe allen und jeden Menschen nicht bloß das Naturgesetz, sondern auch die innere Gnade, es zu beobachten, mitgeteilt.** — Wie hätten sie auch solche Einsprechungen von oben nicht vernehmen sollen, da der katholischen Lehre gemäß jeder Mensch einen Schutzengel hat, dessen angelegentlichstes Geschäft es ist, den ihm vom Herrn der Heerscharen anvertrauten Pflegling zum ewigen Heile zu führen? Die heil. Schrift, welche (Dan. 10, 13. 20.) vom Engel der Perser und Griechen redet, berechtigt zur Annahme, daß auch einzelnen heidnischen Nationen ein Schutzgeist beigegeben war, dem es oblag, durch höhere Leitung das Heil derselben zu fördern.

2) „Durch Wohlthaten im Reiche der Natur." — „Gott hat nie unterlassen, (auch den Heiden) Zeugnis von sich selbst zu geben, indem er Wohlthaten spendete vom Himmel aus, Regen und fruchtbare Zeiten gab und mit Speise und Freude erfüllte die Herzen." (Apgsch. 14, 16.) Wenn sie daher Gott nicht als den allmächtigen und obwaltenden Schöpfer erkannten und als ihren größten Wohlthäter liebten, so war das lediglich ihre Schuld. Was der hl. Ambrosius vom gestirnten Himmel sagt, das gilt auch von jeder sichtbaren Schönheit und von der gesamten Natur: „Darum hat Gott so schöne Gestirne ins Dasein gerufen, damit die Menschen daraus ersehen könnten, wie groß und bewunderungswürdig er sei, und daß ihm allein Anbetung gebühre." (Sieh das Gesagte über die Erkenntnis Gottes aus der Erschaffung und Regierung der Welt. S. 199 ff.)

---

* Wir vernehmen von Plato selbst (Phaed.), daß zu seiner Zeit die Griechen gewöhnlich die Sagen vom Hades (Hölle) und den dortigen Strafen, so lange sie gesund waren, für lächerlich hielten, aber wenn sie den Tod nahe glaubten, sich doch der Angst davor nicht zu erwehren vermochten.

** Vgl. den Text von Orosius S. 103.

3) „Durch Strafgerichte." — Gott strafte das ganze Menschengeschlecht durch die Wasser der Sündflut, die Städte Sodoma und Gomorrha durch Feuer vom Himmel, die Völker von Ägypten und Kanaan durch unerhörte Plagen. Diese und ähnliche Strafgerichte sollten — a) diejenigen, über welche sie verhängt wurden, zu Gott zurückführen. Darum gab Gott den Strafbaren zumeist „Zeit und Raum, von ihrer Bosheit abzustehen." Deshalb heißt es in der hl. Schrift (Weish. 12, 1. 2.): „O Herr, wie gut und süß ist dein Geist in allen Dingen! Du strafest diejenigen, die sich verirren, nach und nach und redest ihnen zu, damit sie von der Bosheit ablassen." Gott ließ in der That den Noe mehr als hundert Jahre an der Arche bauen und während dieser Zeit die gottvergessenen Menschen zur Buße ermahnen. (2. Petr. 2, 5.) Und als die Fluten bereits hereinbrachen, verlieh er den Reumütigen die Gnade der Verzeihung. (1. Petr. 3, 20.) Diese von Gott verhängten Strafen sollten — b) die zukünftigen Geschlechter vom Lasterleben wirksam abschrecken. Und in der That, was war wohl dazu geeigneter, als die fast gänzliche Vertilgung des Menschengeschlechtes, als die rauchenden Trümmer der ruchlosen Städte Sodoma und Gomorrha, als die erschrecklichen Züchtigungen der entarteten Völker von Ägypten und Kanaan? Das Andenken der Sündflut ist selbst im Gedächtnisse der heidnischen Völker unserer Zeit noch nicht völlig verwischt; Jahrhunderte lang zeugten die Brandstätten von Sodoma den Völkern ringsum von der Strenge der göttlichen Strafgerichte. Das Buch der Weisheit, welches nach den meisten und vorzüglichsten Schriftforschern im makkabäischen Zeitalter verfaßt wurde, legt Zeugnis ab, daß noch dazumal „der Erdboden (der vertilgten Städte) wüst lag und rauchte, die Bäume Früchte trugen, die nicht reif wurden, und die Salzsäule zum Andenken an eine ungläubige Seele dastand." (Weish. 10, 7.)

Der Gott der Israeliten hatte sich namentlich bei den Völkern, welche mit diesen in nähere Berührung kamen, als einen mächtigen Gott und strengen Vergelter kund gethan und furchtbar gemacht. Als zur Zeit Samuels, ungefähr vierhundert Jahre nach dem Auszuge aus Ägypten, das Volk Israel wider die Philister im Felde stand, und die Bundeslade ins Lager gebracht wurde, „da fürchteten sich die Philister und sprachen: Gott ist ins Lager gekommen! Und sie seufzten und sprachen: Wehe uns, wehe uns! Wer wird uns retten aus der Hand dieser hohen Götter? Das sind die Götter, welche Ägypten mit allerlei Plagen schlugen!" (1. Kön. 4, 7. 8.) — Auch war es den Heiden nicht entgangen, daß der Gott Israels selbst sein auserwähltes Volk züchtigte, wenn

es ihm untreu wurde. Dieses erhellet aus der Rede, welche Achior, „der oberste der Söhne Ammons," im Kriegsrat des assyrischen Heeresführers Holofernes hielt. (Jud. 5.) Derselbe durchgeht die 900 jährige Geschichte des israelitischen Volkes und weist nach, daß die Israeliten, „so oft sie neben ihrem Gott einen andern verehrten, dem Raube und dem Schwerte und der Schmach überliefert wurden"; daß es ihnen im Gegenteil „gut ging, so lange sie nicht sündigten vor dem Angesichte ihres Gottes." Er schließt seine Rede mit den merkwürdigen Worten: „Nun also, mein Herr, forsche nach: ist irgend ein Unrecht vor dem Angesichte ihres Gottes, so laß uns hinaufziehen zu ihnen, denn ihr Gott wird sie sicher dir übergeben; wenn aber keine Missethat an diesem Volke ist vor seinem Gott, so werden wir ihnen nicht widerstehen können, denn ihr Gott wird sie beschirmen, und wir werden dem ganzen Lande zum Spotte sein."

4) „Durch außerordentliche Männer, die er von Zeit zu Zeit unter ihnen auftreten ließ." — Job war für die Stämme Arabiens ein hellleuchtendes Vorbild gläubiger Gottergebenheit und zuversichtlicher Hoffnung auf den Erlöser. Melchisedech, König und Priester, brachte im Angesichte der heidnischen Völker Kanaans dem höchsten Gott, der Himmel und Erde erschaffen hat, Opfer der Anbetung dar. (1. Mos. 14, 18.) Balaam, ein lasterhafter „Wahrsager," verkündete, vom Herrn gleichsam genötigt, den Moabitern die Macht und Wahrhaftigkeit des Gottes Israels und dessen liebevolle Absichten mit diesem Volke der Auserwählung. (4. Mos. 23 u. 24.) Jonas ging unversehrt aus dem Bauche eines Walfisches hervor, um den abgöttischen Niniviten Gottes Strafgerichte anzudrohen und sie zur Buße zu bewegen. Daniel war ausersehen, den babylonischen und persischen Königen zu zeigen, daß der Gott Israels „der Gott der Götter, der Herr der Könige sei." Der Allerhöchste gab ihm Weisheit, um die geheimnisvollen Träume derselben zu deuten (Dan. 2. u. 4.), die Betrügereien der Priester des Bel aufzudecken (Ebd. 14.); er rettete ihn auf wunderbare Weise aus der schauerlichen Löwengrube. Darum schrieb Darius an alle Völker, Nationen und Sprachen des Reiches der Perser: „Ich habe den Befehl gegeben, daß man im ganzen Gebiete meines Reiches den Gott Daniels fürchte und verehre, denn derselbe ist der lebendige Gott, der da bleibet in Ewigkeit. . . Er ist ein Erlöser und Heiland, der Zeichen und Wunder thut im Himmel und auf Erden." Daniel blieb in Ehren unter der Regierung Darius' und unter der Regierung Cyrus des Persers. (Dan. 6, 26— 28.)

5) „Durch die Israeliten, die er mit ihren heil. Büchern unter die Heiden zerstreute.“ — Wie einzelne ausgezeichnete Männer, so hatte auch das gesamte israelitische Volk den hohen Beruf, die Heiden zur Erkenntnis, Furcht und Liebe des wahren Gottes zu führen. Diesem Berufe entsprach es in Ägypten, in den Kämpfen um das gelobte Land, zur Zeit von David und Salomon, wo sein Ruhm und der Name seines Gottes die Länder der Heiden weit und breit erfüllte; diesem Berufe entsprach es namentlich auch zur Zeit der babylonischen Gefangenschaft. So wurde das, was für die Juden eine Strafe war, für die Heiden eine Quelle des Segens und der Gnade. „Darum,“ so spricht der alte Tobias, „hat Gott euch (Israeliten) unter die Heiden zerstreut, die ihn nicht kennen, damit ihr seine Wunder erzählet und ihnen zu wissen thut, daß kein anderer allmächtiger Gott ist als er.“ (Tob. 13, 4. 6.) In der That begleiteten die Juden einerseits die Anbetung und das Bekenntnis des wahren Gottes und andererseits die Wunder des Schutzes und der Fürsorge dieses einen wahren Gottes auch nach Babylon, dem damaligen Mittelpunkte des Heidentumes. Daselbst machten sie Völker, die bis dahin den Gott der Juden kaum dem Namen nach kannten, mit dem Gesetze, den Verheißungen und Drohungen desselben bekannt. Und ihre Sendung blieb nicht ohne Erfolg. Selbst Nabuchodonosor, König von Babylon, rief, nachdem er von der wunderbaren Errettung der drei hebräischen Knaben aus dem Feuerofen Zeuge gewesen war, voll Erstaunen aus: „Es ist kein anderer Gott, der so retten konnte,“ und er erließ ein königliches Schreiben des Inhalts: „Nabuchodonosor, der König, an alle Völker, Nationen und Zungen, die auf der ganzen Erde wohnen. Der höchste Gott hat Wunder und Zeichen bei mir gethan; darum gefiel mir's, kund zu thun seine Zeichen, weil sie groß, und seine Wunder, weil sie mächtig sind: sein Reich ist ein ewiges Reich, und seine Herrschaft währet für und für.“ (Dan. 3, 98—100.) Derselbe bezeugt nach schwerer Verdemütigung, die Gott über ihn verhängt hatte: „Alle Bewohner der Erde sind vor ihm (dem Allerhöchsten) wie nichts zu achten; denn nach seinem Willen thut er, sowohl mit den Mächten des Himmels, als mit den Bewohnern der Erde, und es ist keiner, der seiner Macht widersteht und zu ihm sagen kann: Warum hast du das gethan?“ (Dan. 4, 32.) In gleicher Weise that auch Cyrus der Perserkönig seinem ganzen Reiche kund: „Alle Reiche der Erde hat mir der Herr, der Gott des Himmels, gegeben und er hat mir geboten, daß ich ihm ein Haus baue zu Jerusalem. Dieser ist (der wahre) Gott, der zu Jerusalem ist.“ (1. Esd. 1, 2. 3.) — Auch nach der Rückkehr

des auserwählten Volkes aus der Gefangenschaft verblieben viele Juden in Babylon und den umliegenden Ländern und pflegten so das Senfkorn der Erkenntnis des wahren Gottes im Herzen des Heidentumes. Später im dritten Jahrhunderte vor Christi Geburt wurden die hl. Bücher in Ägypten von den sogenannten siebenzig (eigentlich zweiundsiebenzig) jüdischen Dolmetschern ins Griechische, welches damals die herrschende Sprache war, übersetzt und so zum Gemeingut aller Völker gemacht.

6) „Auch zuweilen durch Engel, Träume, wunderbare Erscheinungen oder Ereignisse." — Außer den bereits angeführten erwähnt die hl. Schrift noch verschiedener anderer Mittel, deren sich Gott bediente, um zu den Heiden zu reden. Den römischen Hauptmann Kornelius forderte Gott durch einen Engel auf, den Apostelfürsten Petrus zu sich rufen zu lassen. (Apgsch. 10, 3.) Den stolzen König Nabuchodonosor warnte der Herr in Traumgesichten. (Dan. 4.) Vor den Augen des gottesschänderischen Baltassar schrieb eine geheimnisvolle Hand das schauerliche Verwerfungsurteil Mane, Thekel, Phares. (Dan. 5.) Zu Balaam redete die Eselin, welche aus Furcht vor dem Engel, der vor ihr stand, sich sträubte, weiter zu gehen, und gleich darauf verwies ihm der Engel selbst, mit gezücktem Schwerte drohend, seine verkehrten Wege. (4. Mos. 22, 27—30.)

Warum kam der verheißene Erlöser nicht sogleich nach dem Sündenfalle?

„Weil die Menschen vorerst erfahren sollten, in wie tiefes Elend die Sünde sie gestürzt habe, und daß niemand sie retten könne als Gott."*

---

* „Welcher Mensch kann Gottes Ratschlüsse wissen, oder wer kann in Gedanken haben, was Gott wolle?" Dieser Spruch der Weisheit (9, 13.) findet auch bei vorliegender Frage seine Anwendung; darum sagt auch der hl. Chrysostomus (Homil. 27 über den Römerbrief): „Willst du erklügeln, warum das Geheimnis der Menschwerdung jetzt und nicht früher enthüllt worden sei, so wagst du etwas Gefährliches, indem du vorwitzig die Geheimnisse Gottes untersuchest und von ihm Rechenschaft forderst. Denn über solche Gegenstände soll man nicht vorwitzig grübeln, sondern mit Liebe sie ergreifen." — Wenn es aber Vermessenheit und Sünde wäre, hierüber vorwitzige Untersuchungen anzustellen, so ist es doch keineswegs unerlaubt, mit Demut und heiliger Lernbegierde nach dem Grunde zu fragen, warum der Erlöser so spät auf Erden erschien. Selbst die hl. Kirchenväter machten es sich zur Aufgabe, diese dazumal schon aufgeworfene Frage zu beantworten, stimmten jedoch in der Angabe der Gründe nicht allzeit überein. Während Eusebius von Cäsarea sich dahin ausspricht, die Menschen hätten sich anfangs im Zustande tiefster Verkommenheit und Wildheit befunden und seien von Gott allmählich zu bessern Sitten und höherer Bildung geführt und zur Aufnahme des Heilandes vorbereitet worden, so sagt hingegen Gregor von

So lange Hoffnung vorhanden war, daß der kranke Lazarus auf natürlichem Wege wieder genesen könnte, ging Jesus nicht nach Bethanien, um ihn gesund zu machen. Erst vier Tage nach dem Hinscheiden seines innig geliebten Freundes, als dessen Leichnam bereits in Verwesung überging, begab er sich dahin, um den Toten wieder zum Leben zu erwecken. Warum zögerte wohl Jesus so lange? Ohne allen Zweifel, damit das Wunder der Auferweckung, womit er seine göttliche Sendung beweisen wollte, um so glänzender und auffallender wäre; damit alle, die Zeugen davon waren, ihn unbezweifelt als den alleinigen Urheber des leiblichen Lebens desjenigen ansehen möchten, den er und alle Anwesenden als tot beweint hatten. — Aus eben demselben Grunde ließ Gott auch

---

Nyssa (Red. üb. d. Geburt Chr.), der göttliche Heiland Jesus Christus sei in die Welt gekommen, als das sittliche Verderben der Menschen seinen Höhepunkt errreicht hatte. Auf ähnliche Weise drücken sich auch Tertullian, Athanasius, Joh. Damascenus u. a. aus, und die Ergebnisse geschichtlicher Forschung in den Jahrbüchern der vorchristlichen Zeit scheinen gleichfalls mehr für letztere Ansicht zu sprechen.

Von der Weisheit des göttlichen Ratschlusses, demzufolge Jesus Christus erst viertausend Jahre nach dem Sündenfalle in die Welt kam, zeugt auch die Geschichte unserer Zeit. Noch sind nicht völlig 2000 Jahre verflossen seit der Ankunft des Gottmenschen, und schon wagte man es im Schoße christlicher Völker, aus dem Leben Jesu Christi des Erlösers eine Mythe zu machen. Man wagte dieses, obschon die hl. Kirche, als ein ewiges Denkmal des gottmenschlichen Wirkens Jesu Christi, dasteht, obschon Legionen von Märtyrern mit ihrem Blute die Thatsache der Erlösung durch Christus besiegelten, obschon die gelehrtesten und heiligsten Männer aller christlichen Jahrhunderte sich die geschichtliche Begründung derselben zur Lebensaufgabe machten. Und dieses gottlose Wagnis wurde als Aufklärung, als Fortschritt in der geschichtlichen Forschung begrüßt. Was wäre erst geschehen, wenn Christus viertausend Jahre früher, oder wenigstens in jenem Zeitraume erschienen wäre, aus dem sich die Entstehung der heidnischen Mythen herschreibt? Vor wie langer Zeit schon wäre Hochmut und Zweifelsucht auf den Gedanken verfallen, Christi Ankunft und die damit verknüpfte Erlösung der Welt für eine geistreiche Sage ohne jegliche historische Begründung zu halten und auszugeben? — Christus kam, nach der Bemerkung des hl. Ambrosius (De benedict. Patriarch. c. 11. n. 48.), „in die alternde, sich bereits zum Ende neigende Welt," er erschien im letzten Weltalter. Und dennoch steht geschrieben: „Wenn der Menschensohn (zum Gerichte) kommt, wird er wohl Glauben finden auf Erden?" (Luk. 18, 8.) und an einer andern Stelle: „Dann (vor dem letzten Gerichte) wird die Liebe bei vielen erkalten." (Matth. 24, 12.) Wie viel mehr dürften diese Worte des Heilandes sich bewähren, wenn Christus im ersten Weltalter erschienen wäre? Es liegt einmal so in der Natur des Menschen, daß sein Glaube im Laufe der Zeiten an Festigkeit und Lebendigkeit verliert, und daß der Eifer der Liebe und Dankbarkeit abnimmt, je weiter man sich von dem Zeitpunkt entfernt, wo man eine Wohlthat empfangen hat. Wäre demnach Christus im ersten Weltalter erschienen, so hätte der Glaube an ihn und die Liebe und Dankbarkeit gegen ihn ohne neues Wunder sich kaum bis auf unsere Zeiten erhalten.

viertausend Jahre vorübergehen, bevor er kam, die Verheißung, welche er im Paradiese gegeben hatte, zu erfüllen und die ganze Menschheit, welche in den Banden des ewigen Todes lag, zum neuen Leben zu erwecken. Gott ließ zu, daß die sündige Menschheit, welche des höhern Lebens beraubt, an schweren, auf natürlichem Wege ganz unheilbaren Wunden darnieder lag, in den tiefsten Abgrund sittlicher Verkommenheit und jeglichen Elends versank, gleichsam in Verwesung überging; damit das Wunder der Wiederbelebung durch die Gnade des Erlösers um so heller und herrlicher strahlte, damit die Menschen um so leichter erkännten, daß Gott allein der Urheber des höhern Lebens und Heiles sei, und folglich um so fester an die Kraft seiner Gnade glaubten, um so inbrünstiger für dieselbe dankten, um so eifriger sie benützten. — Nur dann pflegt man für eine Gabe in gebührender Weise dankbar zu sein und dieselbe wohl anzuwenden, wenn man den hohen Wert derselben erkennt und gehörig zu schätzen weiß. Was könnte uns aber den Wert eines Gutes besser kennen lehren, als die Erfahrung, in welch tiefes Elend die Entbehrung desselben uns gestürzt? Niemand schätzt die Gabe der Gesundheit höher, als derjenige, welcher von einer langen, schmerzhaften Krankheit geneset. Niemand weiß das Glück der Freiheit besser zu würdigen, als derjenige, welcher Jahre lang in Ketten und Banden schmachtete. Wäre Gottes Sohn gleich nach dem Sündenfalle vom Himmel herabgestiegen, um die Wunden der Menschheit zu heilen, die Fesseln ihrer Knechtschaft zu sprengen, so hätte dieselbe die Wohlthat der Heilung und Erlösung allzu gering geschätzt und folglich auch schlecht benützt; sie hätte noch nicht Zeit und Gelegenheit gehabt, an sich zu erfahren, daß das Elend, in welches die Sünde sie stürzte, ein grenzenloses sei, und daß niemand sie retten könne, als Gott. Wäre es nicht mehr als wahrscheinlich, daß in diesem Falle die Menschen in ihrer Verblendung nicht Gott, sondern sich selbst die Ehre gegeben, ihr Heil nicht dem Erlöser, sondern ihren eigenen Kräften und Bemühungen zugeschrieben hätten? Der göttliche Heiland kam also erst, nachdem das Menschengeschlecht vier Jahrtausende lang in Todesnacht und grausenhaftem Zerfall gelegen und nur zu handgreiflich erfahren hatte, es sei ihm kein anderer Name unter dem Himmel gegeben, wodurch es gerettet werden sollte, als der hochgebenedeite Name des Erlösers, Jesus Christus.

Was demnach Jahrtausende hindurch die berühmtesten Gesetzgeber, die gelehrtesten Weltweisen, die mächtigsten Monarchen nicht vermochten; was die schrecklichsten Strafgerichte, die glänzendsten Wunder, was das Gesetz, unter Donner und Blitz verkündigt, was

Moses, Elias und alle die gottbegeisterten Propheten nicht bewirkten, das sollte Jesus, am Kreuze sterbend, bewirken — das Heil der Welt. Vergeblich wird die Hölle alle Mächte der Erde gegen den Erlöser bewaffnen. Er wird seine Feinde nicht wie Elias mit dem Feuer des Himmels vernichten; er wird sie besiegen „mit der Kraft seines Wortes, mit dem Hauche seiner Lippen". (Is. 11, 4.) Er sendet arme Fischer aus in alle Welt, zu verkündigen das Wort des Heiles: und die Altäre der Götzen gehen in Trümmer, der Gott des Himmels und der Erde ist angebetet, und das Angesicht der Erde wieder erneuert. Wahrhaft, „dieser Umschwung kommt von der Rechten des Allerhöchsten!" (Ps. 76, 11.) Wer da nicht das Werk der göttlichen Macht und Weisheit erkennt, dessen Augen sind mit Blindheit geschlagen.

Welches war bei der Ankunft des Erlösers der Zustand der Welt?

„Die ganze Welt lag in Abgötterei und allen Lastern tief versunken; die Juden allein erkannten noch den wahren Gott."

Wie Gottes Sonne am Himmelsgewölbe von Anbeginn und immerfort die Welt mit ihren Strahlen beleuchtete und erwärmte, so senkte der Allerhöchste auch immerdar das Licht und die Kraft seiner Gnade in die Herzen der Menschen, damit sie ihn, den Gott des Himmels, erkennen, lieben und ihm dienen möchten. „Die Menschen liebten aber die Finsternis mehr als das Licht." (Joh. 3, 19.) „Sie sagten zu Gott: Weiche von uns, die Kenntnis deiner Wege wollen wir nicht. Wer ist der Allmächtige, daß wir ihm dienen sollen?" (Job 21, 14. 15.) — Da zeigte es sich alsdann, in welchen Abgrund von Schlechtigkeit der Mensch versinkt, wenn er Gottes leitende Hand verschmäht, um seine eigenen Wege zu wandeln. Die Liebe zu einem zügellosen Leben hatte ihn zur Abgötterei verleitet, und diese stürzte ihn immer tiefer in alle Greuel der Laster. „Wie die Menschen die Erkenntnis Gottes verwarfen, überließ sie Gott dem verwerflichen Sinne zu thun, was sich nicht geziemt: sie wurden voll jeglicher Ungerechtigkeit, Bosheit, Unzucht, Habsucht, Schalkheit, voll Neid, Mord, Zank, Arglist, Bösartigkeit, Ohrenbläser, Verleumder, bei Gott verhaßt, schmähsüchtig, hoffärtig, prahlerisch, erfinderisch im Bösen, ungehorsam gegen die Eltern, vernunftlos, unbändig, lieblos, treulos, unbarmherzig." (Röm. 1, 28—31.) — Selbst bei den gesittetsten Nationen, bei den Griechen und Römern, waren zwei Dritteile der Gesellschaft Sklaven und gleich Tieren behandelt; fremde Nationen hielten sie für Barbaren, und eben deshalb für rechtlos von Natur und zur Knechtschaft geboren. Grausamkeit war Vergnügen, Befriedigung der Blutgier Hochgenuß; selbst die

vornehmsten römischen Matronen kannten keine größere Ergötzung, als Menschen von Löwen und Tigern zerreißen oder im grausigen Zweikampfe verbluten zu sehen. So mußten in den römischen Kampfspielen, die zumeist den Göttern geweiht, mit einem feierlichen Menschenopfer eingeleitet und auf das Zeichen einer jungfräulichen Priesterin begonnen wurden, Tausende dem schauspiellustigen Volke zum Vergnügen unter den Zähnen wilder Bestien oder unter den Schwertstreichen eines überlegenen Gegners ohne Wehklagen ihr Blut verspritzen. — Die heidnische Religion wurde, anstatt die Menschen zu bessern und zu veredeln, vielmehr zur Pflanzschule aller Laster, und ihre Feste waren ganz geeignet, die letzte Spur von Tugend, Menschlichkeit und Schamgefühl zu ersticken. Gab es doch keine Schandthat, welche nicht im Beispiele irgend eines ihrer Götter eine Art von Rechtfertigung fand. Rom war stolz darauf, 30,000 Gottheiten zu verehren, und die Zahl derselben vermehrte sich noch immerfort. Seitdem der Kaiser Augustus, unter dessen Regierung der Weltheiland geboren wurde, unter die Zahl der Götter des Reiches versetzt war, beanspruchten auch die größten Scheusale von Kaisern bei Lebzeiten dieselbe Ehre, und Schmeichelei und Selbstsucht zollte sie ihnen. Der wahre Gott des Himmels und der Erde war allein weder erkannt noch verehrt. In dem hochgebildeten Athen, dem Sitze der heidnischen Weisheit, stand ein Altar mit der Überschrift: „Dem unbekannten Gotte.“ (Apgsch. 17, 23.) Brachte man auch den Göttern Gebete und Opfer dar, so war es nicht, um von ihnen Weisheit und Tugend, sondern um Glück und Wohlstand oder das Gelingen irgend eines nicht selten frevelhaften Unternehmens zu erlangen.*

Daß eine solche Religion, weit entfernt, dem furchtbaren, mit jedem Tag steigenden Sittenverderbnisse zu steuern, demselben sogar Vorschub leistete, war jedem denkenden Römer sonnenklar. Daher suchten manche Heil in den Grundsätzen einer vielgepriesenen Weltweisheit. Rom wimmelte zu der Zeit von Philiosophen; aber ihre Lehre strotzte von Ungereimtheiten, Zweifeln und Widersprüchen; ihr letztes Wort war meistens schmähliche Verleugnung alles Übersinnlichen und Göttlichen, oder aber stolze Selbstvergötterung. Sie forschten nicht nach der Weisheit, die von oben kommt; daher „wurden sie eitel in ihren Gedanken, und ihr unverständiges Herz wurde verfinstert; sie gaben sich für Weise aus, sind aber zu Thoren geworden.“ (Röm. 1, 21. 22.) Haben auch

---

* „Den Jupiter nennt man den Besten und Größten, nicht weil er uns gerecht, mäßig und weise macht, sondern weil er uns gesund, wohlbehalten, begütert und reich mit allem versehen sein läßt.“ *Cicero,* de nat. Deor. 3. 36.

heidnische Weltweise im Laufe der Jahrhunderte mitunter Wahres und Schönes von der Gottheit gelehrt, so vermochten sie doch nichts gegen das allgemein herrschende Verderben. Denn abgesehen davon, daß ihr Leben mit ihren schönen Lehren gar nicht im Einklange stand, so stimmten alle darin überein, daß man in betreff der Götterverehrung sich nach den Gesetzen und Einrichtungen des Landes richten müsse, selbst im Falle, wo dieselben thöricht und verkehrt wären. — In diesem Wuste sittlicher Verkommenheit und schwankender Meinungen waren nirgends Keime eines neuen, bessern Lebens zu entdecken. Kein Wunder also, daß selbst im Schoße des Heidentums viele Herzen nach Hilfe verlangten, daß viele nach einem hell leuchtenden Vorbilde menschlicher Tugend, nach einer festen, göttlichen Lehre sich sehnten, nach einer Lehre, die ihnen sichern Aufschluß über ihre Bestimmung, über den Zustand nach dem Tode geben sollte. Sechs Jahrzehnte vor Christus schilderte Cicero, wohl der Bedeutendste unter den römischen Weltweisen, mit treffenden Worten das hohe Entzücken, welches die Menschen empfinden würden, wenn sie einmal so glücklich wären, die vollkommene Tugend lebendig und persönlich schauen zu können.* Dieses unschätzbare Glück sollte der nach Erlösung schmachtenden Menschheit bald zu teil werden.

Blicken wir auf das jüdische Volk, so finden wir auch hier zur Zeit der Ankunft Christi eine große Versunkenheit in irdische Gesinnung, ein schreckliches Sittenverderbnis. Der hl. Paulus (Röm. 3, 10 bis 18.) wendet auf sie die Worte des Psalmisten an: „Keiner ist gerecht, keiner verständig, keiner, der Gott sucht. Alle sind abgewichen, allesamt unnütz geworden, keiner ist, der Gutes thue, auch nicht einer. Ein offenes Grab ist ihre Kehle; mit ihren Zungen handeln sie trüglich; Natterngift ist unter ihren Lippen; ihr Mund ist voll von Fluch und Bitterkeit; schnell sind ihre Füße zum Blutvergießen; Verderben und Unglück ist auf ihren Wegen, und den Weg des Friedens kennen sie nicht. Die Furcht Gottes ist nicht vor ihren Augen.“ Und Christus selbst hält ihnen vor, daß sie strafbarer als selbst die Heiden seien. „Die Männer von Ninive,“ spricht er, „werden am Gerichtstage mit diesem Geschlechte auftreten und es verdammen, denn sie haben auf die Predigt des Jonas Buße gethan; und sieh, hier ist mehr als Jonas.“ (Matth. 12, 41.) — Seit der babylonischen Gefangenschaft hatten sie zwar nicht mehr wie vorhin den Götzen gedient; Israel erkannte und verehrte zur Zeit der Ankunft Jesu Christi noch den

* De Fin. 5. 24. 69. Sieh Döllingers „Heidentum und Judentum.“ S. 732.

einen wahren Gott, hatte auch Eifer für das Gesetz, aber es war ein Eifer für den toten Buchstaben desselben; der Geist des Gesetzes war den allermeisten abhanden gekommen. Nicht lautere, heilige Gottesfurcht trieb sie an, für das Gesetz Gottes zu eifern, sondern Heuchelei, Ehrsucht, Hochmut, Dünkel, Scheinheiligkeit. Mit dem Eifer für das Gesetz beschönigten sie in den Augen der Menschen die schrecklichsten Verbrechen. Aus Eifer für das Gesetz werden sie den verheißenen Messias kreuzigen, den hl. Stephanus steinigen, alle Jünger Christi lästern und mit tödlichem Hasse verfolgen. Dieser pharisäische Geist, welcher „Mücken durchseihete und Kamele verschlang“ (Matth. 23, 24.), beherrschte vorzüglich die Priester und Schriftgelehrten, welche berufen waren, dem Volke bessere Gesinnung, echte Frömmigkeit und Gottesfurcht beizubringen.

Es entging zwar damals den Juden nicht, daß der Zeitpunkt angelangt wäre, wo die Prophezeiungen in Erfüllung gehen, der lang Ersehnte erscheinen sollte. Mit heißer Sehnsucht verlangten Priester und Volk nach demselben, aber ihre Hoffnung war mit wenigen Ausnahmen ganz irdisch. Sie erwarteten einen mächtigen König, der mit großer Pracht und Herrlichkeit auftreten, an der Spitze eines gewaltigen Heeres die verhaßten Völker der Heiden unterjochen und ein neues Weltreich gründen werde, in welchem die reichen Gaben aller Nationen, Silber und Gold, den Söhnen Abrahams in Fülle zufließen sollten. Diese irdische Gesinnung war die Hauptursache, warum der ankommende Erlöser von den Seinigen nicht aufgenommen wurde; dies der Grund, weshalb die Worte Jesu in Erfüllung gingen: „Ich sage euch, daß viele von Aufgang und Niedergang kommen und mit Abraham, Isaak und Jakob zu Tisch sitzen werden; die Kinder des Reiches aber werden in die äußerste Finsternis hinausgeworfen werden.“ (Matth. 8, 11. 12.)

Nutzanwendung.

Wenn wir die Geschichte der vorchristlichen Jahrtausende aufmerksam und bedächtig durchblättern, so bietet sich unserm forschenden Blicke vieles dar, was die Welt herrlich und groß nannte und noch nennt; vieles, worin nach ihrem Dafürhalten die Glückseligkeit des Menschen besteht. Wir begegnen da Menschen, welche in Städten und Palästen von erstaunlicher Größe und Pracht ihre Tage in Üppigkeit und Wollust verlebten; Menschen, die ihr Scepter über zahllose Völker ausstreckten und mit dem Glanz ihres Namens und mit dem Ruf ihrer Waffenthaten die ganze Erde zum Schweigen brachten; Menschen, die als weise Gesetzgeber, als mächtige Eroberer angestaunt und bewundert wurden;

Menschen endlich, denen von Hunderttausenden göttliche Ehre gezollt wurde. Aber unter diesen vielen finden wir gar wenige wahrhaft Glückliche, weil gar wenige waren, an denen Gott, und die hinwiederum an Gott, dem einzigen Quell wahrer Glückseligkeit, ein Wohlgefallen gehabt hätten. Darum verschwanden sie auch nacheinander und wurden meistens durch auffallende göttliche Strafgerichte hinweggerafft. Nur diejenigen, welche an den wahren Gott glaubten, die auf den von ihm verheißenen Erlöser hofften und Gottes Gesetz heilig hielten, nur die waren wahrhaft glücklich, weil sie Freude an Gott hatten, ein Gegenstand seines Wohlwollens waren. Joseph im Kerker, Daniel in der Löwengrube, die makkabäischen Brüder in der Todesqual, Job auf dem Düngerhaufen, die alle waren viel glücklicher, als die stolzen Könige Ägyptens, Babyloniens, Syriens und als die weltbeherrschenden Kaiser des heidnischen Rom. Alle jene wußten, daß Gott ihr Freund, ihr Vater und Vergelter sei, sie wußten, daß ihr Erlöser lebe, daß sie dereinst aus dem Grabe hervorgehen und mit ihren leiblichen Augen den Heiland sehen werden; diese aber wandelten durch ein hoffnungsloses Leben einer rettungslosen Ewigkeit entgegen. Schon auf ihrem Sterbebett und lauter noch in dem unglückseligen Jenseits mußten sie ausrufen: „So haben wir uns also verirret vom Wege der Wahrheit, und das Licht der Gerechtigkeit leuchtete uns nicht, und die Sonne der Gerechtigkeit ging uns nicht auf! Wir sind müde geworden auf dem Wege der Bosheit und des Verderbens und wandelten harte Wege, aber den Weg des Herrn erkannten wir nicht! Was half uns der Stolz? Was nützte uns des Reichtums Prahlerei? Alles das ging vorüber wie ein Schatten und wie ein dahinlaufender Bote und wie ein Schiff, welches das wogende Meer durchfährt, von dem man, ist es vorüber, keine Spur findet. . . . Also sind auch wir geboren worden und bald wieder verschwunden und können kein Zeichen der Tugend aufweisen, sondern durch unsere Bosheit wurden wir aufgerieben." (Weish. 5, 6—14.) — Woher kam es aber, daß so wenige Menschen an Gott glaubten, auf ihn hofften und ihn liebten? Woher kam es, daß sie ihren Blick von der Sonne abwendeten, welche von Anbeginn die Welt mit höherm Lichte erfüllte? Ohne Zweifel daher, weil sie den irdischen Glanz, der die Sinne trifft und das Herz besticht, als ihr höchstes Gut ansahen und darum das Auge ihres Geistes nicht zur ewigen Sonne, die da Gott ist, erhoben: unverständigen Kindern vergleichbar, die das Bild der Sonne im Teiche für die Sonne selbst halten und, indem sie darnach haschen, im Wasser umkommen. Liebe zu den Sinnengenüssen ließ die Heiden Gott nicht erkennen, der auf so manigfaltige Weise zu ihnen redete. Liebe zu Ehre,

Glanz und Reichtum blendete dermaßen das von göttlichem Lichte umflossene Auge der Juden, daß sie sich wiederholt von Gott abwandten und, als endlich Gott Mensch wurde, um die Welt zu erlösen, denselben nicht erkannten, oder vielmehr nicht anerkannten, weil er, von irdischer Pracht und Herrlichkeit entblößt, in sein Eigentum kam.

Liebe Kinder, wollet ihr wahrhaft glücklich, Gott wohlgefällig werden, so glaubet an Gott, hoffet auf Gott, vertrauet seinen Verheißungen, haltet in Liebe seine Gebote. Schließet euch an Jesus den Erlöser an, höret seine Stimme, folget seinem Beispiele. „Liebet nicht die Welt, noch alles, was in der Welt ist" (1. Joh. 2, 15.); denn der Glanz aller weltlichen Dinge ist Finsternis im Vergleich mit dem Lichte, das von Gott ausgeht, um jeden Menschen zu erleuchten, der da in die Welt kommt, im Vergleich mit Jesus Christus, unserm göttlichen Erlöser.*

Zweiter Glaubensartikel.

„Und an Jesum Christum, seinen eingebornen Sohn, unsern Herrn."

Der erste Glaubensartikel umfaßt alle jene geoffenbarten Wahrheiten, welche auf den „einen Gott, den allmächtigen Vater, Schöpfer Himmels und der Erde," Bezug haben. Gott der Vater ist von Ewigkeit der Ursprung der beiden andern göttlichen Personen, er ist der Urheber, Erhalter und Lenker aller sichtbaren und unsichtbaren Dinge. Als solcher gab er dem Menschen ein Gebot, dieser aber übertrat dasselbe und stürzte sich so in einen bodenlosen Abgrund des Verderbens. Da erbarmte sich der beste Vater seines rettungslosen Kindes und verhieß ihm einen Erlöser. — Die sechs folgenden Artikel enthalten die Glaubenslehren, welche sich auf diesen Erlöser beziehen. Sie bezeichnen denselben nacheinander als den Sohn des ewigen Vaters und als den Sohn der Jungfrau Maria, als wahren Gott und wahren Menschen, der zu unserm Heile auf Erden wandelte, litt und starb, der in Kraft seiner Gottheit von den Toten auferstand, der jetzt als Gottmensch zur Rechten des Vaters sitzt und dereinst wieder erscheinen wird als Richter der Lebendigen und der Toten. — Es folgt demnach die Frage:

Was lehrt uns dieser zweite Artikel des Glaubensbekenntnisses?

„Er lehrt uns, daß der Erlöser, welchen Gott uns Menschen verheißen und gesandt hat, der eingeborne Sohn Gottes ist, Jesus Christus, unser Herr."

---

* Von dem Verlangen nach dem Erlöser und von der Vorbereitung des Herzens zur Aufnahme desselben sieh die Nutzanwendung nach den Prophezeiungen im folgenden Abschnitte.

Gott, der allgütige Vater, hat den Menschen einen Erlöser versprochen, durch den allein sie Gnade und Heil erlangen sollten. Der zweite Glaubensartikel bestimmt uns denselben näher, indem er uns Aufschluß giebt über seinen Namen, über seine göttliche Abstammung und über seine Eigenschaft als „unser Herr.“ Es ist in demselben jedes Wort wohl zu beachten; selbst der Ausdruck: „und an“ darf nicht übergangen werden. Nach „und“ muß aus dem ersten Artikel „ich glaube“ hinzugedacht werden. „Und an Jesum Christum“ heißt demnach: „und ich glaube an Jesum Christum, den eingebornen Sohn Gottes, ebenso, wie ich an Gott den Vater glaube.“ Das Wörtchen „an“ hat hier dieselbe Bedeutung, wie im ersten Glaubensartikel. „An“ Jesum Christum glauben, heißt also nicht bloß glauben, daß es einen Jesum Christum giebt, es heißt auch nicht bloß, den Worten Jesu Christi Glauben beimessen, sondern es bedeutet auch die Richtung des Willens auf Jesum Christum und seine Lehre, es zeigt an, daß man mit Vertrauen und Liebe sich Jesu Christo und seiner göttlichen Lehre hingebe. (Vgl. S. 213.)

Was heißt „Jesus“?

„Jesus heißt so viel als: Heiland oder Erlöser.“

1) Bedeutung des Namens Jesus. Der Name „Jesus,“ welcher hier dem Mensch gewordenen Sohne Gottes beigelegt wird, bedeutet Heiland oder Erlöser im vollsten, umfassendsten Sinne. Nach dem Zeugnisse der hl. Schrift hatten allerdings schon ehedem mehrere diesen Namen getragen; allein da dieselben nur in einem sehr beschränkten Sinne Heilande oder Erlöser waren, d. h., da sie nur einem Volke und diesem nur zeitliche Wohlfahrt verschafften, es nur aus zeitlicher Knechtschaft befreiten, so war auch die Bedeutung ihres Namens nur eine beschränkte, ihr Name war im Vergleich zum Namen des Gottmenschen, was der Schatten im Vergleich zum Lichte, das Vorbild im Vergleich zur Fülle der Wahrheit ist. Jesus oder Josue, der Sohn des Nave, führte das durch Moses aus der Knechtschaft Ägyptens befreite Volk Israel in das Land der Verheißung; Jesus, der Sohn des Josedek, brachte mit Zorobabel die Juden aus der babylonischen Gefangenschaft in ihre Heimat zurück: Jesus hingegen, der eingeborne Sohn Gottes, befreite alle Völker der Erde aus der Knechtschaft des Satans, aus den Banden des ewigen Todes; Jesus erlöste alle Menschen von der Sünde und von all den furchtbaren Übeln, welche durch die Sünde in die Welt gekommen waren. Darum sprach der Engel zu Joseph, dem Pflegevater des Gottmenschen: „Du sollst ihm den Namen Jesus geben; denn er wird sein Volk (das auserwählte

Geschlecht) von dessen Sünden erlösen." (Matth. 1, 21.) Jesus, der Mensch gewordene Sohn Gottes, ist demnach der Einzige, dem dieser Name nach seiner wahren und vollkommensten Bedeutung zukommt. „Denn es ist kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, wodurch wir selig werden sollen." (Apgsch. 4, 12.)

2) Heiligkeit des Namens Jesus. Dieser Name wurde vom unendlich heiligen Gott von Ewigkeit dem Heiligen der Heiligen zugedacht, demselben in der Zeit durch einen jener reinen Geister, die am Throne der Herrlichkeit stehen, schon vor der Geburt beigelegt. Mit diesem Namen begrüßte Maria, die heiligste Mutter, ihr göttliches Kind; von diesem Namen steht geschrieben, „daß er über alle Namen sei," daß ihm die höchste Verehrung gebühre: „Im Namen Jesus sollen sich alle Kniee beugen derer, die im Himmel, auf Erden und unter der Erde sind." (Phil. 2, 10.) Diesen Namen verehrt die heilige Kirche, nicht bloß am Tage der Beschneidung, wo derselbe dem neugebornen Kinde feierlich gegeben wurde, sondern auch durch ein eigenes Fest, welches am zweiten Sonntage nach der Erscheinung des Herrn gefeiert wird und das Fest des heiligsten Namens Jesus heißt. Dieselbe befiehlt ihren Priestern, so oft sie bei der Feier des hl. Meßopfers diesen anbetungswürdigen Namen aussprechen, das Haupt ehrfurchtsvoll zu verbeugen. Nach dem Beispiele der Kirche bezeugten auch alle Heiligen dem Namen Jesus die tiefste Ehrfurcht. Der hl. Paulus hatte ihn allezeit im Sinne, und aus der Fülle des Herzens floß derselbe in seine Reden und Briefe über. In den letztern findet sich dieser hochheilige Name zweihundert und neunzehn Mal aufgezeichnet; und wer immer dieselben bedachtsam liest, der wird in dieser auffallend häufigen Wiederholung den klarsten Ausdruck der tiefsten Verehrung des Apostels entdecken. — Der hl. Franz von Assisi nährte in seinem Herzen eine solche Ehrfurcht gegen den Namen Jesus, daß seine Stimme sowohl, als auch seine Gesichtszüge bei Aussprechung desselben die innere Andacht kund gaben. Er ging hierin so weit, daß er eines Tages, wie der hl. Bonaventura erzählt, seine Mitbrüder ermahnte, die auf dem Boden liegenden Papierstückchen aufzuheben, weil er besorgt war, daß auf einem oder dem andern der Name Jesus stehen könnte. Die hl. Franziska von Chantal brannte den Namen Jesus mit einem glühenden Eisen auf ihre Brust, und der selige Heinrich Suso grub sich denselben mit einem spitzigen Messer auf das Herz. — Es soll mithin auch unser eifrigstes Bestreben sein, den hochheiligen Namen unseres Erlösers mit Herz und Mund zu verehren, denselben nie und nirgends ohne innere Andacht und äußere Ehrerbietung auszusprechen. Was immer an

diesen göttlichen Namen erinnert, was immer darauf Bezug hat, sei uns heilig und teuer: heilig das Sinnbild und die Schriftzüge desselben, heilig die kirchliche Feier seines Festes, heilig auch der Gebrauch des frommen Grußes: „Gelobt sei Jesus Christus — in Ewigkeit! Amen." Um diesen so löblichen Gebrauch zu befördern, verlieh Papst Sixtus V. im Jahre 1587 einen Ablaß von hundert Tagen denjenigen, welche sich mit diesem frommen Lobspruche begrüßen würden.

3) Kraft des heiligen Namens Jesus. Der Heiland hatte zu seinen Jüngern gesagt: „In meinem Namen werden sie (die Gläubigen) böse Geister austreiben, mit neuen Sprachen reden, Schlangen aufheben, und wenn sie etwas Tödliches trinken, wird es ihnen nicht schaden, Kranken werden sie die Hände auflegen, und sie werden gesund werden." (Mark. 16, 17. 18.) Voll Vertrauen auf diese Verheißung zogen nun die Apostel aus von Jerusalem bis an die Enden der Erde, bezeichneten ihre Schritte mit Wunderthaten, verjagten den Satan aus seinen Tempeln und gründeten auf den Trümmern derselben die Kirche Christi. Im Namen Jesus heilte Petrus den Lahmgebornen, der am Eingang des Tempels von Jerusalem Almosen begehrte. „Silber und Gold habe ich nicht," sprach der Apostelfürst, „aber was ich habe, das gebe ich dir. Im Namen Jesu Christi des Nazaräers steh' auf und wandle!" (Apgsch. 3, 5. 6.) In der Kraft des Namens Jesus gab derselbe dem Gichtbrüchigen zu Lydda die Gesundheit und der Thabitha zu Joppe das Leben wieder. (Apgsch. 9.) Durch die Kraft des Namens Jesus trieb Paulus zu Philippi den Teufel aus einer Besessenen. Der Apostel sprach zum Geiste: „Ich befehle dir im Namen Jesu Christi, von ihr auszufahren. Und in derselben Stunde fuhr er aus." (Apgsch. 16, 18.) — Der Name Jesus war also die Waffe, womit die Apostel und ihre Nachfolger die Welt und die Hölle besiegt haben, der Name Jesus ist überhaupt für jeden Christgläubigen eine mächtige Schutzwehr gegen die Anfechtungen der Welt und des Höllengeistes. Erinnern wir uns daher an die Worte des hl. Gregor von Nazianz: „Die höllischen Geister zittern jetzt noch, wenn der Name Jesus genannt wird," und an jene des hl. Chrysostomus (in der neunten Homilie über den Kolosserbrief): „Wenn du issest, wenn du trinkest, wenn du verreisest, so thue alles im Namen Jesus, d. h. rufe ihn an. Alles thue im Namen des Herrn, und alles wird gelingen. Wenn du mit Glauben den Namen Jesus anrufest, so wirst du Krankheiten verscheuchen und den Teufel in die Flucht jagen. Und wenn du auch die Krankheit nicht vertreiben kannst, so geschieht es nicht aus Ohnmacht dieses Namens, sondern weil es so nützlicher ist. . .

Durch diesen Namen ist der Erdkreis bekehrt, die Tyrannei aufgehoben, der Teufel unter die Füße getreten und der Himmel geöffnet worden.“ Rufen wir demnach bei jedem Unternehmen, in jeder Gefahr des Leibes und der Seele voll Andacht und gläubigen Vertrauens den Namen Jesus an, und wir werden auch an uns seine wunderbare Kraft erfahren.[87] Mögen andere auf eigene Kraft, auf menschliche Hilfe, auf abergläubische Mittel ihr Vertrauen setzen; wir vertrauen auf den Namen des Herrn, den wir anrufen. Die Namen der Mächtigen dieser Erde werden verschallen, der Name Jesus wird ewig gepriesen werden.

4) Süßigkeit und Tröstung des Namens Jesus. Der Name Jesus ist süß und tröstlich; denn er erinnert uns an alle Wohlthaten, die wir vom Gottmenschen, der ihn trägt, empfangen haben, und an alle Hoffnungen, die sich an denselben knüpfen. „Jesus ist Honig im Munde, Wohlklang im Ohre, Jubel im Herzen“* eines jeden Christen. Der Sünder denkt beim Aussprechen oder Anhören des Namens Jesus an den guten Hirten, der das verirrte Schäflein aufsucht und in die Hürde zurückträgt; an den barmherzigen Samaritan, der vom Himmel herabstieg, um ihn, den schwer Verwundeten, zu pflegen und lindernden Balsam in die Wunden zu gießen; an den gütigen Vater, der ihn, den verlornen Sohn, mit unbeschreiblicher Liebe aufzunehmen bereit ist; er denkt an das Blut, welches sein Heiland am Kreuzesstamm für ihn vergossen hat. Wie süß und trostvoll ist diese Erinnerung für das Herz des Sünders![88] — Dem Gerechten ist der Name Jesus der Name des liebreichsten Meisters, des treuesten Bruders und Freundes, des besten Vaters, des mächtigsten Beschützers und Fürsprechers, des glänzendsten Vorbildes aller Tugenden, des kostbarsten Unterpfandes aller Gnaden und des ewigen Lebens. Was könnte für ihn süßer und trostreicher sein?[89] Wenn der Tod sich naht, wenn seine Schrecken und Schmerzen hereinbrechen, wenn die Mächte der Finsternis zum letzten Angriffe herbeistürmen: wie süß, wie trostvoll ist da der Name Jesus! Da ist er, wie nie anders, ausgegossenes Öl, welches dem Sterbenden hinüberleuchtet in die Ewigkeit, ihn kräftig und unbesiegbar macht im entscheidenden Streite, ihm den bittern Schmerz der Trennung lindert. Als die heil. Mechtildis auf dem Sterbebette lag, und ihre Schmerzen unerträglich und die Versuchungen furchtbar wurden, rief sie nur: „O liebreicher Jesus, o gütiger Jesus!“ und die Heftigkeit der Schmerzen ließ nach, und die Versuchungen verschwanden mit einem Male. — Glückselig der Christ, der, wie so viele heilige Diener und Diene-

* H. Bernhard, Rede 15. üb. d. Hohelied.

rinnen Gottes, den süßen Namen Jesus auf den Lippen, seine Seele aushaucht! Der wird jenseits Jesus finden und in ihm endlose Seligkeit. — Möchten wir doch alle zur Zahl dieser Glücklichen gehören!

Was heißt: „Christus"?

„Christus, hebräisch Messias, heißt soviel als der Gesalbte."

„Jesus wird der Gesalbte (in der griechischen Sprache Christus, in der hebräischen Messias) genannt, weil im alten Bunde die Propheten, Hohenpriester und Könige mit Öl gesalbt wurden, Jesus aber unser höchster Prophet, Priester und König ist."

Daß die Propheten, Hohenpriester und Könige mit Öl gesalbt wurden, ersehen wir aus verschiedenen Stellen der heiligen Schrift. „Der Herr sprach zu Elias: Geh nach Damaskus, und wenn du dahin kommst, so salbe Hazael zum Könige über Syrien, und Jehu zum Könige über Israel, Elisäus aber zum Propheten an deiner Statt." (3. Kön. 19, 15. 16.) Desgleichen salbte Moses auf Gottes Geheiß den Aaron zum Hohenpriester. Der Herr redete zu Moses: „Auch Aaron und seine Söhne salbe und heilige sie, auf daß sie als Priester mir dienen." (2. Mos. 30, 30.) Diese Salbung war einerseits eine Weihe, ähnlich derjenigen, welche auch schon im alten Bunde den zum Gottesdienste bestimmten Gefäßen erteilt wurde; andererseits war sie das Zeichen, daß Gott den Gesalbten eines der besagten Ämter übertrage. Der Name „Gesalbter" ist also, wie der römische Katechismus bemerkt, ein Name der Würde und des Amtes. — Dieser Name kommt vorzugsweise und im vollsten Sinne Jesu, als dem höchsten Propheten, Priester und Könige zu. Die Salbung Jesu war jedoch nicht eine äußerliche mit irdischem Öle, von einem sterblichen Menschen gespendete, sie war eine innerliche, von der die äußerliche ein Sinnbild war (1. Kön. 16, 13.), eine mit geistlichem Öle, vom göttlichen Vater selbst vollbrachte. Es war die Fülle aller Gnaden und Gaben des hl. Geistes, die im Augenblicke der Vereinigung seiner menschlichen Seele mit der göttlichen Natur im reichlichsten Maße in dieselbe ausgegossen wurde. Deshalb spricht der heil. Petrus (Apgsch. 10, 33.): „Jesum von Nazareth hat Gott mit dem hl. Geiste und mit Kraft gesalbet." Und Jesus wendet die Worte des Propheten Isaias auf sich selbst an: „Der Geist des Herrn ist über mir; darum hat er mich gesalbet und gesendet, den Armen das Evangelium zu verkünden und zu heilen, die zerknirschten Herzens sind." (Luk. 4, 18.) Die Salbung Jesu ist, um alles mit einem Worte zu sagen, die Fülle der Gottheit, die in ihm wohnet.

Jesus Christus ist demnach — 1) Prophet. Der heil. Petrus zeigt den Juden, daß Jesus von Nazareth derjenige ist, von dem Moses zum Volke sprach: „Der Herr, eurer Gott, wird euch aus euren Brüdern einen Propheten wie mich erwecken: jede Seele, die diesen Propheten nicht hört, wird ausgerottet.“ (Apgsch. 3, 22. 23.) Jesus ist in der That Prophet nicht bloß, weil er Zukünftiges vorhersagte, was einen Hauptbestandteil des Prophetenamtes ausmacht, sondern auch weil er als Lehrer die Geheimnisse Gottes offenbarte und die Menschen durch Wort und Beispiel alles lehrte, was sie glauben, hoffen und thun sollten, um zur ewigen Seligkeit zu gelangen; denn in dem Lehramte besteht die andere, nicht minder wesentliche Aufgabe des Prophetentums. — 2) Ebenso war Jesus Priester, nicht nach levitischer Ordnung, da er nicht von Levi abstammte, sondern nach der Weise des Melchisedech. (Hebr. 5, 6.) Darum sagt der hl. Paulus: „Da wir nun einen so großen Hohenpriester haben, Jesum, den Sohn Gottes, so lasset uns festhalten am Bekenntnisse“ (unseres Glaubens). (Hebr. 4, 14.) Jesus ist ein Priester, welcher alle priesterlichen Verrichtungen vollzogen hat und auch jetzt noch vollzieht. Er hat sich selbst für uns am Kreuze zum Opfer gebracht und fährt fort, sich täglich auf dem Altare zu opfern; er hat in seinem sterblichen Leben als Fürsprecher und Mittler für uns gebetet, und „er lebt noch allezeit, um für uns zu bitten.“ (Hebr. 7, 25.) — 3) Jesus ist endlich auch König. Er sagt dieses von sich selbst bei Johannes. (18, 37.) Denn auf die ausdrückliche Frage des römischen Landpflegers Pilatus, ob er ein König sei, antwortete er eben so ausdrücklich: „Du sagst es, ich bin ein König. Ich bin dazu geboren und dazu in die Welt gekommen. ...“ Allein sein Reich ist nicht ein irdisches, sondern ein überirdisches, geistliches; denn, sagt er eben daselbst (V. 36.), „mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ Sein Reich ist vor allem die hl. Kirche, deren Oberhaupt er ist und ewig sein wird.

Jesus ist aber nicht Prophet, Priester und König, wie andere, die vor seiner zeitlichen Geburt diese Ämter bekleideten oder nach derselben sie bekleiden; er ist der höchste Prophet, der höchste Priester, der höchste König. Keiner war und keiner wird wie er gesalbt mit der Fülle der Gottheit; keiner wie er berufen und gesandt, der Lehrer, Priester und König aller Völker und jedes einzelnen Menschen zu sein; keiner wie er bestimmt, sein Amt auszuüben bis zum Ende der Zeiten. Wie daher Jesus allein im vollsten Sinne Heiland oder Erlöser ist, so ist er auch allein im vollsten Sinne Prophet oder Lehrer, Priester und König. Die Propheten, Priester und Könige vor ihm waren nur seine Ver-

kündiger und Vorbilder; die Lehrer, Priester und Könige nach ihm sind bloß seine Stellvertreter und als solche verpflichtet, seine Nachbilder, d. h. seine Nachahmer in Verwaltung dieser Ämter zu sein. — Jesus ist demnach der „große Prophet" (Luk. 7, 16.), „der Herr der Propheten, der Schlußstein und die Weihe des Prophetentums." (So der hl. Augustin, Abh. 24. üb. Joh. n. 7.) Er ist der Hohepriester „heilig, schuldlos, unbefleckt, ausgeschieden von den Sündern, und höher als die Himmel geworden." (Hebr. 7, 26.) „Auf seinem Kleide und seiner Hüfte steht geschrieben: König der Könige und Herr der Herren." (Off. 19, 16.) „Seine Gewalt ist ewige Gewalt, die nicht genommen, und sein Reich ein Reich, das nicht zerstört wird." (Dan. 7, 14.) „Ihm, dem alleinigen Gott, gebührt Ehre und Herrlichkeit in alle Ewigkeit! Amen." (1. Tim. 1, 17.)*

Warum heißt Jesus Christus der „eingeborne Sohn Gottes"?

„Jesus Christus heißt der eingeborne (d. h. der einzig geborene) Sohn Gottes, des Vaters, weil er als die zweite Person der allerheiligsten Dreieinigkeit der einzige wahre und eigentliche Sohn Gottes, d. h. Sohn Gottes von Ewigkeit ist, einer Wesenheit mit Gott dem Vater."

Daß die erste Person in der Gottheit von Ewigkeit her im wahren und eigentlichen Sinne Vater ist und als solcher einen wahren und eigentlichen Sohn erzeugt, der vollkommen gleicher und einer Wesenheit mit ihm ist, dies wurde bereits in der Lehre von der hl. Dreieinigkeit ausführlicher besprochen und ebendaselbst gesagt, es sei dieser Sohn die zweite Person in der Gottheit, das ewige Wort. — Außer diesem göttlichen Worte, das in der Zeit Fleisch geworden und mit dem Namen „Jesus" benannt wurde, giebt es keinen andern Sohn Gottes im wahren und eigentlichen Sinne; weil es keinen andern giebt, der von Ewigkeit her von Gott dem Vater erzeugt und mit demselben gleicher Wesenheit ist. Denn obwohl auch der hl. Geist gleicher Wesenheit mit dem Vater ist und von ihm seinen Ursprung hat, so ist derselbe doch nicht Sohn; weil er vom Vater und Sohne zugleich ausgeht, keineswegs aber gezeugt oder geboren wird. Jesus Christus ist demnach allein wahrer, von Ewigkeit her geborner Sohn Gottes; er allein ist, wie das Nicäische Glaubensbekenntnis lehrt, „Gott von Gott, Licht vom Lichte, wahrer Gott vom wahren Gott, geboren, nicht erschaffen,

* Von Christus, als Prophet und Lehrer, als Priester und Mittler, als König und Haupt der Kirche, wird noch an verschiedenen Stellen des Katechismus die Rede sein; daher mag das Gesagte hier genügen.

einer Wesenheit mit dem Vater," folglich eben so mächtig, eben so gut und vollkommen, wie der Vater.* Aus dem Licht entspringt Licht, aus dem Senfkorn eine Senfpflanze, aus dem Menschen wird ein Mensch; und aus Gott wird Gott geboren, d. h. der ewige Sohn, welcher eine und dieselbe göttliche Natur wie der Vater hat.

Zwar sind auch die Christen durch die hl. Taufe Kinder, Söhne Gottes geworden. Der hl. Johannes (1. Br. 3, 1.) lehrt es ausdrücklich mit den Worten: „Sehet, welche Liebe uns der Vater erwiesen hat, daß wir Gottes Kinder heißen und sind." Allein wir sind nicht in demselben Sinne Kinder, Söhne Gottes, wie Jesus Christus. Er ist von Natur und von Ewigkeit her Sohn Gottes; wir sind es aber nicht von Natur, sondern durch die göttliche Gnade, welche der hl. Geist in unsere Herzen ausgegossen hat. Wir sind auch nicht Söhne Gottes von Ewigkeit her; wir sind es erst in der Zeit durch gnadenvolle Annahme an Kindesstatt geworden. Denn so lehrt der hl. Paulus (Gal. 4, 4. 5.): „Als die Fülle der Zeit kam, sandte Gott seinen Sohn (den Eingebornen), damit wir an Kindesstatt angenommen würden." Deshalb heißt es auch bei Johannes (1, 12.): „Allen, die ihn (den Mensch gewordenen Sohn Gottes) aufnahmen, gab er die Macht, Gottes Kinder zu werden." — Zwischen einem angenommenen und einem gebornen Fürstensohne ist allerdings ein großer, wesentlicher Unterschied. Was jener aus Huld und Gnade empfing, Adel, Würde, Anteil am Erbe, das besitzt dieser von Geburt, dazu hat er ein angestammtes Recht. Aber noch unvergleichlich, ja unendlich größer ist der Unterschied zwischen dem ewigen, eingebornen Sohne Gottes und allen denjenigen, welche durch Gnade an Kindesstatt angenommen sind; denn jenem ist die göttliche Natur mit all ihren unendlichen Vollkommenheiten eigen, diesen hingegen kann dieselbe unmöglich zu eigen werden; jener ist Gott, diese sind und bleiben Geschöpfe. Darum sprach Gott zu keinem weder der Menschen noch der Engel: „Du bist mein Sohn, heute (jetzt, jeden Augenblick, von Ewigkeit) habe ich dich gezeuget." (Hebr. 1, 5.) So sprach er aber zu Jesus Christus, dem Messias. „Der Herr (Gott der Vater) sprach zu mir," so sagt durch den Mund des königlichen Propheten der Messias selbst, „du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeugt." (Ps. 2, 7.) Auch die Juden verstanden diese Worte des Psalmisten vom Messias.

* Diese Grundlehre von der Gottheit Jesu Christi wird im folgenden zweiten Abschnitte (§ 2.) ausführlicher bewiesen.

Wiewohl der eingeborne Sohn Gottes in der Zeit die menschliche Natur angenommen hat, und er als Mensch nicht einer und gleicher Natur mit Gott dem Vater ist, so läßt sich dennoch keineswegs sagen, daß Jesus Christus als Mensch nicht der wahre, sondern nur ein angenommener Sohn Gottes ist. Denn obgleich er der menschlichen Natur nach von Gott nicht erzeugt, sondern erschaffen ist, so wird er doch als Mensch und als Gott mit vollem Rechte der wahre, eingeborne Sohn Gottes genannt; weil der Gottmensch Jesus Christus nicht als Mensch eine menschliche, und als Gott eine andere göttliche Person, sondern nur eine einzige Person ist, nämlich die zweite Person der allerheiligsten Dreieinigkeit, in welcher einen Person Menschheit und Gottheit unzertrennlich vereinigt sind. „Gott," sagt der hl. Paulus (Röm. 8, 32.), „hat selbst seines eigenen Sohnes nicht geschont, sondern ihn für uns alle hingegeben." Und Jesus selbst spricht (Joh. 3, 16.): „So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn hingab." Aus diesen und ähnlichen Stellen der hl. Schrift ergiebt sich, daß Jesus auch als Mensch der „eigene" und „eingeborne" Sohn Gottes ist; denn es ist klar, daß er als Mensch zum Leiden und Tod hingegeben wurde, da er als Gott weder leiden noch sterben konnte. Auch von dem am Kreuze verblichenen Heiland dürfen und sollen wir demnach sagen: „Wahrlich, dieser Mensch ist Gottes Sohn."* Wir unterscheiden zwar infolge der Menschwerdung zwei Geburten, eine ewige und eine zeitliche, nehmen aber darum keineswegs zwei Söhne an; denn der, welcher

* Die Lehre, daß Jesus Christus als Mensch nur angenommener Sohn Gottes (Adoptivsohn) sei, wurde in der letzten Hälfte des achten Jahrhunderts von zwei spanischen Bischöfen, Felix und Elipandus, verbreitet und alsbald von mehreren kirchlichen Synoden sowohl in Deutschland als auch in Spanien und von den Päpsten Hadrian I. und Leo III. verworfen. — Beachtenswert sind die Worte, wodurch bei dieser Gelegenheit die unter dem Vorsitze der päpstlichen Legaten im Beisein Karls des Großen abgehaltene Frankfurter Synode ihre Ehrfurcht gegen die Lehre und übliche Redeweise der heiligen Väter bezeugte. „Haltet euch," so schreibt sie an die Bischöfe von Spanien, „in den Schranken der hl. Väter; folget ihnen Schritt vor Schritt, glaubet fest, was sie ausgesprochen haben, das soll euch genügen. Die heil. Väter waren unsere Lehrer im Herrn, unsere Führer, auf der Bahn des Lebens." Und zu den Irrlehrern sich wendend: „Du wer du immer sein magst, der du dich erkühnest, Christus einen Adoptivsohn zu nennen, sag an, woher hast du diese Lehre, woher diese Benennung? Die Patriarchen haben nichts von diesem Namen gewußt, die Propheten ihn nie gebraucht, die Apostel ihn nicht verkündigt, die Schriftausleger nicht ausgesprochen, die Lehrer unseres Glaubens nicht überliefert. Bist du etwa in den dritten Himmel verzückt gewesen und hast du geheimnisvolle Worte vernommen, die bisher in der heiligen Kirche unerhört waren? . . . Du fragst vielleicht, warum man Bedenken trage, Christus einen Adoptivsohn zu nennen. Wohlan, ich will es dir sagen: weil weder die Apostel so gelehrt haben, noch die heilige katholische Kirche sich dieser Benennung bedient, sondern vielmehr auf die Zeugnisse der Apostel und die Lehren der hl. Väter sich stützend, Christum als den eigentlichen Sohn Gottes zu bezeichnen pflegt." Karl der Große drückte sich bei diesem Anlasse in demselben Sinne aus: „Ich meinerseits," schrieb er unter anderm an den Bischof Elipandus, „schließe mich freudig mit vollster Überzeugung und von ganzem Herzen den apostolischen Überlieferungen der katholischen Kirche an."

von Ewigkeit her aus dem Schoße des Vaters hervorging, und der, welcher in der Zeit von Maria der Jungfrau geboren wurde, ist der eine und selbe göttliche Sohn, wie dieses im dritten Glaubensartikel nachgewiesen wird.

Warum heißt Jesus Christus „unser Herr"?

„Jesus Christus heißt und ist unser Herr 1) als Gott, weil er eins mit dem Vater, gleich ihm Herr und Schöpfer des Himmels und der Erde ist; — 2) als Mensch, weil er in der menschlichen Natur uns erlöst, daher als sein Eigentum mit seinem Blute erkauft hat, und weil er in derselben einst unser Richter und ewig unser Haupt und König sein wird."

Vieles wird in der heiligen Schrift vom Erlöser ausgesagt, wovon ihm einiges, insofern er Gott ist, anderes, insofern er Mensch ist, zukommt. Als Gott ist Jesus Christus allmächtig, ewig, allgegenwärtig; als Mensch hingegen hat er gelitten, ist er gestorben und auferstanden. Allein, so bemerkt der römische Katechismus (Tl. 1. Art. 2. n. 16.), außerdem kommt ihm noch einiges andere nach der göttlichen und menschlichen Natur zugleich zu: so hier, daß er „unser Herr," d. h. unser Eigentümer und unumschränkter Gebieter ist.

1) Als Gott ist Jesus Christus eins mit dem Vater, ein und der höchste Herr, der Himmel und Erde aus nichts erschaffen hat und alles Geschaffene mit unendlicher Weisheit und Macht erhält und regiert. Durch ihn, das ewige Wort, ist „alles gemacht worden, und ohne ihn wurde nichts gemacht, was gemacht worden" (Joh. 1, 3.); „er trägt alles durch das Wort seiner Kraft." (Hebr. 1, 3.) Wir sind demnach mit Leib und Seele sein Eigentum, seine Diener im vollkommensten, umfassendsten Sinne. Wie der „Thon in der Hand des Töpfers," so sind wir, die Geschöpfe, alle in seiner Hand. (Jerem. 18, 6.) Ein Wort aus seinem Munde, ein Wink von ihm soll uns bestimmen, in tiefster Unterwürfigkeit und mit unverbrüchlicher Treue seinen göttlichen Willen zu vollbringen. „Haltet meine Gebote," spricht er, „und erfüllet sie. Ich bin der Herr." (3. Mos. 19, 37.) Wer dürfte ihm, dem höchsten Herrn, den Gehorsam verweigern, wer ungestraft sich ihm widersetzen? „Herr, Herr, allmächtiger König, in deine Gewalt ist alles gelegt, und es ist niemand, der dir widerstehen kann . . . Du hast Himmel und Erde gemacht, und was in des Himmels Umkreis enthalten. Du bist der Herr von allem, und es ist keiner, der deiner Herrlichkeit widerstehet." (Esth. 13, 9—11.) „Wer sollte dich nicht fürchten, König der Völker?" (Jerem. 10, 7.)

2) Auch als Mensch ist Jesus Christus unser Herr. Denn — a) als wir durch die Sünde in die Knechtschaft des Satans

geraten und dem ewigen Tode verfallen waren, stieg er von der Höhe des Himmels auf die Erde herab, nahm die menschliche Natur an, um uns in derselben aus der Sklaverei des Fürsten der Finsternis loszukaufen und vom ewigen Tode zu erlösen. „Der Heiland kam," sagt der hl. Augustin, „und zahlte den Lösepreis; er vergoß sein Blut und erkaufte den Erdkreis." Also „nicht mit vergänglichem Gold und Silber sind wir erlöst, sondern mit dem kostbaren Blute Christi, als eines unbefleckten, tadellosen Lammes." (1. Petr. 1, 18. 19.) Hat uns aber Jesus Christus um den teuren Preis seines Blutes erkauft, so gehören wir ihm als Eigentum an. Deshalb schreibt der hl. Paulus an die Korinther (I. 6, 19. 20.): „Wisset ihr nicht, daß ihr nicht euch selbst gehöret? Ihr seid erkauft um einen teuren Preis." Jesus ist folglich nicht bloß als Schöpfer, sondern auch als Erlöser, und weil er uns in der menschlichen Natur erlöst hat, auch als Mensch unser Herr. — b) Darum wird er auch einst als Richter wiederkommen, um von uns Rechenschaft zu fordern, ob wir ihm auch in unserm Leben ganz angehörten, d. h. ob wir ihm treulich gedient, seinen heiligsten Willen auf das pünktlichste erfüllt haben. Und wie er einst als Mensch in tiefster Erniedrigung vor dem heidnischen Landpfleger Pilatus stand und für unser Heil das Urteil des schmählichen Kreuzestodes über sich ergehen ließ, so wird er auch am Ende der Zeiten als Mensch mit großer Macht und Herrlichkeit erscheinen, um Gericht zu halten über die Lebendigen und die Toten. Darum spricht der hl. Petrus in der Apostelgeschichte (10, 42.): „Er (Jesus von Nazareth) hat uns geboten, dem Volke zu predigen und zu bezeugen, daß er es sei, der von Gott verordnet worden zum Richter der Lebendigen und der Toten." Und Jesus selbst sagt bei Johannes (5, 22. u. 27.): „Der Vater richtet niemand, sondern hat das Gericht dem Sohne übergeben... Er hat ihm Macht gegeben, auch Gericht zu halten, weil er der Menschensohn ist." — c) Und wie Jesus einst als Mensch am Kreuzholze erhöhet, verhöhnt, gelästert wurde und an demselben seinen Geist aufgab, so hat nun auch Gott, der gerechte Vergelter, seine allerheiligste Menschheit über alles erhöhet und verherrlichet: „Er hat ihn von den Toten auferwecket und zu seiner Rechten im Himmel gesetzt, über jede Oberherrschaft und Gewalt und Macht und Herrschaft und jede Würde, die nicht nur in dieser Welt, sondern auch in der zukünftigen genannt wird. Alles hat er unter seine Füße gelegt und ihn zum Haupte über die ganze Kirche gesetzt, welche sein Leib ist." (Eph. 1, 20—23; vergl. Phil. 2, 8—11. und Kol. 1, 18.)

Nutzanwendung.

Zwei Herren machen Anspruch auf deinen Dienst, mein Christ: Jesus, dein Gott und dein Erlöser, dein zukünftiger Richter, dein ewiger König; und Luzifer, der Höllenfürst, der grimmige Feind Gottes und der Menschen. Jesus ruft dir liebevoll zu: „Folge mir nach," unterwirf deinen Verstand durch den Glauben, weihe mir dein Herz durch Hoffnung, Liebe und Gehorsam! Er ladet dich ein zu seinem Dienste, zur Beobachtung seiner Gebote, um dich hienieden und jenseits zu beglücken. Luzifer hingegen trachtet mit Arglist dich zu bereden, daß du seinen lügenhaften Versprechungen und Vorspiegelungen Glauben beimessest; daß du gierig nach den eitlen Gütern haschest, welche er dir vorhält; er will über dich herrschen, um dich ewig zu verderben. Diesen beiden Herren kannst du unmöglich zugleich dienen. „Niemand," sagt Jesus Christus, „kann zweien Herren dienen." (Matth. 6, 24.) „Oder wie kann," fragt der Apostel, „das Licht zur Finsternis sich gesellen? Wie stimmt Christus mit Belial überein?" (2. Kor. 6, 14. 15.) — Es steht dir auch nicht zu, dich weder dem einen, noch dem andern zu unterwerfen. Denn „wer nicht für mich ist, der ist wider mich," spricht Jesus, der himmlische König. (Matth. 12, 30.) Und in der That, entweder liebst du Gott über alles und hältst seine Gebote, oder du thust es nicht: im ersten Falle dienst du Gott, im zweiten Falle dienst du dem Satan, dessen Willen du vollbringst; dein Herz ist ihm gleichsam zur ewigen Qual verpfändet.

Wem willst du folgen, mein Christ? Sieh, beide Herren haben in der Welt ihre Heerfahne aufgepflanzt; beide stehen sich in unablässigem Kampfe gegenüber. Ohne Zweifel bist du fest entschlossen, unter der Fahne Jesu Christi zu streiten. Wäre es nicht die frevelhafteste Treulosigkeit, der schwärzeste Undank und zugleich die unbegreiflichste Thorheit, wenn du dich weigern solltest, ein Diener und Kämpfer Christi zu sein? — Hast du nicht in der hl. Taufe dem Satan feierlich widersagt und Jesu, deinem alleinigen Herrn und Heiland, ewige Treue gelobt? Hast du seither nicht oft durch Erneuerung der Taufgelübde und durch gute Vorsätze diesen heiligsten Treuschwur wiederholt? O, wie schmählich wäre es für dich, im Angesichte des ganzen himmlischen Hofes deinen Jesus zu verraten, das Panier, worauf sein anbetungswürdiger Name prangt, feige zu verlassen und bei deinem und des Königs Erbfeinde Sold zu nehmen! — Könntest du vergessen und verkennen, was Jesus für dich gethan, was er für dich gelitten hat? Könntest du vergessen, daß es ihn Blut und Leben gekostet hat,

um dich aus der Sklaverei des Satans zu erlösen und es dir möglich zu machen, in der hl. Taufe seinem auserwählten Heere beizutreten? Könntest du vergessen, daß er dir im Kampfe voranging, alle Beschwerden desselben zuerst ertrug, daß er dir stets zur Seite steht, um die unversehenen Angriffe deines Feindes abzuwehren, deinen Arm zu stärken, deine Wunden zu heilen? Könntest du das: wie undankbar wärest du alsdann zu nennen! — Und welchen Lohn verspricht denn der Höllenfürst seinen Dienern? Güter, die sie immer mehr in seine Schlinge verstricken, Güter, die sie immer tiefer ins Verderben stürzen, Reichtümer nämlich, Ehren, unerlaubte Freuden und Genüsse, Güter, von denen so recht eigentlich die Worte der hl. Schrift gelten: „Was nützet es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnet, an seiner Seele aber Schaden leidet?“ (Matth. 16, 26.) Mit täuschenden Vorspiegelungen und leeren Hoffnungen hält der Satan seine unglücklichen Sklaven hin, bis der Tod in der Sünde dieselben für immer an seine Ketten schmiedet. Wohl wissend, daß er nichts zu geben vermag, lenkt er dennoch die Blicke von Tausenden auf irdische Güter und Genüsse hin und flüstert einem jeden zu, wie einst dem Gottmenschen: „Dieses alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest.“ (Matth. 4, 9.) Wer thöricht genug ist, seinen lügenhaften Verheißungen zu vertrauen, den reißt er mit sich in den Abgrund ewiger Verdammnis hinab. So lohnet Satan seinen Anhängern. — Wie sicher hingegen und wie herrlich ist der Lohn, welchen Jesus seinen treuen Kampfgenossen verheißt! Es ist nichts Geringeres, als seine eigene, ewige, unbeschreibliche Herrlichkeit im Reiche seines himmlischen Vaters. „Wo ich bin,“ sagt er, „da soll mein Diener auch sein.“ (Joh. 12, 26.) „Vater, ich will, daß, wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast, damit sie meine Herrlichkeit sehen.“ (Joh. 17, 24.) Und Millionen von Auserwählten, die jetzt und in alle Ewigkeit vor dem Throne des Königs der Glorie sich ihres Sieges freuen und aus dem Strome endloser Wonne trinken, geben Zeugnis von der Wahrhaftigkeit und Treue seiner Verheißungen.

Wohlan denn, mein Christ, so folge Jesu, deinem Herrn und Könige, in den heiligen Kampf wider den Fürsten dieser Welt und der Finsternis, „der umhergeht wie ein brüllender Löwe, suchend, wen er verschlinge; widerstehe ihm standhaft im Glauben.“ (1. Petr. 5, 8. 9.) Als ein ritterlicher Streiter Christi kämpfe zugleich gegen die Verbündeten des Satans, die arge Welt; besiege die verkehrten Neigungen deines Herzens, die Eitelkeit, den Stolz, die Ehr- und Genußsucht; gestatte nicht, daß sie mit deinem Widersacher in Verbindung treten, um dich zum Verräter an

der Fahne Christi zu machen. Verliere in diesem heiligen Streite, wo es Gottes Ehre und deine ewige Seligkeit gilt, deinen Anführer nie aus den Augen; tritt in seine Fußstapfen, mögen sie dich auch auf dem rauhen Kreuzwege den Kalvarienberg hinaufführen; gebrauche die Waffen, welche er dir an die Hand giebt; das Gebet, die geistliche Lesung, die Abtötung der Sinne. Genieße das Brot der Starken und trinke aus dem Kelche, den er dir reicht, um dich mit heiliger Kampflust zu erfüllen. Alsdann, mein Christ, magst du, dereinst am Ziele deiner Kampfes- und Siegesbahn angelangt, voll seligen Trostes ausrufen: „Ich habe den guten Kampf gekämpft, den Lauf vollendet, den Glauben bewahrt; im übrigen ist mir die Krone der Gerechtigkeit hinterlegt, welche mir an jenem Tage geben wird der Herr, der gerechte Richter." (2. Tim. 4, 7. 8.) [90]

§ 1. Jesus Christus, der verheißene Messias.

1. Messianische Weissagungen.

Woher wissen wir, daß Jesus Christus der von Gott verheißene Messias oder Erlöser ist?

„Weil an ihm (und zwar an ihm allein) alles ist erfüllt worden, was die Propheten von dem Erlöser vorhergesagt haben, wie aus dem Leben und Leiden Christi zu ersehen ist."

Der Zustand, in welchen Adam und seine ganze Nachkommenschaft durch die Sünde gerieten, wäre, wie bereits gezeigt worden, ein höchst trostloser, ja ganz verzweifelter gewesen, hätte nicht Gott des Gefallenen sich erbarmt und ihm einen zukünftigen Erlöser in Aussicht gestellt und verheißen. Der gütige Gott that dieses auch sofort, indem er im Beisein Adams zur Schlange sprach: „Ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe, zwischen deinem Samen und ihrem Samen: sie wird deinen Kopf zertreten" (1. Mos. 3, 15.), d. h. sie, die Mutter des zukünftigen Heilandes, oder dem hebräischen Texte gemäß, er, der Nachkomme des Weibes, der Heiland selbst, wird dir als Sieger das Haupt zertreten. Das war der erste Lichtstrahl der Hoffnung, der in die Finsternisse und den Schatten des Todes fiel, von welchen Adam vom Augenblicke der Sünde an umlagert war: das war das erste Dämmern des noch fernen Erlösungstages. — Allein die Nachkommenschaft des Weibes wird sehr zahlreich sein, wird auf der ganzen Erde ausgebreitet wohnen, wird bis zum Ende der Welt bestehen. Wer unter den Millionen von Evas Kindern wird nun

der verheißene Besieger der Schlange, der Erlöser des Menschengeschlechtes sein? Woran soll die nach Befreiung schmachtende Menschheit ihren Heiland erkennen? Gott fand in den Schätzen seiner Weisheit ein Mittel, den zukünftigen Erlöser so genau zu beschreiben, daß die Menschen, wofern sie nur guten Willens und aufmerksam sein wollten, den verheißenen Messias von allen Evaskindern leicht unterscheiden konnten. Das von Gott zur Kennzeichnung des Welterlösers erwählte Mittel war eine Reihe von Propheten, d. h. eine Reihe von Männern, die vermöge göttlicher Erleuchtung im Auftrage des Allerhöchsten den künftigen Erlöser im voraus beschrieben, durch unzweideutige und untrügliche Merkmale bezeichneten. Es waren diese gotterleuchteten Männer, die Propheten, gleichsam die Herolde oder Vorboten, welche der himmlische Hausvater in den vom Feinde verwüsteten Weinberg der Welt sandte, um den hartbedrängten Bebauern desselben anzukündigen, daß sein eigener Sohn zu ihrer Rettung erscheinen werde, um ihnen auch verschiedene Merkmale anzugeben, damit sie den Erscheinenden alsogleich erkennen möchten. So mögen auch Monarchen dieser Erde, die in einem entfernten Weltteile ausgedehnte Reiche besitzen, bevor sie einen Statthalter dahin absenden, diesen durch Sendboten oder Abgesandte ankündigen und den Unterthanen berichten, wer dieser Statthalter sei, wann er daselbst anlangen werde, welche Eigenschaften und Vollmachten er habe; kurz, woraus er zu erkennen sei. Wenn nun zur bestimmten Zeit einer in dieses Reich kommt, der sich als Statthalter des Königs ankündigt; wenn es gleich bei seinem Auftreten in die Augen fällt, daß alle angegebenen Merkmale an seiner Person eintreffen und so eintreffen, daß sie an niemand anders so genau eintreffen können, so wird es treuen und gutwilligen Unterthanen ein Leichtes sein, denselben als den Statthalter ihres Herrn und Königs zu erkennen und ihm als solchem die gebührende Huldigung darzubringen. Die Anwendung auf Gott, die Propheten und Jesus Christus liegt auf der Hand.

Was haben die Propheten vom Erlöser vorhergesagt?

„Sie haben besonders vorhergesagt: 1) die Zeit und den Ort seiner Geburt; 2) die Umstände seines Lebens, Leidens und Todes; 3) seine Auferstehung und Himmelfahrt und die Sendung des hl. Geistes; 4) die nach seinem Tode erfolgte Zerstörung Jerusalems, die Verwerfung der Juden und Bekehrung der Heiden; 5) die Stiftung und ewige Dauer der Kirche."

Diese Prophezeiungen sind der Art, daß sie auf Christus und zwar auf Christus *allein*, d. h. auf keinen andern, weder vor ihm, noch nach ihm passen, indem sie nach dem Zeugnis der heil.

Geschichte an ihm allein in Erfüllung gingen. Mögen auch einzelne Weissagungen in irgend einem Sinne auf einen oder den andern berühmten Mann vor Christus, z. B. auf David, eine Anwendung finden; ihrer Gesamtheit nach treffen sie nur bei ihm ein. Und mögen auch nach Christus, wie das geschichtlich erwiesen ist, mehrere sich für den Messias ausgegeben haben; sie fanden alle ihre schlagendste Widerlegung darin, daß die Weissagungen der Propheten an ihnen keineswegs in Erfüllung gingen.

Wie bezeichneten die Propheten die Zeit der Ankunft des Messias?

„1) Der Prophet Daniel (9, 25—27.) sagt vorher, daß nach dem Befehle, Jerusalem wieder aufzubauen, bis zum Tode des Messias nicht ganz 70 Jahrwochen, d. h. 490 Jahre verfließen werden; 2) Jakob weissagte, daß zur Zeit der Ankunft des Messias der Scepter von Juda werde gewichen sein; 3) wieder andere, daß dann der Tempel zu Jerusalem noch stehen, und die Welt in großer Erwartung sein werde. Was alles genau in Jesus erfüllt wurde."

1) Als Daniel in der babylonischen Gefangenschaft zu Gott um Gnade für sein Volk flehte, da erschien ihm der Engel Gabriel und verkündigte ihm, nach „siebenzig Wochen werde die Übertretung getilgt, der Sünde ein Ende gemacht, die Ungerechtigkeit ausgelöscht, die ewige Gerechtigkeit gebracht, Gesicht und Weissagung erfüllt, der Allerheiligste gesalbt werden" u. s. f. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Worte einzig auf das Erlösungswerk Jesu Christi passen, der im Verlaufe der Prophezeiung ausdrücklich genannt wird „Christus, der Fürst." Auch ist alle Welt darüber einig, daß an dieser Stelle unter „Wochen" nicht Tagwochen, sondern Jahrwochen zu verstehen seien. Diese Art Zeitangabe war bei den Juden im Gebrauche, wie dies aus dem 3. Buche Moses (25, 8.) ersichtlich ist, wo es heißt: „Du sollst dir 7 Jahrwochen zählen, das ist sieben mal sieben, zusammen 49 Jahre." Wie nämlich die Tagwoche 7 Tage zählt, so zählt auch die Jahrwoche 7 Jahre, mithin machen 70 Wochen 490 Jahre. Nach Angabe des Engels beginnen die 70 Jahrwochen „von der Zeit an, da ausgeht das Wort (der Befehl), daß man Jerusalem wieder baue"; und aus der gewöhnlichen Zeitrechnung ergiebt sich auch wirklich, daß von jenem Zeitpunkte an bis auf den Tod Christi gerade 490 weniger 3½ Jahre verflossen sind. So sehen wir Daniels Prophezeiung vollkommen erfüllt; denn nach derselben sollte Christus nicht am Ende, sondern in Mitte der siebenzigsten Jahrwoche sterben. Dies zeigte ihm Gabriel mit den Worten an: „Aber in einer Woche wird er (Christus) vielen den Bund stärken und in Mitte der

Woche wird Schlachtopfer und Speisopfer aufhören." „In einer Woche," d. h. in der, welche auf die 69, von denen der Engel zuvor geredet hatte, folgen wird, also in der siebenzigsten, wird Christus durch Verkündigung des neuen Gesetzes den verheißenen neuen „Bund" stiften und „in Mitte der Woche" denselben durch sein Opfer am Kreuze besiegeln; dadurch wird dann der Wert und die Bedeutung der alttestamentlichen „Schlachtopfer und Speisopfer aufhören." Denn das ganze Wesen der Opfer des alten Bundes bestand in der Vorbildung des großen Opfers, welches Jesus Christus, der ewige Hohepriester, zur Versöhnung der Welt selbst darbringen sollte. Sobald dieses vollendet war, hatten jene vor Gott keine Geltung mehr. Deshalb zerriß auch beim Tode Christi „der Vorhang des Tempels von oben bis unten in zwei Stücke" (Matth. 28, 51.), und es erscholl bald darauf unter entsetzlichem Getöse eine Stimme aus dem Innern des Heiligtums: „Fort von hier! fort von hier! lasset uns von dannen ziehen." * — Kommen auch die Gelehrten in der Art und Weise, den Zeitraum von 490 Jahren zu berechnen, nicht alle überein, so ist dieses in der Hauptsache von keinem Belange. Wer die ganze Prophezeiung liest, der sieht sonnenklar, daß nach dem Wortlaute „Christus getötet werden soll" und zwar vor der Zerstörung Jerusalems und des Tempels, „dessen Verwüstung bis zum letzten Ende dauern werde." Dieses ist in Jesus Christus wirklich erfüllt und kann bei keinem andern mehr in Erfüllung gehen, da Jerusalem und der Tempel zerstört sind. Also ist nach Daniels Prophezeiung der Messias bereits gekommen und zwar zur vorhergesagten Zeit, und dieser ist Jesus Christus, unser Herr.

2) Dem Sterben nahe, rief Jakob seine Söhne vor sich, und jeder empfing seinen Teil prophetischer Segnungen. Da sprach der gottbegeisterte Patriarch zu seinem Sohne Juda: . . . „Es wird der Scepter nicht von Juda weichen, der Heeresfürst nicht von seinen Lenden, bis der kommt, der gesandt werden soll, auf den die Völker harren." (1. Mos. 49, 10.) — Bei Juden sowohl als Christen herrscht nur eine Stimme, daß an dieser Stelle von der Ankunft des Messias, des Heilandes der Welt, die Rede sei. Nach diesen prophetischen Worten soll der Messias erst dann erscheinen, wenn Juda, des Scepters verlustig, keine eigene Regierung mehr haben, die Staatsgewalt nicht mehr ausüben wird. Das ging nun nach dem Zeugnisse der Geschichte bei der Ankunft Jesu wirklich in Erfüllung. Seit Jakobs Tod war der Scepter aus dem Stamme

* So berichten der jüdische Geschichtsschreiber Fl. Josephus de bello jud. 6. 31. und der heidnische Tacitus histor. 5. 13.

Juda niemals ganz gewichen. Nicht nur zur Zeit der Könige, die von Gott selbst aus dem Stamme Juda erkoren wurden, sondern auch zur Zeit der babylonischen Gefangenschaft, die übrigens nicht lange dauerte, übten Männer aus diesem Stamme ohne jegliche Einsprache das Recht über Leben und Tod, worin wesentlich die höchste Gewalt besteht. Die Geschichte der zum Tode verurteilten Susanna liefert den Beleg dafür. (Dan. 13. Vergl. 4. Kön. 25, 27—29.) Nach der Rückkehr von Babylon, namentlich zur Zeit der Makkabäer, verwaltete ein vorzüglich aus Judas Nachkommen gewählter Rat der Ältesten (Synedrium) die höchsten Staatsangelegenheiten, während die Makkabäer mit dessen Zustimmung und in dessen Auftrage die Oberfeldherrnstelle bekleideten. Der schlaue Idumäer Herodes Antipas riß endlich, von den mächtigen Römern begünstigt, die Obergewalt an sich und übte das Recht über Leben und Tod mit unerhörter Willkür aus, während dasselbe dem Stamme Juda, wie die Juden es selbst bekannten (Joh. 18, 31.), entzogen war. Gerade zu jener Zeit, am Ende der Regierung des Königs Herodes, als der jüdische Stamm die Herrschaft für **immer** verloren hatte, kam Jesus Christus, der langersehnte Messias, zur Welt. Daher „vernahm man eines Tages das Geschrei: Wehe uns! Wehe uns! der Scepter ist von Juda gewichen." So bezeugt der jüdische Talmud selbst.

3) Der Prophet **Aggäus** (2, 7—10.) tröstet die Juden, welche den ersten Tempel gesehen hatten und Thränen der Betrübnis und des Schmerzes vergossen, weil der unter Zorobabel erbaute dem Salomonischen an Pracht und Herrlichkeit bei weitem nicht gleich kam. Er sagt vorher, daß der Messias durch sein Erscheinen dem zweiten Tempel eine Herrlichkeit verleihen werde, wie die des ersten nicht war. Der heilige Seher spricht: „Noch eine kurze Weile, so erschüttere ich den Himmel und die Erde und das Meer und das Trockene. Und ich erschüttere alle Völker, und es wird kommen der von allen Völkern **Ersehnte**, und ich erfülle dieses Haus mit Herrlichkeit. . . . Größer soll die Herrlichkeit dieses letzten Hauses, als die des ersten sein, spricht der Herr der Heerscharen, und an diesem Orte will ich den Frieden geben." — Und in der That, der Messias erschien zur Zeit, wo er allgemein von Juden und Heiden mit großer Sehnsucht erwartet wurde;* und er erschien im **zweiten** Tempel; denn Herodes stellte keinen neuen her, sondern baute den Zorobabelischen nur stückweise um und verschönerte denselben. Schon als Kind wurde Jesus, der

* Die ausführliche Schilderung der allgemeinen Erwartung des Weltheilandes gehört zur Religionsgeschichte. Sieh §. 20.

Messias, in den Tempel getragen und seinem göttlichen Vater daselbst zum Opfer dargebracht. (Luk. 2, 27.)

Was weissagten die Propheten von der Geburt des Messias?

Nach Isaias (7, 13. 14.) wird der Messias, der Friedensfürst, von derjenigen geboren werden, die ungeachtet ihrer Mutterschaft in ganz vorzüglicher Weise die Jungfrau genannt zu werden verdient. „Sieh," spricht der Prophet, „die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären, und seinen Namen wird man Emmanuel (Gott mit uns) nennen." Der hl. Chrysostomus bemerkt darüber: „Es heißt hier nicht eine Jungfrau, sondern die Jungfrau, d. h. eine berühmte und einzige Jungfrau, jene nämlich, die uns verkündigt worden." — Die gebenedeite Frucht dieser jungfräulichen Mutter ist ein Sprößling, ein Nachkomme Davids. „Ein Reis wird hervorgehen aus der Wurzel Jesses. (Jesse war Davids Vater.) Und der Geist des Herrn wird auf ihm ruhen, der Geist der Weisheit und des Verstandes, der Geist des Rates und der Stärke, der Geist der Wissenschaft und der Frömmigkeit. Und der Geist der Furcht des Herrn wird ihn erfüllen." (Is. 11, 1—2.) Von diesem mit allen Gaben des hl. Geistes erfüllten Sprößling heißt es nach dem Hebräischen, er komme aus einem abgehauenen Stamme, um anzudeuten, daß zur Zeit seiner Geburt der Stamm Davids in tiefster Niedrigkeit leben werde. — Michäas (5, 2—5.) giebt nicht bloß das Geschlecht, den Stamm, die Familie des Messias, sondern sogar den Namen des unansehnlichen Städtchens an, in welchem er, der Wiederbringer des Friedens, geboren werden soll: „Aber du, Bethlehem Ephrata! zwar klein unter den Tausenden Judas, aus dir wird hervorgehen der Herrscher in Israel, dessen Ausgang von Anbeginn ist, von Ewigkeit her," d. h. der Ewige selbst. „Und er wird der Friede sein." — Sogar was an der Wiege des neugebornen Messias vorgehen wird, haben die Propheten vorher verkündet. Isaias und David sehen im Geiste Könige aus dem fernen Morgenlande kommen, um demselben Opfer zu bringen. „Mach dich auf, werde Licht, Jerusalem," ruft Isaias (60, 1—6.); „denn es kommt dein Licht, und die Herrlichkeit des Herrn geht über dir auf. . . Eine Flut von Kamelen wird dich bedecken, Dromedare aus Madian und Epha (Arabien); die aus Saba kommen alle, opfern Gold und Weihrauch und verkünden das Lob des Herrn." Und David singt: „Die Könige von Tharsis und den Inseln werden Geschenke opfern, die Könige von Arabien und Saba werden Gaben bringen." (Ps. 71, 10.) Stellt man diesen Weissagungen über die Geburt des Weltheilandes die hl. Geschichte gegenüber: wie überraschend ist der Einklang beider!

Die seligste Jungfrau Maria aus dem Hause Davids empfängt durch Überschattung des heiligen Geistes. Sie gebiert ihren Sohn im Stalle zu Bethlehem Ephrata, und die Engel verkünden die Geburt des Friedensfürsten, indem sie singen: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind.“ (Luk. 2.) Und sieh! da kommen Weise (Könige) aus dem Morgenlande nach Jerusalem, erkundigen sich nach dem Geburtsort des neugebornen Königs der Juden und erhalten die Weisung, nach Bethlehem zu gehen. Daselbst finden sie das Kind mit Maria seiner Mutter, beten es an, thun ihre Schätze auf und bringen ihm Geschenke: Gold, Weihrauch und Myrrhen. (Matth. 2.) So sollte die Prophezeiung zuerst buchstäblich in Erfüllung gehen, um jene viel herrlichere Erfüllung anzudeuten, welche in der Folgezeit eintraf, als nämlich Völker und Könige ohne Zahl der Kirche beitraten und Jesum anbeteten.

Was beschreiben uns die Propheten aus dem Leben des Messias?

Nicht zufrieden, die Zeit seiner Ankunft, den Ort und verschiedene Umstände seiner Geburt angegeben zu haben, beschreiben sie auch seine persönlichen Eigenschaften und seine Thaten und liefern so im voraus eine treffende Sittenschilderung und genaue Lebensbeschreibung des Ersehnten der Nationen. Isaias (41, 1—4.) spricht in der Person Gottes vom Messias, den er anderswo „Gott mit uns“ und einfachhin „Gott“ nennt: „Sieh meinen Knecht, dem ich beistehe, meinen Auserwählten, an dem ich mein Wohlgefallen habe! Ich ließ meinen Geist über ihn kommen; das Recht wird er den Völkern verkünden. Das zerknickte Rohr zerbricht er nicht, und den rauchenden Docht löscht er nicht aus . . Die Inseln erwarten sein Gesetz.“ Malachias (3, 1.) sah einen Engel, d. h. einen Gottgesandten vor ihm hergehen und ihm die Wege bereiten. Der Prophet spricht: „Sieh, ich sende meinen Engel, daß er den Weg bereite vor mir her. Und alsbald wird zu seinem Tempel kommen der Herrscher, den ihr suchet, und der Engel des Bundes, nach dem ihr verlanget. Sieh, er kommt, spricht der Herr der Heerscharen.“ — Isaias (61, 1. 2.) sieht ihn ferner sein Lehramt erfüllen und sein heilbringendes Wort mit Wundern und Zeichen bekräftigen. „Der Geist des Herrn ist über mir,“ spricht der Prophet in der Person des Messias, „denn der Herr hat mich gesalbet; um zu predigen den Sanftmütigen, sandte er mich, um zu heilen, die zerknirschten Herzens sind, um zu verkünden den Gefangenen Erlösung und den Verschlossenen Eröffnung, um zu verkünden das Jahr der Versöhnung vom Herrn und den Tag der Rache von unserm Gott, um zu trösten alle Betrübten.“ An

die unter dem Joch der Sünde schmachtenden Menschen wendet sich der hl. Seher mit den Worten: „Seid getrost und fürchtet nicht. . . Gott selber kommt und erlöset euch. Dann öffnen sich der Blinden Augen, der Tauben Ohren thun sich auf; dann springt wie ein Hirsch der Lahme, und die Zunge der Stummen löset sich." (Is. 35, 4—6.) — Auch der liebliche, bescheidene Triumph des Friedensfürsten schwebte vor dem gotterleuchtenen Geiste des Propheten Zacharias. Voll heiliger Begeisterung ruft er aus: „Freue dich hoch, du Tochter Jerusalems! Sieh, dein König kommt zu dir gerecht und als Heiland. Er ist arm und reitet auf einer Eselin, auf dem jungen Füllen einer Eselin." (Zach. 9, 9.) — Wer sieht in den angeführten Prophezeiungen nicht die Hauptzüge des Charakters und des Lebens Jesu Christi? Vor ihm her geht Johannes der Täufer; er selbst durchzieht ganz Judäa, predigend und heilend jegliches Gebrechen, schreitet, so zu sagen, von Wunder zu Wunder. Nach drei Jahren mühsamen Wirkens zieht er auf einer Eselin sitzend in Jerusalem ein, während das Volk jubelnd ausruft: „Gebenedeit sei der König, der da kommt im Namen des Herrn! Friede sei im Himmel und Ehre in der Höhe!" (Luk. 19, 37—38.) Man müßte eben so ungläubig sein, als die Juden es waren, um hierin und in dem Vorhergehenden die genaue Erfüllung der Weissagungen zu verkennen.

Was verkünden die Propheten vom Leiden und Tode des Messias vorher?

„Beinahe alle Umstände, auch die geringsten." — Die Größe seiner Leiden, die Ursache derselben und die Art und Weise, wie der Heiland sie ertragen, schildert Isaias (53, 2—8.) in den kräftigsten und rührendsten Ausdrücken: „Gestalt und Schöne hat er (der leidende Messias) nicht; wir sehen ihn, aber da ist keine Gestalt, und wir verlangen sein nicht, des verachteten, des mindesten der Menschen, des Mannes der Schmerzen, der Schwachheit erfahren, der sein Antlitz verhüllt vor Schmach; weshalb wir sein nicht achten. Wahrlich! er trägt unsere Krankheiten (die Leiden, die uns gebührten) und ladet auf sich unsere Schmerzen. Wir halten ihn für einen Aussätzigen, den Gott geschlagen und gedemütigt hat; aber er ist verwundet um unserer Missethaten willen, zerschlagen um unserer Sünden willen; unseres Friedens wegen liegt die Züchtigung auf ihm, und durch seine Wunden werden wir geheilet. Wir alle gingen in der Irre wie Schafe, ein jeglicher wich ab nach seinem Wege; aber unser aller Missethat hat der Herr auf ihn gelegt. Er wird geopfert, weil er selbst wollte, und öffnet seinen Mund nicht. Wie ein Schaf wird er zur Schlachtbank geführt und verstummt wie ein Lamm vor dem, der es schert,

und thut seinen Mund nicht auf. . . Er wird weggeschnitten von der Lebenden Land; um der Sünden meines Volkes willen schlug ich ihn." — Es würde zu weit führen, wenn man alle Züge aus dem Leiden des Heilandes und alle Umstände seines Todes, wie sie von den Propheten vorherbeschrieben worden, zusammenstellen und ausführlicher besprechen wollte. Sie sehen den Messias 30 Silberlinge wert geschätzt und für dieses Spottgeld verkauft (Zach. 11, 12.), von seinem Jünger verraten (Ps. 40, 10.), vom Volke einem Wurme gleich gehalten, verachtet und verhöhnt (Ps. 21, 7.), ins Angesicht geschlagen, zerrauft, verspieen (Is. 50, 6.), ohne Mitleid und Erbarmen mit Wunden und mutwilligem Spott überhäuft, mit Galle und Essig getränkt (Ps. 68, 22. u. 27.), unter die Übelthäter gerechnet (Is. 53, 12.), an Händen und Füßen durchbohrt (Ps. 21, 17.), unter spöttischem Kopfschütteln gelästert (Ps. 21, 8. u. 9.), seiner Kleider beraubt, um welche man das Los wirft (Ebend. V. 19.), von Gott selber verlassen (Ebend. V. 2.), endlich getötet. (Dan. 9, 26.) Wie genau alle diese Vorhersagungen in Erfüllung gingen, erhellt aus der Lesung der Leidensgeschichte des Herrn.

Ein Umstand darf hier nicht übersehen werden, weil er zum Verständnis der Propheten von Wichtigkeit ist. Diese gotterleuchteten Männer schildern uns den Messias manchmal als einen mächtigen König, der allen Völkern Heil und Segen bringen werde. In Übereinstimmung mit den übrigen ruft Isaias (9, 11. 35.) voll heiliger Freude aus: „Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt, auf dessen Schultern Herrschaft ruht ... Auf dem Throne Davids wird er sitzen von nun an bis in Ewigkeit." — „Alsdann (wenn das Reich des Messias beginnt) wohnet der Wolf bei dem Lamme, und der Parder lagert sich bei dem Böckchen ... Da frohlocket die Einöde und blühet wie eine Lilie; denn in der Wüste brechen Gewässer hervor, und Ströme in dem dürren Lande ... Die der Herr erlöst hat, kommen nach Sion unter Lobgesang; ewige Freude krönet ihr Haupt; Freude und Wonne erlangen sie, Schmerz und Seufzer fliehen." Muß es nicht auffallend erscheinen, daß der nämliche heilige Seher an der oben angeführten Stelle (53, 3. 8.) denselben Messias als „einen Mann der Schmerzen" bezeichnet, der wie ein Reis vom Baume, so „aus dem Lande der Lebenden ausgeschnitten wird"; daß David eben denselben „einen Wurm, den Spott der Leute und des Volkes Auswurf" nennt? Wie läßt sich diese Größe und Niedrigkeit, diese Herrlichkeit und Schmach, diese ewige Herrschaft und dieser zeitliche Tod des *einen* und selben Messias zusammenreimen? Ist da nicht ein greller, unauflösbarer Widerspruch in den Vorhersagungen der Propheten? Sollte man nicht versucht sein, nach dem Beispiele einiger Rabbiner einen Messias „der Größe und Herrlichkeit" und einen andern Messias „der Schmach und Erniedrigung" anzunehmen? — Die beste und vollständigste Lösung dieses scheinbaren Widerspruches, der durch die Bücher sämtlicher Propheten sich hindurchzieht, erteilte Jesus der Messias selbst, als der römische Landpfleger Pilatus an

ihn die Frage stellte: „Bist du der König der Juden?" Jesus antwortete: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Wenn mein Reich von dieser Welt wäre, so würden wohl meine Diener streiten, daß ich den Juden nicht überliefert würde. Nun aber ist mein Reich nicht von hier." Da sprach Pilatus zu ihm: „Also bist du ein König?" Und Jesus antwortete: „Du sagst es: Ich bin ein König. Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen. . ." (Joh. 18, 33—37.) Das Reich Christi ist demnach kein weltliches, wie es die irdischgesinnten Juden dachten und wünschten und jetzt noch denken und wünschen. Was mithin die Propheten von der Herrlichkeit des Messias und der Glückseligkeit seines Reiches weissagten, das muß auf sein geistiges Königtum, auf seine geistige Herrschaft und auf die Fülle unsichtbarer Güter und Gnadengaben, womit er die Welt bereichern würde, bezogen werden; denn um die Sehnsucht nach denselben zu erwecken, mußten die Propheten sie dem sinnlichen Volke anschaulich machen unter dem Sinnbilde sichtbaren, blühenden Wohlstandes und zeitlichen Segens.* Was sie hingegen von des Messias Leiden, Verdemütigungen und Tode vorherverkündeten, das ist im eigentlichen, buchstäblichen Sinne zu verstehen. Diese irdischen Leiden und Erniedrigungen, dieser schmachvolle Tod am Kreuze waren für den erlösenden Gottmenschen der Weg zur ewigen Herrlichkeit. „Mußte nicht Christus dies leiden und so in seine Herrlichkeit eingehen?" (Luk. 24, 26.) Dieselben Leiden und Verdemütigungen waren zugleich die Grundlage eines neuen, geistigen Reiches (der Kirche), das zwar auf Erden seinen Anfang nehmen, aber sich unter steten Kämpfen verbreiten und erst im Himmel seinen Triumph feiern und ewig dauern sollte. Dieses verstanden die irdischgesinnten Juden so wenig, daß sie Anstoß nahmen an der Erniedrigung des Heilandes, daß sie denselben als einen Theaterkönig verspotteten und sich angelegentlich beschwerten, als Pilatus auf den Kreuzestitel schrieb: „Jesus von Nazareth, der König der Juden." Die Unglückseligen schämten sich und schämen sich leider noch heutzutage des gekreuzigten Jesus, ihres Erlösers. O, daß es nicht auch Christen gäbe, die mit den verblendeten Juden diese allerverderblichste Scham gemein hätten!

Was haben die Propheten geweissagt von der Auferstehung und Himmelfahrt des Erlösers und von der Sendung des hl. Geistes?

Sie beschrieben auch seine Erhöhung als eine Belohnung für die erlittenen Schmerzen und Demütigungen. Der königliche Sänger sieht den Messias aus dem Strome der Trübsal trinken, aber auch gerade deshalb das Haupt erheben. (Ps. 109, 7.) Er sieht ihn in der Unterwelt, sagt aber voraus, daß er nicht darin bleiben werde. „Du wirst," spricht er zu Gott in der Person

* Sehr wahr sagt Dr. Dieringer (System Bd. 1. §. 33): „Hätte das Christentum diese Erwartungen irdischer Art befriedigt, dann wäre es unserm Denken unmöglich, es für eine göttliche Offenbarung anzusehen und zwar gerade auf Grund dessen, was uns die Offenbarung selbst über ihren Zweck und ihre Bedeutung mitteilt." Dieser Zweck ist deutlich und klar angegeben bei Daniel (9, 24.) (Sieh oben S. 404.)

des Messias, „meine Seele nicht lassen in der Unterwelt und (mir) deinem Heiligen nicht zu sehen geben die Verwesung.“ (Ps. 15, 10.) Deswegen sagt auch Isaias (11, 10.) von ihm, „sein Grab werde herrlich sein.“ David sieht ferner den Messias zum Himmel fahren, die aus der Vorhölle erlösten Gerechten im Triumphe mit sich führen und den Menschen Gaben vom Himmel spenden: „Du fahrest in die Höhe (über den Himmel des Himmels), führst die Gefangenschaft gefangen, empfängst (vom Vater) Gaben für die Menschen.“ (Ps. 67, 19. 34. Vgl. Ephes. 4, 8.) An einer andern Stelle (Ps. 23, 7.) fordert er die Pforten des Himmels auf, sich zu öffnen, um den Messias, „den König der Herrlichkeit,“ in das Reich der Glorie einziehen zu lassen. Dort schaut er ihn zur Rechten des Vaters sitzend und zuwartend, „bis seine Feinde ihm zum Schemel seiner Füße gelegt werden.“ (Ps. 109, 1.) Von da aus sieht ihn der Prophet Joel (2, 28. 29.) seinen heiligen Geist mit den wunderbaren Gnadengaben, von denen der hl. Paulus (1. Kor. 12, 4—11.) spricht, über die ganze Menschheit ausgießen: „Über alles Fleisch will ich meinen Geist ausgießen, daß weissagen eure Söhne und Töchter, Träume träumen eure Greise, und Gesichte sehen eure Jünglinge; ja auch über meine Knechte und Mägde will ich meinen Geist ausgießen in jenen Tagen,“ spricht der Herr durch den Mund des hl. Sehers.

Was sagten die Propheten vorher von der Zerstörung Jerusalems und von der Verwerfung der Juden?

1) Nachdem Christus wird getötet sein, so heißt es bei Daniel in der oben angeführten Prophezeiung, wird ein fremdes Volk mit seinem Feldherrn kommen „und Stadt und Heiligtum zerstören; ihr Ende wird Verwüstung sein, und die Verwüstung ist beschlossen nach dem Ende des Krieges,“ d. h. der Krieg wird mit Verwüstung der Stadt und des Heiligtums endigen. Das Gesagte bekräftigend fährt der Prophet fort: „Schlacht- und Speisopfer wird aufhören: im Tempel wird der Greuel der Verwüstung bis zum letzten Ende dauern.“ Woher das fremde Volk mit dem Feldherrn kommen werde, hatte schon Balaam in der bekannten Weissagung über den Messias vorhergesagt. „Sie werden in Schiffen von Italien kommen und die Hebräer verwüsten.“ * (4. Mos. 24, 24.) — Daß dieses alles aufs genaueste in Erfüllung ging, ersehen wir aus der Geschichte, die uns ein jüdischer Zeitgenosse und Augenzeuge, Flavius Josephus, aufgezeichnet hat.

* Nach der Vulgata. S. Übersetzung der hl. Schrift von Loch und Reischl.

Im Laufe des siebenunddreißigsten Jahres nach dem Tode Jesu rückten die römischen Legionen, von Titus befehligt, vor Jerusalem, warfen Erdwälle auf und schlossen es von allen Seiten ein. Unbeschreiblich ist das Elend, welches während der Belagerung Schwert, Hunger, Pest und die Grausamkeit der Feinde von innen und außen anrichteten. Endlich wurde die Stadt unter einem schrecklichen Blutbad erobert und auf Befehl des Feldherrn geschleift. Der herrliche Tempel lag in Schutt und Asche. Vergeblich hatte Titus alles aufgeboten, um ihn zu retten. „Er wollte nicht," sagte er, „ein so herrliches Gebäude vernichten, welches zum Glanze des Reiches müsse erhalten werden." Aber in der Hitze des Kampfes ergriff ein römischer Soldat einen lodernden Feuerbrand und schleuderte ihn durch das Fenster in die Gemächer, welche das Heiligtum umgaben. Sogleich schlug die lichte Flamme empor. Titus eilte herbei, rief, gebot, dem Feuer Einhalt zu thun; aber umsonst. Die Prophezeiung mußte in Erfüllung gehen. „Gott," schreibt Josephus, „hatte längst das Gebäude zum Feuer verurteilt." Titus selbst erkannte Gottes Strafgericht an: „Nicht ich bin der Sieger, sondern Gott, der den Juden zürnte," sprach er zu jenen, die ihm Siegeskronen brachten. Auf dem Schutthaufen des Tempels pflanzten die Römer ihre Legionsadler auf, unter Kaiser Hadrian erbaute man einen Tempel dem Jupiter, und jetzt steht daselbst die türkische Moschee Omars.

2) Auch das fernere Schicksal der Juden haben die Propheten vorhergesagt, „daß sie nämlich verblendet, verstoßen, unter allen Völkern zerstreut, weder Opfer noch Tempel mehr haben werden; daß Gott sie jedoch nicht ausrotten werde, auf daß die übriggebliebenen am Ende der Zeiten gerettet werden."

Schon Daniel hat in der obigen Prophezeiung vorhergesagt, daß das Volk, welches den Messias verleugnen und töten wird, kein Opfer und Tempel mehr haben und aufhören werde, „sein Volk zu sein." Isaias weissagte, daß zur Zeit des Messias die jüdische Synagoge mit dem Volke verstoßen, ihr Name zum Fluche, und die wahren Diener Gottes nach einem andern Namen genannt werden sollen: „So spricht der Herr: Welches ist der Scheidebrief eurer Mutter (der Synagoge), womit ich sie entließ? Oder wer ist mein Gläubiger, an den ich euch verkaufte? Sieh, um eurer Sünden willen seid ihr verkauft, und um eurer Laster willen entließ ich eure Mutter. Denn ich kam, und es war niemand da; ich rief, und niemand war, der hörte." (Is. 50, 1. 2.) Daß hier vom Messias die Rede ist, beweisen die folgenden Worte: „Meinen Leib gab ich den Schlagenden hin und meine Wangen

den Raufenden; mein Angesicht verbarg ich nicht vor denen, die mich lästerten und verspieen." Und nachdem der Prophet im 65. Hauptstücke die Berufung und Bekehrung der Heiden angekündigt hat, wendet er sich zu den Juden mit den Worten: „Ihr werdet euren Namen zum Fluchworte hinterlassen meinen Auserwählten; Gott der Herr wird dich töten und seine Knechte nach einem andern (Christi) Namen nennen." Durch den Mund des königlichen Propheten (Ps. 68, 22—27.) verkündigt ihnen der Messias das schreckliche Strafgericht, welches über sie ergehen wird. Wie sie mir, spricht er, zur Speise Galle gaben und in meinem Durste mich mit Essig tränkten, so soll auch sie ein bitteres Los treffen: „Ihr Tisch werde ihnen zum Fallstricke und zur Vergeltung und zum Anstoße. (Vgl. Röm. 11, 9.) Ihre Augen sollen finster werden, daß sie nicht sehen; und ihren Rücken krümme immerdar! Gieß aus (o Gott!) über sie deinen Zorn; und der Grimm deines Zornes ergreife sie! Ihre Wohnung soll wüste werden; und in ihren Hütten sei keiner, der da wohne! Denn sie haben verfolgt, den du geschlagen, und zu dem Schmerze meiner Wunden noch hinzugethan" u. s. f. — Aber nicht immer wird der Zorn des Herrn über das früher auserwählte Volk ausgegossen bleiben; denn es steht geschrieben (Is. 59, 20.): „Aber für Sion kommt der Erlöser, für die, so umkehren von ihrer Bosheit in Jakob, spricht der Herr." (Vgl. Röm. 11, 26). Wann dieses geschehen wird, zeigt der Prophet Osee an (3, 4. 5.): „Viele Tage werden die Söhne Israels bleiben ohne König, ohne Fürsten, ohne Opfer, ohne Altar, ohne Ephod (priesterlichen Schmuck oder Orakel). Und darnach werden die Söhne Israels sich bekehren und den Herrn, ihren Gott, und David, ihren König (den Messias), suchen; und werden sich in Furcht dem Herrn und seinen Gütern nahen in der letzten Zeit."* „Die Überbleibsel werden sich bekehren, ja die Überbleibsel Jakobs zu dem starken Gott." (Is. 10, 21.) — Um jeden Zweifel an der Erfüllung dieser Weissagung zu verbannen, bedürfen wir nicht der Geschichtsbücher, die uns berichten, daß nach der Eroberung Jerusalems durch die Römer alle Juden, die unter siebzehn Jahren alt waren, als Sklaven verkauft, und die übrigen größtenteils in die römischen Provinzen zu öffentlichen Arbeiten oder zum Kampfe mit wilden Tieren geschickt wurden, daß fünzig Jahre später unter Kaiser Hadrian eine zahllose Menge teils verbannt, teils verkauft, und der größte Teil des Landes fast zur Wüste wurde. — Israel, dieses von Gott verstoßene Volk, steht noch heute da vor den Augen der ganzen Welt, unter allen

* S. Allioli über diesen Text.

Nationen zerstreut. Es steht da, sagt ein bekannter Schriftsteller,* und beharret in seiner Erwartung des Messias, der aus dem Stamme Juda und aus dem Hause David kommen soll, da doch längst die Geschlechtsregister verloren gingen. Es erwartet den Messias, da doch schon lange die Weissagungen erfüllt, das Scepter von Juda genommen, Stadt und Heiligtum zerstört sind! Und seit achtzehn Jahrhunderten ist Israel ohne Land, ohne Tempel, ohne Fürsten, ohne Priestertum, „unstät und flüchtig," wie Kain, seit es nämlich den Messias verkannte, höhnte, sein Blut über sich und seine Kinder rief, ihn kreuzigte, den Auferstandenen verleugnete und noch verleugnet. Diese Verblendung, „diese Decke, die bis auf den heutigen Tag" auf seinem Auge oder vielmehr auf seinem am Erdengute haftenden „Herzen liegt" (2. Kor. 3, 15.), daß es am hellen Mittag wie in dunkler Nacht umherirrt (Is. 59, 10.), diese ist wohl die schrecklichste und handgreiflichste aller Strafen. — Schwer lastet auf den Israeliten der Arm des Allmächtigen seit so langer Zeit! Die Erbarmungen Gottes sind aber immer größer, als seine Gerichte streng. Mit welchem Heile werden die Israeliten überschüttet werden, wann sie Jesum von Nazareth, den ihre Väter gekreuzigt haben, als ihren Erlöser und Herrn anerkennen werden; wann erfüllt wird, was er durch den Mund des Propheten Zacharias sprach: „Und ich will ausgießen über das Haus Davids und über die Einwohner Jerusalems den Geist der Gnade und des Gebetes: und sie werden schauen auf mich, den sie durchbohrt haben; und sie werden ihn beklagen, wie man den einzigen Sohn beklagt, und weinen über ihn, wie man über den Tod des Erstgebornen zu weinen pflegt. An jenem Tage wird groß die Klage sein zu Jerusalem."

Was verkündeten die Propheten von der Bekehrung der Heiden, von der Gründung, Verbreitung und Dauer der Kirche?

„Alles, was wir bereits erfüllt oder in Erfüllung gehen sehen." — 1) Die Bekehrung der Heiden war von den Propheten als eines der Hauptmerkmale angegeben, woran man den Messias erkennen werde. Schon dem Abraham verhieß Gott einen Nachkommen, der allen, mithin auch den heidnischen Völkern zum Heile gereichen werde: „In deinem Samen sollen gesegnet werden alle Völker der Erde." (1. Mos. 22, 18.) Zu dem Messias spricht Gott durch den Mund des Propheten Isaias (42, 6. 7.): „Ich gebe dich zum Bunde für das Volk, zum Lichte für die Heiden, daß du öffnest die Augen der Blinden, und die

* Stolberg, Betrachtungen Tl. 2. 28.

Gefangenen führest aus der Haft, aus dem Gefängnishause, die im Finstern sitzen." Und (49, 6. 2c.): „Es ist ein Geringes, daß du mein Knecht bist, die Stämme Jakobs aufzurichten und die Hefe (die wenigen) Israels zu bekehren: sieh, ich mache dich zum Lichte der Heiden, daß du mein Heil bis an der Erde Grenzen bringest . . . Könige werden sehen, Fürsten sich erheben und anbeten um des Herrn willen . . . Sieh, diese kommen von ferne her, und sieh, jene von Mitternacht und vom Meere, und jene aus dem Lande gegen Mittag." „Zum Zeichen für die Völker," spricht der Herr (Is. 55, 4. 5.), „habe ich ihn (den Messias) gemacht zum Fürsten und Lehrer der Völker. Sieh, Völker, die du nicht kanntest, wirst du herbeirufen; Völker, die dich nicht kannten, werden zu dir laufen." (Vgl. 66, 18—23. u. 60.) Diese Berufung und Bekehrung der heidnischen Völker schildert uns auch David in seinen heiligen Gesängen: „Es werden zu dem Herrn zurückkehren alle Enden der Erde, und anbeten vor seinem Angesichte alle Geschlechter der Heiden; denn das Reich ist des Herrn, und er wird herrschen über die Heiden." (Ps. 21, 28. 29.) Desgleichen (Ps. 71, 11. 17. u. 85, 9.)

2) Von dem neuen Gottesreiche — der Kirche —, welches der Messias gründen wird, verkünden uns die Propheten,

a) „daß es von Meer zu Meer bis zu den Grenzen der Erde reichen und in Ewigkeit nicht untergehen soll." — „In der letzten Zeit," spricht Isaias (2, 2. u. 3.), „wird der Berg des Hauses des Herrn auf dem Gipfel der Berge stehen und sich erheben über die Hügel, und strömen werden zu ihm alle Völker. Und viele Völker werden hingehen und sprechen: Kommet, lasset uns hinaufziehen zum Berge des Herrn und zu dem Hause des Gottes Jakob, daß er uns lehre seine Wege, und daß wir wandeln auf seinen Pfaden; denn von Sion wird das Gesetz ausgehen und das Wort des Herrn von Jerusalem." Dasselbe sagt der Prophet Michäas und fügt die Worte bei: „Und der Herr wird über sie herrschen auf dem Berge Sion von nun an bis in Ewigkeit." (Mich. 4, 7.) — Wer denkt bei Lesung dieser Weissagungen nicht an die von Christus auf den Felsen Petri gegründete Kirche, die untrügliche Lehrerin der Wahrheit, und an Rom, die auf sieben Hügeln gebaute Hauptstadt der Christenheit? Der königliche Prophet David verkündet gleichfalls das Messianische Reich mit den Worten: „Er (der Messias) wird herrschen von einem Meere zum andern bis an die Grenzen der Erde. Vor ihm werden sich niederwerfen die Äthiopier und seine Feinde den Staub lecken" u. s. f. „Es werden ihn anbeten alle Könige der Erde, alle Völker ihm dienen." (Ps. 71. Vgl. Ps. 88.) „Er wird

Frieden den Völkern verkünden," spricht der Prophet Zacharias (9, 10.), „und seine Macht wird von Meer zu Meer reichen, vom Strom bis zu den Enden der Erde." — Noch genauer bezeichnet Daniel (2, 44.) dieses Reich. Nach Erwähnung der vier Weltmonarchien, der babylonischen, persischen, griechischen, römischen, die auf einander folgen werden, spricht er: „In den Tagen dieser Königreiche wird der Gott des Himmels ein Reich erwecken, das in Ewigkeit nicht zerstört werden wird; sein Reich wird keinem andern gegeben werden, und es wird zermalmen und vernichten alle die Reiche, es selber wird bestehen ewiglich." Dieses ewige, weltumfassende Reich ist das Reich Jesu Christi, welches das heidnische Römerreich, das selbst alle andern verschlungen hatte, mit den Waffen des Glaubens besiegte.

b) In diesem neuen geistigen Reiche wird der Messias „ein neues unblutiges Opfer und ein neues Priestertum stiften." — So drückt Gott sich aus durch den Mund des Propheten Malachias (1, 10. 11.): „Ich habe kein Wohlgefallen an euch (Priestern des jüdischen Volkes) und nehme kein Opfer an aus euren Händen. Denn vom Aufgange der Sonne bis zum Untergange wird mein Name groß werden unter den Völkern, und an allen Orten wird meinem Namen geopfert, und ein reines Opfer dargebracht werden; denn groß wird mein Name werden unter den Völkern, spricht der Herr der Heerscharen." Und anderswo, nachdem gesagt worden, daß die heidnischen Völker in die Kirche eintreten werden, spricht der Herr: „Und ich will aus denselben Priester und Leviten nehmen (Is. 66, 21.), euch Hirten nach meinem Herzen geben, die euch weiden mit Weisheit und Lehre. . . Zu derselben Zeit soll man nicht mehr sagen: Sieh die Bundeslade des Herrn, noch wird sie in den Sinn kommen, noch wird man sich ihrer erinnern, noch sie besuchen, noch fürder eine machen, sondern zu derselben Zeit wird man Jerusalem (das neue Jerusalem, die christliche Kirche) heißen des Herrn Thron" u. s. f. (Jerem. 3, 15.) ꝛc. „Denn sieh, ich selbst, der da redet, bin dann gegenwärtig." (Is. 52, 6.) „Ich, ich selbst will euch trösten." (Is. 51, 12.) — Wer immer einige Kenntnis von der Kirche Christi hat, sieht ohne Mühe die Erfüllung aller dieser Weissagungen.

2. Beweiskraft der Messianischen Weissagungen.

Weissagten die Propheten lange vor der Ankunft Christi?

Die erste Verheißung des Erlösers fand, wie oben bemerkt worden, gleich nach dem Sündenfalle statt. Gott wiederholte

dieselbe später dem Erzvater Abraham. Er verlieh dem sterbenden Patriarchen Jakob (ungefähr 1700 Jahre v. Chr.) die Gabe der Prophezeiung in betreff des kommenden Erlösers und trieb denselben ohne Zweifel an, das durch göttliche Eingebung Erkannte seinen Söhnen mitzuteilen. (1. Mos. 49, 9—10.) Dieselbe Gabe teilte Gott auch dem Moses (5. M. 18, 15—19.) mit, der 1500 J. v. Chr. lebte. In der Folge gab es im israelitischen Volke von Zeit zu Zeit heilige Männer, die aus göttlichem Antrieb und unter göttlicher Eingebung den Erlöser vorherverkündigten, denselben allmählich immer deutlicher beschrieben und so dessen Erwartung im auserwählten Volke unterhielten und steigerten. Solche Männer waren David (1055 v. Chr.), Amos, Osee und Joel (800 v. Chr.); solche Isaias (760 v. Chr.), Jeremias (628 v. Chr.) und andere, die durchgängig in Zeitpunkten auftraten, wo die Erinnerung an den kommenden Messias zur Besserung oder Tröstung des Volkes von dringenderem Bedürfnis war. Malachias schließt die Reihe der Propheten um 450 vor Christi Geburt. Der Messias und sein Reich waren den Juden lebhaft und deutlich genug von denselben vorherbeschrieben: die Sterne erbleichten, als die Sonne herannahte. Nicht ohne weise Absicht zog Gott um diese Zeit die Prophetengabe von seinem Volke zurück. Dasselbe durfte nicht den mindesten Verdacht hegen, als hätten die Propheten das, was sie vorhersagten, irgendwie auf natürliche Weise voraussehen oder erraten können. Überdies sollte der mittelst der Propheten gepflogene innigere Verkehr Gottes mit seinem Volke abgebrochen werden, damit das Verlangen nach demselben durch die Entbehrung reger, und der bereitwillige Anschluß an den Mensch gewordenen Sohn vorbereitet würde.

Waren die Weissagungen der Propheten auch schon lange vor Christus bekannt?

„Die Messianischen Weissagungen waren schon mehrere Jahrhunderte vor Christus aufgezeichnet, von den Juden bewahrt und gelesen, auch in andere Sprachen übersetzt und unter den Heiden selbst verbreitet."

Ein vollgültiges Zeugnis für die Aufzeichnung und Bewahrung derselben liefert uns der schon oft angeführte Flavius Josephus, ein jüdischer Schriftsteller, der zur Zeit der Zerstörung Jerusalems lebte. In seiner Verteidigungsschrift gegen den heidnischen Grammatiker Appion bemerkt er, die Juden hätten 22 Bücher, welche mit Recht für göttlich geachtet würden und die Geschichte der ganzen Zeit enthielten; fünf davon seien von Moses verfaßt; von dessen Tod an hätten die Propheten die Ereignisse ihrer Zeit nieder-

geschrieben; das Ansehen, welches diese Bücher genössen, zeige sich im Leben; denn während der ganzen langen Zeit, welche seitdem verflossen sei, habe niemand gewagt, an diesen Büchern durch Wegnahme, durch Zusätze oder sonst auf irgend eine Art etwas zu ändern; es sei allen Juden von Geburt eingepflanzt, dieselben als Gottes Wort und Lehre zu achten und sich an sie zu halten, ja im Notfalle für sie zu sterben.* Die Absingung der Psalmen bei der Osterfeier und die Lesung von Bruchstücken aus den Büchern Moses und der Propheten war bei den Juden anerkanntermaßen üblich.** — Die erste Übersetzung der 5 Bücher Moses in die griechische Sprache wurde um das Jahr 285 v. Chr. zu Alexandrien von 72 Gelehrten jüdischer Nation angefertigt. Durch diese Übersetzung in eine Sprache, welche damals unter den gesitteten Nationen am meisten gebräuchlich war, wurden dieselben auch den Heiden bekannt und zugänglich. Die Übertragung der übrigen heiligen Bücher (folglich auch der Propheten) wurde um das Jahr 245 vollendet. Es ist darum anzunehmen, die den Juden gemachten Verheißungen und Vorhersagungen eines Messias seien auch den Heiden nicht fremd geblieben. Die Überzeugung, „es werde das Morgenland mächtig werden und von Judäa die Herren der Welt ausgehen," welche nach dem Zeugnisse heidnischer Schriftsteller zur Zeit der Ankunft Christi allgemein verbreitet war, ist ganz geeignet, jeden Nachdenkenden in dieser Ansicht zu bestärken. Außer dieser ältesten griechischen Übersetzung giebt es noch eine chaldäische, die vielleicht wenige Jahre vor Christus verfertigt wurde, und eine syrische, die mit der Einführung des Christentums in Edessa zusammenzuhangen scheint. Die samaritanische Übersetzung beschränkt sich auf die 5 Bücher Moses und wurde um das Jahr 20 vor Christus verfaßt.***

Beriefen sich auch Christus und die Apostel auf das Zeugnis der Propheten?

Christus selbst bezieht die Weissagungen der Propheten auf sich und beruft sich auf dieselben als auf vollgültige und unabweisliche Zeugnisse seiner göttlichen Sendung, seiner Messiaswürde. Er heißt die Juden in der heiligen Schrift forschen, damit sie erkennen, daß er der verheißene Messias sei: „Ihr forschet in der Schrift, weil ihr glaubet, das ewige Leben darin zu finden: und sie ist es,

---

* Sieh Haneberg: Versuch einer Geschichte der bibl. Offenbarung. S. 708 u. ff.

** Über die Echtheit und Unverfälschtheit der Bücher des alten Bundes sieh oben S. 54 u. ff.

*** Sieh Haneberg: Versuch . . . 9. Abschnitt, K. 3.

die von mir Zeugnis giebt; aber ihr wollet nicht zu mir kommen, um das ewige Leben zu erhalten." (Joh. 5, 39. 40.) Nach der Bemerkung der Schriftausleger will der Heiland damit sagen: Ihr forschet in der Schrift, um zu erkennen, was euch zum ewigen Leben, zur ewigen Glückseligkeit führen kann. Ihr thut wohl daran. Aber ihr wisset, diese Schriften weisen auf mich hin, als auf den, bei dem die Wahrheit und das ewige Leben zu finden ist; und dennoch wollet ihr nicht zu mir kommen. Auch den zweifelnden und zagenden Jüngern, die nach Emmaus gingen, verwies er das mangelhafte Verständnis der Propheten bezüglich des Messias: „O ihr Unverständigen von langsamer Fassungskraft, um alles zu glauben, was die Propheten gesprochen haben! Mußte nicht Christus (nach den Weissagungen der Propheten) dies leiden und so in seine Herrlichkeit eingehen? Und er fing an von Moses und allen Propheten und legte ihnen aus, was in der ganzen Schrift von ihm geschrieben steht." (Luk. 24, 25—27.) Auch die Apostel und die mit ihnen Versammelten verwies er auf das Zeugnis der Propheten: „Und er sprach zu ihnen: Das sind die Worte, die ich zu euch geredet habe, da ich noch bei euch war; daß alles erfüllt werden müsse, was im Gesetze Moses, in den Propheten und Psalmen von mir geschrieben steht. Dann schloß er ihnen den Sinn auf, damit sie die Schrift verständen. Und er sprach zu ihnen: Also steht es geschrieben, und also mußte Christus leiden und am dritten Tage von den Toten auferstehen." (Luk. 24, 44—46.) — Der hl. Petrus überzeugte dadurch, daß er nachwies, „an Jesus, dem Gekreuzigten und Auferstandenen, seien die Vorherverkündigungen der Propheten erfüllt worden," einmal 3000, ein anderes mal sogar 5000 Juden von der Wahrheit der christlichen Religion und führte sie zur Taufe. (Apgsch. 2. u. 3.) Und Paulus bezeugte vor dem Könige Agrippa, „daß er Zeugnis ablege vor klein und groß und nichts anderes sage, als was die Propheten und Moses gesagt haben, daß es geschehen werde." (Apgsch. 26, 22.) Die Evangelisten machen uns öfters darauf aufmerksam, daß im Leben, Leiden und Tode Jesu Christi dieses oder jenes geschehen sei, damit die Schrift, d. h. die Weissagungen, welche in der Schrift aufgezeichnet sind, erfüllt würden. Auch von Apollo, einem Schüler der Apostel, wird gesagt: „Kräftig überwies er die Juden öffentlich und zeigte durch die Schrift, daß Jesus sei der Christus," d. h. der von Gott verheißene und durch die Propheten vorherverkündete Messias. (Apgsch. 18, 28.)

Die Beweiskraft, welche in den Prophezeiungen liegt, ist so groß, daß Christus in der Parabel vom reichen Manne dem in Gottes Schoß ruhenden Erzvater Abraham die Worte in den Mund legt:

„Sie haben Moses und die Propheten, diese sollen sie hören. Wenn sie Moses und die Propheten nicht hören, so würden sie auch nicht glauben, wenn jemand von den Toten auferstände.“ (Luk. 16, 29—32.) Darum sagt auch der hl. Petrus (2. Br. 1, 19.) zur Bekräftigung der christlichen Lehre, namentlich der Lehre von der Verherrlichung Jesu Christi: „Wir haben noch ein festeres, das prophetische Wort.“ Der Apostel will sagen: unser Zeugnis von der Verklärung Jesu ist fest, d. h. es bietet volle Gewißheit; denn wir waren auf dem heil. Berge Augenzeugen von der Macht und Herrlichkeit Jesu Christi, als des eingebornen Sohnes Gottes. Solltet ihr jedoch besorgen, es möchte eine Täuschung unterlaufen sein, weil wir das Gesicht mit unsern äußern Sinnen wahrnahmen, so können wir uns auf ein noch festeres Zeugnis berufen, auf das von Gott eingegebene Wort der Propheten, das vor euern, wie vor unsern Augen in Erfüllung gegangen ist. „Und ihr thuet wohl,“ fährt er fort, „daß ihr darauf achtet als auf ein Licht, das da scheinet an einem dunkeln Orte.“ — Diese in den erfüllten Prophezeiungen liegende Beweiskraft war auch der Grund, weshalb die hl. Väter aus denselben den Juden und selbst den Heiden die göttliche Sendung Jesu Christi bewiesen. So bekennt auch der hl. Justinus, der zuvor heidnischer Philosoph war (in seinem Gespräche mit Tryphon, einem berühmten jüdischen Gelehrten), er sei durch die Lesung der Propheten zum Christentume bekehrt worden.

Und in der That, die an Christus in Erfüllung gegangenen Weissagungen der Propheten liefern einen unabweislichen Beleg, daß derselbe der verheißene Messias, und folglich die von ihm verkündete Religion eine von Gott kommende, göttliche sei. Sowohl die Erwägung ihres Inhaltes, als auch der Art und Weise und der Zeit, in welcher sie gemacht wurden, und ebenso die Betrachtung der Menge und wundervollen Übereinstimmung derselben führen zu diesem untrüglichen Schlusse.

1. Inhalt. — Die Propheten sagten nicht Naturereignisse vorher, die nach unabänderlichen Gesetzen zu bestimmten Zeiten regelmäßig wiederkehren, z. B. Sonnen- und Mondfinsternisse, sondern Thatsachen, die von dem freien Willen Gottes oder der Menschen abhangen. Vom freien Willen Gottes hingen ab, wie die Sendung eines Messias selbst, so auch die Wahl des Stammes, aus dem er geboren werden sollte, ferner die Zeit und der Ort seiner Geburt, seine Ausstattung mit Wunderkraft, seine Leiden und sein Tod, seine Auferstehung am dritten Tage u. s. w. Vom freien Willen der Menschen hing ab die Anerkennung und Verwerfung des Messias und seiner Lehre, der Triumph, den man ihm zu Jerusalem bereitete, die verschiedenen Umstände seines Leidens und Todes. Alles dieses konnte nur derjenige wissen, dem nichts ein Geheimnis, dem alles Zukünftige gegenwärtig ist, der da weiß, was er selbst thun wird, und was die Menschen nach freiem Entschlusse thun oder unterlassen werden, mit einem Worte nur der Allwissende. Ohne göttliche Eingebung konnte dieses alles von keinem Menschen vorhergesehen, mithin auch nicht vorhergesagt werden. Manche Prophezeiungen standen in so schroffem Widerspruch mit der menschlichen Ansicht und Erwartung, daß sie schwerlich jemandem auch nur in den Sinn kommen konnten. Wem mochte es unter anderm beifallen, daß die Menschen ihren Erlöser, den Sohn Gottes, an den sich all ihre Wünsche und Hoffnungen knüpften, lästern, anspeien, mit Schlägen überhäufen, mit Galle und Essig tränken, an Händen und Füßen durchbohren würden?

2. Art und Weise. — Die Sprache der Propheten ist nie unsicher, schwankend oder mutmaßend, wie da die Sprache der heidnischen Orakel war, oder auch noch heute die Sprache lügenhafter Wahrsager zu sein pflegt. Nicht selten ist dieselbe sinnbildlich und fordert fleißige Forschung, damit sich uns das Dunkel der Zukunft enthülle; öfters aber ist sie so klar und deutlich, stellt alles so umständlich und genau dar, daß man eher einen Evangelisten, als einen Propheten zu lesen glaubt.* So heißt es bei Daniel: „Christus wird getötet werden... Ein Volk wird mit seinem Fürsten kommen, Stadt und Heiligtum zerstören und im Tempel wird der Greuel der Verwüstung sein und die Verwüstung bis zum Ende dauern." Und bei Zacharias (9, 9.): „Juble, du Tochter Jerusalems! Sieh, dein König kommt zu dir als Heiland, er ist arm und reitet auf einer Eselin, auf dem jungen Füllen einer Eselin." Wem schwebt dabei nicht die Geschichte von der Zerstörung Jerusalems und von dem triumphierenden Einzuge Jesu in diese Stadt vor Augen? — Im einundzwanzigsten Psalm (7—9.) steht geschrieben: „Ich bin ein Wurm und kein Mensch: der Leute Spott und die Verachtung des Volkes. Alle, die mich sehen, spotten mein, bewegen die Lippen und schütteln das Haupt. Er hat gehofft auf den Herrn, der rette ihn; weil er sein Wohlgefallen an ihm hat!" Lies nun Matth. 27, 39—43 und vergleiche. Ist der Prophet nicht ebenso umständlich, pünktlich und klar, wie der Geschichtschreiber?

3. Zeit. Die Propheten weissagten vier, sieben, zehn und noch mehr Jahrhunderte vor Christus. Die Juden selbst bezeugen dies. Wer möchte wohl das Zeugnis dieses Volkes für zweifelhaft oder verdächtig halten? Zeugt es ja doch wider sich selbst. Ist

* Manche Prophezeiungen beziehen sich zugleich auf eine nähere und eine entferntere Zukunft, z. B. auf die Befreiung aus der Babylonischen Gefangenschaft und auf die Befreiung aus der Knechtschaft der Sünde und des Satans; auf die erste Ankunft Christi zur Erlösung der Menschen und auf die zweite Ankunft desselben zum Weltgerichte, auf das Reich Salomons und das Reich des Messias. Die Weissagungen, insofern sie in der nähern Zukunft in Erfüllung gehen sollen, sind öfters im buchstäblichen Sinne zu verstehen, insofern sie aber in spätern Zeiten eintreffen sollen, in einem höhern, mystischen Sinne. Nicht selten ist die Erfüllung in der nähern Zukunft das Vorbild der Erfüllung derselben Weissagung, insofern sie sich auf die spätere Zukunft bezieht. Daher muß mitunter die Begebenheit hinzutreten, um sichern und bestimmten Aufschluß zu geben über das, was in derselben Prophezeiung zur nähern und was zur entfernteren Zukunft gehört; und so geschieht es, daß Prophezeiung und Begebenheit sich alsdann gegenseitig beleuchten und erklären. Wir besitzen aber nicht wenige Weissagungen, deren Sinn so klar und deutlich, und deren Erfüllung so augenscheinlich ist, daß man wahrhaft blind sein müßte, um nicht auf den ersten Blick die Göttlichkeit ihres Ursprunges zu erkennen. Ist es aber einmal aus den klaren und durch den Erfolg bewährten Prophezeiungen erwiesen, daß die Propheten unter göttlicher Eingebung weissagten, so sind wir vollkommen berechtigt, dieselben als Gott erleuchtete Männer anzusehen, und sollen mit gläubigem Verstande und Herzen, mit williger Unterwerfung unter die von Gott aufgestellte, höchste und unfehlbare Autorität der Kirche, auch in den dem Wortlaut und Sinne nach in geheimnisvolles Dunkel gehüllten Vorhersagungen die Wahrheit suchen.

es aber auch nur einigermaßen wahrscheinlich oder denkbar, daß menschlicher Scharfsinn oder menschliche Klugheit Thatsachen, wie die vorliegenden sind, Jahrhunderte vorher zu sehen und zu berechnen vermöge?

4. Anzahl der Propheten und Prophezeiungen. Wären in der hl. Schrift nur die Weissagungen eines oder des andern Propheten enthalten, so ließe sich eher irgend eine Verfälschung vermuten; allein da ihrer so viele sind, und da die zahlreichen Weissagungen in so verschiedenen Teilen der hl. Schrift, in den Büchern Moses, in den Psalmen, in den Büchern der einzelnen Propheten niedergelegt sind, so gehört eine Verfälschung schlechterdings in das Gebiet des Unmöglichen. Wie hätte eine solche unvermerkt geschehen und unentdeckt bleiben können? — Und diese große Anzahl von Propheten, so verschieden durch Zeit, Heimat, Gemütsart und Bildung, entwarfen im voraus das eine vollendete Bild des Messias. Ist das nicht ein wahres Wunder? Wenn von mehreren Bildhauern, die verschiedenen Jahrhunderten angehörten, keiner seine Arbeit nach der des andern eingerichtet, und der eine einen Arm, jener eine Hand, dieser einen Kopf, kurz, die verschiedenen Glieder eines menschlichen Körpers gebildet hätte; wenn alle diese einzelnen Arbeiten ein Jahrhundert nach dem Tode des letzten Künstlers gesammelt würden, und es sich dabei herausstellte, daß sie eine in allen, auch den geringsten Teilen vollendete Statue eines zeitgenössischen Helden ausmachten, würde man das wohl für natürlich oder zufällig halten? Nun, hier und dort ist dasselbe Verhältnis.

Es ist demnach klar, daß Gott die Propheten erleuchtete, ihnen das Zukünftige vergegenwärtigte, aus ihrem Munde redete; also hat Gott selber den kommenden Messias, seinen eingebornen Sohn, im voraus gekennzeichnet und vermöge seiner Allmacht und Weisheit die Verwirklichung der vorhergesagten Kennzeichen in Christo herbeigeführt. Also ist Christus der verheißene Messias, oder aber es hat Gott selbst, was Frevel wäre zu denken, die Menschen zum gröbsten und verderblichsten Irrtum verleitet.

3. Messianische Vorbilder.

Sehen wir in Christus nichts anderes als die Weissagungen der Propheten erfüllt?

„Wir sehen auch in ihm die Erfüllung aller Vorbilder, in welchen die Thaten und Leiden des Messias viele Jahrhunderte vorher angedeutet waren."

Die Weissagungen der Propheten waren, wie im Vorhergehenden dargethan worden, ein Mittel, dessen sich Gott in seiner Weisheit und Güte bediente, um den kommenden Messias so zu bezeichnen und zu beschreiben, daß derselbe bei seinem Auftreten von keinem Menschen, der da aufmerksamen Geistes und guten Willens war, verkannt oder nicht erkannt werden konnte. — Ein ähnliches Mittel, den zukünftigen Welterlöser zu kennzeichnen, waren

die auf ihn und sein Reich bezüglichen **Vorbilder**; deshalb verweisen auch die hl. Väter in ihren Streitschriften gegen die Juden sowohl auf die Vorbilder, als auf die Prophezeiungen des alten Bundes. Unter „Vorbild“ im allgemeinen versteht man hier das, was eine auffallende, beabsichtigte Ähnlichkeit mit etwas hat, das noch nicht vorhanden ist, aber in der Folge der Zeit vorhanden sein wird. Ein **Messianisches** Vorbild wäre demnach alles, was Gottes Absicht gemäß eine auffallende Ähnlichkeit mit dem zukünftigen Messias und seinem Reiche, d. h. mit den Eigenschaften, Ämtern, Thaten und Leiden desselben oder mit den Einrichtungen seiner Kirche hat. Solche Vorbilder sind thatsächliche Weissagungen, wie die Prophezeiungen Weissagungen durch das Wort sind. Man unterscheidet gewöhnlich zweierlei Vorbilder: **persönliche** und **sachliche**. Liegt die von Gott beabsichtigte Ähnlichkeit mit dem zukünftigen Messias im Charakter, im Amte, im Leben und Wirken, in den Schicksalen einer Person, so ist diese Person ein **persönliches** Vorbild des Messias; liegt hingegen die besagte Ähnlichkeit nicht in einer Person, sondern in einer Sache, so heißt diese ein **sachliches** Vorbild. Die Sache nun ist bald ein lebloser Gegenstand, wie das Manna, bald ein belebter, wie der Ziegenbock, der zur Sühne in die Wüste entlassen wurde; bald ein Ereignis, wie die Errettung des Noe mittelst der Arche, bald eine vorschriftsmäßige Handlung, wie die Schlachtung des Osterlammes. Die Bücher des alten Testamentes sind anerkanntermaßen voll von Vorbildern dieser zweifachen Art. War ja doch nach der einstimmigen Lehre der Apostel (Hebr. 10, 1. u. 1. Kor. 10, 6. 11.), der hl. Väter und der Kirche das alte Testament, seinem ganzen Wesen und Inhalte nach, das Vorbild des neuen, durch den Messias zu stiftenden Bundes, in welchem der mit Abraham geschlossene in einem höhern, vollkommneren Sinne zur Vollendung gebracht werden sollte.* Die vorchristlichen Veranstaltungen Gottes „verhalten sich demnach zum Christentume, wie der Schattenriß zum vollendeten Bilde, oder wie das Bild zur Wirklichkeit, wie das Irdische zum Himmlischen, wie das Leibliche zum Geistigen.“** Wie das gesamte alte Testament, so sollten auch nach göttlicher Absicht die Vorbilder, von denen hier die Rede ist, Vorbereitung und Einladung zum Anschluß an den Messias und zum Eintritte in seine Kirche sein.

---

* S. hl. **Augustinus** von der Stadt Gottes, Bch. 16. Hpst. 2. n. 3.

** **Dieringer**, System der göttlichen Thaten des Christentumes, Bd. 1. §. 34.

Welches sind die merkwürdigsten Vorbilder des Messias und seiner Kirche?*

1) Vorbilder seines Leidens und Todes und somit seines Wirkens als Erlöser sind Abel, Isaak, Joseph, David, das Osterlamm, das Sühnopfer, die eherne Schlange.

Kaum dreißig Jahre nach der ersten Verheißung eines Erlösers trank die Erde das Blut „Abels des Gerechten“ (Matth. 23, 35.), der den mörderischen Streichen seines von Neid gestachelten Bruders Kain erlag. Wer erkennt nicht in Abel, dem harmlosen, unschuldigen Hirten, Jesum Christum, den „Gerechten Gottes“ (Is. 41, 5.), „den Hirten der Nationen“ (Zach. 11, 12.), „den guten Hirten“ (Joh. 11, 14.), der vom Volke Israel aus Neid ans Kreuz gebracht, von demselben herab mit seinem heiligsten Blute die Erde befruchtete! — In Isaak, dem Kinde der Verheißung, dem einzigen Sohne Abrahams, der den Berg Moria hinansteigt und das Holz auf den Schultern trägt, auf welchem er dem Herrn zum Brandopfer dargebracht werden soll, in Isaak, der sich ohne die leiseste Klage binden läßt und Gott das Opfer seines Lebens darbringt, während sein Vater die Hand nach dem Messer ausstreckt, um ihn zu schlachten, in Isaak tritt vor die Augen unseres Geistes das Bild Jesu Christi, des eingebornen Sohnes des ewigen Vaters, das Bild Jesu, der selbst das schwere Kreuz, an welchem er als Sühnopfer für die Sünden der Welt verbluten sollte, den Kalvarienberg hinanträgt und sich, daselbst angelangt, ohne den Mund zu öffnen, auf den Opferaltar, das Kreuzholz, legen läßt. — Der Patriarch Joseph wird von seinen Brüdern, die ihn um die Gunst und Vorliebe ihres gemeinsamen Vaters beneiden, an heidnische Kaufleute verhandelt, nach Ägypten geschleppt, daselbst verleumdet und lange Zeit in einem finstern Kerker gehalten. Endlich geht er aus dem Gefängnis, worin er wie begraben lag, hervor, und von Pharao über ganz Ägypten gesetzt und mit dem Namen „Heiland der Welt“ beehrt (Mos. 41, 45.), wird er zum Retter dieses Volkes und seiner treulosen Brüder. So wurde auch Jesus Christus von seinen Brüdern, den Juden, dem heidnischen Landpfleger Pilatus ausgeliefert, von den Hohenpriestern und Ältesten des Volkes fälschlich angeklagt und endlich ins Grab gelegt. Gott

* Da es eine besondere Aufgabe der alttestamentlichen Geschichte ist, weitläufiger und bis ins einzelne nachzuweisen, daß der alte Bund nur der Schatten des neuen war, so scheint es am zweckmäßigsten zu sein, hier nur die vorzüglichsten Vorbilder, die auch im großen Katechismus erwähnt sind, und selbst diese nur nach ihren Hauptumrissen zu berühren. Ausführlicher werden dieselben in der Religionsgeschichte, dem letzten Bande des vorliegenden Handbuches, erklärt.

aber erweckte ihn von den Toten, „erhöhete ihn und gab ihm einen Namen, der über alle Namen ist, daß in seinem Namen sich alle Kniee beugen im Himmel, auf Erden und unter der Erde.“ (Phil. 2, 8—10.) „Und es ist in keinem andern Heil, denn es ist kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben worden, wodurch wir selig werden sollen.“ (Apgsch. 4, 12.) — David, der Besieger des Riesen Goliath, David, der König Israels, von Achitophel, seinem Vertrauten, verraten (2. Kön. 15, 12.), von seinem eigenen Sohne Absalom angefochten und verfolgt, geht tiefbetrübt über den Bach Cedron, wird auf seiner Flucht von Semei gelästert und mit Unbilden überhäuft. Jesus Christus, der Sieger über Tod und Hölle, Jesus Christus, der König der Herrlichkeit, wird gleicher Weise von Judas, seinem Jünger, verraten, von den Seinigen mit unversöhnlichem Hasse verfolgt. Er wandelt betrübt bis in den Tod über denselben Bach Cedron. Er wird mit Schmähungen, Lästerungen und bitterm Hohn überschüttet. David war somit in den verschiedenen Umständen seines Leidens das Vorbild des leidenden Messias, aber wie immer, so bleibt auch hier der Schatten weit hinter der Wahrheit zurück.

Diesen persönlichen Vorbildern des Leidens und Todes des Messias stehen zur Seite die sachlichen Vorbilder des Osterlammes, des Sühnopfers und der ehernen Schlange. Das Osterlamm, welches die im Lande Ägypten hartbedrängten Juden nach göttlicher Anordnung schlachteten, mit dessen Blut sie die Thürpfosten ihrer Wohnung bestreichen mußten, um sich gegen den unerbittlichen Grimm des Würgengels zu schützen, war eine sinnbildliche Vorherbezeichnung Jesu Christi, des reinen Gotteslammes, das am Stamme des hl. Kreuzes geschlachtet wurde und durch sein kostbares Blut die Menschen vom ewigen Tode befreite. — Am Versöhnungsfeste der Juden ging der Hohepriester, nachdem er im Vorhofe des Tempels das Opfer entrichtet hatte, mit dem Blute des geschlachteten Opfertieres in das Allerheiligste und brachte es zur Sühne für die Missethaten des israelitischen Volkes vor das Angesicht des Herrn, indem er davon gegen den Gnadenstuhl der Bundeslade sprengte. So stieg auch unser Hohepriester Jesus Christus, nach vollbrachtem Opfer auf Erden, mit seinem Blute in den Himmel vor den Thron des Allerhöchsten, um es zur Sühne für die Sünden des Menschengeschlechtes dem ewigen Vater darzustellen. (Hebr. 9.) — Als die Söhne Israels in der Wüste zur Strafe für vermessenes Murren wider Gott, von giftigen Schlangen gebissen, in großer Zahl dahinstarben, da sprach der Herr zu Moses, der für sein Volk um Abwendung dieser furchtbaren Geißel flehte: „Mach' eine eherne Schlange, und richte sie

zum Zeichen auf: wer gebissen ist und sie ansieht, soll leben." (4. Mos. 21, 8.) Moses gehorchte, erhöhte die eherne Schlange so, daß sie von allen gesehen werden konnte, und jeder, der sie ansah, wurde augenblicklich geheilt. Dies ist das Vorbild; die Erfüllung desselben in Christo, dem Gekreuzigten, kann wohl niemandem entgehen. Die Menschen erlagen zu Tausenden den Bissen der höllischen Schlange, die da den ewigen Tod der Seele zur Folge hatten. Da wurde Jesus am Kreuzesstamme erhöhet, auf dem Kalvarienberge der ganzen Welt zum Zeichen des Heiles aufgestellt. Der gläubige und vertrauensvolle Hinblick auf den gekreuzigten Erlöser heilte und heilet noch die tödlichen Wunden der Seele und rettet sie vom Verderben des ewigen Todes. Die eherne Schlange hatte die Gestalt der giftigen, heilte aber die Bisse derselben; Christus hing am Kreuze in der Gestalt des sündigen Fleisches (Röm. 8, 13.) und heilte uns so von den Wunden, welche die Sünde uns beigebracht hatte.

2) Das vorzüglichste Vorbild des Messias im Priestertum ist Melchisedech. — Melchisedech war König von Salem, d. h. König der Gerechtigkeit und des Friedens; denn „Melchisedech" heißt König der Gerechtigkeit, und „Salem" Frieden. (Hebr. 7. 2.) Er war zugleich Priester des Allerhöchsten, und als solcher brachte er Brot und Wein zum Opfer dar. (1. Mos. 14, 18. 19.) So brachte auch Jesus Christus, der ewige Hohepriester, nicht bloß beim letzten Abendmahle, sondern bringt auch jetzt noch unter den Gestalten von Brot und Wein sich selbst, d. h. sein eigenes hochheiliges Fleisch und Blut zum Opfer und erfüllt so das Wort des Propheten: „Der Herr hat geschworen, und es wird ihn nicht gereuen: Du bist der Priester ewiglich nach der Ordnung Melchisedechs." (Ps. 109, 4.)

3) Als Vorbild des Messias in seinem Propheten- und Mittleramte erscheint Moses. — Moses war als Prophet ein gottgesandter Lehrer des auserwählten Volkes und Verkündiger des göttlichen Gesetzes, der göttlichen Verheißungen und Strafgerichte. Als Mittler zwischen Gott und den Söhnen Israels führte er dieselben nach Verrichtung großer Zeichen aus Ägypten, dem Lande der Knechtschaft, in die Wüste, stiftete da einen Bund mit dem Allerhöchsten, und unter fortgesetzten Wunderthaten führte er sie durch die Wüste dem gelobten Lande zu, bald das murrende Volk beschwichtigend, bald den zürnenden Gott durch fromme Bitten besänftigend. Auf solche Weise ward Moses Jahrtausende vorher ein getreues, sprechendes Bild des Messias Jesu Christi, der von seinem göttlichen Vater gesendet wurde als Lehrer aller Völker, insbesondere des auserwählten Volkes der Juden, als Mittler

zwischen Gott und den Menschen, als Stifter des neuen Bundes der Liebe und Gnade (Hebr. 8, 9.), als untrüglicher Führer auf der weiten, mühe- und gefahrvollen Bahn durch die Wüste dieses Erdenlebens zum Lande der Verheißung, zum schönern Vaterlande jenseits. Darum sprach Moses selbst, auf ihn, als den zukünftigen Messias, hindeutend: „Gott der Herr sprach zu mir: einen Propheten will ich ihnen erwecken aus der Mitte ihrer Brüder, der dir ähnlich ist, und ich will meine Worte in seinen Mund legen, und er wird alles zu ihnen reden, was ich ihm gebieten werde. Wer aber seine Worte, die er in meinem Namen reden wird, nicht hören will, an dem werd' ich's rächen." (5. Mos. 18, 18. 19.) Darum sagt auch Jesus von sich selbst: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben." (Joh. 14, 6.) Als Prophet, d. h. als Lehrer ist er die Wahrheit, und als Führer ist er der Weg; als Mittler ist er das Leben, indem er uns durch seine Vermittlung vom ewigen Tode erlöste und das Leben der Gnade erwarb.

4) Auch die Auferstehung des Messias war dem auserwählten Volke in einem Vorbilde vor Augen gestellt worden. — Der Prophet Jonas wird, um die Wut des Sturmes zu brechen, ins Meer geworfen und von einem Walfische verschlungen. Nach dreitägigem Verweilen im Bauche dieses Seeungeheuers geht er wiederum lebendig und wohlbehalten aus demselben hervor. (Jon. 2.) Der Sturm, den die Leidenschaften der Menschen und die höllischen Mächte wider Jesus erweckt hatten, ruhte nicht, bis der Gottmensch, vom Tode gleichsam verschlungen, ins Grab gesunken war. Allein am dritten Tage verläßt Jesus herrlich und unverweslich den Schoß der Erde, wie er selbst vorher gesagt hatte mit den Worten: „Gleichwie Jonas drei Tage und drei Nächte im Bauche des Fisches gewesen, also wird auch der Sohn des Menschen drei Tage und drei Nächte im Herzen der Erde sein." (Matth. 12, 40.)

5) Nicht minder klar und augenfällig, als der Messias selbst, war auch dessen geistiges Reich mit seinen heilvollen Einrichtungen, d. h. die Kirche mit ihren Sakramenten und ihrem hl. Opfer vorgebildet. — Das merkwürdigste Vorbild der Kirche, als einer von Gott errichteten Rettungsanstalt des Menschengeschlechtes, bietet die Arche Noes dar. Wie nämlich zur Zeit dieses frommen Patriarchen nur diejenigen dem Tod in der alles verderbenden Flut entgingen, die sich in die auf Gottes Geheiß und nach Gottes Vorschrift gebaute Arche geflüchtet hatten; so dürfen auf dem bodenlosen und klippenreichen Meere dieser Welt auch nur diejenigen Heil und Rettung von dem Schiffbruch erwarten, die der Aufforderung Christi gemäß in die von ihm gestiftete Kirche eingehen, das Schifflein Petri betreten und in demselben verharren. — Das

rote **Meer** ist ein treffendes Vorbild der hl. Taufe. Wie nämlich die Kinder Israels, indem sie dasselbe durchschritten, der Tyrannei des ägyptischen Pharao entrannen, so entrinnt auch der Mensch der Knechtschaft des Satans durch das Hinabsteigen in den geheiligten Taufquell. — Im **Manna**, dieser Engelspeise, die in der Wüste täglich vom Himmel regnete, tritt uns im Bilde das lebendige Himmelsbrot entgegen, welches in der hl. Kirche Tag für Tag zum Genusse der Gläubigen auf den Altar herabsteigt, die hochheilige Eucharistie. — **Der Tempel von Jerusalem** endlich mit seinen Opfern war das Schattenbild unserer Tempel, in denen das hochheilige Opfer des neuen Bundes unter verschiedenen religiösen Ceremonien gefeiert wird.

Es mag hier beiläufig bemerkt werden, daß die Erfüllung der Vorbilder in Christus einen in seiner Art ebenso stichhaltigen Beweis für die Göttlichkeit seiner Sendung bietet, als der ist, welcher sich aus der Erfüllung der Weissagungen ergiebt. Denn Gott ist der unmittelbare Urheber sowohl der Personen, in denen sich Christus im voraus abspiegelte, somit der *persönlichen* Vorbilder, als auch der übrigen Dinge, die irgend eine Ähnlichkeit mit Christus, mit seiner Kirche und den Einrichtungen derselben haben, also der *sachlichen* Vorbilder. So wurde das Osterlamm nach Gottes Vorschrift geschlachtet, das Sühnopfer nach seiner Anordnunug dargebracht, die eherne Schlange auf sein Geheiß aufgerichtet. Auf Gottes Befehl teilten sich die Fluten des roten Meeres, regnete das Manna vom Himmel u. s. w. „Und in der That konnte Gott allein vorauswissen, was irgend eine Ähnlichkeit mit dem Messias habe, den er allein in den unergründlichen Tiefen seiner ewigen Ratschlüsse aufs genaueste erkannte und als den zukünftigen schon gegenwärtig sah. Daher ist es Gottes Vorsehung und Allmacht allein beizumessen, daß die Vorbilder *alle* in Jesus Christus zur vollen Wahrheit wurden.

Die Vorbilder des alten Testamentes, von denen hier nur ein geringer Teil angeführt wurde, bestehen nicht in einigen aus der Geschichte willkürlich gewählten Zügen; sie bilden eine ununterbrochene Reihenfolge von meistens außerordentlichen Erscheinungen, welche nur in der christlichen Offenbarung ihre volle Erklärung finden. Nicht nur das oben erwähnte Opfer des frommen Isaak, auch die Kränkung, welche er von Ismael zu dulden hatte, und seine Vermählung mit Rebekka haben offenbar einen vorbildlichen Charakter; ebenso Jakobs Schicksale, der Segen, welcher ihm an Esaus Stelle zu teil wurde, dieses seines Bruders Haß und Verfolgung u. s. w.; später Josues Besitznahme vom gelobten Lande, Gedeons beispielloser Sieg, Samsons wunderbare Riesenkraft, Salomons Glück und Herrlichkeit u. a. m. Die genaue Erfüllung aller dieser und vieler anderer Vorbilder, welche hier unerwähnt bleiben, kann nicht zufällig sein. Es lag augenfällig im Plane der göttlichen Vorsehung, daß der alte Bund, wie die Vorbereitung, so auch die Vorbildung des neuen sein, mithin die Ereignisse und Einrichtungen desselben sich in einer höhern Weise im Christentume entwickeln und gleichsam wiederholen sollten. Der alte Bund mit seinen wunderbaren Begebenheiten, eigentümlichen Gebräuchen und Vorschriften bleibt ein unauflösbares Rätsel, wenn nicht dessen Lösung im Christentume gesucht wird. (Vergl. Religionsgesch. §. 3. und Bemerk. 2.)

Nutzanwendung.

Unaussprechlich groß und inbrünstig war die Sehnsucht der hl. Patriarchen und Propheten nach dem verheißenen Weltheilande. „Erwecke deine Macht, o Herr!“ seufzte David, „und komm uns zu erlösen.“ (Ps. 79, 3.) „Erzeige uns deine Barmherzigkeit und schenke uns dein Heil,“ d. h. den Heiland. (Ps. 84, 8.) Und Isaias (64, 1.) ruft voll glühenden Verlangens nach dem Messias: „O, daß du die Himmel zerrissest und herabstiegest!“ Und (45, 8.): „Tauet ihr Himmel von oben, Wolken regnet den Gerechten; die Erde thue sich auf und sprosse den Heiland!“ Die sehnsüchtige Hoffnung auf den Erlöser war der süßeste Trost in ihren eigenen Leiden und beim Anblick der Drangsale ihres Volkes. — Allein viel glücklicher sind wir, denen es vergönnt ist, auf den bereits angekommenen Weltheiland hinzublicken, dessen Segnungen und Gnadenschätze, ja ihn selbst auf unsern Altären zu besitzen. Jesus selbst preiset seine Zeitgenossen selig, weil es ihnen gegeben war, ihn, den lang Erwarteten, zu sehen. „Selig sind die Augen,“ spricht er, „welche sehen, was ihr sehet. Denn ich sage euch, daß viele Propheten und Könige sehen wollten, was ihr sehet, und haben es nicht gesehen, und hören, was ihr höret, und haben es nicht gehört.“ (Luk. 10, 23.) Haben wir auch nicht, wie die Zeitgenossen Jesu, das hohe Glück, mit leiblichen Augen den Gottmenschen zu schauen und sichtbar mit demselben zu verkehren, so können wir doch, auf das Zeugnis der hl. Schrift und der Kirche gestützt, in aller Wahrheit sagen: „Die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes, unseres Heilandes ist (auf Erden) erschienen“ (Tit. 3, 4.); „das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnet, und wir haben seine Herrlichkeit gesehen.“ (Joh. 1, 14.) — Wenig würde es uns jedoch helfen, nach der zeitlichen Ankunft des Weltheilandes zu leben, wenn wir uns dieselbe nicht zu nutze machten, wenn Jesus nicht, wie er in die Welt gekommen, so auch geistiger Weise in unser Herz käme, um in demselben gleichsam wiedergeboren zu werden. Möge er doch in demselben stets eine würdige Wohnung finden, damit seine Erscheinung auf Erden uns nicht vielmehr zum Gerichte werde, und es uns schlimmer ergehe, als denjenigen, welche vor seiner ersten Ankunft lebten. Befleißigen wir uns demnach allezeit, aber ganz besonders in der hl. Adventzeit, durch Herzensreinheit, heiligen Wandel und namentlich durch sehnsüchtiges Verlangen auf seine Ankunft uns vorzubereiten.*

---

* An manchen Orten wird in der Adventzeit jeden Tag eine feierliche Messe gesungen, welche mit den Worten Rorate coeli (Tauet, ihr Himmel) anfängt und deshalb die Roratemesse, das Rorateamt genannt wird.

Ahmen wir hierin der hl. Kirche, der jungfräulichen Braut Christi und unserer Mutter, nach, die nicht aufhört, mit glühendem Verlangen nach ihrem göttlichen Bräutigam zu seufzen. Rufen wir mit ihr: „O Morgenröte des Heiles! Glanz des ewigen Lichtes und Sonne der Gerechtigkeit! Komm und erleuchte, die da sitzen in den Finsternissen und im Schatten des Todes! O Emmanuel, Gott mit uns! unser König und Gesetzgeber! Du Erwartung der Völker und ihr Heiland! Komm uns zu erlösen, Herr unser Gott!" — So heiligen, sehnsüchtigen Seufzern der Mutter und Kinder wird Jesus nicht widerstehen: er wird in unsere Herzen Einkehr nehmen und denselben neuerdings werden, was er der Welt bei seiner leiblichen Ankunft geworden — Licht, Kraft und Leben.

§. 2. Jesus Christus, wahrer Gott.

Woher wissen wir, daß Jesus Christus Sohn Gottes, wahrer Gott ist?

„1) Aus den Weissagungen der Propheten, 2) aus dem Zeugnisse seines himmlischen Vaters, 3) aus seinem eigenen Zeugnisse, 4) aus der Lehre der Apostel, 5) aus der Lehre der katholischen Kirche."

1. Zeugnis der Propheten.

Wie lauten die Weissagungen der Propheten?

„Sie nennen den verheißenen Erlöser: „„Gott, Gott mit uns, den Allerheiligsten, den Wunderbaren, den Vater der Zukunft."" Isaias sagt von ihm: „„Gott wird selbst kommen und euch erlösen""; und Jeremias: „„Dieses ist der Name, womit man ihn nennen wird: der Herr — Jehovah — unser Gerechter.""

Der königliche Prophet David nennt den Messias im 44. Psalm zu wiederholten Malen Gott, indem er zu ihm spricht: „Dein Thron, o Gott! steht immer und ewig. Du liebest Gerechtigkeit und hassest das Unrecht; darum hat dich, o Gott! dein Gott (nämlich Gott der Vater) mit Freude gesalbet." Isaias (7, 15.) nennt ihn „Emmanuel," d. h. so viel, als Gott mit uns: „Sieh, die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären, und seinen Namen wird man Emmanuel nennen." Ihn als das Licht der Welt bezeichnend, spricht derselbe (9, 2. 6.): „Den Bewohnern der Landschaft des Todesschattens geht ein Licht auf. . . Denn ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt, auf

dessen Schultern Herrschaft ruht, und man nennt seinen Namen: Wunderbar, Ratgeber, Gott, starker Held, Vater der Zukunft, Friedensfürst, auf dem Throne Davids wird er sitzen von nun an bis in Ewigkeit." Und das niedergeschlagene Volk durch die Verheißung des Messias tröstend, spricht er anderswo (35, 4—6.): „Saget den Kleinmütigen: seid getrost und fürchtet nicht . . . Gott selber kommt und erlöset euch. Dann öffnen sich der Blinden Augen, der Tauben Ohren thun sich auf" u. s. w. Und wiederum (40, 9—11.): „Sage den Städten Judas: Sehet euer Gott! Sehet, Gott der Herr kommt mit Macht . . . Wie ein Hirt wird er seine Herde weiden, in seinem Arm die Lämmer sammeln, auf seinen Schoß sie heben." — Alle diese Stellen beziehen sich anerkanntermaßen auf Jesus Christus, den Messias. Was die letzte anbelangt, so liegt der Beweis hierfür noch besonders darin, daß Isaias unmittelbar zuvor auf „die Stimme des Rufenden in der Wüste," auf den Vorläufer Christi hingewiesen hatte. Ebenso klar sind die Worte des Propheten Jeremias (23, 5. 6.): „Sieh, es kommt die Zeit, spricht der Herr, daß ich dem David einen gerechten Sprößling erwecke: ein König wird herrschen, der weise ist, und Recht und Gerechtigkeit übet auf Erden. In jenen Tagen wird Juda erlöset werden und Israel sicher wohnen; und dies ist der Name, womit man ihn nennen wird. Der Herr — Jehovah — unser Gerechter!" Der Name Jehovah wird in der hl. Schrift bekanntlich keinem andern als Gott beigelegt: „Ich bin der Herr — Jehovah — das ist mein Name; meine Ehre gebe ich keinem andern." (Is. 42, 8.) — Wir übergehen viele andere Zeugnisse der Propheten und schließen mit dem des hl. Johannes des Täufers, welcher nach der Aussage Jesu selbst größer ist, als alle Propheten. Als derselbe Jesum zu sich kommen sah, sprach er: „Sieh das Lamm Gottes, sieh, das da hinwegnimmt die Sünden der Welt! Dieser ist's, von dem ich gesagt habe: Es kommt ein Mann nach mir, der vor mir gewesen ist; denn er war eher als ich . . Und ich habe es gesehen und bezeugt, daß dieser der Sohn Gottes ist." (Joh. 1, 29. 30. 34.)

2. Zeugnis des himmlischen Vaters.

Welches ist das Zeugnis des himmlischen Vaters?

„Bei der Taufe Christi im Jordan und bei dessen Verklärung auf dem Tabor erscholl vom Himmel die Stimme: Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe." (Matth. 3. u. 17.)

Auf dieses Zeugnis des himmlischen Vaters beruft sich der hl. Apostel Petrus in seinem zweiten Sendschreiben (1, 16—18.) mit den Worten: „Wir folgten nicht gelehrten Fabeln, als wir euch mit der Kraft und Gegenwart unseres Herrn Jesu Christi bekannt machten, sondern wir waren Augenzeugen seiner Herrlichkeit. Denn er empfing von Gott dem Vater Ehre und Herrlichkeit, als aus hochherrlichem Glanze diese Stimme auf ihn herab erscholl: Dies ist mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe, diesen höret! Und diese Stimme, welche vom Himmel erscholl, haben wir gehört, da wir mit ihm auf dem hl. Berge waren."

3. Zeugnis Christi.

Welches ist das Zeugnis Christi?

„Christus 1) bezeugte, daß er Gottes Sohn und wahrer Gott wie sein Vater ist, 2) bekräftigte sein Zeugnis sowohl durch die Heiligkeit seines Lebens, als durch Wunderthaten und Weissagungen, und 3) besiegelte dasselbe mit seinem Tode."

1) Christus bezeugte, daß er Gottes Sohn und wahrer Gott wie sein Vater ist. — Er nannte niemand anders seinen Vater, als Gott, wiewohl die Juden ihm vorwarfen, daß er der Sohn des Joseph, eines Zimmermannes, wäre. (Matth. 13, 55 u. Joh. 9, 42.) Sich selbst nannte er Sohn Gottes, und zwar den „eingebornen" (Joh. 3, 16.), welcher „der Anfang und Ursprung aller Dinge (Joh. 8, 25.), welcher da ist, ehe Abraham ward (Joh. 8, 58.), ehe die Welt war (Joh. 17, 5.), der von Gott ausgegangen (Joh. 8, 42.), der vom Himmel herabgestiegen, der im Himmel ist" (Joh. 3, 13.); der also nicht wie andere bloß ein angenommener Sohn oder ein Gesandter Gottes ist, sondern der wahrer Gott ist, wie der Vater. Denn „ich und der Vater," spricht er, „sind eins. Der Vater ist in mir und ich in dem Vater." (Joh. 10, 30. 38.) „Wer mich sieht, der sieht auch den Vater." (Joh. 14, 9.) „Alles, was der Vater hat, ist mein." (Joh. 16, 15.) „Alles, was der Vater thut, das thut auf gleiche Weise auch der Sohn. Denn gleichwie der Vater die Toten erwecket und lebendig macht, so macht der Sohn lebendig, welche er will; damit alle den Sohn ehren, wie sie den Vater ehren. Wahrlich, wahrlich, sag' ich euch, es kommt die Stunde, und sie ist schon da, daß die Toten die Stimme des Sohnes Gottes hören werden, und die sie hören, werden leben. Denn gleichwie der Vater das Leben in sich selbst hat, so hat er auch dem Sohne gegeben, das Leben in sich selbst zu haben."

(Joh. 5, 19. ff.) „Ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubt, der wird leben, wenn er auch gestorben ist.“ (Joh. 11, 28.) Wer sieht hier nicht, daß Jesus sich die Vollkommenheiten und Werke Gottes beilegt und der Gottheit nach dem Vater sich gleichstellt?

Die Juden erkannten dieses wohl, darum ärgerten sie sich an seinen Reden und waren sogar mehr als einmal im Begriff, ihn als einen Gotteslästerer zu steinigen. „Wir steinigen dich nicht eines guten Werkes wegen,“ sprachen sie zu ihm, „sondern um der Gotteslästerung willen, weil du dich zu Gott machst, da du ein Mensch bist.“ (Joh. 10, 33. Vgl. Joh, 18.) Wäre nun Jesus wirklich nicht Gott gewesen, so hätte er, um das Ärgernis zu heben, bestimmt und unumwunden erklären müssen, daß er nicht Gott, sondern bloß sein Gesandter oder Stellvertreter auf Erden sei; er hätte fortan in seinen Worten und Handlungen alles sorgfältig vermeiden müssen, was zu einem so verderblichen Irrtum auch nur im entferntesten Anlaß geben konnte. Jesus that aber gerade das Gegenteil. Er beteuerte nach wie vor, daß er zwar Mensch und Menschensohn, aber auch zugleich, daß er Gott und Gottessohn sei; er berief sich deshalb wie zuvor auf die Kraft, Wunder zu wirken, wodurch Gott der Vater selbst Zeugnis für die Wahrheit seiner Aussage ablege. „Thue ich,“ sprach er zu seinen Feinden, „die Werke meines Vaters nicht, so möget ihr mir nicht glauben, thue ich sie aber, so glaubet den Werken, wenn ihr mir nicht glauben wollet, damit ihr erkennet und glaubet, daß der Vater in mir ist, und ich in dem Vater.“ (Joh. 20, 37. 38.) Er beteuert ferner, daß man an ihn glauben müsse, um das ewige Leben zu haben, daß er dasselbe geben wird jedem, der an ihn glaubt. „Ich bin,“ setzt er hinzu, „das lebendige Brot, das vom Himmel herabgekommen ist, das der Welt das Leben giebt. Wer von diesem Brote isset, der wird leben in Ewigkeit . . . und ich werde ihn am jüngsten Tage auferwecken.“ (Joh. 6, 27. f.) Wem anders als Gott kommt es zu, eine solche Sprache zu führen, solche Verheißungen zu machen?

Wir sehen Jesus allenthalben als höchsten, unumschränkten Herrn auftreten und handeln. Er vergiebt nicht bloß die Sünden (Mark. 2, 5.), sondern erteilt auch seinen Aposteln die Gnade des hl. Geistes und mit ihr die Gewalt, Sünden nachzulassen. Daß aber die Gewalt, Sünden nachzulassen, eine Gott eigentümliche sei, und als solche auch von den Feinden Jesu angesehen wurde, erhellt aus dem Umstande, daß dieselben, als Jesus zu Gunsten des Gichtbrüchigen Gebrauch davon machte, in ihren Herzen dachten: „Er lästert Gott! Wer kann Sünden vergeben, als Gott allein?“

(Mark. 2, 7.) Dem Apostelfürsten Petrus giebt er die Schlüssel des Himmelreichs und die Versicherung, daß, was immer er auf Erden binden werde, auch im Himmel gebunden sein solle; und was immer er auf Erden lösen werde, auch im Himmel gelöst sein solle. (Matth. 16, 19.) Dem reumütigen Schächer verheißt Jesus das Paradies (Luk. 23, 43.), seinen Jüngern verspricht er, den hl. Geist zu senden (Joh. 16, 7.) und alles zu thun, „um was sie ihn selber oder den Vater in seinem Namen bitten werden." (Joh. 14, 13. 14.) Er giebt ihnen ferner die Gewalt, in seinem Namen die Teufel auszutreiben, die Kranken zu heilen und andere Wunder zu wirken. (Mark. 16, 17—18.) Der Blindgeborene, den er geheilt hatte, fiel vor ihm nieder und betete ihn an als den Sohn Gottes, und Jesus nimmt seine Huldigung an. (Joh. 9, 35—38.) Petrus bekennt von ihm feierlich, daß er „Christus, der Sohn des lebendigen Gottes" sei, und Jesus preiset denselben selig; denn, fügt er bei, „Fleisch und Blut hat dir dieses nicht geoffenbaret, sondern mein Vater, der im Himmel ist." (Matth. 16, 17.) Thomas spricht zu Jesus, dem Auferstandenen, voll des lebendigsten Glaubens: „Mein Herr und mein Gott!" (Joh. 20, 28.) Jesus mißbilligt dieses feierliche Bekenntnis seines Jüngers nicht, sondern spricht zu ihm: „Weil du mich gesehen hast, Thomas, hast du geglaubt; selig, die nicht sehen und doch glauben!" (Joh. 20, 29.) Wie hätte wohl Christus bestimmter und nachdrücklicher bezeugen sollen, daß er Sohn Gottes und wahrer Gott sei? (Wenn in den hl. Evangelien einige Stellen vorkommen, welche mit den obigen in scheinbarem Widerspruch stehen, so sind dieselben von der menschlichen Natur Christi zu verstehen, wie dies im folgenden Glaubensartikel wird nachgewiesen werden.)

2) **Christus bekräftigte sein Zeugnis sowohl durch die Heiligkeit seines Lebens, als durch Wunderthaten und Weissagungen.*** — Von der Heiligkeit des Lebens Jesu Christi wird später einläßlicher die Rede sein. Hier genüge die Bemerkung, daß Jesus selbst, um die Wahrheit seines Zeugnisses zu erhärten, sich auf die Unbeflecktheit und Tadellosigkeit seines Wandels berief. „Wer aus euch," spricht er zu den Pharisäern, seinen schalkhaften Feinden und böswilligen Beobachtern, „kann mich einer Sünde beschuldigen?" (Joh. 8, 46.) Die Pharisäer verstummten; keiner unterstand sich, auch nur den leisesten Tadel

* Indem wir zur Vervollständigung des Beweises von der Gottheit Christi die Ordnung des größern Katechismus befolgen, sind wir genötigt, vorzugreifen und hier schon die Thaten aus dem Leben Jesu anzuführen, welche nach der Ordnung des mittlern und kleinen Katechismus zum dritten Glaubensartikel gehören.

vorzubringen. Da fuhr Jesus fort: „Warum glaubt ihr mir (also) nicht, wenn ich euch die Wahrheit sage," wenn ich euch beteuere, daß ich Gott, daß ich von Gott ausgegangen bin? So makellos war der Wandel Jesu, daß er wagen durfte, solche Feinde auf eine so feierliche und tiefbeschämende Weise herauszufordern. Jesus beabsichtigte dadurch, seinen Feinden handgreiflich zu zeigen, wie grundlos ihr Unglaube sei, wie freventlich sie ihn für einen Menschen hielten, der verworfen genug wäre, sich fälschlich zum Gotte zu machen. Selbst Judas, sein Verräter, der drei Jahre im vertrautesten Verkehr mit ihm gelebt hatte, konnte nichts wider ihn aufbringen; voll Scham und Verzweiflung brachte er das Sündengeld, die dreißig Silberlinge, den Hohenpriestern und Ältesten zurück und sprach: „Ich habe gesündigt, daß ich unschuldiges Blut verraten habe." (Matth. 27, 4.) Und Pilatus, der heidnische Landpfleger, dem Jesus von seinen Feinden überantwortet wurde, sah sich nach sorgsamem Verhör und nach Abhörung aller Anklagen gedrungen, öffentlich und feierlich zu erklären: „Ich finde keine Schuld an ihm." (Joh, 19, 4.) „Ich bin unschuldig am Blute dieses Gerechten; sehet ihr zu!" (Matth. 27, 24.)

a) Wunder Christi.

Wenn wir an der Hand der hl. Evangelisten Jesum von Nazareth in seinem öffentlichen Leben begleiten, so sehen wir ihn viele außerordentliche Werke vollbringen, die nach dem Urteile eines jeden unbefangenen Beobachters alle natürlichen Kräfte weit übersteigen und folglich einer höhern, übernatürlichen, göttlichen Kraft zuzuschreiben sind. Desgleichen sind wir auch, bei seinem Tode und nach demselben, Zeugen von ebenso außerordentlichen Begebenheiten, die in nächster Beziehung zu ihm stehen. — Zu Kana in Galiläa verwandelte Jesus Wasser in Wein (Joh. 2.); in einer öden Gegend von Bethsaida speiste er bei fünftausend Mann mit fünf Broten und zwei Fischen (Matth. 14.); ein anderes Mal sättigte er viertausend Mann, die Weiber und Kinder nicht eingerechnet, mit sieben Broten und wenigen Fischlein (Matth. 15.); er wandelte auf dem galiläischen Meere (Matth. 14.), stillte Winde und Wellen mit einem Worte. (Matth. 8.) Jesus trieb wiederholt die Teufel aus den Besessenen (Matth. 8; Mark. 9.), gab den Tauben das Gehör, den Stummen die Sprache (Mark. 7.), den Blinden das Augenlicht (Joh. 9; Luk. 18.), den Lahmen den vollen Gebrauch der Glieder (Mark. 2. u. 3.); er heilte auch die verjährtesten Krankheiten und Gebrechen. (Joh. 5; Luk. 8.) „Das Gerücht von ihm ging aus in ganz Syrien, und sie brachten zu ihm alle, die sich übel befanden und mit allerlei Krankheiten und

Qualen behaftet waren, auch die vom Teufel Besessenen und die Mondsüchtigen und die Gichtbrüchigen, und er heilte sie" (Matth. 4, 25.); das Volk aber wunderte sich, „da sie sahen, daß Stumme redeten, Lahme wandelten und Blinde sehend wurden, und sie priesen den Gott Israels." (Matth. 15, 31.) Selbst dem Tode und dem Grabe entriß Jesus die Beute, indem er die Gestorbenen und bereits Begrabenen wieder zum Leben erweckte. So rief er den Sohn der Witwe zu Naim wieder ins Leben (Luk. 7.), so die Tochter des Vorstehers der Synagoge von Kapharnaum (Matth. 9.); und Lazarus kam auf seinen Ruf lebendig aus dem Grabe heraus, in welchem er schon vier Tage gelegen und in Verwesung übergegangen war. (Joh. 11.) Dieses sind nur wenige aus den vielen, ja fast unzähligen Wunderthaten, die Jesus im Verlaufe seines dreijährigen Lehramtes vollführt hat. — Zu den wunderbaren Ereignissen, welche beim Tode Jesu und nach demselben stattfanden, gehört die Trauer und Erschütterung der ganzen Natur, die Eröffnung der Gräber und die Erscheinung der Heiligen zu Jerusalem, ferner die Auferstehung Jesu selbst, der Verkehr des Auferstandenen mit seinen Jüngern und endlich seine glorreiche Himmelfahrt.

Diese Thatsachen geschahen nicht im Verborgenen, sondern öffentlich, nicht etwa bloß in Gegenwart der Jünger, sondern zumeist vor dem ganzen Volke, im Angesichte neidischer Feinde, die jeden Schritt und jede Bewegung des neuen Lehrers mit lauerndem Späherblick musterten. Sie waren überhaupt der Art, daß ganz Judäa und die umliegenden Länder davon Kenntnis haben und Zeugnis ablegen konnten. Daß sie sich gerade so zugetragen haben, wie die hl. Evangelien erzählen, verbürgt uns die Glaubwürdigkeit der letztern, welche, wie früher schon dargethan worden (S. 49 u. ff.), keinem vernünftigen Zweifel Raum läßt. — Wir fügen hier nur noch bei, daß selbst die geschwornen Feinde des Christentums, welche imstande waren, deren Wahrheit zu prüfen, Juden nämlich und Heiden, dieselben weder leugneten noch bezweifelten. Wiewohl den Pharisäern und Schriftgelehrten sehr viel daran gelegen war, die wunderbaren Thaten Jesu in Abrede zu stellen oder dieselben für leeres Blendwerk auszugeben, wie dies besonders aus dem gerichtlichen Verhör bei der Heilung des Blindgebornen ersichtlich ist: so unterstanden sie sich doch nicht, solches zu thun. Es blieb ihnen nur die erbärmliche Ausflucht, jene außerordentlichen Werke Jesu dem Verkehr desselben mit dem Höllengeiste, d. h. der Zauberei oder gar dem Höllengeiste selbst zuzuschreiben. Und als desungeachtet das Volk scharenweise Jesu folgte und ihn für einen Propheten und Gesandten Gottes hielt, faßten sie den ruchlosen Entschluß, den lästigen Nebenbuhler gewaltsam aus dem

Wege zu räumen. „Dieser Mensch," sprachen sie, „wirkt viele Wunder. Wenn wir ihn so lassen, werden alle an ihn glauben. Sie beschlossen also von diesem Tage an, ihn zu töten." (Joh. 11, 47. 53.) Auch im Talmud, einem Religionsbuche, das bei den Juden nächst der hl. Schrift das größte Ansehen hat und nicht lange nach der Zerstörung von Jerusalem verfaßt wurde, sind die Wunder und Zeichen Jesu als bewährte Thatsachen erwähnt, dabei aber wird behauptet, Jesus habe dieselben durch ein ihm allein bekanntes, geheimnisvolles Aussprechen des Namens „Jehovah" gewirkt. Ebenso gestanden die Heiden selbst späterer Zeiten, unter andern Celsus, Porphyrius und Julian der Abtrünnige in den Schriften, die sie zur Bekämpfung des Christentums verfaßten, die geschichtliche Wahrheit besagter Thatsachen ein, suchten aber gleich den Pharisäern in der Zauberkraft des Urhebers derselben einen Erklärungsgrund. — Daß indessen sehr viele erkannten, die Werke Jesu seien Gotteswerke, beweist der Umstand, daß Millionen das Christentum annahmen und Millionen ihr Blut für dasselbe verspritzten. Und man wende nicht ein, es seien dieses lauter schlichte, ungebildete Leute gewesen, die ohne gehörige Prüfung Christen geworden seien. Es befanden sich unter den Bekennern des christlichen Glaubens schon in den ersten Zeiten Männer von ausgezeichneter Bildung und vom höchsten Range: so der Prokonsul Sergius Paulus, der Konsul Flavius Klemens, Verwandter des Kaisers Domitian, Acilius Glabrio, der ebenfalls Konsul gewesen; ferner berühmte Philosophen und Gelehrte, darunter Dionysius der Areopagit, Aristides, Athenagoras, Justinus u. a. Selbst unter den Juden gab es ausgezeichnete Männer, welche auf die besprochenen Wunderthaten hin an Christus glaubten, wie Nicodemus, ein „Oberster der Juden" (Joh. 3, 1.), Jairus, ein Vorsteher der Synagoge (Luk. 8, 41.), und „eine große Menge von (jüdischen) Priestern." (Apgsch. 6, 7.) Diese waren doch wohl imstande, die Wunderthaten Christi genau zu prüfen.

Wer nun immer auch heutzutage noch die Natur dieser wunderbaren Thatsachen und die Art und Weise, wie dieselben geschahen, redlich untersucht, der wird sicher zur Einsicht gelangen, daß dieselben von einer übernatürlichen, göttlichen Kraft herrührten. Unerhört und nie gesehen ist es, daß jemand durch menschliche Kraft und natürliche Mittel so Erstaunliches wie Jesus wirkte oder auch nur zu wirken versuchte. Oder wem kam es je in den Sinn, fünftausend Menschen mit fünf Broten und zwei Fischen zu speisen? Wer hielt es für möglich, einem Blindgebornen das Augenlicht zu schenken? Wer versuchte oder gedachte je, einen

Toten, der bereits in Verwesung übergegangen war, wieder zum Leben zu erwecken? Solche Werke hat nie ein gesunder, unbefangener Menschengeist im Ernste für Wirkungen menschlicher Kunst und natürlicher (d. h. in der sichtbaren Natur liegender) Kräfte angesehen. Die Erfahrung, welche nach sechs Jahrtausenden noch keinen derartigen Fall aufzuweisen hat, spricht allzu laut und allzu feierlich dagegen. — Und in der That sehen wir auch bei den Wunderwerken Jesu keine Spur von menschlicher Kunst und natürlichen Hilfsmitteln, keine Spur von zweckdienlicher Vorkehrung oder vorläufiger Behandlung. Jesus vollbringt sie zu jeder Stunde, in jedem beliebigen Augenblicke, an jedem beliebigen Orte; seine Kraft erstreckt sich über lebende und leblose Gegenstände jeglicher Art. Er wirkte in der Nähe und in der Ferne und immer mit derselben Schnelligkeit, immer mit demselben Erfolg, immer ohne irgend eine Anstrengung oder kunstgemäße Vorbereitung. Er will, er spricht nur ein Wort, und die Natur gehorcht. Weil er will, verwandelt sich das Wasser unter den Händen der Diener in den trefflichsten Wein, vermehrt sich das Brot unter den Händen der Jünger dermaßen, daß, nachdem fünf Tausende gesättigt sind, noch zwölf Körbe voll Überbleibsel eingesammelt werden. Zu den brausenden Winden und dem tobenden Meere spricht er: „Schweig, verstumme! und der Wind legte sich, und es ward eine große Stille." (Mark. 4, 39.) Zum Aussätzigen spricht er: „Ich will, sei gereinigt! Und sogleich ward er gereinigt von seinem Aussatze" (Matth. 8, 3.); zum Königlein, der ihn bat, seinen sterbenden Sohn zu heilen, sagt er: „Geh hin, dein Sohn lebt!" (Joh. 4, 50.); zu den Toten: „Ich sage dir, steh auf!" oder „Komm heraus!" und die Toten stehen von der Bahre auf oder kommen aus dem Grabe hervor. Gefiel es ihm hie und da, sich eines Gegenstandes nach Art eines natürlichen Mittels zu bedienen, so fiel seine Wahl auf irgend etwas, das zur Erreichung des beabsichtigten Zweckes natürlicher Weise vielmehr hinderlich als förderlich war; wie bei der Heilung des Blindgebornen, dessen Augenlider er mit Kot bestrich, um ihn sehend zu machen, und bei der des Taubstummen, dem er „seine Finger in die Ohren steckte," damit er hörend werde. Wandte er bei andern Heilungen die Händeauflegung an, so war dieses nichts anderes, als eine bei den Juden von jeher gebräuchliche Art zu segnen; weswegen er auch den kleinen Kindern, die er segnen wollte, die Hände aufzulegen pflegte. (Matth. 15, 25.)

Es liegt also offen am Tage, daß die außerordentlichen Thaten und Begebenheiten, von denen bisher die Rede war, nur Gott zum Urheber haben können. Sie sind wahre Wunder; denn „Wunder sind außerordentliche Werke, welche nicht durch natürliche

Kräfte, sondern nur durch Gottes Allmacht (durch seine Schöpferkraft, sein unmittelbares Eingreifen oder Einwirken) vollbracht werden können." Nur Gott ist der Herr über Leben und Tod, über Gesundheit und Krankheit, über Luft, Wasser und alle Elemente, über die ganze sichtbare und unsichtbare Natur. Ihm allein kommt daher die Macht zu, Tote zum Leben zu erwecken, unheilbare Kranke in einem Augenblicke gesund zu machen, Stürme zu beschwichtigen u. s. w. „Er allein thut große Wunder." (Ps. 135, 4.) Der Mensch vermag dieses nicht, oder er vermag es nur infolge der Macht, die Gott der Herr ihm durch besondere Gnade verleiht. Ohne diese ist der Mensch auf die Verwendung der Kräfte angewiesen, die ihm angeboren sind, oder welche in der ihn umgebenden Natur liegen. Auch die Engel, die seligen sowohl, als die gefallenen, ob sie gleich von Natur eine weit höhere Kraft besitzen, als der Mensch, hangen doch im Gebrauche derselben, und namentlich in ihren Einwirkungen auf den Menschen und die Welt, ganz und gar von Gott ab. Die guten Engel können nur Wunder wirken als Diener der göttlichen Allmacht, und die bösen vermögen höchstens nur Scheinwunder zu wirken, die Gott aber nie zulassen wird, ohne daß sie als dämonische Täuschungen erkennbar wären. Der Allerhöchste allein greift in den Gang der sichtbaren Natur, in das Walten ihrer Gesetze ein, wann und wie er will; bei ihm steht es, die Wirkungen derselben zu beschränken, zu steigern oder völlig aufzuheben. Ebenso steht es ihm frei, durch seine Machtvollkommenheit zu bewirken, was die Kräfte der sichtbaren und unsichtbaren Natur übersteigt; und dieses thut er auch in einzelnen Fällen, um augenfällig darzuthun, daß diese oder jene außerordentliche Wirkung, welche wir „Wunder" nennen, unmittelbar von ihm ausgeht.

Wie beweisen diese Wunder die Gottheit Christi?

„Sie beweisen, 1) daß die Aussage Christi, er sei Gottes Sohn, wahr ist, da Gott unmöglich eine Lüge durch Wunder bekräftigen kann."

Als Gott dem Moses im brennenden Dornbusche erschien und ihm den Befehl gab, den Ältesten Israels zu verkündigen, daß Gott der Herr ihm erschienen sei und beschlossen habe, sein Volk wegzuführen aus dem Elende Ägyptens, so antwortete dieser: „Sie werden mir nicht glauben, sondern sagen: der Herr ist dir nicht erschienen." Da verlieh Gott dem Moses die Kraft, Wunder zu wirken; „und dieser that Wunderzeichen vor dem Volke, und das Volk glaubte." (2. Mos. 4.) Und als Jesus in der Fülle der Zeit vom Himmel herabstieg, den Juden seine göttliche Lehre

verkündete und feierlich aussagte, er sei von Gott gesandt und Gottes Sohn, so sprachen dieselben: „Was für Wunderzeichen wirkest du denn, daß wir's sehen und dir glauben?" Moses hat unsern Vätern Brot vom Himmel zu essen gegeben, und du, „was wirkest du?" (Joh. 6, 30. 31.) Wunder sind also Zeichen, wodurch Gott diejenigen, welchen er eine außerordentliche Sendung erteilt, zu beglaubigen pflegt. Tritt irgend ein Mensch auf und spricht: Zum Zeichen, daß ich von Gott gesandt bin und die Wahrheit lehre, soll dieser Blindgeborne sehend werden, oder dieser Tote wieder zum Leben erstehen, und geschieht es seinem Worte gemäß, so ist seine Lehre als wahr erwiesen, seine außerordentliche Sendung unterliegt keinem Zweifel mehr. Denn da Gott es eigentlich ist, der Wunder wirket, Gott aber als die ewige, wesentliche Wahrheit unmöglich der Lüge Zeugnis geben kann, so ist das geschehene Wunder (sofern es ein wahres, kein Scheinwunder ist) ein unumstößlicher Beweis von der Wahrheit der Aussage, zu deren Bekräftigung es gewirkt wurde. — So hat nun Jesus gethan; er hat hauptsächlich deshalb Wunder gewirkt, um seine Lehre zu bekräftigen und sich bei den Menschen als Messias, als Gesandten und Sohn Gottes auszuweisen und zu beglaubigen. An zwanzig verschiedenen Stellen des Evangeliums macht er die Zuhörer auf seine Wunder, als auf einen Beweis seiner göttlichen Abkunft, Lehre und Sendung, aufmerksam. „Die Werke," spricht er, „die mir der Vater gegeben hat, daß ich sie vollbringe, zeugen von mir, daß mich der Vater gesandt hat." (Joh. 5, 36.) Und ein anderes Mal: „Wenn ihr mir (meinen Worten) nicht glauben wollet, so glaubet meinen Werken, damit ihr erkennet und glaubet, daß der Vater in mir ist, und ich in dem Vater." (Joh. 10, 38.) Und wiederum als zwei Jünger, von Johannes dem Täufer abgesandt, zu ihm kamen, um zu fragen, ob er der verheißene Messias sei, gab er ihnen zur Antwort: „Gehet hin und verkündet dem Johannes, was ihr gesehen und gehört habt: Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige werden gereinigt, Taube hören, Tote stehen auf." (Matth. 11, 3.) Bevor Jesus den Lazarus von den Toten erweckte, erklärte er laut und feierlich, daß es geschehe, „damit der Sohn Gottes verherrlicht werde," und das Volk glaube, daß er von Gott dem Vater gesandt sei. (Joh. 11, 4. 42.)*

* Weil Christus hauptsächlich darum Wunder wirkte, damit man an ihn glaube, so forderte er auch allererst Glaubenswilligkeit von jenen, die ein Wunder von ihm verlangten. Wo diese mangelte, wirkte er keine, wie bei Herodes, oder, wie in seiner Heimat, nur wenige, weil sie da fruchtlos gewesen wären. Darum heißt es bei Mark. 6, 5. 7.: „Und er konnte daselbst keine Wunder thun, außer daß er wenigen Kranken die Hände

Die Wunder Jesu und seine Berufung auf dieselben blieben auch nicht ohne Erfolg. Alle, die nicht verstockten Herzens waren, gaben der Kraft dieses Beweises nach. Deshalb sprachen sie bei der Auferweckung des Jünglings von Naim: „Ein großer Prophet ist unter uns aufgestanden, und Gott hat sein Volk heimgesucht." (Luk. 7, 16.) Deshalb zog ihm das Volk von Jerusalem gläubig entgegen, geleitete ihn im Triumph in die Stadt und rief: „Hosanna! Gebenedeit sei, der da kommt im Namen des Herrn, der König Israels!" (Joh. 12, 13.) Ohne Zweifel dachten und sprachen viele, die Zeugen der Wunder Jesu gewesen waren, wie Nikodemus, ein Mitglied des jüdischen Hohenrates: „Meister, wir wissen, daß du ein Lehrer bist, der von Gott gekommen ist; denn niemand kann die Wunder wirken, welche du wirkest, wenn nicht Gott mit ihm ist." (Joh. 3, 2.) Ist aber Jesus ein Lehrer, der von Gott gekommen ist, so ist er auch Gottes Sohn, weil er eben dieses wiederholt und ausdrücklich gelehrt hat.

2) „Diese Wunder beweisen, daß Christus göttliche Macht besitzt, indem er aus eigener Kraft Wunder wirkte."

Die Propheten, die Apostel und alle Heiligen, die Wunder wirkten, bekannten selbst, daß sie dieses nicht in ihrem Namen, nicht aus eigener Kraft, sondern im Namen und durch die Kraft Gottes thaten, daß Gott ihnen die Macht dazu verliehen habe. Darum riefen Elias und Elisäus, wie der hl. Athanasius bemerkt (Rede 4. gegen die Arianer), Gott an, daß er ihnen die Toten erwecken möge; darum flehte Elias zum Herrn, bevor er zur Beschämung der Baalspriester das Feuer vom Himmel auf den Opferaltar herabrief: „Herr, Gott! zeige heute, daß du der Gott Israels bist, und ich dein Knecht bin. Erhöre mich, Herr, erhöre mich, damit dieses Volk erkenne, daß du, Herr! Gott bist." (3. Kön. 18, 36. 37.) Darum sprach Samuel zur Zeit der Weizenernte zum Volke Israel: „Nun bleibet und schauet das große Wunder, das Gott thun wird, vor euren Augen. Ich will zum Herrn rufen, und er wird euch Donner und Regen geben. Und Samuel rief zu dem Herrn, und der Herr gab Donner und Regen an demselben Tage." (1. Kön. 12, 16—18.) Aus demselben Grunde sagt auch der hl. Petrus zum Lahmgebornen: „Im

---

auflegte und sie heilte." An Wundermacht gebrach es Jesu nie und nirgends, aber den Menschen ging der gute Wille ab, die Wunder zu ihrem Heile zu benutzen, wie es seine Absicht war. Daß aber der Glaube des Kranken nicht eine Bedingung war, von der seine Wunderkraft abhing, beweist schon der Umstand, daß ihm der Glaube desjenigen genügte, der für den Kranken die Heilung begehrte (Matth. 8, 13; 15, 28.), und daß er nicht nur Kranke heilte, sondern auch Tote erweckte, die des Glaubens unfähig waren.

Namen Jesu Christi des Nazareners, steh auf und wandle!" — Jesus hingegen tritt überall in eigenem Namen und mit eigener Machtvollkommenheit als Wunderthäter auf. „Ich will, sei gereinigt!" spricht er zum Aussätzigen (Luk. 5, 13.); „steh auf, nimm dein Bett und geh!" zum Gichtbrüchigen (Mark. 2, 11.); „ich will kommen und ihn (den Knecht) gesund machen" zum Hauptmann von Kapharnaum (Matth. 8, 7.); zum Jünglinge, der tot auf der Bahre lag: „Ich sage dir, steh auf!" (Luk. 7, 14.) Allerdings schreibt er seinem Vater im Himmel die Wunder zu, allein ebensowohl sich selber, indem er spricht: „Alles, was der Vater thut, das thut auf gleiche Weise der Sohn; denn gleich wie der Vater Tote erweckt und lebendig macht, so macht auch der Sohn lebendig, welche er will." (Joh. 5, 19. 21.) Nirgendwo schließt er sich selbst aus, er beteuert vielmehr, daß sein und seines Vaters Wirken ein und dasselbe unzertrennliche Wirken sei. — Dazu kommt noch, daß er nicht nur selbst Wunder wirkt, sondern auch seinen Aposteln den Auftrag und die Macht erteilt, in seinem Namen solche zu wirken. (Mark. 16, 17. 18.) Mit den Worten: „Heilet die Kranken, erwecket die Toten, reiniget die Aussätzigen, treibet die Teufel aus" (Matth. 10, 8.) verleiht er ihnen eine Macht, welche Gott allein zusteht, die Macht über die sichtbare und unsichtbare Natur. Und diese Macht haben im Namen Jesu und im Glauben an seine Gottheit nicht nur die Apostel, sondern Tausende nach ihnen in der hl. Kirche ausgeübt. Ist dieses nicht ein unumstößlicher Beweis, daß Jesus Christus wahrer Gott ist?

b) Weissagungen Christi.

Wie bestätigte Jesus die Lehre von seiner Gottheit durch Weissagungen?

„Dadurch, daß er viele Dinge vorhersagte, die nur Gott wissen konnte: den Verrat des Judas und die Verleugnung des Petrus, die Art seines Todes, seine Auferstehung, Himmelfahrt u. a. m."

Wenn Jesus Weissagungen gemacht hat, welche durch das allergenaueste Eintreffen des Vorhergesagten sich als echt erwiesen haben, so gehören dieselben unstreitig zu den außerordentlichen Werken oder Zeichen, woraus die Menschen entnehmen konnten und noch immerfort entnehmen können, daß die Lehre Jesu eine göttliche, und Jesus wirklich, wie er von sich selbst ausgesagt oder gelehrt hat, Gottes Sohn sei. Denn nur dem allsehenden Auge Gottes liegt die Zukunft wie die Gegenwart offen; das Geschöpf, auch das rein geistige, vermag nur in einzelnen Fällen etwas Zukünftiges mit mehr oder minder Sicherheit und Bestimmtheit zu

erraten, zu ahnen oder zu vermuten. Wie demnach die Wunderthaten Jesu nur durch göttliche Allmacht vollführt werden konnten, so konnten auch seine Weissagungen, in der Voraussetzung, daß solche von ihm ausgegangen sind, nur vermöge göttlicher Allwissenheit gemacht werden. Diese wie jene müssen deshalb als wahre Wunder und somit als unumstößliche Beweise seiner Gottheit angesehen werden. — Nun aber ist es unleugbar, daß Jesus wirklich verschiedene zukünftige Dinge, die weit über alle menschliche Berechnung oder Vermutung hinauslagen, mit der größten Sicherheit und Bestimmtheit vorhergesagt hat, und daß diese Vorhersagungen nach allen, auch den unbedeutendsten Umständen in Erfüllung gingen. Jesus weissagte beim letzten Abendmahle, daß Judas ihn verraten, daß Petrus, der hochherzige Bekenner seiner Gottheit, ihn vor dem zweiten Hahnenruf dreimal verleugnen werde. Judas, sein Tischgenosse, ward wirklich zum Verräter, und Petrus that, wie Jesus vorhergesagt hatte. Wer konnte das menschlicher Weise auch nur im entferntesten vermuten, was Petrus selbst damals mehr verabscheute, als den Tod? (Matth. 26, 34. 35.) Schon früher hatte Jesus zu seinen Jüngern gesprochen: „Sieh, wir ziehen hinauf nach Jerusalem, und der Menschensohn wird den Hohenpriestern und Schriftgelehrten überliefert werden, und sie werden ihn zum Tode verurteilen. Sie werden ihn den Heiden ausliefern, daß sie ihn verspotten, geißeln und kreuzigen, und am dritten Tage wird er wieder auferstehen." (Matth. 20, 18. 19.) Aber alles dieses war nach menschlicher Berechnung so wenig wahrscheinlich, daß die Jünger seine Weissagung nicht einmal verstanden: „Sie aber verstanden nichts von allen diesen Dingen." (Luk. 18, 34.) Es geschah jedoch, wie Jesus vorhergesagt hatte. Selbst das traf ein, was einzig und allein vom unerforschlichen Willen und Ratschlusse Gottes abhing, und was mehr als alles andere jede menschliche Voraussicht, Mutmaßung oder Ahnung überstieg: Jesus erstand am dritten Tage von den Toten. In gleicher Weise ward auch die Weissagung Jesu von seiner Rückkehr zum Vater und von der Sendung des hl. Geistes (Joh. 16.) erfüllt. Wäre aber Jesus nicht Gott gewesen, wie konnte er seine eigene Himmelfahrt und namentlich die Ausgießung des hl. Geistes in seinem Namen so zuversichtlich vorhersagen, zumal da diese wundervollen Thatsachen lediglich in Gottes Hand lagen, einzig von Gottes freiem Willen abhingen? Und wie hätte Gott, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu geraten, der Lehre eines Menschen, der sich fälschlich für Gott ausgab, dadurch Vorschub leisten können, daß er sich herabließ, durch die erstaunlichsten Wunder seiner Allmacht alles haarklein zu erfüllen, was jener vermessen vorherzusagen sich erkühnt hatte?

Wer könnte einem solchen Gedanken Raum geben, ohne sich der schwersten Gotteslästerung schuldig zu machen? Aus den Weissagungen Christi und ihrer Erfüllung geht also sonnenklar hervor, daß Jesus Christus nicht bloß ein gotterleuchteter Lehrer, sondern daß er Gott selbst ist, wie er es aussagte.

Hat Jesus Christus auch Weissagungen hinterlassen, deren Erfüllung noch heutzutage vor unsern Augen fortdauert?

„Ja, solche sind, 1) daß das Evangelium in der ganzen Welt gepredigt, 2) daß die Kirche von der Macht der Hölle nicht überwältigt werden, 3) daß vom Tempel zu Jerusalem kein Stein auf dem andern bleiben soll."

1) Schon vor seiner glorreichen Auferstehung sagte Jesus: „Es wird dieses Evangelium vom Reiche in der ganzen Welt allen Völkern gepredigt werden." (Matth. 24, 14.) Auch daß die Predigt seines Evangeliums Anklang finden, sein Reich sich weitumher verbreiten werde, weissagte er damals schon mit Bestimmtheit, indem er dasselbe mit einem Senfkörnlein verglich, „welches zwar das kleinste unter allen Samenkörnern ist, das aber, wenn es gewachsen, das größte unter allen Kräutern ist und zu einem Baume wird, so daß die Vögel des Himmels kommen und in seinen Zweigen wohnen." (Matth. 13, 31.) Wer sich erinnert an den damaligen Zustand der Welt, an die Lehre Christi, die mit den Grundsätzen und Sitten derselben im schroffsten Widerspruche stand, an die Verdächtigungen und Verfolgungen, wodurch selbst die Priester und Ausleger des Mosaischen Gesetzes die Ausbreitung derselben hinderten: so darf man wohl behaupten, daß diese Weissagung Jesu eine der kühnsten, und die Erfüllung derselben nach menschlichem Ermessen durchaus unwahrscheinlich war. Selbst nach der Auferstehung, wo Jesus dieselbe wiederholte, indem er zu seinen Aposteln sprach: „Ihr werdet meine Zeugen sein in Jerusalem und in ganz Judäa und in Samaria und bis an die Grenzen der Erde" (Apgsch. 1, 8.), selbst damals war es für jeden, der da von der göttlichen Kraft absah, womit die Apostel ausgerüstet worden waren, schlechterdings unmöglich, das Eintreffen derselben auch nur zu ahnen, geschweige denn vorauszusehen. Es war gar nicht denkbar, daß zwölf arme, ungebildete Fischer imstande sein werden, die dichten Finsternisse des Irrtums, welche den Erdkreis bedeckten, zu zerstreuen, den viertausendjährigen Thron der Leidenschaften umzustürzen, die Greuel des Götzendienstes trotz des hartnäckigsten Widerstandes menschlicher und höllischer Mächte zu verbannen, durch eine Glaubenslehre voll unergründlicher Geheimnisse und durch eine Sittenlehre voll

Heiligkeit und Strenge die ganze grundverdorbene Welt in eine christliche umzuwandeln. Die Erfüllung dieser Prophezeiung ließ indessen nicht lange auf sich warten. Unter schweren und blutigen Kämpfen, welche uns die Geschichte überliefert, ging die wunderbare Umwandlung allmählich vor sich, geht auch jetzt noch vor sich in den entferntesten Weltgegenden, in Ländern, deren manche erst dann zu unserer Kenntnis kamen, als das Evangelium des Reiches Christi in denselben verkündet, und ihre wilden Bewohner zu Menschen und Christen gemacht wurden. Während die Lehren der größten Weltweisen kaum über die Grenzen ihres Landes hinaus und selbst in diesem engen Kreise nur wenigen und bloß dem toten Buchstaben nach durch Bücher und Schriften bekannt wurden, drang und dringt jetzt noch die Lehre Jesu, des Zimmermannssohnes von Nazareth, bis an die Grenzen der Erde, wird überall nicht etwa bloß gelesen oder zum Lesen dargeboten, sondern mit alles aufopfernder Liebe gepredigt und von Reichen und Armen, von Vornehmen und Niedern, von Gebildeten und Ungebildeten mit hl. Begeisterung angenommen.

2) Die zweite Weissagung Jesu, von deren fortdauernder Erfüllung wir Zeugen sind, ist die, daß die Kirche von der Macht der Hölle nicht werde überwältigt werden. Es liegt dieselbe klar in den Worten Christi (bei Matth. 16, 18.): „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten (d. h. die Mächte) der Hölle werden sie nicht überwältigen.“ An Kämpfen fehlte es der Kirche Christi nicht, aber auch nicht an Siegen; an Kämpfen fehlt es ihr auch in unserer Zeit nicht, und so sicher als Jesus, ihr Stifter, Gott ist, wird es ihr auch in unsern Tagen nicht am Siege fehlen. Das Heidentum mit all seinen Lockungen und Martern, die Irrlehre mit all ihrer Arglist und Hartnäckigkeit, die Barbarei mit all ihren Schrecken und Grausamkeiten vermochten den Fels nicht zu erschüttern, worauf die Kirche ruht. Sie allein hat noch niemals gewankt, sie wankt auch heute nicht bei den bald offenen, bald verdeckten Angriffen der irdischen und höllischen Mächte. An ihr werden die brandenden Wogen des stolzen Unglaubens, der maßlosen Selbstsucht, der wild ausschweifenden Genußsucht unserer Zeit zerschellen; auf diesen hl. Berg wird sich flüchten, wer immer der Sündflut entrinnen will.

3) Der noch heute gänzlich zerstörte jüdische Tempel von Jerusalem legt gleichfalls ein fortwährendes Zeugnis ab von der Echtheit der Weissagung Jesu bei Markus (13, 1—2.), woselbst er einem Jünger, der mit Bewunderung von dem Tempel sagte: „Sieh doch, Meister, welche Steine, welche Gebäude!“ die bedeu-

tungsvolle Antwort giebt: „Siehst du all diese großen Gebäude? Es wird kein Stein auf dem andern gelassen, der nicht abgebrochen wird.“ Die Geschichte stellt uns die erschreckliche, von Christus vorhergesagte Zerstörung der gottesmörderischen Stadt Jerusalem und des Tempels, welche schon oben (S. 412.) erwähnt worden und umständlicher in der Religionsgeschichte (§. 31.) angeführt wird, mit den lebhaftesten Zügen vor Augen. Umsonst gab später Kaiser Julian der Abtrünnige dem jüdischen Volke die Erlaubnis, den Tempel wieder aufzubauen. Was dieser ruchlose Fürst in der frevelhaften Absicht that, die Weissagung Jesu zu schanden zu machen, das sollte nur die Veranlassung zur buchstäblichen Erfüllung derselben sein. Beim wiederholten Versuche des Neubaues wurden die Grundsteine des alten Tempels, die bisher noch aufeinander gelegen hatten, durch ein wunderbares Erdbeben aus den Tiefen, worin sie lagen, hinausgeschleudert, so daß keiner mehr auf dem andern blieb[91]; ein treffendes Bild jenes Volkes, welches den Eckstein, der da ist Christus, verwarf und nun zur Strafe ohne feste Heimat auf dem Erdboden verworfen und zerstreut liegt.

Die eben besprochenen drei Weissagungen, die wir noch immer in Erfüllung gehen sehen, haben aus dem Grunde noch besondere Wichtigkeit, weil sie den, wiewohl nichtigen, doch eben nicht unerhörten Einwurf unmöglich machen: die Prophezeiungen seien Jesu erst nach den Thatsachen, worauf sie sich beziehen, von den spätern Verfassern der Evangelien in den Mund gelegt worden. Denn da die Evangelien nicht von heute sind, diese Thatsachen aber auch heute noch statthaben, so ist es unleugbar, daß die Weissagungen dem Geweissagten vorausgehen, daß sie folglich wahre, nicht unterschobene, nach der That angefertigte Weissagungen sind.

Wie hat Jesus die Lehre von seiner Gottheit mit dem Tode besiegelt?

„Er hat sie mit seinem Tode besiegelt, indem er vor Gericht, bei dem lebendigen Gott beschworen, ein feierliches Bekenntnis ablegte, daß er „„Christus, der Sohn Gottes sei, zur Rechten der Kraft Gottes sitzen und auf den Wolken des Himmels kommen werde;““ und auf dieses Bekenntnis hin den Tod litt.“

Nicht bloß vor seinen Jüngern und vor dem ganzen Volke, sondern auch im hohen Rate, dem es von Rechtswegen zustand, nach der Sendung des neuen Lehrers zu fragen, beschwor Jesus feierlich, daß er der Sohn Gottes sei. Denn als ihn der Hohepriester Kaiphas amtlich vernahm und sprach: „Ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott, daß du uns sagest, ob du Christus der Sohn Gottes bist,“ so antwortete Jesus: „Du hast es gesagt,“ d. h. es ist, wie du gesagt hast: „Ich bin es.“ (Mark. 14, 62.)

„Ich sage euch aber: Von nun an werdet ihr den Menschensohn zur Rechten der Kraft Gottes sitzen und auf den Wolken des Himmels kommen sehen.“ (Matth. 26, 63—64.) Nun riefen alle: „Du bist also der Sohn Gottes?“ und Jesus wiederholte die beschworene Aussage und sprach: „Ihr saget es,“ d. h. ich bin es, wie ihr es saget. (Luk. 22, 70.) „Da zerriß der Hohepriester seine Kleider und sprach: Er hat Gott gelästert! Was haben wir noch Zeugen nötig? Sieh, nun habt ihr die Lästerung gehört. Was dünket euch? Sie aber antworteten und sprachen: Er ist des Todes schuldig!“ (Matth. 26, 65—67.) Jesus aber brachte kein Wort vor, um die schwere Anklage der Gotteslästerung und das gegen ihn ausgesprochene Todesurteil durch nähere Erklärung oder durch Widerruf des Ausgesagten von sich abzuwenden. Als ihn hierauf der Hoherat dem Landpfleger Pilatus überlieferte, und dieser nach Jesu Vergehen sich erkundigte, gaben die anwesenden Hohenpriester und Schriftgelehrten zur Antwort: „Wir haben ein Gesetz, und nach dem Gesetze muß er sterben; denn er hat sich selbst zum Sohne Gottes gemacht.“ (Joh. 19, 7.) Allein auch in diesem Augenblicke ließ sich Jesus weder zu einer Erklärung, noch zu einem Widerrufe herbei; er schwieg still, bekannte durch sein Stillschweigen laut seine Gottheit und besiegelte dieses sein Bekenntnis mit seinem Blute.

Wenn irgend ein Mensch vor Gericht sich fälschlich für Gott ausgäbe und darum als Gotteslästerer zum Tode verdammt würde, und wenn derselbe nichts desto weniger auf seiner Aussage beharrte, ohne sie irgendwie zu erklären; müßten wir ihn nicht entweder für einen Wahnsinnigen, oder aber für den verstocktesten Bösewicht halten? Welch größere Verunehrung, welch frevelhaftern Schimpf könnten wir also Jesu anthun, als da wäre, seiner eidlichen Beteuerung, daß er Gott sei, keinen Glauben beizumessen? Für wen müßten wir ihn dann halten? Der Mund darf es nicht aussprechen. In welchen Widerspruch mit sich selber geraten demnach alle, welche die Gottheit Jesu leugnen und ihn dennoch den Weisen von Nazareth, den wahren Menschenfreund, das Muster aller Tugend und Heiligkeit nennen! Und wie ließe sich das zusammenreimen mit dem, was bei und nach dem Tode Jesu sich ereignete? Während Jesus am Kreuze hing, „entstand Finsternis über die ganze Erde von der sechsten bis zur neunten Stunde.“ (Matth. 27, 45.)* Und als der Gekreuzigte das Haupt geneigt

* Diese Finsternis, welche so lange dauerte, als Jesus am Kreuze hing, war keineswegs nach den gewöhnlichen Naturgesetzen entstanden; sie war ganz außerordentlich, ein wahres Wunder. Dieselbe geschah zur Zeit des Vollmondes, wo der Mond, der Sonne gegenüberstehend, nicht zwischen die Sonne

und seinen Geist aufgegeben hatte: „Sieh, da riß der Vorhang des Tempels in zwei Stücke von oben bis unten; die Erde bebte und die Felsen spalteten sich; die Gräber öffneten sich und viele Leichname der entschlafenen Heiligen wurden auferweckt. Und sie gingen hervor aus ihren Gräbern, kamen in die hl. Stadt und erschienen vielen." (Matth. 27, 51—53.) Am dritten Tage erstand Jesus selbst, verließ das verschlossene und versiegelte Grab und erschien fortan vierzig Tage lang öfters seinen Jüngern im verherrlichten Leibe, bis er vor ihren Augen siegreich in den Himmel auffuhr. Und alle diese erstaunlichen Wunder und Zeichen sollte Gott (wir sprechen es nur mit Widerstreben und Entsetzen aus) unverkennbar zu Gunsten und zur Verherrlichung eines Wahnsinnigen oder eines vermessenen Gotteslästerers gewirkt haben!! Der heidnische Hauptmann, welcher den Gekreuzigten bewachte und von dem Erdbeben und von allem, was sonst geschehen, Zeuge gewesen war, rief laut: „Wahrlich, Sohn Gottes war dieser!" Es gereicht unserer Zeit gewiß zu nicht geringer Schande, daß es solche giebt, die sich Christen nennen und dennoch ungläubiger sind, als dieser Heide es war. Was werden solche Namenchristen dereinst zur Entschuldigung ihres Unglaubens vorbringen? Etwa, daß sie nicht wie jener Hauptmann die Wunder sahen, welche beim Tode Christi stattfanden? Aber ist ihnen die Wahrheit derselben nicht hinreichend im Evangelium verbürgt? Sehen sie nicht überdies mit eigenen Augen das größte aller Wunder, daß die heidnische Welt zum wahren Gott bekehrt, der Wahn des Götzendienstes besiegt ist; daß Jesus, der Gekreuzigte, auf dem ganzen Erdkreise erkannt, geliebt und angebetet wird? Achtzehn Jahrhunderte sind bereits verflossen, seit Jesus diese Welt verließ, und noch immer lebt er, geliebt und angebetet in den Herzen seiner Getreuen ohne Zahl! Welche andere Liebe mag wohl mit dieser verglichen werden, mit einer Liebe, welche bereit ist, jeden Augenblick Blut und Leben für den Geliebten hinzugeben! Ist das kein Wunder? Ist das nicht

---

und Erde kommen, folglich jene nicht verfinstern kann. Sie war selbst für die Heiden ein Gegenstand der Verwunderung. Phlegon, ein heidnischer Geschichtschreiber, erwähnt ihrer im fünfzehnten Buch der Chronik der Olympiaden. Er schreibt daselbst: „Im vierten Jahre der zweihundert und zweiten Olympiade (dieses ist das Todesjahr Christi) war die größte und merkwürdigste Sonnenfinsternis, welche je statthatte. Der Tag verwandelte sich um die sechste Stunde (um zwölf Uhr nach unserer Tagesrechnung) in eine Finsternis, daß man die Sterne am Himmel sah. Zu gleicher Zeit warf das Erdbeben zu Nicäa, einer Stadt in Bithynien, viele Häuser um." Auch andere heidnische Schriftsteller thun nach dem Zeugnisse des Eusebius (Chron.) von dieser Finsternis Meldung, und Tertullian beruft sich vor den Heiden auf die in ihren Archiven vorhandenen Urkunden (Apolog. Hpst. 21).

ein unumstößlicher Beweis der Gottheit Christi? [92] Dieser Beweis liegt vor ihren Augen; und dennoch hören sie nicht auf, Jesus mit Schmach zu überhäufen, Gott und seinen Gesalbten zu lästern! Werden sie nicht vor Scham vergehen, wenn ihnen der Herr am Tage des Gerichtes zurufen wird: O du verkehrtes Geschlecht! einen Unglauben wie bei dir habe ich selbst bei den Heiden nicht gefunden?

4. Zeugnis der Apostel.

Welches ist die Lehre der Apostel von der Person Christi?

1) „Die Apostel lehren ausdrücklich, daß Jesus Christus wahrer Gott ist." — Der hl. Johannes schreibt (1. Br. 5, 20): „Wir wissen, daß der Sohn Gottes (Jesus Christus) gekommen ist und uns den Sinn gegeben hat, den wahren Gott zu erkennen, und mit seinem wahren Sohne vereinigt zu sein. Dieser ist der wahre Gott und das ewige Leben." Wollte man der Sprachlehre zuwider „dieser" nicht auf „Sohn," sondern auf Gott beziehen, so würde der Satz heißen: der wahre Gott ist der wahre Gott; was völlig unstatthaft ist, da es sich nicht annehmen läßt, der Apostel habe zweimal nach einander ganz dasselbe aussprechen wollen. Ebenso ausdrücklich und im strengsten Sinne des Wortes wird Christus vom Weltapostel Paulus „Gott" genannt. „Christus," so schreibt er an die Römer (6, 5.), „der da ist über alles, Gott hochgelobt in Ewigkeit. Amen."

2) Die Apostel lehren, „daß Jesus Christus die ganze Fülle (Vollkommenheit) der Gottheit besitzt." — „In ihm (in Christo) wohnet die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig." (Kol. 2, 9.) Der hl. Paulus will hiermit sagen, die ganze Majestät und Herrlichkeit des göttlichen Wesens, alle göttlichen Eigenschaften wohnen Christo inne, gleichsam wie die Seele dem Leibe inne wohnet, d. h. leibhaftig, wesentlich, in der eigentlichen Bedeutung des Wortes, nicht etwa bloß so, wie die Gottheit in dem frommen Menschen wohnt. Der hl. Johannes spricht von Jesus Christus folgendermaßen: „Im Anfange war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Dieses war im Anfange bei Gott. Alles ist durch dasselbe gemacht worden, und nichts wurde ohne dasselbe gemacht, was gemacht worden ist." (Joh. 1, 1—3.) Daß Christus wirklich „das Wort" ist, von dem Johannes redet, erhellt deutlich aus dem vierzehnten Verse: „Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnet." Von Christo, dem fleischgewordenen Worte, lehrt also der Apostel, daß er „im Anfange (d. h. von Ewigkeit) war"; daß er „bei Gott," somit eine von Gott

(dem Vater) verschiedene Person war, daß er aber ungeachtet dieser persönlichen Verschiedenheit von Gott (dem Vater) dennoch „Gott war," d. h. die göttliche Natur oder Wesenheit besaß und in Ewigkeit besitzt; ferner daß „alles durch Christus gemacht worden ist," er selbst also nicht gemacht oder erschaffen ist. Dieselbe Lehre enthalten auch die übrigen von den Aposteln geschriebenen Urkunden. „Durch Christus," schreibt der hl. Paulus, „ist alles erschaffen, was im Himmel und was auf Erden ist, das Sichtbare und das Unsichtbare; seien es Thronen, oder Herrschaften, oder Oberherrschaften, oder Mächte: alles ist durch ihn und in ihm erschaffen; und er ist vor allen, und alles besteht in ihm." (Kol. 1, 16. 17.) Und im Briefe an die Hebräer (1, 2—3.) sagt derselbe: „Durch seinen Sohn (Christus) hat Gott die Welt gemacht, welcher, da er der Abglanz seiner Herrlichkeit und das Ebenbild seines Wesens ist, durch das Wort seiner Kraft alles trägt." Außer diesen könnten noch manche andere Stellen angeführt werden, in welchen Jesu Christo göttliche Macht, göttliche Weisheit, ewige, unveränderliche Herrlichkeit und andere göttliche Vollkommenheiten von den Aposteln beigelegt werden, oder in welchen er der Urheber des Lebens, des Heiles, der eingeborne Sohn Gottes, der im Schoße des Vaters ist, u. s. w. genannt wird.

3) Die Apostel lehren, „daß Jesu Christo von allen Geschöpfen Anbetung gebührt." — So schreibt der hl. Paulus an die Philipper (2, 10. 11.): „Im Namen Jesu sollen sich beugen alle Kniee derer, die im Himmel, auf der Erde und unter der Erde sind, und alle Zungen bekennen, daß der Herr Jesus Christus in der Herrlichkeit Gottes, des Vaters, ist." Und (Heb. 1, 6.): „Es sollen ihn (den Messias, J. Ch.) anbeten alle Engel Gottes." Daß hier „Anbetung" im wahren und eigentlichen Sinne, nicht aber, wie mitunter in der hl. Schrift, bloß äußerliche Ehrenbezeugung gemeint sei, geht unstreitig daraus hervor, daß auch die Geister sowohl des Lichtes, als auch der Finsternis Jesum Christum „anbeten" sollen. Wahre Anbetung gebührt aber nur Gott. Also ist Christus nach der Lehre der Apostel wahrer Gott.

Der Allerhöchste zögerte nicht, die Lehre der Apostel von der Gottheit Jesu des Gekreuzigten durch eben so auffallende als unleugbare Wunder zu bestätigen. Die Apostelgeschichte stellt uns deren eine lange Reihe vor Augen. Der Ruf von der Wunderkraft der Jünger Jesu war so groß und so allgemein verbreitet, daß viele „die Kranken auf die Gassen hinaustrugen und auf Betten und Tragbahren legten, damit, wenn Petrus käme, wenigstens sein Schatten einen jeden von ihnen überschattete, und sie

von ihren Krankheiten befreit würden. Es kam aber auch das Volk der umliegenden Städte nach Jerusalem und brachte Kranke und von unreinen Geistern Geplagte, welche alle geheilt wurden." (Apgsch. 5, 15. 16.) — Das auffallendste aller Wunder war jedoch die oben bereits erwähnte Bekehrung der grundverdorbenen Heidenwelt.*

5. Zeugnis der katholischen Kirche.

Welches ist die Lehre der katholischen Kirche von der Person Christi?

„Die katholische Kirche hat von jeher geglaubt und gelehrt, daß Jesus Christus wahrhaft Gott und eines Wesens mit Gott dem Vater ist, und hat zur Verteidigung dieser christlichen Grundlehre im Konzilium von Nicäa ein eigenes Glaubensbekenntnis verfaßt und die anders Lehrenden mit dem Bannfluche belegt."

Treu der Lehre ihres Stifters und der Apostel, hat

1) die hl. Kirche von jeher die Gottheit Jesu Christi geglaubt. Diesen Glauben ersehen wir:

a) Aus dem übereinstimmenden Bekenntnisse, welches die hl. Märtyrer vor den heidnischen Richterstühlen abgelegt und mit ihrem Blute besiegelt haben. Der hl. Reverentianus, Bischof von Autun in Gallien, antwortete dem Richter, der ihn mit Folter und Tod bedrohte: „Unser Herr Jesus Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, er ist es, der Himmel und Erde und alles, was darin ist, gemacht hat; er, der einzige unsterbliche Gott, den die Engel und alle himmlischen Kräfte bekennen, er vermag uns von allen deinen Folterqualen zu befreien." Und der hl. Laurentius, der mit dem hl. Pergentinus zu Aretium in Hetrurien eines durch zahlreiche Wunder verherrlichten Martertodes starb, sprach zu Tiburtius, seinem Richter: „Wir erkennen keinen andern Gott, als Jesum Christum, den Sohn des lebendigen Gottes, der Himmel und Erde" u. s. w. Als der hl. Felix, Bischof von Tibiura in Afrika, als Blutzeuge Christi die Richtstätte betrat, hob er die Augen zum Himmel und betete mit Inbrunst: „O Gott, ich danke dir für deine überschwengliche Gnade. Sechsundfünfzig Jahre habe ich auf dieser Welt gelebt und dir gedient. Jetzt beuge ich als freudiges Opfer meinen Nacken dir, o Jesus Christus, du Herr des Himmels und der

---

* Hierüber sieh im Katechismus Abriß der Religionsgeschichte, das Schlußwort n. 5., und in der Religionsgeschichte am Schlusse des §. 34 den Rückblick über die Geschichte von Christi Tod bis Konstantins Bekehrung.

Erde, dem Ruhm und Ehre gebührt von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen." Diesen und vielen ähnlichen Bekenntnissen begegnen wir in den authentischen Akten der Märtyrer bei Ruinart und den Bollandisten.

b) Aus den Schriften derjenigen, welche das Christentum gegen die Juden und Heiden verteidigten, wie Athenagoras, Justinus, Tertullian, Cyprian, Klemens von Alexandrien, Arnobius ꝛc. Der Kürze halber führen wir nur einiges aus den Schriften des letztern an. „Da Christus," so schreibt Arnobius in seinen Streitreden gegen die Heiden, „wahrhaft und unbezweifelt Gott ist, so dürft ihr eben so unbezweifelt annehmen, daß wir ihn verehren und anbeten. Jener Christus ist also Gott! wird jemand zornig und höhnisch entgegnen. Ja, Gott ist er, antworten wir, wahrer, lebendiger Gott. Es ist der erhabene Gott, Gott aus der innersten Wurzel"* (seinem innersten Wesen nach). Es versteht sich wohl von selbst, daß jene berühmten Verteidiger des Christentums nicht für ihre eigenen Ansichten, sondern für den allgemeinen Glauben der Kirche in die Schranken traten, wenn sie so kräftig und unumwunden die Lehre von der Gottheit Christi verfochten.

c) Aus dem Zeugnisse der Heiden selbst, welche die Christen hauptsächlich deshalb verfolgten und verhöhnten, weil sie die Götter des Reiches verschmähten und einen Menschen anbeteten, der zur Strafe für seine Missethaten mit öffentlicher Schande gebrandmarkt, gegeißelt und gekreuzigt worden sei.**

2) Die katholische Kirche hat auch von jeher gelehrt, daß Jesus Christus wahrer Gott sei. — Es ergiebt sich dieses aus den Schriften der ältesten Kirchenväter, der Schüler und Nachfolger der Apostel, des hl. Papstes Klemens, des hl. Ignatius, der im Jahre 71 nach Chr. den bischöflichen Stuhl von Antiochien bestieg, des hl. Irenäus, der seit dem J. 178 nach Chr. Bischof von Lyon war, und vieler anderer. Auf das Zeugnis der hl. Schrift sich berufend, sagt Irenäus:*** „Niemals würden der Herr, der heil. Geist, die Apostel jemand so bestimmt und unbedingt Gott genannt haben, wenn er nicht wahrhaft Gott wäre: Gott, der höchste Herr, der um unseres Heiles willen vom Himmel herab- und wieder hinaufgestiegen ist." Die Einstimmigkeit der Väter

---

* Deus radice ab intima.

** Dies ersehen wir nicht bloß aus den Akten der Märtyrer, sondern auch aus vielen Schriften, die teils von Heiden, teils gegen dieselben verfaßt wurden. So z. B. aus dem Werke des heidnischen Satyrikers Luzian (de morte Peregrini); ferner aus den Schriften des Origenes gegen Celsus, des Cyrillus von Alexandrien gegen Julian, den Abtrünnigen u. s. w.

*** Adv. haeres. III. c. 6.

war in diesem Punkte so augenfällig, daß die entgegengesetzte Lehre gleich bei ihrem Auftauchen als eine unerhörte Neuerung, die mit der Kirchenlehre im grellsten Widerspruche stehe, mit Unwillen und Abscheu verworfen wurde. Als nämlich im dritten Jahrhundert Paulus von Samosat aufstand und lehrte, daß Christus bloßer Mensch sei, traten viele Bischöfe in Antiochien in mehreren Synoden (J. 265 — 270) zusammen und gaben gegen den Neuerer den Entscheid, daß Jesus Christus der Natur und Person nach wahrer Gott sei. Dieser Glaube, fügten sie bei, sei in der hl. katholischen Kirche von den Zeiten der heil. Apostel herab bis auf den heutigen Tag gelehrt und bewahrt worden.*

Nicht viel später erkühnte sich Arius, ein Priester zu Alexandrien, die gottlose Behauptung aufzustellen, der Sohn sei nicht von Ewigkeit aus dem Vater geboren, sondern in der Zeit, wiewohl vor der Welt erschaffen worden; er sei folglich nicht einer und derselben Wesenheit mit dem Vater, nicht wie dieser im eigentlichen Sinne Gott. Da erhoben sich alsbald viele Bischöfe wider ihn und seine Anhänger und klagten sie der Neuerung an. Der hl. Alexander, Bischof von Alexandrien, drückte sich über die Irrlehrer folgendermaßen aus:** „Sie kümmern sich wenig, ob sie in irgend einem ältern Kirchenlehrer eine Stütze finden; sie dulden nicht, daß irgend einer von jenen, die uns von Kindheit an im Glauben unterrichtet haben, ihnen an die Seite gestellt werde; sie brüsten sich damit, daß sie allein die Glaubenslehre aufgefunden haben, daß ihnen allein geoffenbaret worden sei, was bis dahin noch keinem Menschen in den Sinn gekommen." Ganz im selben Sinne redet der hl. Athanasius*** die Arianer an: „Sehet, wir beweisen euch, daß unser Glaube von den Vätern auf die Väter überging. Welche Väter könntet ihr, neue Juden, die ihr seid, zur Rechtfertigung eurer verfänglichen Wortspielereien anführen? Thatsache ist es, daß ihr keinen einzigen anführet. Alle verabscheuen eure Lehre." — Im Jahre 325 wurde zu Nicäa zur Bekämpfung dieser Irrlehrer ein allgemeines Konzil gefeiert und ein Glaubensbekenntnis verfaßt, worin hauptsächlich die Lehre ausgesprochen wird, „Jesus Christus sei aus der Wesenheit des Vaters geboren, eines und desselben Wesens mit dem Vater" (Vgl. S. 395. ff.), mithin Gott, wie der Vater. Merkwürdig ist auch das Anathem, welches die Väter dem besagten Glaubensbekenntnisse beifügten. Es lautet: „Wer da sagt, es habe eine Zeit gegeben,

* Ap. Labb. T. 1. p. 866. ** Ep. syn. ap. Harduin. T. 1. p. 303.
*** Lib. de decret. Nic. Synodi. n. 27.

wo der Sohn Gottes nicht war, und bevor er geworden, sei er nicht gewesen, und er sei aus dem Nichtsein ins Dasein übergegangen; oder wer da sagt, der Sohn Gottes sei aus einer andern Wesenheit (als der des Vaters) geworden, er sei erschaffen, veränderlich, oder nicht immer derselbe gewesen, den belegt die katholische und apostolische Kirche mit dem Banne." — Nach diesen Bestimmungen des Kirchenrates wäre es überflüssig und allzu weitläufig, die Aussprüche einzelner Väter anzuführen, wodurch dieselben später die Lehre von der Gottheit Christi gegen die Irrlehrer verteidigten, zumal da mehrere aus ihnen, wie Athanasius, Hilarius, Chrysostomus, Augustinus, ganze Bücher darüber geschrieben haben.

Wie vor dem Kirchenrate zu Nicäa, so bekannten auch nach demselben Tausende von hl. Märtyrern diesen Glauben und litten zur Besiegelung desselben freudig unaussprechliche Qualen und selbst den Tod.[93]. Ja, nicht selten gefiel es Gott, das Bekenntnis seiner Blutzeugen durch unleugbare Wunder zu bekräftigen. Besonders merkwürdig ist jenes, das im Jahre 484 zu Tipasa, einer in der afrikanischen Provinz Mauritanien (dem heutigen Staate von Algier) gelegenen Küstenstadt, sich ereignete und von vielen unverwerflichen Augenzeugen verbürgt wird. — Die Stadt Tipasa war zur Zeit des vandalischen Reiches ziemlich bevölkert und durch den Seehandel, den sie trieb, in blühendem Wohlstande. Hunnerich hatte beschlossen, einen arianischen Bischof dahin zu schicken. Sobald die Einwohner davon Kunde erhielten, ging alles, was sich einschiffen konnte, zur See und floh nach Spanien; nur diejenigen, welchen die Mittel zur Flucht fehlten, blieben zurück. Als Bulimandes, der ernannte arianische Bischof, ankam, fand er die Stadt beinahe entvölkert, und die wenigen, welche zurückgeblieben waren, weigerten sich nicht nur standhaft seiner Kirchengemeinschaft, sondern flohen vor ihm, wie vor der Sünde, sobald sie ihn nur von weitem erblickten. Hunnerich, ebenso entrüstet über die Flucht so vieler Unterthanen, als über die Standhaftigkeit der Zurückgebliebenen, sandte sogleich einen Abgeordneten nebst einer Schar Soldaten dahin mit dem Befehle, allen Einwohnern von Tipasa und der ganzen umliegenden Gegend die rechte Hand abhauen und die Zunge von der Wurzel an ausschneiden zu lassen. Die Landbewohner wurden nun in die Stadt hineingetrieben und zugleich mit den Bürgern an mehreren öffentlichen Plätzen versammelt. Hier wurde allen (ihre Zahl soll sich auf Tausende belaufen haben) das gefällte Urteil verkündigt, jedoch mit dem Beisatz, daß jeder, der zur arianischen Kirche ungesäumt übergehen würde, Begnadigung finden sollte. Unter der ganzen Menge fand sich auch

nicht ein einziger Verräter an seinem Glauben. Schonungslos wurde also an allen ohne Ausnahme der unmenschliche Befehl des Tyrannen vollzogen. Aber jetzt gefiel es auch dem Allerhöchsten, sich in seinen getreuen Knechten zu verherrlichen. Alle, welchen man die Zunge ausgeschnitten hatte, sprachen nach dieser Verstümmelung noch eben so laut, noch eben so deutlich und geläufig, als sie vorher gesprochen hatten. Ja sogar ein Taubstummer, der zuvor nur unartikulierte Töne hervorzubringen vermochte, erhielt nun plötzlich das Geschenk der Sprache und lobte und pries mit lauter Stimme die Güte seines Gottes, der ihm das, was er ihm zum Opfer gebracht, nun hundertfach wiedergegeben habe. Sehr viele dieser Bekenner fanden bald darauf Gelegenheit, aus dem vandalischen Reiche zu entfliehen, zerstreuten sich über den ganzen Erdkreis, lebten noch lange Jahre und waren eben so viele wandelnde Denkmäler der Erbarmung Gottes, dessen Wunder und Allmacht sie allenthalben verkündigten, und eben so viele Belege der Gottheit Christi, um deren Bekenntnisses willen sie der Sprache beraubt werden sollten. Ungefähr sechzig derselben, darunter mehrere Bischöfe und Priester, kamen nach Konstantinopel und fanden dort ehrenvolle Aufnahme. Auch der Subdiakon Reparatus, der wegen seiner hervorleuchtenden Frömmigkeit öfters zu Hof geladen und vom Kaiser Zeno und seiner Gemahlin mit Auszeichnung empfangen wurde, gehörte zur Zahl dieser gottbegnadigten Bekenner. Auf ihn vorzüglich beruft sich Viktor, Bischof von Vita, bei der Erzählung dieser wunderbaren Begebenheit. „Man gehe,“ sagt er, „nach Konstantinopel; dort wird man in dem kaiserlichen Palaste den Subdiakon Reparatus finden, der, obschon er keine Zunge hat, wie jedermann durch eigenen Augenschein sich überzeugen kann, dennoch so deutlich und vollkommen wie jeder andere spricht.“ *

* Über die Echtheit dieses unerhörten Ereignisses schwebt nicht der mindeste Zweifel. Nicht nur Viktor, Bischof von Vita, dessen Zeugnis allein genügte, sondern auch alle sowohl gleichzeitigen, als bald darauf blühenden Geschichtschreiber, wie Evagrius, Prokopius, Marzellinus, berichten es mit der größten Übereinstimmung. Auch die Briefe Gregors des Großen erwähnen diese Begebenheit und enthalten unwiderlegbare Beweise ihrer Echtheit. Wir haben noch eine Verordnung von Kaiser Justinian, in welcher ebenfalls von derselben Meldung geschieht, und worin der Kaiser erklärt, daß er selbst noch zwei jener Bekenner gekannt, sie gesehen und ohne Zunge sprechen gehört habe. Besonders merkwürdig ist noch das Zeugnis des Zeitgenossen Äneas von Gaza, eines platonischen Weltweisen, der frei von Leidenschaften und jedem Parteigeist fremd, in seiner Abhandlung über die Unsterblichkeit der Seele und Auferstehung des Leibes dieses offenbare Wunder göttlicher Allmacht erzählt. „Ich selbst,“ dies sind seine eigenen Worte, „ich selbst habe sie gesehen, mit ihnen gesprochen und sie sprechen gehört. Ich war begierig zu untersuchen,

Nutzanwendung.

Unwillkürlich stellt man sich hier die Frage, wie es möglich sei, daß es noch Christen giebt, welche ungeachtet der so vielen und handgreiflichen Beweise für die Gottheit Jesu Christi dieselbe dennoch bezweifeln oder gar leugnen. Welches sind wohl die Quellen dieser beklagenswerten Blindheit, die am hellen Mittage die Sonne nicht sieht? Mag es auch bei manchem mehr oder minder selbstverschuldete Unwissenheit sein, so zeigt doch die tägliche Erfahrung, daß es viel häufiger Verkommenheit des Herzens ist. Besser und eindringlicher als lange Beweisführung wird dies folgende, ganz bewährte Geschichte darthun.

Baron Binder von Kriegelstein, Angestellter bei der österreichischen Gesandtschaft in München, war ein Mann von trefflichen Eigenschaften und ausgezeichneten Fachkenntnissen. Am 22. Februar des Jahres 1790 befiel denselben eine schwere Krankheit, die ihn einer baldigen Auflösung entgegen zu führen drohte. Zu den leiblichen Schmerzen gesellte sich nach dem Zeugnisse des Arztes eine unerträgliche Seelenangst und eine an Verzweiflung grenzende Trostlosigkeit. Als dieser ihm die Trostgründe der hl. Religion vorstellte, erwiderte er offenherzig, er habe gar keine Religion, ließ sich aber bereden, den Beneficiaten v. St. Peter (Hr. Grundmayer), der ihn zuweilen besuchte, um den nötigen Unterricht in der christkatholischen Religion zu bitten. Den Hergang der Sache erzählt Herr Grundmayer selbst folgendermaßen: „Als ich am 27. Mai gegen Abend den Kranken besuchte, redete er mich nach meinem Eintritt ins Zimmer also an: „Geistlicher Herr! Niemals waren Sie mir so willkommen, als eben jetzt. Ich habe mit Ihnen vieles, gar Wichtiges, aber ohne Zeugen zu besprechen." Die Anwesenden verließen sofort das Gemach, und der Kranke fuhr seufzend mit wehmütiger Stimme fort: „Helfen Sie mir, geistlicher Herr! wenn mir noch zu helfen ist. . . . Unbeschreiblich ist meine Angst, Verwirrung und Herzensqual; auf die Dauer ist sie unausstehlich." Auf meine Frage, was denn die Ursache dieser großen Angst und Verwirrung sei, erwiderte er mit Vertrauen: „Ich will Ihnen alles offenherzig entdecken; aber erschrecken Sie nicht. — Obschon ich von gut katholischen Eltern erzogen und in einer katholischen Lehranstalt gründlich im Christentum unterrichtet worden bin, so wurde ich doch vor bereits zwölf Jahren ein Freigeist, ein förmlicher Ungläubiger. Ich glaubte zwar auf das übereinstimmende Zeugnis der Geschichtschreiber hin, daß vor Zeiten ein Mann lebte,

---

ob allenfalls nach dem Verluste des Sprachorgans diese deutliche und vernehmbare Sprache durch irgend ein anderes Mittel erzeugt würde. Ich ließ ihnen also den Mund öffnen: denn meinen Ohren wollte ich nicht trauen, auch meiner Augen glaubte ich mich bedienen zu müssen; und nun sah ich, daß ihnen wirklich die Zunge aus der Wurzel herausgerissen war. Ich war außer mir vor Erstaunen. Unbegreiflich ist es nicht bloß, daß sie ohne Zunge reden, sondern nach einer so grausamen Operation auch nur noch leben konnten." Stolberg, Geschichte der Religion Jesu (Bd. 18. S. 233).

der sich Christus nannte; aber den Glauben an seine Gottheit und die von ihm geoffenbarten Geheimnisse hielt ich für Aberglauben und dummes Zeug. Nun entsteht bei mir zwischen dem Drang zu glauben und der Neigung zum Unglauben ein so entsetzlicher Kampf, eine solche Verwirrung und Bangigkeit, daß es nicht zu beschreiben ist. . . . Helfen Sie mir doch aus diesem Labyrinth!"

„Dieser Kampf, diese Seelenangst, Herr Baron, ist eine außerordentliche Gnade, wodurch Sie Gott wieder zum Gläubigen machen will. Aber sagen Sie mir doch, wie sind Sie, ein wohlunterrichteter Katholik, so weit gekommen?" — „Ich will es Ihnen redlich bekennen: ein freies, ausschweifendes Leben und die Lesung freidenkerischer Schriften führten mich zum Unglauben." — „Dies glaube ich ganz gerne (so fährt Grundmayer fort). Niemals wird bei einem wohlunterrichteten Katholiken der Unglaube die erste schwere Sünde sein, allezeit werden andere Sünden und sündhafte Gewohnheiten dem Unglauben den Weg bahnen . . . Ein Mensch, der noch Religion und Glauben hat, kann ohne heftige Unruhe und marternde Gewissensbisse sich der Sünde nicht hingeben. Das Bewußtsein, die ewige Höllenstrafe verdient zu haben, verfolgt ihn allenthalben und läßt ihm Tag und Nacht keine Ruhe. Wenn er desungeachtet fortfährt zu sündigen und anfängt, an seiner Besserung zu verzweifeln, so wird er bald nach einem Mittel sich umsehen, sein empörtes Gewissen zu beschwichtigen und sich in eine falsche Ruhe einzuwiegen. Der lästigen Vorwürfe müde, wagen sich solche Sünder an Christus selbst, an seine Offenbarungen und Gesetze. Sie fangen an, vermessentlich zu zweifeln an seiner Gottheit, an der Wahrheit seiner Worte, am künftigen Gerichte, an Himmel und Hölle; sie möchten sich selber überreden, dies alles sei nur Blendwerk, Erfindung der Priester u. s. w. Um ihren Zweifel einigermaßen zu rechtfertigen, machen sie sich mit Freidenkern und ihren Schriften bekannt, hören gerne ihre Witzeleien, Spottreden und Lästerungen an, halten jeden ersten besten Trugschluß, jedes Schlagwort, handgreifliche Lügen und Verleumdungen für unumstößliche Beweise gegen die Wahrheit des Glaubens. Andererseits fliehen solche Unglückliche sorgfältig den Umgang mit wahrhaft gelehrten und geistreichen Männern und verabscheuen Bücher und Schriften, worin die Nichtigkeit des Unglaubens aufgedeckt, die Wahrheit der christlichen Religion erwiesen wird. Mit einem Worte, der sündhafte Christ sucht Ruhe und Trost im Unglauben, weil er nicht den Mut und den guten Willen hat, nach dem Glauben zu leben: der Unglaube ist das Ruhekissen, worauf derselbe sein Sündenleben verträumt."

„Was Ew. Hochwürden da sprachen, ist ganz richtig. So wenigstens ging es bei mir, vollkommen so; Leidenschaften, schändliche Leidenschaften und Laster, ich erkenne es, haben mich zum Unchristen, zum Ungläubigen gemacht. Aber fahren Sie fort, ich höre gerne zu." — „Da Sie eine katholische Erziehung genossen, so wird es nicht schwer sein, Sie wieder zum Christen und Gläubigen zu machen. Die Erinnerung an die ersten Grundsätze der hl. Religion wird, däucht mich, vollständig hinreichen . . . Sie haben ja schon erklärt, daß Sie an der Existenz Christi nicht im mindesten zweifelten." — „Daran zweifle ich auch jetzt nicht. Da bewährte, gleichzeitige Geschichtschreiber den Ort und die Zeit seiner Geburt und seinen ganzen Lebenslauf umständlich beschreiben, so wäre es wahrer Unsinn, wenn man zweifeln wollte, ob Christus jemals existiert habe. Mit gleichem Rechte würde man an der Existenz eines Augustus, eines Cicero, Karl V., Ludwig XIV.

zweifeln. Solche Zweifel sind aber wahre Thorheiten." — „Sehr wohl. Aber die nämlichen Geschichtschreiber, ja solche, die mit Christo gelebt, die seine Thaten mit Augen gesehen haben, die für die Wahrheit ihrer Geschichte ihr Leben hingaben, — eben dieselben erzählen von Christo außerordentliche Thaten, welche alle, die davon hörten, in Erstaunen setzten; sie bezeugen im Angesichte der geschworensten Feinde Christi die Heiligkeit seiner Lehre, seines Lebens, und niemand getraute sich, ihrem geschichtlichen Zeugnisse zu widersprechen. Wenn Sie also die Existenz Christi glauben, Herr Baron, so müssen Sie folgerecht auch das glauben, was die gleichzeitigen Geschichtschreiber von der Lehre, vom Leben, von den Wundern Christi u. s. w. berichtet haben." — „Nun ja, diese Thatsachen glaube ich auch. Aber solches thaten, wie man wenigstens vorgiebt, auch pure Menschen. Wie kann man also die Gottheit Christi daraus folgern?"

Nachdem der gelehrte Priester dem Kranken ausführlicher gezeigt hatte, daß sich die Gottheit Christi insofern aus diesen Thatsachen folgern lasse, als dieselben, zumal in Verbindung mit den eingetroffenen Weissagungen der Propheten und den durch alle Jahrhunderte im Namen Jesu gewirkten Wundern, der Aussage Christi von seiner Gottheit das unverbrüchliche Siegel der Beglaubigung aufdrücken, so sprach derselbe: „Sie haben mich besiegt, geistlicher Herr! Ich glaube an Jesus Christus, an seine Gottheit und an seine Offenbarungen." — Um jedoch den gläubig Gewordenen noch mehr zu bestärken, fuhr Herr Grundmayer fort: „Gesetzt, ein Bösewicht dringe in die Schatzkammer eines Fürsten, entwende daraus die größten Kostbarkeiten und entfliehe. Sogleich werden Nachforschungen angestellt, und es ergeben sich überzeugende Beweise, daß ein schon bekannter, berüchtigter Mensch der Thäter sei. Was thut man in dem Falle? Man beschreibt denselben auf das genaueste, man giebt seinen Namen, seinen Geburtsort, sein Alter, seine Größe, seine Gesichtszüge, seine Kleidung, seine Sprache und Mundart, auch andere ihm eigentümliche Merkmale an, z. B. Narben im Gesichte, Brandmale, Muttermale u. dgl. Nun setzen ihm die Häscher nach, und bald finden sie einen, der alle im Steckbrief verzeichneten Merkmale ohne Ausnahme hat, auch solche, die ihn notwendig von jedem andern unterscheiden. Würden Sie sich wohl getrauen, auch nur ein paar Thaler zu wetten, daß dieser Mensch nicht derjenige sei, der so beschrieben worden ist?" — „Da müßte ich ja ein Unverständiger oder ein Verschwender sein." — „Nun, sind etwa die Ungläubigen nicht eben so beschaffen und zwar in einem Falle, wobei unendlich mehr als alle Schätze der Welt auf dem Spiel liegt? Obschon man ihnen sonnenklar nachweist, daß Christus alle jene so zahlreichen, von den Propheten im voraus angegebenen Kennzeichen des verheißenen göttlichen Erlösers in sich vereinigt; obschon er, der Heiligkeit seiner Lehre und seines Wandels nicht zu gedenken, Wunder ohne Zahl und zwar die von den Propheten vorher verkündeten wirkte; obschon er den Blinden das Augenlicht, den Stummen die Sprache, den Lahmen den Gebrauch ihrer Glieder gab . . . obschon er durch seinen bloßen Willen die Toten lebend machte; obschon er alle Umstände seines Leidens, die Art seines Todes und seine Auferstehung vorhersagte; obschon er nach seinem Sieg über Tod und Grab noch 40 Tage sichtbar auf Erden wandelte, dann gen Himmel fuhr, von wannen er, seiner Verheißung gemäß, den hl. Geist sandte und die Apostel durch eine ganz unbegreifliche Umwandlung zu heldenmütigen Verkündigern seiner Gottheit machte; obschon eben diese

durch die in seinem Namen gewirkten Wunder die allen Lastern frönende Welt dem christlichen Gesetze unterwarfen; obschon tausend und abermal tausend heldenmütige Bekenner die Gottheit Christi und die Göttlichkeit seiner Lehre unter neuen Wundern mit ihrem Blute unterschrieben; obschon endlich das Reich Christi auf Erden, die hl. Kirche, inmitten der vielfachen und gewaltigen Anfeindungen von Seite der Welt- und der Höllenmächte immer noch fest und herrlich dasteht, — so wetten dennoch die Ungläubigen trotz aller dieser glänzenden Kennzeichen und Beweise der Gottheit nicht ein paar Thaler, sondern Seele und Seligkeit, daß alles, was man von der Gottheit Christi und seinen Offenbarungen lehrt und predigt, Lüge, Betrug, Pfaffengeschwätz und eitles Fabelwerk sei." — „Diese Wette ist unbeschreiblich thöricht und verwegen; der Verlust, den dieselbe zur Folge hat, ist unendlich und unersetzlich; er dauert ewig. Ich bebe, wenn ich meiner Thorheit gedenke... Hätte mich Gott in diesem Zustande sterben lassen: wo wäre ich jetzt?... Meinen Sie aber, geistlicher Herr, daß ich noch Gnade bei Gott, den ich so oft und schwer beleidigt habe, finden könne?" Als Herr Grundmayer dieses bejahte und verschiedene Trostgründe beifügte, erklärte sich der Kranke sogleich bereit, eine reumütige Beichte abzulegen.

Diese Gnade wurde ihm Tags darauf zu teil. Mit tiefster Rührung und Zerknirschung empfing er das hl. Bußsakrament und nachher die hl. Wegzehrung. Nach dem Empfange derselben sprach er ruhig und ergeben: „Jetzt fürchte ich den Tod nicht mehr... O wären doch alle Ungläubigen hier gegenwärtig! wie klar würde ich sie überzeugen, daß nichts als der wahre Glaube, ein gutes Gewissen und die Vereinigung mit Gott wahre Ruhe und Zufriedenheit verschaffen kann." Alsdann empfahl er seiner Gemahlin, die zwei Kleinen in der wahren, alleinseligmachenden Religion sorgsam zu erziehen. „Haben sie diesen Schatz," sprach er, „so sind sie reich genug. Alles Übrige vergeht, ist lauter Eitelkeit." Drei Tage vor seinem Hinscheiden bat er, daß man auf seinen Grabstein die Inschrift setze: „Hier liegt ein zwölfjähriger Ungläubiger, der aber auf dem Sterbebett durch eine besondere Gnade wieder ein Gläubiger geworden und nach seiner Bekehrung voll des Trostes den Tod erwartete." — Gleich darauf wandte er sich zu mir, schreibt Herr Grundmayer, mit den Worten: „Auch Sie, Geistlicher Herr! bitte ich nochmal im wahren Ernste, meine Bekehrung zur Ehre Gottes, zur Hebung des gegebenen Ärgernisses, zur Besserung der Ungläubigen mündlich und schriftlich kund zu thun. Manche werden mich deshalb für einen Frömmler oder Blödsinnigen ausgeben; aber lassen Sie solchen in meinem Namen sagen, sie selber seien die Verblendeten, die schwachen Geister, die nicht so viel Kraft haben, ihre Leidenschaften zu besiegen und über Spott- und Stichelreden von ihresgleichen sich hinwegzusetzen." — Von nun an war seine einzige Sorge, sich auf sein nahendes Ende vorzubereiten. „Ich kann," sagt Herr Grundmayer, „bei meiner priesterlichen Ehre beteuern, daß ich noch keinen Sterbenden so ergeben, so reumütig und zerknirscht, keinen mit so heißem Verlangen, bei Gott zu sein, habe sterben sehen." — Kurz vor seinem Todeskampf nahm er das Kruzifix in seine Hände und rief aus: „O Jesus, erbarme dich meiner!" Alsdann drückte er dasselbe mit Andacht und Zärtlichkeit an seine Brust, küßte die fünf Wundmale Christi und sprach: „Komm, mein Jesus! nimm mich auf in deine Arme; ich

eile dir ganz getrost entgegen!“ Bald darauf entschlief er sanft im Herrn.*

Lasterhaftigkeit umnebelt den Verstand (Vgl. S. 128. 129.) — Sei du, mein Kind, stets fromm und tugendhaft, und du wirst an der Gottheit Jesu Christi und an der Göttlichkeit seiner Lehre niemals zweifeln. Beteuert und verheißt ja Christus selbst, wer immer seine Lehre halte, der werde inne werden, daß sie göttlich ist. „Wenn jemand,“ so lauten seine Worte (Joh. 6, 17.), „den Willen (meines Vaters) thun will, so wird er von der Lehre erkennen, ob sie aus Gott sei, oder ob ich von mir selbst rede.“ Christus will nämlich sagen: Thuet erst den Willen Gottes, und was ich euch als Willen Gottes lehre, oder fasset wenigstens den Vorsatz, habet den ernsten Willen, ihn zu thun; dann werdet ihr erkennen, daß meine Lehre nicht die eines Menschen, keine Lehre ist, die ich als Mensch ausgedacht und erfunden habe, sondern daß sie aus Gott ist, Gottes Lehre, Lehre dessen, der mich gesandt hat, des Vaters im Himmel.

Dritter Glaubensartikel.

„Der empfangen ist von dem heiligen Geiste, geboren aus Maria der Jungfrau.“

1. Menschwerdung und Geburt Christi.

Was lehrt uns hauptsächlich der dritte Artikel des Glaubensbekenntnisses?

„Er lehrt uns, daß der Sohn Gottes durch Wirkung des heiligen Geistes Mensch geworden ist, d. h. daß er einen Leib und eine Seele angenommen hat, wie wir Menschen haben.“

Der zweite Glaubensartikel stellte uns Jesum Christum als den von Ewigkeit her aus der Wesenheit des Vaters erzeugten, eingebornen Sohn Gottes, mithin als wahren Gott vor Augen; der dritte hingegen lehrt uns, daß derselbe Jesus Christus zugleich wahrer Mensch ist, weil er in der Zeit die menschliche Natur angenommen hat und aus Maria, der allerreinsten Jungfrau, geboren wurde. — Als nämlich die Zeit, welche Gott in seinen

---

* Der Bericht des Herrn Grundmayer nebst dem zur Bestätigung desselben gegebenen Zeugnisse des Hofarztes Georg Oeggl, aus denen die angeführte Erzählung gezogen ist, findet sich vor in den „gesammelten Schriften zur Verteidigung der Religion.“ 8. Bd. Augsburg 1791. Die Akten wurden demnach ein Jahr nach der Begebenheit gedruckt.

ewigen Ratschlüssen zur Erlösung des sündigen Menschengeschlechtes bestimmt hatte, jene von den Patriarchen so heiß ersehnte, von den Propheten vorherbezeichnete Zeit der Gnade und huldreichen Erbarmung gekommen war; als durch weise Fügung der göttlichen Vorsehung der ganze Erdkreis in Frieden den Fürsten des Friedens, den Welterlöser erwartete; — da sandte Gott den Erzengel Gabriel zu Maria, einer Jungfrau aus dem Stamme Davids, um ihr anzukündigen, daß sie auserkoren sei, die Mutter des Heilandes zu werden. „Gegrüßet seist du, voll der Gnaden,“ sprach der himmlische Botschafter ehrfurchtsvoll zu ihr, „der Herr ist mit dir, du bist gebenedeit unter den Weibern!“ Und: „Sieh, du wirst . . . einen Sohn gebären, und du sollst seinen Namen Jesus heißen. Dieser wird groß sein und der Sohn des Allerhöchsten genannt werden; Gott, der Herr, wird ihm den Thron seines Vaters David geben, und er wird herrschen im Hause Jakobs ewiglich, und seines Reiches wird kein Ende sein.“ (Luk. 1, 27—33.) Maria sprach: „Sieh, ich bin eine Magd des Herrn, mir geschehe nach deinem Worte.“ Und in demselben Augenblicke stieg für uns Menschen und um unseres Heiles Willen der Sohn Gottes, die zweite Person der allerheiligsten Dreifaltigkeit, von der Höhe des Himmels (den er jedoch als Gott nicht verließ) auf unsere Erde herab und nahm in dem reinsten Schoße der allerseligsten Jungfrau durch Wirkung des hl. Geistes Fleisch und Blut an. „Und das Wort („der Eingeborne des Vaters“ nämlich) ist Fleisch geworden.“ (Joh. 1, 14.) Mit dem Fleische, d. h. dem menschlichen Leibe, nahm der Sohn Gottes zu gleicher Zeit auch die menschliche Seele an, welche von Gott im selben Augenblicke erschaffen und mit dem Leibe vereinigt wurde. Es gab demnach keinen Zeitpunkt, wo der Leib Christi ohne Seele, oder seine Seele ohne Leib war; denn der Sohn Gottes hat zu gleicher Zeit die vollständige menschliche Natur — Leib und Seele — angenommen und mit seiner göttlichen Natur für immer und ewig vereinigt. „Das Wort ist Fleisch geworden“ heißt also gerade so viel als: das Wort ist Mensch geworden. So heißen auch die Worte der hl. Schrift (1. Mos. 6, 12.): „Alles Fleisch hatte seinen Weg verderbt“ weiter nichts als: alle Menschen wandelten auf dem Wege des Verderbens.

Diese Vereinigung des ewigen Wortes mit der menschlichen Natur nennen wir die Menschwerdung Jesu Christi. Indem nämlich der Sohn Gottes einen Leib und eine Seele annahm, wie wir Menschen haben, ist er wahrhaft Mensch geworden, ohne jedoch aufzuhören, Gott zu sein. Der Ausdruck „geworden“ bedeutet demnach hier nicht eine Verwandlung, wie wenn wir sagen: zu Kana ist Wasser Wein geworden, oder eine Veränderung,

wie in der üblichen Redensart: der Mensch ist alt, krank und dergl. geworden. Wie ein Fürst, der von seinem Throne herabstiege und sich wie der Geringste seiner Unterthanen kleidete, um einen Unglücklichen in seinem Gefängnisse zu besuchen und zu trösten, in dieser Hülle seine ganze königliche Würde und Macht behalten würde: so hat auch der Sohn Gottes, indem er Mensch wurde und sich mit unserer Natur nicht bloß bekleidete, sondern auf das innigste vereinigte, keineswegs aufgehört, im ungeschmälerten Besitze der göttlichen Natur und all ihrer unendlichen Vollkommenheiten zu sein.

Wie ist es aber möglich, daß der Unendliche mit dem Endlichen, Gott mit der menschlichen Natur eine so innige und unzertrennliche Verbindung eingehe und dennoch bleibe, was er zuvor war? Das übersteigt freilich alle unsere Begriffe und Vorstellungen, aber nicht die Allmacht und Weisheit Gottes; „denn bei Gott ist kein Ding unmöglich.“ (Luk. 1, 37.) Mit Recht heißt daher diese unergründliche Vereinigung der zweiten Person in der Gottheit mit der menschlichen Natur ein Geheimnis: „Offenbar groß ist dieses Geheimnis der Gottseligkeit, welches geoffenbart wird im Fleische.“ (1. Tim. 3, 16.) Es ist dasselbe eines der tiefsten und erhabensten unserer hl. Religion, ein Geheimnis, das wir mit kindlichem Glauben annehmen, mit Demut anbeten, mit hl. Entzücken anstaunen sollen, ein Geheimnis, wofür wir Gott unendlichen Dank schulden, weil es für uns die Quelle alles Heiles, aller himmlischen Gnaden und Segnungen geworden ist. — Der hl. Augustin sucht dasselbe durch ein Gleichnis, das er vom Ausdrucke unseres Gedankens durch Worte herleitet, einigermaßen zu erklären. (Rede 187.) Wenn wir nämlich irgend einen Gedanken aussprechen, so kleidet sich derselbe in vernehmbare Laute, ohne jedoch in diese Laute umgewandelt zu werden. Er bleibt, nachdem er eine wahrnehmbare Gestalt angenommen, sich gleichsam verkörpert hat, unverändert im Geiste. In gleicher Weise bleibt die Idee des Malers im Geiste des Malers, auch nachdem er dieselbe in einem Gemälde dargestellt hat. So ist auch das ewige Wort durch Annahme der menschlichen Natur nicht in dieselbe umgewandelt worden; es ist nach der Menschwerdung verblieben, was es vor derselben gewesen, der eingeborne Sohn Gottes, einer Wesenheit mit dem Vater.

Zur Zeit, als Maria die Botschaft des Engels erhielt, wohnte sie mit Joseph, ihrem jungfräulichen Bräutigam, zu Nazareth, einer unansehnlichen Stadt in Galiläa. Jesus, der Weltheiland, sollte jedoch nicht da, sondern zu Bethlehem, der Geburtsstadt Davids, die wohl dreißig Stunden Wegs von Nazareth entfernt war, zur Welt kommen. So lag es in den göttlichen Ratschlüssen, und

so hatten es die Propheten vorher verkündigt. Da erging nicht ohne göttliche Fügung ein Befehl vom römischen Kaiser Augustus, demzufolge alle Länder, die, wie dazumal Judäa, unter römischer Oberherrschaft standen, nach Volkszahl und Begüterung beschrieben werden sollten. Alle Familien im Judenlande mußten verordnungsgemäß sich dahin begeben, wo sie herstammten, Maria und Joseph nach Bethlehem. Ungeachtet des weiten, zumal für Maria sehr beschwerlichen Weges entschlossen sie sich, als gehorsame Unterthanen, ohne Verschub die Reise dahin anzutreten. Zu Bethlehem angelangt, fanden sie alle Wohnungen dermaßen von Fremden überfüllt, daß sie sich genötigt sahen, unweit des Städtchens in einem gegen Frost und Wind übelgeschützten Stalle Herberge zu nehmen. Und hier war es, wo Maria in stiller Mitternacht Jesum, den Welterlöser, gebar; hier, wo sie das göttliche Kind in dürftige Windeln einwickelte und in eine Krippe legte. (Luk. 2, 7.) Nicht im Glanz und in der verschwenderischen Pracht eines irdischen Hoflagers, sondern in tiefster Verborgenheit, Niedrigkeit und Armut wollte Jesus geboren werden, damit die Welt gleich bei seinem Eintritte in dieselbe erkenne, er sei nicht gekommen, ein glänzendes, irdisches Reich zu stiften und die Menschen mit zeitlichen Gütern zu bereichern, sondern mit ewig dauernden, himmlischen Schätzen zu überhäufen. „Welch ein großer Lehrstuhl ist jene Krippe," ruft der hl. Thomas von Villanova aus, „auf welchem die göttliche Weisheit sitzt, der Lehrer der ganzen Welt! Man liest da das Evangelium."

Obgleich im Dunkel der Nacht, in einem abgelegenen Stalle, in beispielloser Dürftigkeit und Erniedrigung geboren, sollte der Sohn Gottes doch alsbald von den Menschen erkannt werden und die Erstlinge ihrer Huldigungen empfangen. Fromme, schlichte Hirten waren in der Gegend und hielten Nachtwache bei ihrer Herde. Und sieh, es stand ein Engel des Herrn vor ihnen, und himmlischer Lichtglanz umleuchtete sie. Der Himmelsbote sprach zu ihnen: „Fürchtet euch nicht: denn sieh, ich verkündige euch eine große Freude . . . heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren worden, welcher Christus, der Herr, ist. Und dies soll euch zum Zeichen sein: Ihr werdet ein Kind finden, in Windeln eingewickelt und in einer Krippe liegend." Und alsbald fand sich bei dem Engel noch eine Menge himmlischer Heerscharen ein, welche Gott lobten und sprachen: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind." Die glücklichen Hirten säumten nicht, dem Winke des Engels folgend, den neugebornen Heiland aufzusuchen. Sie verließen sogleich ihre Herden und eilten, sich wechselseitig ermunternd, nach

Bethlehem. Da fanden sie Maria und Joseph und das göttliche Kind, das in der Krippe lag; sie erkannten in ihm den vom Engel bezeichneten Heiland und beteten ihn freudig und mit gläubigem Herzen an.[94]

Doch nicht bloß den Juden, dem auserwählten Volke, sondern auch den Heiden sollte die Geburt des Weltheilandes kund werden. Um die Zeit, da Christus zu Bethlehem geboren wurde, zeigte sich im fernen Morgenlande am Himmel ein ganz ungewöhnliches, hellleuchtendes Gestirn. Drei Weise (nach uralter Überlieferung drei Könige) sahen diesen neuen Stern und, durch innere Einsprechung belehrt, erkannten sie in ihm das Zeichen, gleichsam den Herold des langersehnten Welterlösers und den himmlischen Wegweiser zu dessen Geburtsstätte. Ohne Verzug entschlossen sich die hl. drei Könige, dem wunderbaren Stern zu folgen. Derselbe leitete sie sicher und glücklich nach Jerusalem und von da nach Bethlehem, bis er über dem Orte, wo das Kind war, still stand. Die Weisen „gingen nun in das Haus, fanden das Kind mit Maria, seiner Mutter, fielen nieder und beteten es an. Sie thaten auch ihre Schätze auf und brachten ihm Geschenke: Gold, Weihrauch und Myrrhen." (Matth. 2, 11.) Durch diese Berufung der Heiden offenbarte sich Jesus als das verheißene Licht der in Finsternis und Todesschatten schmachtenden Heidenvölker; darum heißt auch die jährliche Gedächtnisfeier derselben: das Fest „der Erscheinung des Herrn." — Auch der greise Simeon bezeichnete Jesus bei Gelegenheit der Darbringung desselben im Tempel als „das Licht zur Erleuchtung der Heiden" (Luk. 2, 32.), und die hl. Kirche segnet am Feste Mariä Lichtmeß die Lichter und hält feierlichen Umgang mit brennenden Kerzen, damit sich die Gläubigen lebhaft erinnern mögen an Jesus, der wie ein glänzendes Licht aufgegangen ist, um die Nacht des Heidentums zu verbannen. Mit inniger Andacht sollen auch wir teil nehmen an dieser heiligen und sinnreichen Feier; denn auch wir verdanken es Jesu, dem Lichte der Heiden, daß wir nicht, wie unsere Väter, in düstern Wäldern dem Fürsten der Finsternis Opfer bringen und Götzenbilder anbeten, sondern im Lichte des hl. alleinseligmachenden Glaubens wandeln und dem wahren, alleinigen Gott den Zoll der Anbetung und das Opfer eines reinen Herzens darbringen.

Was glauben wir nun von Jesus Christus, indem wir das Geheimnis der Menschwerdung glauben?

„Wir glauben, daß Jesus Christus zugleich wahrer Gott und wahrer Mensch — Gottmensch ist: Gott ist er von Ewigkeit, und Mensch ist er geworden in der Zeit."

Jesus Christus ist wahrer Gott; denn er ist, wie schon im zweiten Glaubensartikel dargethan worden, der Eingeborne des ewigen Vaters, die zweite Person der allerheiligsten Dreifaltigkeit. — Jesus Christus ist auch wahrer Mensch; er hat nicht, wie mitunter die Engel, wenn sie den Menschen sichtbar erschienen, bloß die Gestalt eines Menschen, sondern einen wahren, menschlichen Leib angenommen. Er wurde als Kind geboren, wuchs auf, aß, trank und schlief, empfand Hunger, Durst und Müdigkeit, wurde gebunden, geschlagen, gekreuzigt und getötet. „Sehet meine Hände und meine Füße," sprach er zu seinen Jüngern, „tastet und sehet; denn ein Geist hat nicht Fleisch und Bein, wie ihr sehet, daß ich habe." (Luk. 24, 39.) — Mit dem Leibe nahm Jesus Christus auch zugleich eine wahre, menschliche, d. h. mit Verstand und Willen begabte Seele an. Er fühlte in seiner Seele Freude, Liebe, Mitleid, Angst, Furcht, Betrübnis. Er selbst beteuert ja: „Meine Seele ist betrübt bis in den Tod." (Matth. 26, 38.) Und der Evangelist bezeugt, daß demselben „ein Engel vom Himmel erschien und ihn stärkte" (Luk. 22, 43), ihm Trost zusprach. Es wäre demnach ein von der Kirche ausdrücklich verdammter Irrtum*, zu glauben, Christus habe keine menschliche Seele gehabt, sondern die Gottheit habe in ihm die Stelle derselben vertreten.

Da nun Jesus Christus zugleich wahrer Gott und wahrer Mensch ist, so wird er auch ganz richtig und passend Gottmensch genannt. Gott ist Jesus Christus von Ewigkeit her vor aller Zeit, ohne Anfang und Ende; Mensch ist er in der Zeit geworden, als er nämlich vor beinahe zweitausend Jahren vom Himmel herabstieg, die menschliche Natur annahm und aus Maria, der reinsten Jungfrau, geboren wurde. Gottmensch ist demnach Jesus Christus nicht von Ewigkeit her; in alle Ewigkeit wird er aber Gottmensch bleiben, weil das ewige Wort, der göttliche Sohn, die Menschheit angenommen hat, um sich nimmermehr von ihr zu trennen. — Durch diese Annahme und unzertrennliche Vereinigung mit der Menschheit ist aber der Sohn Gottes nicht in einen andern Zustand übergegangen, so daß er von seiner göttlichen Vollkommenheit irgend etwas eingebüßt, oder irgend eine neue Vollkommenheit erlangt hätte; sondern er ist gänzlich unverändert geblieben. Gold bleibt Gold, auch wenn es mit Thon in Berührung kommt, und der Glanz der Sonne wird nicht erhöht durch den matten Schein einer Lampe. In ähnlicher Weise verhält es sich mit der Gottheit des ewigen Sohnes, bei ihrer, wiewohl unvergleichlich innigern Vereinigung mit der menschlichen Natur. Als Gott

* S. Anathem 7. des Papstes Damasus im römischen Konzil v. J. 387.

ist Christus ein höchst einfaches, notwendiges, unendlich vollkommenes Wesen; unmöglich kann er demnach irgend etwas verlieren, weil er als einfach keine Teile, als notwendig keine Eigenschaften hat, die er einbüßen könnte; ebenso unmöglich ist es, daß er vollkommener werde, da eine unendliche Vollkommenheit keines Zuwachses fähig ist. Nicht die Gottheit Christi, sondern nur die Menschheit ist demnach durch die Menschwerdung vervollkommnet worden. „Die Sonne," so bemerkt Johannes Damascen, „spendet uns Licht und Wärme, ohne hinwieder irgend etwas von uns zu empfangen; wie viel mehr gilt dies vom Herrn und Schöpfer der Sonne?" Und wie die Sonne, wofern ein neuer Planet entstände, denselben ohne die mindeste Schmälerung des ihr innewohnenden Lichtes zu beleuchten und zu erwärmen begänne, so begann auch in Christo die Gottheit ohne irgend eine Veränderung auf die mit ihr vereinigte Menschheit ihren gnadenreichen Einfluß zu üben.

Weil Jesus Christus Gott und Mensch zugleich ist, so redet er von sich selbst bald als Gott, d. h. mit Rücksicht auf seine Gottheit, bald als Mensch, d. h. mit Rücksicht auf seine Menschheit. Als Gott redet er von sich selbst, wenn er sagt: „Ich und der Vater sind eins." (Joh. 10, 30.) „Alles, was der Vater thut, das thut auf gleiche Weise auch der Sohn." (Joh. 5, 19.) „Alles, was der Vater hat, ist mein." (Joh. 16, 15.) „Ehe Abraham ward, bin ich." (Joh. 8, 58.) Denn als Gott (der Gottheit nach) ist er seinem Vater in allem gleich, ewig, allmächtig, vollkommen, wie der Vater. — Als Mensch redet er, wenn er sagt: „Der Vater ist größer als ich" (Joh. 14, 28.); denn als Mensch (der Menschheit nach) ist Jesus ein Geschöpf, mithin geringer, als der Vater. Als Mensch sprach er zu den Söhnen des Zebedäus: „Meinen Kelch werdet ihr zwar trinken, aber das Sitzen zu meiner Rechten oder Linken euch zu geben, steht mir nicht zu, sondern denen es bereitet ist von meinem Vater" in seinem ewigen Ratschlusse. (Matth. 20, 23.) Als Mensch sprach er: „Der Geist des Herrn ist über mir, darum hat er mich gesalbet und mich gesendet, den Armen das Evangelium zu verkünden" (Luk. 4, 18.); und: „Vater, nicht mein, sondern dein Wille geschehe." (Luk. 22, 42.) Weil jener Jüngling, welcher in Christo nur die Menschheit sah und nicht die Gottheit anerkannte, ihn dennoch „guter Meister" nannte und fragte, was er „Gutes thun müsse", so antwortete ihm Jesus: „Warum nennest du mich gut? Niemand ist gut als Gott allein." (Mark. 10, 18.) Dadurch wollte Jesus keineswegs in Abrede stellen, daß er Gott sei, oder daß er als Mensch nicht auch gut wäre; sondern er wollte zu verstehen geben, daß jegliches Gute von Gott komme, mithin Gott allein dieser Name im vollen Sinne gebühre. Er wollte demnach die Huldigung des Jünglings, der vor ihm niederkniete, nur insofern annehmen, als er von demselben nicht als bloßer Mensch, sondern als Gottmensch anerkannt würde, und er suchte ihn so zum Bekenntnisse seiner Gottheit anzuregen. — Um also die sich scheinbar widersprechenden Stellen der hl. Schrift, welche Jesum Christum betreffen, gehörig zu verstehen und zu erklären, darf man nie vergessen, daß von ihm, der einen und selben Person, bald, insofern er Gott, bald, insofern er Mensch ist, die Rede sei. — Diese unterschiedliche Redeweise des

Gottmenschen hat eine Ähnlichkeit mit der Art und Weise, in der wir von uns selber zu reden pflegen. Denn auch wir sprechen anders und wieder anders, je nachdem wir unsere geistige oder körperliche Natur im Auge haben. Was ist der Mensch? Ein Erdwurm, Staub und Asche; so antworten wir, indem wir unsere körperliche Natur ins Auge fassen. „Du bist Staub," sprach Gott selbst zum Menschen, „und sollst zum Staube wiederkehren." (1. Mos. 3, 19.) Nehmen wir aber Rücksicht auf unsere geistige Natur, so lautet unsere Antwort: Der Mensch ist der König und die Krone der Schöpfung, der Hauch, das unsterbliche Ebenbild des Allerhöchsten, den Engeln fast gleich geworden. (Ps. 8, 5—7.) Beide Antworten sind gleich wahr, weil der Mensch aus Leib und Seele, d. h. aus einer körperlichen und geistigen Wesenheit zusammengesetzt ist.

2. Zweiheit der Naturen und Einheit der Person.

Wie viele Naturen giebt es in Jesu Christo?

„Es giebt zwei Naturen in Jesu Christo: die göttliche Natur, weil er Gott ist, und die menschliche, weil er Mensch ist."

Die göttliche Natur in Christo ist seine Gottheit, die menschliche Natur seine Menschheit. Die göttliche Natur hat er vermöge seiner ewigen Geburt aus Gott dem Vater; die menschliche Natur vermöge seiner zeitlichen Geburt aus Maria, der reinsten Jungfrau. Wiewohl beide Naturen in Christo aufs innigste vereinigt sind, so sind dieselben doch von einander wesentlich verschieden. Es verhält sich hinsichtlich dieser Verschiedenheit in ähnlicher Weise, wie mit unserm Leibe und unserer Seele. Beide sind in dem einen Menschen innigst miteinander vereinigt; dennoch ist der Leib etwas ganz anderes, als die Seele; der Leib ist Fleisch, die Seele ist Geist. So ist auch die Menschheit Christi mit seiner Gottheit innigst verbunden und dennoch ihrem Wesen nach von der Gottheit unendlich verschieden. — Die Art und Weise, wie die Gottheit in Christo mit seiner Menschheit vereinigt ist, läßt sich mit keiner, selbst nicht mit der Vereinigung zwischen Leib und Seele vergleichen. Als Vereinigung des Unendlichen mit dem Endlichen ist sie einzig in ihrer Art, unaussprechlich, unbegreiflich. Die Vereinigung unseres Leibes mit unserer Seele ist nicht unzertrennlich; aber die der Gottheit mit der Menschheit ist unzertrennlich. Selbst beim Tode Jesu hat sich seine Gottheit weder von dem Leibe, noch von der Seele getrennt. Durch die Vereinigung unseres Leibes mit der Seele bildet sich eine andere, nämlich die menschliche Natur; denn die menschliche Natur besteht weder im Leibe allein, noch in der Seele allein, sondern ist aus beiden zusammengesetzt. Aber durch die Verbindung der Gottheit mit der Menschheit entsteht keine neue, etwa gottmenschliche

Natur. In uns Menschen **ergänzen** sich Leib und Seele gegenseitig, nicht nur zur Bildung der menschlichen Natur, sondern auch zur Vollbringung naturgemäßer Handlungen, indem Leib und Seele in der ihnen entsprechenden Thätigkeit vielfach von einander abhangen. So kann der Leib ohne die Seele sich nicht bewegen, nicht empfinden, nicht leben, und wenn der Leib verwundet oder krank ist, hungert oder durstet, so empfindet auch die Seele den Schmerz und das Bedürfnis; sie wird gestört in ihren geistigen Verrichtungen, und nicht selten hemmt die Verletzung irgend eines edlern Teiles des menschlichen Leibes, z. B. des Gehirns, den Gebrauch der höhern Seelenkräfte, des Verstandes und des freien Willens. In Christo hingegen verhält es sich ganz anders. Beide Naturen sind in ihrer Art vollständig und in ihren natürlichen Verrichtungen unabhängig. Jede hat nämlich ihr eigentümliches, besonderes Leben, ihre eigentümliche, besondere Thätigkeit. Als in Christo die Menschheit Hunger und Durst, Angst und Traurigkeit empfand, unsägliche Schmerzen erduldete, blieb seine Gottheit unberührt von allen diesen Leiden und Schwachheiten; selbst der bitterste Tod am Kreuze trübte die unendliche Seligkeit der Gottheit keinen Augenblick, in gar keiner Weise.

Desgleichen dürfen wir nicht annehmen, daß die Menschheit durch ihre Vereinigung mit der Gottheit in diese sich auflöste, gleichsam vernichtet oder verschlungen wurde, wie ein Tropfen Öl im großen Weltmeere zerfließt und verschwindet, oder daß beide mit einander sich vermengten und verschmelzten wie zwei Metalle im Schmelztiegel, so daß sie fortan nur mehr eine, durch Mischung entstandene Natur ausmachten. Alle diese Gedanken und Vorstellungen sind so ungereimt, daß sie hier gar keine Erwähnung fänden, wenn es nicht Irrlehrer gegeben hätte, die sich von ihrem Urheber Eutyches **Eutychianer** nannten, welche derlei Unsinn lehrten und, wie dies bei Irrlehrern stets der Fall ist, mit der größten Hartnäckigkeit verteidigten. Diese Irrlehre wurde in der allgemeinen Kirchenversammlung zu Chalcedon, wo 520 Bischöfe unter dem Vorsitze von vier päpstlichen Legaten beisammen waren, feierlich verdammt. Der Glaubensentscheid des Konzils lautet: „In die Fußstapfen der hl. Väter tretend, lehren wir alle einstimmig, es sei Glaube der Kirche, daß der eine und selbe Jesus Christus der Sohn (Gottes) und unser Herr sei, daß derselbe vollkommen in der Gottheit, und daß derselbe vollkommen in der Menschheit, wahrhaft Gott und wahrhaft Mensch sei ... daß der eine und selbe Christus, der eingeborne Sohn und Herr, in zwei Naturen ohne Vermischung, ohne Verwandlung, ohne Trennung, ohne Absonderung anzuerkennen sei; daß durch die Einigung der

Unterschied der Naturen nicht aufgehoben worden sei, sondern daß vielmehr die eine und die andere Natur ihre Eigentümlichkeit unversehrt beibehalten habe.“ Desungeachtet erlosch die Lehre des Eutyches im Oriente nie völlig. Ein Teil der Armenier, die Kopten in Ägypten, die Jakobiten in Syrien sind noch heutzutage Anhänger dieses beklagenswerten Irrtumes, welcher durch die Leugnung der menschlichen Natur in Christus den Menschen des wonnevollen Trostes beraubt, in demselben zugleich seinen Gott anzubeten und seinen Bruder zu lieben.

Giebt es in Jesu Christo auch zwei von einander unterschiedene Willen?

„Ja, es giebt in Jesu Christo einen göttlichen Willen und einen menschlichen, der aber dem göttlichen immer vollkommen unterworfen ist.“

Wie zur göttlichen Natur ein göttlicher Wille gehört, so gehört auch zur menschlichen Natur ein menschlicher Wille; denn wie kein verstand- und willenloser Gott, so ist auch keine menschliche Seele denkbar, die nicht mit Verstand und Willen, d. h. mit der Kraft oder dem Vermögen, wie zu erkennen, so auch zu wollen, begabt wäre. Da nun Christus beide Naturen in ihrer ganzen Vollständigkeit besitzt, so folgt notwendig, daß in ihm auch zwei den beiden Naturen entsprechende, und wie diese, von einander wesentlich verschiedene Willen sind. Wäre die menschliche Natur nur ein willenloses Werkzeug in der Hand Gottes, des ewigen Wortes, gewesen, und hätte demnach Christus keinen andern als den göttlichen Willen gehabt, so würde der hl. Paulus von ihm mit Unrecht lehren, daß „er gehorsam ward bis zum Tode“ (Phil. 2, 8.), und daß er uns durch seinen Gehorsam gerechtfertigt oder erlöset hat. (Röm. 5, 19.) Denn der Gehorsam ist die freie Unterwerfung des eigenen Willens unter einen höhern Willen; es muß demnach ein zweifacher Wille bestehen, damit eine solche Unterwerfung möglich sei. Als Gott konnte aber Christus keinen zweifachen Willen haben; denn Vater, Sohn und heiliger Geist haben nur einen und denselben allerhöchsten Willen. Es ergiebt sich mithin unstreitig, daß in Christo außer dem göttlichen auch noch ein menschlicher Wille bestand. Dieses ist die Lehre der heiligen Väter, gegründet auf die Aussprüche der hl. Schrift; es ist die ausdrückliche Lehre der ganzen katholischen Kirche, welche in der sechsten allgemeinen Kirchenversammlung von Konstantinopel (im J. 680) den entgegengesetzten Irrtum, daß in Christo nur ein (der göttliche) Wille sei, feierlich verdammte.*

* Da man unter dem Ausdrucke „Wille“ sowohl das der menschlichen Natur eigentümliche Vermögen zu wollen (Willensvermögen), als auch den

Indem wir aber in Christo, wie zwei Naturen, so auch zwei natürliche (d. h. den Naturen entsprechende) Willen anerkennen, so bekennen wir zugleich mit dem genannten Konzil, „daß diese beiden Willen einander nicht zuwider sind, da sein menschlicher Wille nicht widersteht, noch widerstreitet, sondern seinem göttlichen und allmächtigen Willen unterworfen ist.“ — Diese völlige Unterwürfigkeit des menschlichen Willens unter den göttlichen erhellt aus vielen Stellen der hl. Schrift. „Ich suche nicht meinen Willen,“ spricht Christus (Joh. 5, 30.), „sondern den Willen dessen, der mich gesandt hat.“ Ebenso (Joh. 6, 38.): „Ich bin vom Himmel herabgekommen, nicht damit ich meinen Willen thue, sondern den Willen dessen, der mich gesandt hat.“ Und als ihn beim herannahenden Leiden im Ölgarten Todesangst befiel, sprach Christus zu seinem himmlischen Vater: „Mein Vater, wenn es möglich ist, so gehe dieser Kelch vor mir vorüber: doch nicht wie ich will, sondern wie du willst“ (Matth. 26, 39.), oder wie es bei Lukas (22, 42.) heißt: „Vater, willst du, so nimm diesen Kelch von mir, doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe!“ Christus wollte nach der Bemerkung des hl. Cyrillus von Alexandrien (Bch. 4. üb. Joh.) damit sagen: „O Vater, wenn es möglich ist, daß ich, ohne den Tod zu erleiden, denjenigen, die demselben verfallen sind, das Leben wieder gebe; wenn der Tod besiegt werden kann, ohne daß ich demselben erliege, so wünsche ich der Menschheit nach, daß der Kelch vorübergehe. Da es jedoch nicht anders geschehen kann, so geschehe nicht, was ich will, sondern was du willst.“ „Die Menschheit nämlich,“ so schreibt der Abt Rupert,* „empfand natürlicher Weise Furcht und Entsetzen vor dem bittern

---

aus demselben hervorgehenden Akt (Willensakt, Willensäußerung), oder auch beide zugleich verstehen kann, so entsteht die Frage, in welchem Sinne dieser Ausdruck hier, wo vom menschlichen Willen Christi die Rede ist, zu nehmen sei. — Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß „Wille“ vorliegenden Falls nicht bloß das Vermögen zu wollen, sondern auch den aus demselben entspringenden Akt bedeutet. Denn, wie Suarez bemerkt (Disputat. 37. Sect. 1. in 3. p. S. Thom.), redet die hl. Schrift vorzugsweise von den Akten des menschlichen Willens Christi, und die Konzilien reden zu gleicher Zeit und in gleicher Weise vom Vermögen und von den Akten. So heißt es unter anderm im Schreiben des Papstes Agatho, welches in der benannten Kirchenversammlung von Konstantinopel verlesen wurde: „In Gemäßheit dessen, was die Propheten von Christus lehrten, was er selbst gelehrt, und das Glaubensbekenntnis der hl. Väter uns überliefert hat, verkünden wir laut: es seien (in Christo) zwei natürliche Willen und zwei natürliche Wirksamkeiten.“ Auch der Grund, den Suarez ebendaselbst angiebt, darf hier nicht übergangen werden. Jedes Vermögen ist um der Wirksamkeit willen da, und durch das bloße Willensvermögen konnte Christus weder Verdienste sich erwerben, noch Genugthuung leisten, dazu wurden Akte des Willens erfordert.

* De victoria Verbi Dei, L. 12. c. 17.

Todeskelch, und die Seele wollte gern aus natürlicher Liebe zum Körper im Fleische verbleiben. Die Gottheit hingegen hatte bloß im Auge, was zum Heile der Menschen erforderlich war, und die Menschheit Christi gab dem Willen der göttlichen Natur vor dem ihrigen den Vorzug." So wollte zwar der menschliche Wille Christi etwas anderes, als der göttliche, jedoch nicht schlechthin, sondern nur bedingungsweise. Da aber Christus zugleich sah, daß die Erfüllung des Willens seiner Menschheit mit den väterlichen Absichten und Ratschlüssen unvereinbar sei, so leistete er auf dieselbe Verzicht, d. h. er unterwarf seinen menschlichen Willen dem göttlichen mit unverzüglicher und vollkommener Ergebenheit. Auf solche Weise sollen auch wir unsern Willen dem göttlichen unterwerfen. Begehrt Gott irgend ein schweres Opfer von uns, ein Opfer, wogegen unser natürlicher Wille sich sträubt, das Opfer eines geliebten Freundes, Bruders oder Vaters, vielleicht gar das Opfer unserer Gesundheit, unseres Lebens; so sollen wir nicht klagen, nicht widersprechen, sondern uns in den göttlichen Willen ergeben. Zwar dürfen wir mit Jesus beten: „Herr, wenn es möglich ist, daß ich dich nach deinem heiligsten Willen verherrliche und zum Heile gelange, ohne den bittern Kelch zu trinken, so laß ihn an mir vorübergehen"; allein wir sollen auch voll Demut und Ergebung beifügen: „Doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe; nicht wie ich will, sondern wie du willst!"

Giebt es in Jesu Christo auch zwei Personen?

„Nein, Jesus Christus ist nur eine, und zwar göttliche Person; denn die beiden Naturen sind in der einen Person des Sohnes Gottes unzertrennlich vereinigt." — Zwei Stücke sind hier zu erklären: 1) daß Christus nur eine Person, 2) daß diese eine Person keine menschliche oder gottmenschliche, sondern eine göttliche, nämlich die zweite Person der hl. Dreieinigkeit ist.

1) Von Jesu Christo, unserm Herrn, sagt das Athanasianische Glaubensbekenntnis: „Obwohl er Gott und Mensch ist, so sind doch nicht zwei, sondern nur ein Christus. . . . Denn gleich wie die vernünftige Seele und der Leib ein Mensch ist, so ist auch Gott und Mensch ein Christus." Wie also in uns die Seele und der Leib einen Menschen, eine Person ausmachen, so sind auch in Christo Gottheit und Menschheit zu einer Person und zwar unzertrennlich für immer und ewig vereinigt. Christus, der Menschensohn, ist somit nicht eine besondere, von Christo, dem Gottessohne verschiedene, sondern die eine und dieselbe Person, der eine und derselbe Christus. Und diese Einheit der Person ist nicht bloß, wie gewisse Irrlehrer behaupteten, von der äußern Gestalt

und Erscheinung, sondern auch von der innern, wesenhaften Einheit zu verstehen. Christus ist als unsichtbarer Gott und als sichtbarer Mensch ganz dieselbe Person. — Wir dürfen uns demnach die Vereinigung des göttlichen Sohnes mit der menschlichen Natur nicht so vorstellen, als hätte er dieselbe bloß wie ein Kleid angezogen; denn das Kleid macht mit dem Menschen, der es trägt, nicht eine und dieselbe Person aus. Wer z. B. ein seidenes Kleid anzieht, kann deshalb nicht sagen, er sei Seide geworden, das Kleid mache mit ihm einen und denselben Menschen aus. Der göttliche Sohn hingegen hat die menschliche Natur so enge mit sich vereinigt, so unaussprechlich innig an sich gezogen, daß die heil. Schrift sagt: „Er ist Fleisch geworden," und daß die Kirche lehrt, Gott und Mensch sei einer, eine und dieselbe Person. Auch dürfen wir uns diese Vereinigung nicht so denken, als hätte sich zuerst die Seele mit dem Leibe zu einer menschlichen Person vereinigt, und das göttliche Wort hierauf diesen einen Menschen zu seiner Wohnung erwählt und mit seinen Gnadengaben erfüllt. Denn das göttliche Wort hat, indem es Fleisch ward, nicht eine menschliche Person, sondern die menschliche Natur angenommen, und diese, sagt der hl. Leo (Rede 3. üb. d. Geb. des Herrn), „wurde nicht so von ihrem Schöpfer in seine Gemeinschaft aufgenommen, daß er nur der Bewohner, und sie lediglich die Wohnung war." Zu jedem Gerechten kommt ja Christus und nimmt Wohnung bei ihm (Joh. 14, 23.); dennoch wird der Gerechte dadurch nicht eine Person mit Christo, so daß er von sich sagen könnte: Ich bin Gott, ich bin der Schöpfer des Weltalls. Allerdings ist in Christo die Menschheit etwas anderes, als die Gottheit, aber Christus ist nicht ein anderer als Mensch und ein anderer als Gott, sondern Gott und Mensch ist ganz die eine und dieselbe Person, durchaus der eine und derselbe Christus, der eine und derselbe Gottessohn, hochgelobt in Ewigkeit. Daher sagen wir, von Christo redend, mit allem Rechte: Gott ist Kind geworden, Gott lag in der Krippe, Gott hat gelitten, ist am Kreuze gestorben; und wiederum: Dieser Mensch ist Gott, allmächtig, allweise, der Schöpfer des Himmels und der Erde. Denn obwohl Christus nicht der Gottheit nach gelitten hat und gestorben ist und nicht der Menschheit nach die Welt erschaffen hat, so bleibt doch immer wahr, daß der, welcher für uns am Kreuze gestorben ist, und der, welcher die Welt erschaffen hat, der eine und derselbe Christus ist. — Und indem wir so sprechen und glauben, so sprechen und glauben wir nicht anders, als die hl. Schrift spricht und lehrt, und als die katholische Kirche von jeher gesprochen, geglaubt und gelehrt hat. Nach den Worten der hl. Schrift ist es derselbe Menschensohn, der als Gott im

Himmel ist, vom Himmel herabgestiegen, und als Mensch wieder in den Himmel aufgestiegen ist (Joh. 3, 13; 6, 63.); einer und derselbe, der als Mensch noch nicht fünfzig Jahre alt, dennoch (als Gott) älter ist als Abraham (Joh. 8, 52.); einer und derselbe, der als Gott gesagt hat: „Ich bin die Auferstehung und das Leben" (Joh. 11, 25.), und der als Mensch am Kreuze gerufen hat: „Mein Gott! mein Gott! warum hast du mich verlassen?" (Matth. 27, 46.); einer und derselbe, der Gott gleich ist und dennoch in Knechtsgestalt den Menschen gleich erfunden ward. (Phil. 2, 7.) „Nicht ein anderer ist vom Vater, und ein anderer von der Jungfrau, sondern derselbe anders vom Vater und anders von der Jungfrau geboren."* „Nicht ein anderer ist Gott, und ein anderer Mensch, sondern eben derselbe ist wahrhaft Gott, der auch Mensch ist, und hinwiederum eben derselbe ist wahrhaft Mensch, der auch Gott ist, Jesus Christus, der eine Sohn Gottes."** In demselben Sinne sprechen sich überhaupt alle hl. Väter und kirchlichen Schriftsteller aus.

Diese Lehre von zwei Naturen, die in der einen Person des Sohnes Gottes unzertrennlich vereinigt sind, ist schon vor mehr als tausend Jahren in den allgemeinen Kirchenversammlungen von Ephesus, Chalcedon und von der dritten Konstantinopolitanischen feierlich ausgesprochen worden. Desgleichen wurde daselbst einstimmig und wiederholt der Irrtum derjenigen verdammt, welche dem Scheine nach einen Christus annahmen, insofern nämlich nur einer sichtbar unter den Menschen wandelte, in Wahrheit aber zwei aufstellten, indem sie behaupteten, der sichtbare Christus (Christus Mensch) sei nicht derselbe, als der unsichtbare (Christus Gott), sondern der erstere sei nur des letztern Tempel und Besitztum gewesen. „Das ist also der rechte Glaube," sagt das Athanasianische Glaubensbekenntnis, „daß wir für wahr halten und bekennen, unser Herr Jesus Christus sei Gott und Mensch zugleich, vollkommen Gott und vollkommen Mensch . . . Obwohl er aber Gott und Mensch ist, so sind doch nicht zwei, sondern es ist nur ein Christus: einer nicht durch Verwandlung der Gottheit in die Menschheit, sondern durch Annahme der Menschheit zur Gottheit: schlechtweg einer nicht durch Vermischung der Wesenheit (der Naturen), sondern durch Einheit der Person . . . Das ist die katholische Lehre; wer dieselbe nicht treu und fest glaubt, kann nicht selig werden."

2) Die eine Person Jesus Christus ist offenbar keine rein menschliche; denn sonst müßte man die gotteslästerliche Behauptung

* Der hl. Ambrosius von der Menschwerdung. (K. 5. n. 35.)
** Kassian, Bch. 1. von der Menschwerdung. (K. 5.)

aufstellen, das ewige Wort habe durch Annahme der menschlichen Natur aufgehört, die zweite Person in der Gottheit, der göttliche Sohn zu sein. — Auch ist sie keine gottmenschliche; denn, wie die hl. Väter einstimmig lehren, ist durch die Vereinigung der beiden Naturen in Christo eben so wenig eine neue Person, als eine neue (etwa gottmenschliche) Natur entstanden, was doch sein müßte, wenn aus der göttlichen eine gottmenschliche Person geworden wäre. Mit Recht nennen wir zwar Christus einen Gottmenschen; denn er ist in Wahrheit Gott und Mensch zugleich. Mit Recht anerkennen wir auch in ihm eine gottmenschliche Thätigkeit oder Wirksamkeit (gottmenschliche Handlungen oder Verrichtungen), weil in ihm eine zweifache natürliche Thatkraft und Wirkungsweise, eine göttliche und menschliche, vorhanden ist;* wir nennen Christus aber nicht eine gottmenschliche Person, weil in ihm nicht eine zweifache, eine göttliche und menschliche Person zugleich ist. — Christus ist also keine andere als eine göttliche Person, die zweite Person der hochheiligen Dreieinigkeit, der eingeborne, von Ewigkeit erzeugte Sohn Gottes des Vaters. Dieser göttliche Sohn nahm in der Zeit die menschliche Natur an und vereinigte sie auf eine so innige und unvergleichliche Weise mit seiner göttlichen, daß die Menschheit Christi nicht abgesondert für sich selbst besteht, sondern ihren Bestand in der Persönlichkeit des göttlichen Sohnes hat, daß sie sonach nur eine göttliche, in zwei Naturen bestehende Person ist. Daher erklärt die V. allgemeine Kirchenversammlung im 10. Kanon: „Wer nicht bekennt, unser dem Fleische nach gekreuzigter Herr Jesus sei wahrer Gott und Herr der Glorie und einer von der hl. Dreieinigkeit, der sei im Banne."**

* Das Konzil vom Lateran I. Kan. 15. spricht das Anathem gegen diejenigen aus, welche thörichter Weise annehmen, die gottmenschliche Wirkungsweise Christi, deivirilem operationem, quod Graeci dicunt θεανδρικήν, sei nur eine, nicht aber, wie die hl. Väter lehren, eine zweifache, göttliche und menschliche.

** Zur weitern Erläuterung des bereits Gesagten möge folgende Erklärung des hl. Thomas (Compend. theolog.) dienen. — Der Ausdruck „Person" (Hypostase) bezeichnet bei den Theologen überhaupt ein Ganzes, ein vollkommen Vollendetes, etwas an und für sich Bestehendes, das mithin weder ein ergänzender Teil, noch selber einer Ergänzung bedürftig ist. Unser Leib und unsere Seele, als von einander getrennt gedacht, sind keine Person; denn sie sind bestimmt, als Teile der menschlichen Natur miteinander verbunden zu sein und erst in ihrer Vereinigung ein für sich bestehendes Ganzes, eine menschliche Person zu bilden. Wäre nun die göttliche Natur in Christo kein vollkommen vollendetes Ganzes, sondern wie die menschliche Seele gleichsam ein Teil, welcher in Verbindung mit einem andern Wesen erst vollendet und ergänzt werden müßte, so würde durch ihre Vereinigung mit der Menschheit eine neue (gottmenschliche) Person entstanden sein, bestehend aus Gottheit, Leib und Seele, ganz in derselben Weise, wie aus der Vereinigung unserer

Wären zwei Personen in Christo, eine göttliche und eine menschliche, so dürften wir, ohne uns einer Abgötterei schuldig zu machen, die Menschheit Christi nicht anbeten. Da aber dieselbe mit der Gottheit in einer und derselben göttlichen Person vereinigt ist, so hatten die Väter des benannten Konzils Grund genug, den 9. Kanon abzufassen, der so lautet: „Wer nicht der ursprünglichen Überlieferung der hl. Kirche Gottes gemäß, Gott, dem menschgewordenen Worte, samt dessen Fleische eine und dieselbe Anbetung zollet, der sei im Banne." Ganz treffend bemerkt hierüber der hl. Athanasius (Br. an Adelphius): „Wir beten nicht ein Geschöpf an, sondern den fleischgewordenen Herrn der Schöpfung, das göttliche Wort. Denn

---

Seele mit dem Leibe die menschliche Person entsteht. Da aber die göttliche Natur in Christo von Ewigkeit ein aus sich und für sich bestehendes Ganzes, ein in jeder Beziehung unendlich vollendetes, jeder Vervollkommnung unfähiges Wesen ist, so blieb seine Persönlichkeit, was sie vor der zeitlichen Annahme der Menschheit war, eine rein göttliche. Die Seele hingegen und der Leib Christi wurde zur Teilnahme an der Persönlichkeit des ewigen Wortes erhoben, erhielten in derselben ihren Bestand, und somit ist die eine Person des Gottessohnes zugleich Person (Hypostase) des Menschensohnes.

Es wurde so eben gesagt, daß durch die Vereinigung der Seele mit dem Leibe die menschliche Person entstehe. Da nun aber in der allerheiligsten Menschwerdung eine Vereinigung der Seele Christi mit dem Leibe Christi stattfand, so könnte man veranlaßt sein zu folgern, daß Christus auch eine menschliche Person sein müsse; es sei denn, daß die menschliche Natur durch die Vereinigung mit dem ewigen Worte ihre Persönlichkeit verloren habe und aus Person Nicht-Person geworden sei. Derlei Folgerungen wären aber ganz und gar unrichtig. „Denn das göttliche Wort," sagt das Konzil von Toledo, „hat nicht die Person des Menschen, sondern bloß die Natur angenommen." Diese menschliche Natur hat eigentlich ihre Persönlichkeit nie verloren, weil sie niemals eine eigene hatte, niemals an und für sich, abgesondert von der Person des Wortes, sondern stets in derselben und durch dieselbe bestand (subsistierte). Denn in demselben Augenblicke, wo durch Wirkung des heil. Geistes die Seele mit dem Leibe vereinigt wurde, vereinigte der Sohn Gottes beide in sich mit seiner göttlichen Natur, und auf diese Weise bildete der Leib und die Seele Christi niemals, wie das bei uns Menschen der Fall ist, ein für sich bestehendes Ganzes, sondern hatte stets in Gemeinschaft mit der göttlichen Natur ihren Bestand in der Person des Wortes, so daß nun ein und derselbe Sohn Gottes in zweifacher Natur ist.

Hat aber Christus, wie gesagt, nicht die Person, sondern nur die Natur des Menschen angenommen, wie kann denn Christus, so ließe sich hier fragen, von sich als vom Menschensohne reden? Der Menschensohn ist doch wohl eine Person. — Hierauf antwortet der hl. Anselm (De incarnat. c. 6.) ebenso bestimmt als bündig: „In Christo ist Gott Person und der Mensch Person; und dennoch sind nicht zwei, sondern nur eine Person." Denn „dieselbe Person (Hypostase) des ewigen Wortes," sagt der hl. Johannes Damascen (De orthod. fide L. 3. c. 9.), „ist die Person beider Naturen, so daß keine derselben unpersönlich, noch die Persönlichkeit der einen von der Persönlichkeit der andern verschieden ist." Dadurch nun, daß der menschlichen Natur ihre eigentümliche Persönlichkeit abgeht, hört sie nicht auf, als solche vollkommen zu sein. Denn, bemerkt Petavius (De incarnat. L. 3. c. 15. n. 6.), sie hat nicht nur alle wesentlichen Bestandteile in ihrer ganzen Vollständigkeit, sondern sie hätte auch ihrer Beschaffenheit nach ihre eigene, jeder menschlichen Natur eigentümliche Daseinsweise (Subsistens); wenn nicht

wiewohl das Fleisch, für sich betrachtet, ein Teil der Schöpfung ist, so ist es doch Gottes Leib geworden. Nun beten wir aber diesen Leib nicht an in der Absonderung vom ewigen Worte, noch trennen wir dasselbe vom Fleische, wenn wir es anbeten wollen."* — Auch die hl. Schrift macht keinen Unterschied zwischen der Gottheit und Menschheit, wo sie von der Anbetung des Gottmenschen redet, wie schon zur Genüge erhellt aus den Worten des hl. Paulus: „Es sollen ihn (den Gottmenschen) anbeten alle Engel Gottes!" (Hebr. 1, 6.)

Warum wird die Menschwerdung des Sohnes Gottes der Wirkung des hl. Geistes zugeschrieben?

„Weil sie vorzugsweise eine Wirkung der göttlichen Liebe und Gnade gegen uns Menschen ist."

Nicht ohne Grund schreiben wir die Menschwerdung Jesu Christi der Wirksamkeit, der Kraft des hl. Geistes zu. Die heil.

---

vermöge göttlicher Dazwischenkunft die gewöhnliche, der Natur zukommende Weise des Bestehens durch eine außergewöhnliche und unvergleichlich erhabenere ersetzt würde. Allerdings gehört es zur Vollkommenheit der menschlichen Natur, daß sie auf irgend eine ihr angemessene Weise bestehe (subsistiere); es ist aber für dieselbe weit vollkommner, in einer göttlichen Person, als in sich und für sich selbst zu bestehen.

Derartige, auf das unbegreifliche Geheimnis der Menschwerdung bezügliche Erörterungen dürfen zwar manchem spitzfindig und unnütz erscheinen. Anderes dachten aber die hl. Kirchenväter, welche dasselbe Jahrhunderte lang gegen alle offenen und verdeckten Angriffe der Irrlehrer mit bewunderungswürdigem Scharfsinne und unermüdetem Eifer verteidigten. Der hl. Fulgentius (L. 1. ad Trasim. c. 4.) bemerkt, „daß fast alle Glaubensirrtümer bald so, bald anders sich einschlichen, indem man das große Geheimnis der Menschwerdung entweder nicht glaubte, so wie es ist, oder selbes gar nicht glaubte." — Der Glaube an dieses Geheimnis, welches gleichsam den Angelpunkt bildet, um den sich unser ganzes Heil dreht, liegt aber hauptsächlich darin, daß bei der Zweifachheit der Natur nicht nur die äußere, sondern auch die innere, wesenhafte (physische) Einheit der Person, oder die eine Hypostase (eine Ichheit) festgehalten werde. (Auch Nestorius nahm in einem gewissen Sinne eine Person, aber nicht eine Hypostase an.) Ist nämlich Christus Gott und Christus Mensch nicht die eine und selbe Person (Hypostase), so ist das Wort nicht Fleisch geworden; so ist Maria nicht die Mutter Gottes; so ist Gott nicht für uns gekreuzigt worden, nicht gestorben, nicht auferstanden; so hat Gott uns nicht erlöst; so ist Christus, der Menschensohn, nicht Gottessohn, nicht wahrhaft Gott; so verleitet uns die katholische Kirche zur Abgötterei, indem sie uns den Leib und das Blut Jesu Christi anbeten heißt, verleitet uns zum gröbsten Irrtume, wenn sie uns lehrt (Konzil von Ephesus, Kan. 11.), „das Fleisch unseres Herrn Jesu Christi sei ein lebendigmachendes (vivificatrix), weil es das eigene Fleisch des Wortes, welches alles zu beleben vermag, geworden ist."

Der Katechet hat freilich im christlichen Unterrichte sich nicht mit allen den Spitzfindigkeiten verschollener Irrlehren abzugeben; allein unumgänglich notwendig ist es, daß er selbst die Lehre von den christlichen Geheimnissen recht auffasse und sich von denselben einen richtigen Begriff mache, damit er sie auch andern in angemessener Weise darstelle und erkläre.

* Vgl. die Bulle Pius' VI. auctorem fidei 61.

Schrift lehrt dieses ausdrücklich. „Sieh," sprach der Engel zu Maria, „du wirst empfangen und einen Sohn gebären, und du sollst seinen Namen Jesus nennen," und die Art und Weise angebend, wie diese Verheißung erfüllt werden solle, fährt der himmlische Botschafter fort: „Der hl. Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Allerhöchsten dich überschatten; darum wird auch das Heilige, welches aus dir geboren werden soll, Sohn Gottes genannt werden." (Luk. 1, 31. u. 35.) Desgleichen sprach auch der Engel des Herrn im Schlafe zu Joseph, dem jungfräulichen Bräutigam Mariä: „Joseph, Sohn Davids, fürchte dich nicht, Maria, dein Weib, zu dir zu nehmen; denn was in ihr erzeuget worden, das ist vom hl. Geiste." In Übereinstimmung mit der Schrift bekennt daher die Kirche im apostolischen Glaubensbekenntnisse vom göttlichen Sohne, daß „er empfangen ist vom hl. Geiste," und im Nicäischen, daß „er durch den hl. Geist aus Maria der Jungfrau Fleisch angenommen hat." Der hl. Geist also, der im Anfange lebenspendend „über den Gewässern schwebte," stieg auch über die allerseligste Jungfrau herab und bewirkte auf unerhörte, ganz geheimnisvolle Weise, daß sie wahre Mutter des Sohnes Gottes ward und so demjenigen das zeitliche Leben gab, welcher das ewige Leben ist. Dieses erstaunliche Wunder, wodurch in Erfüllung ging, was der Prophet Isaias (7, 14.) vorher verkündet hatte: „Sieh, die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären," es war das Werk des hl. Geistes. Nicht irgend ein Mensch, sondern derjenige, welcher die Quelle und der Urgrund aller Heiligkeit ist, der göttliche Geist, sollte der Urheber der engelreinen Empfängnis des Heiligen der Heiligen sein.

Wenn man übrigens sagt, Jesus Christus sei durch die Wirksamkeit des hl. Geistes empfangen worden, so will dies nicht heißen, daß diese Person der allerheiligsten Dreieinigkeit allein das unerforschliche Geheimnis der Menschwerdung gewirkt habe. Alle drei Personen haben dabei zusammengewirkt, indem nach der Glaubenslehre alles, was Gott nach außen in den erschaffenen Dingen wirkt, allen drei Personen gemein ist, und niemals eine ohne die übrigen irgend etwas vollbringt. Gleichwie man aber dem Vater die Schöpfung, dem Sohne die Erlösung, dem hl. Geiste die Heiligmachung zuschreibt, obschon alle drei Personen bei der Schöpfung, bei der Erlösung und Heiligmachung mitgewirkt haben und noch mitwirken, so wird auch die Menschwerdung Jesu Christi, obwohl sie durch die Wirksamkeit und die Kraft aller drei göttlichen Personen erfolgt ist, dennoch in besonderer Weise dem heil. Geiste zugeschrieben, weil sie vorzugsweise ein Werk der göttlichen Liebe und Gnade ist. — Daß die Werke der Liebe dem hl. Geiste

beigelegt werden, ist schon S. 227. bemerkt worden. Ganz dasselbe gilt aber auch von den Werken der Gnade, die im Grunde nichts anderes als Erweise göttlicher Liebe sind. Und in der That, lag es wohl in Gottes Macht, möchten wir fragen, uns eine größere Liebe und Gnade zu erweisen, als er uns durch das Geheimnis der Menschwerdung erwiesen hat? Jesus selbst macht uns auf die Größe dieser Huld und Gnadenerweisung aufmerksam, indem er spricht: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn hingab.“ (Joh. 3, 16.) Wo ist ein Vater, der seinen Knecht, der seinen Feind so sehr liebte, daß er seinen einzigen Sohn zur Rettung desselben der tiefsten Erniedrigung, ja selbst dem Tod überlieferte? Und wo ist ein Sohn, der sich für einen Sklaven und einen Feind seines inniggeliebten Vaters eine solche Verdemütigung, ein so leidenvolles Leben und einen so bittern Tod gefallen ließe, wie Jesus Christus, der Mensch gewordene Sohn Gottes? — Doch nicht bloß für uns war die Menschwerdung ein Werk der Gnade, sie war es auch für die menschliche Natur, die von Christus angenommen wurde. „Denn was hat die menschliche Natur verdient,“ fragt der hl. Augustin (Enchirid. Kap. 36.), „daß sie zur Einheit der Person angenommen wurde? Welcher gute Wille, welches gute Bestreben, welche guten Werke waren vorausgegangen, wodurch jener Mensch eine Person mit Gott zu werden verdient hätte? . . . Nicht eher fing er ja an, Mensch, als Gottes Sohn zu sein.“ — Desgleichen war die Menschwerdung in und aus Maria eine unvergleichliche Gnadenerweisung für die Gesegnete unter allen Weibern. Voll himmlischer Wahrheit sind die Worte des Engels zu Maria: „Du hast Gnade gefunden bei Gott.“ (Luk. 1, 30.) Denn in der That wurde Maria durch diese Gnade „auserwählt von Gott, angenommen von Gott, verwandt mit Gott, wesenhaft vereinigt mit Gott (dem Mensch gewordenen Worte), preiswürdig vor allen ihres Geschlechtes, Herrin unter den Mägden, Königin unter den Töchtern Adams; um dieser Gnade willen werden sie selig nennen alle Geschlechter, als die Selige anstaunen alle himmlischen Geister, sie lobpreisen alle Nationen.“ So der hl. Ildephons im Buche von der Jungfrauschaft Mariä.

Wir dürfen jedoch aus dem Umstande, daß die Menschwerdung durch die Kraft oder Wirksamkeit des hl. Geistes vollbracht wurde, keineswegs folgern, der hl. Geist sei Vater des Mensch gewordenen Wortes Jesu Christi zu nennen. Denn obwohl Christus von Maria durch die Kraft des hl. Geistes auf eine geheimnisvolle Weise empfangen wurde, so ist derselbe doch seiner menschlichen Natur nach nicht gleicher Wesenheit mit dem hl. Geiste, sondern

mit Maria der allerseligsten Jungfrau, aus welcher er geboren wurde. — Eben so wenig gestattet uns die Lehre der Kirche, daraus, daß die Menschwerdung das gemeinsame Werk der heil. Dreieinigkeit ist, den Schluß zu ziehen, daß nicht der Sohn allein, sondern auch der Vater und der hl. Geist Mensch geworden seien. Sehr deutlich drückt sich hierüber der hl. Ildephons aus (a. a. O.), indem er die Worte des Engels an Maria umschreibt. „Die ganze Dreieinigkeit," spricht er, „wird in dir die Empfängnis bewirken, aber die Person des Sohnes allein wird aus dir geboren werden und von dir Fleisch annehmen."

Wie dieses geschah, ist und bleibt ein unerforschliches Geheimnis; indessen läßt sich doch eine Spur von Ähnlichkeit entdecken in der Bildung des äußern Wortes, wobei wir einen unwahrnehmbaren Gedanken (das innere Wort) durch hörbare Laute andern wahrnehmbar machen oder mitteilen. Zur Bildung eines wahrnehmbaren Wortes gehören Gedächtnis, Gedanke und Wille. Niemand kann nämlich einen Gedanken aussprechen, ohne daß er denselben vorerst im Geiste hat, und das Gedächtnis ihm die geeigneten Laute (Wörter) darbietet, und ohne daß er den Willen hat, denselben wirklich durch das Wort auszudrücken. Wiewohl aber das Gedächtnis sowohl als der Wille zum Ausdrucke eines Gedankens mitwirken, so kleidet sich dennoch nur der Gedanke in das hörbare Wort und wird so nach außen andern Menschen wahrnehmbar. Auf ähnliche Weise, sagt ein hl. Vater, waren bei der Menschwerdung der Vater und auch der heil. Geist thätig; aber nur der Sohn nahm die menschliche Natur an, um als Mensch unter Menschen zu wandeln: nur der Sohn zog das Kleid unserer Sterblichkeit an, wenngleich alle drei göttlichen Personen dabei mitgewirkt haben. Der göttliche Sohn allein hat demnach die menschliche Natur in sich mit der göttlichen vereinigt, nicht zu einer Natur, welche ihm mit dem Vater und dem hl. Geiste gemeinsam ist, sondern zu einer Person, wodurch er sich vom Vater und hl. Geiste unterscheidet. Daher sagen wir vom göttlichen Sohne mit Recht, daß er Mensch geworden, gekreuzigt, gestorben und auferstanden ist; aber vom Vater und hl. Geiste, sowie von der hl. Dreieinigkeit oder von der Gottheit überhaupt* dürfen wir dieses keineswegs sagen.

3. Maria, die jungfräuliche Gottesmutter.

Von wem hat der Sohn Gottes die menschliche Natur angenommen?

„Von Maria, der reinsten Jungfrau; darum heißt sie auch Mutter Gottes oder Gottesgebärerin."

---

* Das im Jahr 1148 von Papst Eugenius III. gefeierte Konzil von Rheims lehrt: Credimus et confitemur ipsam divinitatem, sive substantiam divinam sive naturam divinam dicas, incarnatam esse, sed in Filio. Verworfen ist aber vom Konstanzer Konzil der Satz des Joh. Huß: Duae naturae, divinitas et humanitas, sunt unus Christus.

Diese Antwort enthält drei Glaubenssätze unserer hl. katholischen Kirche: — 1) Daß der Sohn Gottes von Maria die menschliche Natur angenommen hat; 2) daß Maria, von der Christus geboren wurde, eine reine, stets unversehrte Jungfrau war und ist; 3) daß ihr mit vollem Rechte die Benennung „Mutter Gottes“ oder „Gottesgebärerin“ gebührt. — Es scheint jedoch zweckmäßig, an dieser Stelle bloß den ersten und dritten Punkt zu erklären, da der zweite den Hauptinhalt der folgenden Frage ausmacht.

1) Der Sohn Gottes hat von Maria die menschliche Natur angenommen. — Es gab in den ersten christlichen Jahrhunderten Irrlehrer, welche die Behauptung aufstellten, Christus habe keinen wahren, sondern nur einen Scheinleib gehabt, wie etwa die Engel, wenn sie mit den Menschen verkehren. Andere gaben zwar zu, daß Christus einen wahren Leib gehabt habe, leugneten aber, daß derselbe ein menschlicher Leib, d. h. gleicher Natur und Wesenheit mit dem unsrigen gewesen sei. Sie behaupteten demnach, Christus habe nicht von Maria die menschliche Natur (Fleisch und Blut) angenommen, sondern er habe seinen Leib aus dem Himmel mitgebracht, oder denselben eigens aus verschiedenen Elementen sich angeschaffen. Dieser Irrlehre zufolge wäre also Jesus nicht wahrer Sohn Mariä, nicht wahrer Mensch, und die ganze Lehre von der Menschwerdung und Erlösung wäre haltlos und nichtig. — Im Gegensatze zu all diesen Irrlehren sagt das Athanasianische Glaubensbekenntnis: „Das ist der rechte Glaube, daß wir für wahr halten und bekennen, daß unser Herr Jesus Christus, Gottessohn, Gott und Mensch ist: Gott aus der Wesenheit des Vaters von Ewigkeit her erzeugt, und Mensch aus der Wesenheit der Mutter in der Zeit geboren“; und die allgemeine Kirchenversammlung von Chalcedon: „Wir lehren alle einhellig, daß unser Herr, Jesus Christus, wahrer Gott und wahrer Mensch ist, aus einer vernünftigen Seele und einem (menschlichen) Leibe bestehend, gleicher Wesenheit mit dem Vater der Gottheit nach, gleicher Wesenheit mit uns der Menschheit nach, in allen Stücken uns ähnlich, jedoch ohne Sünde.“ — Wie nämlich im Anbeginn durch Gottes Allmacht aus der Rippe Adams der Leib unserer Stammmutter Eva gebildet wurde, so bildete auch dieselbe allmächtige Kraft des göttlichen Geistes aus dem reinsten Fleisch und Blute Mariä den menschlichen Leib Jesu Christi. So sind demnach die Worte des apostolischen Glaubensbekenntnisses: „Geboren aus Maria der Jungfrau“ zu verstehen; und in dieser Weise ist unser göttlicher Heiland seiner Menschheit nach Fleisch und Blut wie wir, mithin gleicher Wesenheit mit uns geworden. Er,

der Sohn des Allerhöchsten, spricht demnach zu uns niedrigen Erdensöhnen die so tröstlichen Worte, welche ehemals der König David zu den Ältesten von Juda sprach: „Ihr seid meine Brüder, ihr mein Gebein und mein Fleisch.“ (2. Kön. 10, 12.) — Die hl. Kirche, dankbar für die unschätzbare Wohlthat der Menschwerdung, begeht Jahr für Jahr festlich den Tag, an welchem dieses hochheilige Geheimnis der allerseligsten Jungfrau verkündet und in ihr vollbracht wurde, unter dem Titel Mariä Verkündigung.

2) Maria, der seligsten Jungfrau, gebührt mit vollem Rechte die Benennung „Mutter Gottes“ oder „Gottesgebärerin.“ — Dieses erhellt schon aus den Worten des Engels (Luk. 1, 35): „Das Heilige, welches aus dir (Maria) geboren werden soll, wird Sohn Gottes genannt werden“; sodann auch aus den Worten des apostolischen Glaubensbekenntnisses: „Ich glaube an Jesum Christum, seinen (d. h. Gottes) eingebornen Sohn, der empfangen ist vom hl. Geiste, geboren aus Maria der Jungfrau.“ „Denn,“ so fragt der hl. Augustin (Rede 186.), „wie könnten wir unserer Glaubensregel gemäß bekennen, daß wir an den Sohn Gottes glauben, welcher aus Maria der Jungfrau geboren ist, wenn nicht Gottessohn, sondern (nur) ein Menschensohn aus Maria der Jungfrau geboren wurde? Welcher Christ wird je leugnen, daß jene Jungfrau einen Menschensohn gebar?“ Von jeher hat die katholische Kirche geglaubt, gelehrt und bekannt, daß die seligste Jungfrau Maria Mutter Gottes sei. Als daher im fünften Jahrhundert Nestorius, Patriarch von Konstantinopel, sich erkühnte, öffentlich zu lehren, Maria dürfe nicht Mutter Gottes, sondern nur Mutter Christi genannt werden, so entsetzte sich das ganze christliche Volk ob solch' unerhörter Neuerung. Es versammelten sich alsbald zu Ephesus 200 Bischöfe und sprachen das Anathem über jeden, „der nicht bekennt, daß die hl. Jungfrau Mutter Gottes ist.“ Auch die nicht lange nachher abgehaltene fünfte allgemeine Kirchenversammlung belegte jeden mit dem Bannfluche, „der nicht bekennt, daß Maria im eigentlichen und wahren Sinne Gottesgebärerin sei.“*[95]

Indem wir der katholischen Lehre gemäß die allerseligste Jungfrau im eigentlichen und wahren Sinne Mutter Gottes oder Gottesgebärerin nennen, darf es uns jedoch nicht einfallen zu denken, als

* Wie die Väter und Konzilien den Arianern gegenüber an dem Ausdrucke „gleichwesentlich“ festhielten, so thaten sie auch den Nestorianern gegenüber hinsichtlich des Wortes „Gottesmutter“. Denn in der Verwerfung dieses einen Ausdruckes lag, wie nach Cyrillus von Alexandrien Petavius (de incarnat. L. 1. c. 9.) bemerkt, das ganze Gift der Nestorianischen Gottlosigkeit.

hätte Maria der Gottheit Christi das Dasein gegeben. Es versteht sich wohl von selbst, daß Christus, als Gott, von Ewigkeit ist und nicht in der Zeit zu sein begann. — Wenngleich aber das ewige Wort bloß die Menschheit, d. h. einen wahren menschlichen Leib aus Maria angenommen hat, so verdient sie dennoch vollkommen die Benennung „Mutter Gottes“; weil derjenige, den sie zur Welt brachte, kein anderer als der Sohn Gottes ist, und sie eben dadurch demselben alles gegeben hat, was jede Mutter ihrem Kinde zu geben pflegt, und weshalb jede den Mutternamen erhält. Wie wir daher die heil. Elisabeth „Mutter Johannes des Täufers“ (nicht Mutter seines Leibes) nennen, obgleich derselbe nur den Leib, nicht aber die Seele von ihr empfangen hat, so sind wir auch berechtigt, Maria Mutter des Sohnes Gottes, „Gottesmutter“ zu heißen; denn sie hat wirklich, wie das Konzil von Ephesus sich ausdrückt, „dem Fleische nach das Fleisch gewordene Wort Gottes geboren.“ Nicht ein anderer, sondern „derselbe göttliche Sohn,“ sagt das V. ökumenische Konzil, „welcher von Ewigkeit aus dem Vater geboren worden, hat in den jüngsten Tagen aus Maria Fleisch angenommen und ist aus ihr geboren worden.“ Der Sohn Gottes ist im eigentlichen und wahren Sinne aus Maria Fleisch geworden; „darum bekennen wir auch,“ wie der Papst Johannes I. schreibt, * „daß sie im eigentlichen und wahren Sinne Mutter des aus ihr Fleisch gewordenen und geborenen Gottes ist.“

Maria ist demnach in aller Wahrheit Mutter Gottes. So nennen wir dieselbe in dem schönen, von der hl. Kirche selbst verfaßten Gebete, welches wir täglich an sie richten: „Heilige Maria, Mutter Gottes! bitte für uns.“ Liebe Kinder! Welch erhabene Würde liegt in diesem einen Titel! Als Mutter Gottes ist Maria die höchste Würdenträgerin im Himmel und auf Erden. „Wohl konnte Gott eine größere Welt, einen größern Himmel schaffen; aber eine größere, erhabenere Mutter, als die Mutter Gottes ist, konnte er nicht schaffen,“** weil nichts größer und erhabener ist, als Gott. Schon in den ersten christlichen Jahrhunderten erscholl daher während der Feier des hl. Opfers der begeisterte Gesang:*** „Wahrhaft geziemend und recht ist es, dich, o Gottesgebärerin! zu loben. Dich, immer seligste, ganz unversehrte Mutter unseres Gottes, die du ehrwürdiger, als die Cherubim, unvergleichlich herrlicher, als die Seraphim, ohne jegliche Verletzung der Jungfräulichkeit Gott geboren hast; dich, wahrhafte Gottesgebärerin, lobpreisen wir.“ Und wer dürfte wohl bezweifeln, daß alles Lob und jegliche Ehre, die wir Maria, der Mutter, beweisen, auf Jesus, ihren göttlichen Sohn, sich gründe und auf ihn zurückstrahle? Ist sie doch, was sie ist, nur durch ihn, der durch sie werden wollte, was er zuvor nicht war, — Menschensohn. Maria ist Mutter Gottes! Wie groß soll mithin nicht nur unsere

* In epistola ad Aviencen. Senator. ** S. Bonaventura, Specul. B. V. Mariae, lect. 10. *** Liturgia S. Chrysostomi.

Ehrfurcht gegen sie, sondern auch unser Vertrauen zu ihr sein! Als Mutter Gottes vermag sie fürbittweise alles bei Gott; als Mutter Gottes betrachtet und liebt sie uns als ihre Kinder, weil Jesus, ihr göttlicher Sohn, durch Annahme der menschlichen Natur uns zu seinen Brüdern, folglich seine Mutter zur unsrigen gemacht hat. „Infolge der Menschwerdung des ewigen Wortes ward Maria," wie der hl. Laurentius Justinian* sagt, „die Pforte des Himmels, der Stern des Meeres, der Trost der Welt, die Zuflucht der Sünder, der Hafen der Schiffbrüchigen, die Hilfe der Gefährdeten, der Weg der Irrenden, die Mittlerin der Welt, der Schrecken und die Angst der bösen Geister." Gottes Mutter ist meine Mutter: das sei unsere Wonne im Leben, unser Trost im Leiden, unsere Zuversicht auf dem Sterbebette; das wird auch ein Zuwachs unserer Seligkeit im Himmel sein.

Warum wird Maria die „reinste Jungfrau" genannt?

„Weil sie allezeit eine unvergleichlich reine und ganz unversehrte Jungfrau geblieben ist, sowohl vor, als in und nach der Geburt des göttlichen Kindes."

Wir sollen demnach fest und unbezweifelt glauben, daß Maria nicht nur stets von jeder Makel sowohl der Erbsünde, als auch jeder andern noch so geringen Sünde frei war, sondern daß sie auch zu jeder Zeit, sowohl vor, als in und nach der Geburt ihres göttlichen Kindes eine ganz reine und unversehrte Jungfrau geblieben ist. Dieses ist die ausdrückliche Lehre der hl. katholischen Kirche. Schon das Konzil vom Lateran unter Martin I. (im Jahr 649) schließt denjenigen von der kirchlichen Gemeinschaft aus, „welcher nicht der Väterlehre gemäß bekennt, daß Maria die stete Jungfrau sei"; und die Väter der sechsten allgemeinen Kirchenversammlung (im Jahr 680) legten der Gottesgebärerin „vor, in und nach der Geburt unversehrte Jungfräulichkeit" bei. Der hl. Augustin (Rede 51. n. 18.) hatte bereits drei Jahrhunderte früher gesagt: „Maria hat als Jungfrau empfangen, als Jungfrau geboren und ist nach der Geburt unversehrte Jungfrau verblieben"; und der hl. Gregor von Nyssa (Rede auf die Geburt Christi) fand im Dornbusche, der da brannte, ohne zu verbrennen, das Vorbild der stets unverletzten Jungfräulichkeit der Gottesmutter. — Maria ist demnach eine reine, stets unversehrte, ja die unvergleichlich reine und unversehrte Jungfrau. Die Kirche verehrt zwar viele Heilige, die ihre Jungfrauschaft rein und makellos bewahrt haben, keine jedoch, die an Unschuld und Heiligkeit

* Von den Wonnen der seligen Gottesliebe, Kap. 9. §. 3.

der seligsten Jungfrau gleich kommt; keine, die in so herrlichem Tugendglanze strahlte; keine endlich, die den schönsten Schmuck der Jungfräulichkeit mit den Segnungen der Mutterschaft in sich vereinigte. Dieses unerhörte Vorrecht kommt nur der gebenedeiten unter den Weibern zu, dieses erstaunliche Wunder hat der Arm des Allmächtigen nur zu gunsten derjenigen gewirkt, die er vor allen Evas Töchtern zur unvergleichlichen Würde der Gottesmutterschaft erkoren hat. „Denn es geziemte sich," spricht der hl. Kirchenlehrer Bernhard (Rede 2. üb. Missus est.), „daß der Makellose, der da vorhatte, die Makeln aller zu tilgen, aus der Makellosen hervorginge." So ging nach dem Zeugnisse des Evangelisten Matthäus buchstäblich in Erfüllung, was der Prophet Isaias viele Jahrhunderte vorher der Welt angekündigt hatte mit den Worten: „Siehe, die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären, und seinen Namen wird man Emmanuel (d. h. Gott mit uns) nennen." „Maria ist also," um uns wiederum der Worte des hl. Laurentius Justinian zu bedienen, „jene heiligste Jungfrau, die durch den Schmuck aller Tugenden geziert, mit der Fülle der Gnade begabt und durch himmlische Gaben wunderbar glänzend, kraft ihres Wohlgeruches den König des Himmels zu sich herabzog. Alle erdenkliche Ehre und Würde, alles Verdienst, alle Gnade und Glorie fand sich in Maria. Groß war sie, als sie geboren ward, größer, als sie das Wort empfing. Immer und überall war sie heilig, immer und überall voll der Gnade, immer und überall makellos." [96]

Maria hat die Jungfrauschaft nicht nur stets unversehrt bewahrt, sondern, wie die hl. Väter dafürhalten, dieselbe dem Herrn freiwillig gelobt. Gott selbst, der sie von Ewigkeit zur jungfräulichen Mutter seines Sohnes auserselen und bestimmt hatte, flößte ihr, wie der heil. Bernhard (an der oben angeführten Stelle) sagt, das Verlangen ein, beständige Keuschheit zu geloben. Daher erklärt sich ihr Befremden und Bedenken bei der Botschaft des Engels und der Sinn der Worte, womit der hl. Gabriel beides verscheuchte: „Fürchte dich nicht, Maria u. s. w." (Luk. 1, 30.) — Da es übrigens Glaubenssatz ist, daß Maria stets unversehrte Jungfrau geblieben, so ist es gleichfalls katholische Lehre, daß Jesus Christus nicht nur ihr Erstgeborner, sondern auch ihr Eingeborner sei. Wenn daher die hl. Schrift (Matth. 12, 46.) von den B r ü d e r n Jesu Meldung thut, so sind darunter nicht leibliche Brüder, sondern bloß nahe Anverwandte, Vettern Jesu zu verstehen; denn in den heiligen Büchern heißen oft die nahen Anverwandten „Brüder," wie z. B. Lot und Abraham. Sie konnten demnach Brüder des hl. Joachim oder der hl. Anna, oder vielmehr Söhne der Brüder und Schwestern des hl. Joachim oder der hl. Anna sein, nämlich Söhne des Kleophas, der nach dem Zeugnis des dem apostolischen Zeitalter nahe stehenden Hegesipp ein Bruder Josephs, des reinsten Bräutigams Mariä, war. Kleophas aber und Joseph waren Söhne Jakobs, eines Bruders der hl. Anna. (S. Cornel. a. Lapide und Maßl.)

Hatte Jesus Christus auch einen Vater?

„Als Mensch hatte Jesus Christus keinen Vater; denn Joseph, der jungfräuliche Gemahl Mariä, war nur sein Nähr- oder Pflegevater."

Wie Jesus Christus als Gott, d. h. der göttlichen Natur nach, keine Mutter hatte, so hatte er auch als Mensch, d. h. der menschlichen Natur nach, keinen Vater. Jesus wurde zwar, wie der Evangelist Lukas (2, 23.) bezeugt, „für den Sohn Josephs gehalten"; in Wirklichkeit aber war Joseph nicht (im eigentlichen und wahren Sinne) der Vater Jesu, sondern nur der jungfräuliche Gemahl Mariä, und als solcher der Nähr- oder Pflegevater des göttlichen Kindes. — Allerdings nannte Jesus Christus, auch als Menschensohn, Gott, den Vater im Himmel, seinen Vater, und in Wahrheit ist er auch als Menschensohn wahrer Gottessohn, jedoch nicht in dem Sinne, als hätte er der Menschheit nach dieselbe Natur und Wesenheit, wie der himmlische Vater, sondern nur insofern, als Christus der Menschensohn und Christus Gottessohn eine und dieselbe Person ist, wie schon früher erklärt wurde.

Mit bestem Grunde wird aber Joseph „der jungfräuliche Gemahl Mariä" und „Nähr- oder Pflegevater Jesu" genannt. Denn Gott wollte und fügte es so, daß die jungfräuliche Mutter seines Sohnes mit Joseph sich vermählte, der zwar ein armer Zimmermann, aber von Davids Stamme entsprossen, und bei aller Armut und scheinbarer Niedrigkeit ein höchst tugendhafter und heiliger Mann war. — Als die hauptsächlichsten Gründe, weshalb die göttliche Vorsehung diese Vermählung herbeiführte, werden von den hl. Vätern folgende bezeichnet. Erstlich sollte dadurch sowohl der Ruf der jungfräulichen Mutter, als auch die Ehre des göttlichen Kindes gegen die sonst unausbleiblichen Verleumdungen und Anklagen der Menschen sicher gestellt werden. Alsdann sollte durch Joseph, der bekanntlich ein Abkömmling Davids war, zugleich die Abstammung der allerseligsten Jungfrau und ihres Sohnes jedermann kund werden, indem eine Erbtochter, wie Maria war, nach jüdischen Gesetzen sich nur mit einem Bräutigam aus derselben Zunft und Verwandtschaft vermählen durfte. Endlich sollte Maria und ihr göttliches Kind in Joseph einen treuen Begleiter, Pfleger und Beschützer finden, namentlich zur Zeit, wo sie vor den Nachstellungen des Herodes nach Ägypten flüchten mußten.[97]

4. Zweck der Menschwerdung.

Warum ist der Sohn Gottes Mensch geworden?*)

„Hauptsächlich 1) um in unserer Natur für uns leiden und sterben zu können; denn als Gott konnte er weder leiden noch

---

* Es wird hier nicht nach dem Zwecke oder den Früchten des Erlösungswerkes gefragt, weil solches zur Erklärung des vierten Glaubensartikels gehört.

sterben; 2) um uns nicht nur durch sein Wort zu lehren, was wir glauben, hoffen und thun sollen, um selig zu werden, sondern uns auch durch sein Beispiel auf dem Wege der Tugend und Heiligkeit vorzuleuchten."

Infolge der Sünde unseres Stammvaters war unsere Seele in die völlige Unmöglichkeit versetzt, zum ewigen Heile zu gelangen. Sie lag in den Banden der Sünde, ihr Verstand war verfinstert, ihre Willenskraft zum Guten gebrochen. Durch die Sünde war die Pforte des Himmelreichs verschlossen; der mit Blindheit geschlagene Geist oder Verstand wußte den Weg nicht mehr, welcher zum ewigen Leben führt, und dem Willen gebrach es an Kraft und Mut, auf demselben zu wandeln. Wir bedurften demnach eines Erlösers, welcher 1) durch sein Leiden und Sterben vollgültige Genugthuung leistete und so die Fesseln der Sünde von uns hinwegnähme; 2) durch sein göttliches Wort den rechten Weg zum Himmel uns lehrte; und 3) durch sein gottmenschliches Beispiel uns ermutigte, denselben zu betreten und darauf fortzuschreiten. Und eben dies war es nach der Lehre der hl. Väter*, weshalb der Sohn Gottes unsere menschliche Natur annahm, in unserm Fleische auf Erden erschien und unter uns wohnte.

Der Sohn Gottes ist also Mensch geworden, 1) um für uns leiden und sterben zu können. Es lag, wie oben (S. 358 ff.) gezeigt worden, in den Ratschlüssen des allgerechten Gottes, die Sünde der Menschen nur unter der Bedingung zu verzeihen, daß seiner beleidigten Majestät vollgültige Genugthuung geleistet würde. Dieses wollte nun der göttliche Sohn durch sein Leiden und durch seinen Gehorsam bis zum Tode des Kreuzes bewerkstelligen, wie dies aus dem 4. Glaubensartikel deutlicher erhellen wird. Als Gott war aber das ewige Wort sowohl des körperlichen, als auch des geistigen Leidens durchaus unfähig, konnte auch ebenso wenig den Tod erdulden, da dasselbe seiner göttlichen Natur und Wesenheit nach ein körperloser, reiner Geist, das ewige Leben und die vollkommenste, jeglicher Trübung oder Schmälerung unzugängliche Seligkeit selbst ist. Wenn schon die Heiligen im Himmel von keiner Art Leiden berührt werden können, weil sie Gott von Angesicht zu Angesicht schauen und durch diese Anschauung ewig glückselig sind: wie sollte der Schmerz sich

---

Es ist hier lediglich die Frage vom Zwecke der Menschwerdung als solcher, oder warum der Sohn Gottes vielmehr in der menschlichen, als in irgend einer andern Natur das Erlösungswerk vollziehen wollte.

* So der hl. Augustin, Rede 188; der hl. Papst Gregor L. 21. Moral. c. 5; Fulgentius l. de grat. Christi c. 35.

demjenigen nahen können, der da die Quelle aller Seligkeit ist, und der seine eigene unendliche Vollkommenheit und Schönheit von Ewigkeit zu Ewigkeit schaut und vollständig erfaßt! Wollte also der Sohn Gottes leiden und sterben, so mußte er eine Natur annehmen, welche des Leidens und Sterbens fähig wäre. — Wohl hätte der göttliche Sohn auch in einer andern Natur, z. B. in der Natur eines Engels gehorsam sein und eine Genugthuung von unendlichem Werte leisten können; allein es gefiel ihm, die viel niedrigere, dem Leiden und Tode unterworfene Natur des Menschen mit sich zu vereinigen, um in derselben auf eine der Sünde sowohl, als auch der göttlichen Majestät, Gerechtigkeit, Weisheit und Güte entsprechendere Weise vollständig genugzuthun. Die Sünde hatte nämlich den Tod verdient; der Sohn Gottes wollte denselben erdulden. Die Sünde war eine frevelhafte Auflehnung gegen die göttliche Majestät; das Leiden und der Tod des Gottmenschen war die allertiefste Erniedrigung vor derselben. Die Sünde war vom Menschen begangen worden, den Anforderungen der Gerechtigkeit gemäß sollte auch der Mensch dieselbe sühnen. Durch die Sünde hatte Satan die menschliche Natur überwunden; in der menschlichen Natur sollte hinwiederum nach Gottes weisen Ratschlägen der Satan zu seiner tiefsten Beschämung besiegt werden. Durch die Sünde vermaß sich der Mensch, Gott gleich werden zu wollen; aus unendlicher Güte und Erbarmung ward, wie die hl. Väter sich ausdrücken, Gott Mensch, damit der Mensch gleichsam Gott, d. h. durch die Gnade zur göttlichen Kindschaft erhoben würde.

2) Der Sohn Gottes ist Mensch geworden, um uns durch sein Wort zu lehren, was wir glauben, hoffen und thun sollen, um selig zu werden. — Als Gott auf dem Berge Sinai den Israeliten, welche am Fuße desselben versammelt standen, unter Donner und Blitz das Gesetz gab, da fürchteten sie sich, hielten sich, von Schrecken ergriffen, in der Ferne und sprachen zu Moses: „Rede du mit uns, und wir wollen hören; der Herr aber rede nicht mit uns, wir möchten sonst sterben." (2. Mos. 20, 18. 19.) Und der Herr sprach zu Moses: „Sie haben alles wohl geredet. Einen Propheten will ich ihnen erwecken aus der Mitte ihrer Brüder, der dir ähnlich ist, und ich will meine Worte in seinen Mund legen, und er wird alles zu ihnen reden, was ich ihm gebieten werde." (5. Mos. 18, 16—18.) Dieser aus der Mitte seiner Brüder (der Menschen) erkorne Prophet oder Lehrer ist Jesus Christus. Deshalb spricht er, die Mensch gewordene Weisheit (bei Matth. 23, 10): „Einer ist euer Lehrer, Christus"; und (bei Joh. 8, 12): „Ich bin das Licht der Welt"; und

wiederum (Joh. 18, 37): „Dazu bin ich in die Welt gekommen, daß ich der Wahrheit Zeugnis gebe," d. h. die Wahrheit lehre.

Auf Jesus Christus, den gottmenschlichen Lehrer, beziehen sich demnach die Worte des Propheten (Isaias 55, 4.): „Siehe zum Zeugen für die Völker hab' ich ihn gemacht, zum Fürsten und Lehrer der Völker." Auf ihn bezieht sich die trostvolle Weissagung: „Das Volk, das im Finstern sitzt, sieht ein großes Licht, und denen, die im Lande des Todesschattens sitzen, geht ein Licht auf." (Matth. 4, 16. u. Is. 9, 12.)

Erinnert euch, wie dicht und grausenhaft die Finsternis des Geistes war, die mit Ausnahme des israelitischen Volkes alle Nationen des Erdkreises umnachtete; wie allenthalben der Wahn greuelvoller Abgötterei herrschte; wie die Kenntnis des einen, wahren Gottes, des ewigen Lebens und des Weges, der dazu führt, so zu sagen, spurlos verschwunden war (Vgl. S. 32 u. 126 ff.) Viele berühmte, mitunter auch reichbegabte Lehrer waren im Laufe der vorchristlichen Jahrhunderte aufgestanden. Sie hatten die Meere durchschifft, die fernsten Länder durchstreift, um die Weisheit zu suchen; allein sie fanden sie nicht, weil sie dieselbe nicht bei und in Gott, der Quelle des Lichtes, dem Herrn der Wissenschaften, suchten. Man bewunderte den Schwung ihres Geistes, ihre Gelehrsamkeit; aber in Hinsicht auf Gott und göttliche Dinge, in Hinsicht auf die einzige notwendige Heilswissenschaft waren sie blind und Führer von Blinden. Bekannten doch die Angesehensten dieser sogenannten Weltweisen unverhohlen, daß man es in den höchsten und wichtigsten Fragen nicht weiter als bis zur Wahrscheinlichkeit bringen könne.* Daher erteilte der Weiseste aus ihnen, Sokrates**, den Rat, „den besten der menschlichen Erweise, welcher am schwersten zu widerlegen sei, festzuhalten und sich damit, wie auf einem Flosse, durch die Fluten des Lebens zu wagen, bis man sicherer und gefahrloser auf einem bessern Schiffe, oder auf einem göttlichen Worte hinüberschiffen könne." Kann es aber nun ein größeres Unheil geben, als sein ganzes Leben ohne sichere Kenntnis des wahren Gottes und der wahren Religion, somit ohne Glauben, ohne Hoffnung, ohne Liebe, zuzubringen und so auf den rauhesten Wegen ins ewige Verderben zu geraten? Welchen Dank sind wir demnach Jesu Christo schuldig, daß er in der leiblichen Hülle der Menschheit auf Erden erscheinen und als Bruder die Brüder unterrichten, von Herzen zu Herzen reden wollte! Welchen Dank sind wir ihm schuldig für sein göttliches Wort, das alle Menschen erleuchtet, die es glaubenswillig aufnehmen! Welchen Dank seid ihr, liebe Kinder, insbesondere Christo, dem göttlichen Lehrer, schuldig, die ihr selbst aus dem kleinsten Katechismus mehrere und tiefere Kenntnisse von Gott und göttlichen Dingen schöpfet, als die größten Weltweisen des Altertumes am Ende ihres in mühevoller Forschung hingebrachten Lebens hatten: mehrere auch und tiefere, als alle die unchristlichen Philosophen unserer Tage, die sich von dem wahren Lichte abgewendet haben, um einem flimmernden Irrlichte nachzujagen, das sie mitten in dichtester Finsternis im Stiche läßt![98] (Ausführlicher ist die

---

* So Cicero de finib. 1. 4. ** Bei Plato im Phädon.

Wertschätzung der Lehre Jesu dargestellt in der Religionsgeschichte, 2. Bemerkung zur Geschichte J. Ch. §. 22.)

Der Eingeborne, welcher von Ewigkeit im Schoße des Vaters ist, hat uns in der Zeit die göttlichen Geheimnisse geoffenbart — „und alles gelehrt, was wir glauben, hoffen und thun sollen, um selig zu werden.“

a) Er enthüllte uns das unerforschliche Geheimnis der hochheiligen Dreieinigkeit, die wunderbaren Ratschlüsse der göttlichen Liebe und Erbarmung zur Beseligung der Menschen. Aus seinem Munde vernahmen wir die frohe Botschaft, wie Gott aus übergroßer Liebe zu uns Sündern seinen eingebornen Sohn hingab, wie dieser erbarmungsvoll vom Himmel herabstieg, um das verlorene Schäflein zu suchen, es liebreich in seine Hürde zurückzutragen und durch sein bitteres Leiden und seinen Tod am Kreuze dem ewigen Untergange zu entreißen; wie endlich der heilige Geist zu uns komme, uns heilige, aus Kindern des Zornes zu Kindern Gottes und Erben des Reiches mache; wie derselbe in uns, als seinem lebendigen Tempel wohne, uns erleuchte, stärke, tröste und mit seiner göttlichen Liebesflamme entzünde.

b) Jesus Christus, unser göttlicher Heiland, ist es, der uns zuerst lehrte, voll kindlichen Vertrauens zu Gott zu beten: „Vater unser, der du bist in dem Himmel,“ der uns die Anleitung gab, wie wir alles Gute, vorzugsweise Verzeihung der Sünden, reichliche Gnaden und die ewige Seligkeit von unserm Vater im Himmel hoffen und erflehen sollen. Auf das himmlische Vaterland, auf jenes selige Reich, wohin er gehe, um uns eine herrliche Wohnstätte vorzubereiten, darauf hin lenkte er vor allem unsere Blicke. „Suchet,“ spricht er „vor allem das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit.“ „Ihr sollet euch auf Erden keine Schätze sammeln, sondern sammelt euch Schätze im Himmel, wo sie weder Rost noch Motten verzehren, und wo sie die Diebe nicht ausgraben und stehlen.“ (Matth. 6.)

c) Auch den Weg zur himmlischen Heimat bezeichnet Jesus auf das genaueste: „Weit ist das Thor und breit der Weg, der zum Verderben führt, und viele sind es, die da hindurch gehen. Wie enge ist die Pforte, und wie schmal ist der Weg, der zum Leben führt! und wenige sind, die ihn finden.“ (Matth. 7. 13. 14.) „Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote.“ (Matth. 19, 17.) Die Haltung der Gebote ist demnach die enge Pforte und der schmale Weg zum Himmel, während die Übertretung derselben das weite Thor und der breite Weg zum Verderben ist. Wer immer der Augen- und Sinnenlust frönt und dem Stolze und Ehrgeize sich ergiebt, der wandelt auf der Heerstraße zur

ewigen Verdammnis; wer aber mit ritterlichem Mute und heiliger Gewalt die Neigungen seines Herzens in die engen Schranken der göttlichen Gebote einzwängt, wer sich selbst verleugnet, in aufrichtiger Demut sich Gott unterwirft, sein Herz von jeglicher Sünde rein bewahrt, der wandelt auf dem schmalen Pfade zum Himmelreich. Darum setzt auch Jesus, unser göttlicher Lehrmeister, die wahre Seligkeit nicht, wie so viele irdischgesinnte Menschen, in den Besitz großer Reichtümer, nicht in Ehre, Menschenlob und Sinnengenüsse, sondern in die großmütige Losschälung von allen diesen eiteln Gütern. „Selig," spricht er, „sind die Armen im Geiste, selig die Sanftmütigen, selig die Trauernden, selig, die ein reines Herz haben, selig, die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen; denn ihrer ist das Himmelreich." (Matth. 5, 3. u. ff.) So hat nie ein Weltweiser gesprochen; diese bisher unbekannte Lehre stammt offenbar vom Himmel. — Am öftersten und nachdrücklichsten schärfte der göttliche Heiland das Gebot der Liebe ein. „Liebe Gott über alles und den Nächsten wie dich selbst"; dieses ist nach seiner Aussage „das erste und höchste Gebot" und der Inbegriff aller Gebote. An der Beobachtung dieses Gebotes, an der werkthätigen Liebe will er seine Jünger erkennen. Wenn jemand dem geringsten der Menschen einen Liebesdienst erweist, so will Jesus denselben so ansehen und vergelten, als wäre er ihm selbst erwiesen; wer hingegen einen solchen verweigert, wer den Hungrigen nicht speist, den Durstigen nicht tränkt, den Nackten nicht bekleidet . . ., den wird er ebenso strenge richten und bestrafen, als hätte er ihm selbst die Liebe verweigert. Diese Liebe soll sich auf alle Menschen, auf Freunde und Feinde ausdehnen. „Liebet eure Feinde," sagt er zu seinen Jüngern, „thuet Gutes denen, die euch hassen, und betet für die, welche euch verfolgen und verleumden, auf daß ihr Kinder seid eures Vaters, der im Himmel ist, der seine Sonne über die Guten und Bösen aufgehen und über die Gerechten und Ungerechten regnen läßt." (Matth. 5, 44. 45.) „Und selig wirst du sein," spricht er zu jedem (Luk. 14, 14.), „wenn dir nicht vergolten wird; denn vergolten wird dir werden bei der Auferstehung der Gerechten.'*

* Wie ganz anders erscheint die Stellung der Menschen im Reiche Jesu Christi, als früher in der heidnischen Welt! Die römische Gesetzgebung war sicher nicht eine der schlechtesten; dennoch räumte sie dem Vater das Recht ein über Leben und Tod seiner Kinder. Es blieb ihm ganz überlassen, ob er sein Kind auferziehen oder verkaufen oder gleich nach der Geburt aussetzen und zu grunde gehen lassen wollte. Dem Gatten gestattete sie, die Gattin zu töten, nicht nur wenn dieselbe der Untreue überführt war, sondern auch wenn sie sich berauscht hatte. Das römische Gesetz erlaubte ferner dem Gläubiger, zwölf vom Hundert Zins zu fordern und, wofern der Schuldner zahlungs-

Um seine erhabene, göttliche Lehre auch den Ungebildeten zugänglich und anschaulich zu machen, trug Jesus dieselbe meistens in Gleichnissen vor; und da er wohl wußte, wie tief die Wunde sei, welche uns die Sünde geschlagen, und daß die äußere Belehrung ohne die innere Gnade nicht hinreiche, dieselbe zu heilen, so verband er mit den vernehmbaren Worten zugleich die Gnade, welche den Verstand erleuchtet und das Herz zur willigen Annahme und Befolgung derselben anregt. Deshalb sprachen die Jünger, denen er nach seiner Auferstehung die hl. Schrift erklärte: „Brannte nicht unser Herz in uns, während er auf dem Wege redete und uns die Schrift aufschloß?" (Luk. 24, 32.) — Und diesen göttlichen Lehrer, voll der Wahrheit und Gnade, sollten wir nicht hören, wenn er uns durch den Mund seiner unfehlbaren Kirche die Geheimnisse unserer Religion und den Willen seines Vaters eben so klar und wirksam, wie ehedem, kund thut? Diesem sollten wir die demütige Huldigung unseres Verstandes, den festen, unbedingten und unbeschränkten Glauben verweigern? Wäre dies nicht ein höchst strafwürdiger Ungehorsam gegen Gott, der Jesus zum Lehrer der Welt bestimmt und als solchen gesandt hat? — „Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe, diesen sollet ihr hören." (Matth. 17, 5.) Diese so nachdrückliche Aufforderung, welche auf dem Tabor vom ewigen Vater an die Jünger Jesu erging, sie ergeht auch an uns, ihre Schüler und Glaubenserben. Wir wollen demnach Jesus in seiner hl. Kirche hören; aber nicht bloß, um ihn zu hören, sondern um jedes seiner Worte in unser Herz aufzunehmen, es in demselben sorgfältig zu bewahren und mit dem Beistand der Gnade zur Richtschnur unsers Lebens zu machen. Auf solche Weise wird das Samenkorn des göttlichen Säemanns in unserm Herzen als in einem guten Erdreiche hundertfältige Frucht bringen.

3) Der Sohn Gottes ist Mensch geworden, **um uns durch sein Beispiel vorzuleuchten und uns zu ermutigen.** — Das Gesetz Christi macht dem Menschen einen beständigen Kampf zur Pflicht; denn ohne fortwährende Überwindung der innern und äußern Feinde des Heils ist es unmöglich, den Weg der göttlichen Gebote zu wandeln: „Das Himmelreich leidet Gewalt, und die Gewalt brauchen, reißen es an sich." (Matth. 11, 12.) Unser gött-

---

unfähig war und nichts verpfänden konnte, denselben als Sklaven zu verkaufen. Nach demselben Gesetze war der Sklave weiter nichts als eine Sache, ein Besitztum. Daher konnte der Herr nach Willkür über denselben verfügen, ihn martern und umbringen. Niemand konnte jenen daran hindern, niemand ihn deshalb zur Rechenschaft ziehen. Die Strafen und Qualmittel waren mannigfaltig und grausam, die gewöhnliche Todesstrafe war die Kreuzigung. (Mehreres bei Dr. Döllinger, Heidentum und Judentum: Die socialen und sittlichen Zustände der Römer § 3.) Nach den damaligen Begriffen von Recht und Menschlichkeit schien das alles in guter Ordnung, über jeglichen Tadel und Vorwurf erhaben zu sein. Daß bei einer solchen Denk- und Handlungsweise aufrichtige Feindesliebe und herzliches Erbarmen gegen Arme und Notleidende unbekannte Tugenden waren, bezeugt die Geschichte und ist von selbst einleuchtend.

licher Erlöser ließ es sich deshalb vorzüglich angelegen sein, uns nicht nur die Tugend zu lehren, sondern auch zum Kampfe in Erringung und Ausübung derselben anzuleiten und zu ermutigen. Er konnte dies allerdings durch bloße Worte bewerkstelligen; allein, wenn wir einerseits unsere natürliche Schwäche, anderseits die unausgesetzten Angriffe der Feinde betrachten, so müssen wir wohl eingestehen, daß die bloße Belehrung uns schwerlich wirksam genug zu diesem geistlichen Streite angetrieben hätte, daß wir zuweilen vielleicht gar die Unmöglichkeit, im Kampfe zu beharren und den Sieg zu erringen, vorgeschützt hätten. Darum wollte Jesus Christus zu der Lehre auch das unvergleichlich wirksamere Beispiel hinzufügen, „damit er uns," wie der hl. Augustin bemerkt, „nicht bloß mittelst der Lehre und des Gnadenbeistandes, sondern auch durch seinen Wandel zum Ringen nach Heiligkeit des Lebens anspornte." (Rede 4. v. d. Geb. des Herrn.) — Der Sohn Gottes ward also Mensch und uns ähnlich in allem, die Sünde ausgenommen.* (Hebr. 4. 15.) Schon als zartes Kind in der Krippe wollte er gegen die dreifache Neigung unseres verdorbenen Herzens, gegen die unordentliche Neigung zum Besitze durch Armut, gegen die Neigung zu eitler Ehre durch Selbsterniedrigung, gegen die allverheerende Neigung zu Sinnengenüssen durch Ertragung von Ungemach und Leiden, heldenmütig zu Felde ziehen. Diesen Kampf setzte er fort im Jünglings- und Mannesalter, im verborgenen und thätigen Leben, und brachte endlich am Kreuze jenen Feinden unseres Heiles eine gänzliche Niederlage bei. Selbst von den Versuchungen des bösen Feindes wollte unser Heiland nicht frei sein, damit wir in denselben nicht ohne Vorbild, Trost und Aufmunterung wären. Deshalb konnte Jesus mit vollem Rechte sagen: „Wer sein Kreuz nicht trägt und mir nachfolget, der kann mein Jünger nicht sein" (Luk. 14, 27.), „der ist meiner nicht wert." (Matth. 10, 38.) Denn nicht wie die Schriftgelehrten und scheinheiligen Pharisäer, welche andern schwere und unerträgliche Lasten auflegen, die sie selbst nicht einmal mit ihren Fingerspitzen berühren (Matth. 23, 4.); nein, nicht so that Christus. Er nahm zuerst und zwar das schwerste Kreuz auf sich und frohlockte wie ein Riese die Tugendbahn zu durchlaufen (Ps. 18, 6.); uns überläßt er das leichtere Kreuz und hilft es uns tragen, indem er durch seine Gnade uns kräftigt.

* Es versteht sich von selbst, daß Christus auch frei von allen sündhaften Neigungen und Regungen der Begierlichkeit war. S. Kan. 12. des V. allgemeinen Konzils.

Welche Tugenden lehrt uns Jesus durch sein Beispiel?

„Alle Tugenden im höchsten Grade, besonders den Eifer für die Ehre Gottes und für das Heil der Menschen, die Sanftmut, Demut, Geduld, die Güte und Barmherzigkeit gegen alle, selbst gegen die ärgsten Feinde, und den Gehorsam gegen den himmlischen Vater bis zum Tode."*

Das ganze Leben Jesu Christi auf Erden war der Verherrlichung seines himmlischen Vaters geweiht. Deshalb sprach er am Ende seiner Laufbahn in feierlichem Gebete zu seinem Vater: „Ich habe dich verherrlichet auf Erden; ich habe das Werk vollbracht, das du mir zu verrichten gegeben hast." (Joh. 17, 4.) Wo es die Ehre seines Vaters galt, da entbrannte sein Eifer zur heiligen Flamme. Mit einer Geißel von Stricken trieb er die Schänder des Hauses Gottes, die Käufer und Verkäufer, zum Tempel hinaus (Luk. 19, 45.); denn der Eifer für das Haus seines Vaters verzehrte ihn. (Joh. 2, 17.) — Nicht minder rege war sein Eifer für das Heil der Seelen. Jesus wußte wohl, daß die Verherrlichung seines göttlichen Vaters hauptsächlich darin bestehe, daß derselbe von allen erkannt, geliebt und angebetet werde. Um zu retten, was verloren war, stieg er vom Himmel auf die Erde herab, wandelte unter uns und ertrug für uns unsägliche Mühen, Leiden und Beschwerden. Er ist der gute Hirt, der das wüste Jammerthal der Erde betritt, auf rauhen, beschwerlichen Pfaden dem verirrten, vor seinem lockenden Rufe fliehenden Schäflein nacheilt, dasselbe mit wunder Hand aus den Dornen der Sünde und böser Gelüste, die es umschlingen, sorgfältig herauszieht, es mit Zärtlichkeit auf die Schulter nimmt und voller Freude zur väterlichen Hürde zurückträgt; der selbst nicht ansteht, zur Rettung desselben sein Leben hinzugeben. Wie glühend aber auch der Eifer des Heilandes war, so war er dennoch nicht hart und ungestüm. Jesus löschte den glimmenden Docht nicht aus und zerbrach nicht das geknickte Rohr. (Matth. 12, 20.) Eingedenk seiner Sendung, die Menschen selig zu machen und nicht zu verderben, bestrafte er seine Jünger, die voll Entrüstung über den Undank und die Hartherzigkeit der Samariter, wie einst Elias, Feuer vom Himmel auf dieselben herabzurufen gedachten, mit den bedeutungsvollen Worten: „Ihr wisset nicht, wessen Geistes ihr seid." (Luk. 9, 54.)

Sanftmut und Demut, Tugenden, welche die Welt nicht kennt, welche in ihren Augen für Schwäche und Niederträchtigkeit

---

* Daß Jesus, selbst nach dem Geständnisse seiner Feinde, rein von jeder Sünde war, ist oben (S. 435) bereits dargethan worden.

gelten, diese Tugenden besonders sollen wir von Jesu lernen. „Lernet von mir," spricht er, „denn ich bin sanftmütig und demütig von Herzen." (Matth. 11, 29.) Wie bewunderungswürdig ist nicht das Beispiel, welches uns Jesus von dieser Tugend der Demut giebt! Er, der Sohn Gottes, der Herr der Heerscharen, der König der Jahrhunderte, er war nicht zufrieden, unter Knechtsgestalt den Glanz der Gottheit zu verhüllen; er wollte als das niedrigste der Menschenkinder in einem Stalle geboren werden, als das ohnmächtigste vor dem Schwerte des Herodes sich flüchten; er begehrt, gleich als wäre er wie die übrigen Menschen mit Sünden behaftet, von Johannes die Bußtaufe und wirft sich beim letzten Abendmahle, als der Diener aller, zu den Füßen seiner Jünger, zu den Füßen selbst seines Verräters Judas. — O Mensch, Staub und Asche! o Mensch, in Sünde empfangen und geboren! solltest du noch eitel und hoffärtig, stolz und anmaßend sein können, wenn du die Worte Jesu vernimmst: „Ich habe euch ein Beispiel gegeben, damit auch ihr so thuet, wie ich gethan habe"? (Joh. 13, 15.) Ist etwa der Knecht größer als der Herr, der sündige Erdwurm größer als Gott? — Sind wir von Herzen demütig und sanftmütig, so wird es uns nicht schwer fallen, auch die Geduld zu üben und der Vorschrift des Apostels nachzukommen: „Mit aller Demut und Sanftmut, mit Geduld ertraget einander in Liebe." (Eph. 4, 2.) Auch in dieser Tugend hat uns Jesus ein glänzendes „Beispiel hinterlassen, damit wir seinen Fußstapfen nachfolgen, er, der nicht wieder schalt, als er gescholten ward, nicht drohete, da er litt, sondern sich dem überließ, der ihn ungerecht verurteilte." (1. Petr. 2, 21 — 23.) Wie bezeichnend und wahr hatte Isaias (53, 7. 8.) von Jesus geweissagt! Wie ein Schaf zur Schlachtbank, so wurde Jesus zur Richtstätte geführt, und wie ein Lamm vor dem, der es schert, nicht klagt, also that auch Jesus seinen Mund nicht auf, als man ihn auf das grausamste mißhandelte und ans Kreuz schlug.

Aber nicht nur Demut, Sanftmut, Geduld, auch „Güte und herzliches Erbarmen sollen wir anziehen", wenn wir wirklich „als Gottes Auserwählte, Heilige und Geliebte" (Kol. 3, 12.) Jesu Christo vollkommen nachahmen und so gesinnt sein wollen, „wie auch er gesinnt war." (Phil. 2, 5.) — Gegen alle, selbst gegen seine geschwornen Feinde war Jesus voll Güte und Liebe, voll herzlichen Erbarmens. Als der wahre, barmherzige Samaritan durchzog er ganz Judäa, heilte Unzählige von ihren leiblichen Gebrechen und Krankheiten, erweckte selbst die Hingeschiedenen aus ihrem Todesschlafe. Allein viel wunderbarere Heilungen und Erweckungen bewerkstelligte Jesus in den Seelen, die zu heilen

er eigentlich gekommen war. Wie manches wunde Herz erquickte er durch den Balsam seines himmlischen Trostes, wie manches von den Banden der Sünde und des Todes umstrickte, befreite und belebte er wieder! Wer gedenkt hier nicht der Samariterin am Jakobsbrunnen, die er durch seine liebevolle Ansprache zur Erkenntnis ihrer Sünden und zugleich ihres Heilandes führte (Joh. 4.)? Wer nicht des Zachäus, bei dem Jesus Einkehr nahm, um ihn aus einem öffentlichen Sünder zu einem gottgefälligen Sohne Abrahams zu machen (Luk. 19.)? Wer nicht der Magdalena, die aus seinem göttlichen Munde die gnadenreiche Zusicherung vernahm: „Deine Sünden sind dir vergeben" (Luk. 7, 48.)? Wer nicht endlich des reuigen Schächers, dem Jesus vom Kreuze aus zurief: „Wahrlich sag' ich dir, heute wirst du bei mir im Paradiese sein" (Luk. 23, 43.)? — Auch seinen ärgsten Feinden entzog Jesus seine Liebe und sein Erbarmen nicht. „Freund, wozu bist du gekommen?" sprach er zu Judas, seinem Verräter, um so dessen hartes Herz zu erweichen und zur Reue zu bewegen. „Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun" (Luk. 23, 34.), so betete er zu seinem Vater für seine Kreuziger und streckte seine Arme zur Verzeihung aus nach dem gottesmörderischen Volke. — Ist aber die Liebe die Krone aller Tugenden und, wie der Apostel sagt (Kol. 3, 14.), „das Band der Vollkommenheit," so ist der Gehorsam der Prüfstein derselben; denn ohne unbedingte Unterwerfung unter den allerhöchsten und allerheiligsten Willen Gottes giebt es keine echte Liebe, keine Tugend. Und auch hierin leuchtet uns das Beispiel Jesu im herrlichsten Glanze vor. „Vater," sprach er beim Beginne seines bittern Leidens, „nicht mein, sondern dein Wille geschehe" (Luk. 22, 42.), und diese Stimmung der vollkommensten Hingebung in den väterlichen Willen dauerte in seinem Herzen fort, bis er unter den Worten: „Es ist vollbracht," den Geist aufgab in die Hände seines himmlischen Vaters. Deshalb sagt der Apostel von ihm: „Er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja bis zum Tode des Kreuzes." (Phil. 2, 8.) — So lehrt er uns, dem Allerhöchsten auch das Teuerste, was wir besitzen, Glücksgüter, leibliche Kräfte, Gesundheit, ja selbst das Leben zum Opfer zu bringen.

Jesus ist das vollkommenste Muster und Vorbild aller Tugenden, aller ohne Ausnahme; es wäre deshalb schlechterdings unmöglich, dieselben alle zu beschreiben. Die eben erwähnten wurden hier insbesondere angeführt, weil sie nicht nur den Charakter Jesu vorzugsweise kennzeichnen, sondern auch von allen und in allen Ständen, Lagen und Verhältnissen des Lebens nachgeahmt werden können. Darum sollen auch dieselben stets und überall

der Gegenstand unserer Betrachtung und Nacheiferung sein, damit unser Herz und unser Wandel dem Herzen und dem Wandel des göttlichen Heilandes ähnlich werde. „Denn vergeblich führen wir den Namen eines Christen," spricht der hl. Leo, „wenn wir Christo nicht nachahmen."

Was für ein Beispiel giebt Jesus insbesondere der Jugend?

Er lehrt sie durch sein Beispiel

1) willig gehorsamen. — Die Worte der hl. Schrift: „Er war ihnen (Joseph und Mariä) unterthan" (Luk. 2, 51.), enthalten die kurze, aber inhaltsreiche Beschreibung des Lebens Jesu im Hause zu Nazareth von seinem zwölften bis zum dreißigsten Jahre.* „Wer war unterthan," fragt der hl. Bernhard, (1. Rede üb. Missus est.), „und wem?" Und er giebt sich selbst die Antwort: „Es ist der Sohn Gottes, der Schöpfer Himmels und der Erde. Er ist Menschen unterthan, welche er an Größe, Macht und Weisheit unvergleichlich, unendlich übertraf." Welche Beschämung

---

* Jesus wollte während seines verborgenen Lebens von dem Willen seiner Eltern abhängig sein in allen jenen Handlungen, die er als Mensch und als Glied der heiligen Familie verrichtete. In Handlungen hingegen, die ihm ausschließlich als Gott eigen waren, wie die Erhaltung und Regierung der Welt, konnte er in keiner Weise irgend einem seiner Geschöpfe unterworfen sein. Desgleichen hing Jesus auch in jenen Handlungen, welche auf sein Amt als Messias oder Welterlöser Bezug hatten, wie da waren, lehren, Wunder wirken u. dgl., nur von dem Willen desjenigen ab, der ihn gesandt hatte, nämlich von dem Willen seines himmlischen Vaters. Daraus erklärt sich leicht sein Verweilen im Tempel ohne Vorwissen der Eltern und die Antwort, welche er seiner Mutter sowohl bei diesem Anlasse, als auch bei der Hochzeit zu Kana in Galiläa gab. Auch die Worte des Herrn (bei Matth. 12, 48.) finden hierin eine befriedigende Erklärung. Jesus trat nämlich bei den erwähnten Anlässen nicht als Sohn Josephs und Mariä, sondern als Gottgesandter auf und vollbrachte als solcher den Willen und Auftrag des ihn sendenden Vaters. — Das eigenmächtige Zurückbleiben des zwölfjährigen Jesus im Tempel ist für uns auch noch in anderer Beziehung höchst beachtenswert und lehrreich. Jesus gab dadurch ein Beispiel, wie Kinder ihren Eltern gegenüber handeln dürfen und sollen, wenn sie nach reifer Prüfung und kluger Beratung erkennen, daß Gott sie zu seinem besonderen Dienste im Priester- oder Ordensstande beruft. Mögen in diesem Falle die Eltern durch Bitten, Drohungen und Vorwürfe sie abwendig machen, dem göttlichen Rufe zu folgen, so dürfen und sollen ihnen die Kinder mit ehrfurchtsvoller und bescheidener Festigkeit antworten: Wisset ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Gottes ist? Vater und Mutter dürfen sich nie und nimmer ein Recht anmaßen, welches gegen den erkannten Willen Gottes und seine Bestimmung streitet; und thun sie es, so darf und soll das Kind in dem von Gott eingegebenen Entschlusse beharren; denn man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen. (Apgsch. 4, 20.) So handelte der hl. Thomas von Aquin, so der hl. Aloysius und der hl. Stanislaus, so die hl. Klara, die hl. Johanna Franziska von Chantal und unzählige andere Heilige.

für Söhne und Töchter, die zuweilen, bevor sie nur den Kinderjahren entwachsen sind, ihren Eltern den schuldigen Gehorsam aufkündigen! Welcher Trost aber auch für gute, gehorsame Kinder, denen der Glaube und ihr Gewissen das schöne Zeugnis giebt, dem Jesukinde ähnlich zu sein! — Jesus gehorchte in allen, auch den niedrigsten und beschwerlichsten Dingen, wie sie eben im ärmlichen Hause und in der Werkstätte seines Nährvaters sich darboten, um uns zu belehren, daß in den Augen Gottes nichts gering ist, was man auf den Befehl seiner Stellvertreter, der Eltern, und im Hinblick auf ihn vollzieht. — Jesus war gehorsam bis in das dreißigste Jahr. Merket es wohl, liebe Kinder, Jesus war gehorsam vom zwölften bis zum achtzehnten Jahre, wo Söhne und Töchter leider nur zu oft rauh, gebieterisch und eigensinnig zu werden anfangen und sich klüger und verständiger dünken, als Vater und Mutter; er war gehorsam vom achtzehnten bis zum vierundzwanzigsten Jahre, wo Söhne und Töchter vielerlei Dinge unternehmen ohne Vorwissen der Eltern und die Mahnungen und Ratschläge derselben weder hören noch befolgen; er war gehorsam vom vierundzwanzigsten bis zum dreißigsten Jahre, wo die jungen Leute schon auf Unabhängigkeit Anspruch machen und des vierten Gebotes gänzlich vergessen, durch unehrerbietiges und liebloses Benehmen ihren Eltern Kummer und Schmerz bereiten.

2) Freude an dem Gebete und dem Unterrichte haben, gerne im Hause Gottes verweilen. — Wie der Gehorsam, so sind gleichfalls Liebe zum Gebete, Lernbegierde und frommer Kirchenbesuch Tugenden, welche das Herz des Kindes besonders zieren. Das göttliche Kind Jesus wollte auch hierin mit dem schönsten Beispiel vorangehen. Des täglichen Gebetes, der ununterbrochenen Vereinigung und Unterhaltung mit seinem himmlischen Vater nicht gedenkend, erzählt uns die hl. Schrift, wie er schon als zwölfjähriges Kind mit Joseph und Maria eine beschwerliche, dreißig Stunden weite Reise machte, um dem Allerhöchsten im Tempel von Jerusalem öffentlich zu huldigen. — Wie sehr soll euch, meine Kinder, dieses Beispiel antreiben, gerne zu beten und die Kirche, das Haus eures Vaters im Himmel, zu besuchen! Jesus bedurfte nicht des Gebetes, um Gnaden für sich zu erlangen; er bedurfte nicht des äußern Glanzes des Tempels und der öffentlichen Feier des Gottesdienstes, um zur Andacht gestimmt und aufgemuntert zu werden. Jesus that deshalb so, weil er euch recht anschaulich und eindringlich zeigen wollte, wie ihr thun sollet, die ihr des Gebetes ebenso bedürftig seid, wie der leiblichen Nahrung. Denn was die Nahrung für den Leib, das ist die Gnade für die Seele; ohne Gebet aber darf man nicht

auf Gnaden Anspruch machen. Im gleichen Maße bedürfet ihr auch einer äußern Anregung durch die weihevolle Stille des Gotteshauses und die erhabene Feier des Gottesdienstes, damit das Andenken an die Gegenwart, Größe und Majestät des himmlischen Vaters eurem flüchtigen Geiste tief eingeprägt und die Andacht in eurem Herzen genährt werde. Das wußte Jesus wohl, und darum gab er auch das Beispiel des Tempelbesuches, und er blieb drei Tage im Hause seines Vaters, damit euch die Zeit in der Kirche nicht lang werde. — Auch des Unterrichtes bedurfte das Kind Jesus nicht; es wußte alles unendlich besser, als alle Menschen und Engel zusammen; denn „alle Schätze der Weisheit und Erkenntnis waren in ihm verborgen". (Kol. 2, 3.) Nichtsdestoweniger wollte es bei dem erwähnten Anlasse im Tempel, d. h. in einer Vorhalle desselben, wo öffentlicher Unterricht erteilt wurde, mitten unter den Lehrern des Gesetzes weilen, ihnen zuhören und sie befragen. (Luk, 2, 46.) Warum handelte Jesus so? Damit ihr, in seine göttlichen Fußstapfen tretend, gerne und fleißig die Schule besuchet und besonders mit Aufmerksamkeit und heiliger Lernbegierde die Predigt und den christlichen Unterricht, der euch so unumgänglich notwendig ist, anhören möget. Benehmet euch im Religionsunterrichte, wie der zwölfjährige Jesus im Tempel: höret eure Lehrer und befraget sie mit Artigkeit und Bescheidenheit, wenn ihr etwas nicht verstehet, damit ihr so zur alles übertreffenden Erkenntnis Jesu Christi gelanget. Erinnert euch oft des bekannten und allbewährten Spruches: Wenn du Christum lernest, so ist es dir genug, magst du auch nichts anderes wissen; wenn du aber Christum nicht weißt, so ist alles nichts, was immer du auch erlernest. — Als der heil. Basilius und der hl. Gregor von Nazianz in dem üppigen und geräuschvollen Athen den Studien oblagen, kannten sie, nach dem Zeugnis ihres Zeitgenossen Rufinus, keinen andern Weg, als den zur Kirche und zur Schule. Das waren eifrige Nachfolger des Jesukindes. Möchte es doch unter euch recht viele ebenso fromme und fleißige Kinder geben!

3) An Weisheit und Gnade, wie an Alter, zunehmen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Jesus weder als Gott noch als Mensch einen eigentlichen Zuwachs an Weisheit und Gnade erhalten konnte. Denn als Gott war er die unendliche Weisheit und Gnade selbst; als Mensch empfing er im ersten Augenblicke des irdischen Daseins, vermöge der wesentlichen Vereinigung der Menschheit mit der Person des Wortes, die ganze Fülle der Weisheit und Gnade, deren seine menschliche Seele empfänglich war. Es verhielt sich nämlich bei Jesus, dem Gottmenschen, ganz anders, als bei uns. Wir empfangen Erkenntnis und Gnade in einem beschränkten Maße und sind darauf angewiesen, den Zuwachs dieser Gaben zu verdienen.

Jesus hingegen erhielt den heiligen Geist mit seinen göttlichen Gaben „nicht nach dem Maße" (Joh. 3, 34.), sondern in ganzer, unvermehrbarer Fülle; weil dies ihm, als dem wahren und eingebornen Sohne Gottes, gebührte.* — Wie kann aber desungeachtet die hl. Schrift sagen: „Jesus nahm zu, wie an Alter, so an Weisheit und Gnade vor Gott und den Menschen"? (Luk. 2, 52.) Auf diese Frage antworten die hl. Väter, unter andern der hl. Gregor von Nazianz (Rede 20): Jesus nahm zu nicht so, daß er einen innern Zuwachs an Weisheit und Gnade erhielt, da er schon im Beginne seines Lebens vollkommen weise und heilig war, sondern nur in dem Sinne, daß er in dem Maße, wie er im Alter fortschritt, auch seine Weisheit und Gnade oder Heiligkeit den Menschen kund gab und so, der aufsteigenden Sonne gleich, die Strahlen des innern Lichtes, der Wahrheit und Gerechtigkeit, immer weiter und heller verbreitete. — Und wenn es heißt, Jesus habe auch vor Gott an Weisheit und Gnade zugenommen, so muß dieses dahin gedeutet werden, daß die Weisheit und Gnade, welche die Menschen allmählich an Jesus wahrnahmen, nicht bloß eine Scheinweisheit und eine Scheinheiligkeit, sondern eine wahre, auch vor den Augen Gottes probehaltige Weisheit und Heiligkeit gewesen sei.

* Daß die Seele Jesu Christi im ersten Augenblicke ihres Daseins mit der ganzen Fülle der Weisheit, Gnade und Heiligkeit begabt war, ist unbestrittene Lehre der Väter und Theologen. Sie folgern dieses aus der persönlichen Vereinigung der menschlichen Natur mit dem göttlichen Worte, der zufolge Christus „voll der Gnade und Wahrheit ist" (Joh. 1, 14.), der zufolge „alle Fülle (alle nur denkbare Vollkommenheit) in ihm wohnt" (Kol. 1, 19.) — Daher schreibt der hl. Johannes Damascen (Bch. 3. K. 22. vom orthod. Glauben): „Jene, die da behaupten, Christus habe so an Weisheit und Gnade zugenommen, daß er einen Zuwachs an Erkenntnis erlangt habe, verehren nicht die persönliche (hypostatische) Vereinigung." Und Origenes bemerkt in der neunzehnten Homilie über Lukas 2, 46: „Der Herr stellte Fragen (an die Lehrer des Gesetzes), nicht um zu lernen, sondern um fragweise zu lehren." — Jesus konnte demnach nichts lernen, was er nicht bereits wußte; er konnte aber als Mensch auf eine neue Weise zur Erkenntnis dessen gelangen, was er schon wußte, nämlich durch eigene Erfahrung; und in dieser auf dem Wege der Erfahrung erlangten Kenntnis allein läßt sich in Christo ein Fortschreiten denken den Worten des Apostels gemäß (Hebr. 5, 8.): „Er lernte aus dem, was er erlitten, Gehorsam." Auf die Frage, weshalb Jesus auch die Erfahrungserkenntnis sich aneignen wollte, ließe sich antworten, weil dieselbe seiner menschlichen Natur angemessen war, und weil er vorhatte, uns durch sein Beispiel zu lehren, wie auch wir durch Erfahrung lernen sollen. Überdies gereicht es uns zu einem nicht geringen Troste, wenn wir bittere Erfahrungen machen, zu denken, Jesus unser Heiland habe ein Gleiches und wohl noch viel Bittereres erfahren wollen; er kenne selbst unser Leiden und habe durch eigene Erfahrung das Elend der menschlichen Natur bemitleiden gelernt. (Hebr. 2, 17.) — Wenn Jesus (bei Mark. 13, 32.) sagt, den Tag des Gerichtes wisse selbst er, „der Sohn" nicht, so will er dadurch andeuten, er habe menschlicher Weise, oder bloß seiner menschlichen Natur nach keine Kenntnis davon, und kein Mensch oder Engel könne natürlicher Weise eine sichere Kenntnis davon haben. Als Gott wußte Jesus allerdings den Tag des Gerichtes, er wußte denselben auch als Mensch, nämlich insofern seine Seele mit der Fülle der Weisheit und Wissenschaft begabt war, aber nicht um ihn den Menschen zu offenbaren, wie die Apostel es verlangten.

Warum wollte aber Jesus nicht gleich bei seinem Eintritte in die Welt, sondern erst allmählich mit zunehmendem Alter sein göttliches Licht leuchten lassen? Er zog es vor, seine göttlichen Vollkommenheiten anfangs zu verbergen und nur allmählich vor den Augen der Menschen zu entfalten, teils weil er beabsichtigte, ein armes und demütiges Leben zu führen, teils aber auch und besonders, weil er vorhatte, uns als Muster und Vorbild des allmählichen Tugendfortschrittes zu dienen. Das sei also unser angelegentliches Bestreben, nach der Mahnung des Apostelfürsten mit fortschreitenden Jahren „in der Gnade und Erkenntnis unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi zu wachsen" (2. Petr. 3, 18.), um ihm, unserm göttlichen Vorbilde, immer ähnlicher zu werden.

Warum wählte Jesus Christus ein armes und demütiges Leben?

1) „Um gleich von Anfang seines Lebens an für uns zu leiden; 2) um uns zu lehren, daß wir die eiteln Güter dieser Welt nicht lieben und suchen sollen."

Den Menschenkindern läßt die göttliche Vorsehung bei der Geburt keineswegs die Wahl zwischen einem Leben der Pracht und Ehre, und einem Leben der Armut und Niedrigkeit. Der eine wird in Reichtum und fürstlichem Glanze, der andere in Dürftigkeit und Erniedrigung geboren, beide ihres Loses völlig unbewußt. Dem Sohne Gottes hingegen war diese Wahl anheimgestellt. Dieselbe fiel, im grellsten Widerspruch mit den Grundsätzen der Welt und den Erwartungen des jüdischen Volkes, auf ein armes, demütiges Leben. Armut und Niedrigkeit sollten den König des Himmels und der Erde beim Eintritt in die Welt empfangen, Armut und Niedrigkeit ihn das ganze Leben hindurch begleiten: so war es dessen eigener freier Wille. Warum nun wählte der König der Könige eine solche Begleitschaft?

1) Weil ein armes, demütiges Leben ihm mehr Gelegenheit darbot, f ü r u n s z u l e i d e n, Hunger und Durst, Hitze und Kälte, Arbeit und Müdigkeit, Ungemach und Beschwerden, Erniedrigung und Verachtung, Schmach und Beschimpfung für unser Heil zu ertragen. Der Aufenthalt Jesu im Stalle zu Bethlehem, die beschwerliche Flucht nach Ägypten, die mühsamen Arbeiten im Hause zu Nazareth, seine Entbehrungen im öffentlichen Leben: alles zeigt handgreiflich, daß Armut und Niedrigkeit eine reichhaltige Quelle von Mühseligkeiten und Leiden für ihn war. Jesus selbst bezeugte von sich: „Die Füchse haben Höhlen und die Vögel des Himmels Nester; aber der Sohn des Menschen hat nicht, wo er sein Haupt hinlege." (Matth. 8, 20.) Und durch den Mund des Propheten spricht er: „Ich bin arm und mühselig von Jugend an" (Ps. 87, 16.)

„Mein Herz ist gewärtig der Schmach und des Elendes . . . mehr denn meines Hauptes Haare sind, die mich hassen.“ (Ps. 68.)

2) Jesus wählte auch deshalb ein armes, demütiges Leben, weil er uns lehren wollte, daß wir die eiteln Güter dieser Welt, Reichtümer, Ruhm und Ehre, nicht unordentlich lieben und suchen sollen. — Jede Sünde kommt eigentlich daher, daß man die irdischen Güter mehr liebt, als die himmlischen, die Geschöpfe mehr, als den Schöpfer. Die unordentliche Liebe zu den eiteln Gütern dieser Welt ist demnach die Quelle alles Bösen. Da nun Christus gekommen ist, „damit wir, abgestorben den Sünden, der Gerechtigkeit leben“ (1. Petr. 2, 24.), so wollte er uns nicht bloß durch seine Lehre, sondern auch durch sein Beispiel von der Nichtigkeit der Erdengüter auf das wirksamste überzeugen. Darum verschmähte er dieselben, indem er ein dürftiges, unansehnliches Leben einem Leben der Pracht und Herrlichkeit vorzog. Diese Bevorzugung der Armut und Niedrigkeit zeigt uns deutlich genug, daß die Erdengüter nicht an und für sich schätzenswert sind, und daß der Mangel derselben kein wahres Übel, sondern vielmehr der kürzeste und sicherste Weg zur wahren Glückseligkeit ist, nach der wir uns sehnen sollen. — Mag also die Welt ihre Scheingüter immerhin anpreisen, mag sie weise und klug nennen jene, denen es gelingt, solche zu erjagen und zu besitzen; es bleibt immer wahr, daß Jesus, die göttliche Weisheit, durch Wort und Beispiel ihre Denk-, Rede- und Handlungsweise verdammt. Wenn nämlich die irdischen Güter wahre Güter wären, wenn sie uns wahrhaft glücklich machen könnten; warum hätte wohl Jesus dieselben verschmäht, er, dem alle Macht, alle Reichtümer und Ehren zu gebote standen? Warum pries er die Armen im Geiste selig? Warum sprach er (bei Matth. 19, 21.) zum reichen Jünglinge: „Willst du vollkommen sein, so geh hin, verkauf alles, was du hast, und gieb es den Armeu, so wirst du einen Schatz im Himmel haben; und komm und folge mir nach“? Sehr treffend ruft daher der hl. Bernhard aus (Rede üb. d. Geb. Christi): „Entweder irret Christus oder die Welt; Christus, als die göttliche Weisheit, kann unmöglich irren; mit Recht wird also die weltliche Klugheit als Thorheit bezeichnet.“

Es darf uns deshalb gar nicht Wunder nehmen, wenn wir sehen, daß die Heiligen es sich zur Ehre anrechnen, mit dem armen Jesu arm, mit dem Verachteten verachtet zu sein. Armut und Niedrigkeit haben nichts Entehrendes mehr, seit Christus sie durch freie Wahl zu Ehren gebracht. „Wenn ein König,“ sagt Bossuet (Lobrede auf den hl. Franz v. Assisi) mit der Tochter eines schlichten Landmanns sich vermählt, so wird dieselbe Königin. Wohl ist man eine Zeit lang ungehalten darüber; am Ende wird sie jedoch anerkannt und verehrt: sie ist

geadelt durch ihren königlichen Gemahl. Ebenso verhält es sich mit der Armut. Seitdem Christus dieselbe zur Braut erkor, ist sie, ob auch die Welt sich darüber aufhält und murret, voll Adel und königlicher Würde." Der hl. Franz von Assisi nannte in der That die Armut seine Königin, und Könige stiegen von ihrem Throne herab, um dieser auserwählten Braut des Gottmenschen zu huldigen. — Karlmann, ein Sohn Karl Martels und Oheim Karls des Großen, verzichtete auf seine ausgedehnte Herrschaft, um auf dem Berge Soratte bei Rom als armer Mönch ein stilles, unbekanntes Leben zu führen. Da ihm aber in dem von ihm gegründeten Kloster und von Fremden, die der Ruf seiner Heiligkeit herbei zog, allzu viel Ehre widerfuhr, so entwich er heimlich und begab sich in ein Kloster auf dem Berge Kassino, woselbst er von niemand erkannt einige Zeit die Herden hütete, dann einen kleinen Garten zu besorgen begann, endlich aber dem Koche zum Gehilfen zugeteilt wurde. Dieser Koch aber, der ein heftiger Mensch war, zürnte ihm oftmals, schmähte ihn mit bittern Worten, mißhandelte ihn sogar zuweilen mit Schlägen. Der Fürst, der ehemalige Gebieter der Franken, entschuldigte und beklagte sich niemals; er pflegte vielmehr zu sagen: „Seit unser geliebter Heiland Jesus Christus sich so unaussprechlich tief erniedrigte und gehorsam ward bis zum Tode des Kreuzes, sind die tiefsten Demütigungen ehrenvoll und glorreich." Ähnliche Beispiele finden sich in großer Zahl in den Lebensbeschreibungen fast aller Heiligen. — Fühlen wir nicht die Kraft in uns, mit solchem Heldenmute dem armen und demütigen Jesu nachzufolgen, so lasset uns wenigstens, wenn wir arm sind, im Hinblick auf ihn mit dürftiger Nahrung, Wohnung und Kleidung zufrieden sein; lasset uns mit Geduld Zurücksetzung, Verachtung und Schmach ertragen, weil der Gottmensch mit seinem Beispiel vorangegangen ist![100] — Hat uns hingegen die Vorsehung Reichtum und irdischen Glanz beschert, „so lasset uns das Herz nicht daran heften." (Ps. 61, 11.) Überzeugen wir uns immer mehr, daß ein gutes Gewissen unendlich wertvoller ist, als alle Schätze und Reichtümer der Welt; erinnern wir uns oft der schönen Worte des hl. Augustin: „Der Reiche hat Gold in der Kiste, der Arme hat Gott im Herzen. Vergleiche nun das Gold mit Gott. Jener besitzt vergängliches Gut, das ihm entrissen werden kann; dieser besitzt den unvergänglichen Gott, der ihm ewig bleibt." Seien wir nicht stolz und übermütig um irdischer Schätze willen; verachten wir nicht die Armen, sondern ehren wir dieselben als Brüder und Lieblinge des armen und demütigen Heilandes, freuen wir uns nur deshalb reich zu sein, weil es uns so möglich ist, die Not und Beschwerden der Armen zu erleichtern und Gott ähnlich zu werden, „der da reich ist für alle, die ihn anrufen." (Röm. 10, 12.)[101]

Nutzanwendung.

Zu Burgos in Spanien lebte gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts ein frommes, hochbegnadigtes Kind, Johanna Rodriguez mit Namen. Schon in ihrem vierten Jahre legte dieselbe eine außerordentliche Neigung zur Frömmigkeit an den Tag. Ihre Eltern hatten eine lieblich gezierte Hauskapelle, wo auf einem Throne ein überaus schönes Jesukind saß. Dieses hatte das Herz der kleinen Johanna ganz eingenommen. Oft

verließ sie ihre Gespielen und schlich in die einsame Kapelle, um daselbst in kindlicher Einfalt und Vertraulichkeit mit dem lieben Jesukinde sich zu unterhalten. Wenn sie so andächtig vor dem Bildnisse kniete, war es ihr, als ob Jesus mit ihr redete, und sie fand kein Ende, ihm zu sagen, wie sehr sie ihn lieb habe. — Eines Tages schickte Johanna sich an, das Chorgebet der in ihrer Nähe wohnenden Klarissinnen kindlich nachzuahmen; da erschien ihr der Herr und sprach zu ihr: Tochter, was machst du hier? — Ich bete mit dem hl. Dominikus, war die Antwort. Das ist gut, fuhr der Herr fort; aber sage mir, hast du mich lieb? — Ich liebe nur das kleine Jesuskind, das mein Vater in der Kapelle hat, entgegnete Johanna. Dieser bin ich, versetzte der Herr, ich bin's, den das Bild vorstellt, und du sollst es allein lieben, weil es mich bedeutet. Alsdann gab er ihr Maria zur Mutter und Hüterin und befahl ihr, derselben in allem zu gehorchen. Johanna that, wie ihr geboten war, gedachte fortwährend ihres lieben Jesus, erhielt die auffallendsten Gunstbezeugungen von ihm und nahm täglich zu an Tugend und Gnade bis zu ihrem seligen Ende. — Dieses Beispiel lehret euch, wie sehr und auf welche Weise gute Kinder das Kindlein Jesus lieben sollen; und zugleich, wie innig das Kindlein Jesus liebende Kinder wieder liebt. Tretet also in die Fußstapfen der frommen Johanna. Liebet das göttliche Kind Jesus von ganzem Herzen und beweiset ihm durch die That, daß ihr es herzlich liebet. Denket oft an es, betet oft zu ihm, thuet in allem, überall und allezeit, wie es gethan; das sind die besten und dem Kinde Jesus angenehmsten Beweise eurer Liebe zu ihm. Ja, meine Kinder, denket recht oft und mit Herzenslust an Jesus: bevor ihr einschlafet, denket an Jesus; in der Kirche, in der Schule, zu Hause denket an Jesus; auf dem Wege zur Kirche, zur Schule und von da zurück, denket an Jesus; bei der Arbeit, beim Spiele, bei Tische denket an Jesus, das heiligste Kind, und folget ihm nach. Betet auch zum Jesukinde, zu Weihnachten, wenn ihr seine Krippe besuchet; Tag für Tag, wenn ihr sein Bildnis sehet; des Morgens, Mittags und Abends, wenn man zum englischen Gruße läutet. Rufet es um seinen göttlichen Beistand an in allen Gefahren des Leibes und der Seele; rufet es an, wenn euch die Arbeit und das Lernen sauer wird, wenn euch der Gehorsam schwer fällt, wenn Elend und Not euch niederdrückt. Schenket dem Jesukinde euer ganzes Herz, eure ganze Liebe. Ist ja doch nichts im Himmel und auf Erden, was liebenswürdiger wäre, als das Jesukind in der Krippe, auf den Armen seiner allerheiligsten Mutter, im Hause zu Nazareth, in der Werkstätte seines Pflegevaters, im Tempel zu Jerusalem. Und aus Liebe zum Jesukinde thuet stets

so, wie es aus Liebe zu euch gethan. Bestrebet euch fromm, fleißig, freundlich und folgsam zu sein, weil Jesus euch zu liebe, zu eurer Belehrung und zu eurem Besten — Kind, das frömmste, fleißigste, freundlichste und folgsamste Kind sein wollte.

Wenn ihr das Kind Jesus auf solche Weise liebet, so wird es euch, wenn auch nicht so auffallend, wie die fromme Johanna, doch nicht minder innig und zärtlich wieder lieben. Jesus wird euch zu sich rufen, wie er im Laufe seines öffentlichen Lebens die Kleinen zu sich rief, um ihnen die Hände aufzulegen und sie zu segnen; er wird euch auf vorzüglich wirksame Weise segnen, weil ihr ihm als getreue Nachfolger und Ebenbilder besonders ähnlich und wohlgefällig seid: er wird euch segnen wie die hl. drei Könige, die ihm Gold, Weihrauch und Myrrhe zum Opfer brachten; denn herrlicher als Gold ist die Liebe, lieblicher als Weihrauch das Gebet, und köstlicher als Myrrhe die Gewalt, die ihr euch anthun müsset, um seinem Beispiele nachzufolgen. Ja, meine Kinder, Jesus wird euch segnen mit zeitlichem und ewigem Segen; er wird euch reichliche Gnade spenden, damit ihr hienieden wie er an Weisheit und Tugend vor Gott und den Menschen zunehmen und dereinst im Himmel ihn selbst und durch ihn und in ihm unendliche Seligkeit besitzen möget.*

Vierter Glaubensartikel.

„Gelitten unter Pontius Pilatus, gekreuzigt, gestorben und begraben.“

1. Leiden und Sterben Christi.

Was lehrt uns der vierte Artikel des Glaubensbekenntnisses?

„Er lehrt uns, daß Jesus Christus für uns gelitten hat, am Kreuze gestorben und ins Grab gelegt worden ist.“

Der dritte Glaubensartikel stellt uns die Menschwerdung des Sohnes Gottes und seine Geburt aus Maria der Jungfrau, der vierte sein Leiden unter Pontius Pilatus, seinen Tod und sein Begräbnis vor Augen. Der Sohn Gottes ist Mensch geworden, um leiden und sterben zu können; er hat wirklich gelitten und ist

* Der Katechet findet hier wieder passenden Anlaß, des schönen, vom hl. Stuhle gebilligten und empfohlenen Vereines der heiligen Kindheit Meldung zu thun, durch dessen milde Gaben Tausende von Heidenkindern dem zeitlichen und ewigen Tode entrissen werden. Sieh die Jahrbücher des Vereins und die Schrift: „Der Verein der hl. Kindheit. Geschichte seines Entstehens“ u. s. w. Mainz, bei Kirchheim. 1845.

am Kreuze gestorben, um uns sündige Menschen zu erlösen; denn für uns hat er gelitten, für uns ist er gekreuzigt, gestorben und begraben worden, wie dies das Nicäische Glaubensbekenntnis ausdrücklich lehrt. Nicht ohne Grund wird des Pontius Pilatus, der Jesus zum Tode verurteilte, Erwähnung gethan. Derselbe vertrat als Landpfleger in Judäa die Stelle des römischen Kaisers Tiberius und war wie dieser ein Heide. Es wird somit durch dessen Benennung nicht nur die Zeit des Todes Christi genau bezeichnet, sondern auch die Erfüllung der Vorhersagung Jesu bestätigt, daß er den Heiden werde überliefert werden. (Luk. 18, 32.)

Hat Jesus Christus als Gott oder als Mensch gelitten?

„Jesus Christus hat als Mensch, d. h. seiner menschlichen Natur nach gelitten"; denn als Gott oder der göttlichen Natur nach konnte er nicht leiden, wie dies schon hinlänglich erklärt worden. Obgleich aber nur die menschliche, nicht die göttliche Natur in Christo gelitten hat, so bleibt doch immer wahr, daß Gott für uns gelitten hat, Gott für uns gestorben ist; denn der, welcher gelitten hat und am Kreuze gestorben ist, eben der ist wahrhaft Gott. Die menschliche Natur war gleichsam nur das freithätige Werkzeug, dessen sich der Sohn Gottes bediente, um durch Leiden und Tod das Werk unserer Erlösung zu vollbringen. O Wunder der Güte und Erbarmung! Gott, der Schöpfer Himmels und der Erde, leidet für seine Geschöpfe; der König und Herr aller Dinge für seine Knechte; der Unschuldigste für die Schuldigen: Gott, der Urheber alles Lebens, stirbt für uns, die wir in den Banden des ewigen Todes lagen! — Gott sandte ehemals einen Engel, der dem jungen Tobias als Beschützer und Begleiter dienen sollte. Gewiß eine große Wohlthat! Uns aber sandte er seinen eingebornen Sohn, den König der Engel, damit derselbe für uns litte und in den Tod ginge. Wer vermag erst die Größe dieser Gnade zu bemessen?

Was hat Jesus Christus gelitten?

„Er hat (wie oben S. 501 schon angedeutet worden) sein ganzes Leben hindurch unbeschreiblich vieles gelitten. Zuletzt litt er Todesangst am Ölberge, wurde von Judas verraten, dann gefangen, verspottet und verspieen, gegeißelt, mit Dornen gekrönt und endlich ans Kreuz geheftet."

So viel wie Jesus Christus, unser Heiland, hat nie ein Mensch gelitten.* Darum werden ihm mit Recht jene Worte der Klagelieder in den Mund gelegt: „Gebet acht und schauet, ob

---

* *S. Thom.* Sum. theol. p. 3. q. 46. a. 6.

ein Schmerz gleich sei meinem Schmerze" (Klagel. 1, 12.); „groß wie das Meer ist mein Elend." (Ebds. 2, 13.)

1) Nie hat ein Mensch eine so unaussprechliche **Betrübnis** und **Seelenqual** erduldet, wie Christus am Ölberge. Dieselbe entstand nämlich erstens aus dem Schmerze über die vielen Sünden der Menschen, womit er sich beladen sah. Dieser war aber unvergleichlich größer, als der heftigste Reueschmerz, den je ein Mensch empfunden hat oder empfinden konnte, da keiner Gott so liebte noch lieben konnte, wie Jesus, und keiner eine so klare Erkenntnis der ganzen Bosheit und Abscheulichkeit der Sünde hatte und haben konnte, wie er. Die übergroße Betrübnis des Heilandes entstand zweitens aus der schmerzvollen Voraussicht, daß so viele Menschen die Verdienste seines Leidens sich nicht zu nutze machen und deshalb ewig zu grunde gehen würden. Nie aber ging auch dem edelsten der Menschen fremdes Unheil und Verderben so zu Herzen, wie Jesu; weil keiner je die Menschen so innig liebte, und keiner den ganzen Umfang des Unheils und die bodenlose Tiefe des Verderbens, welches aus der Sünde entspringt, so klar und vollständig erfaßte, wie er. Eine dritte Ursache der beispiellosen Angst und Traurigkeit des Herrn war das natürliche Entsetzen vor den so zahlreichen Leiden und dem qualvollsten Tode, der ihm bevorstand, und den er mit einer Sicherheit und Klarheit voraussah, wie nie ein Mensch den seinen vorauszusehen vermochte. Die Betrübnis des mit Blutschweiß überronnenen Erlösers war so unaussprechlich groß, daß sie **allein** ihm den Tod gebracht haben würde, wofern ihn nicht seine Gottheit zu noch größern Leiden gestärkt und am Leben erhalten hätte.* Darum klagte er selbst: „Meine Seele ist betrübt bis in den Tod." (Matth. 26, 38.)

2) Nie hat ein Mensch so schwarzen **Undank** erfahren, nie einer so große **Schmach** ertragen, wie Jesus Christus. Es ist sogar schlechterdings unmöglich, daß irgend ein Mensch solchen Undank und solche Schmach erfahre. Denn da der Undank um

---

* Nach der einstimmigen Lehre der Theologen genoß die Seele Christi vermöge der hypostatischen Vereinigung mit der Gottheit vom ersten Augenblicke ihres Daseins an der klaren Anschauung Gottes. Aus dieser klaren Anschauung sollte naturgemäß eine unaussprechliche Seligkeit in dieselbe überströmen und sie jeglichem Leiden unzugänglich machen. Allein es stand ganz in der Macht Christi, diesen beseligenden Einfluß der Gottanschauung auf wunderbare Weise zu hemmen, und er hemmte ihn auch wirklich, um den Leidenskelch zu unserm Heile bis auf den Grund auszutrinken. (Matth. 26, 38. und 27, 46; Luk. 22, 43.) Infolge dessen blieb Christus, als wahrer Mensch, wie wir, der Furcht, Angst, Traurigkeit und dem tiefsten Seelenschmerze zugänglich. Die schmerzhaften Empfindungen und Gefühle der Seele Christi unterscheiden sich mithin von den unsrigen nicht ihrer natürlichen

so größer ist, je größer die erwiesene Wohlthat, und die Schmach um so kränkender, je ansehnlicher die beschimpfte Person ist, so folgt unstreitig, daß der Undank gegen den Gottmenschen und die Schmach, die ihm zugefügt wurde, ihres gleichen nicht finden kann; indem seine Wohlthaten von unendlichem Werte sind, und seine Person unendlich ehrwürdig ist. Wie groß war der Undank nicht bloß des Volkes und der Stadt Jerusalem, sondern selbst seiner Jünger und vertrautesten Freunde! Einer aus ihnen überliefert ihn durch einen Verräterkuß seinen Feinden; ein anderer verleugnet ihn, zum dritten Male sogar mit einem Eidschwur; die übrigen entfliehen feige bei eintretender Gefahr. — Und welche Schmach traf ihn, dem alle Ehre und Anbetung im Himmel und auf Erden gebührt! Gleich einem Missethäter eingefangen und mit Stricken gebunden, wurde er unter lautem Spott und Hohngelächter durch die Straßen Jerusalems zu Annas und Kaiphas geschleppt; vom Hohenrate als Gotteslästerer des Todes schuldig erklärt; dem heidnischen Landpfleger ausgeliefert und vor dessen Richterstuhle fälschlich angeklagt; vom Könige Herodes mit einem Spottkleide angethan; von den rohen Kriegsknechten und dem niedrigen Pöbel verhöhnt, verspieen, zerrauft, mit Fäusten ins Angesicht geschlagen; vom ganzen Volke dem Barabbas, einem Mörder, nachgesetzt; von Pilatus endlich auf die ungestüme Forderung der aufgeregten Menge zum schmählichen Kreuzestode verurteilt, von welchem geschrieben steht: „Verflucht ist jeder, der am Holze hängt." (Galat. 3, 13.)

3) Zahllos und unerhört waren auch die Schmerzen, welche der Gottmensch an allen Gliedern seines heiligsten Leibes ausgestanden. Durch die blutige Geißelung war Jesus so zerfleischt, durch die grausame Dornenkrönung so jämmerlich zugerichtet, daß Pilatus in der Hoffnung, sein bloßer Anblick werde hinreichen, auch die erbittertsten Feinde zum Mitleid zu bewegen, ihn dem Volke vorstellte mit den bedeutungsvollen Worten: „Welch ein Mensch!" (Joh. 19, 5.) Und wer vermöchte zu beschreiben, was Jesus gelitten, als er das schwere Kreuz auf seinen wunden Schultern unter Stößen und Schlägen den Kalvarienberg hinanschleppte; was er gelitten, als ihm auf der Richtstätte die Kleider

---

Beschaffenheit nach, sondern bloß dadurch, daß Christus dieselben empfand, weil er wollte, nicht weil er mußte; daß sie bei ihm nie anders, denn aus gegründeten Ursachen entstanden, nie das beabsichtigte Maß überschritten und nie das innere Gleichgewicht, die Seelenruhe, störten; während dieselben in uns unfreiwillig, sehr oft ungegründet und übertrieben sind und nicht selten in der Seele die größte Verwirrung hervorbringen. — Auch des leiblichen oder sinnlichen Schmerzes war Christus empfänglich, und zwar um so mehr, sagen die Gottesgelehrten, je zarter sein vom hl. Geiste wunderbar gebildeter Leib war. (S. römisch. Katech. T. 1. Art. 4.)

mit Gewalt vom Leibe gerissen und alle Wunden der Geißelung erneuert wurden; als er auf den Kreuzesbalken hingeworfen, an Händen und Füßen mit großen Nägeln durchbohrt, drei volle Stunden in namenloser Pein, in brennendem Durste, verhöhnt und gelästert, am Schandpfahle hangend, mit dem Tode rang und nicht eher sein Haupt sterbend neigte, als bis er Galle und Essig, den letzten Tropfen seines Leidenskelches, gekostet hatte! [102] — Wohl haben auch die Märtyrer viele und große Leiden erduldet; aber Gott milderte ihre Schmerzen durch den Balsam himmlischer Tröstung in so hohem Maße, daß sie nicht selten jubelten und frohlockten inmitten der grausamsten Qualen. Jesus allein empfindet die entsetzlichsten Martern ohne den mindesten Trost, ohne die geringste Linderung. Das bedeutet jener klägliche Ruf: „Mein Gott, mein Gott! warum hast du mich verlassen!" (Matth. 27, 46.)

Ist Jesus Christus wahrhaft gestorben?

„Ja, seine Seele hat sich von dem Leibe wahrhaft geschieden." — Um die sechste Stunde (um Mittag) war Jesus gekreuzigt worden, und um die neunte Stunde (um drei Uhr nachmittag) „rief er mit lauter Stimme und sprach: Vater! in deine Hände befehle ich meinen Geist. Und da er dies sagte, verschied er" (Luk. 23, 46.), oder wie der hl. Johannes sich ausdrückt, „er neigte sein Haupt und gab den Geist auf." (Joh. 19, 30.) Auch der Hauptmann, welcher ihn hatte sterben sehen, bezeugte dem Landpfleger, daß er wirklich verschieden sei (Mark. 15, 45.); und selbst die Hohenpriester und Pharisäer sprachen zu Pilatus in der unbezweifelten Voraussetzung, daß jener Verführer (wie sie Jesum nannten) nicht mehr lebe. (Matth. 27, 63.) Könnte über das Hinscheiden Christi auch nur der leiseste Zweifel obwalten, so würde derselbe schon dadurch gehoben, daß „einer der Soldaten seine Seite mit einem Speere öffnete, und sogleich Blut und Wasser heraus floß," wie der hl. Evangelist Johannes (19, 34.) als Augenzeuge berichtet. — Wiewohl aber die Seele Christi von dem Leibe schied, so hat sich doch die Gottheit keineswegs von demselben getrennt. „Vielmehr glauben und bekennen wir", sagt der römische Katechismus (T. 1. Art. 4.), „daß nach der Trennung der Seele vom Leibe die Gottheit sowohl mit dem Körper im Grabe, als auch mit der Seele in der Vorhölle vereinigt geblieben sei"; denn es ist, wie im vorigen Glaubensartikel gezeigt worden, unbestrittene Lehre der Kirche, daß die zweite göttliche Person die ganze menschliche Natur (Leib und Seele) angenommen hat, um sich nie mehr von ihr zu trennen. Übrigens geht das Gesagte aus den Worten des apostolischen Glaubensbekenntnisses deutlich genug hervor.

Bekennen wir ja doch ausdrücklich in demselben, „daß der eingeborne Sohn Gottes begraben und zu der Hölle abgestiegen ist.“ Hätte sich aber in Christo nach erfolgter Trennung der Seele vom Leibe auch die Gottheit vom Leibe und von der Seele geschieden, so würde man ganz unrichtig behaupten, der Sohn Gottes sei begraben worden und zur Vorhölle hinabgestiegen.*

Warum wollte Christus begraben werden?

„Damit sein Tod um so unleugbarer, und seine Auferstehung um so herrlicher wäre.“

Wäre Christus gleich nach dem Tode wieder auferstanden, so hätte man vielleicht gegen die Wirklichkeit seines Todes Zweifel erhoben. Derselbe blieb deshalb, wie er es vohergesagt hatte, drei Tage und drei Nächte im Grabe, um so auch die mindeste Wahrscheinlichkeit eines Scheintodes fern zu halten. Unter dem Ausdrucke „drei Tage und drei Nächte“ sind jedoch nicht drei volle Tage und Nächte zu verstehen; derselbe ist vielmehr so zu deuten, daß Jesus einen Teil des Tages und der Nacht vom Freitage, den ganzen Tag und die ganze Nacht vom Samstage und einen Teil der Nacht und des Tages vom Sonntage im Grab verblieben sei. Denn die Juden hatten damals von den Römern den Gebrauch angenommen, die vierundzwandzig Stunden des (bürgerlichen) Tages, nicht wie wir von Sonnenaufgang zu Sonnenaufgang, sondern von Mitternacht zu Mitternacht zu zählen, so daß z. B. der Samstag um Mitternacht aufhörte, und der Sonntag um Mitternacht den Anfang nahm. — Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß der Leib Christi im Grabe das Aussehen von einem menschlichen Leichname, d. h. dessen Blässe, Starrheit und Regungslosigkeit hatte. Desungeachtet muß unbedingt festgehalten werden, daß derselbe der innern Auflösung oder Verwesung ganz und gar unzugänglich war, nach dem Ausspruche des Propheten: „Du wirst nicht zugeben, daß dein Heiliger die Verwesung sehe.“ (Ps. 15, 10.)

War Christus gezwungen, den Tod zu leiden?

„Nein, Christus hat freiwillig den Tod gelitten.“ — „Er ist hingeopfert worden, weil er selbst wollte.“ (Is. 53, 7.)

„Niemand,“ sagt der göttliche Heiland selbst, „nimmt das Leben von mir, sondern ich gebe es von mir selbst hin; ich habe Macht, es hinzugeben, und ich habe Macht, es wieder zu nehmen.“ (Joh. 10, 18.) Seine Feinde wollten mehrmal ihn ergreifen und

---

* Von den Wundern, die beim Tode Jesu Christi sich ereigneten, sieh oben S. 448 ff.

töten, aber keiner durfte Hand an ihn legen, weil er es damals nicht gestattete. Als aber die Stunde gekommen war, wo er für unser Heil in den Tod gehen wollte, ließ er sich von ihnen gefangen nehmen und binden, obgleich es ihm ein leichtes gewesen wäre, es zu verhindern, indem das einzige Wort: „Ich bin es" sie alle zu Boden warf. (Joh. 18, 6.) Selbst den Qualen, die natürlicher Weise seinen Tod herbeiführten, unterlag Jesus nicht, weil er mußte, sondern weil er wollte. Daher erkannte auch der Hauptmann an dem so kräftigen, dem Tode unmittelbar vorhergehenden Rufe Christi, daß derselbe nicht ein bloßer Mensch sei, der aus Schwäche sterbe, sondern daß er wahrhaft Gottessohn sein müsse. (Mark. 15, 39.) Bezeichnend sind die Worte des hl. Augustin (Bch. 4. v. d. Dreieinigkeit): „Der Geist Christi verließ den Leib nicht aus Zwang, sondern weil er wollte, wann er wollte und wie er wollte." — Christus ging zwar in den Tod aus Gehorsam gegen seinen himmlischen Vater. „Damit die Welt erkenne, daß ich den Vater liebe und so thue, wie mir es der Vater befohlen hat: stehet auf, lasset uns hingehen." So sprach er selbst zu seinen Jüngern nach dem letzten Abendmahle. (Joh. 14, 31.) (Vgl. Joh. 10, 18.) Er trank den Kelch des Leidens, weil der Vater es so wollte. (Matth. 26, 42.) Denn „er ward gehorsam bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze." (Phil. 2, 8.) — Aber sein Gehorsam war ein ganz freiwilliger.* „Mein Gott, ich habe es gewollt," spricht er deshalb durch den Mund des königlichen Propheten. (Ps. 39, 9.) Jesus unterwarf sich dem göttlichen Ratschlusse, die Welt durch das Kreuz zu erlösen, nicht gezwungen, sondern aus Liebe zu seinem Vater, wie er selbst bezeugt (Joh. 14, 31.), und ebenso aus Liebe und Erbarmung gegen die Menschen. Denn Jesus Christus ist in Wahrheit der gute Hirt, der freiwillig das

---

* Freilich konnte Christus unmöglich etwas Sündhaftes, etwas an und für sich Böses wollen; er konnte aber gleichwohl seiner menschlichen Natur gemäß das Leben, zumal im Gegensatz zum qualvollsten Tode, als ein derselben angemessenes, ehrbares Gut wollen, wie dies sein Gebet am Ölberge beweist. Und wenngleich zufolge der hypostatischen Vereinigung der göttliche Wille in Christo den menschlichen in allen Stücken unfehlbar lenkte, so steht dennoch fest, daß dadurch die Freiheit des letztern in keiner Weise geschmälert, seine freie Thätigkeit, an und für sich betrachtet, durchaus nicht gehemmt war, eben so wenig als unsere Willensfreiheit und Thätigkeit durch den Einfluß der Gnade geschmälert oder gehemmt wird. So ist es demnach wahr, daß Christus einerseits den Akt, wodurch er den ihm vom Vater gegebenen Befehl zu sterben vollzog, freiwillig setzte, da er in anbetracht der ihm als Mensch zustehenden, ganz ungeschmälerten natürlichen Willenskraft denselben auch unterlassen konnte. — Andererseits ist es aber nicht minder wahr, daß Christus seine Freiheit in keiner Weise mißbrauchen, sich nicht der geringsten Widersetzlichkeit gegen den Willen seines himmlischen Vaters schuldig

Leben für seine Schafe hingab. (Joh. 10, 11.) Und gerade in dieser Hingabe besteht nach seiner eigenen Aussage die größte Liebe, die jemand andern zu beweisen vermag. (Joh. 15, 13.) Ja „nach seiner Barmherzigkeit hat er uns gerettet.“ (Tit. 3, 5.) Er, „der reich ist an Erbarmung, hat um seiner überaus großen Liebe willen, womit er uns geliebt hat,“ für uns den Tod gelitten. (Eph. 2, 4.) Darum spricht der Apostel: „Ich lebe im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebt und sich selbst für mich dargegeben hat“ (Gal. 2, 20.), und wiederum: „Wandelt in Liebe, wie auch Christus uns geliebt und sich für uns als Gabe und Opfer hingegeben hat.“ (Eph. 5, 2.) Das Leiden und der Tod Christi war also eben sowohl ein Werk der vollkommensten Liebe, als des heldenmütigsten Gehorsams; „denn aus Liebe war er gehorsam,“* und schon deshalb hatte der Allerhöchste sein unendliches Wohlgefallen an demselben. In diesem Sinne spricht Christus (Joh. 10, 15. 17.): „Darum liebt mich der Vater, weil ich mein Leben hingebe für meine Schafe“; und der Apostel: „Er ward gehorsam bis zum Tode; darum hat ihn Gott auch erhöhet.“ (Phil. 2, 8. 9.)

2. Erlösungswerk Christi.

Warum hat Christus leiden und sterben wollen?

„Christus hat leiden und sterben wollen, um an unserer statt der göttlichen Gerechtigkeit für unsere Sünden genug zu thun und uns dadurch zu erlösen und selig zu machen.“

Trostlos und mit schweren Ketten beladen, saß ein Unglücklicher in einem finstern Gefängnisse. Ehedem reich und angesehen, hatte er durch schlechte Haushaltung sein ganzes Vermögen verschleudert und dazu noch ungeheure Schulden sich aufgebürdet, die er unmöglich

---

machen konnte; nicht als wäre es dem menschlichen Willen von Natur aus unmöglich gewesen, zwischen Leben und Tod zu wählen, sondern weil derselbe stets unter der Leitung des göttlichen Willens stand und diesem, wiewohl ungezwungen, dennoch unfehlbar folgte. Und da, vermöge der wesenhaften Vereinigung der menschlichen Natur mit der Person des ewigen Wortes, diese göttliche Lenkung von dem menschlichen Willen eben so unzertrennlich war, wie die göttliche Natur selbst von der menschlichen, so war Christus im strengen Sinne des Wortes aller und jeder Sünde durchaus unfähig (impeccabilis); was bei keinem Heiligen der Fall war, noch sein konnte, weil die göttliche Lenkung keinem in der Art eigen war, noch sein konnte, wie Jesu Christo. Auf diese Weise sucht Suarez (in 3. Part. S. Thom. disp. 37. S. 3.) den scheinbaren Widerspruch zu heben zwischen den drei Wahrheiten: 1) Christus starb aus Gehorsam; 2) er starb zugleich freiwillig; und dennoch 3) konnte er nicht anders als gehorsamen, weil er nicht sündigen konnte.

* *S. Thom.* Sum. p. 3. q. 47. a. 2. ad 3.

tilgen konnte. Darum war er eingezogen und in den Kerker geworfen worden. Die Lage des armen Gefangenen war eine höchst jammervolle; zumal da er überdies wegen Übertretung der Landesgesetze die Todesstrafe zu gewärtigen hatte. Dieses erfuhr ein reicher und vornehmer Herr. Das traurige Los des Elenden ging ihm zu Herzen, obwohl er von demselben schwer beleidigt worden war, und er entschloß sich, um jeden Preis Hilfe zu schaffen. Er bietet sich demnach dem Landesherrn als Bürge für den Gefangenen an und erklärt sich bereit, anstatt desselben die Schulden zu bezahlen und die über ihn zu verhängende Strafe zu leiden. Jetzt tritt er in den Kerker des Unglücklichen, löst dessen Bande, läßt sich dieselben anlegen und spricht sodann zu ihm: Sei getrost, ich werde für dich im Gefängnisse die Schulden tilgen und an deiner statt dem landesherrlichen Strafurteil mich unterziehen; sollte ich auch in den Tod gehen müssen, ich bin bereit dazu. Geh hin, genieße der Freiheit, und damit es dir an nichts gebreche, so nimm diese Juwelen; die Verwalter meiner Güter werden auch ferner für dich sorgen. Alles, was du verloren hast, soll dir ungeschmälert, ja in überschwenglichem Maße wiedergegeben werden. — Man denke sich die Überraschung des Gefangenen, die Wonne und Dankbarkeit des Befreiten! Nein, werdet ihr vielleicht sagen, das ist doch gar zu unwahrscheinlich, das ist unmöglich: einen so gütigen Herrn giebt es nicht unter der Sonne, einen solchen hat es nie und nirgends gegeben. Was selbst das beste Kind für seinen Vater zu thun sich weigern würde, das thut kein reicher, vornehmer Herr für einen elenden Sträfling, dem er nichts schuldet, und von dem er nichts zu erwarten hat, der überdies sein Feind ist. — Ihr habt wohl recht, liebe Kinder, das würde kein Mensch für den andern thun. Aber der Sohn Gottes, Jesus Christus, hat nicht nur dieses, sondern noch unvergleichlich mehr für uns gethan, und zwar für jedweden aus uns, also auch für dich, mein liebes Kind. Ihm allein hast du es zu verdanken, daß du, aus den Finsternissen und dem Schatten des Todes errettet, der Freiheit der Kinder Gottes dich erfreuest und, statt in ewigem Elende zu schmachten, einer endlosen Seligkeit entgegen harren darfst: Jesus hat dich erlöst, gerettet, bereichert.

Um dieses besser zu verstehen, erinnert euch an das schon früher Gesagte. Wir waren alle in unserm Stammvater Adam mit den herrlichsten Gnadengeschenken überhäuft worden, und noch viel herrlichere Güter standen uns für die ganze Ewigkeit in Aussicht. Es trat aber die Sünde zwischen uns und Gott, beraubte uns aller Gnadengüter, verschloß uns nicht bloß das irdische, sondern auch das himmlische Paradies und machte uns des ewigen Todes

schuldig. An eine Rettung aus diesem allerkläglichsten Zustande war nicht mehr zu denken; weil wir durchaus unfähig waren, die Schuld abzutragen, die infolge der Sünde auf uns haftete, d. h. weil wir schlechterdings nicht imstande waren, die Genugthuung zu leisten, welche wir der göttlichen Majestät für die ihr zugefügte Beleidigung schuldeten. (S. Seite 356—359.) Wohl kann der sündige Mensch, der niedrige Erdenwurm, der sich vermessen gegen den Allerhöchsten aufgelehnt hat, vor der beleidigten Majestät sich in den Staub werfen. Allein was ist es Großes um diese Erniedrigung? Ist er dieses nicht ohnehin zu thun auf das strengste verpflichtet? Würde er sich nicht eine neue Schuld aufladen, wofern er diese Huldigung unterließe? Welcher Ehrenersatz wird also dadurch Gott dem Allerhöchsten geleistet? Nicht der geringste. Nein, „der Mensch kann keine Sühnung geben, noch den Wert der Erlösung für seine Seele, wenn er auch ewig sich bemühte und lebte für und für.“ (Ps. 48, 8—10.) Nur eine göttliche Person konnte nach der Strenge der Gerechtigkeit vollgültige Genugthuung leisten. Denn wie die Beleidigung in Ansehung der beleidigten Person unendlich war, so mußte auch die Genugthuung in Ansehung der Person, welche dieselbe leistete, unendlich sein, damit sie vollgültig wäre, d. h. damit die dem Allerhöchsten durch die Sünde zugefügte Unehre durch eine nicht minder große Ehre ersetzt würde. Nur eine göttliche Person konnte demnach durch vollkommen entsprechende Genugthuung unsere Schuld gegen den Allerhöchsten abtragen: that sie es nicht, so blieb dem Menschen, der schlechthin unfähig war genugzuthun, weiter nichts übrig als genugzuleiden, d. h. durch Ertragung einer ewigen Strafe die göttliche Gerechtigkeit zufrieden zu stellen.

Diese göttliche Person, welche es übernahm, für uns die schuldige Genugthuung zu leisten, ist, wie wir bereits wissen, der eingeborne Sohn Gottes, die zweite Person der hochheiligen Dreieinigkeit. Da es aber höchst billig und angemessen war, daß der Mensch für die Sünde, deren Urheber er gewesen, Genugthuung leistete, so stieg der Sohn Gottes zu uns in das Thal der Thränen herab, nahm unsere Natur, niedrige Knechtsgestalt an, lud alle unsere Missethaten auf sich und machte sich anheischig, als wahrer Mensch an unserer statt die über uns verhängten Sündenstrafen zu leiden und so der göttlichen Gerechtigkeit vollständigen Ersatz zu bieten. Selbst den Tod, und zwar den bittern und schmählichen Tod am Kreuze, wollte der Mensch gewordene Sohn Gottes aus Gehorsam gegen seinen ewigen Vater erdulden, weil der Mensch durch Stolz und Ungehorsam den ewigen Tod verdient hatte. Wie daher Christus schon bei seinem Eintritt in das zeitliche Leben sich

dem himmlischen Vater zu unserm Heile aufopferte, so flehte er am Kreuze neuerdings unter heißen Thränen zu ihm (Hebr. 5, 7.), er möge doch das Opfer seines Lebens zur Tilgung unserer Missethaten und zur Abwendung des uns gebührenden ewigen Todes huldvollst annehmen. — Mit unendlichem Wohlgefallen nahm der göttliche Vater das unbefleckte Opfer an, welches ihm aus freiwilligem Gehorsam und unbegrenzter Liebe zur Verherrlichung seines Namens und zum Heile der Menschen dargebracht wurde*, und um seines geliebten Sohnes willen wandte er uns sündhaften Adamskindern all seine Huld und Gnade wieder zu. — So hat Jesus Christus uns erlöst, so hat er die unschätzbare Gnade der ewigen Seligkeit uns wiedergegeben.** Deshalb heißt es: „Gleichwie durch den Ungehorsam des einen Menschen (Adam) die vielen zu Sündern geworden sind, so werden auch durch den Gehorsam des einen (Jesus Christus) die vielen zu Gerechten gemacht." (Röm. 5, 19.)

Wer könnte dieses ernstlich erwägen, ohne zugleich die unaussprechliche Liebe des Allerhöchsten zu bewundern und anzustaunen? „Was der Knecht schuldet, zahlt der Herr; was der Mensch verbricht, das büßet Gott!"*** Ein staunenerregendes Wunder wäre es schon, wenn Gott für den unschuldigen Menschen gelitten hätte. „Es beweiset aber Gott seine Liebe gegen uns dadurch," spricht der Apostel, „daß Christus, als wir noch Sünder waren, für uns gestorben ist." (Röm. 5, 8.) „Wer von uns," fragt ein frommer Geistesmann, „wäre so vermessen gewesen und hätte sich zum Allerhöchsten zu sagen getraut: Herr, deine Gerechtigkeit verfolget mich wegen der Beleidigungen, die ich dir angethan habe, und ich kann ihr nicht entrinnen; ich bitte dich also, steig herab vom Throne deiner Herrlichkeit, nimm sterbliches Fleisch an, laß dich geißeln und an das Kreuz schlagen, das mir gebührt! Unverständig und verrückt würden wir jeden nennen, der nicht an den von ihm beleidigten Gott, sondern bloß an einen irdischen Fürsten, oder auch nur an seinen Vater, Bruder oder Freund eine solche Bitte zu richten wagte. Und doch hat der König des Himmels und der Erde alles dieses aus eigenem Antriebe für den Menschen gethan, der sein Freund und Verräter war." Denn wer wüßte nicht, daß in Jesus Christus nicht der Schatten einer

* *S. Bernard.* adv. Abaelard. c. 8. Non mors, sed voluntas placuit sponte morientis. ** *Concil. Trident.* Sess. 6. c. 7. Dominus noster Jesus Christus, cum essemus inimici, propter nimiam caritatem, qua dilexit nos, sua sanctissima passione in ligno crucis nobis justificationem meruit et pro nobis Deo Patri satisfecit. *** So der heil. Anselm in seinen Betrachtungen.

Sünde war, wofür er zu büßen gehabt hätte! Einzig „um unserer Missethaten willen ist er verwundet, um unserer Sünden willen zerschlagen worden.“ (Is. 53, 5.) „Er, der keine Sünde beging, und in dessen Mund kein Betrug gefunden war . . . trug unsere Sünden (d. h. die Strafen derselben) selbst an seinem Leibe auf dem Kreuzholze, damit wir, abgestorben den Sünden, der Gerechtigkeit lebten.“ „Durch seine Wunden,“ fügt der Apostelfürst bei, „seid ihr geheilet worden.“ (1. Petr. 2, 22—24.)

„Aber nicht nur ein wirksames Heilmittel gegen die Wunden haben wir durch unsern göttlichen Heiland erhalten,“ so spricht der hl. Chrysostomus (Homil. 10 üb. d. Römerbrief), „sondern auch Gesundheit, Schönheit, Ehre, Reichtum und Würde, die unsere Natur weit übersteigt. Denn wir haben nicht bloß so viel Gnade empfangen, als wir bedurften zur Tilgung der Sünden, sondern noch weit mehr.“ Ganz passend zu unserm Gleichnisse bemerkt derselbe hl. Kirchenlehrer: „Wenn jemand einen Menschen, der ihm zehn Pfennige schuldete, mit Weib und Kindern in den Kerker werfen ließe, und es käme dann ein anderer, der ihm nicht nur zehn Pfennige, sondern zehn Tausend Talente Goldes schenkte, ihn, den Gefangenen, in einen königlichen Palast führte, auf den erhabenen Herrscherthron setzte und die höchste Ehre und allen Glanz mit ihm teilte; wäre dieses nicht eine unermeßliche Wohlthat? So verhält es sich aber auch mit uns. Weit mehr, als wir schuldig waren, hat Christus bezahlt: es verhält sich zur Schuld, wie ein unermeßliches Meer zu einem Wassertropfen. Darum schreibt der Apostel: „Jedoch ist es mit der Gnade nicht wie mit der Sünde; denn wenn durch die Sünde jenes einen (Adam) der Tod über die vielen gekommen, so ist noch mehr Gottes Gnade und Wohlthat durch die Gnade eines einzigen Menschen, Jesu Christi, mehrern im Überflusse zu teil geworden.“ (Röm. 5, 15.) „So sehr hat ein so großer Herr so winzige und elende Menschen geliebt.“* „Preise demnach den Herrn und vergiß nicht alle seine Gaben. Er ist's, der vergiebt alle deine Sünden, der heilt alle deine Gebrechen, der dem Untergang entreißt dein Leben, der dich krönt mit Gnade und Erbarmen.“ (Ps. 102, 2—4.)

Für welche Sünden hat Christus genug gethan?

„Christus hat für die Sünden der ganzen Welt — für die Erbsünde und auch alle andern Sünden der Menschen genug gethan.“

---

* Der hl. Bernhard de diligendo Deo.

„Jesus Christus," so schreibt der hl. Johannes an die Gläubigen, „ist die Versöhnung für unsere Sünden; doch nicht allein für die unsrigen, sondern auch für die Sünden der ganzen Welt." (1. Joh. 2, 2.) Hätte Christus bloß für die Erbsünde Ersatz geleistet, so könnten wir für die wirklichen oder persönlichen Sünden in keiner Weise Verzeihung hoffen oder erlangen. Weder Reue noch Thränen, weder Fasten noch Gebet, weder Liebeswerke noch Strengheiten, mit einem Worte nichts, was der Mensch sich auferlegen oder was er erdulden kann, wäre imstande, die Schuld auch nur einer einzigen (wenigstens schweren) Sünde zu tilgen. Wenn wir daher jetzt mittelst der hl. Taufe Nachlassung der Erbsünde und mittelst aufrichtiger und reumütiger Beichte Verzeihung aller persönlichen Sünden erlangen, so haben wir dieses der Genugthuung Jesu Christi zu verdanken, jener überschwenglichen Genugthuung, die er durch sein bitteres Leiden und Sterben für unsere so zahlreichen und schweren Sünden geleistet hat. — Demgemäß sagt der römische Katechismus (T. 1. Art. 4. n. 14): „Wenn jemand fragt, welches die Ursache sei, warum der Sohn Gottes dem bittersten Leiden sich unterzogen habe, so wird er finden, daß neben der Erbmakel der ersten Eltern die vorzügliche Ursache davon die Sünden und Laster sind, welche die Menschen vom Anfange der Welt bis auf den heutigen Tag begangen haben und ferner noch bis zum Ende der Zeiten begehen werden. Denn dieses hat der Sohn Gottes, unser Erlöser, bei seinem Leiden und Tod im Auge gehabt, daß er die Sünden der Welt sühnte und tilgte und für dieselben dem Vater reichliche und überflüssige Genugthuung leistete."

So waren denn auch deine Sünden, mein Christ, Schuld am bittern Leiden und Sterben Jesu Christi. Um deiner unreinen Lüste willen ist Jesus entblößt und gegeißelt, um deines Stolzes willen mit Dornen gekrönt, um deiner Ehrsucht willen verspottet, verhöhnt, verspieen, mit dem Purpur der Schmach und mit dem Gewande der Thorheit bekleidet; um deiner Gaumenlust willen mit Galle und Essig getränkt, um deiner Habgier willen an Händen und Füßen durchbohrt und nackt ans Kreuz genagelt worden. . . In aller Wahrheit muß jeder Sünder ausrufen: Ich bin schuld, o mein göttlicher Erlöser, ja ich bin schuld an deinen unerhörten Qualen, an deinem schmachvollen Tod am Kreuze! — In Frankreich hatte eine vornehme Dame ihren Sohn veranlaßt, wider seinen Willen nach Italien zu reisen. Derselbe starb auf der Reise. Im tiefsten Gram hierüber und sich selbst als Mörderin betrachtend, zog sich die beklagenswerte Mutter auf das Land zurück und führte daselbst fern von aller Gesellschaft ein überaus

strenges Leben. Ihre Nahrung bestand fortan in Wasser und Brot, und erst gegen das Ende ihrer Tage fügte sie ein wenig Milch hinzu. Der Gedanke: Ich bin die Mörderin meines Sohnes! ließ ihr Tag und Nacht keine Ruhe; wie ein Dolch haftete er in ihrem Herzen und machte sie ganz untröstlich.* — Mit weit mehr Grund, als diese Mutter sich für die Mörderin ihres Sohnes hielt, müssen wir uns als die Peiniger und Kreuziger unseres Heilandes, unseres Königs . . . ansehen. Wie sehr sollte uns dieses zu Herzen gehen, wie groß sollte dabei unser Schmerz, wie tief unsere Betrübnis sein! Seelen, die Jesum innig lieb haben, pflegen bei dieser Erwägung auf das lebhafteste ergriffen zu werden. [103] — So oft die selige Angela von Foligny die Abbildung von irgend einem Geheimnisse des bittern Leidens sah und bei sich erwog, daß sie dem Heilande solche Qualen verursacht habe, wurde sie vom heftigsten Schmerz ergriffen und vor übergroßem Herzeleid krank. Desgleichen wird von einem Pilger aus der Stadt Dinant im Lütticher Lande berichtet, er habe im Jahre 1216 mit frommer Andacht die Stätten besucht, welche der Gottmensch durch seine Leiden geheiligt. Als derselbe auf dem Kalvarienberg angelangt war, durchdrang ihn daselbst bei der Erinnerung an das Leiden des Herrn ein solcher Reueschmerz, daß er Ströme von Thränen vergoß und in lautes Schluchzen ausbrach. Sein Herz ertrug jedoch die gewaltige Rührung nicht lange; es brach, und der fromme Pilger sank entseelt an der hl. Stätte nieder.** — Wir haben wohl nicht weniger Ursache, über das Leiden Jesu zu trauern, als die selige Angela und dieser reuevolle Wallfahrer. Sind wir nicht durch schwerere und zahlreichere Sünden die Urheber desselben? Und dennoch, wie gering ist unser Schmerz beim Andenken an die Qualen, die der Heiland um unsertwillen erduldet hat!

War es zur vollkommenen Genugthuung notwendig, daß Christus so unbeschreiblich vieles litt?

„Auch das geringste Leiden des Gottmenschen wäre an und für sich genug gewesen, weil ein jedes seiner Werke von unendlichem Werte ist.“

Ein einziger Blutstropfen Jesu Christi, sagt der Papst Klemens VI.,*** hätte vollkommen genügt, das ganze Menschengeschlecht zu erlösen, weil die hl. Menschheit Christi mit dem göttlichen Worte

---

* So berichtet P. Saint-Jure als Augenzeuge im „Buch der Auserwählten.“ Hpst. 7.

** Spondanus ad. an. 1216. n. 16.

*** Extravag. „Unigenitus“ de poenit. et remiss.

in einer Person vereinigt war. Denn je vornehmer die Person ist, welche genugthut, desto größer ist auch der Wert der Genugthuung, indem die Ehre, welche dadurch der beleidigten Person erwiesen wird, gleichfalls um so größer ist. So wird z. B. ein Monarch weit mehr geehrt, wenn ein anderer Monarch ihm zu Füßen fällt oder die Hand küßt, als wenn ihm ein geringer Unterthan dieselbe Huldigung darbringt. Die Handlungen Jesu Christi sind aber, wenn auch in der menschlichen Natur verrichtet, dennoch lauter Handlungen des göttlichen Sohnes und als solche von unendlichem Werte. Darum hatte auch das geringste Werk, welches Jesus Christus seinem himmlischen Vater zur Genugthuung für unsere Sünden darbrachte, eine unendliche sühnende Kraft, und dieses umsomehr, da alle Werke des Gottmenschen aus unendlicher Liebe zum ewigen Vater und zu den Menschen vollbracht wurden. — Da nun aber Jesus nicht nur ein, sondern alle seine Werke vom ersten Augenblicke seines sterblichen Lebens bis zum letzten für uns aufgeopfert hat, so leuchtet von selbst ein, daß er nicht bloß vollständig, sondern überflüssig für uns genuggethan hat, und daß er uns, wie ferner der oben genannte Papst lehrt, einen unendlichen Schatz von Verdiensten erworben hat, der nie weder erschöpft, noch irgendwie vermindert werden kann. — Mit Recht hofft demnach unsere Seele auf den Herrn; „denn bei dem Herrn ist Barmherzigkeit, und bei ihm ist überreiche Erbarmung“ (Ps. 129, 7.); und mit Recht spricht der Apostel: „Als die Sünde überschwenglich war, wurde die Gnade noch überschwenglicher.“ (Röm. 5, 20.)

Warum wollte dennoch Christus so vieles für uns leiden?

„Hauptsächlich darum,* 1) damit wir um so besser die Größe seiner Liebe erkennen.“

Das geringste Leiden, die geringste Verdemütigung Christi reichte zwar hin, die Sünden aller Menschen zu tilgen; „was aber zur Erlösung genügte, das genügte nicht seiner Liebe,“ sagt der hl. Chrysostomus. Da es nämlich keinen handgreiflichern Beweis wahrer und uneigennütziger Liebe giebt, als für den zu leiden, den man lieb hat, so wollte Jesus, um uns die Größe und Inbrunst der seinen recht lebhaft vor Augen zu stellen, unaussprechlich vieles leiden und selbst sein Leben für uns zum Opfer bringen. Deshalb sagt der hl. Johannes: „Daran haben wir die Liebe Gottes erkannt, daß er sein Leben für uns hingab“ (1. Joh. 3, 16.); und der hl. Paulus (Gal. 2, 20.): „Er hat mich geliebt und sich selbst

---

* *S. Thom.* Sum. p. 3. q. 46. a. 3.

für mich dargebracht." Ja, mehr als sein eigenes Leben hat er mich geliebt, indem er dasselbe für mich hinopferte; so darf jedes von euch, meine Kinder, zu sich selbst sagen. „Denn," wie der hl. Chrysostomus über die angeführten Worte des Apostels bemerkt, „Jesus würde sich nicht geweigert haben, sogar um eines einzigen willen Mensch zu werden (mithin auch zu sterben), da er in demselben Maße, wie die ganze Welt, auch jeden einzelnen Menschen liebt."[104] — Warum ließ es sich aber Jesus so angelegen sein, euch zu zeigen, wie sehr sein Herz von Liebe zu euch erglüht? Ohne Zweifel, damit ihr ihn wieder liebet und durch diese Gegenliebe glücklich werdet. Betrachtet also, meine Kinder, den leidenden und am Kreuze sterbenden Erlöser. Jede seiner Wunden, die ihn vom Scheitel bis zur Fußsohle bedecken, jeder Blutstropfen, der aus denselben quillt, jeder Seufzer seines beklommenen Herzens, jede Lästerung und Spottrede, die seinen Todeskampf verbittern, der letzte Atemzug und die Eröffnung seines heiligsten Herzens rufen jedem aus euch zu: Siehe, wie ich dich geliebt habe, o liebe mich wieder! Ja, meine Kinder, wir wollen Jesus wieder lieben: denn so, wie er, hat niemand uns geliebt, kann niemand uns lieben. Es lebe Jesus, der Gekreuzigte, unsere Liebe!

2) „Damit wir die Bosheit und Strafwürdigkeit der Sünde erkennen und dieselbe um so mehr verabscheuen und fliehen."

Welcher Mensch möchte sich wohl entschließen, die Sünde zu begehen, wenn er beherzigte, wie unsäglich vieles der Heiland um derselben willen ausgestanden hat? Sag an, mein Christ, wenn du Jesus auf Erden hättest wandeln sehen und ihn als deinen Gott erkannt hättest, wärest du wohl vermessen, undankbar, grausam und gottlos genug gewesen, um dich den gottesmörderischen Juden beizugesellen und ihn, den König der Herrlichkeit, zu verspotten, zu geißeln, mit Dornen zu krönen, zu kreuzigen? O gewiß nicht! Aber was thust du jetzt, wenn du sündigest? Verübst du nicht, was Christus mehr verabscheut, als er ehedem alle die namenlosen Qualen und den bittersten Tod verabscheute? Mit Freude und heißem Verlangen unterzog sich Jesus dem Leiden und Tode, weil es galt, die Sünden der Welt zu sühnen. Die Sünde war also in seinen Augen ein unendlich größeres und verabscheuungswürdigeres Übel, als Marter und Kreuzestod. Von dir gelten somit die Worte des hl. Paulus an die Hebräer (6, 6): „Sie (die Sünder) kreuzigen den Sohn Gottes ihrerseits wiederum und halten ihn zum Gespötte." Du erneuerst die Unbilden und die Schmach, welche dem Herrn in den Tagen seines sterblichen Lebens zugefügt wurden; du geißelst, krönest und kreuzigest ihn wiederum; du erneuerst, so viel an dir liegt, alle Schmerzen und den bittern

Tod des Gottmenschen. Deine Sünde ist dem Heiland unausstehlich; sie ist es, um derentwillen er alles gelitten hat und abermal leiden müßte, wenn er noch leidensfähig wäre, und wenn sein Leiden und Tod nicht hinreichend gewesen wären, alle Sünden aller Menschen zu tilgen. — Erwäge dieses wohl und bedenke, „daß dein Vergehen dir um so schwerer zugerechnet werden kann, als den Juden das ihre, da diese, wie der Apostel bezeugt, „„den Herrn der Herrlichkeit nimmer gekreuzigt haben würden, wofern sie ihn als solchen erkannt hätten““ (1. Kor. 2, 8.); während du dich rühmst, ihn zu kennen, durch deine Thaten aber ihn verleugnest (Tit. 1, 16.) und so gewissermaßen gewaltthätig Hand an ihn legst.“ (So der römische Katechismus, T. 1. Art. 4. n. 15.)[105]

Und wie darfst du noch denken und sagen: Gott nimmt es nicht so genau mit der Sünde, er wird nicht so strenge gegen mich verfahren? — Schau hin auf den Gekreuzigten, zähle seine Wunden und Striemen, betrachte sein rinnendes Blut, sein erblassendes Angesicht, sein erlöschendes Auge, vernimm sein letztes Wort, seinen letzten Seufzer! Jesus, der Heiligste und Unbefleckte, Jesus, der eingeborne Sohn Gottes, der Gegenstand des väterlichen Wohlgefallens, Jesus erliegt auf dem Kalvarienberg am Kreuzesstamme den allgewaltigen Streichen der göttlichen Gerechtigkeit; er giebt unter schrecklichen Peinen den Geist auf, weil er Bürge geworden ist für dich, weil er deine Missethaten auf sich geladen hat. Welche Strafgerichte werden erst über dich hereinbrechen, wenn du nicht aufhörst, durch Sünde das Leiden und den Tod Christi zu erneuern? Gott hat um deiner Sünde willen seines einzigen Sohnes nicht geschont: wird er wohl deiner schonen, der du sein Beleidiger und Feind, der Vereitler des Erlösungswerkes seines Sohnes bist? — Mein Christ, vergiß es nimmermehr! Die Sünde ist keine Kleinigkeit, Gott straft sie fürchterlich. Wer den Gottmenschen am Kreuze verbluten sieht, dem ist die Höllenpein kein leerer Wahn!

3) „Damit auch wir unser Kreuz um so geduldiger tragen.“

Christus ist nicht gekommen, um uns von allen zeitlichen Übeln und Mühsalen, welche jetzt infolge der Sünde auf uns lasten, zu befreien, sondern um uns nach Gottes weisem Ratschlusse die geduldige Ertragung derselben zu lehren und so dieselben in eine reichhaltige Quelle himmlischer Verdienste umzuwandeln.*

* Warum auch nach der Taufe noch einige Folgen der Erbsünde (der Tod, die Begierlichkeit und mancherlei Mühsale) zurückbleiben, wird beim Sakrament der Taufe ausführlicher besprochen werden.

Deshalb wollte Jesus in Erduldung von Leiden und Trübsalen uns vorangehen. Und in der That, hätte er wohl eines geeigneteren Mittels sich bedienen können, um uns Geduld im Leiden einzuflößen und den Wert der Trübsale zu offenbaren, als gerade seines Beispieles? Wenn Jesus, der Herr, so vieles leidet, wie dürfte der Diener sich beklagen? Wenn Jesus, der Schuldlose, den Schmerzenskelch bis auf die Hefe leert, wie sollte der Schuldige sich weigern, denselben zu trinken? Wenn Jesus, der geborne Erbe des väterlichen Reiches, durch Leiden und Tod in dasselbe eingehen will, wie könnte sein Miterbe aus Gnade einen andern, als den königlichen Weg des Kreuzes einschlagen, um dahin zu gelangen? Diesen Beweggrund stellt der Apostel den schwerbedrängten Gläubigen lebhaft vor Augen mit den Worten: „Lasset uns aufblicken zu Jesus, der für die ihm vorgelegte Freude das Kreuz erduldete, die Schmach nicht achtete und (jetzt) zur Rechten des Thrones Gottes sitzt. Ja, denket an ihn, . . . damit ihr nicht ermüdet und euren Mut nicht sinken lasset." (Hebr. 12, 2. 3.) — Wohlan, meine Christen, so blicket denn auch ihr auf Jesus den Gekreuzigten! Blicket auf Jesus, Arme und Notleidende! Er war noch ärmer und in größerer Not, als ihr: ihr wisset, wo ihr euer Haupt hinlegen sollet, Jesus wußte es nicht; euch wird doch ein Trunk frischen Wassers gereicht, Jesus mußte Galle und Essig verkosten . . . Blicket auf Jesus, Verkannte und Verfolgte! So schmählich verkannt, so grausam verfolgt, wie er, seid ihr nicht . . . Blicket auf Jesus, Kranke und Gebrechliche! Was sind eure Schmerzen im Vergleich mit den Peinen des Gekreuzigten? . . . Blicket auf Jesus, die ihr trostlos und mit schweren Seelenleiden heimgesucht werdet! Noch habt ihr nicht bis zum Blutschweiß gekämpft. Seitdem Christus Marter und Tod gelitten hat, ist das Leiden der Weg zur Seligkeit, [106] der Tod die Pforte zum ewigen Leben geworden. [107]

Wovon hat uns Jesus Christus durch sein Leiden und Sterben erlöst?

1) „Christus hat uns von der Sünde erlöst."

Christus hat nämlich, wie bereits erklärt worden, der göttlichen Gerchtigkeit vollkommene, ja überflüssige Genugthuung für alle Sünden der Menschen geleistet, und um dieser unendlichen Genugthuung willen erlangen wir von Gott Verzeihung von unsern Sünden — sowohl von der Erbsünde, die vom Stammvater auf uns übergeht, als auch von den wirklichen, d. h. durch eigene, freie Willensthat begangenen Sünden. Darum heißt es von ihm: „Sieh das Lamm Gottes, sieh, das da hinwegnimmt die Sünden der Welt" (Joh. 1, 29.); denn ohne Christus hätte

die Sünde als erdrückende Bürde ewig auf uns gelastet. — Da nun aber Jesus Christus hauptsächlich durch sein bitteres Leiden und Sterben, mithin durch Vergießung seines Blutes, die Sünde der Welt hinwegnahm, so wird die Vergebung der Sünden vorzugsweise dem Blute Christi zugeschrieben. Deshalb spricht Jesus selbst beim letzten Abendmahle zu seinen Jüngern, indem er ihnen den Kelch seines heiligsten Blutes reicht: „Dies ist mein Blut des neuen Testamentes, das für viele (d. h. für alle Menschen) wird vergossen werden zur Vergebung der Sünden.“ (Matth. 26, 28.) Und der hl. Paulus spricht, „daß wir durch sein Blut die Erlösung, die Vergebung der Sünden haben.“ (Eph. 1, 7.) Desgleichen lehrt der hl. Johannes in der geheimen Offenbarung (1, 5.), daß Jesus Christus „uns geliebt und uns gewaschen hat von unsern Sünden mit seinem Blute.“ — Schon der alte Bund wurde mit Blut besiegelt, „und fast alles mit Blut gereinigt, und ohne Blutvergießen gab es keine Vergebung“ (nicht einmal eine äußerliche, vom Gesetze vorgeschriebene Reinigung, Hebr. 9, 20—22.): um vorzudeuten, Christus, der Urheber des neuen Bundes, werde denselben gleicherweise mit seinem Blute besiegeln und durch Vergießung seines Blutes die innerliche Reinigung bewerkstelligen, die Herzen der Menschen von ihren Sünden wirklich abwaschen.

2) „Christus hat uns von der Knechtschaft des Satans erlöst, welcher uns durch die Sünde überwältigt hatte.“

Daß und inwiefern wir in die Knechtschaft des Satans geraten sind, ist oben (S. 351—353) bereits dargethan worden; daß aber Jesus Christus durch seinen Tod am Kreuze den höllischen Tyrannen überwunden und uns aus den Banden desselben befreit hat, bezeugte der Heiland selbst, indem er beim Herannahen seines Todes zu seinen Jüngern sprach: „Jetzt ergeht das Gericht über die Welt, jetzt wird der Fürst dieser Welt hinausgeworfen. Und ich, wenn ich von der Erde erhöhet bin, werde alles an mich ziehen.“ (Joh. 12, 31. 32.) Wer sieht in diesen Worten nicht den Sieg des Gekreuzigten über Satan, den Fürsten der Welt, jenen Sieg, der die Befreiung der elend geknechteten Menschheit zur Folge hatte? Satan beherrschte die Welt mit grausamer Willkür durch die unersättliche Begierde nach Reichtümern, eiteln Ehren und Sinnenfreuden; Jesus, der Gekreuzigte, zerriß die dreifache Sklavenkette durch seine freiwillige Armut und gänzliche Entblößung, durch seine tiefste Schmach und Verdemütigung, durch sein allerbitterstes Leiden. Satan hatte die Herzen der Menschen an sich gefesselt durch trügerische Verheißungen und Vorspiegelungen, er hatte sich zu ihrem Gotte aufgeworfen und als solcher greuelvolle und entehrende Huldigungen gefordert; Jesus, der Gekreuzigte, zog die

Menschen an sich durch die unwiderstehliche Gewalt seiner übergroßen Liebe und lehrte sie durch sein Beispiel, ein unbeflecktes, demütiges und geduldiges Herz Gott zum Opfer zu bringen. Darum ist das Kreuz das Siegeszeichen des Erlösers, vor dem die Hölle zittert und entflieht, die Tempel der Götzen und die Götzen selbst in Trümmer gehen, vor dem die Macht des Heidentums verschwindet, wie der Traum einer Nacht. — Sehr schön und kräftig schreibt daher der Apostel (Hebr. 2, 14. 15.): „Christus hat Fleisch und Blut angenommen, damit er durch den Tod dem die Macht benehme, der des Todes Gewalt hatte, das ist dem Teufel, und diejenigen erlösete, welche in der Furcht des Todes das ganze Leben hindurch in der Knechtschaft waren.“ Dadurch nämlich, daß Jesus durch seinen Tod am Kreuze die Menschen von den Banden der Sünde und von der Strafe des ewigen Todes befreite, benahm er denselben auch die Furcht vor dem zeitlichen Tode, der allerdings für den Sünder schreckbar, für den Gerechten und mit Gott Versöhnten aber ein sanfter Schlummer ist, von dem er, durch Christus auferweckt, zum ewigen Leben erwacht. — Ist auch dem Satan nicht alle Macht benommen, uns nachzustellen und uns neuerdings in seine Knechtschaft zu locken; so ist doch dieselbe so gebrochen, daß nur der Feige von ihm überwunden werden kann, zumal da der Erlöser auf den Kämpfenden herabsieht, ihn ermuntert, unterstützt und aufrichtet und ihm als unbestechlicher Kampfrichter die unvergleichliche Siegeskrone vor Augen hält. Mit fester Zuversicht kann demnach der Streiter Christi im Kampfe gegen den höllischen Widersacher ausrufen: Der Herr ist mein Heil, wen soll ich fürchten? Der Herr ist mein Beschirmer, vor wem soll ich zittern? Wenn die Feinde wie grimmige Tiere mich anfallen, so werden sie kraftlos zu boden stürzen. „Wenn ein Heerlager wider mich stehet, so wird mein Herz nicht fürchten, weil der Herr mit mir ist.“ (Ps. 29, 1—4.)

3) „Christus hat uns von der ewigen Verdammnis befreit, die wir durch die Sünde verdient haben.“

Das Urteil der ewigen Verdammnis war über alle Menschen ergangen. Das ganze Menschengeschlecht hatte dasselbe in der Person des sündigen Stammvaters gewissermaßen unterzeichnet, und durch die persönliche Sünde hatte jeder Sünder für sich ein Gleiches gethan. Diese Handschrift lag, so zu sagen, in den Händen des Satans, dem Gott die Vollstreckung seines Strafurteils überlassen hatte, und kein Mensch vermochte sie ihm zu entreißen. „Gott hat uns aber nicht zum Zorne (zur Verdammung) bestimmt, sondern zur Erlangung der Seligkeit durch unsern Herrn Jesum Christum, der für uns gestorben ist.“ (1. Thess. 5, 9.) Dieser

„löschte die Handschrift des Urteils aus, die uns entgegen war, und heftete sie ans Kreuz.“ (Koloss. 2, 14.) Er heftete sie ans Kreuz; damit, wie Bossuet bemerkt, der göttliche Vater nicht auf unser Todesurteil hinblicken könnte, ohne zugleich das Zeichen des sühnenden Opfertodes seines eingebornen Sohnes vor Augen zu haben. — O meine Kinder, wie dankbar sollen wir demnach unserm göttlichen Heilande für sein bitteres Leiden und Sterben sein! Wenn euch jemand mit Gefahr seines Lebens aus einer Feuersbrunst errettete, zu welchem Danke würdet ihr euch gegen euren Retter verpflichtet halten? . . . Unendlich mehr hat Jesus für euch gethan. Nicht bloß mit Gefahr, sondern durch wirkliche Hingabe seines Lebens, durch Vergießung des letzten Tropfens seines kostbaren Blutes hat er euch vom Tode, von der ewigen Verdammnis befreit. Ist es nicht billig, daß ihr aus Dankbarkeit für diese unschätzbare Wohlthat euch ganz seinem hl. Dienste weihet? daß ihr alles für den thuet, der so unaussprechlich vieles für euch gethan und gelitten hat, der aus Liebe zu euch am Kreuze sein Leben hingeopfert hat? Ist es nicht billig, daß ihr in all eurem Thun und Lassen Jesu, dem Gekreuzigten, zu gefallen suchet durch treue Befolgung seiner Lehre und Nachahmung seines heiligsten Beispieles? Das ist es, liebe Kinder, nur das, was der Heiland für sein Leiden und seinen Tod von euch begehrt. „Denn Christus,“ sagt der Apostel, „ist für alle gestorben, damit die, welche leben, nicht mehr sich leben, sondern dem, der für alle gestorben ist.“ (2. Kor. 5, 15.) Seid also stets fromme, tugendhafte Kinder, und das kostbare Blut Jesu Christi ist nicht umsonst für euch vergossen worden.

Was hat Jesus Christus ferner durch sein Leiden und Sterben uns erworben?

1) „Christus hat uns mit Gott versöhnt.“

Die Sünde hatte Feindschaft gestiftet zwischen Gott und den Menschen. Schon „von Natur Kinder des Zornes“ (Eph. 2, 3.), hörten die Nachkommen des sündigen Stammvaters nicht auf, durch persönliche Missethaten die göttliche Majestät zu beleidigen und die Schale ihres gerechten Zornes mehr und mehr zu füllen. An eine Aussöhnung mit ihr war demnach gar nicht zu denken: dazu fehlte der Wille und die Macht. Da trat unser Heiland Jesus Christus ins Mittel und brachte durch seinen Kreuzestod die vollkommenste Versöhnung zustande. Durch Jesus wurde Gott in der Höhe die geraubte Ehre, den Menschen auf Erden der Friede zurückgegeben; durch Jesus „haben wir wieder empfangen den Geist der Kindschaft, in welchem wir rufen: Abba, Vater!“ (Röm. 8, 15.)

Denn „als wir noch Feinde waren, wurden wir mit Gott versöhnt durch den Tod seines Sohnes." (Röm. 5, 10.) Christus „machte Friede . . . versöhnte uns mit Gott durch das Kreuz, indem er die Feindschaft durch sich selbst (d. h. durch Hingabe seiner selbst) tötete." (Eph. 2, 15. 16.) Darum wird Christus in aller Wahrheit „der Mittler zwischen Gott und den Menschen" genannt. (1. Tim. 2, 5.) — Die durch den Heiland bewerkstelligte Versöhnung wird vom Apostel vorzugsweise seinem Tode zugeschrieben: Erstens, weil durch denselben die Sünde, die Ursache der göttlichen Feindschaft, getilgt, und so das Hindernis der Aussöhnung gehoben wurde; zweitens aber auch, weil der Tod das Gott wohlgefälligste Opfer, die allervollkommenste Huldigung und folglich ganz geeignet war, den gerechten Zorn Gottes zu besänftigen und den Allerhöchsten zu bewegen, dem Menschen wiederum seine ganze väterliche Huld und Gnade zuzuwenden. Darum schreibt der Apostel (Eph. 5, 2.): „Christus hat uns geliebt und sich für uns als Gabe und Opfer hingegeben zum lieblichen Geruche." Wie nämlich, damit unter Menschen, die in verjährter Feindschaft leben, eine vollkommene Aussöhnung zustande komme, der Beleidiger nicht zufrieden ist, die Ursache des Haders und Grolles zu heben, sondern sich auch bestrebt, dem Beleidigten durch irgend eine Gabe oder Huldigung lieb und angenehm zu werden, so wollte auch Jesus zur vollkommenen Aussöhnung der sündigen Menschen mit dem beleidigten Gott nicht bloß die Sünden hinwegnehmen, sondern auch durch ein Opfer von unendlichem Werte die besondere Huld des Allerhöchsten denselben wieder erwerben. Dieses Opfer war eben sein Tod am Kreuze.*

2) „Christus hat uns den Himmel wieder eröffnet."

Die zweite Frucht des Kreuzestodes unseres Heilandes ist die Wiedereröffnung des Himmelreiches, welches, wie oben erklärt, durch die Sünde verschlossen war. Da nämlich die Menschen vermöge der vollkommenen Aussöhnung mit Gott wiederum in die Würde der Kindschaft Gottes eingesetzt wurden, so traten sie auch neuerdings in die Rechte der Kinder Gottes ein; es wurde ihnen somit der Eintritt in das Vaterhaus wieder gestattet, und das Anrecht auf das väterliche Erbe zurückgegeben. Deshalb schreibt der Apostel an die Hebräer (10, 19. 20.): „Wir haben zuversichtliche Hoffnung, in das Heiligtum (in den Himmel) durch das Blut Christi einzugehen, wohin er uns einen neuen und lebendigen Weg bereitet hat." Mit Recht nennt daher der hl. Chrysostomus das Kreuz Christi „die Hoffnung des Christen, den Schlüssel des

* So der englische Lehrer, Sum. p. 3. q. 49. a. 4.

Paradieses," und mit Recht singt die hl. Kirche: „Sei gegrüßt, o Kreuz, meine einzige Hoffnung!" — Wie könnte uns auch der himmlische Vater die Pforte des Himmels verschließen, die sein eingeborner Sohn durch sein Leiden und Tod uns eröffnet hat? Das thut er nimmermehr! Nein, nur die Sünde, welche den Gekreuzigten und das heiligste Blut, das zu unserm Heil vergossen wurde, verunehrt, nur die Sünde kann uns die Himmelsthür aufs neue verriegeln.

3) „Christus hat uns durch sein Leiden und Sterben reichliche Gnaden verdient, damit wir heilig und selig werden."

Wie Adam, unser leiblicher Stammvater, als Haupt der gesamten Menschheit, durch seinen Ungehorsam nicht bloß für sich, sondern auch für alle Menschen die göttlichen Gnadengaben verloren hat, so hat auch Christus, unser Stammvater dem Geiste nach, als Haupt des erneuerten Geschlechtes, durch seinen freiwilligen Gehorsam bis zum Tod am Kreuze nicht nur für sich die Verherrlichung seiner heiligsten Menschheit und einen Namen, der über alle Namen ist, sondern auch für uns reichliche Gnaden zum ewigen Heile verdient.* „Christus," so spricht der hl. Chrysostomus

* Verdienen heißt überhaupt eine Handlung verrichten, die ein Recht auf Belohnung oder Vergeltung giebt. — Daß Christus im eigentlichen Sinne verdient hat, ist eine Glaubenswahrheit, welche sowohl in der Schrift, als auch in der Erblehre ihre Begründung findet. Er hat verdient vom ersten Augenblicke seines sterblichen Lebens bis zum letzten und zwar unausgesetzt. Mit dem Tode hörte bei ihm, wie bei uns, die Zeit der irdischen Wanderschaft, mithin auch des Verdienstes auf. Dieses giebt Christus selbst zu verstehen in den Worten, die er mit Beziehung auf sich selbst vorbrachte: „Es kommt die Nacht, wo niemand mehr wirken kann." (Joh. 9, 4.) — Es läßt sich allerdings nicht leugnen, daß auch die Vergießung seines hochheiligen Blutes aus seiner durchbohrten Seite zu unserm Heile gereichte; dieselbe war jedoch nur insofern verdienstlich, als Christus vermöge seiner göttlichen Voraussicht dieses sein Blut schon vor seinem Hinscheiden zu unserer Erlösung aufopferte. — Christus hat nicht nur für uns, sondern auch für sich selbst verdient. Uns hat er verdient: Verzeihung der Sünden, die Gnade der Rechtfertigung, die zukünftige Auferstehung, die ewige Seligkeit und alles, was uns zur Erlangung derselben dienlich und ersprießlich ist. Für sich selbst aber, d. h. für seine hl. Menschheit hat er alles verdient, was dieselbe erst nach dem Tode erlangte, z. B. die Leidensunfähigkeit der Seele, die Verklärung des Leibes, somit die glorreiche Auferstehung, die Himmelfahrt u. s. w.; ebenso die äußere Verherrlichung seines Namens und alles, was sich darauf bezieht, sonach daß er auch als Mensch das Haupt der Kirche, der Richter der Lebendigen und der Toten ist, dem alle Macht und Anbetung im Himmel und auf Erden zukommt. Das Gesagte erhellt aus vielen Stellen der hl. Schrift: Is. 53, 10—12; Luk. 24, 26; Joh. 17, 5; Phil. 2, 9—11; Hebr. 2, 9; Offb. 5, 12. u. a. m. Leugnen, daß Christus auch für sich selbst verdient habe, hieße offenbar der Lehre Calvins beitreten. — Mehrere Gottesgelehrten sind der Meinung, Christus habe sich durch sein Leiden und Sterben auch die heiligmachende Gnade und alle jene Gnadengaben verdient, welche er der

über den Römerbrief (Hom. 10.), „hat nicht nur soviel wieder gut gemacht, als Adam verdorben hatte, sondern noch mehr und in einem weit höhern Maße"; und der hl. Leo (1. Rede über die Auffahrt): „Wir haben durch die unaussprechliche Gnade Jesu Christi mehr und größeres erlangt, als wir durch den Neid des Satans verloren hatten." Diese Aussprüche finden ihre vollste Rechtfertigung in den Worten des Apostels: „Gott hat uns gesegnet mit allem geistlichen Segen, mit himmlischen Gaben in Christus . . . nach dem Reichtume seiner Gnade, welche uns überschwenglich zu teil geworden ist" (Eph. 1, 3. 7. 8.); und in jenen andern an die Römer (5, 15. 21.), wodurch er ausdrücklich behauptet, daß die Erlösten durch Jesus Christus „die Fülle der Gnade, der Gaben und der Gerechtigkeit erhalten."

a) Im irdischen Adam war allerdings unsere Natur zu hoher Würde erhoben, mit herrlichen Gnadengaben ausgeschmückt. Allein wie viel erhabener ist jetzt ihre Würde, wie viel herrlicher sind die

---

hypostatischen Vereinigung zufolge vom ersten Augenblicke seines zeitlichen Lebens besaß, mithin auch die ewige Seligkeit, die in der Anschauung Gottes besteht, da niemand die heiligmachende Gnade verdient, ohne zugleich die ewige Seligkeit zu verdienen. Die Mehrzahl der Theologen, unter denen der heil. Thomas, Bonaventura und Suarez, pflichten aus guten Gründen dieser Ansicht nicht bei; wiewohl letzterer zugiebt, daß dieselbe weder vermessen, noch unwahrscheinlich sei.

Immerhin hat sich der Katechet zu hüten, diesen Lehrpunkt so darzustellen, 1) als hätte Christus die Verklärung seines hochheiligen Leibes und die äußere Verherrlichung, von der oben die Rede war, nicht als Belohnung seines Gehorsams und seiner Erniedrigung bis zum schmählichen Kreuzestod empfangen; denn dieses hieße mit der hl. Schrift in offenbaren Widerspruch geraten; oder 2) als wäre es Lehre der Kirche, Christus habe sich den Himmel, d. h. die wesentliche Seligkeit als Lohn verdient, da die meisten und ansehnlichsten Theologen das Gegenteil behaupten. Es ist dieses, wie bemerkt worden, eine nicht zu verdammende theologische Meinung, aber keineswegs Kirchenlehre. Endlich 3) darf nicht so gelehrt werden, als hätte das, was Christus sich wirklich verdient hat und der göttlichen Anordnung gemäß verdienen mußte (Luk. 24, 26.), ihm als dem wahren Sohne Gottes nicht ohnehin gebührt; als hätte derselbe, wofern er dies alles durch Leiden und Tod nicht verdient hätte, kein Recht oder keinen Anspruch darauf gehabt, gleichwie wir keinen Anspruch auf die selige Auferstehung und den Himmel haben, wenn wir diese Güter nicht verdienen. Durch eine derartige Darstellung würde man ohne Zweifel der Würde und den gerechten Ansprüchen des Gottessohnes zu nahe treten. — Der englische Lehrer drückt sich hierüber folgendermaßen aus (de Verit. q. 29. art. 6. ad 3): Christus hat nicht wie wir Menschen verdient, um ein Recht auf irgend etwas zu erlangen, worauf er noch keines hatte, auch nicht, um ein höheres Recht zu erwerben, als er bereits hatte, sondern einzig, um das Recht, welches er in Ansehung der hypostatischen Vereinigung besaß, auch als Verdienst zu besitzen. Auf ähnliche Weise kann ein königlicher Prinz das angestammte Recht auf den väterlichen Thron auch durch persönliche Heldenthaten verdienen.

Vorzüge, welche der himmlische Adam derselben verschafft hat? Vom ewigen Worte an sich gezogen und in einer Person vereinigt, thronet nun die menschliche Natur über den Cherubim und Seraphim zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters, und empfängt die Huldigung der Anbetung von den seligen Geistern. Durch den Gottmenschen Jesus Christus sind auch wir alle berufen, an der Glorie und Herrlichkeit unseres göttlichen Hauptes teil zu nehmen. Denn durch ihn sind wir nicht bloß Kinder Gottes, wie wir dieses auch in Adam waren, wir sind zugleich Brüder des Eingebornen vom Vater, seine Miterben, Glieder seines geheimnisvollen Leibes; wir werden gewissermaßen zu seiner verherrlichten Menschheit gerechnet, stehen mit ihm in der innigsten Lebensverbindung, wie der lebendige Rebzweig mit dem Rebstocke, wie die Glieder unseres Leibes mit unserm Haupte; wir sind nach dem Ausdrucke des Apostels unserer Natur nach „mitversetzt in den Himmel." (Eph. 2, 6.) Daher trägt der hl. Leo kein Bedenken, zu sagen (in der oben angeführten Rede), es habe der Sohn Gottes diejenigen, welche der Erbfeind im Paradiese vom Gipfel der Seligkeit herabgestürzt hatte, sich selbst einverleibt und zur Rechten des Vaters gesetzt. — Dadurch, daß wir als Glieder mit Jesus Christus unserm Haupte vereinigt und von seinem Geiste belebt sind, erlangen unsere guten Werke vor Gottes Augen einen unvergleichlich höhern Wert, als sie ohne dieses gehabt hätten. Denn, um uns der Worte des Konzils von Trient (Sitz. 14. Kap. 8) zu bedienen, „in ihm (dem Gottmenschen) leben wir, in ihm verdienen wir, von ihm haben demnach unsere Werke ihre Kraft, von ihm werden sie dem Vater dargebracht, durch ihn werden sie vom Vater angenommen." In Jesus, mit Jesus und durch Jesus ehren und loben wir Gott: die Verehrung und Anbetung, welche wir armselige Menschenkinder der göttlichen Majestät darbringen, wird in Ansehung des Hauptes, dem wir als lebendige Glieder desselben Leibes angehören, eine Huldigung vom höchsten Werte. — b) Statt des irdischen Paradieses, dessen Eingang uns die Sünde des Stammvaters verschloß, steht uns nun die Kirche, der hl. Tempel Gottes, offen, die Kirche, erbaut auf die Grundfeste der Apostel und Propheten, während Jesus selbst der Eckstein ist. (Ephes. 2, 20.) Hier strömen uns Gnaden zu in reichster Fülle; hier winket uns ein Bad zur Abwaschung aller unserer Sünden; hier vernehmen wir die frohe Botschaft, die reine unverfälschte Lehre, die der Sohn Gottes, auf Erden wandelnd, verkündete; hier wird uns das lebendige Himmelsbrot, sein hochheiliger Leib und sein kostbares Blut, zur Nahrung unserer Seele, zum Unterpfand der Unsterblichkeit gereicht. Er, unser Heiland und Gott, wohnt und verkehrt mit uns, opfert sich immerfort für uns, die wir der teure Preis seiner Schmerzen und seines Blutes sind. Mit jedem Schritte begegnen wir in diesem neuen Paradiese Gottes zwar nicht der Fülle irdischer Güter, aber einem überschwenglichen Reichtum himmlischer Segnungen. — c) Im Stande der Unschuld hätten wir zwar mit geringer Mühe die Prüfung bestanden, wären, ohne den Tod zu kosten, in das Land der Seligen übergegangen; im gegenwärtigen Zustande hingegen droht heißer, ununterbrochener Kampf von innen und außen, rückt der Tod mit einem unabsehbaren Gefolge von Leiden und Mühsalen Tag für Tag näher auf uns heran. Aber je heftiger und andauernder jetzt der Kampf ist, desto mächtiger ist die Gnade, die uns stärkt; je bitterer der Tod, desto süßer und seliger die Auferstehung zum ewigen Leben. Während Adam, so schreibt der

hl. Augustin,* im Garten der Wonne, ohne von irgend einer Seite her Gewalt zu leiden, die göttlichen Drohungen außer acht ließ und trotz der erstaunlichen Leichtigkeit, die Sünde zu meiden, dieselbe dennoch beging und seine übergroße Seligkeit einbüßte; stehen nun, beim heftigsten Kampfe, von der Gnade Jesu Christi unterstützt, Unzählige fest in der Hoffnung ewiger Güter, pflegen Tugenden, die im Paradiese nie geblüht hätten, Geduld, Starkmut, Abtötung, herzliches Erbarmen, heldenmütige Selbstaufopferung für das Heil des Nächsten. — Wie herrlich wird aber auch der Lohn solcher Tugendhelden sein! Wie glänzend die Siegeskrone, welche dereinst ihr Haupt schmücken wird! Welch unbeschreibliche Seligkeit wird uns schon daraus erwachsen, daß es uns gestattet sein wird, die heiligste Menschheit Christi in ihrer göttlichen Glorie, die allerseligste Jungfrau und Gottesmutter Maria samt allen Auserwählten in der Herrlichkeit ihrer Verklärung zu schauen, die Lobgesänge des Dankes und Lobes zu hören, und alle die weisen Pläne der liebevollen Erbarmungen Gottes gegen uns und das ganze Menschengeschlecht zu bewundern! — So hat Gott, der Allgütige, Allweise und Allmächtige, das Verderben, welches die Sünde über die gesamte Menschheit herabzog, in eine überfließende Quelle der Gnade und himmlischer Segnungen verwandelt durch Jesus Christus, unsern Heiland, hochgelobt in Ewigkeit!

Hat Christus die Gnade und ewige Seligkeit nur denjenigen verdient, die wirklich selig werden?

„Nein, er hat sie allen Menschen ohne Ausnahme verdient, wie er auch für alle ohne Ausnahme gestorben ist.“

Die hl. Schrift bezeugt an mehreren Stellen auf das bestimmteste, daß Christus vom Vater für alle Menschen ist hingegeben worden, und daß er sich selbst für alle hingegeben hat und gestorben ist. (So Röm. 8, 32; 1. Tim. 2, 6; 2. Kor. 5, 15.) Er ist aber gestorben, um denjenigen, für welche er starb, Gnade und ewige Seligkeit zu verdienen, wie dieses bereits dargethan worden; folglich hat er auch allen ohne Ausnahme Gnade und Seligkeit verdient. — Christus ist ferner nach dem Zeugnisse der hl. Schrift, nach der einstimmigen Lehre der Väter und dem unwandelbaren Glauben der Kirche „Erlöser der Welt“ (Joh. 3, 17.); er ist „das Lamm Gottes, welches hinwegnimmt die Sünden der Welt“ (Joh. 1, 26.), „die Versöhnung für die Sünden der ganzen Welt.“ (1. Joh. 2, 2.) Hätte nun aber Christus, wie Calvin und andere Irrlehrer behaupteten, nicht allen Menschen, sondern nur den Auserwählten oder den Gläubigen Gnade und Seligkeit verdient, so wäre er nicht der Erlöser, nicht die Versöhnung der ganzen Welt, so hätte er nicht die Sünden der Welt, sondern nur die Sünden der Auserwählten und Gläubigen, welche in

* De corrept. et gratia cap. 12.

der Welt sind, hinweggenommen; für die Nichtauserwählten und Ungläubigen hingegen hätte Christus in dieser Voraussetzung nichts gethan, er hätte dieselben schlechthin nicht erlöst. — Eitel und unverständig ist die Erwiderung der Irrlehrer, Christus sei insofern Erlöser der ganzen Welt, als sein Leiden und Tod unendlichen Wert hatte und somit hinreichend gewesen wäre, auch die Nichtauserwählten und Ungläubigen zu erlösen, wofern er diesen Lösepreis für dieselben dargebracht hätte. Denn in diesem Sinne könnte Christus mit vollem Recht auch der Erlöser der gefallenen Engel, der Teufel, genannt werden; wenn es nämlich bei der Erlösung einzig und allein auf den unendlichen Wert des Todes Christi ankäme, so hätte derselbe vollkommen genügt, auch die Rettung der verworfenen Höllengeister zu bewirken. — Wir müssen demnach mit der katholischen Kirche glauben und bekennen, daß Christus für alle Menschen ohne Ausnahme den Tod erduldet und sein Leben dem himmlischen Vater zum Opfer gebracht hat, um für alle samt und sonders hinlängliche Gnade zur Erlangung des ewigen Heiles zu verdienen. Daher haben die Päpste Innocenz II., Alexander VII. und Klemens XI. die Lehre, „daß Christus nur für das Heil der Auserwählten oder Vorherbestimmten gestorben sei," verworfen und „als gottlos, gotteslästerlich . . . und ketzerisch" gebrandmarkt. Und schon vor dem hat der Kirchenrat von Trient (Sitz. 6. Kap. 2. 3.) erklärt, „der himmlische Vater habe Jesum Christum, seinen Sohn, gesandt, damit alle Menschen an Kindesstatt angenommen würden . . . und er (Jesus Christus) sei für alle gestorben, obwohl nicht alle der Wohlthat seines Todes teilhaftig werden."

Wenn Christus allen Menschen die ewige Seligkeit verdient hat, warum werden nicht alle selig?

„Weil nicht alle ihrerseits thun, was zur Erlangung der Seligkeit notwendig ist, d. i. weil nicht alle glauben, die Gebote halten und die Gnadenmittel gebrauchen."

Christus, sagten wir, hat uns von der Sünde, von der Knechtschaft des Satans und der ewigen Verdammnis erlöst; er hat uns mit Gott versöhnt, den Himmel wieder eröffnet und reichliche Gnaden verdient. Daraus folgt aber keineswegs, daß jetzt kein Mensch mehr in der Sünde und Sklaverei des Satans sei, daß keiner mehr verdammt werden könne; daß infolge des Erlösungstodes Christi vielmehr alle Menschen heilig und gerecht seien und als Freunde und Kinder Gottes ins Himmelreich eingehen. „Der dich erschaffen hat ohne dich," spricht der heil. Augustin (Rede 169.), „will dich nicht gerecht machen ohne dich";

d. h. ohne dein Zuthun wirst du die Gerechtigkeit und ewige Seligkeit, welche Jesus Christus dir verdient hat, nicht erlangen. Der Himmel soll nämlich nicht bloß der Preis des Blutes Christi, sondern auch dein Kampfpreis sein. Deshalb spricht der hl. Paulus nur demjenigen die Siegeskrone zu, „der gesetzmäßig gekämpft hat" (2. Tim. 2, 5.), und lehrt, Christus sei „der Urheber der ewigen Seligkeit allen geworden, die ihm gehorsam sind." (Hebr. 5, 9.) Christus selbst verlangt dein Zuthun mit den Worten: „Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote" (Matth. 19, 13.), und: „Wer da glaubt und sich taufen läßt, der wird selig werden; wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden." (Mark. 16, 16.)

Diese Worte des Heilandes lehren uns, was wir unsererseits thun sollen, um der Gnade und ewigen Seligkeit teilhaftig zu werden, deren Erlangung durch die Verdienste des Todes Christi allen Menschen möglich gemacht wurde. Wir sollen nämlich mit Jesus, unserm Haupte, in Verbindung treten, damit das Leben der Gnade von ihm aus und in uns überströme, wie der Saft des Weinstockes in die mit demselben vereinigten Rebzweige. Denn ohne Teilnahme an dem gnadenreichen Leben des zweiten Adam blieben wir, als schuldbeladene Sprößlinge des ersten, dem ewigen Tode verfallen. Diese Vereinigung mit Jesus nimmt ihren Anfang vom Glauben an ihn und seine göttliche Lehre. Der Glaube ist daher unumgänglich notwendig zum Heile; er ist gleichsam der erste Schritt zum Erlöser hin. Soll der Glaube aber die Lebensgemeinschaft mit Christo wirklich zu stande bringen, so muß er belebt sein durch die Liebe, welche uns in der hl. Taufe eingegossen wird. Denn nach der Lehre des Konzils von Trient (Sitz. 6. Kap. 7.) „vereinigt der Glaube ohne Liebe den Menschen nicht vollkommen mit Christo, macht ihn nicht zum lebendigen Gliede seines Leibes"; da der Glaube ohne die Liebe tot ist, das Tote aber nicht lebendig machen kann. Die Liebe des Christgläubigen muß sich jedoch bewähren durch gute Werke, durch Haltung der Gebote. Denn „darin besteht die Liebe gegen Gott, daß wir seine Gebote halten." (Joh. 5, 3.) Dieselbe muß auch erhalten, genährt und gesteigert werden durch den Gebrauch der Gnadenmittel, die Christus nebst der Taufe, dem ersten und allernotwendigsten derselben, in seiner Kirche zum Heile der ihr Einverleibten niedergelegt hat.* Wer also die schönste und

* Zur richtigen Auffassung dieser Lehre, wie dieselbe namentlich im sogenannten „Lehrbegriffe" (Fr. 209. 210.) dargestellt ist, dienen die Worte des hl. Thomas (de verit. q. 29. a. 7. ad 8.): Meritum Christi sufficienter operatur ut quaedam causa universalis salutis humanae; sed oportet

köstlichste Frucht der Erlösung genießen, d. h. zur ewigen Seligkeit gelangen will, der muß, als ein lebendiges Glied des geheimnisvollen Leibes Jesu Christi, glauben, die Gebote halten und die Gnadenmittel gebrauchen, die Jesus für uns verdient, angeordnet und hinterlassen hat.

Unter diesen durch den Beistand seiner Gnade so leichten Bedingungen will Christus die Fülle seiner Verdienste uns zukommen lassen, will uns seiner Herrlichkeit und seines Reiches teilhaftig machen. — O der unendlichen Liebe und Erbarmung! So weniges verlangt Gott für so vieles! . . . Weigern wir uns aber, dieses wenige zu thun, so dürfen wir nicht Jesus, unserm Heilande, die Schuld unseres ewigen Verderbens beimessen: wir selbst tragen alsdann die Schuld unseres Unheils, wir sind die wahren Urheber unserer Verdammnis. Jesus hat unter den bittersten Todesschmerzen eine Arznei, einen Kelch bereitet, der zu allen Zeiten, in allen Verhältnissen und allen Menschen Heil zu bringen vermag; wenn wir aber die Arznei nicht gebrauchen, den Kelch nicht trinken, so werden wir vom tödlichen Aussatze der Sünde nicht genesen, nicht selig werden. (So drückt sich eine kirchliche Synode vom Jahre 849 aus.) Mangelt unsere Mitwirkung, so wird uns die Gnade, welche Jesus uns verdient hat, nichts nützen. Darum spricht der hl. Paulus: „Ich freue mich nun in den Leiden, und ersetze an meinem Fleische, was an den Leiden Christi für seinen Leib, welcher die Kirche ist, mangelt.“ (Kol. 1, 24.)

Nutzanwendung.

„Gebt mir mein Buch,“ rief der hl. Philippus Benitius, dem Tode nahe, mit halbgebrochener Stimme, „gebt mir mein Buch!“ Die Ordenspriester, welche sein Sterbelager umgaben, vermochten seine Gedanken nicht sogleich zu erraten und brachten daher bald dieses, bald jenes Buch herbei. Der Sterbende wies alle zurück und bat immer dringender: „Gebt mir mein Buch!“ Indem er dieses sprach, heftete er sein Auge unverrückt auf das Kruzifix, welches auf seinem Tische lag. Als einer der Anwesenden dieses bemerkte, nahm er dasselbe und gab es dem

---

hanc causam applicari singulis per sacramenta et per fidem, quae per dilectionem operatur. Et ideo requiritur aliquid aliud ad salutem nostram praeter meritum Christi: cujus tamen meritum Christi est causa. In diesem Sinne sagt auch das Konzilium von Trient, Sitz. 6. Kap. 3: Etsi ille (Christus) pro omnibus mortuus est, non omnes tamen mortis ejus beneficium recipiunt, sed ii dumtaxat, quibus meritum passionis ejus communicatur.

Heiligen in die Hände. Dieser empfing dasselbe unter Thränen freudiger Rührung, drückte es voll Ehrfurcht und Zärtlichkeit an sein Herz und sprach: „Ja, das ist mein Buch, mein liebstes Buch: darin hab ich in meinem Leben stets gelesen, mit diesem Buche will ich mein Leben schließen." Gleich darauf hauchte der Diener Gottes in der Umarmung des Gekreuzigten seinen Geist aus. — Jesus, der Gekreuzigte, war und ist das Buch aller Heiligen und Auserwählten. Darin lasen sie Tag und Nacht, daraus schöpften sie göttliche Weisheit und Kraft, überschwenglichen Trost, himmlische Wonne, unerschütterliche Heileszuversicht. Die Bosheit und Abscheulichkeit der Sünde, die unerbittliche Strenge der göttlichen Gerechtigkeit, die maßlose Liebe und Erbarmung des himmlischen Vaters trat ihnen aus diesem Buche in überstrahlender Klarheit und hinreißender Kraft entgegen. Daher nannte der hl. Laurentius Justinian den Gekreuzigten „ein aufgeschlagenes Buch, durch dessen Lesung und Beherzigung die gesamte Wissenschaft des gottgefälligen Lebens erlernt wird"; und der englische Lehrer Thomas von Aquin bekennt, daß er aus dem Buche des Gekreuzigten mehr gelernt habe, als aus allen übrigen Büchern.

Jesus, der Gekreuzigte, soll mithin auch unser Buch sein. „Der Herr selbst," sagt Laurentius Justinian (Von der Todesangst Christi), „hat dieses Buch geschrieben, nicht auf Papier, noch auf Holz oder Stein, sondern auf sein eigenes Fleisch, mit seinem eigenen Blute; und damit es alle lesen könnten, hat er es aufgeschlagen am hellen Tage, auf dem Kalvarienberge." In diesem Buche werden auch wir beschrieben finden die frohe Botschaft unserer Erlösung und Heiligung, die Geheimnisse der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes, die übergroße Liebe und Barmherzigkeit unseres Erlösers und alle die herrlichen Tugendbeispiele unseres göttlichen Vorbildes, vorzüglich seine Sanftmut, Demut, Geduld, seinen Gehorsam gegen den himmlischen Vater, seine Menschen- und Feindesliebe. Wollen wir Schmerz über unsere Sünden empfinden und Thränen der Buße weinen, lesen wir in diesem Buche; wollen wir uns zu heiliger Liebe entflammen, Trost und Stärke in den Widerwärtigkeiten erlangen, lesen wir wiederholt in dem Buche. Rufen wir mit einem frommen Geisteslehrer: „O Buch über alle Bücher! Darin geziemt es sich, Tag und Nacht zu blättern, das soll unser Handbuch, unser Wegweiser zum ewigen Leben sein." Ja, nehmen wir dieses Buch zur Hand und sprechen wir zum Gekreuzigten mit dem gottseligen Heinrich Suso: „Lehre mich die wahre Lebensweisheit in der Schule deines Herzens, läutere und vervollkommne mein Wissen in deinen heil. Wunden! Du, mein Gekreuzigter, du sollst fortan mein einziges

Buch, der einzige Gegenstand meiner Betrachtung sein, damit ich von Tag zu Tag den vergänglichen Kreaturen mehr absterbe und nur in dir und für dich lebe."

Die hl. Kirche ermangelt nicht, vor den Augen ihrer Kinder das Andenken an das bittere Leiden und Sterben ihres gekreuzigten Bräutigams, nach dessen Anordnung beim letzten Abendmahl, fort und fort zu erneuern. Sie feiert täglich das hl. Meßopfer durch die Hände von Tausenden ihrer Diener, damit allen Gläubigen der Kreuzestod Christi vergegenwärtigt und die Früchte desselben in reichlichem Maße zu teil werden. Täglich ladet sie durch den weihevollen Ruf der Glocken zu dieser hochheiligen Gedächtnisfeier ein und macht es allen ihren Kindern ausdrücklich und streng zur Pflicht, wenigstens an Sonn- und Festtagen derselben andächtig und mit gesammeltem Geiste beizuwohnen. Ganz durchdrungen und erfüllt von Liebe und Dankbarkeit gegen ihren göttlichen Stifter und Bräutigam, versäumt sie keine Gelegenheit, uns die Geschichte seines bittern Leidens und Sterbens vor Augen zu stellen und uns zur ernsten Beherzigung derselben aufzufordern. In jedem Tempel, auf jedem Altare, auf jedem Gottesacker . . . erblicken wir das Bildnis des Gekreuzigten, welches die sorgsame Mutter der Christgläubigen aufgestellt hat. Dieselbe weihet in jeder Woche den Freitag der besondern Verehrung des Leidens und Sterbens Christi und schreibt allen Gläubigen vor, durch Enthaltung von Fleischspeisen sich Abbruch zu thun und so gewissermaßen einen Tropfen des bittern Leidenskelches ihres Herrn zu kosten. Auch die zum frommen Andenken an die Erfindung und Erhöhung* des hl. Kreuzes angeordneten Feste bezeugen uns die Andacht der katholischen Kirche zum Gekreuzigten. Am auffallendsten tritt uns jedoch die kirchliche Verehrung des Leidens und Todes Christi in der hl. Karwoche entgegen. In tiefe Trauer gehüllt, jede Äußerung der Freude von ihrem Gottesdienste fern haltend, singt die Kirche an diesen Tagen Klagegesänge, versammelt ihre trauernden Kinder in den jeglichen Schmuckes beraubten Tempeln, heißt dieselben das hl. Kreuz anbeten und führt sie zum stillen Grabe desjenigen, dessen Tode sie und alle die ihrigen das Leben verdanken. — Meine Christen, soll nicht auch jeden aus uns innige Liebe und Dankbarkeit gegen den gekreuzigten Erlöser antreiben, in den Geist der hl. Kirche einzugehen und dem Beispiele und der Einladung derselben folge zu leisten? Sollten

* Über die Veranlassung und Einsetzung des Festes „Kreuzerfindung" (3. Mai), so wie auch des Festes „Kreuzerhöhung" (14. Sept.) siehe das römische Brevier.

wir uns nicht befleißigen, nicht nur des Sonntags, sondern, so oft es unsere Geschäfte erlauben, auch an den Wochentagen die hl. Messe zu hören und dabei des blutigen Opfers Christi zu gedenken? Soll nicht auch für uns der Freitag ein Tag der Erinnerung an das Leiden des Heilandes, ein Tag hl. Sammlung und Buße sein? Soll nicht auch für uns die hl. Karwoche eine Zeit der Trauer und der Teilnahme am Leiden unseres Herrn sein? Sollten wir es uns nicht zur heiligsten Pflicht machen, am Karfreitag den Gekreuzigten anzubeten und seine heiligsten Wundmale zu küssen? — Der hl. Ludwig, König von Frankreich, pflegte am hohen Karfreitage die Anbetung des Kreuzes mit solcher Demut, Zerknirschung und Ehrfurcht zu verrichten, daß es schien, als wollte er vor dem Zeichen der Erlösung im Staub zergehen. Die gottselige Herzogin Margaretha von Lothringen zog sich am Todestag des Herrn in die Stille des Ordenshauses zurück, um daselbst ungestört der Betrachtung des bittern Leidens und Sterbens obzuliegen. Stundenlang heftete sie ihren Blick auf den Gekreuzigten und betete das hl. Kreuz barfuß und auf den Knieen liegend mit so glühender Andacht und Inbrunst an, daß man hätte glauben mögen, sie würde zu den Füßen des Heilandes ihren Geist aufgeben.

Die Verehrung des hl. Kreuzes war und ist überhaupt allen echten Kindern der katholischen Kirche ganz besonders lieb uud teuer. Es prangt das hl. Kreuz nicht nur in ihren Kirchen und auf den Zinnen derselben, es glänzt auf ihrer Brust, auf der Krone der Monarchen, es steht in ihren Wohnstuben und Schlafgemächern, vor ihren Häusern, auf ihren Fluren, auf Stegen und Wegen, auf der Ruhestätte ihrer teuern Hingeschiedenen. [108] Während der unheilige Geist der Neuerung das Kreuz verhöhnt und zertrümmert, wird man dem wahren Katholiken eher das Leben entreißen, als seine Liebe und Ehrfurcht gegen das Kreuz und den Gekreuzigten. Der Katholik wird es sich zur höchsten Ehre anrechnen, sein Blut zu verspritzen, um gottesschänderischen Unglimpf vom hl. Kreuze, das sein Ruhm, sein Trost und das Zeichen seines Heiles ist, abzuwehren. [109] Möchte doch diese heil. Liebe und Ehrfurcht auch unsere Herzen immer mehr und mehr durchdringen und beleben! Glückselig der Christ, dem Jesus der Gekreuzigte Lehrer, Ratgeber, Freund, dem er alles ist im Leben und im Tode! Wie froh, wie vertrauensvoll wird der in der Todesstunde einen Blick auf das Kruzifix werfen, wie zärtlich wird er dieses Zeichen des Heiles küssen, wenn der Diener der Kirche dasselbe an seine erblassenden Lippen hält! Wie süß und tröstlich wird es für ihn sein, die scheidende Seele in die Hände des

Gekreuzigten zu befehlen! — Ein frommer, gottseliger Priester (Grou, Verfasser mehrerer ascetischen Schriften) lag bereits in den letzten Zügen. Da faßte er sein Kruzifix mit beiden Händen und rief mit schwindender Stimme: „O mein Gott, wie süß ist es, in deinen Armen zu sterben!"

Fünfter Glaubensartikel.

„Abgestiegen zu der Hölle, am dritten Tage wieder auferstanden von den Toten."

1. Abfahrt Christi zur Vorhölle.

Was lehren uns die Worte: „Abgestiegen zu der Hölle"?

„Daß die Seele Jesu Christi nach seinem Tode in die Vorhölle hinabstieg, d. h. an jenen Ort, wo die Seelen der verstorbenen Gerechten waren und die Zeit ihrer Erlösung erwarteten."

Durch diese Worte des apostolischen Glaubensbekenntnisses wird uns demnach zu glauben vorgestellt, sagt der römische Katechismus, daß nach dem Hinscheiden Christi seine Seele zur Hölle, d. h. zur Vorhölle abgestiegen und daselbst so lange verblieben ist, als sein Leib im Grabe lag. Wiewohl nun aber bloß die Seele Christi in die Vorhölle hinabgestiegen ist, so bekennen wir dennoch durch die angeführten Worte des Symbolums, daß „Jesus Christus, der eingeborne Sohn Gottes," abgestiegen ist, indem beim Tode Christi, wie schon wiederholt dargethan worden, die Gottheit weder von der Seele, noch von dem Leibe sich trennte. Es war mithin die eine und dieselbe göttliche Person zur nämlichen Zeit sowohl in der Vorhölle, als auch im Grabe zugegen, dort vereinigt mit der Seele, hier mit dem Körper.

Unter „Hölle", bemerkt der römische Katechismus ferner, darf man somit hier nicht das Grab verstehen, wie einige (Calvin und Beza) ebenso unchristlich als unverständig gemeint haben. Denn der vorige Artikel enthält die Lehre, Christus, der Herr, sei begraben worden; und es ist gar kein Grund vorhanden, weshalb die hl. Apostel in einem so gedrängten Glaubensbekenntnisse ganz dasselbe auf eine andere und dazu minder verständliche Weise wiederholt hätten. Der Ausdruck „Hölle" bedeutet überhaupt einen Ort, wo die Seelen der Hingeschiedenen fern von der Anschauung Gottes gefangen gehalten werden. Diese Orte sind aber verschiedener Art. Es giebt nämlich ein äußerst schreckliches und finsteres

Gefängnis, in welchem die Seelen der Verdammten in einem ewigen und unauslöschlichen Feuer, zugleich mit den unreinen Geistern, gequält werden, welches auch das höllische Feuer, die ewige Pein und im eigentlichen Sinne die Hölle genannt wird. Sodann giebt es einen Ort, in welchem die Seelen der Frommen eine Zeit lang büßen und so zum Eintritt ins Himmelreich, in welches nichts Unreines eingeht, befähigt werden. Dieser zweite Wohnort der Seelen heißt darum auch Reinigungsort oder Fegfeuer. Ein dritter Ort ist endlich jener, in welchen die Seelen der Heiligen, die vor der Ankunft Christi gelebt hatten, aufgenommen wurden, und wo sie, ohne irgend einen Seelenschmerz zu empfinden, in seliger Hoffnung ihrer Erlösung entgegenharrend, eines ruhigen Aufenthaltes genossen. In diesen letztern Wohnort, den wir gewöhnlich die Vorhölle nennen, ist Jesus Christus nach seinem Hinscheiden am Kreuze hinabgestiegen und zwar nicht etwa bloß seiner Kraft und Macht nach,* sondern so, daß seine Seele daselbst in Wirklichkeit zugegen war. Das Letztere ist eine ausdrückliche, auf Zeugnisse der Väter und der hl. Schrift gegründete Glaubenslehre. Das vierte allgemeine Konzil vom Lateran spricht dieselbe in dem von ihm verfaßten feierlichen Glaubensbekenntnisse in folgenden Worten aus: „Der eingeborne Sohn Gottes, Jesus Christus, ist in die Hölle hinabgestiegen; er ist der Seele nach hinabgestiegen und dem Fleische nach auferstanden.“ Wie demnach Christus dem Fleische nach wirklich und wahrhaft auferstanden, so ist er auch der Seele nach wirklich und wahrhaft abgestiegen zu der Hölle. Dasselbe bezeugen nicht nur die Aussprüche der Kirchenväter,** sondern auch die Worte der hl. Schrift des alten und neuen Bundes. Im Buche der Psalmen (15, 10.) heißt es: „Du wirst meine Seele nicht in der Hölle lassen.“ Diese Worte, welche sich nach der Lehre des hl. Paulus (Apgsch. 2, 32.) auf Jesus Christus beziehen, sind offenbar von der Vorhölle, nicht vom Grabe zu verstehen, da ja nur der Leib Christi, keineswegs aber seine Seele im Grabe lag. Desgleichen erhellt dieses aus den Worten des hl. Paulus (Eph. 4, 8. 9.), womit er bezeugt, daß Christus, bevor er aufgefahren, „zuerst hinabgestiegen ist in die untern Orte der Erde,“ d. h. in die Vorhölle. Was aber jeden vernünftigen Zweifel beseitigt, ist der klare Ausspruch des hl. Petrus (1. Br. 3, 18. 19.): „Christus,“ spricht er, „wurde zwar getötet dem Fleische

---

* Das Konzil von Sens und Innocenz II. verdammten den Satz 18 des Abälard: „Die Seele Christi ist nicht selbst, sondern bloß der Macht nach in die Hölle abgestiegen.“

** *Pouget* (institution. cathol.) führt viele Stellen sowohl aus den griechischen als lateinischen Vätern an.

nach, aber lebendig gemacht dem Geiste nach, in welchem er auch zu den Geistern kam, die im Gefängnisse (in der Vorhölle, im Schoße Abrahams, Luk. 16, 22.) waren und ihnen predigte," d. h. die frohe Botschaft von der Vollendung des Erlösungswerkes verkündete. (Unter den „Ungläubigen", von denen der hl. Petrus an dieser Stelle redet, sind nicht die zu verstehen, welche zur Zeit der Sündflut im Unglauben verharrend gestorben und zur Hölle, dem Wohnort der Verdammten, gefahren sind, sondern vielmehr jene, welche durch das hereinbrechende Strafgericht erschüttert, sich zu Gott bekehrt haben.)

Warum waren die Seelen der verstorbenen Gerechten in der Vorhölle?

„Weil der Himmel durch die Sünde verschlossen war und erst durch Christus sollte eröffnet werden."

Konnten auch die Menschen schon vor dem Opfertode Jesu Christi in Ansehung der Verdienste desselben gerechtfertigt werden und zugleich mit der heiligmachenden Gnade ein Recht auf den Himmel erwerben, so war es ihnen dennoch nicht gestattet, gleich nach ihrem Hinscheiden in denselben einzugehen, weil die Stammsünde der gesamten Menschheit den Eingang verschlossen hatte. Jesus Christus, der Hohepriester des neuen Bundes, mußte durch seinen blutigen Kreuzestod den Himmel wieder eröffnen. — Dieses alles war nach der Lehre des hl. Paulus angedeutet in jener Vorschrift des Mosaischen Gesetzes, kraft welcher es nur dem Hohenpriester erlaubt war, in das Allerheiligste einzugehen und zwar erst, nachdem er zuvor ein blutiges Sühnopfer dargebracht hatte. „In das Hinterzelt" (das Allerheiligste), so schreibt der Völkerapostel (Hebr. 9, 7. 8.), „ ging einmal im Jahre der Hohepriester allein, nicht ohne Blut, welches er darbrachte für seine und des Volkes Sünden, wodurch der hl. Geist andeuten wollte, daß der Weg zum (himmlischen) Heiligtume noch nicht geöffnet sei, so lange das erste Zelt (der alte Bund) Bestand hätte." Das dem Volke unzugängliche Allerheiligste, wo Gott über den Cherubim thronte, war nämlich das Bild des Himmels, welcher allen Menschen verschlossen war; der Hohepriester, welcher einmal im Jahre, am großen Versöhnungstage, nach Darbringung eines blutigen Opfers in dasselbe eintrat, vorbildete Jesus Christus, der durch sein blutiges Opfer am Kreuze in das Heiligtum des Himmels einging. Der Umstand, daß der Hohepriester dem Volke das Allerheiligste nicht aufschließen durfte, mahnte dasselbe, jenen Hohenpriester zu erwarten, der ein- für allemal und allen das wahre, durch das alttestamentliche Allerheiligste vorgebildete Heiligtum, den Himmel, zu erschließen imstande wäre. Darum zerriß auch der Vorhang,

welcher das Allerheiligste von dem Heiligsten trennte, beim Tode Christi „von oben bis unten in zwei Stücke" (Matth. 27, 51.), zum Zeichen, daß von nun an das himmlische Heiligtum eröffnet sei. — Es geziemt sich aber, daß Christus, welcher es erschloß, auch zuerst in dasselbe einging, weil es erstens unpassend war, daß die Glieder in den Himmel einzogen, während das Haupt noch auf Erden sich befand; zweitens, weil unstreitig dem Hohenpriester vor dem Volke, dem wahren und eigentlichen Sohne vor den angenommenen Söhnen, dem Erstgebornen vor seinen jüngern Brüdern, dem Erben von Geburt vor den Miterben aus Gnade der Eintritt in das Heiligtum, ins väterliche Reich gebührte.

Warum ist Christus in die Vorhölle hinabgestiegen?

1) „Um die Seelen der Gerechten zu trösten und zu befreien; 2) um auch dort in der Unterwelt seine Macht und Herrlichkeit zu zeigen."

1) Durch seinen Tod hatte Jesus Christus für die Sünden der Welt vollkommen genuggethan; er stieg also in die Vorhölle hinab, nicht etwa um neuerdings für uns zu leiden, sondern um die Gerechten, welche daselbst dem seligen Augenblicke ihrer Erlösung entgegenharrten, der Früchte seines Leidens und Todes teilhaftig zu machen. Der Heiland betrat demnach den Wohnort der frommen Altväter, um denselben die zum Heile der Welt vollbrachte Erlösung anzukündigen, ihre Seelen durch Erteilung der höchsten Glückseligkeit, die in der Anschauung Gottes besteht, mit unaussprechlicher Freude zu erfüllen und sie in die ersehnte Freiheit der Kinder Gottes zu versetzen.* Dieses hatte Jesus dem reumütigen Schächer verheißen

* Sowohl Bellarmin in der Erklärung des Symbolums, als der römische Katechismus lehren mit dem hl. Thomas (Sum. p. 3. q. 52. a. 5.), daß Christus schon bei seinem Hinabsteigen in die Vorhölle den Altvätern jene vollendete Seligkeit verlieh, deren wir jetzt erst im Himmel teilhaftig werden, die Seligkeit nämlich der unmittelbaren Gottanschauung. Diese Lehre hält Suarez für unbezweifelbar, weil durch den Tod Christi das Erlösungswerk vollbracht war, mithin nichts mehr im Wege stand, weshalb die Seelen der hingeschiedenen Gerechten nicht allsogleich den verdienten Lohn, die ewige Glückseligkeit, empfangen sollten. Versteht man demnach unter dem Ausdrucke „Himmel" die ewige Glückseligkeit, welche darin besteht, daß man Gott von Angesicht zu Angesicht, d. h. seiner Wesenheit nach schaut, so war derselbe schon durch den Tod Christi erschlossen; und alle, die nach demselben, ohne der Läuterung des Fegfeuers bedürftig zu sein, aus dieser Welt schieden, genossen sogleich nach ihrem Hintritte der göttlichen Anschauung. Versteht man aber unter „Himmel" den Ort, wo die allerheiligste Menschheit Christi mit allen Seligen ewig thronet, so wurde derselbe erst eröffnet, als Christus am vierzigsten Tage nach der Auferstehung mit den Altvätern in denselben einzog. Diese Lehre stimmt überein mit der des Papstes Benedikt XII. (Constit. „Benedictus Deus" an. 1336): Auctoritate apostolica definimus,

mit den Worten: „Heute wirst du mit mir im Paradiese sein!“ (Luk. 23, 43.), und was er dem Schächer verlieh, das hat er, wie Origenes (Homil. 15. über 1. Mos.) bemerkt, auch allen verliehen, die sich in der Vorhölle befanden. Unter dem Ausdrucke Paradies darf also hier weder das irdische Paradies, noch der eigentliche Himmel verstanden werden, in welchen Christus die Altväter erst bei seiner Himmelfahrt einführte. Derselbe bedeutet vielmehr den Zustand der Glorie und Seligkeit, in welchen diese durch den in ihrer Mitte gegenwärtigen, ihre Sehnsucht stillenden Erlöser eintraten. Die heiligen Bewohner der Vorhölle schauten nämlich Christus, ihren Heiland, im strahlenden Glanze seiner Gottheit. „Wer aber,“ spricht der hl. Thomas,* „im Genusse der göttlichen Glorie ist, von dem sagt man, er sei im Paradiese.“ — Vom ersten Augenblicke des Eintrittes Christi in die Vorhölle waren demnach die gerechten Altväter keine Gefangene mehr: die Erbstrafe war getilgt, die letzte Fessel zerrissen, der letzte Riegel gesprengt, die Scheidewand zwischen Gott und diesen heiligen Seelen zusammengestürzt, der Ort der Gefangenschaft in einen Wohnsitz der Freude, des Jubels und der Seligkeit umgewandelt. Auf diese Befreiung beziehen sich die Worte des Propheten Zacharias (9, 11.): „Du wirst entlassen im Blute deines Bundes deine Gefangenen aus dem Kerker,“ und deuten jene des Apostels hin (Kol. 2, 15.): „Er entwaffnete die Oberherrschaften und die Gewalten (des Reiches der Finsternis) und triumphierte über sie,“ indem er ihnen nämlich die Beute des Todes entriß. Auch der Ausspruch des Propheten Oseas (13, 14.): „Aus des Todes

---

quod animae Sanctorum, qui de hoc mundo ante D. N. Jesu Christi passionem decesserunt, . . . post ascensionem Salvatoris nostri in coelum, fuerunt, sunt et erunt in coelo, . . . ac post D. N. Jesu Christi passionem et mortem viderunt et vident divinam essentiam visione intuitiva etc. — Christus stieg demnach in die Vorhölle hinab, nicht bloß um den daselbst weilenden Gerechten die baldige, nach vierzig Tagen stattfindende Befreiung anzukündigen, sondern um sie wirklich „zu befreien und ihnen die Früchte seines Leidens zuzuwenden.“ So der römische Katechismus, und in demselben Sinne das IV. Konzil von Toledo. „Allein stieg er hinab,“ sagt der hl. Märtyrer Ignatius in seinem Briefe an die Trallianer, „aber mit einer großen Schar stieg er wieder heraus.“ Eben so sprechen Thaddäus bei Eusebius (l. 1. hist. eccl. cap. ult.) und Cyrillus von Jerusalem (catech. 14). Noch bestimmter drückt sich der hl. Epiphanius aus (haeres. 77. n. 35): „Seine Gottheit,“ schreibt er, „stieg mit der Seele in die Vorhölle hinab und befreite durch ihre Kraft und Macht diejenigen, welche daselbst gefangen gehalten wurden. Hierauf ging der Sohn Gottes mit seiner allerheiligsten Seele wieder aus derselben hervor und, begleitet von der Schar der Gefangenen, die er befreit hatte, stand er am dritten Tage mit Leib und Seele wiederum von den Toten auf.“

* Sum. p. 3. q. 52. a. 4. ad 3.

Hand will ich sie befreien, vom Tode sie erretten; o Tod, ich will dein Tod sein; Hölle, ich will dein Biß sein," ging bei der Erlösung der Altväter aus der Vorhölle in Erfüllung, obwohl sich derselbe nicht minder auf die einstige Auferstehung der Toten bezieht.

2) Jesus stieg in die Unterwelt hinab, um auch daselbst seine Macht und Herrlichkeit als König und Sieger zu offenbaren und den Zoll der Huldigung zu empfangen, von dem es im Philipperbrief (2, 10.) heißt: „Im Namen Jesu sollen sich alle Kniee beugen, derer, die im Himmel, auf der Erde und unter der Erde sind." — Aus dieser Schriftstelle ziehen ferner Gottesgelehrte den Schluß, die Wirkung der Abfahrt Christi zur Unterwelt habe sich auch auf die verdammten Höllenbewohner erstreckt, indem dieselben durch die Kunde, welche sie davon erhielten, beschämt und zur Anbetung des göttlichen Siegers gezwungen wurden. Doch ist die Seele Christi nur in der Vorhölle der Gerechten wirklich und wesentlich zugegen gewesen.

2. Auferstehung Christi.

Was lehren uns die Worte: „Am dritten Tage wieder auferstanden von den Toten"?

„Daß Christus am dritten Tage nach seinem Tode, wie er es vorhergesagt, seine Seele durch eigene Kraft mit dem Leibe wieder vereinigt hat und aus dem verschlossenen Grabe glorreich und unsterblich auferstanden ist."

Christus hatte während seines Lehramtes zu wiederholten Malen in klaren und bestimmten Worten vorhergesagt, daß er nach drei Tagen wieder auferstehen werde. (So bei Matth. 12, 39; 20, 19; Luk. 18, 33; bei Joh. 2, 19. 21; 10, 18.) Die Schriftgelehrten und Pharisäer hatten sich diese Vorhersagung Jesu wohl gemerkt; darum begaben sie sich nach dessen Hinscheiden zum Landpfleger Pilatus und sprachen: „Herr, wir haben uns erinnert, daß jener Verführer, als er noch lebte, gesagt hat: Nach drei Tagen werde ich wieder auferstehen. Befiehl also, daß man das Grab bis auf den dritten Tag bewache, damit nicht etwa seine Jünger kommen, ihn stehlen und dem Volke sagen: Er ist von den Toten auferstanden, und so der letzte Irrtum ärger würde, als der erste." (Matth. 27, 63. 64.) Pilatus that nach ihrem Willen und stellte ihnen eine Wache zu. „Sie aber gingen hin, verwahrten das Grab mit Wächtern und versiegelten den Stein", welcher vor die Thür des Grabes gewälzt war. Hier ruhte nun der hochheilige Leichnam des Herrn bis zum frühen Morgen des dritten Tages. Da entstand, wie die hl. Evangelisten erzählen, urplötzlich

ein gewaltiges Erdbeben beim Grabe. Zu gleicher Zeit fuhr ein Engel des Herrn vom Himmel hernieder, wälzte den Stein von dem leeren Grabe und setzte sich darauf, während die wachehaltenden Soldaten vor Schrecken und Entsetzen wie tot waren, bald aber sich erholten und in schleuniger Flucht der Stadt zueilten, um den Hohenpriestern und Ältesten den Hergang der Sache zu berichten. Als zur selben Zeit Maria Magdalena mit andern frommen Frauen, die in der Morgendämmerung sich auf den Weg begeben hatten, um dem Herrn durch Einbalsamierung die letzte Ehre zu erweisen, beim Grabe ankamen, sahen sie den Stein weggewälzt; den Leichnam aber fanden sie nicht. (Matth. 28, 1. u. Luk. 24, 1—3.) Sogleich eilte Maria Magdalena zurück, um Petrus und Johannes von dem Verschwinden des Leichnams des Herrn in Kenntnis zu setzen. (Joh. 20, 2.) Die übrigen Frauen betraten das offene Grab, erblickten zwei Engel, erfuhren von ihnen, der Herr sei auferstanden, und teilten, in die Stadt zurückgekehrt, diese Botschaft den Jüngern mit. (Luk. 24, 4—9.) In der Zwischenzeit langten auch Petrus und Johannes beim Grabe an, fanden in demselben nur die Leichentücher und gingen sofort wieder zurück. (Joh. 20, 3—10.) Indessen war Maria Magdalena zum zweiten Male am Grabe eingetroffen und sah zuerst nur zwei Engel, aber gleich darauf den Herrn selbst, der sie beauftragte, den Jüngern seine Auferstehung anzukündigen. (Joh. 20, 11—18.) Durch diese und andere Erscheinungen verbreitete sich die erste Kunde von der Auferstehung des Herrn unter seinen Jüngern. — Daß Christus nach seiner Auferstehung gleichfalls und zwar vor allen andern seiner heiligsten Mutter erschienen sei, wird von der hl. Schrift mit Stillschweigen übergangen, ist jedoch unbezweifelt festzuhalten, weil es in der Kirche Christi fort und fort als unbestrittene Wahrheit angenommen und gelehrt wurde.*

Allerdings sind auch vor der Auferstehung Christi und nach derselben mehrere andere vom Tode zum Leben zurückgekehrt; allein auch nicht einer aus eigener, ihm innewohnender Kraft. Alle wurden auferweckt, keiner hat sich selbst erweckt. Christus allein erstand aus e i g e n e r, zwar nicht menschlicher, aber göttlicher Kraft: ihm, der wie der Vater das Leben in sich selbst hat, ihm allein kam die Macht zu, dasselbe hinzugeben und es wieder anzunehmen. (Joh. 10, 18.) Da aber diese göttliche Kraft eine und dieselbe ist mit der Allmacht des Vaters, und da der Sohn alles, was er hat, vom Vater hat, so wird die Erweckung auch dem Vater

* Den Beleg hierfür siehe bei S u a r e z, in 3. p. S. Thom. q. 55 art. 4. sect. 5.

zugeschrieben. „Gott der Vater," sagt der hl. Paulus (Gal. 1, 1.), „hat ihn (Christum) von den Toten auferweckt." — Jesus ging aus dem Grabe, und zwar nach der einstimmigen Überlieferung der hl. Väter, aus dem verschlossenen Grabe hervor, ehe der Engel den Stein hinweggewälzt hatte. Er ging hervor in himmlischer Glorie und Herrlichkeit. Sein durch die Kraft der Gottheit wiederum mit der Seele vereinigter verklärter Leib nahm teil an den Vorzügen der geistigen Natur. Leuchtend wie die Sonne, schnellbeweglich wie der Gedanke, alles durchdringend, wie der Geist, war er zugleich jeglichem Leiden unzugänglich und unsterblich. Wenn Christus laut der hl. Schrift (Apgsch. 1, 4.) auch nach seiner glorreichen Auferstehung noch Speise zu sich nahm, so geschah dieses nicht, weil er derselben irgendwie bedürftig war, sondern nur, um die Jünger von der Wahrheit und Wirklichkeit seines auferstandenen Leibes augenfällig zu überzeugen.

Obschon Christus mit verklärtem Leibe auferstand, so wollte er doch nicht zum Schein, sondern in Wahrheit „die Wundmale an den Händen und Füßen und an der Seite behalten." Dieses erhellt deutlich aus den Worten, welche der Auferstandene an Thomas richtete, der ungeachtet des Zeugnisses der zehn übrigen Apostel im Unglauben beharrte. „Lege deine Finger herein (in das Mal der Nägel)," sprach er zu ihm, „und sieh meine Hände und reiche her deine Hand und lege sie in meine Seite." (Joh. 20, 27.) — Der Heiland behielt diese wirklichen Spuren seines überstandenen Leidens, und zwar nach der übereinstimmenden Väterlehre für immer und ewig bei: — 1) „Zum Zeichen des Sieges über die Hölle." Die strahlenden Male seiner Todeswunden sollten eben so viele Herolde der wiederbefreiten Menschheit, des wiedererschlossenen Himmels, der mühevoll überwundenen Hölle, eben so viele Ehrenzeichen und Zierden des allgewaltigen Siegers sein, wie die Narben der im blutigen Kampf erhaltenen Wunden die Verkünder der Tapferkeit und die schönste Zier eines Helden sind. So werden vielleicht, bemerkt der hl. Augustin,* bei der Auferstehung auch die hl. Märtyrer die Male der Wunden, die sie für Christus erhalten haben, als ihren höchsten und schönsten Schmuck vor Himmel, Erde und Hölle zur Schau tragen. — 2) „Zum Beweise, daß er mit eben dem Leibe, in dem er gelitten hat, auferstanden ist." Nicht bloß dem ungläubigen Thomas und den übrigen Aposteln wollte der auferstandene Heiland diese Wahrheit augenscheinlich, ja handgreiflich beweisen; seine Auserwählten alle sollten durch die Wundmale der verklärten Menschheit die ganze Ewigkeit hindurch auf das lebhafteste erinnert werden, daß eben diese das geheiligte Werkzeug ihrer leidensvollen Erlösung war. — 3) „Um sie am Tage des Gerichtes zum Troste der Gerechten und zur Beschämung der Gottlosen vorzuzeigen." Wie tröstlich wird in der That der Anblick dieser glorreichen Wundmale für die Gerechten sein in jenem feierlichen Augenblicke, wo der Menschensohn auf die Erde herabsteigen wird, um alle Geschlechter zu richten! Diese glänzenden Beweise der Liebe

* Stadt Gottes, Bch. 22. K. 19.

und Erbarmung, diese kostbaren Unterpfänder himmlischer Güte und Milde erheben dieselben über jegliches Bangen vor dem strengen Gerichte; sie nahen sich mit heiliger Zuversicht dem Richter, in dessen Händen sie die Verzeihung geschrieben, in dessen Herz sie ihre Rechtfertigung eingegraben sehen. — Furchtbar und unausstehlich wird aber der Anblick derselben Wundmale für diejenigen sein, welche mit Sünden beladen zum Gerichte kommen. Jedes dieser hl. Male legt unabweisliches Zeugnis gegen den Sünder, gegen dessen Unglauben und Verstockung ab; jedes fordert laut und feierlich vor der ganzen Schöpfung dessen Verwerfung. Du bist der Urheber der Wunden, deren wirkliche und unauslöschliche Spuren wir sind, du bist der Verächter dieser Wunden, du der Vergeuder des kostbaren Blutes, welches aus denselben geflossen. Verdammnis, ewige Verdammnis über dich, weil du dich weigertest, aus den Wunden deines Erlösers Heil zu schöpfen! So wird die Anklage der glorreichen Wundmale lauten. — Liebe Christen! Damit am Tage des Gerichtes nicht der Fluch, sondern der Segen der hl. fünf Wunden auf uns herabströme, lasset uns dem Geiste nach eingehen in diese geheiligten Wohnsitze liebender Seelen, um darin zu wohnen, um darin zu leben und zu sterben. Wer in den Wunden des Herrn stirbt, der wird jenseits beim Anblick ihrer hl. Male „die Erbarmungen des Herrn ewiglich besingen.“ (Ps. 88, 2.)[110]

Woher wissen wir, daß Christus von den Toten auferstanden ist?

„Aus dem Zeugnisse der Apostel und seiner Jünger, die ihn nach seiner Auferstehung öfters sahen, ihn berührten, mit ihm aßen, sprachen und umgingen, und die seine Auferstehung überall, selbst vor dem hohen Rate, der ihn zum Tode verurteilt hatte, verkündigten, obgleich sie sich dadurch nur tödlichen Haß und Verfolgung zuzogen.“

Das Zeugnis, welches die Apostel und Jünger Jesu von dessen Auferstehung ablegten, ist über jede vernünftige Einsprache erhaben, weil sie Zeugen sind, die sich nicht getäuscht haben, die andere nicht täuschen wollten, noch konnten.

1) Sie haben sich selbst nicht getäuscht. Die Apostel und Jünger Jesu waren nichts weniger als leichtgläubige Männer. Als die Frauen ihnen die Botschaft brachten, der Leichnam des Herrn sei aus dem Grabe verschwunden, der Herr sei auferstanden, „kamen ihnen diese Worte wie ein Märchen vor, und sie glaubten ihnen nicht.“ (Luk. 24, 11.) Petrus verstand auch dann noch nicht „die Schrift, daß Jesus von den Toten auferstehen müsse,“ als er das leere Grab mit den Leintüchern gesehen hatte (Joh. 20, 9.); und Thomas blieb, selbst nachdem er das Zeugnis der übrigen Apostel gehört hatte, noch ungläubig. Sie trauten ihren eigenen Augen nicht, als der Erstandene in ihrer Mitte erschien. Vielmehr „erschraken sie und fürchteten sich und meinten einen Geist zu sehen.“ (Luk. 24, 37.) Jesus mußte sie anreden, er mußte

durch Vorweisung seiner Wundmale, durch Genuß von Speise und durch Erklärung der Schrift die Zweifelnden überzeugen, daß er es sei. „Warum seid ihr erschrocken," sprach er zu ihnen, „und warum steigen solche Gedanken in euren Herzen auf? Sehet meine Hände und Füße, ich bin es selbst: tastet und sehet; denn ein Geist hat nicht Fleisch und Bein, wie ihr sehet, daß ich habe. Und als er dies gesagt hatte, zeigte er ihnen die Hände und Füße. Da sie aber noch nicht glaubten vor Freuden und sich verwunderten, sprach er: Habt ihr etwas zu essen? Da legten sie ihm einen Teil von einem gebratenen Fisch und einem Honigkuchen vor. Und nachdem er vor ihnen davon gegessen hatte, nahm er das übrige und gab es ihnen. Dann schloß er ihnen den Sinn auf, daß sie die Schrift verständen. Und er sprach zu ihnen: Also steht es geschrieben, und also mußte Christus leiden und am dritten Tage von den Toten auferstehen." (Luk. 24, 38. und ff.) — Wer, wie hier die Apostel, nicht einmal das glaubt, was er mit Augen sieht und mit Händen greift, der verdient wahrlich am allerwenigsten den Vorwurf der Leichtgläubigkeit. Ferner sahen die Apostel und Jünger den Auferstandenen nicht nur einmal; Jesus erschien ihnen die vierzig Tage hindurch öfters, aß sogar mehrere Male mit ihnen, zeigte sich nicht bloß dem einen oder dem andern, sondern wiederholt mehreren, einmal „fünfhundert Brüdern" zugleich. (1. Kor. 15, 6.) Und diese Erscheinungen des Herrn fanden nicht statt im Dunkel der Nacht oder im Traume, nicht beim düstern Schimmer einer Lampe oder im täuschenden Zwielichte, sondern am hellen Tage; sie fanden nicht statt im Verborgenen, sondern im Garten, wo das Grab lag, auf öffentlicher Straße, im Speisesaal, am Gestade des Sees Genesareth, auf einem Berge in Galiläa. Diese Erscheinungen waren endlich nicht ein flüchtiges Kommen und Verschwinden gleich dem Leuchten eines Blitzstrahles; sie waren im Gegenteil von längerer Dauer. Der Erscheinende verweilte bei ihnen, verwies ihnen wiederholt ihren Unglauben, unterrichtete sie in der Schrift, redete mit ihnen vom Reiche Gottes, erteilte ihnen und vornehmlich dem Petrus verschiedene Vollmachten und Unterweisungen zum Besten der Kirche, die sie auf Erden verbreiten sollten. (Joh. 20, 23. u. 21, 17; Mark. 11, 14.) Thorheit wäre es demnach anzunehmen, daß die Apostel als Zeugen der Auferstehung sich getäuscht haben.

2) Ebenso unverständig wäre die Behauptung, daß dieselben durch das Zeugnis von der Auferstehung täuschen wollten. Wir sehen die Apostel als Zeugen der Auferstehung auftreten nicht etwa in heimlichen Schlupfwinkeln und bloß bei Gesinnungsverwandten, sondern vor dem ganzen Volke, das den Tod Jesu begehrt hatte,

vor den Hohenpriestern und dem gesamten Hohenrate, der den Herrn an Pilatus überliefert, unter den Augen des römischen Landpflegers, der denselben als einen Missethäter zum schmählichsten Tode verurteilt hatte. Welche Vorteile konnten sie wohl von diesem Schritte erwarten? Was anderes konnte die Folge davon sein, als Haß, Widerspruch, Verfolgung, Kerker und Tod? Wo in aller Welt giebt es aber auch nur einen verständigen Menschen, der ohne Hoffnung irgend eines Vorteiles, der bei der sichern Voraussicht des größten Schadens, ja des Todes selbst, ein ganzes Volk, Priesterschaft und Obrigkeit auf das schimpflichste zu belügen gedächte? Ließe sich dieses namentlich von den Jüngern Jesu, deren schlichter, ehrenhafter Charakter in allen Evangelien durchweg sich ausspricht, auch nur mit irgend einer Wahrscheinlichkeit vermuten?

3) Die Apostel und Jünger Jesu *konnten* andere hinsichtlich der Auferstehung desselben nicht täuschen, selbst wenn sie es gewollt hätten. Unmöglich war es ihnen, die Juden zu bereden, Christus sei auferstanden, wofern er nicht wirklich auferstanden war, d. h. wofern er entweder noch im Grabe lag, oder aber von ihnen aus demselben entwendet worden war. Im erstern Falle hätte ja der bloße Augenschein, im letztern die gerichtliche Untersuchung ihren Betrug unfehlbar ans Tageslicht gebracht; zumal da von den Feinden Jesu so schlaue und durchgreifende Maßregeln getroffen worden waren, daß die Jünger den Leichnam unmöglich wegschleppen konnten, ohne auf der That selbst ertappt, oder später infolge unausbleiblicher Nachsuchungen dieses strafwürdigen Vergehens überführt zu werden.

Allerdings sagten die Feinde des Herrn, nachdem sie durch Augenzeugen erfahren hatten, der Leichnam sei aus dem Grabe verschwunden, die Jünger hätten denselben entwendet, und sie bekräftigten ihre Aussage durch das Zeugnis der Grabeswächter. Allein diese Aussage war nur ein Deckmantel ihres böswilligen Unglaubens, eine Anschuldigung, woran sie selbst im Herzen gar nicht glaubten, noch vernünftiger Weise glauben konnten, eine eitle, lügenhafte Ausflucht. — a) In der That beruhte die wider die Jünger Jesu in Umlauf gebrachte Anklage von der Entwendung des Leichnams ihres Meisters einzig und allein auf der Aussage *schlafender* Zeugen. „Seine Jünger sind bei der Nacht gekommen und haben ihn gestohlen, da wir schliefen." (Matth. 28, 13.) So lautet das Zeugnis der bestochenen, dem wohlweisen Gutachten des Hohenrates gemäß eingeschulten Soldaten. Was läßt sich aber Nichtigeres und zugleich Lächerlicheres denken, als die Aufführung von Zeugen, die da von vornherein bekennen, sie seien im tiefen Schlafe versunken gewesen, als dasjenige vor sich ging, was sie

bezeugen sollen! Die schlafenden Wächter konnten nur aussagen, daß sie geschlafen haben, und daß bei ihrem Erwachen das Grab leer gewesen sei; auf welche Weise aber der Leichnam aus dem Grabe verschwunden sei, konnten sie ebenso wenig wissen, als ein Berauschter weiß, wie er nach Hause gekommen. — b) Ferner giebt es nichts Unwahrscheinlicheres, als die Annahme, daß den Jüngern auch nur der Gedanke eingefallen sei, den Leichnam Jesu zu entwenden. Sie wußten ja, daß sie desselben nicht habhaft werden konnten, ohne durch die von den Priestern und Ältesten sorgsam auserkorne, von der Wichtigkeit ihrer Aufgabe wohl unterrichtete Wache römischer Soldaten hindurch zur einzigen Öffnung des Grabes, vor welcher ein großer, mit dem obrigkeitlichen Siegel versehener Stein lag, unter augenscheinlicher Lebensgefahr vorzudringen. Woher mochte wohl den in der Leidenszeit ihres Meisters so feigen, nach dem Tode desselben so niedergeschlagenen Jüngern urplötzlich der Mut und die Lust gekommen sein, das kühnste und gefährlichste aller Wagstücke auszuführen; es auszuführen zu Gunsten desjenigen, der sie in allen ihren Erwartungen so grausam getäuscht und zum Gespötte von ganz Judäa gemacht hatte! — c) Und gesetzt auch, sie hätten sich aus irgend einem unerklärlichen Grunde ermannt und das tollkühne Wagnis unternommen: wie wäre es wohl möglich gewesen, an den schlafenden Soldaten vorbei zum Grabe zu kommen, das Siegel zu erbrechen, den ungeheuren Stein wegzuwälzen, den erstarrten Leichnam von den Leintüchern, in die er gehüllt war, loszuwickeln und ihn auf demselben Weg durch den Garten fortzutragen, ohne daß einer aus den Wächtern das Auge geöffnet und Lärm gemacht hätte? — d) Wenn es endlich den Jüngern gelungen wäre, das Unmögliche möglich zu machen, den Leichnam zu stehlen, ohne daß die Grabeswächter es inne wurden: warum verfuhren denn die Feinde Jesu nicht gerichtlich gegen die pflichtvergessenen, schlafsüchtigen Hüter? Warum gaben sie denselben sogar „viel Geld" mit der Weisung, dasjenige auszusagen und zu verbreiten, was ihnen die schwersten, unerläßlichsten Strafen hätte zuziehen sollen? Und warum leiteten sie gegen die Jünger Jesu, welche das Staatssiegel verletzt und den Diebstahl begangen hatten, keine gerichtliche Untersuchung ein? Warum stellten sie keine Nachsuchungen an, um den entwendeten Leichnam oder doch die Spuren davon ausfindig zu machen? Aus Schonung und Nachsicht gegen die verhaßten Jünger geschah es jedenfalls nicht; auch nicht darum, weil ihnen die Sache von geringem Belange schien. Dieses beweist das Verfahren derselben Feinde Jesu gegen die Apostel, als sie später von der Auferstehung des Herrn öffentlich Zeugnis gaben. Nicht nur Drohungen,

sondern auch Kerker und Geißelhiebe wurden angewendet, um den lästigen Verkündigern der Auferstehung den Mund zu schließen. Was war also der Grund dieser unverzeihlichen Fahrlässigkeit in Verfolgung und Bestrafung der Schuldigen? Es war kein anderer, als eben das klare Bewußtsein von der Wahrheit der Auferstehung, das ihnen die Hände band: durch die gerichtlichen Nachforschungen hätten sie selbst den Juden und Heiden einen neuen und gerade den schlagendsten Beweis dafür geliefert. Christus ist also nicht von seinen Jüngern entwendet worden, sondern, wie diese es bezeugen, von den Toten auferstanden.

Die Vermutung, welche erst in unsern Tagen der Vernünftelei und des Unglaubens Ausdruck und Aufnahme fand, die Vermutung, Christus sei bloß scheintot gewesen und sei, nachdem er sich von seiner Ohnmacht erholt habe, aus dem Grabe auf ganz natürliche Weise hervorgegangen, ist so ungereimt, daß selbst der jüdische Hoherat, der sicher nach jedem Schein der Wahrscheinlichkeit haschte, um dem Verschwinden des Herrn aus dem Grabe eine minder gefährliche Deutung zu geben, nicht im entferntesten darauf verfiel. Es braucht in der That einen riesenhaften Unglauben, um gegen das einstimmige Zeugnis der Feinde und Freunde Jesu anzunehmen, derselbe sei nicht wahrhaft tot gewesen, und einen fabelhaften Glauben, um in Ernst für wahr zu halten, ein an Händen und Füßen durchbohrter, durch übermäßigen Blutverlust und eine tiefe Seitenwunde geschwächter, drei Tage ohne jegliche Nahrung im Grabe liegender Scheintoter werde von seiner todähnlichen Ohnmacht wieder zu sich kommen und Kraft genug besitzen, um mit seinen wunden Händen den gewaltigen Grabesstein wegzuschieben und auf den durchbohrten Füßen unbemerkt der Wache zu entfliehen! Das Zeugnis, welches die Apostel von der Auferstehung Christi ablegen, ist demnach sicher und unverwerflich.

Einen unumstößlichen Beweis für die Wahrheit desselben liefern, selbst abgesehen von den bisher angeführten Gründen, alle die Tausende, welche sich kurz nach der Auferstehung des Herrn auf die Predigt der Apostel hin zum Glauben an Jesus Christus bekehrten. Denn wäre die Aussage der Jünger Jesu nicht über jeden Zweifel und Widerspruch erhaben gewesen, so würde schlechterdings kein einziger aus ihnen für wahr gehalten haben, daß derjenige, welcher vor ihren Augen als Missethäter hingerichtet worden war, der eingeborne Sohn Gottes, wahrer Gott sei; auch nicht einer würde um dieses abenteuerlichen Glaubens willen den Haß und die Verfolgung der Hohenpriester und des Volkes auf sich geladen und all den Opfern sich unterzogen haben, welche die Religion des Gekreuzigten von ihm forderte. Dasselbe gilt auch

von allen jenen, welche in der Folge der Zeiten sich an Christus und seine heilige Kirche gläubig angeschlossen, die im Bekenntnisse und in der Verteidigung derselben Ehre und Ansehen, Gut und Blut hingegeben haben. Die ganze christliche Welt steht demnach wie ein Mann für die Wahrheit des Zeugnisses der Apostel ein, indem sie die Lehre von der Auferstehung annahm und annimmt. — Desgleichen sind auch die überschwenglichen Segnungen, welche die christliche Religion auf Erden verbreitet hat und immerfort verbreitet, eine sichere Bürgschaft für die Wahrheit des apostolischen Zeugnisses von der Auferstehung. Denn da die christliche Religion vorzüglich auf der Thatsache der Auferstehung als einem unerschütterlichen Grundpfeiler ruht, so folgt notwendig, daß diese Thatsache wahr und nicht bloß erdichtet ist, indem eine auf Lüge und Täuschung begründete Religion unmöglich so glänzende Wirkungen der Heiligung und Beseligung hervorzubringen imstande wäre.

Was soll die Lehre von der Auferstehung Christi in uns bewirken?

1) „Die Lehre von der Auferstehung Christi soll uns stärken im Glauben an seine Gottheit und in der Hoffnung auf unsere künftige Auferstehung."

Darauf macht der Apostelfürst die Gläubigen aufmerksam mit den Worten: „Gott hat ihn (Christum) auferweckt und ihm Herrlichkeit verliehen, damit euer Glaube und eure Hoffnung auf Gott beruhe." (1. Petr. 1, 21.) Die Auferstehung Christi ist zugleich ein Wunder und ein Vorbild: ein Wunder, damit wir an seine Gottheit glauben, ein Vorbild der Auferstehung, die wir hoffen und mit bestem Grunde hoffen, eben weil Christus, der sie uns verheißen hat, von den Toten auferstanden ist.

a) Vorzugsweise auf dieses Wunder beriefen sich die Apostel, berief sich Christus, um zu beweisen, daß seine Lehre göttlich, daß er — der Menschensohn — Gottes Sohn sei. Den Glauben an dieses Wunder forderte Christus nachdrücklich von seinen Jüngern: „Sei nicht ungläubig," sprach er deshalb zu Thomas, „sondern gläubig!" (Joh. 20, 27.) Dieser Glaube wird auch mit besonderm Nachdrucke von uns gefordert, als derjenige, mit dem das ganze Christentum steht oder fällt. „Wenn du," schreibt der hl. Paulus (Röm. 10, 9.), „mit deinem Munde den Herrn Jesum bekennst und in deinem Herzen glaubest, daß Gott ihn von den Toten auferwecket hat, so wirst du selig werden." Der Apostel, bemerkt der heil. Augustin (üb. Ps. 120), „sagt nicht: Du wirst selig werden, wenn du glaubst, daß Christus gestorben sei, was auch die Juden und Heiden und alle seine Feinde geglaubt haben; sondern er sagt, wenn du glaubst, daß Gott ihn von den Toten auferweckt hat.

Wir Christen glauben die Auferstehung Christi: das ist uns die Hauptsache." Und wohl mit Recht, da der Apostel an einer andern Stelle schreibt (1. Kor. 15, 14): „Ist Christus nicht auferstanden, so folgt, daß unsere Predigt eitel, eitel auch euer Glaube ist." — Den Glauben an das Wunder der Auferstehung bekannten auch die hl. Märtyrer vor den Richterstühlen der heidnischen Tyrannen; dessen rühmten sie sich, wenn diese ihnen höhnisch vorwarfen, daß sie einen gekreuzigten Missethäter anbeteten. [111]

b) Auf die glorreiche Auferstehung des Herrn, als das **Vorbild** und **Unterpfand** unserer dereinstigen Auferstehung am Tage des Weltgerichtes, verweiset uns der Apostel mit den Worten: „Wenn Christus gepredigt wird, als der, so von den Toten auferstanden ist: wie sagen einige unter euch, es sei keine Auferstehung der Toten?" (1. Kor. 15, 12.) Wir sind mit Christo ein Leib; da nun er, unser Haupt, auferstanden ist, so werden auch wir, seine Glieder, auferstehen. Wir sind mit Christo gleichsam ein Fleisch; dieses Fleisch, das er von uns angenommen, hat er durch den Kreuzestod für uns hingeopfert, durch seine Auferstehung aber wieder belebt und als unsere Erstlinge dem Vater im Himmel dargestellt. „Hoffe demnach," sagt der hl. Augustin in der Erklärung des 129. Psalms, „es werde an dir vollbracht werden, was bereits an deinen Erstlingen vollbracht worden." Diese sichere Hoffnung soll uns in allen Leiden und Widerwärtigkeiten des Erdenlebens ermuntern und aufrichten. Im Hinblick auf den seligen Auferstehungstag lasset uns in diesem Thale der Thränen und des Jammers mit demselben Apostel ausrufen: „Allenthalben leiden wir Trübsal, aber wir zagen nicht, wir geraten in Not, aber wir kommen nicht um; wir leiden Verfolgung, werden aber nicht verlassen. Denn wir wissen, daß derselbe, der Jesum auferwecket hat, auch uns mit Jesu auferwecken wird. Darum ermüden wir nicht; sondern wenn auch unser äußerer Mensch aufgerieben wird, so wird doch der innere von Tag zu Tag erneuert (gewinnt doch der Geist täglich neue Kraft). Denn unsere gegenwärtige Trübsal, die augenblicklich und leicht ist, bewirket eine überschwengliche, ewige, alles überwiegende Herrlichkeit." (2. Kor. 4, 8—17.)

2) „Die Lehre von der Auferstehung Christi soll uns antreiben, vom Tode der Sünde zu einem neuen, heiligen Leben aufzuerstehen."

Dieses lehrt uns der Apostel, da er an die Römer schreibt (6, 1.): „Gleichwie Christus von den Toten auferstanden ist, so sollen auch wir in einem neuen Leben wandeln." Christi Auferstehung ist mithin nicht bloß das Vorbild unserer künftigen glorreichen Auferstehung des Leibes, sie soll auch das Muster der

gegenwärtigen Auferstehung des Geistes sein, welche letztere eine unerläßliche Vorbedingung der erstern ist. Wie nämlich Christus zur Tilgung unserer Sünden gestorben ist und nach seinem Tode in verklärtem Leibe das finstere Grab verlassen hat, um nicht mehr zu sterben, so soll auch unser Geist der Sünde absterben und, durch die heilige Liebe gleichsam verklärt, aus dem Grabe der Sünde hervorgehen, um fortan ein neues, himmlisches Leben zu führen. Nur insofern, als wir jetzt Christo gleichförmig werden, indem wir der Sünde absterben und, dem Geiste nach erneuert, gottselig wandeln, werden wir auch dereinst bei der künftigen Auferstehung an seiner Glorie und Herrlichkeit teil nehmen und ewig mit ihm leben. Deshalb schreibt der Apostel an derselben Stelle (V. 8.): „Wenn wir mit Christo gestorben sind, so glauben wir, daß wir auch zugleich mit Christo leben werden"; und an einer andern (2. Tim. 2, 11.): „Wenn wir mit ihm gestorben sind, werden wir auch mit ihm leben."

Dieses neue, gottselige Leben haben wir zwar schon in der heiligen Taufe begonnen und beharrlich zu führen gelobt, als wir dem Satan und der Sünde feierlich entsagten und, durch das heil. Sakrament von aller Sündenmakel gereinigt, als ein neues Geschöpf zum ewigen Leben wiedergeboren und geheiligt wurden. Daher soll auch der Christ, wie der hl. Paulus daselbst lehrt (Röm. 6.), nicht mehr der Sünde dienen, nicht mehr ihren Gelüsten folgen, sondern, der Sünde abgestorben, als lebendig geworden von den Toten, einzig für Gott leben in Jesu Christo, unserm Herrn. — Da aber, so lange wir auf Erden mitten unter feindlichen Schlingen wandeln, so lange wir mit dem Leibe des Todes vereinigt sind, niemand so heilig und gerecht ist, daß er nicht öfters fällt (Spr. 24, 16.), und daß er nicht immerfort nach höherer Heiligkeit und Gerechtigkeit streben soll, so sei es uns nicht genug, in der heil. Taufe zum neuen Leben erstanden zu sein. Hegen und pflegen wir durch tägliche Erneuerung des Eifers dieses Leben in uns, „bis wir zur vollkommenen Mannheit, zum Maße des vollen Alters Christi gelangen." (Eph. 4, 13.) Diese fortwährende Erneuerung im Geiste war der erste Rat, den der hl. Altvater Antonius seinen Jüngern erteilte; diese tägliche Auferstehung zum höhern, himmlischen Leben die letzte Mahnung, die er sterbend an dieselben richtete. „Liebe Söhne!" sprach er, „ich gehe jetzt nach dem Ausspruche der hl. Schrift den Weg meiner Väter; denn schon ladet mich Gott ein, schon verlanget mich, das Himmlische zu schauen; euch aber, meine Inniggeliebten, ermahne ich, daß ihr immer denket, ihr hättet erst heute die Bahn des gottseligen Lebens betreten, damit der Eifer und die Kraft des ersten Entschlusses Tag für

Tag zunehme." — Haben wir aber sogar das göttliche Gnadenleben, das wir in der heil. Taufe empfangen haben, wieder verloren, so dürfen wir, ohne uns der Gefahr ewiger Verdammnis auszusetzen, keinen Augenblick zögern, das Grab der Sünde zu verlassen und durch das Sakrament der Buße mit Jesu zu einem neuen Leben zu erstehen. Dazu ladet die hl. Kirche den Sünder das ganze Jahr hindurch ein, indem sie zu jeder Zeit dem Reuigen den Richterstuhl der Gnade und Barmherzigkeit eröffnet; dazu fordert sie namentlich zur österlichen Zeit mit Liebe und Strenge auf und wünscht nichts sehnlicher, als daß alle ihre Kinder im Laufe der heil. Fastenzeit durch aufrichtigen Bußfeier auf diese neue Auferstehung mit Christus sich vorbereiten.

Nutzanwendung.

Im feierlichen Augenblicke, wo der Frankenkönig Chlodwig in der Kathedrale zu Rheims dem Taufquell sich nahte, rief ihm der hl. Erzbischof Remigius zu: „Beuge, stolzer Sikamber, demutsvoll deinen Nacken und verehre nun, was du vorher zerstört, und zerstöre, was du vorher angebetet hast!" — So lautet auch die Aufforderung, die an jeden Christen ergeht, wenn er, wie ehedem durch die hl. Taufe, so jetzt durch das hl. Bußsakrament zum neuen Leben in Christo zu erstehen im Begriffe ist. Beuge deinen Nacken, so ruft der Priester an Gottes statt jedem Büßer zu: entsage deinem stolzen Eigenwillen, entsage für immer der Sünde, dieser frechen Auflehnung gegen den Allerhöchsten . . . Verehre nun, was du bis dahin zerstöret hast: halte in Ehren Gottes heilige Gebote, die du bisher leichtsinnig und boshaft übertreten, halte in Ehren die hl. Sakramente, die du verschmäht und mißbrauchst hast. . . Zerstöre, was du angebetet hast: zertrümmere den Abgott deines Herzens, jene schmähliche Leidenschaft, vertilge jenes schändliche Laster; zerreiß die Bande der bösen Gewohnheiten, womit er dich an seinen verabscheuungswürdigen Dienst fesselte; fliehe den Verkehr mit solchen, die demselben Götzen Seele und Seligkeit opfern. Ist es dir Ernst, mein Christ, mit deiner Bekehrung, so steh' auf aus dem Grabe der Sünde und strebe fortan beharrlich nach himmlischer Gesinnung und himmlischem Wandel. Das ist die wahre Auferstehung zum neuen, gottgefälligen Leben. Denn so schreibt der Apostel: „Wenn ihr mit Christo auferstanden seid, so suchet, was droben ist, wo Christus ist, der zur Rechten Gottes sitzet. Was droben ist, habet im Sinne, nicht was auf Erden." (Kol. 3, 1—2.) Wer in diesem neuen Leben, in diesem beständigen Streben nach dem Ewigen und Himmlischen,

in diesem Ausrottungskampfe wider die bösen Neigungen und Gelüste des Herzens verharrt bis zum Ende, der wird am Tage des Gerichtes, so wahr Gott lebt und in seinen Verheißungen getreu ist, von Christus auferweckt und „gleichgestaltet dem Leibe seiner Herrlichkeit" (Phil. 3, 21.), aus dem Grabe hervorgehen, um aus den Händen des Weltenrichters die Krone der Gerechtigkeit und die unverwelkliche Palme des Sieges über Welt, Tod und Hölle zu empfangen.

Sechster Glaubensartikel.

„Aufgefahren in den Himmel, sitzet er zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters."

1. Auffahrt Christi.

Was lehren uns die Worte: „Aufgefahren in den Himmel"?

„Daß Jesus Christus durch eigene Kraft mit Leib und Seele in den Himmel aufgestiegen ist."

Am vierzigsten Tage nach seiner Auferstehung* erschien Jesus Christus zum letzten Male seinen Jüngern, führte sie hinaus nach Bethanien und von dort auf den Ölberg, wo er, mit blutigem Schweiß überronnen, sein bitteres Leiden begonnen hatte.[112] Da hob er seine Hände auf und segnete sie. Und während er sie segnete, geschah es, daß er vor ihren Augen aufgehoben wurde, und eine Wolke entzog ihn ihren Blicken. So erzählt der hl. Lukas am Schlusse seines Evangeliums und im Anfange seiner Apostelgeschichte.

Jesus fuhr in den Himmel: — 1) Nicht als Gott. Denn als Gott, d. h. der Gottheit nach, war er im Himmel und auf Erden und an allen Orten zugegen, konnte sich also nicht von einem Orte an einen andern begeben: als Gott hatte er den Himmel nie verlassen, konnte mithin auch nicht in denselben zurückkehren. Jesus fuhr auf als Mensch, d. h. die menschliche Seele und der menschliche Leib Christi verließen diese Erde, um in den durch Leiden und Tod verdienten Wohnort einzugehen. — 2) Aus eigener Kraft. Auch der Prophet Elias fuhr gen Himmel, aber nicht durch eigene, sondern durch fremde, göttliche Kraft (4. Kön.

---

* Auf die Frage, wo Christus während der vierzig Tage vor seiner Himmelfahrt der Menschheit nach sich aufhielt, giebt es keine bessere Antwort, als man wisse es nicht.

2, 11—12.) Jesus hingegen erhob sich durch eigene Kraft, und zwar, wie der römische Katechismus lehrt, nicht nur durch die ihm innewohnende göttliche Allmacht, sondern auch durch die Kraft der verherrlichten Seele, die ihren verklärten Leib nach Belieben bewegen und folglich auch mit sich in den Himmel erheben konnte. — 3) Zugleich mit den frommen Abgeschiedenen des alten Bundes. Jesus stieg zum Himmel empor, umgeben von der frohlockenden Schar der hl. Patriarchen und Propheten und aller Gerechten, die er aus der Vorhölle befreit hatte. „Er ist aufgefahren in die Höhe,“ sagt der Apostel (Eph. 4, 8.), „hat gefangen geführt die Gefangenschaft.“ Mit diesem unvergleichlichen Gefolge feierte er den glorreichen Einzug in das himmlische Jerusalem. Jubelnd und lobsingend eilten ihm die Chöre der seligen Geister entgegen und geleiteten ihn hinauf über „die Himmel der Himmel“ (über alle Himmelsbewohner) bis zur Rechten seines göttlichen Vaters. — Deshalb wandelt Jesus Christus jetzt nicht mehr, wie früher, auf Erden. Seiner heiligsten Menschheit nach ist er nur mehr im Himmel und auf eine unbegreifliche Weise im allerheiligsten Sakramente des Altars gegenwärtig.

Wozu ist Christus in den Himmel aufgefahren?

1) „Um als Sieger über Tod und Hölle von seiner Herrlichkeit Besitz zu nehmen.“

Christus hatte durch seinen Tod den Tod besiegt, die Hölle überwunden und ihr die Beute entrissen. Wie nun ein König nach blutigem Kampfe und mühvoll errungenem Siege triumphierend in das eroberte Reich einzieht, um dasselbe als wohlverdienten Siegespreis in Besitz zu nehmen, so zog auch Jesus, der König der Könige, als Sieger über Tod und Hölle, in das himmlische Reich ein, um den ewigen, ungestörten Besitz desselben anzutreten. Indem uns der königliche Seher die feierliche Besitznahme schildert, ruft er den Chören der seligen Engel mit Begeisterung zu: „Hebet eure Thore, ihr Fürsten, daß einziehe der König der Herrlichkeit!“ Und auf die Frage der ob so großer Glorie erstaunten Himmelsfürsten: „Wer ist dieser König der Herrlichkeit?“ lautet die Antwort: „Der Herr, der starke und mächtige, der Herr, mächtig im Kampfe . . . Der Herr der Heerscharen, dieser ist der König der Herrlichkeit!“ (Ps. 23, 7—10.) — Ist es nicht billig, daß auch wir, seine Erlösten, uns freuen und jubeln über den Triumph und Siegespreis unseres göttlichen Erretters? Wohl ist es billig; darum spricht der Prophet (Ps. 46.): „Klatschet mit Händen, jauchzet Gott mit Jubelschall! Denn der Herr, der Allerhöchste,

ist ein großer König. Gott ist aufgefahren im Jubelklang: Lobsinget unserm Gott, lobsinget; lobsinget unserm Könige, lobsinget!"

2) „Um bei seinem Vater unser Mittler und Fürsprecher zu sein."

Er ist der ewige Priester, sagt der hl. Paulus in seinem Sendschreiben an die Hebräer (7, 25.), „der allezeit lebt, um für uns zu bitten." Und Christus selbst beteuerte mit Nachdruck, daß er im Himmel den Vater für uns bitten werde. (Joh. 14, 16.) Schon sein Erscheinen vor dem Angesichte Gottes ist ein höchst wirksames Gebet zu unserm Heile. Darum sagt der hl. Paulus in dem nämlichen Sendschreiben (9, 24.): „Jesus ist in den Himmel eingegangen, um jetzt vor dem Angesichte Gottes für uns zu erscheinen." Wie könnte auch der himmlische Vater seinen eingebornen Sohn, den er, und der sich für uns hingegeben hat, vor sich hintreten sehen, ohne zur Milde und Erbarmung gegen uns gestimmt zu werden? Wie könnte er die glorreichen Wundmale desselben erschauen, ohne des kostbaren Blutes zu gedenken, welches zur Sühne unserer Sünden aus denselben geflossen, und ohne dadurch besänftigt zu werden? Wie könnte er die Streiche seiner Gerechtigkeit mit unerbittlicher Strenge auf uns entladen, wenn er denjenigen vor sich erblickt, der alle unsere Missethaten an seinem Leibe auf dem Kreuzholze getragen, der unsern Schuldschein an dasselbe geheftet und durch seinen Tod zerrissen hat? Welcher Trost ist es nicht für uns, im Himmel einen solchen Mittler und Fürsprecher zu haben! Und wären auch unsere Sünden rot wie Scharlach, und überstiege ihre Zahl die Zahl der Haare unseres Hauptes, ja der Sandkörner am Gestade des Meeres; sollten wir darum verzagen, sollten wir aufhören, Verzeihung zu hoffen? Wer wird uns richten, wer verdammen, wenn wir reumütig und zerknirscht um Nachlassung derselben flehen? Etwa Jesus Christus? „Jesus Christus, der gestorben ist, ja der auch auferstanden ist, der zur Rechten Gottes sitzet, der auch fürbittet für uns"? (Röm. 8, 34.) Würde da Jesus nicht mit sich selbst in Widerspruch geraten? Nein, der wahrhaft bußfertige Sünder hat nichts zu fürchten, weil sein Ankläger und Richter zugleich sein allvermögender Fürsprecher ist. Nehmen wir demnach die Worte des Lieblingsjüngers Johannes wohl zu Herzen, folgen wir seinem Rate: „Meine Kindlein, dies schreibe ich euch, damit ihr nicht sündiget. Wenn aber jemand gesündiget hat, so haben wir einen Fürsprecher bei dem Vater, Jesum Christum, den Gerechten; und dieser ist die Versöhnung für unsere Sünden." (1. Joh. 2, 1—2.)

3) „Um seinen Jüngern den hl. Geist zu senden."

„Ich sage euch die Wahrheit," sprach Jesus zu seinen wegen des bevorstehenden Abschiedes betrübten Jüngern, „es ist euch gut,

daß ich hingehe; denn wenn ich nicht hingehe, so wird der Tröster nicht zu euch kommen; gehe ich aber hin, so werde ich ihn zu euch senden.“ (Joh. 16, 7.) Jesus mußte demnach in den Himmel auffsteigen, er mußte von seinem überirdischen Reiche Besitz nehmen, damit der heilige Geist in das auf Erden bestehende Reich (die Kirche) herabstiege und die Fülle himmlischer Gnadengaben über dasselbe ausgösse. So erheischte es der noch immer auf das Irdische gerichtete Sinn der Jünger; so war es auch von Ewigkeit vorherbestimmt. Mit Recht nennt daher der hl. Leo (Rede 2. üb. Pfingsten) die Auffahrt Christi „den Grund der Sendung des hl. Geistes,“ da die letztere an die erstere, als an eine notwendige Bedingung, geknüpft war. — a) So lange Jesus noch sichtbar unter seinen Jüngern wandelte, konnten sich dieselben von dem aus jüdischer Überlieferung geschöpften Wahne nicht lossagen, ihr Meister, der sich durch seine Auferstehung als den wahren Messias erwiesen hatte, werde nun sofort ein glanzvolles, irdisches Reich stiften. So wenig hatten sie die Reden des Auferstandenen über das zu gründende Gottesreich verstanden, daß sie selbst wenige Augenblicke vor seiner Himmelfahrt mit wahrhaft erstaunlicher Einfalt die Frage an ihn stellten: „Herr, wirst du wohl in dieser Zeit das Reich Israel wieder herstellen?“ (Apsch. 1, 6.) Christus mußte sich daher ihren Augen entziehen, damit ihnen jede Spur von irdischer Hoffnung benommen, ihr Sinn und Geist nach oben gerichtet, und ihr Herz mit sehnsüchtigem Verlangen nach jenen Gütern erfüllt würde, die ihr göttlicher Meister vom Himmel aus ihnen zu verleihen versprochen hatte. — b) Auch lag es in den Absichten Gottes, daß der hl. Geist erst gesandt würde, nachdem der göttliche Sohn die vom ewigen Vater anvertraute Sendung vollbracht, das Erlösungswerk durch die Eröffnung des Himmelreiches vollendet hätte. Der Vater hatte nämlich die Menschen geschaffen und zur innigsten Vereinigung mit sich bestimmt. Der Sohn hatte die Aufgabe, das durch die Sünde von Gott losgetrennte Menschengeschlecht zu erlösen, d. h. die Hindernisse der Wiedervereinigung zu beseitigen. Der hl. Geist seinerseits sollte vom Vater und vom Sohne gesandt werden, um fort und fort die Vereinigung der Menschen mit Gott durch Zuwendung der Erlösungsfrüchte zu vollbringen, die Menschen durch seine Gnadengaben zu heiligen. Freilich hätte der Sohn auch auf Erden weilend den hl. Geist senden **können**. Es sollte aber auch den Menschen einleuchten, daß der hl. Geist nicht nur vom Vater, sondern auch vom Sohne gesendet sei, damit dieselben nie vergäßen, daß sie die Herabkunft des Tröstergeistes den Verdiensten Jesu Christi zu verdanken hätten. Dieses wäre aber nicht so auffallend zu Tage getreten, wenn Jesus

den hl. Geist gesandt hätte, so lange er selbst noch auf Erden weilte. Denn nach unserer Denk- und Redeweise setzt die Sendung voraus, daß der Sendende nicht unter uns sei, sondern aus der Ferne den Gesandten zu uns schicke.*

4) „Um auch uns den Himmel zu öffnen und eine Wohnung zu bereiten."

Diese Versicherung gab Jesus selbst beim letzten Abendmahle seinen Jüngern mit den Worten: „Im Hause meines Vaters sind viele Wohnungen ... ich gehe hin, für euch einen Ort zu bereiten. Und wenn ich werde hingegangen sein, und einen Ort für euch bereitet haben: so will ich wieder kommen (am Tage des Weltgerichtes) und euch (als Verklärte) zu mir nehmen, damit auch ihr seid, wo ich bin." (Joh. 14, 2. 3.) Darum flehte er auch nach beendigtem Mahle in feierlichem Gebete zum Vater: „Vater, ich will, daß wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast." (Joh. 17, 24.) Zwar ist das Reich, welches die Auserwählten besitzen sollen, von Anbeginn bereitet (Matth. 25); nichtsdestoweniger sagte Jesus, daß er hingehe, für die Seinigen einen Ort zu bereiten, weil er hinging, um uns die Pforte des Himmelreiches zu eröffnen, die seit dem Sündenfalle unseres Stammvaters verschlossen war, und weil er uns von der Höhe des Himmels den heiligen Geist mit all den Gnadengaben zusenden wollte, vermöge welcher wir zum verheißenen Besitze des Reiches vorbereitet und befähigt werden. Jesus bereitete uns demnach Wohnungen im Himmel, sagt der hl. Augustin (in seiner Abhandlung über die Stelle des hl. Joh.), dadurch, daß er uns die Gnade verschaffte, in den Himmel einzugehen und denselben zu besitzen.

2. Christus zur Rechten des Vaters.

Was bedeuten die Worte: „Sitzet er zur Rechten Gottes"?

„Sie bedeuten, daß Christus, auch als Mensch, über alles Erschaffene erhöht ist und teil nimmt an der Macht und Herrlichkeit der göttlichen Majestät."

Gott ist ein Geist, der keinen Körper, mithin auch keine Rechte und keine Linke hat, wie wir Menschen. Wenn es daher im apostolischen Glaubensbekenntnisse, wie auch an mehreren Stellen der hl. Schrift, namentlich bei Markus 16, 9. heißt, Christus „sitze zur Rechten", so ist dieses keine eigentliche, sondern eine sinnbildliche, von unsern Sitten hergeleitete Ausdrucksweise, um anzuzeigen, Christus habe als Mensch den Vorrang vor allen Geschöpfen, die

* Vgl. Maldonat über die Stelle: Joh. 16, 7.

höchste Gewalt und Herrlichkeit von Gott dem Vater empfangen. Denn nach herkömmlicher Sitte pflegen Hochgestellte jene, die sie besonders ehren, denen sie Teil an ihrer Herrschaft geben wollen, zur Rechten zu setzen. So that schon der weise Salomon, als seine Mutter Bethsabee vor seinem Angesichte erschien: er ließ für dieselbe einen Thron aufstellen, „und sie saß zu seiner Rechten." (3. Kön. 2, 19.) Desgleichen bedeutet auch das Sitzen hier nicht die Lage oder Haltung des Körpers, sondern den festen, unangefochtenen, ewig dauernden Besitz jener vom Vater erhaltenen königlichen Gewalt und Herrlichkeit. — Und diese Macht und Herrlichkeit hat Christus als Mensch zur Belohnung für seine Erniedrigung bis zum schmählichsten Kreuzestod empfangen; denn als Gott besaß er von Ewigkeit die höchste, unumschränkte Macht und Herrlichkeit, wie der Vater, konnte somit hierin keinen Zuwachs erhalten. Offenbar auf Christus, als Menschen, beziehen sich die Worte des hl. Paulus an die Ephesier (1, 20—23): „Er (Gott der Vater) hat ihn von den Toten auferweckt und zu seiner Rechten im Himmel gesetzt über jede Oberherrschaft und Gewalt und Macht und Herrschaft und jede Würde, die genannt wird, nicht nur in dieser Welt, sondern auch in der zukünftigen. Alles hat er unter seine Füße gelegt und ihn zum Haupte über die ganze Kirche gesetzt, welche sein Leib ist." Auch als Mensch ist demnach Jesus Christus das Haupt der Kirche, der Herr des Himmels und der Erde; auch als Mensch besitzt er eine Gewalt und Herrlichkeit, die keinem erschaffenen Wesen zukommt. Daher sagt der hl. Paulus an einer andern Stelle: „Zu welchem Engel hat Gott je gesagt: Setze dich zu meiner Rechten?" (Hebr. 1, 13.) — An dieser Glorie unseres Hauptes Jesu Christi nehmen auch wir Anteil, wofern wir lebendige Glieder seines Leibes, der Kirche, sind. Wenn das Haupt die königliche Krone trägt, werden nicht dadurch selbst seine Glieder geadelt und gekrönt? O, daß wir uns doch niemals einer so hohen Ehre unwürdig machten! O, daß wir stets das übergroße Glück zu schätzen wüßten, echte Kinder der hl. katholischen Kirche, lebendige Glieder desjenigen zu sein, der da im Glanze himmlischer Verklärung thronet zur Rechten seines und unseres göttlichen Vaters!

Nutzanwendung.

Ein Edelmann, der sich auf der Jagd verirrt hatte, sah sich auf einmal inmitten einer tiefen, schauerlichen Wildnis. Während er mit Besorgnis spähte und lauschte, ob irgend einer seiner Jagdgenossen in der Nähe sei, scholl aus dem Dickicht des Waldes

ein wunderlieblicher Gesang. Voll Bewunderung hierüber lenkte er seine Schritte nach der Gegend hin, von wo die Stimme zu kommen schien. Wie erstaunte er aber, als er bald darauf des Sängers ansichtig wurde! Es war ein armer Aussätziger, dessen Fleisch, von der gräßlichen Krankheit zerfressen, in Stücken herabfiel. „Wie ist es möglich, daß du in diesem entsetzlichen Zustand so freudig singen kannst?" rief der Edelmann dem bemitleidenswerten Wildnisbewohner zu. „Habe ich nicht Grund genug, mich zu freuen und zu singen?" entgegnete jener. „Sieh da! die einzige Scheidewand, die mich von Gott trennt, mein armseliger Leib, zerfällt allmählich: bald wird sich mein Geist frei und frohlockend zum Wohnsitze der Seligen, zu Gott emporschwingen. Das ist meine Freude, das der Grund meines Jubelgesanges." — So und nicht anders sollten auch wir gesinnt sein. Denn „wir wissen", sagt der Apostel, „daß, wenn dieses unser irdisches Wohnhaus aufgelöst wird, wir ein Gebäude von Gott empfangen, ein Haus nicht von Händen gebaut, ein ewiges im Himmel." (2. Kor. 5, 1.) Voll sehnsüchtigen Verlangens sollen wir nach jener ewigen Wohnung des Himmels seufzen und uns freuen, wenn die Stunde herannahet, wo es uns vergönnt ist, aufgelöst zu werden und mit Christus zu sein. Wir sind „Pilger und Fremdlinge auf Erden" (Hebr. 11, 13.); unsere Heimat, der Ort unserer seligen Ruhe ist der Himmel, in den Christus aufgefahren ist; dort oben ist unser Schatz, dort oben soll auch unser Herz sein; dort bei Jesus, unserm Erlöser und Beseliger. Nach dem himmlischen Vaterlande sollen alle unsere Anstrengungen zielen; kein Opfer soll uns schwer fallen, um zu den Freuden des Himmels zu gelangen: denn kein Auge hat es gesehen, kein Ohr hat es gehört, in keines Menschen Herz ist es gestiegen, was Christus denjenigen bereitet hat, die auf dem Wege wandeln, auf dem er in die Herrlichkeit seines Vaters eingegangen ist.

Täuschen wir uns aber nicht, liebe Christen, nur der eine Weg, den Christus gewandelt, führt zum Himmel, zur ewigen Seligkeit: es ist der Weg des Kampfes, der Selbstüberwindung, des Leidens. Allerdings sträubt sich unsere verdorbene Natur dagegen, Welt und Hölle empfehlen uns den Rosenpfad sündiger Lust; allein das Ende desselben ist Betrübnis, Tod und Verderben; das Ende des Kreuzweges hingegen ist Himmelsfreude und ewiges Leben. Hätte es einen kürzern und leichtern Weg dahin gegeben, so hätte Jesus, die ewige Weisheit, ihn gewußt, Jesus, die unendliche Liebe, hätte ihn uns gezeigt, zumal da er nichts sehnlicher wünscht, als daß wir alle dahin gelangen, wo er ist — in den Himmel. Es giebt aber keinen andern. „Wenn wir mit Jesus

leiden, so werden wir mit ihm verherrlicht werden." (Röm. 8, 17.) Dieses ist die unerläßliche Bedingung des Eintrittes in das Himmelreich. „Werdet demnach nicht müde und lasset den Mut nicht sinken, sondern blicket auf zu Jesus, der das Kreuz erduldete und nun zur Rechten des Thrones Gottes sitzet." (Hebr. 11, 13. und 12, 2—3.) [113]

Siebenter Glaubensartikel.

„Von dannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten."

1. Das allgemeine Gericht.

Was lehrt uns der siebente Artikel des Glaubensbekenntnisses?

„Daß Jesus Christus am Ende der Welt mit großer Macht und Herrlichkeit kommen wird, um alle Menschen, die guten und die bösen, zu richten."

Es ist dieser Artikel der letzte, welcher auf die Person des Sohnes Gottes, auf die zweite Person der allerheiligsten Dreieinigkeit, Bezug hat. Derselbe stellt uns die zweite Ankunft Jesu Christi in diese Welt vor Augen, wie uns der dritte Artikel über die erste Ankunft desselben belehrt hat.

Diese zweite Ankunft wird stattfinden am Ende der Welt, am jüngsten, d. h. am letzten Tage, der auch genannt wird „der große oder schreckbare Tag" (Malach. 4, 5.), „ein Tag des Zornes, ein Tag der Drangsal und Angst, ein Tag des Jammers und des Elendes" (Soph. 1, 15.). „Da werden," sagt der Apostelfürst (2. Petr. 3.), „die Himmel mit gewaltigem Krachen vergehen, die Elemente (die Grundstoffe der Welt) vor Hitze zerschmelzen, und die Erde samt den Werken (Natur- und Kunsterzeugnissen) auf ihr verbrennen."* Diese Welt, der Schauplatz so vieler Greuel und himmelschreiender Frevelthaten, wird also dereinst mit all ihrer Pracht und Herrlichkeit durch einen allgemeinen, erschrecklichen Brand zerstört werden. „Der Himmel und die Erde, die jetzt sind," schreibt Petrus ebendaselbst, „werden aufbewahrt und vorbehalten fürs Feuer am Tage des Gerichtes und der Verdammung der gottlosen Menschen." Dies ist das endliche Los alles Irdischen! [114] — Alsdann wird Jesus sichtbar vom Himmel her-

---

* Damit wird jedoch nicht gesagt, daß die Erde oder die Grundstoffe der Welt vernichtet werden.

absteigen, wie er sichtbar in den Himmel aufgefahren ist. Er wird erscheinen in seiner heiligen Menschheit, in welcher er mißkannt, verhöhnt, mißhandelt, gekreuzigt worden; er wird kommen, um nicht nur als Gott, sondern auch als Mensch über die Welt Gericht zu halten. Denn „der Vater hat ihm (seinem Sohne) die Macht gegeben, auch Gericht zu halten, weil er der Menschensohn ist." So bezeugt er selbst bei Johannes 5, 27. (Vgl. S. 399. b.) Wie ganz verschieden wird aber diese zweite Ankunft Christi von der ersten sein! Bei der ersten Ankunft erschien er auf Erden als ein schwaches Kind in äußerster Dürftigkeit, preisgegeben der Willkür eines blutdürstigen Tyrannen; bei der zweiten hingegen wird er kommen als König des Weltalls mit großer Macht und Herrlichkeit, umgeben von seinem himmlischen Hofstaate. (Matth. 24, 30. u. 25, 31.) Bei der ersten Ankunft kam er, um die Menschen zu suchen und selig zu machen; bei der zweiten wird er kommen, um dieselben zu richten, um jedem zu vergelten, je nachdem er die Gnade der Erlösung benutzt oder mißbraucht hat.

„Er wird kommen, zu richten die Lebendigen und die Toten."

Unter dem Ausdrucke „die Lebendigen und die Toten" werden gewöhnlich die geistiger Weise Lebenden, d. h. diejenigen, welche im Zustande der Gnade sind, die Guten oder Gerechten, und die geistiger Weise Toten, d. h. die im Zustande der Todsünde sich befinden, die Bösen oder Sünder verstanden. Man kann jedoch unter „den Lebendigen" auch diejenigen verstehen, welche den Worten des Apostels gemäß (1. Thessal. 4, 16.) am Tage des Gerichtes „noch leben (dem Leibe nach) und übrig geblieben sind," und unter „den Toten" jene, welche vor der zweiten Ankunft Christi aus diesem Leben geschieden sind. Es darf jedoch nicht angenommen werden, daß diejenigen, welche der Weltrichter noch am Leben findet, in den Himmel oder in die Hölle eingehen werden, ohne den Tod zu kosten. Denn auch diese werden dem Tode ihren Tribut bezahlen; sie werden alle ohne Ausnahme sterben, aber auch sogleich wieder auferstehen, die Gerechten zum ewigen Leben, die Sünder zur ewigen Verdammnis. — Wollte man nach einer dritten Erklärungsweise unter dem Ausdrucke „die Lebendigen" jene verstehen, welche im Augenblicke, wo man das Glaubensbekenntnis betet, noch im sterblichen Fleische wandeln, unter „den Toten" aber jene, welche bis zu eben diesem Augenblicke gestorben sind, so wäre auch dagegen nichts einzuwenden. Die Hauptsache ist, daß man glaube und bekenne, alle Menschen samt und sonders werden am jüngsten Tage gerichtet, um angesichts der ganzen Welt je nach Verdienst belohnt oder bestraft zu werden.

Daß am Ende der Zeiten ein allgemeines, d. h. über alle Menschen der ganzen Welt sich erstreckendes Gericht statthaben wird, welches wir eben darum auch „das letzte“ oder „das Weltgericht“ nennen, ist eine jener Grundwahrheiten, die Gott zur Aufrechthaltung der Weltordnung den Geschlechtern der Menschen zu allen Zeiten kund that. Schon die Patriarchen, welche vor der Sündflut lebten, erkannten und verkündeten diese Wahrheit den Gottlosen zur heilsamen Warnung. „Siehe,“ so sprach, nach dem Zeugnisse des Apostels Judas, Henoch, der siebente nach Adam, „siehe, der Herr kommt mit seinen Tausenden von Heiligen, Gericht zu halten über alle und zur Strafe zu ziehen alle Gottlosen wegen aller ihrer Werke.“ (Jud. 14, 15.) In gleicher Weise sprach Gott vom Weltgerichte durch den Mund seiner Propheten. „Siehe,“ ruft Isaias (13, 9. 10.) aus, „der Tag des Herrn kommt, ein grausamer Tag, des Zornes und Grimmes voll, um zu verwandeln das Land in eine Wüste und seine Sünder daraus zu vertilgen. Denn die Sterne des Himmels und ihr Glanz lassen ihr Licht nicht leuchten, die Sonne geht finster auf, und der Mond läßt sein Licht nicht glänzen.“ Und Daniel (7, 9. 10.) sah in einem Gesichte „den Altbetagten“ (Ewigen) sich zu Gerichte setzen und das Buch (der göttlichen Allwissenheit) aufschlagen. Am bestimmtesten jedoch spricht sich Jesus selbst über das künftige Weltgericht aus: „Der Menschensohn,“ sagt er (Matth. 16, 27.), „wird in der Herrlichkeit seines Vaters mit seinen Engeln kommen, und dann einem jeglichen vergelten nach seinen Werken.“ Diesen schon an sich klaren Ausspruch veranschaulicht er noch durch das treffende Gleichnis vom Unkraut, welches der Feind unter den Weizen gesäet hatte. (Matth. 13.) Als nämlich die Saat hervorsproßte, zeigte sich auch das Unkraut. Da traten die Knechte zum Hausherrn und gedachten, das Unkraut auszujäten. Dieser aber sagte zu ihnen: Noch ist es nicht Zeit, weil man sonst mit dem Unkraut auch den guten Weizen ausreißen möchte. Lasset beides zusammen wachsen bis zur Ernte, dann will ich zu den Schnittern sagen: „Sammelt zuerst das Unkraut und bindet es in Büschel zum Verbrennen, den Weizen aber sammelt in meine Scheuer.“ Dieses Gleichnis wendet Jesus selbst auf das letzte Gericht an, indem er spricht: „Der den guten Samen aussäet, ist des Menschen Sohn. Der Acker ist die Welt, der gute Same aber sind die Kinder des Reiches; und das Unkraut, das sind die Kinder des Bösen. Der Feind aber, der es säet, ist der Teufel. Die Ernte, das ist das Ende der Welt, und die Schnitter sind die Engel. Gleichwie man nun das Unkraut sammelt und verbrennt, so wird es auch am Ende der Welt ergehen. Der

Sohn des Menschen wird seine Engel aussenden, und sie werden alle, die Böses gethan, aus seinem Reiche sondern und in das Feuer werfen." Nach der Auffahrt des Herrn verkündeten Engel des Himmels den betrübten Jüngern die Wiederkunft des Heilandes mit den Worten: „Ihr Männer von Galiläa, was stehet ihr da und schauet gen Himmel? Dieser Jesus, der von euch weg in den Himmel aufgenommen worden, wird ebenso wieder kommen (zum Gerichte), wie ihr ihn sahet hingehen in den Himmel." (Apgsch. 1, 11.) — Die Apostel ihrerseits predigten nach dem Beispiele und der Weisung ihres göttlichen Lehrmeisters eben diese Lehre vom Weltgerichte mit großem Nachdrucke. „Er (Jesus von Nazareth) hat uns geboten," sprach Petrus (Apgsch. 10, 42.), „dem Volke zu predigen und zu bezeugen, daß er es sei, der von Gott verordnet worden zum Richter der Lebendigen und der Toten," und Paulus lehrte im Areopag von Athen feierlich, Gott habe einen Tag bestimmt, an welchem er den Erdkreis richten werde nach Gerechtigkeit durch einen Mann (Jesus Christus), den er von den Toten auferweckte. (Apgsch. 17, 31.)

Wann wird der Tag des Weltgerichtes kommen?

„Jenen Tag und die Stunde weiß niemand, auch die Engel des Himmels nicht."

So antwortete Jesus selbst bei Matth. (24, 36.), und als seine Jünger ihn um die Zeit befragten, wo er als Herrscher auftreten würde, sprach er: „Es steht euch nicht zu, Zeit oder Stunde zu wissen, welche der Vater in seiner Macht festgesetzt hat." (Apgsch. 1, 7.) Durch diesen Bescheid hat der göttliche Heiland, nach der Bemerkung des hl. Augustin (Stadt Gottes, Bch. 18. Kap. 53.), jede vorwitzige Berechnung und Zeitangabe des Weltendes von vornherein untersagt und abgeschnitten.* Weil aber vor dem Ende der Welt große Gefahr des Abfalles von Gott bevorsteht, indem viele Betrüger aufstehen und falsche Zeichen und Wunder thun werden, so „daß auch die Auserwählten (wenn es möglich wäre) in Irrtum geführt würden" (Matth. 24, 24), darum haben Christus und die Apostel mehrere Dinge, welche vor dem Ende der Zeiten über den Erdkreis kommen werden, vorhergesagt, damit die Gläubigen wachen und sich nicht zum Abfalle verleiten lassen.

* Auf diesen Bescheid beruft sich auch das allgemeine Konzil vom Lateran V. Sitz. 11, indem es den Predigern verbietet, die Zeit der zukünftigen Trübsal oder der Ankunft des Antichrists und den Tag des Weltgerichtes zu bestimmen.

Solche Ereignisse und Zeichen sind, wie die hl. Schrift bezeugt: 1) Die vorhergehende Verkündigung des Evangeliums auf dem ganzen Erdkreise. „Es wird," sagt Christus (bei Matth. 24, 14.), „dieses Evangelium vom Reiche in der ganzen Welt allen Völkern zum Zeugnisse gepredigt werden, und alsdann wird das Ende kommen."* — 2) Krieg, Pest, Hunger, Erdbeben, große Trübsal. „Es wird Volk wider Volk und Reich wider Reich aufstehen, und es werden hier und dort Pest, Hunger, Erdbeben sein. Dies alles ist aber nur ein Anfang der Nöten. Alsdann werden sie euch der Trübsal überliefern und euch töten, und alle Völker werden euch hassen um meines Namens willen." (Matth. 24, 7—9.) Hierbei ist jedoch zu bemerken, daß nicht jede dieser Bedrängnisse für sich allein oder auch in Verbindung mit einer oder auch mehrern andern als ein untrügliches Zeichen des nahen Weltendes angesehen werden darf: als solche erscheint jedwede nur dann, wenn sie in Verbindung mit den übrigen außerordentlichen Vorzeichen eintrifft; zumal da auch zu andern Zeiten einzelne Drangsale dieser Art oder auch mehrere zugleich statthatten. — 3) Das Reich des Antichrists und großer Abfall. Dieses Zeichen giebt der hl. Paulus an mit den Worten: „Lasset euch von niemand irre führen auf keine Weise; denn zuvor muß der Abfall kommen, und offenbar werden der Mensch der Sünde, der Sohn des Verderbens, der sich widersetzt, und der sich erhebt über alles, was Gott heißt oder göttlich verehrt wird, so daß er sich in den Tempel Gottes setzt und sich für Gott ausgiebt. Dessen Ankunft geschieht gemäß der Wirkung des Satans mit allerlei Kraft, Zeichen und falschen Wundern, und mit allerlei Verführung zur Bosheit für die, welche verloren gehen, darum, weil sie die Wahrheit nicht angenommen haben, um selig zu werden. Deshalb (das heißt zur Strafe ihres Unglaubens) wird Gott den Irrtum auf sie wirksam sein lassen, so daß sie der Lüge (den lügnerischen Behauptungen und den Verheißungen des Antichrists) Glauben beimessen." (2. Theff. 2, 3. ff.) — Vornehmlich zur Zeit des Antichrists wird also der große Abfall von Christus und seiner Kirche stattfinden. Infolge der Blendwerke, der Verführungen dieses Widersachers Christi und des Krieges, den er führen wird wider die Heiligen (Dan. 7, 20.), „wird die Ungerechtigkeit überhand nehmen und die Liebe bei vielen erkalten"

* Daraus läßt sich aber nicht ohne weiteres der Schluß ziehen, es werde zu irgend einer dem Weltgerichte vorhergehenden Zeit die ganze Welt an Christus glauben, und die Gesamtheit der Menschen die katholische Religion annehmen. Denn wenngleich einerseits nicht mit Bestimmtheit geleugnet werden kann, daß dieses wirklich geschehen werde, da wir auch hierüber nichts wissen, so kann es andererseits auch nicht behauptet werden, weil es uns nicht geoffenbart worden ist. Die vorliegende Weissagung Christi wird nämlich hinlänglich bewährt, wenn sein Evangelium allmählich und nacheinander auf dem ganzen Erdkreis gepredigt wird. Und selbst jene Worte bei Johannes (10, 16.): „Es wird ein Schafstall und ein Hirt sein," bedeuten nicht, es werden dereinst alle Menschen allzugleich der Kirche angehören und so allesamt nur eine Herde unter dem einen Hirten Jesus Christus und seinem Stellvertreter ausmachen. Denn Christus redet an dieser Stelle nicht hiervon; er sagt nur die Bekehrung der Heidenvölker vorher, und wie infolge derselben aus Juden und Heiden ein Schafstall, eine allgemeine Kirche entstehen werde, die, so viel an ihr liegt, alle umfasset. (So Suarez in 3. S. Thom. q. 59. disp. 56. s. 1.)

(Matth. 24, 12.); so zwar, daß Jesus selbst (Luk. 18, 8.) mit Beziehung auf jenen Tag die Frage stellt: „Wenn der Menschensohn kommt, wird er wohl Glauben finden auf Erden?“ Nicht lange jedoch wird der Antichrist herrschen, die Tage seines Reiches werden um der Auserwählten willen abgekürzt werden. (Matth. 24, 22.) Der Bösewicht wird entlarvt werden, und „der Herr Jesus wird ihn töten mit dem Hauche seines Mundes, und zu nichte machen durch den Glanz seiner Ankunft“ (2. Thess. 2, 8.*) — 4) Die Ankunft Elias' und Henochs. In den Tagen des Antichrists werden auch Elias und Henoch auftreten und für Jesus und seine Lehre Zeugnis ablegen. „Siehe,“ spricht der Herr bei Malachias (4, 5. 6.), „ich werde euch den Propheten Elias senden, ehe denn der Tag des Herrn kommt, der große, der furchtbare. Der wird der Väter Herz zu den Söhnen wenden und der Söhne Herz zu ihren Vätern“; und Jesus selbst bestätigt (bei Matth. 17, 11.) diesen Ausspruch mit den Worten: „Elias wird kommen und alles wieder herstellen.“ Desgleichen ist auch die Wiederkunft des Henoch vorherverkündet durch den Spruch des weisen Sirach (44, 16.): „Henoch hat Gott gefallen und wurde ins Paradies versetzt, damit er (am Ende der Welt) die Völker (welche dem Antichrist anhangen) zur Buße ermahne.“ ** — 5) Die Bekehrung der Juden, welche, wie oben (S. 413 u. ff.) dargethan worden, von den Propheten vorhergesagt wurde, und die vorzugsweise durch die Predigt des Elias wird bewerkstelligt werden. — 6) Zeichen am Himmel. Von diesen spricht Jesus (Matth. 24, 29.): „Sogleich nach der Trübsal jener Tage (welche der Antichrist und seine Anhänger herbeigeführt hatten) wird die Sonne verfinstert werden, und der Mond wird seinen Schein nicht mehr geben, und die Sterne werden vom Himmel fallen, und die Kräfte des Himmels erschüttert werden“, ... und (Luk. 21, 26.): „Die Menschen werden verschmachten vor Furcht und Erwartung der Dinge, die über den ganzen Erdkreis kommen werden.***

Worüber werden wir gerichtet werden?

„Wir werden gerichtet werden über alle Gedanken, Worte und Werke und über die Unterlassung des Guten.“

---

* Aus diesen Worten des hl. Paulus pflegen jedoch die Schriftausleger nicht zu folgern, daß der Antichrist herrschen werde bis zum Tage des Gerichtes und erst gestürzt werde, wenn Jesus kommt, Gericht zu halten. Dieselben sind vielmehr der auf Dan. (12, 12.) begründeten Ansicht, daß nach dessen Sturz den Menschen noch eine kurze Frist zur Buße werde gelassen werden.

** Die angezogenen Stellen der hl. Schrift sind, zumal in Verbindung mit den Worten der geheimen Offenbarung (11, 3—15.), so klar und bestimmt, daß die hl. Väter kein Bedenken tragen, dieselben im buchstäblichen Sinne, nämlich von der persönlichen Wiederkunft des Henoch und Elias zu verstehen. (Sieh Suarez loc. cit. Disput. 55. S. 2.)

*** Ob diese „Zeichen am Himmel“ alle im buchstäblichen Sinne zu verstehen seien, und wie die einzelnen sich begeben werden, kann nicht mit Bestimmtheit gesagt werden. Jedenfalls wird aber das Eintreffen derselben unverkennbar sein, da Christus mit Hinweisung auf sie warnet: „Wenn dieses anfängt zu geschehen, dann schauet auf; ... denn es nahet eure Erlösung.“ (Luk. 21, 28.)

Die menschliche Richtergewalt erstreckt sich bloß auf die äußern Handlungen und Worte; die göttliche hingegen auch auf die Gedanken, Begierden und Absichten, welche im Innersten der Seele gehegt und sorgsam verborgen gehalten werden. Jede einzelne Handlung des Menschen, jedes Wort, jeder Gedanke, jedes Verlangen, jede Absicht, mit einem Worte alles, was gut oder böse ist, gehört in den Bereich des „Herzen und Nieren erforschenden" göttlichen Richters: über alles das werden wir vor seinem Richterstuhle zur Rechenschaft gezogen werden. Deshalb heißt es im Buche des Predigers (12, 14.): „Alles, was geschieht, es sei gut oder böse, wird Gott ins Gericht bringen"; und im Buche der Weisheit (1, 9.): „Die Gedanken des Gottlosen werden untersucht, und seine Reden kommen vor Gottes Gericht, daß seine Missethaten gestraft werden." Jesus selbst spricht (bei Matth. 12, 36.): „Ich sage euch, daß die Menschen über ein jedes Wort, das sie reden, am Tage des Gerichts Rechenschaft geben müssen", und der hl. Paulus schreibt: „Wir alle müssen erscheinen vor dem Richterstuhle Christi, damit ein jeder, je nachdem er in seinem Leibe (im sterblichen Leben) Gutes oder Böses gethan hat, darnach empfange." (2. Kor. 5, 10.) — Doch nicht allein über das, was wir Gutes oder Böses gethan, geredet oder gedacht haben, wird das göttliche Gericht ergehen, sondern auch über das Gute, das wir unterlassen, und über das Böse, welches zwar andere begangen, wir aber veranlaßt, oder obschon wir es verhindern konnten und sollten, dennoch nicht verhindert haben. Wir werden Rechenschaft geben müssen von den natürlichen Gaben und Talenten, die wir als träge Knechte vergraben, von der kostbaren Zeit, die wir den thörichten Jungfrauen gleich verschlafen, vertändeln, vergeuden, von den himmlischen Gnaden, die in Strömen an unsern Herzen vorüberfließen, ohne daß wir geziemenden Gebrauch davon machen. [115] Eltern werden sich verantworten müssen wegen der Sünden ihrer übel erzogenen Kinder, Herrschaften wegen der Vergehen ihrer schlecht überwachten Dienstboten, Vorgesetzte wegen der Frevel und Verirrungen ihrer verwahrlosten Untergebenen, Verführer wegen der unabsehbaren Reihe von Sünden und Missethaten derjenigen, welche sie durch unlautere oder gottlose Reden, durch freche Gebärden, durch unerlaubte Freiheiten, durch schlechte Bücher u. s. w. auf die Bahn des Lasters gebracht haben.

Wie wird das Weltgericht gehalten werden?

1) „Christus wird kommen in den Wolken des Himmels und alle Völker vor seinem Throne versammeln; die Guten wird er zu seiner Rechten, die Bösen zu seiner Linken stellen." (Matth. 24. u. 25.)

„Dann wird er 2) das Gute und das Böse, sogar die geheimsten Gedanken von einem jeden Menschen offenbaren, auch die Gnaden, die er jedem erteilt hat, und zuletzt 3) über alle das Urteil sprechen." (2. Kor. 5, 10.)

1) Ankunft des Richters. — Nachdem die oben besprochenen Vorzeichen sämtlich eingetroffen sein werden, bricht endlich der große, von Ewigkeit festgesetzte Tag des Weltgerichts an. Alsdann wird Gott „seine Engel senden," nicht mehr wie zuvor als Boten des Friedens, sondern als Diener seiner strengen, unerbittlichen Gerechtigkeit. Sie gehen aus vom Throne Gottes, um die Toten mit Posaunenschall und gewaltiger Stimme aus dem Todesschlafe zu erwecken. Allüberall wird der Tod seine Beute zurückgeben, die Gräber werden sich öffnen, und aus allen Weltgegenden werden die Auferweckten zusammenströmen: Kinder und Greise, Vornehme und Niedere, Könige und Bettler, Gute und Böse. Alle werden auf das Gebot und den Ruf der Engel zum Gerichte sich versammeln. — Hierauf „wird das Zeichen des Menschensohnes am Himmel erscheinen" (Matth. 24, 30.): es ist das hl. Kreuz, welches lichtvoll strahlend in den Wolken schwebt, den Gerechten zum Trost, den Sündern zum Schrecken.* Nun werden alle Geschlechter des Erdkreises den Menschensohn kommen sehen mit großer Macht und Herrlichkeit und alle Engel mit ihm. Mit welchem Jubel werden die Auserwählten den vom Himmel herabsteigenden Richter begrüßen! „Siehe", werden sie ausrufen, „siehe, das ist unser Gott! Wir harreten auf ihn, und er hilft uns. Das ist unser Herr! Wir warteten auf ihn, und wir frohlocken und freuen uns in seinem Heile." (Is. 25, 9.) Wie groß wird hingegen das Entsetzen der Gottlosen sein, wenn sie Jesus kommen sehen, den sie verhöhnt, „den sie durchstochen haben!" (Offenb. 1, 7.) Sie werden ihre Blicke nicht zu erheben wagen, „Krampf und Wehe ergreifen sie, mit Entsetzen starret einer den andern an, glühend (vor Scham) sind ihre Gesichter." (Is. 13, 8.) „In die Ritzen der Felsen, in die tiefsten Erdhöhlen möchten sie sich verkriechen vor der Furcht des Richters und vor seiner herrlichen Majestät." (Is. 2, 19.) (Vergl. Luk. 23, 30.) [116]

Sodann wird der Weltrichter auf seinen Thron der Herrlichkeit sich setzen und die vor ihm versammelten Völker „von einander

* Unter dem „Zeichen des Menschensohnes," welches am Himmel erscheinen wird, verstehen die hl. Väter einstimmig das Zeichen des Kreuzes, und selbst die Kirche singt: „Dieses Zeichen wird am Himmel prangen, wenn der Herr zum Gerichte kommen wird." Ob aber das wirkliche Kreuzholz, an dem der Gottmensch verblutete, oder nur die Kreuzesgestalt in feurigem Lichte in den Lüften schweben wird, darüber sind die Ansichten geteilt. Suarez hält die letztere für wahrscheinlicher.

scheiden, wie ein Hirt die Schafe von den Böcken scheidet.“ (Matth. 25, 31. 32.) Die hl. Engel werden auf sein Geheiß diese verhängnisvolle Scheidung vollziehen. Ohne die mindeste Rücksicht auf Adel und Würde, ohne Rücksicht auf natürliche Vorzüge und auf den falschen Schimmer ehemaliger Macht und Größe, wird einem jeden je nach Verdienst ein Standort angewiesen. In einem Augenblicke wird das ganze Menschengeschlecht, die Frommen zur Rechten, die Gottlosen zur Linken des Richterstuhles Jesu Christi aufgestellt, des Endgerichts harren. Wer möchte bei Erwägung dessen nicht mit der hl. Kirche ausrufen und flehen:

„Zu den Schafen laß mich kommen,
Dir zur Rechten mit den Frommen!“

Mein Christ! Willst du am Tage des Gerichtes von den Böcken abgesondert, den Schafen beigesellt werden, so folge schon jetzt als ein treues, lenksames Schäflein dem Rufe des guten Hirten, sei demütig, sanftmütig, geduldig, makellos; werde mit jedem Tage ähnlicher dem Lamme Gottes, welches auf unsern Altären sich täglich Gott zum Opfer bringt, und du wirst unfehlbar zur Rechten des ewigen Richters, „des Hirten der Völker,“ stehen.

2) Offenbarung der Gewissen. — Nach den eben besprochenen Vorbereitungen beginnt das Gericht mit der Kundmachung der Geheimnisse des Herzens. Hiervon spricht der heil. Johannes im Buche der geheimen Offenbarung (20, 12. 13.): „Ich sah die Toten groß und klein, stehend vor dem Throne. Und die Bücher wurden aufgethan, (d. h. die Gewissen wurden erschlossen, so daß jeder in denselben vermöge einer besondern Erleuchtung alles Gute und Böse, gleichsam wie in einem aufgeschlagenen Buche lesen kann)*, und wieder ein Buch ward aufgethan, das Buch des Lebens (das Buch der göttlichen Allwissenheit), und die Toten wurden gerichtet aus dem, was geschrieben war in den Büchern, nach ihren Werken.“ Auch an einer andern Stelle der hl. Schrift heißt es: „Wann der Herr kommt, wird er auch das im Finstern Verborgene an das Licht bringen und die Absichten der Herzen offenbar machen.“ (1. Kor. 4, 5.) Da wird sich in höherm

* So der hl. Hieronymus üb. Dan. Kap. 7. In diesem Sinne sagt auch der hl. Basilius (ad. virg. laps. in append.): „Gutes oder Böses, Offenbares oder Geheimes, Worte oder Gedanken, alles zusammen wird veröffentlicht werden, so daß alle Engel und Menschen es hören können.“ Diese Veröffentlichung wird aber, bemerkt der hl. Thomas, nicht allmählich und mittelst vernehmbarer Worte, sondern durch eine augenblickliche Erleuchtung geschehen. Fiet ergo virtute divina, ut statim unicuique occurrant bona vel mala omnia quaecunque fecit, pro quibus est praemiandus, vel puniendus, et non solum unicuique de se ipso, sed etiam unicuique de aliis. Compend. Theol. c. 244.

Sinne bewähren das Wort des Propheten über das sündige Ninive: „Siehe, ich bin wider dich, spricht der Herr der Heerscharen, ich will deinen Frevel aufdecken, den Völkern will ich deine Blöße und den Königreichen deine Schande zeigen. Die höchste Schmach will ich dir anthun, will dich zum Schreckensbeispiele aufstellen“ (Nah. 3, 4. 6.); ich will aufdecken jene ruchlosen Pläne des Ehrgeizes, jene lug- und trugvollen Kunstgriffe der Habsucht, jene niedrigen Entwürfe des Neides, jene grausamen Anschläge der Rachsucht, jene schmählichen Gedanken, Vorstellungen, Träumereien und Begierden sinnlicher Lust; ich will enthüllen jene Werke der Finsternis, will aufreißen vor allen Völkern das übertünchte Grab deines Herzens: Himmel und Erde sollen den Moder und die Fäulnis desselben schauen und darob zurückschaudern. Weh dem Kinde, das seine kurzsichtigen Eltern hintergangen! Weh den Eltern, die das Heiligtum der Familie durch Sünde schändeten! Weh den Christen, die im Richterstuhle der Buße Gott selbst, in der Person seines Stellvertreters, zu täuschen und zu belügen sich vermaßen! „Nichts ist verborgen, was nicht offenbar wird, und nichts heimlich, was nicht gewußt werden wird.“ (Matth. 10, 26.) — L. K., denket also niemals: Finsternis umgiebt mich, niemand sieht mich, wenn ich Böses thue. Das Auge eures künftigen Richters sieht alles, und alles, was geschieht, wird derselbe vor sein Gericht bringen; alles wird er nicht nur euren Eltern und Lehrern . . . vor deren Augen ihr euch so ängstlich verberget, sondern der ganzen Welt, allen Engeln und Menschen offenbaren und zwar ohne Schonung, ohne auch nur einen Umstand zu verschweigen.*

Was wird denn wohl der Sünder zu seiner Entschuldigung vorbringen? Etwa seine Unkenntnis des göttlichen Gesetzes? Der ewige Richter wird ihm aber vorhalten das Buch des eigenen Gewissens, welches ihn Lügen straft; er wird hinweisen auf die

---

* Einige sind der Ansicht, daß beim Weltgerichte die durch Buße getilgten Sünden der Seligen verborgen bleiben werden. Die Offenbarung derselben, sagen sie, wäre eine Beschämung und Strafe und wider die Verheißung des Herrn (Ezech. 18, 21. 22), daß er, wenn der Gottlose Buße thue, aller seiner Missethaten nicht mehr gedenken werde. Die meisten Theologen verwerfen jedoch diese Meinung, weil sie ihres Erachtens nicht im Einklange steht mit der Lehre der hl. Schrift, der angesehensten Gottesgelehrten, namentlich des hl. Thomas, Bonaventura, Anselmus, und mit dem Hauptzwecke des Weltgerichtes, welcher darin besteht, daß die Vollkommenheiten Gottes bezüglich der Weltregierung und die guten Werke der Frommen allen Geschöpfen kund werden. Denn wie könnte der ganze Umfang der Gnade und erbarmungsvollen Güte Gottes gegen die Auserwählten erkannt werden, wenn ihre Vergehungen geheim blieben? Und wie könnten alle ihre durch Buße und Genugthuung erworbenen Verdienste offenbar werden, wenn nicht auch das Maß ihrer Schuld zu aller Kenntnis gelangte? Die Heiligen werden durch

Verkündiger des göttlichen Wortes, die er hören konnte, wofern er wollte; er wird als Zeuge wider ihn aufführen seine frommen Eltern, Erzieher, Seelsorger . . . Wird er seine Schwäche vorschützen? Da werden gegen ihn auftreten die unzählbaren Scharen von Heiligen: die hl. Blutzeugen mit ihrer Marterpalme, die hl. Jungfrauen mit der Lilie der Unschuld und Jungfräulichkeit, die hl. Bekenner mit den Trophäen des Sieges über Welt, Fleisch und Hölle. Wir konnten das göttliche Gesetz beobachten, werden sie ihm zurufen; auch du konntest es, unterstützt von der Gnade, woran es dir keineswegs gebrach. Wir waren Menschen wie du, schwach und gebrechlich wie du, zur Sünde geneigt wie du, zum Bösen angelockt wie du: wir haben gesiegt durch den, der uns stärkte, auch du konntest es; du hast nicht gewollt, dein Verderben kommt von dir, deine Verdammung ist dein Werk, die Hölle, die du verdient, hast du selbst gegraben, ihr Feuer selbst angefacht. Nein, an jenem schrecklichen Tage giebt es keine Entschuldigung, keine Ausflucht mehr für den Sünder. Der Anblick der Auserwählten und des hl. Kreuzes, an dem ein Gottmensch für ihn geblutet hat und gestorben ist, macht den Schuldbefleckten für immer und ewig verstummen.

3) Der Urteilsspruch. — Die Freude und Glorie der Gerechten, wie der Schmerz und die Schmach der Gottlosen wird vollendet durch den Spruch des ewigen Richters. Sobald die Offenbarung der Gewissen vorüber ist, erhebt sich Jesus Christus in erhöhtem Glanz von seinem Throne. Himmel, Erde und Hölle schweigen und harren erwartungsvoll auf das ewig unabänderliche Endurteil. Jetzt öffnet er seinen göttlichen Mund und spricht zu den Gerechten voll unendlicher Huld und Milde: „Kommet, ihr Gesegnete meines Vaters, besitzet das Reich, welches euch bereitet ist von Anbeginn der Welt" (Matth. 25.); zu den Sündern hingegen mit flammendem Antlitz und donnernder Stimme: „Weichet von mir, ihr Verfluchte, in das ewige Feuer, welches dem Teufel und seinen Engeln bereitet worden ist." Weichet von mir! Ich

---

besagte Offenbarung ebenso wenig bestraft oder betrübt werden, als gegenwärtig die Seligkeit des hl. Petrus, der hl. Magdalena oder des Königs David dadurch vermindert wird, daß ihre frühern Vergehungen noch immerfort in der Kirche kundgemacht werden. Vielmehr freuen sie sich, daß alle Geschöpfe die Gnade und Barmherzigkeit anerkennen, die Gott ihnen angedeihen ließ; damit alle ihn deshalb loben und preisen, wie sie selbst es in alle Ewigkeit thun. Die Verheißung bei Ezechiel: „Ich will aller seiner Missethaten nicht mehr gedenken," kann nur in dem Sinne verstanden werden, daß Gott ihrer nicht gedenken will, um dieselben zu bestrafen; von einem eigentlichen Vergessen kann bei Gott, dem Allwissenden, gar keine Rede sein. Mehreres hierüber findet sich bei Suarez (loc. cit. disput. 57. sect. 7).

habe, da es noch Zeit war, alles gethan, um durch Wohlthaten euer Herz an mich zu fesseln, ihr habt alle meine Bemühungen vereitelt; ich habe euch gerufen, ihr habt mich nicht gehört, meine dringende Einladung war euch lästig; ich habe voll Zärtlichkeit und Erbarmen meine Arme gegen euch ausgestreckt, ihr habt nicht darauf geachtet, ihr habt mich verschmähet. Weichet nun von mir, ihr Verfluchte! Ihr habt das Ebenbild meines Vaters geschändet, ihr habt mein Blut mit Füßen getreten, ihr habt den Tempel des heil. Geistes befleckt und entweiht, ihr habt die Menschen hintergangen und verführt, ihr habt mit dem Satan gewetteifert an Bosheit, habt sein Reich dem meinigen vorgezogen: darum weichet von mir, Auswurf der Schöpfung, weichet ins ewige Feuer! Diesen Wohnort habt ihr selbst gewählt; da sollt ihr verbleiben ewiglich. — Mit dem letzten Worte des Richterspruches beginnt dessen unaufhaltsame Vollstreckung. Die Thore des Himmels öffnen sich, und die Auserwählten ziehen frohlockend und siegekrönt mit Jesus in die herrliche Stadt Gottes: sie gehen „in das ewige Leben.“ Die Hölle thut auf ihren Rachen und verschlingt die unglückseligen Opfer der Sünde, um sie nimmermehr zu entlassen: die Bösen gehen in „die ewige Pein.“[117] — Welches wird dereinst unser Los sein? Die Wahl steht bei uns.[118]

Giebt es außer dem allgemeinen auch noch ein anderes Gericht?

„Es giebt noch das besondere Gericht, in welchem jeder Mensch gleich nach seinem Tode gerichtet wird.“

Sobald der Mensch aus diesem Leben scheidet, tritt er vor den Richterstuhl seines Schöpfers und Herrn, um Rechenschaft abzulegen von allem, was er je gethan, geredet, gedacht, von allen sowohl natürlichen Gaben, als himmlischen Gnaden, die er aus dessen freigebiger Hand empfangen, vom rechten oder schlechten Gebrauch, den er von den Geschöpfen gemacht hat. Dieses Gericht, in welchem das Geschöpf allein vor dem Schöpfer, der Verwalter vor seinem strengen Herrn erscheint, heißt das besondere, eben weil es zwischen Gott und der Seele eines jeden Menschen im besondern, gleichsam ohne Zeugen stattfindet. Von dem Ausgange dieses Gerichtes hängt das Wohl oder Weh der ganzen Ewigkeit ab; das Urteil, welches da gesprochen wird, bleibt unabänderlich: „Wenn der Baum fällt nach Süden oder Norden, so bleibt er an dem Orte, wo er gefallen ist, liegen.“ (Pred. 11, 3.) Das spätere allgemeine Gericht ist nur die Erneuerung, Bestätigung und Veröffentlichung dieses ersteren. Deshalb sagt die hl. Schrift, daß Gott „einem jeden (schon) am Tage des Todes vergelten werde nach seinen Handlungen.“ (Sir. 11, 28.) Auf dieses besondere

Gericht beziehen auch mehrere hl. Väter jenen Ausspruch des heil. Paulus: „Es ist dem Menschen bestimmt, einmal zu sterben, worauf das Gericht folgt.“ (Hebr. 9, 27.) So spricht unter andern der heil. Ambrosius: „Es ist allen Menschen festgesetzt, einmal zu sterben, und gleich nach dem Tode wird jeder nach seinen Verdiensten empfangen,“ und der hl. Chrysostomus in der vierzehnten Homilie über Matth: „Alle Seelen werden nach ihrem Abscheiden vor jenes furchtbare Gericht gestellt werden.“ Es ist dieses eine ununterbrochene Erblehre der hl. Kirche, und dieselbe wurzelt so tief im christlichen Bewußtsein, daß kein Gläubiger zweifelt, es werde ihm gleich nach seinem Hinscheiden zufolge des göttlichen Richterspruches Gutes und Böses vergolten werden. Daher seufzen die Gerechten mit dem hl. Paulus: „Ich wünsche, aufgelöst zu werden und bei Christus zu sein.“ (Phil. 1, 23.) Darum flehen die reuigen Sünder bei herannahendem Tode mit dem gottergebenen Job: „O Herr, verdamme mich nicht!“ Darum hört man nicht selten diejenigen, welche im Gemache eines Verstorbenen versammelt sind, mit bedeutungsvollem Ernste zu einander sagen: „Er steht schon vor Gottes Gericht,“ oder „er ist bereits gerichtet.“ — Meine Christen, bedenket oft den entscheidenden Augenblick, wo ihr zum ersten Male erscheinen werdet vor eurem Richter, dem ihr nichts verhehlen könnet, weil er allwissend ist; vor eurem Richter, dem ihr nicht entfliehen könnet, weil er allgegenwärtig und allmächtig ist; vor eurem Richter, der, wie er jetzt gütig, mitleidig, langmütig und voll Erbarmen ist, so alsdann gerecht, streng und unerbittlich sein wird; vor eurem Richter, der keine Entschuldigung annimmt, keine Fürsprache anhört, der keinen Aufschub, keine Zeit zur Buße mehr geben wird; vor eurem Richter, dessen Urteil ewig unwiderruflich ist. Bedenket es wohl! dieser Augenblick wird kommen, vielleicht schneller, als ihr vermutet, unversehens, wie der Dieb in der Nacht, vielleicht heute noch.[119] — O Augenblick, von dem das Los der Ewigkeit abhängt, wer könnte deiner eingedenk sein und noch fortsündigen, oder in der Sünde fortleben![120]

Warum wird außer dem besonderen Gerichte noch ein allgemeines statthaben?

„Hauptsächlich darum: 1) Damit Gottes Weisheit und Gerechtigkeit von allen Menschen anerkannt werde.“

a) Weisheit. Beim allgemeinen Gerichte wird Gott sich als unendlich weisen Lenker der menschlichen Schicksale offenbaren. Alle die scheinbaren Übelstände und Mißverhältnisse, woran kurzsichtige Menschenkinder sich zuweilen stoßen, werden da dem ge-

samten menschlichen Geschlechte als ebensoviele treffliche Mittel zur Förderung des Heiles der Menschen erscheinen. Krieg, Hungersnot, Pest und die ganze Flut von zeitlichen Drangsalen, worunter jetzt einzelne Menschen sowohl, als ganze Völker seufzen, werden alsdann sich als glänzende Beweise der göttlichen Liebe, Güte und Erbarmung herausstellen. Die Sünde selbst mit ihren traurigen Folgen wird von allen Geschöpfen als die Veranlassung der überschwenglichen Gnade der Erlösung erkannt werden. — b) In nicht minder hellem Glanze wird alsdann auch die Gerechtigkeit Gottes zu Tage treten. Da wird das zeitliche Glück, der gleißende Wohlstand der Sünder gegenüber dem vielfachen Leiden und der bittern Not der Gerechten kein Rätsel mehr sein. Da wird es einleuchten, wie Gott den Trunk frischen Wassers, den geringsten frommen Gedanken nicht unbelohnt und die mindeste böse That, den geheimsten sündhaften Gedanken, die leiseste böse Begierde nicht unbestraft gelassen hat. Da wird ein jeder einsehen, wie billig das besondere Gericht Gottes gewesen, wie gerecht das in demselben gefällte Urteil, wie vollkommen verdient der trostlose Zustand sei, worin die Bösen, und der selige, worin die Guten vor Jesus, den ewigen Richter, hintreten. Himmel und Erde werden Zeugen sein von der unverbrüchlichen Treue Gottes in Verleihung des verheißenen Lohnes und der unerbittlichen Strenge in Vollziehung der angedrohten Strafe. Darum heißt es in der hl. Schrift: „Gott berufet den Himmel von oben (die Himmelsbewohner) und die Erde, um sein Volk (die gesamte Menschheit) zu richten. Und verkünden werden die Himmel seine Gerechtigkeit; denn Gott ist Richter.“ (Ps. 49, 4. 6.) Die Verdammten selbst werden eingestehen müssen, daß Gott gerecht, und recht ist sein Gericht. (Ps. 118, 137.)

2) „Damit Jesus Christus vor der ganzen Welt verherrlicht werde.“

Im Laufe der Zeiten „toben die Heiden und sinnen Eitles die Völker. Es stehen auf die Könige der Erde und kommen zusammen die Fürsten wider Gott den Herrn und seinen Gesalbten.“ In frevelhaftem Übermute rufen sie: „Lasset uns zerreißen ihre Bande und von uns werfen ihr Joch.“ (Ps. 2, 1—3.) Und es gelingt den treulosen Juden, Christus, den Gesalbten des Herrn, zu ergreifen, zu peinigen, ans schmachvolle Kreuz zu schlagen; es gelingt auch gottvergessenen Christen, fort und fort die Verdemütigung und Schmach des Kreuzes Christi durch schwere Sünden zu erneuern. Und die blinde Heidenwelt verachtet und verhöhnt, wie vor, so auch nach der Ankunft des Erlösers dessen heilbringende Lehre, verwirft dieselbe als Thorheit und nennt den mensch-

gewordenen Sohn Gottes nicht anders, als den gekreuzigten Verbrecher. — Aber auf die Zeit der Schmach kommt ein Tag der Verherrlichung, der Tag des Weltgerichtes. „Alsdann werden sie (alle Völker) des Menschen Sohn kommen sehen auf den Wolken des Himmels mit großer Macht und Herrlichkeit.“ (Matth. 24, 30.) An diesem Tage „wird der Herr schallen lassen seine Herrscherstimme, zeigen die Schrecken seines Armes mit zornigem Dräuen und verzehrender Feuerflamme.“ (Js. 30, 30.) „Dann redet er zu ihnen im Zorne und verwirret sie in seinem Grimme.“ (Ps. 2, 5.) Ja, unbeschreiblich wird da der Schrecken und die Verwirrung aller sein, die sich gegen Jesus und sein heiliges Gesetz aufgelehnt haben. Der Glanz seiner Herrlichkeit wird sie erdrücken. Das klare Bewußtsein, den König der Könige, den Herrn der Herren verkannt und gleich dem elendesten Sklaven mißhandelt, den Weisen der Weisen als einen Thoren verhöhnt, den Heiligen der Heiligen Verbrechern beigezählt und als den ärgsten aus ihnen an den Schandpfahl des Kreuzes genagelt zu haben, — dieses schreckliche Bewußtsein würde sie vernichten, wenn nicht die Kraft Gottes zur gerechten Strafe sie in ihrem Dasein erhielte.

3) „Damit die Frommen die verdiente Ehre, und die Gottlosen die verdiente Schmach empfangen.“

Jesus tritt am Ende der Zeiten auch darum als Richter auf, damit alle, die ihm in Leiden und Erniedrigung nachfolgten, vor der ganzen Schöpfung geehrt und verherrlichet, diejenigen hingegen, welchen seine Schmach ein Gegenstand des Ärgernisses, und sein Kreuz eine Thorheit gewesen, beschämt, der Verachtung des Himmels und der Erde und dem Hohngelächter der Hölle preisgegeben werden. Vor dem Richterstuhle Jesu wird die Weisheit der Gottlosen als Thorheit, ihre Macht als Schwäche, ihr zeitliches Glück als Unheil und Verderben erscheinen; die Thorheit des Kreuzes hingegen, die Schwäche und das Leiden der Diener und Nachfolger des Gekreuzigten als die höchste Weisheit, als himmlische Kraft, als die Quelle unaussprechlicher Seligkeit erkannt und anerkannt werden. Dort werden die Sünder nicht mehr ausrufen: „Lasset uns den armen Gerechten unterdrücken und hintergehen. Mit Schmach und Qual wollen wir ihn versuchen, zum schimpflichen Tode ihn verdammen.“ (Weish. 2.) „Denn alsdann werden die Gerechten mit großer Standhaftigkeit denen gegenüberstehen, die sie geängstigt und der Frucht ihrer Arbeit beraubt haben.“ (Weish. 5, 1.) Die Gottlosen werden hören die feierliche Anerkennung, welche der ewige Richter den Werken derselben zollet: sie werden sehen den von ihnen verkannten Herzensadel der Gerechten, sehen ihre lautersten Absichten und

großmütigen Bestrebungen, sehen die zahllosen Siege, welche jene Helden der Tugend über die Feinde des Heiles errungen, sehen die kostbaren Thränen der Reue und Buße, womit dieselben ihre Fehltritte beweint haben. „Sie werden's sehen und von schrecklicher Furcht verwirret werden und sich wundern des unversehenen, unverhofften Heiles (der Gerechten) und werden bei sich reuevoll sagen und vor Angst des Geistes seufzen: Diese sind's, die wir einst verlachten und mit schimpflichen Reden verhöhnten. Wir Thoren hielten ihr Leben für Unsinn und ihr Ende für schimpflich. Siehe, wie sie unter die Kinder Gottes gezählt sind, und ihr Los unter den Heiligen ist! So haben wir uns also verirret vom Wege der Wahrheit, und das Licht der Gerechtigkeit leuchtete uns nicht, und die Sonne der Erkenntnis ging uns nicht auf. Wir sind müde geworden auf dem Wege der Bosheit und des Verderbens und wandelten harte Wege. Was half uns der Stolz? Was nützte uns des Reichtums Prahlerei? Alles das ging vorüber wie ein Schatten und wie ein dahinlaufender Bote. . . Also sind auch wir geboren worden und bald wieder verschwunden und können kein Zeichen von Tugend aufweisen, sondern durch unsere Bosheit wurden wir aufgerieben." (Weisheit 5.) So werden die Sünder schon beim Gerichte sprechen und einsehen, „was für ein Unterschied zwischen dem Gerechten und Ungerechten sei, zwischen dem, der Gott dient, und dem, der ihm nicht dient." (Malach. 3, 18.) „Daher dürfen wir uns nicht betrüben," spricht der hl. Chrysostomus, „wenn wir Gottes Feinde im Wohlstand erblicken; denn die Feinde des Herrn, wie sehr sie sich auch erheben, verschwinden wie Rauch, sobald sie in die Höhe gestiegen sind." (Homil. 39. n. 7. über 1. Korinth.)

Wohin kommt die Seele nach dem besondern Gerichte?

„Entweder in den Himmel, oder in die Hölle, oder in den Reinigungsort — das Fegfeuer."

Wie beim allgemeinen, so folgt auch beim besonderen Gerichte auf den Urteilsspruch unverzüglich die Vollstreckung desselben. Die verdammte Seele fährt zur Hölle, die vollkommen reine eilt in den Schoß Gottes; die der Läuterung fähige und bedürftige wird vom göttlichen Richter, der nichts Unreines in das Himmelreich eingehen läßt, in den Ort der Reinigung, in das Fegfeuer verwiesen, woselbst sie verbleiben wird, bis sie vollkommen geläutert und der Anschauung Gottes würdig ist. Daß die Bösen sofort in die Hölle verstoßen werden, leuchtet aus der Parabel vom „reichen Prasser" so unwiderssprechlich hervor, daß es überflüssig wäre, noch fernere Belege anzuführen. „Es starb der Reiche,"

heißt es daselbst, „und wurde in die Hölle begraben.“ (Luk. 16, 22.) Eben so wenig darf in Zweifel gezogen werden, daß die vollkommen reinen und heiligen Seelen nicht erst nach der Auferstehung der Leiber, nach dem allgemeinen Gerichte, sondern alsbald nach dem besondern in den Himmel eingehen. Schrift und Erblehre stimmen hierin überein; die Kirche, auf beide sich stützend, hat dieses im Konzil von Florenz ausdrücklich erklärt und im Konzil von Trient (Sitz. 25) setzt dieselbe diesen Glaubenssatz voraus, indem sie lehrt, „die im Himmel der ewigen Glückseligkeit genießenden Heiligen seien anzurufen.“ Auf dieselbe Voraussetzung gründet sich auch die gesamte Lehre von der „triumphierenden Kirche,“ wovon später (im neunten Glaubensartikel) die Rede sein wird. — Sehr schön und rührend spricht die Kirche diese Lehre aus in dem Gebete, wodurch sie die Seele ihrer sterbenden Kinder Gott empfiehlt. „Sei nun Gott empfohlen!“ ruft sie dem Hinscheidenden zu. „Deiner die sterbliche Hülle verlassenden Seele eile entgegen die glänzende Schar der seligen Geister! Die Apostel mögen dir entgegenkommen, der Blutzeugen siegreiches Heer heiße dich willkommen! Dich umgebe die Lilienschar hellleuchtender Bekenner! Mit Wonnejubel empfange dich der Freudenchor jungfräulicher Seelen! Dich mögen aufnehmen die Erzväter in ihren seligen Friedensschoß! Dir erscheine Jesus Christus mit seinem sanften, Seligkeit verheißenden Mittlerangesichte! . . . Ferne von dir fliehe der scheußliche Satan und sein ganzes verworfenes Gefolge, wenn du von Engeln begleitet in die Ewigkeit einziehest! Des Satans Diener sollen sich nicht erdreisten, dich auf deinem Heimwege zu Gott aufzuhalten; Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, geleite dich in sein Paradies, auf seine ewig blühenden, lieblichen Auen! Er, der wahrhaftige Hirt, nehme dich unter seine erwählten Schäflein auf! Dein seliges Auge schaue den Vollglanz der Wahrheit, wenn du von Angesicht zu Angesicht deinen Erlöser siehst und ihm ewiglich zur Seite stehest! Unter die Scharen der Seligen aufgenommen, genieße die Süßigkeit der Anschauung Gottes von Ewigkeit zu Ewigkeit.“

2. Fegfeuer.

Es ist oben gesagt worden, daß die der Läuterung bedürftigen Seelen nach dem besondern Gerichte in das Fegfeuer (Reinigungsfeuer) kommen. Nun entsteht die fernere Frage: Welche Seelen bedürfen noch der Läuterung? oder wie es im Katechismus heißt:

Welche Seelen kommen in das Fegfeuer?

1) „Jene Seelen, die zwar nicht mit schweren, aber doch mit läßlichen Sünden aus diesem Leben geschieden sind.“ — Wer mit schweren Sünden befleckt vor Gottes Richterstuhl tritt, der ist jeglicher Reinigung durchaus unfähig; wer aber im Stande der heiligmachenden Gnade, jedoch nicht ohne die Makel läßlicher Sünde vor demselben erscheint, der ist noch einer Läuterung fähig, und weil er mit Gott, dem unendlich Reinen, in die allerinnigste Verbindung treten soll, derselben auch bedürftig.

2) „Auch jene Seelen kommen ins Fegfeuer, die zwar mit keiner Sünde hingeschieden sind, aber noch Sündenstrafen abzubüßen haben.“ — Es muß nämlich hier die später beim hl. Bußsakrament zu erklärende Glaubenslehre in Erinnerung gebracht werden, daß dem büßenden Sünder kraft des Sakramentes nicht immer alle zeitlichen Strafen erlassen werden. Diese Strafen müssen nun aber nach der Lehre des Kirchenrates von Trient (Sitz. 6. Kan. 30.) entweder hier, oder dort im Fegfeuer abgebüßt werden, bevor man in das Himmelreich eingeht. Denn erließe Gott in der Todesstunde allen ohne Unterschied die zeitlichen Strafen, so würden, wie der hl. Thomas* bemerkt, die Lauen und Trägen aus ihrer Lauheit und Fahrlässigkeit einen Vorteil ziehen. Auch diese Abtragung der zeitlichen Strafschuld darf in gewissem Sinne eine Läuterung genannt werden, indem dadurch zwar nicht eine innere Makel der Seele ausgelöscht, wohl aber eine äußere gehoben wird, nämlich die Schuldigkeit, genug zu thun.

Woher wissen wir, daß es ein Fegfeuer giebt?

1) „Aus der hl. Schrift sowohl des alten, als des neuen Bundes.“ **

Im zweiten Buche der Makkabäer (12, 46.) steht geschrieben: „Es ist ein heiliger und heilsamer Gedanke, für die Verstorbenen zu beten, damit sie von ihren Sünden erlöst werden.“ Dieser Schriftstelle gemäß giebt es also Verstorbene, die noch mit Sünden behaftet sind und durch Gebet von denselben befreit werden können. Solches gilt aber offenbar weder von den Seligen im Himmel, noch von den Verdammten in der Hölle, da die erstern sündenfrei, die letztern rettungslos sind. Es muß daher notwendig ein dritter Ort angenommen werden, wo die mit geringern Sünden behafteten Seelen der Abgestorbenen zur vollkommenen Reinigung aufbewahrt

* Contr. Gent. L. 4. c. 91.

** Unter den von Leo X. verdammten Lehrsätzen Luthers befindet sich auch dieser: Purgatorium non potest probari ex sacra scriptura, quae sit in canone.

werden, und dieses ist der Reinigungsort oder das Fegfeuer. — Bei Matth. (12, 32.) warnt Jesus vor den Sünden wider den hl. Geist, indem er sagt, dieselben „werden weder in dieser, noch in der zukünftigen Welt vergeben." Daraus ziehen die hl. Väter mit Recht den Schluß, daß auch noch in der andern Welt Sünden nachgelassen werden; „sonst wäre," bemerkt der hl. Augustin (Stadt Gott, Bch. 21. Kap. 24. n. 2.) „von einigen ohne Grund gesagt worden, daß ihnen weder in dieser, noch in der andern Welt vergeben werde." Nun aber kann weder im Himmel, noch in der Hölle eine Sündenvergebung statthaben: nicht im Himmel, weil nichts Sündhaftes darin ist; auch nicht in der Hölle, weil der Verdammte unverbesserlich und jeder Vergebung unfähig ist. Es muß also in jener Welt außer Himmel und Hölle noch einen dritten Ort geben, wo diese Entsündigung vor sich geht, nämlich den Reinigungsort. — Dasselbe erhellt auch aus der Versicherung Jesu (Matth. 5, 26.), daß gewisse Sünder nicht eher aus dem Kerker entlassen werden, bis sie den letzten Heller ihrer Schuld abbezahlt haben. Denn der Himmel ist keine Strafanstalt, kein Kerker zur Abbüßung der Schulden; aus der Hölle aber wird niemand entlassen. Der Kerker, von dem der Heiland spricht, ist mithin ein dritter, von Himmel und Hölle ganz verschiedener Ort, das Fegfeuer. — Auch aus den Worten des Apostels (1. Kor. 3, 11—15.) läßt sich ein stichhaltiger Beweis für das Dasein eines Reinigungsfeuers entnehmen. „Der Tag des Herrn," schreibt er, „wird eines jeden Werk ans Licht bringen . . . , und wie das Werk eines jeden sei, wird das Feuer erproben. Wenn jemandes Werk besteht (probehaltig ist, wie Gold, Silber, Edelstein), so wird er Lohn empfangen; brennt es aber (d. h. finden sich darin noch Unvollkommenheiten, Mängel und Fehler geringer Art, die dem Holze, dem Heu oder den Stoppeln gleichen), so wird er Schaden leiden; er selbst aber wird selig werden, jedoch so wie durch Feuer." Das Feuer, wovon der Apostel hier spricht, kann nicht sein das Feuer der Trübsale auf dieser Welt; denn es ist die Rede von einem Feuer, welches nach diesem Leben brennt, wo jeder Lohn oder Strafe empfängt. Es kann auch nicht bedeuten die bloße Prüfung des Richters; denn es brennt, verursacht Schmerz, verzehrt den brennbaren Stoff. Es kann endlich auch nicht das Höllenfeuer sein; denn der in jenem Feuer Befindliche wird, nachdem er Schaden gelitten, selig werden, was von dem zum Höllenfeuer Verurteilten sich nicht sagen läßt. Es kann mithin einzig und allein das Feuer im Reinigungsorte, das Fegfeuer sein.*

* Der römische Katechismus sowohl, als auch die Kirchenväter gebrauchen den Ausdruck „reinigendes Feuer," um die Pein des Purgatoriums zu

2) „Aus der unfehlbaren Erblehre der Kirche."

Was die hl. Schrift vom Fegfeuer so bestimmt lehrt, das spricht auch die Überlieferung der unfehlbaren Kirche auf das unzweideutigste aus. Die katholische Kirche betet für die Verstorbenen, bringt das heilige Opfer für dieselben dar, empfiehlt das Gebet für die im Herrn Entschlafenen, fordert ihre Kinder auf, durch Almosen, Fasten und andere fromme Werke den Abgeschiedenen beizuspringen. Und diese Handlungsweise ist nichts weniger als neu, sie geht durch alle Jahrhunderte bis zum Ursprunge der Kirche zurück. Schon der hl. Augustin (Bch. von d. Häresien) sagt: „Mögen die Irrgläubigen dagegen einwenden, was sie wollen; es ist ein uralter Gebrauch der Kirche, für die Verstorbenen zu beten und zu opfern." [121] Und der hl. Gregor von Nyssa (Rede v. d. Abgeschiedenen) spricht: „Der Gebrauch, für die Abgeschiedenen zu beten, ist uns von den ersten Jüngern Jesu übermacht worden." Die kirchliche Fürbitte für die Verstorbenen ist eine Thatsache, welche uns nicht nur von den hl. Vätern und Kirchenschriftstellern der ersten Jahrhunderte, sondern auch von Konzilien, von den alten Meßbüchern, Liturgien und andern Denkmalen vollkommen verbürgt wird. Was folgt aber daraus? Unstreitig dieses, daß die katholische Kirche von jeher geglaubt hat und noch glaubt, es gebe ein Fegfeuer, d. h. einen dritten Ort, in welchen, wie der hl. Augustin (an oben angeführter Stelle) sich ausdrückt, diejenigen eingehen, „welche aus diesem Leben geschieden sind und nicht so böse waren, daß sie, als der Gnade unwürdig, wären verdammt worden, aber auch nicht so fromm, daß sie unmittelbar zur

---

bezeichnen. Daß dieses jedoch ein wahres, materielles, dem unsrigen gleichwesentliches Feuer sei, gehört nicht zum katholischen Dogma. Die Kirche hat sich hierüber nirgends ausgesprochen, und die Meinung der Griechen, es gebe im Reinigungsorte kein eigentliches Feuer, derselbe sei jedoch ein Strafort voller Finsternis und Mühsal, wurde im Konzil von Florenz, obgleich die gesamten lateinischen Bischöfe bezüglich des ersteren Satzes das Gegenteil behaupteten, dennoch nicht als eine vom Glauben der katholischen Kirche abweichende Lehre angesehen und bezeichnet. — Suarez (de purgat. disp. 46. S. 2.) bemerkt, vom Höllenfeuer gebe es zahlreiche Schriftstellen, und in mehrern derselben könne von keiner uneigentlichen oder figürlichen Ausdrucksweise die Rede sein; vom Feuer des Reinigungsortes hingegen bestehe nur die eine Stelle des hl. Paulus, die auch im figürlichen Sinne gedeutet werden könne. — Ob auch die geringste Sinnenpein des Purgatoriums für größer zu halten sei, als alle Peinen, welche hienieden erduldet werden können, ist nach der Meinung desselben Gottesgelehrten ungewiß, jedoch keineswegs anstößig oder vernunftwidrig; wahrscheinlich ist es aber, daß jeder im Reinigungsorte befindlichen Seele, möge ihre Pein auch noch so gering sein, alle Leiden dieses Lebens erträglicher vorkommen, als der Schmerz, den sie darüber empfindet, auch nur einen Augenblick von der Anschauung Gottes ausgeschlossen zu sein.

Seligkeit wären geeignet gewesen." Denn niemals kam es der katholischen Kirche in den Sinn, für die Seligen oder die Verdammten zu beten, da ihrem Glauben gemäß das Gebet für die einen, wie für die andern völlig unnütz und zwecklos wäre.* — Darum sprechen auch die Kirchenlehrer ausdrücklich von einem reinigenden Feuer. So lehrt der hl. Gregor von Nyssa in der schon angeführten Rede: „Wenn der Mensch seinen Leib verlassen hat, so kann er der Gottheit nicht nahen, bis ein reinigendes Feuer die Makeln ausgelöscht hat, womit die Seele behaftet war."* Und der hl. Augustin macht über den angezogenen Text des Apostels** die Bemerkung: „Weil es heißt, „er wird selig werden," so denkt man leichtfertig an dieses (reinigende) Feuer, obwohl die Qual schmerzlicher sein wird, als irgend etwas, das die Menschen in diesem Leben erdulden können." — Über jeden vernünftigen Zweifel am Dasein des Fegfeuers erhebt uns endlich die ausdrückliche Erklärung des Kirchenrates von Trient (Sitz. 25.), die folgendermaßen lautet: „Da die katholische Kirche, vom hl. Geiste unterrrichtet, gemäß der göttlichen Schrift und der alten Überlieferung der Väter in den hl. Konzilien und jüngst auch in der gegenwärtigen Kirchenversammlung (Sitz. 6. Kan. 30.) gelehrt hat, es gebe wirklich ein Fegfeuer, so befiehlt derselbe Kirchenrat den Bischöfen, dafür zu sorgen, daß die gesunde Lehre von dem Reinigungsorte, die von den hl. Vätern und Konzilien überliefert worden, allenthalben gelehrt und gepredigt, und von den Christgläubigen geglaubt und festgehalten werde."

3) „Auch gewissermaßen aus der Vernunft."

Kraft des höhern Lichtes der Offenbarung und auch ohne dasselbe vermag die gesunde Vernunft einzusehen, daß niemand in den Himmel eingehen (Offenb. 21, 27.), mit Gott, dem unendlich Reinen, vereinigt werden könne, der nicht vollkommen rein ist; ebenso, daß nur derjenige, welcher in der völligen Abwendung von Gott, in der Todsünde stirbt, ewig von Gott getrennt, in die Hölle verstoßen werde. Nun giebt es aber, wenn man die menschliche Gebrechlichkeit in Erwägung zieht, unstreitig manche Seelen, die weder vollkommen rein, noch auch mit der Todsünde behaftet aus diesem Leben scheiden, und für diese nicht ganz reinen, übrigens Gott wohlgefälligen Seelen erheischt auch die Vernunft einen dritten Ort, wo eine Läuterung statthaben soll,

---

* Der Katechet hat hier nur vom Dasein des Fegfeuers zu handeln. Von der Fürbitte für die Verstorbenen ist die Rede im Unterricht über die Gemeinschaft der Heiligen, und von den Peinen des Fegfeuers in dem über die läßliche Sünde.

** Enarrat. in Ps. 37. n. 3.

damit dieselben endlich vollkommen gereinigt zum Besitze Gottes gelangen, ins Himmelreich eingehen können.* Denn daß jene Seelen um ihrer geringen Makel und Schulden willen ewig vom Himmel ausgeschlossen bleiben sollten, scheint ihr mit der unendlichen Güte Gottes ganz und gar unvereinbarlich und über die Maßen trostlos. In der That wäre der Gedanke, daß es nur einen Himmel für die vollkommen Reinen, und eine Hölle für die wie immer Bemakelten gebe, ein überaus verzweiflungsvoller. Was könnte uns wohl trösten beim Tod unserer Freunde und Angehörigen, unserer Eltern, Geschwister und Verwandten, von denen wir befürchten müßten, sie seien nicht ohne jegliche Makel und Sündenschuld aus diesem Leben geschieden? Mit welcher Angst und Bangigkeit müßten wir selbst der Todesstunde entgegensehen, wenn wir wüßten, daß um jeder noch so geringen Sünde, um jedes nicht abgebüßten Fehlers willen die ewige Hölle unser wartete? Wie tröstlich ist hingegen die Lehre vom Fegfeuer, die uns mit den teuren Abgestorbenen in so innigen, liebevollen Verkehr setzt, die uns sichere Bürgschaft giebt, daß wir denselben auch über das Grab hinüber hilfreiche Hand bieten können! Die Erinnerung an die läuternden Peinen der Abgeschiedenen bringt uns keineswegs der Verzweiflung nahe, treibt uns aber mächtig

* Mit Recht wird angenommen, daß die im Fegfeuer büßende Seele durch innere Tugendakte, insbesondere durch ihre Liebe, Reue, Geduld, Ergebung in den göttlichen Willen von der Sündenmakel gereinigt werde. (S. heil. Thomas de malo q. 7. art. 11.) Ob aber dieselbe nach und nach mittelst wiederholter Akte, oder aber sogleich nach der Trennung der Seele vom Leibe durch einen einzigen Akt vollkommener Liebe und Reue stattfinde, darüber sind die Meinungen der Gottesgelehrten verschieden; folglich hat der Katechet sich in acht zu nehmen, die eine oder die andere als Dogma oder Lehre der Kirche hinzustellen. Suarez (in 3. S. Thom. q. 87. disput. 11. s. 4.) verteidigt die letztere Meinung, weil die Vermehrung der Tugendakte im Fegfeuer keine Vermehrung der Liebe oder der heiligmachenden Gnade zur Folge habe, und mithin der erste Akt der Liebe und Reue, welchen die Seele daselbst macht, schon so vollkommen sei, daß er nicht minder geeignet ist, dieselbe von jeder Anhänglichkeit an die Sünde zu läutern, als die folgenden Akte; es liege demnach kein stichhaltiger Grund vor, weshalb man annehmen sollte, die völlige Läuterung von der Sündenmakel geschehe nicht durch den ersten Akt der vollkommenen Liebe und Reue der im Reinigungszustande befindlichen Seele. — Daraus folgt aber nicht notwendig, daß eine in besagter Weise geläuterte Seele sogleich aus dem Fegfeuer befreit werde, da ihr sehr oft noch zeitliche Strafen abzubüßen übrig sind. — Von der Liebe der armen Seelen im Fegfeuer, von ihrer Reue und ihrem Schmerz über die Sünde sagt die hl. Katharina von Genua in ihrem Gespräche vom Fegfeuer, „dieselben seien so heftig, daß jene Seelen bei der klaren Einsicht der gerechten Anordnung Gottes und der Häßlichkeit jener Makeln, welche sie hindern, vor Gott zu erscheinen, nach dem Reinigungsfeuer sich sehnen, und die Peinen desselben als eben so viele Beweise göttlicher Erbarmung betrachten."

an, auch die geringsten Unvollkommenheiten und Sünden zu meiden und die begangenen Fehltritte hienieden durch Werke der Liebe und durch aufrichtigen Bußeifer zu sühnen. — Die Lehre vom Fegfeuer steht also nicht bloß durch Schrift und Erblehre festbegründet da, sie entspricht auch in hohem Maße den Anforderungen der Vernunft und den edelsten Gefühlen des menschlichen Herzens. Sie trägt selbst das Gepräge einer dem Menschengeschlechte ursprünglich geoffenbarten Wahrheit, indem selbst bei den heidnischen Völkern sich nicht undeutliche Spuren derselben vorfinden. (S. Lüken, Traditionen des Menschengeschlechts §. 90.)

Ungeachtet aller dieser Beweisgründe, die uns berechtigen, die Lehre vom Dasein eines Reinigungsortes als eine von Gott geoffenbarte und der Vernunft durchaus entsprechende Wahrheit anzunehmen, ist dieselbe doch, wie kaum irgend eine andere, die Zielscheibe der Schmähung und Verunglimpfung von seiten unserer Glaubensgegner gewesen. Der Grund, warum man das Band der Liebe, welches uns mit den teuren Abgeschiedenen verknüpft, auf so wenig geziemende Weise lockern oder zerreißen möchte, wäre in der That schwer anzugeben. „Was ist denn in Gottes Namen," so fragt ein ausgezeichneter Gelehrter und frommer Kirchenfürst neuerer Zeit*, „was ist an dieser Lehre, wenn man sie einfach so, wie sie an und für sich ist, betrachtet, das sie zum Gegenstande so vielfacher Schmähreden macht?" — Sie ist unbiblisch, erwidert man. Soll das heißen: Sie ist der biblischen Lehre zuwider, oder aber, nicht in der Bibel enthalten? Das eine und das andere wurde von Martin Luther, dem Urheber der Reformation, im Leipziger Religionsgespräch entschieden in Abrede gestellt. „Ich glaube ganz fest," sprach er, „ja ich dürfte sogar sagen, ich weiß bestimmt, daß es einen Reinigungsort giebt, und gebe leicht zu, daß auch in der Schrift davon Meldung geschieht."** Wenn derselbe später die Lehre vom Fegfeuer für eine „Larve des Satans" oder ein „Teufelsgespenst" ausgab, so läßt sich schwerlich ein anderer Grund dieser auffallenden Meinungsänderung bezeichnen, als die erkannte Unmöglichkeit, jene Lehre vom Fegfeuer mit seiner von der katholischen ganz verschiedenen Rechtfertigungslehre in Einklang zu bringen.*** Man wendet ein, es stände geschrieben (Pred. 11, 3.): „Wenn der Baum fällt nach Süden oder Norden, so bleibt er auf dem Orte, wo er gefallen ist, liegen," und folgert daraus, daß es der Bibel gemäß im Jenseits nur Himmel und Hölle gebe. — Diese Worte sind dem alten Testamente entnommen. Werden nun wohl deshalb die Protestanten leugnen, daß die frommen Altväter erst in der Vorhölle waren und sodann durch Christus in den Himmel eingeführt wurden? Wenn also unsere Gegner trotz dieser Schriftstelle vor Christus einen dritten Ort annehmen, warum sollten wir nicht auch nach Christus einen solchen annehmen dürfen, zumal da in dieser Annahme nicht der mindeste Widerspruch mit der angeführten Schriftstelle liegt? Die hl. Schrift deutet hier nämlich nur die zwei bleibenden ewigen Seelen-

* Kardinal Wiseman, Lehren und Gebräuche der kath. Kirche.
** Sieh Bellarmin, Controv. de purgat. L. 1. cap. 2.
*** Vgl. Möhler's Symbolik, Kap. 3. §. 23. und ff.

zustände an, den Zustand der Begnadigung und den der Verwerfung; den Läuterungszustand, worin die mit geringen Makeln behafteten Abgestorbenen sich befinden, und der kein bleibender, sondern nur ein zeitweiliger, gleichsam ein Übergangszustand ist, übergeht sie mit Stillschweigen. Sie thut dies mit um so mehr Grund, da jene der Läuterung unterworfenen Seelen vermöge der heiligmachenden Gnade schon ein unverlierbares Recht auf den erstern der ewigen Zustände, auf die ewige Seligkeit haben.

Aber, sagen unsere Gegner, wir finden die Lehre vom Fegfeuer nicht in der Bibel. Nun wohl! Gesetzt auch, dieselbe wäre wirklich nicht in der Schrift enthalten, würde es darum ausgemacht sein, daß Gott sie nicht geoffenbart hätte? Allerdings, wenn wir mit ihnen annehmen, die hl. Schrift sei die einzige Offenbarungsquelle. Aber dieser Grundsatz ist offenbar falsch, wie schon früher S. 60 u. ff. gezeigt worden. — Ist aber die Lehre vom Fegfeuer in der Schrift wirklich nicht zu finden? Der Katholik hat keine Schwierigkeit, dieselbe zu entdecken. Schon die hl. Väter in den ersten Jahrhunderten haben diese Lehre in den hl. Büchern gefunden und uns, ihre Schüler, auf dieselbe aufmerksam gemacht. Daß manche Lutheraner sie nicht finden, wollen wir auf ihr Wort glauben: es ist nicht zu verwundern, daß die Schüler nicht finden, was der Lehrer zwar gefunden, aber mit Geringschätzung wiederum weggeworfen hat. Daß der Name Purgatorium oder Fegfeuer in der Bibel nicht vorkommt, verschlägt nichts: handelt es sich doch hier nicht um den Ausdruck, sondern um die Lehre, nicht um die Schale, sondern um den Kern. Gläubige Protestanten nehmen auch die Lehre von der Dreieinigkeit, von der Menschwerdung, von der Gleichwesenheit des Sohnes mit dem Vater u. s. w. als biblisch an; und dennoch sind diese Ausdrücke nicht in der Schrift enthalten. — Man macht uns den Einwurf, das Buch der Makkabäer sei nicht göttlichen Ursprungs, folglich die Lehre vom Fegfeuer nicht göttliche Lehre. Vorerst leuchtet aus den oben angeführten Belegen ein, daß besagtes Buch nicht das einzige der heil. Bücher ist, woraus das Dasein eines Reinigungsortes bewiesen werden kann. Sodann entsteht die Frage, mit welchem Recht unsere Gegner die Göttlichkeit desselben verwerfen, da doch die katholische Kirche, von welcher sie die Bibel empfangen haben (Vgl. S. 78 u. ff.), die Göttlichkeit desselben annimmt.

Gegen den Vernunftbeweis bringt man vor, es sei nicht nötig, eine Läuterung nach dem Tode anzunehmen, Gott tilge die geringern Makeln und Sündenstrafen in der Todesstunde, der Tod sei an und für sich Fegfeuers genug. — In welchem der hl. Bücher steht dieses geschrieben? Wem hat Gott dieses geoffenbaret? Wenn Gott schwere Vergehen ewig, und zwar auf das schrecklichste bestraft, sollte er wohl geringere ganz ungestraft hingehen lassen? Ist das auch nur einigermaßen wahrscheinlich? Müßte eine solche Lehre nicht zur größten Gleichgültigkeit gegen geringere Sünden führen und dadurch selbst allmählich schweren Vergehungen Thür und Thor öffnen? Und entspricht es wohl den Begriffen, welche uns Vernunft und Offenbarung von der göttlichen Weisheit, Heiligkeit und Gerechtigkeit geben, wenn man annimmt, Gott verzeihe dem Menschen bei herannahendem Tode die genannten Sünden, ohne daß sie derselbe seinerseits auf irgend eine Weise bereut, verabscheut oder widerruft? Auch darf durchaus nicht angenommen werden, daß der Tod an und für sich die Stelle des Fegfeuers vertritt. Denn der Tod an sich ist eine

Folge und Strafe der Erbsünde, nicht eine Läuterungsanstalt hinsichtlich der wirklichen Sünden. Allerdings können nach katholischer Anschauungsweise die Schmerzen der Krankheit, wenn man dieselben im Geiste der Buße und mit Geduld erträgt, und der Tod selbst, wenn man ihn mit Ergebung aus der Hand Gottes annimmt, unsere Strafschuld ganz oder teilweise tilgen. Allein manche sterben plötzlich oder ohne schmerzhafte Krankheiten. Bei andern ist die Geduld, die Gleichförmigkeit mit dem göttlichen Willen und die Losschälung von allem Irdischen nicht so vollkommen, daß die Seele keiner fernern Läuterung bedürfte.*

Wird das Fegfeuer nach dem allgemeinen Gerichte auch noch bestehen?

„Nach dem allgemeinen Gerichte giebt es nur mehr Himmel und Hölle."

So hat die katholische Kirche von jeher gelehrt, wie unter andern der hl. Kirchenlehrer Augustin in seinem Werke von der Stadt Gottes (Buch 21. Hpst. 13.) bezeugt, und so ergiebt es

* Es mag nicht überflüssig sein, hier noch zwei Bemerkungen beizufügen. — 1) Die Seelen im Fegfeuer können, wie gesagt, durch Ausübung innerer Tugendakte von der Makel läßlicher Sünden gereiniget werden, sie können auch durch Leiden ihre Sündenstrafen abbüßen; aber sie sind außer Stand, einen Zuwachs der heiligmachenden Gnade und infolge dessen einen höhern Grad der himmlischen Glorie oder sonst was immer zu verdienen. Der Lehrsatz, wodurch Luther dieses bestritt, wurde von Leo X. in der Bulle „Exurge Deus" verworfen. Selbst die Vernunft sieht ein, wie unstatthaft es ist, zu behaupten, die Seelen im Fegfeuer seien noch imstande, sich einen Zuwachs der heiligmachenden Gnade und himmlischen Glorie zu verdienen. Denn in diesem Falle wäre ihre Lage gewissermaßen beneidenswerter, als die der Seligen, da letztere dieses nicht mehr können; sie wäre auch der unsrigen bei weitem vorzuziehen, da die Seelen im Reinigungsorte noch wie wir verdienen, aber nicht mehr wie wir des Heiles verlustig gehen könnten. — 2) Aus dem Umstande, daß eine Seele noch der Läuterung des Fegfeuers bedürftig ist, läßt sich keineswegs der Schluß ziehen, dieselbe werde auch im Himmel an Glorie jenen Seelen nachstehen, welche nach ihrem Hintritte der Reinigung nicht mehr bedurften, folglich ohne Fegfeuer in den Himmel kamen. Denn da der Grad der himmlischen Glorie dem Verdienste entspricht, so kann es leicht geschehen, daß Seelen, die im Leben sehr viele und große Verdienste sich erwarben, im Tode aber noch irgend eine Sündenmakel oder Strafschuld zu tilgen hatten, im Himmel einen weit höhern Grad der Seligkeit erlangen werden, als solche, die bloß um der Verdienste Christi willen, wie die neugetauften Kinder, oder mit weit geringern Verdiensten, aber sünden- und schuldfrei aus diesem Leben schieden und unverzüglich in den Himmel eingingen. — Eine mit widerlichem Aussatze behaftete Königstochter darf sich nicht dem Throne ihres königlichen Vaters nahen, während dies Frauen von bloß fürstlichem oder gräflichem Range gestattet wird; ist sie aber von ihrem Aussatze geheilt, so tritt sie demselben näher, als alle übrigen. Auf ähnliche Weise verhält es sich auch mit den Seelen im Fegfeuer. Viele derselben sind Gott in vorzüglichem Maße lieb und angenehm; allein seine Heiligkeit und Gerechtigkeit erlaubt es nicht, dieselben dem himmlischen Hofstaate beizugesellen, bevor sie in seinen Augen auch von den mindesten Makeln rein erscheinen.

sich gleichfalls aus den Worten der hl. Schrift: „Diese (die Bösen) werden (nach dem Weltgerichte) in die ewige Pein eingehen; die Gerechten aber in das ewige Leben." (Matth. 25, 46.) Wie nämlich beim Weltgerichte alle Menschen, je nach ihren Werken entweder zur Rechten, oder aber zur Linken stehen, so werden auch nach demselben alle, je nachdem sie für oder wider Gott gestritten haben, in den Wohnsitz ewiger Belohnung, den Himmel erhoben, oder aber in den Ort ewiger Strafe, die Hölle verstoßen werden. Von einer zeitlichen Pein und Strafe ist und kann sogar keine Rede mehr sein; weil dann das Ende der Zeit, der Abschluß der diesseitigen Weltordnung gekommen, und der feierliche Schwur des Engels, „daß hinfort keine Zeit mehr sein wird" (Offenb. 10, 6.), in Erfüllung gegangen ist. Die hl. Schrift bezeugt ferner, daß die Gerechten auferstehen werden „in Kraft und Herrlichkeit" (1. Kor. 15.), und daß Jesus Christus bei seiner Wiederkunft den Leib ihrer Niedrigkeit „umgestalten wird, daß er gleichgestaltet sei dem Leib seiner Herrlichkeit." (Phil. 3, 21.) Wie ließe sich aber ein Zustand der Läuterung und des Leidens mit den Vorzügen der Verklärung vereinbaren?

Nutzanwendung.*

Himmel oder Hölle! Ewige Freude oder ewige Qual! Das eine oder das andere wird jedem aus uns zu teil werden! Da giebt es keinen Ausweg, keinen Tausch, gar keine andere Wahl! Ernste Wahrheit! Sollte sich da nicht ein jeder fragen: Wo werde ich dereinst wohnen? wo in Ewigkeit sein? Im wonnevollen Glanz der Stadt Gottes oder im brennenden Schwefelpfuhl der Hölle? — Willst du es wissen, mein Christ? Wohlan, du wirst da sein, wo du jetzt willst, ernstlich willst, beharrlich willst. An Gnaden wird es dir niemals fehlen, wenn es dir nie an gutem Willen gebricht. Möchte doch all unser Sinnen und Trachten, unser Ringen und Streben stets nach dem Himmel gerichtet sein! Aber ach! oft verliert man gerade dieses eine Notwendige aus dem Auge! Man erschöpft die ganze Kraft seines Geistes in eiteln, ehrsüchtigen Plänen und Unternehmungen, man gedenket, sich ein Paradies auf Erden zu schaffen, und verzichtet leichtfertig auf den ewigen Himmel jenseits. O der unbegreiflichen Thorheit! — Zum hl. Philippus Neri kam eines Tages ein Jüngling, Franz

* Die im Katechismus angeführte Nutzanwendung ist oben Seite 163 u. 179 erklärt.

Zazzara mit Namen, und erzählte ihm mit großer Freude und jugendlicher Redseligkeit, daß es ihm endlich vergönnt sei, seinem lange gehegten, sehnlichen Wunsche zu folgen und die Rechte zu studieren: er werde weder Fleiß noch Mühe scheuen, die Studien auf das bäldeste und beste zu vollenden. — „Und dann?“ fragte jetzt der Heilige freundlich und teilnehmend. „Dann,“ erwiderte der Jüngling, „werde ich Doktor und Advokat werden.“ — „Und dann?“ fragte Philippus weiter. „Dann werde ich viele schwierige Prozesse zu führen bekommen und durch Beredsamkeit, Scharfsinn und Gewandtheit mich berühmt machen.“ — „Und dann?“ — „Dann werde ich zu Ämtern und Würden gelangen und reich werden.“ — „Und dann?“ — „Dann werde ich ein bequemes, ehrenreiches Leben führen und getrost einem heitern Alter entgegensehen.“ „Und dann?“ fragte der Heilige wieder. „Dann — dann“ — antwortete der Jüngling, sichtlich betroffen, „nun, dann werde ich sterben.“ „Und dann?“ fuhr Philippus mit ernster Stimme fort, „und dann? Was werden Sie dann thun, wenn es zu Ihrem letzten Prozesse kommt, wo Sie selbst der Angeklagte, der Allwissende Ihr Richter, Himmel oder Hölle das Endurteil sein wird?“ Der Jüngling stand da, sprachlos und wie vom Blitze gerührt. Das letzte furchtbare „und dann?“ war ihm tief ins Herz gedrungen; er konnte es nimmermehr aus dem Sinn bringen. Bald darauf gab er das Studium der Rechtsgelehrsamkeit auf, trat in einen geistlichen Orden und führte in demselben bis an sein seliges Ende ein überaus frommes Leben. — Wie heilsam wäre es für uns, meine Christen, wenn wir bei der Wahl unseres Lebensstandes, bei wichtigen Unternehmungen, ja bei unsern täglichen Verrichtungen wiederholt die Frage an uns richteten: „Und dann?“ „und dann?“ In diesem Falle würde der Tod uns sicher nicht unvorbereitet überraschen, und die Schrecken des Gerichtes und das namenlose Unglück einer qualvollen Ewigkeit nicht über uns kommen.

Achter Glaubensartikel.

„Ich glaube an den hl. Geist.“

Durch wen wird uns die Frucht oder Gnade der göttlichen Erlösung mitgeteilt?

„Durch den hl. Geist.“

Die Frucht der Erlösung besteht, kurz zusammengefaßt, darin, daß Jesus Christus den Himmel, welcher durch die Sünde ver=

schlossen war, wieder eröffnet, uns den Weg zu demselben gezeigt und reichliche Gnaden verdient hat, mittelst deren wir alle in denselben eingehen können. (Vgl. S. 526. 527.) Diese göttlichen Gnaden, ohne welche es uns nicht möglich ist, die ewige Seligkeit zu erwerben, empfangen wir durch den hl. Geist, wie es demnächst ausführlicher wird erklärt werden. Durch den hl. Geist wird uns also die Frucht der Erlösung mitgeteilt, zugewendet. Und in der That hätte uns Jesus vergeblich von den ewigen Sündenstrafen erlöst, vergeblich durch Vergießung seines Blutes den Himmel eröffnet, vergeblich uns übernatürliche Kraft und Hilfe verdient, in denselben einzugehen, wenn nicht der göttliche Geist diese übernatürlichen Gnadengaben uns wirklich mitteilte, d. h. wenn er uns nicht wirklich heiligte, neu belebte und kräftigte, mit einem Worte, befähigte, in das Himmelreich zu gelangen und es zu besitzen.

Wo wird uns die Frucht oder Gnade der göttlichen Erlösung durch den hl. Geist mitgeteilt?

„Sie wird uns mitgeteilt in der katholischen Kirche, welcher Christus eben deshalb den heil. Geist verheißen und gesandt hat." Damit wird keineswegs behauptet, daß außerhalb der katholischen Kirche den Menschen gar keine Gnade verliehen wird. Denn erteilte Gott jenen, die außer der Kirche sind, keine Gnade, so könnten sie auch niemals in dieselbe eingehen, da gerade dieses eine vorzügliche Gnade ist, mithin wären alle Irr- und Ungläubigen rettungslos verloren. Darum hat Papst Klemens XI. obige Behauptung unbedingt verworfen.* Der Sinn vorstehender Antwort ist somit dieser: Nur in der katholischen Kirche empfängt der Mensch ordentlicherweise durch den hl. Geist alle zur ewigen Seligkeit notwendigen Mittel und Gnaden, da Christus seine Kirche als eine gnadenreiche Heilsanstalt zu dem Zwecke gestiftet hat, daß dieselbe alle Menschen fort und fort zum ewigen Leben führe. Nur in der katholischen Kirche sind die unermeßlichen Schätze der göttlichen Erlösung niedergelegt; ihr allein hat Christus seinen heil. Geist, den Spender aller übernatürlichen Gaben, verheißen und gesandt, jenen Geist, von dem er selbst sagt, daß die Welt ihn nicht empfangen kann, weil sie ihn nicht sieht und nicht kennt. (Joh. 14, 17.) Sehr richtig schreibt daher der hl. Irenäus**: „Wo die Kirche, da der Geist Gottes, und wo der Geist Gottes, da die Kirche und jegliche Gnade"; und der hl. Kirchenlehrer Augustin

---

* Bulle „Unigenitus", 8 Septbr. 1713.

** Lib. 3. adv. haeres. c. 24.

(Rede 268 n. 2.): „Wer den hl. Geist hat, der ist in der Kirche... Wer aber außerhalb der Kirche ist, der hat den heil. Geist nicht.“

1. Natur des hl. Geistes.

Wer ist der hl. Geist?

„Der hl. Geist ist die dritte Person in der Gottheit, wahrer Gott mit dem Vater und dem Sohne.“

I. So lehrt die heil. Schrift. — 1) Dieselbe bezeugt, „daß der hl. Geist wahrer Gott, einer und derselben Wesenheit mit dem Vater und dem Sohne sei.“ Denn — a) sie nennt ihn, wie den Vater und den Sohn, einfachhin Gott. „Warum hat der Satan dein Herz versucht,“ sprach Petrus zu Ananias (Apgsch. 5, 3. 4.), „daß du logest dem hl. Geiste? Nicht Menschen hast du belogen, sondern Gott!“ Offenbar giebt hier der Apostelfürst dem hl. Geist den Namen „Gott.“ Auf gleiche Weise nennt auch der hl. Paulus den hl. Geist „Gott,“ indem er an die Korinther schreibt (1. Kor. 6, 19. 20.): „Wisset ihr nicht, daß eure Glieder ein Tempel des hl. Geistes sind, der in euch ist? Verherrlichet und traget Gott in eurem Leibe.“ Ferner stellt die Schrift den heil. Geist dem Vater und dem Sohne gleich. Denn wie Christus sagt: „Ich und der Vater sind eins“ (Joh. 10, 30.), so spricht auch der hl. Johannes (1. Br. 5, 7.): „Drei sind, die Zeugnis geben: Der Vater, das Wort und der hl. Geist, diese drei sind eins.“ — b) In den hl. Büchern werden, wie dem Vater und dem Sohne, so auch dem hl. Geiste göttliche Vollkommenheiten zugeschrieben. So heißt es (1. Kor. 12, 8—11.): „Dem einen wird durch den Geist (der kurz zuvor „Gott“ genannt wurde) verliehen das Wort der Weisheit, dem andern aber das Wort der Wissenschaft nach demselben Geiste... einem andern die Gabe zu heilen nach demselben Geiste, einem andern Wunder zu wirken, einem andern Weissagung. Dieses alles aber bewirket ein und derselbe Geist, der einem jeden zuteilt, wie er will.“ Es ist einleuchtend, daß an dieser Stelle des Apostels dem hl. Geist Allmacht und Allwissenheit zugeeignet wird; denn unstreitig kann nur der Allmächtige und Allwissende jeden nach Wohlgefallen befähigen, Wunder zu thun und das Zukünftige vorher zu verkünden. Auch anderswo legt der Apostel dem hl. Geiste göttliche Erkenntnis und Allwissenheit bei, indem er schreibt (1. Kor. 2, 10. 11.): „Der Geist erforschet (durchschauet) alles, auch die Tiefen der Gottheit“; der Geist Gottes allein „erkennt, was Gottes ist.“ Um die Tiefen der Gottheit zu durchschauen und die Wesenheit Gottes vollkommen zu erkennen, wird aber ein unendlicher oder allwissender Verstand erfordert.

Wir übergehen viele Texte der Schrift, die von den hl. Vätern auf die Gottheit des hl. Geistes bezogen werden, und fügen nur noch bei, daß der hl. Geist derselbe ist, welchen Isaias auf dem Thron des Himmels sitzen sah, derselbe, vor dem die Seraphim anbetend riefen: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr, Gott der Heerscharen, die ganze Erde ist voll seiner Herrlichkeit," derselbe, der ihn mit dem Prophetenamte betraute. (Is. 6, 1. u. ff.) Dieses bezeugt der hl. Paulus (Apgsch. 28, 25. u. ff.), indem er, eben die Worte des Gottes der Heerscharen an den Propheten Isaias wiederholend, sagt: „Richtig hat der hl. Geist gesprochen" u. s. w. Offenbar werden an dieser Stelle dem hl. Geiste verschiedene göttliche Eigenschaften beigelegt: die ewige Herrschaft, die allerhöchste Majestät, die Heiligkeit und Unermeßlichkeit. — c) Nicht nur der göttliche Name und göttliche Vollkommenheiten, sondern auch göttliche Werke werden in der Schrift dem hl. Geiste zugeschrieben. Durch den hl. Geist wird alles geschaffen und neubelebt. „Du sendest aus deinen Geist," ruft der königliche Prophet (Ps. 103, 20.), „und sie (die Dinge, die zu Staub geworden) werden geschaffen (wieder belebt), und du erneuerst das Angesicht der Erde." Durch den hl. Geist wird der Mensch wiedergeboren zu einem gottähnlichen Leben, welches ihn würdig macht, das Himmelreich zu erlangen. Darum spricht Jesus selbst bei Johannes (3, 5.): „Wenn jemand nicht wiedergeboren wird aus dem Wasser und dem heil. Geiste, so kann er in das Reich Gottes nicht eingehen." Durch den hl. Geist werden wir geheiligt nach den Worten des Apostels: „Ihr seid geheiligt, ihr seid gerechtfertigt im Namen unseres Herrn Jesu Christi und im Geiste unseres Gottes." (1. Kor. 6, 11.) „Die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsere Herzen durch den heil. Geist, der uns gegeben worden." (Röm. 5, 5.) Aus den angezogenen Schriftstellen erhellt genugsam, daß dem hl. Geiste schöpferische, neubelebende, heiligende, mithin göttliche Thätigkeit beigelegt wird. — Mehreres zum Beweise der Gottheit des heil. Geistes anzuführen, wäre überflüssig. Denn ist es einmal erwiesen, daß die Schrift dem hl. Geiste auch nur eine göttliche Vollkommenheit, nur ein einziges göttliches Werk zueignet, so ist es auch unwidersprechlich dargethan, daß derselbe alle göttlichen Vollkommenheiten und Thätigkeiten besitzt; da der Besitz einer einzigen göttlichen, d. h. unendlichen Vollkommenheit den aller übrigen unendlichen Vollkommenheiten in sich begreift, und ein einziges göttliches Werk die unendliche Natur und Wirksamkeit Gottes voraussetzt. (Vergl. S. 151. n. 2.)

2) Die hl. Schrift bezeugt eben so deutlich und bestimmt, „daß der hl. Geist eine vom Vater und Sohne verschiedene

Person ist." — Ein klarer und unumstößlicher Beleg hiefür liegt in den bereits S. 218 erklärten Worten des Heilandes: „Ich will den Vater bitten, und er wird euch einen andern Tröster geben, damit er in Ewigkeit bei euch bleibe, den Geist der Wahrheit." (Joh. 14, 16.) Hier werden nämlich der bittende Sohn, der sendende Vater und der gesandte hl. Geist als drei von einander unterschiedene Personen bezeichnet. Ganz derselbe persönliche Unterschied ergiebt sich aus den Worten, wodurch Christus den hl. Geist sich und seinem Vater gleichsetzt; indem er unmittelbar vor seiner Himmelfahrt zu den versammelten Aposteln spricht: „Lehret alle Völker, und taufet sie im Namen des Vaters, und des Sohnes, und des hl. Geistes." (Matth. 28, 19.) So erschien auch der hl. Geist bei der Taufe Jesu als eine vom Vater und Sohne verschiedene Person. „Der hl. Geist," heißt es bei Luk. (3, 22.) „stieg in leiblicher Gestalt gleich einer Taube auf ihn (auf Jesus) herab, und eine Stimme erscholl vom Himmel: Du bist mein geliebter Sohn." Wer unterscheidet da nicht die Person des rufenden Vaters, die Person Jesu, des Sohnes, und endlich die Person des heiligen Geistes, der in Gestalt einer Taube über dem Haupte des Sohnes schwebte?

II. So lehrt auch und hat von jeher gelehrt die heilige katholische Kirche. — Schon im vierten Jahrhundert (i. J. 381) traten zu Konstantinopel 150 Bischöfe zu einem Konzilium zusammen und verdammten einstimmig die Irrlehre des Mazedonius, welcher die Gottheit des hl. Geistes leugnete. In der Absicht, dem Umsichgreifen derselben zu steuern, fügten sie zu den Worten des Nicäischen Glaubensbekenntnisses: „Ich glaube an den hl. Geist," noch hinzu: „den Herrn und Lebendigmacher, der von dem Vater und dem Sohne ausgeht, der mit dem Vater und dem Sohne zugleich angebetet und verherrlicht wird, der durch die Propheten geredet hat." Die Väter des Konzils übersandten dem hl. Papste Damasus ein Schreiben und beriefen sich in demselben auf das hohe Alter dieser Glaubenslehre und auf die Übereinstimmung derselben mit der Taufformel. Papst Damasus bestätigte die Lehre des besagten Konzils, welches als das zweite allgemeine anerkannt ist. Derselbe Papst hatte einige Jahre vorher zu Rom eine Synode abgehalten und das Anathem ausgesprochen gegen alle, die nicht mit aller Freimütigkeit und laut bekennten, „der hl. Geist sei einer Macht und Wesenheit mit dem Vater und dem Sohne; dem Vater, dem Sohne und dem hl. Geiste komme eine und dieselbe Gottheit, Majestät und Macht, eine und dieselbe Glorie und Herrlichkeit, dasselbe Reich, derselbe Wille, dieselbe Wahrheit zu." So wurde die neue Lehre des Mazedonius gleich bei ihrem Entstehen von der gesamten Kirche des Morgen- und Abendlandes gebrandmarkt und verworfen.

Von wem geht der hl. Geist aus?

„Der hl. Geist geht vom Vater und vom Sohne, als von einem Ursprunge aus.“ Es ist eine Glaubenswahrheit, an der wir festhalten müssen, 1) daß der hl. Geist nicht nur vom Vater, sondern auch vom Sohne ausgeht, und 2) daß er von beiden zugleich, als von einem Ursprunge ausgeht.

1) Das Ausgehen des hl. Geistes vom Vater und vom Sohne lehrt die hl. Schrift mit großer Bestimmtheit. „Wenn der Tröster kommen wird,“ sagt Christus (Joh. 15, 26.), „den ich euch vom Vater senden werde, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht; derselbe wird von mir Zeugnis geben.“ In dieser Schriftstelle wird das Ausgehen des hl. Geistes vom Vater so ausdrücklich, wie nur immer möglich, behauptet. Das Ausgehen vom Sohne hingegen ergiebt sich besonders aus den Worten des Heilandes bei Joh. (16, 13.): „Er (der hl. Geist) wird von dem Meinigen empfangen.“ Denn was anderes kann der hl. Geist vom Sohne empfangen, als die göttliche Wesenheit, da alles, was er hat und ist, nichts anderes ist oder sein kann, als die göttliche Wesenheit selbst? „Er wird von dem Meinigen empfangen,“ heißt also im Munde Jesu, des göttlichen Sohnes, eben so viel, als: er wird meine Wesenheit empfangen, er wird von mir ausgehen; oder was in Bezug auf den hl. Geist ganz dasselbe ist, er geht von mir aus; da in Gott weder Zukunft noch Vergangenheit denkbar ist. — Ferner wird der hl. Geist in der Schrift bald der Geist des Vaters, bald der Geist des Sohnes genannt. „Nicht ihr seid es, die da reden, sondern der Geist des Vaters“, spricht Jesus bei Matth. (10, 20.), und der hl. Paulus schreibt an die Galater (4, 6.): „Gott sandte den Geist seines Sohnes in eure Herzen.“ Nun aber würde nach der Bemerkung des hl. Augustin (Buch 4. v. d. Dreieinigkeit. Kap. 20) der hl. Geist ohne Grund als Geist des Vaters und des Sohnes bezeichnet, wenn er nicht vom Vater und vom Sohne zugleich ausginge. — Endlich tritt in der hl. Schrift an verschiedenen Stellen der Sohn als sendend, der hl. Geist als gesandt auf. Da aber bei der vollkommen gleichen Natur und Würde der göttlichen Person von keiner Sendung durch Befehl oder Rat die Rede sein kann, so kann dieselbe nur darin ihren Grund haben, daß der hl. Geist auch vom Sohne ausgeht, auch vom Sohne seinen Ursprung nimmt.

Dieselbe Lehre verkündet die hl. Kirche mit den bestimmtesten Ausdrücken in dem sogenannten Nicäischen und dem gleichfalls uralten Athanasianischen Glaubensbekenntnisse. Im ersteren heißt es: „Ich glaube an den hl. Geist, der vom Vater und Sohne ausgeht,“ und im letztern: „Der hl. Geist ist von dem Vater und dem Sohne

nicht gemacht, nicht erschaffen, nicht erzeugt, sondern er geht aus." Das unter Gregor X. im Jahr 1274 gefeierte II. Konzilium von Lyon stellt das Ausgehen des hl. Geistes vom Vater und Sohne als Glaubenssatz auf, indem sich dasselbe auf die stete Lehre der hl. Väter beruft. Sein Ausspruch lautet: „Wir bekennen gläubig und fromm, daß der hl. Geist vom Vater und Sohne ausgeht. Dieses hat die hl. römische Kirche, die Mutter und Lehrerin aller Christgläubigen, bis zum heutigen Tage bekannt, verkündet und gelehrt; dieses hält sie demnach fest, verkündet, bekennt und lehrt sie; dieses ist die unabänderliche und wahre Behauptung der rechtgläubigen Väter und Lehrer, sowohl der Lateiner, als auch der Griechen." In demselben Sinne sprach sich auch das Konzilium von Florenz aus im Jahre 1439 u. ff.*

2) Der hl. Geist geht vom Vater und Sohne, als von einem Ursprunge aus. Obgleich der hl. Geist vom Vater und vom Sohne, folglich von zwei Personen ausgeht, so hat er dennoch

---

* Der Zusatz „und dem Sohne," welcher sich gegenwärtig in dem Nicäischen Symbolum vorfindet, war allerdings weder in der ersten Nicäischen, noch in der ersten Konstantinopolitanischen Glaubensformel enthalten. In der ersteren bekannte das Konzil einfachhin: „Wir glauben an den hl. Geist"; in der letzteren fügte man noch zur Verteidigung der Gottheit des heil. Geistes wider den Irrtum der Mazedonianer die Worte bei: „der vom Vater ausgeht," weil damit schon hinlänglich erklärt war, daß er nicht erschaffen, sondern wie der Sohn einer Wesenheit mit dem Vater sei. Der oben bezeichnete Zusatz findet sich aber in dem Athanasianischen Glaubensbekenntnisse und in den Lehrentscheidungen der dritten Synode von Toledo (589.), und die Kirche sah sich später bewogen, um der neuen Irrlehre zu begegnen, daß der hl. Geist nur vom Vater ausgehe, auch dem allgemein angenommenen Nicäischen (eigentlich Nicäisch-Konstantinopolitanischen) Glaubensbekenntnisse die fernern Worte „und dem Sohne" beizusetzen. Mit größtem Unrecht beschuldigte daher im neunten Jahrhundert Photius, Patriarch von Konstantinopel, die abendländische Kirche einer Neuerung und Verfälschung der Glaubenslehre. Der Lehrsatz, daß der hl. Geist vom Vater und vom Sohne ausgeht, war dazumal nichts weniger als neu. Schon Cyrill von Alexandrien schreibt in dem Briefe an Nestorius, der im allgemeinen Konzil von Ephesus dogmatisches Ansehen erhielt: „Der Geist ist nicht von dem Sohne zu trennen, da er der Geist der Wahrheit genannt wird, und Christus die Wahrheit ist; er geht also sowohl von diesem, als auch vom Vater aus." Auch in seinen Anathematismen, die von den allgemeinen Kirchenversammlungen zu Ephesus, Chalcedon u. a. m. als der katholischen Lehre entsprechend erklärt wurden, spricht er sich in gleichem Sinne aus. Daß der hl. Geist vom Vater und Sohne zugleich ausgehe, lehren auch wiederholt und in klaren Ausdrücken der hl. Augustin, Ambrosius, Epiphanius, Chrysostomus u. a. Deshalb gaben im genannten Konzilium von Florenz die vereinigten lateinischen und griechischen Väter den Entscheid, „die vervollständigenden Worte und dem Sohne seien zur Beleuchtung der wahren Lehre und zur Hebung eines dringenden Bedürfnisses erlaubter und kluger Weise im (Nicäisch-Konstantinopolitanischen) Symbolum eingeschaltet worden."

nicht einen zweifachen Ursprung, sondern nur einen; weil der Vater und der Sohn den hl. Geist zugleich und von Ewigkeit durch einen und denselben Akt und durch eine und dieselbe, beiden gemeinsame Kraft hervorbringen. So hat auch die Welt, welche vom Vater und vom Sohne und vom hl. Geiste, mithin von allen drei göttlichen Personen erschaffen wurde, nicht einen dreifachen, sondern nur einen Ursprung; weil sie aus einem, den drei göttlichen Personen gemeinsamen Akt der schöpferischen Allmacht entstanden ist. Die allgemeinen Kirchenversammlungen von Lyon II. und von Florenz haben auch diesen Lehrpunkt feierlich ausgesprochen. „Wir bestimmen," heißt es im Einigungsdekret, welches mit Beistimmung der lateinischen und griechischen Väter von Eugenius IV. im Konzil von Florenz erlassen wurde, „daß alle Christgläubigen für wahr halten, annehmen und bekennen sollen, der hl. Geist sei von Ewigkeit aus dem Vater und Sohne . . . er gehe aus beiden von Ewigkeit als von einem Prinzipe (einem Ursprunge), und durch eine einzige Hauchung aus."

Die dritte Person in der Gottheit wird vorzugsweise heiliger Geist genannt, weil Christus derselben (bei Matth. 28, 19.) mit den Worten „im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes", und desgleichen die Apostel in ihren Sendschreiben (1. Joh. 5, 7; 2. Kor. 13, 13; 1. Petr. 1, 2.) diesen Namen beilegen. — Dieser Name bezeichnet nicht das Verhältnis der dritten Person zu den beiden andern, wie der Name „Vater" und „Sohn" das Verhältnis der ersten zur zweiten und hinwiederum der zweiten zur ersten Person ausdrückt; er bezeichnet auch nicht die Eigentümlichkeit der dritten Person, sondern vielmehr Eigenschaften der göttlichen Natur, die allen drei Personen gemeinsam ist. In der That kommt ja die Benennung „Geist" und „heilig" auch den beiden andern göttlichen Personen zu; denn auch der Vater ist Geist und der Sohn ist Geist; auch der Vater ist heilig, und der Sohn ist heilig. Wir legen jedoch diesen Namen vorzüglich der dritten Person bei, teils um dieselbe von der Person des Vaters und des Sohnes zu unterscheiden, da wir sonst keinen Ausdruck haben, um das Eigentümliche der dritten Person in Bezug auf die erste und zweite zu bezeichnen; teils um die besondere Wirksamkeit derselben in Beziehung auf uns Menschen anzudeuten. Wir nennen demnach die dritte Person in der Gottheit heilig, weil sie nicht bloß, wie die beiden andern Personen, an und für sich unendlich heilig, ja die Heiligkeit selbst ist; sondern, weil sie auch uns heiligt. Denn wie der ersten Person vorzugsweise die Erschaffung, und der zweiten die Erlösung, so wird auch der dritten die Heiligung der Menschen zugeschrieben. Da nämlich unsere Heiligung kraft der göttlichen Liebe geschieht, welche die Sünde aus unserm Herzen verbannt und uns mit Gott vereinigt, so ist es durchaus angemessen, daß dieselbe der dritten Person, welche die hl. Liebe selbst ist, vorzugsweise zugeeignet werde; zumal da es in der hl. Schrift heißt: „Die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsere Herzen durch den hl. Geist, der uns gegeben ist." (Röm. 5, 5.) Wir nennen dieselbe auch Geist, weil nach der Bemerkung des römischen Katechismus das Leben, welches

er uns mitteilt, ein im höhern Sinne geistiges, übernatürliches, dem göttlichen gleichförmiges Gnadenleben ist. Den Unterschied zwischen diesem und dem natürlichen Leben bezeichnet der göttliche Heiland selbst mit den Worten: „Was aus dem Fleische geboren ist, das ist Fleisch; und was aus dem Geiste geboren ist, das ist Geist.“ (Joh. 3, 6.) — Einen fernern Grund, weshalb die dritte Person Geist genannt wird, finden die Gottesgelehrten darin, daß das Wort „Geist“ in der lateinischen und griechischen Sprache so viel ist als „Hauch“. Wie nämlich der Hauch vom Hauchenden ausgeht und eine sanfte Bewegung eines dafür empfänglichen Gegenstandes hervorbringt, so geht auf ähnliche Weise auch die dritte Person in der Gottheit vom Vater und vom Sohne aus und treibt uns mittelst seiner Gnade an, Gott zu lieben und in heiliger Liebe mit Gott vereinigt zu bleiben.

2. Wirksamkeit des hl. Geistes.

Wo ist der hl. Geist?

„Als allgegenwärtiger Gott ist er überall; aber als Urheber unserer Heiligung und als Spender der übernatürlichen Gaben und Gnaden ist er besonders bei der katholischen Kirche und in der Seele des Gerechten.“

Wir können bei der vorliegenden Frage den hl. Geist entweder seiner Wesenheit, oder aber seiner Wirksamkeit nach betrachten. Seiner Wesenheit nach ist der hl. Geist überall, weil er Gott ist. Denn Gott ist seiner Wesenheit nach, wie schon anderswo (S. 158 u. ff.) gezeigt worden, unermeßlich und allgegenwärtig, mithin überall, und zwar überall zu gleicher Zeit, überall ganz und vollkommen. Wiewohl aber Gott überall und überall ganz zugegen ist, so können wir doch, sofern wir bloß seine Wirksamkeit ins Auge fassen oder den Ort bezeichnen wollen, wo er sich uns auf vorzüglichere Weise offenbart und in reichlicherer Fülle Gnaden spendet, mit gutem Grunde sagen, er sei besonders an diesem oder an jenem Orte gegenwärtig. So sprach schon Jakob, als er vom Traume erwachte, in welchem Gott ihm erschienen war: „Wahrhaftig, der Herr ist an diesem Orte. Hier ist nichts anderes, denn Gottes Haus.“ (1. Mos. 28, 16. 17.) Und Jesus selbst lehrt uns beten: „Vater unser, der du bist in dem Himmel“ (Matth. 6, 9); weil nämlich Gott in der Herrlichkeit des Himmels sich uns auf eine besonders huldvolle und glänzende Weise offenbaren will. — Was nun hier von der göttlichen Wirksamkeit überhaupt gesagt wurde, das gilt auch von der persönlichen Wirksamkeit des heil. Geistes. Auch der hl. Geist wirkt überall; jedoch können und müssen wir sagen, daß er ganz besonders in der katholischen Kirche und in der Seele der Gerechten sein gnadenreiches Wirken kund gebe und entfalte. Obwohl er nämlich gleich der Sonne, die allen

Erdenbewohnern Licht und Wärme giebt, allen Menschen Gnaden der Erleuchtung und des Antriebes zum Guten spendet, so wendet er doch in ganz vorzüglicher Weise der hl. Kirche und den Herzen der Gerechten seine gnadenreiche Thätigkeit zu, wie dieses aus den folgenden Fragen erhellen wird. Nur von der katholischen und von keiner andern Kirche läßt es sich mit Wahrheit sagen, daß der heil. Geist bei ihr verbleibe in Ewigkeit gemäß der Verheißung Jesu Christi: „Ich will den Vater bitten, und er wird euch einen andern Tröster geben, damit er in Ewigkeit bei euch verbleibe." (Joh. 14, 16.) Und nur von den Gerechten schreibt der Apostel, daß der hl. Geist in ihnen ist, und daß er in ihnen wohnt. (1. Kor. 3, 16; 6, 19.) — Da aber die Wirksamkeit des hl. Geistes sowohl in der Kirche Christi, sofern dieselbe die Hüterin der göttlichen Lehre, die Lenkerin des erlösten Geschlechtes, die Spenderin der hl. Sakramente ist, als auch in den einzelnen Gliedern keinen andern Zweck hat, als die Heiligung aller, und da diese heiligende Thätigkeit sich vornehmlich dadurch offenbart, daß er uns die Fülle seiner übernatürlichen Gnaden und Gaben spendet, so behaupten wir mit vollem Rechte, daß „der hl. Geist, als Urheber unserer Heiligung und Spender der übernatürlichen Gaben und Gnaden, besonders bei der katholischen Kirche und in der Seele des Gerechten ist."

Warum sagen wir aber, daß der hl. Geist „der Urheber unserer Heiligung" sei; ist denn nicht Christus, als Erlöser, der Urheber derselben?

„Christus ist der Urheber unserer Heiligung, insofern er uns die Gnade derselben verdient und vorbereitet hat; der hl. Geist aber, insofern er uns um der Verdienste Christi willen wirklich heiligt, d. h. von Sünden reinigt, gerecht und Gott wohlgefällig macht."

Dieses erhellt aus den Worten des hl. Paulus (1. Kor. 6, 11.): „Ihr seid abgewaschen, ihr seid geheiligt, ihr seid gerechtfertigt im Namen unseres Herrn Jesu Christi und im Geiste unseres Gottes." — Der Apostel will hiermit sagen: Ihr Gläubige von Korinth, die ihr vorher mit Sünden befleckt waret, ihr seid durch die hl. Taufe von euren Sünden abgewaschen, mit der heiligmachenden Gnade und allen übernatürlichen Tugenden begabt worden im Namen, d. h. durch die V e r d i e n s t e J e s u C h r i s t i, und im Geiste unseres Gottes, d. h. durch die K r a f t d e s h e i l. G e i s t e s. So wird also die Heiligung des Menschen vom Apostel sowohl dem Erlöser Jesus Christus, als auch dem hl. Geiste zugeschrieben, aber in verschiedener Weise: dem erstern als dem, welcher sie v e r d i e n t hat, dem letztern als dem, der dieselbe zunächst b e w i r k t. Die Folge wird dieses noch anschaulicher

machen. — Die gewöhnlichen und ordentlichen Mittel, die innere Heiligung zu erwerben, sind die hl. Sakramente, als eben so viele sichtbare Zeichen, durch welche uns unsichtbare Gnade und mittelst dieser innere Heiligung verliehen wird. Es entsteht nun eine doppelte Frage: Erstens, wer hat uns jene Gnade der inneren Heiligung verdient, welche uns durch die hl. Sakramente mitgeteilt wird? und zweitens, wer hat die hl. Sakramente eingesetzt und als Heiligungsmittel angeordnet? Auf beide Fragen folgt dieselbe Antwort: Es ist Jesus Christus, unser Herr. Den unendlichen Verdiensten unseres Heilandes verdanken wir es demnach, daß wir, wofern wir in Sünde sind, noch Gnade und innere Heiligung erwarten dürfen; seiner Liebe und Erbarmung, daß er uns solche Mittel an die Hand gegeben hat, um die innere Heiligung zu erlangen, oder, wenn man schon im Besitze derselben ist, sie zu vermehren. Jesus Christus ist also der Urheber unserer Heiligung, insofern er durch seinen Tod für uns die Gnade der Rechtfertigung verdient und durch Einsetzung der hl. Sakramente sie uns vorbereitet, d. h. die Erlangung und Vermehrung derselben nicht nur möglich, sondern auch leicht gemacht hat. — Wenn wir nun aber ferner die Frage stellen, wer uns in den hl. Sakramenten selbst die Gnade der Heiligung mitteilt, wer unsere Seelen von den Sündenmakeln wirklich reinigt, wer uns vom Tode der Sünde zu einem neuen, übernatürlichen Leben erweckt und vor den Augen Gottes heilig und gerecht macht, — so lautet die Antwort: Es ist dieses der hl. Geist, den Jesus nach seiner Rückkehr zum Vater seiner Kirche gesandt hat zum Heile des Menschengeschlechtes; deshalb wird denn auch der hl. Geist „Heiligmacher" und „Lebendigmacher" genannt. Und in der That wären die äußern Zeichen, wie das Abwaschen mit dem Taufwasser, die Salbung mit dem heiligen Öle oder die Worte der priesterlichen Lossprechung durchaus unvermögend, die Reinigung und Heiligung zu vollbringen, wenn mit denselben nicht entsprechende Gnaden verbunden wären. Wo immer aber Gnade mitgeteilt wird, da ist der hl. Geist vorzüglich wirksam; denn wiewohl die Gnadenspendung allen drei göttlichen Personen gemeinsam ist, so wird dieselbe dennoch als Werk der Liebe, wie schon bemerkt worden, vorzugsweise dem hl. Geiste zugeschrieben; weil er der Geist der Liebe, die persönliche Liebe des Vaters und des Sohnes ist.

Wann hat Christus seiner Kirche den hl. Geist gesandt?

„Er hat ihr denselben sichtbarer Weise gesandt am Pfingstfeste, als der hl. Geist in feurigen Zungen über die Apostel herabkam."

Vom Ölberge, wo sie Zeugen der Himmelfahrt ihres göttlichen Meisters gewesen waren, kehrten die Apostel nach Jerusalem zurück und beharrten daselbst in einem Saale samt den Frauen und Maria, der Mutter Jesu, einmütig im Gebete, auf daß sie nach der früher erhaltenen Verheißung „ausgerüstet würden mit Kraft aus der Höhe," d. h. mit dem hl. Geiste. (Luk. 24, 49.) „Als nun der Tag des Pfingstfestes gekommen war," so schreibt der hl. Lukas (Apgsch. 2, 1—4.), „da entstand plötzlich vom Himmel ein Brausen, gleich dem eines daherfahrenden gewaltigen Windes, und erfüllte das ganze Haus," wo die Apostel und Jünger des Herrn versammelt waren. „Und es erschienen ihnen zerteilte Zungen wie Feuer, die sich ob ihren Häuptern niederließen, und alle wurden erfüllt mit dem hl. Geiste." — Alle Umstände der Herabkunft des hl. Geistes über die gesamte, zu Jerusalem versammelte, christliche Gemeinde sind überaus merkwürdig und lehrreich. Dieselbe fand statt fünfzig Tage nach der Auferstehung Jesu Christi, am Pfingstfeste der Juden, damit die Wahrheit in allen Teilen mit dem Vorbilde übereinstimmte. Wie nämlich die Israeliten vordem das göttliche Gesetz am fünfzigsten Tage nach ihrer Befreiung aus der ägyptischen Knechtschaft auf steinernen Tafeln geschrieben erhielten, so sollte auch das neue Gesetz der Liebe und Gnade am fünfzigsten Tage nach der Auferstehung, wodurch Christus die Menschheit aus der Sklaverei des Todes befreit hat, durch den hl. Geist in die Herzen der Erlösten eingegraben werden. Es war also dieses der Tag der feierlichen Verkündigung des neuen Gesetzes und Bundes: sofort erlosch der alte Bund. Da ging in Erfüllung die Weissagung des Propheten Jeremias (31, 31—33.): „Siehe, es kommen Tage, spricht der Herr, da ich mit dem Hause Israel und mit dem Hause Juda einen neuen Bund schließe, nicht einen Bund, wie ich ihn mit ihren Vätern geschlossen am Tage, da ich sie bei der Hand faßte, um sie aus dem Lande Ägypten zu führen, welchen Bund sie brachen; sondern dies wird der Bund sein, den ich mit dem Hause Israel schließe nach jenen Tagen, spricht der Herr: Ich will mein Gesetz in ihr Inneres legen, und es in ihr Herz schreiben, und ich will ihr Gott sein, und sie sollen mein Volk sein." — Die Ankunft des hl. Geistes geschah im Brausen, gleich eines daherfahrenden gewaltigen Windes. Das Brausen, welches weithin vernommen wurde, sinnbildete den Schall des Evangeliums, welcher aus dem Munde der vom hl. Geiste beseelten Apostel über alle Länder des Erdkreises sich ausbreiten sollte nach dem Worte des königlichen Propheten David: „Über die ganze Erde ging aus ihr Schall und bis an die Grenzen des Erdkreises ihre Worte."

(Ps. 18, 5.) Das gewaltige Daherfahren des Windes bedeutet, wie rasch und unaufhaltsam der göttliche Geist der Kirche Christi trotz alles Widerstandes der Hölle, der Welt und der menschlichen Leidenschaften Bahn brechen und zum Siege über das Heidentum verhelfen werde. — Der hl. Geist stieg auf die versammelten Gläubigen herab in der Gestalt feuerähnlicher Zungen, um anzudeuten, daß er gesandt sei, die Apostel und Jünger des Herrn zu befähigen, durch ihre Worte des Heiles, wie durch ein heiliges Feuer, die Welt mit der Erkenntnis Jesu Christi, des Gekreuzigten, zu erleuchten, mit wahrer Gottes- und Nächstenliebe zu erwärmen, von Sünde und ungeregelten Neigungen zu reinigen und zu den heldenmütigsten Übungen und Opfern der Tugend anzueifern und zu entflammen.

Was die wunderbaren Erscheinungen bei der Herabkunft des hl. Geistes vorbedeuteten, das ging namentlich an den Aposteln sogleich und in auffallender Weise in Erfüllung. Kühn und entschlossen traten dieselben, Petrus an der Spitze, unverzüglich auf und legten mit unwiderstehlicher Kraft der Rede Zeugnis ab von der Auferstehung Jesu, von der Wahrheit und Göttlichkeit seiner Lehre. Alle die Tausende, welche aus „allerlei Ländern" zum Pfingstfeste nach Jerusalem gekommen waren und sich, durch die außerordentlichen Erscheinungen veranlaßt, um das Haus versammelt hatten, worin sich die Gläubigen aufhielten, waren voll Erstaunen und Bewunderung, als ein jeder diese Männer von Galiläa in seiner Sprache reden und die Großthaten Gottes verkünden hörte. Dreitausend schlossen sich nach der ersten Predigt des Apostelfürsten der christlichen Gemeinde an. Eingedenk der Weissagung und Vorhersagung ihres göttlichen Lehrmeisters, predigten von nun an die Apostel zu Jerusalem vor dem ganzen Volke, unter den Augen des erbitterten Hohenrates und frohlockten, weil sie würdig erachtet wurden, um des Namens Jesu willen Geißelstreiche und Schmach zu leiden. In der Folge durchzogen sie ganz Judäa und Samaria und trugen die frohe Botschaft des Heiles bis zu den äußersten Enden der Erde. Der Ruf ihrer Wunderthaten schritt vor ihnen her, bei ihrer Ankunft stürzten die Tempel und Götzen der Heiden zusammen, ihre begeisterten Worte entflammten allenthalben die Herzen mit jener glühenden Liebe zu Jesus, dem Gekreuzigten und Erstandenen, womit sie selbst erfüllt waren, und die ihnen Kraft und Mut genug gab, um den ausgesuchtesten Martern und selbst dem Tode zu trotzen.

Die Sendung des hl. Geistes galt jedoch nicht bloß den Aposteln, sondern der ganzen christlichen Kirche. Denn erstens war der hl. Geist der ganzen Kirche auf ewige Zeiten verheißen

worden. Schon durch den Propheten Joel (2, 28.) hatte Gott versprochen, daß „er von seinem Geiste über alles Fleisch ausgießen werde," und durch Isaias (59, 21.), daß sein Geist von der hl. Gemeine, der Kirche, nicht weichen werde „von nun an bis in Ewigkeit." — Zweitens war nach der Bemerkung des heil. Augustin (1. Rede auf Pfingstsonntag) im Speisesaal zu Jerusalem die ganze Kirche versammelt, die ganze Kirche empfing daselbst den hl. Geist. Wirklich sehen wir dort die sichtbare Gemeinschaft der Christgläubigen, wie noch heutzutage, vereinigt im Glauben und im Bekenntnisse der Lehre Jesu, in einmütigem Gebete unter der Leitung des von Christus eingesetzten Oberhauptes, des hl. Petrus. Durch die Apostel, als durch die von Christus verordneten Lehrer, Priester und Vorsteher der heiligen Gemeine, sowie durch deren rechtmäßige Nachfolger in diesem dreifachen Amte, sollte der heil. Geist, welcher im Speisesaale zu Jerusalem der jungen Kirche mitgeteilt worden, durch alle Jahrhunderte hindurch bis zum Ende der Zeiten den einzelnen Christgläubigen mitgeteilt werden. So war es der Wille Jesu Christi, der seine Kirche als eine Heilsanstalt von ewiger Dauer gestiftet hat, in welche man nur vermöge der Wiedergeburt aus dem hl. Geiste eintreten kann, und welche nicht anders, als mittelst der Gnade des hl. Geistes, die Menschen zur ewigen Seligkeit zu führen vermag.

Welche Gnaden spendet der hl. Geist der katholischen Kirche?

„Er lehrt, heiligt und regiert sie unsichtbarer Weise bis ans Ende der Welt."

1) „Der hl. Geist lehrt die Kirche." — Daß der hl. Geist seine Kirche lehren werde, verhieß Jesus Christus den zum öffentlichen Lehramte ausersehenen Aposteln, indem er zu ihnen sprach: „Ich will den Vater bitten, und er wird euch einen andern Tröster geben, damit er in Ewigkeit bei euch bleibe, den Geist der Wahrheit, den die Welt nicht empfangen kann; derselbe wird euch alles lehren . . . alle Wahrheit lehren." (Joh. 14, 16. 17. 26; 16, 13.) „Es steht also fest, daß der hl. Geist, den Christus hier den Geist der Wahrheit nennt, ewiglich in der Kirche verbleibt, dieselbe unterweiset, in alle Wahrheit einführt, daß er ihr alles verkündet, eingiebt, vorhält und gleichsam in den Mund legt, was Christi (d. echte christliche) Lehre ist." So schreibt ein eben so gelehrter, als frommer Erzbischof, der im sechzehnten Jahrhunderte zu London den Glauben mit seinem Blute besiegelte.* Der hl. Geist ist demnach

* Johannes Fischer (engl. John Fisher), Erzbischof von Rochester, in dem Buche, das er gegen Luther geschrieben hat. Seinen Martertod sieh Beisp. [107.]

der unsichtbare Lehrer der Kirche; er erleuchtet diejenigen, welchen es obliegt, die Reinheit und Unverfälschtheit der christlichen Offenbarung zu bewahren, den schleichenden Irrtum zu entlarven und bei vorkommenden Glaubensstreitigkeiten eine unfehlbare Entscheidung zu geben. Derselbe Geist der Wahrheit steht auch dem christlichen Volke bei, damit die von den Aposteln und Kirchenvätern überlieferte Lehre in den Herzen der Gläubigen treu bewahrt werde und von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanze bis zum Ende der Welt. Der hl. Geist nämlich, welcher durch den Mund der Kirche die Heilswahrheiten fort und fort verkündet, schreibt dieselben auch in die Herzen der Christgläubigen,* weckt und erhält in ihnen jenen ungetrübten Glaubenssinn, jenes tiefe, sicher führende Gefühl, welches füglich „die Salbung des hl. Geistes" genannt werden kann (1. Joh. 2, 20—27.), jenes Gefühl, das, in der christlichen Wahrheit wurzelnd, gegen jegliche Neuerung sich empört und alles verabscheut, was nur im entferntesten auf Fälschung des Glaubens abzielt. — Wenn wir hingegen in den von der katholischen Kirche getrennten Religionsgesellschaften ein so auffallendes Glaubenszerwürfnis wahrnehmen, wenn wir dieselben raschen Schrittes von Irrtum zu Irrtum dem Abgrund des Unglaubens zueilen sehen, so darf uns dieses keineswegs befremdlich vorkommen; es fehlt ihnen allen an der höhern Erleuchtung und Salbung „des Geistes der Wahrheit."

2) „Der hl. Geist heiliget die Kirche." — „Was die Seele dem Leibe des Menschen ist," sagt der hl. Augustinus in seiner ersten Rede auf das Pfingstfest, „das ist der hl. Geist dem (mystischen) Leibe Christi, der Kirche; was die Seele in allen Gliedern des einen Leibes thut, das thut der hl. Geist in der ganzen Kirche." Die Seele ist in allen Gliedern des Leibes zugegen, giebt allen zugleich Leben und Wachstum. So thut auch der hl. Geist in der Kirche. Er ist es, der allen Gliedern derselben das Leben der Gnade verleiht; von ihm aus strömt die heiligende Kraft durch den ganzen geheimnisvollen Leib Christi, wie die natürliche Lebenskraft aus dem Herzen durch alle Glieder unseres Leibes; er ist gleichsam der Pulsschlag des gottähnlichen Lebens, der heiligen Liebe, welche die Braut Christi beseelt. Alle übernatürlichen Gaben und Tugenden, welche in den einzelnen Gliedern der Kirche von An-

* „Sie haben," sagt der hl. Irenäus (adv. haeres. L. 3. c. 4.), „die Heilswahrheiten durch den hl. Geist in ihrem Herzen geschrieben und bewahren getreu die alte Überlieferung. . . Trüge ihnen jemand die Hirngespinste der Irrlehrer vor, so würden sie ob der gotteslästerlichen Rede unverzüglich die Ohren verschließen und entfliehen." Vergl. Möhlers Symbolik über die Überlieferung.

beginn sich vorfanden und noch vorfinden, alle Heiligkeit und jegliches Wachstum derselben hat mithin den hl. Geist zum Urheber. — Auch die vielfältigen Heilsmittel der Kirche Christi erhalten vom Geiste der Heiligkeit heiligende Kraft und Wirksamkeit. Darum fleht auch die Kirche bei der Weihe des Taufwassers so feierlich und nachdrücklich die Kraft des hl. Geistes über dasselbe herab;* darum hat auch Christus seinen Aposteln den hl. Geist verliehen, als er denselben die Vollmacht gab, die Sünden nachzulassen. (Joh. 20, 22.) Der hl. Kirchenlehrer Chrysostomus weist daher (1. Rede über Pfingsten) auf die Gewalt, die Sünden nachzulassen, hin, um zu zeigen, daß der göttliche Geist in der Kirche ist und sie heiligt. — Der heiligenden Wirksamkeit des Geistes der Liebe verdankt die Kirche Christi jene heroische Gottes- und Nächstenliebe, die allenthalben und zu allen Zeiten von so vielen ihrer Kinder geübt wurde und zur Stunde noch geübt wird; ihr verdankt sie die zahllosen Scharen heldenmütiger Blutzeugen, ihr die Chöre engelreiner Jungfrauen, ihr jene unabsehbare Reihe von Bekennern jeden Alters, jeden Ranges und Geschlechtes, die sich durch alle christlichen Jahrhunderte im schönsten Tugendglanze hindurchzieht; ihr jene frommen Ordensgenossenschaften, welche sich die vollkommene Nachahmung des freiwillig armen, verachteten und leidenden Heilandes zur einzigen Lebensaufgabe machen und so das sprechende Abbild des gekreuzigten Gottmenschen werden. Solche Zierden hat aber auch nur die wahre Kirche Christi aufzuweisen, da in ihr allein der Geist der Heiligkeit immerdar wohnet.

3) „Der hl. Geist regiert die Kirche." — „Niemand bezweifelt," so bemerkt der oben genannte Erzbischof von Rochester, „daß die Kirche vom hl. Geiste regiert werde; es sei denn derjenige, welcher sich vom Glauben an das Evangelium Christi losgesagt hat." Allerdings ist Christus das unsichtbare Oberhaupt der von ihm gestifteten Kirche, und als solches regiert er auch dieselbe unsichtbarer Weise, jedoch durch den hl. Geist, welcher von ihm, wie vom Vater, ausgeht und gesandt ist, folglich sein Geist ist. — Als in der ersten christlichen Kirche Glaubensboten ausgesandt werden sollten, um den Heiden das Evangelium zu verkünden, sprach der hl. Geist: „Sondert mir ab den Saulus und Barnabas zu dem Werke, wozu ich sie aufgenommen habe. . . . Diese nun, ausgesandt vom hl. Geiste, zogen nach Seleucia" u. s. w. (Apgsch. 13, 2. 4.) Und als die Apostel im Kirchenrate zu Jerusalem

---

* Dreimal singt der Celebrant, indem er jedesmal die Osterkerze in das zu segnende Taufwasser senkt: Descendat in hanc plenitudinem fontis virtus Spiritus sancti.

Verordnungen an die Gläubigen erließen, so thaten sie es mit den Worten: „Es hat dem hl. Geiste und uns gefallen, euch weiter keine Last aufzulegen, als die notwendigen Stücke“ u. s. w. (Apgsch. 15, 28.) Desgleichen ermahnte der hl. Paulus die Vorsteher der Kirche von Ephesus, „acht zu haben auf die Herde, in welcher sie der hl. Geist zu Bischöfen gesetzt.“ (Apgsch. 20, 28.) Deshalb sagt der hl. Chrysostomus in der obigen Rede auf Pfingsten: „Wenn der hl. Geist nicht wäre, so gäbe es in der Kirche keine Hirten und Lehrer.“ Dieser gnadenreichen Leitung des hl. Geistes zufolge herrschte und herrscht in der über den ganzen Erdkreis verbreiteten Kirche fort und fort die schönste Ordnung, der engste Anschluß an das sichtbare Oberhaupt, den römischen Papst, und an das unsichtbare, an Jesus Christus, „durch den (d. h. durch dessen Geist) der ganze Leib zusammengefügt und verbunden wird . . . und Wachstum erhält zu seiner Erbauung in Liebe.“ (Eph. 4, 15. 16.) Derselben Leitung des Geistes Christi ist es zuzuschreiben, daß in Hinsicht auf Glauben und christliche Sitten niemals Anordnungen und Gesetze erlassen wurden, die mit Anordnungen und dem Gesetze Christi im Widerspruche standen, obschon doch nur gebrechliche, zuweilen selbst unheilige Menschen das kirchliche Hirten- oder Vorsteheramt verwalteten; und daß beklagenswerte Mißbräuche, die im Laufe der Zeiten da oder dort zu Tage traten, von der Kirche niemals hervorgerufen, gehegt oder gebilligt wurden. — Wenn wir endlich die Kirche Christi trotz aller Verfolgungen und gewaltsamen Angriffe ihrer Feinde, trotz aller Hindernisse und Schlingen, die ihr von seiten ihrer entarteten Kinder in den Weg gelegt werden, in immer wachsendem Glanze den Erdkreis durchschreiten und allenthalben Wohlthaten und himmlischen Segen spenden sehen, so sind wir gedrungen, anzuerkennen, daß es der göttliche Geist ist, der sie kräftig und sanft an der Hand führt, ihr die Herzen der Völker öffnet und der Wehrlosen durch seinen allmächtigen Beistand den Sieg über all ihre Feinde und Verfolger verleiht.

Was die außerordentlichen Gaben der Sprachen, der Wunder und Weissagungen betrifft, womit der hl. Geist die junge Kirche ausrüstete, so darf ohne alles Bedenken behauptet werden, es seien dieselben niemals gänzlich aus der Kirche Christi verschwunden. Selbst in jenen Jahrhunderten, wo nach der Aussage mancher Glaubensgegner der hl. Geist aus der Kirche gewichen sein soll, findet man die bewährtesten Thatsachen, welche das Fortbestehen der Sprachen- und Wundergabe beweisen. Man durchblättere nur die Kirchengeschichte, sie bietet unzählige Belege dafür.[122] — Aber selbst im Falle, wo diese wunderbaren Gaben des hl. Geistes verschwunden wären, dürfte man keineswegs folgern, die Wirksamkeit desselben habe in der Kirche aufgehört. Wäre ja doch nach der Bemerkung

des hl. Augustin die Verbreitung der Kirche selbst, wofern sie ohne Wunder und Zeichen geschähe, das allergrößte Wunder. Und in der That, wer könnte den Finger Gottes darin verkennen, daß die Kirche, wie oben angedeutet worden, ungeachtet aller Gewalt und Arglist der Welt, der Hölle und der empörten Leidenschaften des Herzens, ohne alle menschlichen Mittel, oder jedenfalls mit verhältnismäßig sehr geringen, allmählich über den ganzen Erdboden sich ausbreitet? Übrigens geben die hl. Väter als Grund, weshalb in der bereits erstarkten Kirche diese Wundergaben seltener vorkommen, diesen an, es seien dieselben zur Befestigung des Glaubens nicht mehr so nötig, wie e es im Beginne zur Einpflanzung desselben gewesen.

Wird der hl. Geist auch jetzt noch gesandt?

„Unsichtbarer Weise wird er auch jetzt noch gesandt, so oft er mit seiner heiligmachenden Gnade in unsere Seele einkehrt, um in ihr zu wohnen."

Die heiligmachende Gnade ist, wie schon mehrmal angedeutet worden, und im dritten Hauptstück ausführlicher wird erklärt werden, eine unverdiente, übernatürliche Gabe, welche der hl. Geist unserer Seele mitteilt, durch welche wir aus Sündern Gerechte, Kinder Gottes und Erben des Himmels werden. Man nennt sie heiligmachende Gnade, auch Gnade der Rechtfertigung, weil sie uns heiligt, uns vom Stande der Sünde in den Stand der Gerechtigkeit versetzt, jener Gerechtigkeit nämlich, die uns Gott wohlgefällig und fähig macht, das Himmelreich zu besitzen. Diese heiligmachende Gnade empfangen wir in der hl. Taufe, und wenn wir sie durch die Todsünde wieder verloren haben, im hl. Sakramente der Buße, oder auch durch eine vollkommene Reue, insofern dieselbe den ernsten Willen einschließt, das hl. Bußsakrament wo möglich zu empfangen. — Mit der heiligmachenden Gnade empfangen wir aber nicht bloß eine Gabe des hl. Geistes, sondern den hl. Geist, den Urheber jener Gabe selbst, so daß wir denselben besitzen, in uns haben, in uns tragen. So lehren die hl. Väter; und darum wird nicht nur der Gnade des hl. Geistes, sondern ihm, dem heil. Geiste selbst, der Name Gabe Gottes beigelegt. „Der hl. Geist," sagt der hl. Bischof Isidor,* „wird Gabe genannt, weil er selbst gegeben wird." Und der hl. Augustin schreibt:** „Die gelehrtesten und angesehensten Ausleger der göttlichen Schriften verkündigten laut, daß der hl. Geist eine Gabe Gottes ist, damit wir nämlich wissen, Gott gebe uns keine geringere Gabe, als sich selbst." Diese Lehre gründet sich gleichfalls auf die klarsten Aussprüche der heil. Schrift: „Wisset ihr nicht," sagt der Apostel zu den Korinthern,

* Etymol. L. 7. c. 3. ** De fide et Symb. c. 9.

die in der Taufe die heiligmachende Gnade empfangen hatten, „daß ihr ein Tempel Gottes seid, und der Geist Gottes in euch wohnt?“ Und wiederum: „Wisset ihr nicht, daß eure Glieder ein Tempel des hl. Geistes sind, der in euch ist, den ihr von Gott habt?“ (1. Kor. 3, 16; 6, 19.) Christus selbst verhieß seinen Jüngern nicht bloß den Beistand des hl. Geistes, sondern den hl. Geist selbst. „Der Geist der Wahrheit,“ sagt er (Joh. 14, 17.), „wird bei euch bleiben und in euch sein.“ Und gleich darauf (V. 23.): „Wenn mich jemand liebt, so wird mein Vater ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm nehmen.“ Spricht nun auch der Heiland hier nur von der Person des Vaters und seiner eigenen, so gilt dasselbe gleichwohl auch von der Person des hl. Geistes, welche, als gleichen Wesens mit beiden, von denselben unzertrennlich ist. Die göttlichen Personen nehmen den angeführten Worten gemäß bei demjenigen Wohnung, der da Gott liebt. Diese göttliche Liebe ist aber von der heiligmachenden Gnade unzertrennlich; mit der heiligmachenden Gnade kommt also der hl. Geist zu uns. — Mit besagter Gnade kommt er jedoch auf eine ganz andere Weise zu unserer Seele, als wenn er dieselbe bloß zum Guten anregt. Im letzteren Falle tritt er zur Seele heran nur wie im Vorübergehen, wirkt, so zu sagen, von außen auf sie ein, gleich einer mahnenden oder warnenden Stimme, die zu unserm Ohre dringt und wieder verhallt; im ersteren hingegen kehrt er in das Herz ein, nimmt Wohnung in demselben, verbleibt darin, als in einem ihm geweihten Tempel, vereinigt sich mit der Seele auf das innigste, wie das Feuer mit Eisen und Stahl, welche es durchglüht, ohne sie zu verzehren.* Er kommt in die Seele als Urheber und Spender übernatürlicher Güter und Gaben, erfüllt sie fortwährend mit himmlischem Lichte und göttlicher Kraft, wird so in derselben „zur Wasserquelle, die ins ewige Leben fortströmt.“ (Joh. 4, 14.)**

---

* So der hl. Gregor von Nazianz, Cyrill von Alexandrien, Cyrill von Jerusalem, Basilius u. a. m.

** Es ist zwar kein Glaubenssatz, aber doch eine ganz gewisse, in der Offenbarung festbegründete Lehre, daß der hl. Geist nicht bloß mittels seiner geschöpflichen Gnade, sondern seinem Wesen nach in der Seele des Gerechten wohne und sich mit ihr auf eine besonders innige, ganz eigentümliche Weise vereinige. Die hl. Väter folgerten diesen Lehrsatz aus den von uns angeführten und vielen andern Schrifttexten und hielten denselben für so unzweifelhaft, daß sie sich desselben bedienten, um gegen die Mazedonianer die Gottheit des hl. Geistes zu beweisen. Wäre der hl. Geist nicht Gott, sondern etwas Erschaffenes, sprachen sie, so würde folgen, daß nicht Gott selbst, sondern nur seine Gnade oder ein anderes Geschöpf in uns wohne; diese Annahme aber widerstreite offenbar der hl. Schrift, die ausdrücklich bezeuge, daß der hl. Geist selbst, daß Gott in uns wohne. „Wie wären wir denn Tempel Gottes,“ fragt der hl. Kirchenlehrer Cyrillus von Alexandrien in seinem

Wie wir nun sagen, der göttliche Sohn sei in die Welt gesandt, weil er kam, um die menschliche Natur anzunehmen und bleibend unter uns zu wohnen; und wie wir oben sagten, der hl. Geist sei vom Vater und vom Sohne gesandt worden, weil er am Pfingstfeste über die Apostel und die gesamte Kirche herabkam, um dieselbe mit besonderer Gnadenfülle zu bereichern und ewiglich bei ihr zu verbleiben: so sagen wir auch mit bestem Grunde, der hl. Geist werde auch jetzt noch gesandt, so oft derselbe mit der heiligmachenden Gnade zu uns kommt, unsere Herzen zu seinen lebendigen Tempeln einweiht und in denselben nicht nur durch seine Kraft beständig wirkt, sondern auch seinem Wesen nach auf eine neue, ganz eigentümliche Weise bleibend wohnt.* Diese Sendung wird jedoch eine unsichtbare genannt, weil sie nicht wie jene, die am Pfigstfeste stattfand, eine den Sinnen wahrnehmbare ist. — Aus dem bisher Gesagten ersehen wir zur Genüge, welch unschätzbare Gabe die heiligmachende Gnade ist; jene Gnade, mit der in Wahrheit alles Gute, ja der Urheber alles Guten zu uns kommt. (Weish. 7, 11.) Und doch wie wenig wird diese Gnade von so vielen geachtet, wie gering werden die Güter und Ehren, die sie der Seele mitbringt, geschätzt, wie leichtfertig von so vielen verscherzt! O daß du, mein Kind, „die Gabe Gottes erkänntest“ (Joh. 4, 10.) und einsähest, wer derjenige ist, welcher mit derselben in dein Herz einging am Tage deiner hl. Taufe! Wie sorgfältig würdest du dieselbe bewahren, selbst um den Preis deines Lebens sie bewahren! Wie dankbar würdest du deinen Eltern, Lehrern, Erziehern und Seelsorgern dafür sein, daß sie dir zur Bewahrung

---

Dialoge über die hl. Dreifaltigkeit, „wenn wir in Wahrheit nur der nackten und unpersönlichen Gnade teilhaftig würden? Doch so verhält es sich nicht; denn wir sind Tempel des wirklichen und persönlichen Geistes und werden deshalb Götter genannt, weil wir durch die Verbindung mit ihm der göttlichen und unaussprechlichen Wesenheit teilhaftig geworden sind.“ Daß hier nicht bloß von der göttlichen Allgegenwart die Rede sei, vermöge welcher die drei Personen der Gottheit überall, selbst in den leblosen und vernunftlosen Geschöpfen zugegen sind, geht aus der eben angeführten Stelle klar hervor und erhellt auch aus den Worten der hl. Schrift, insbesondere aus dem Römerbriefe. (8, 9—11.) „Ihr aber seid nicht fleischlich,“ sagt der Apostel zu den Gläubigen, „sondern geistig, wenn anders der Geist Gottes in euch wohnet. . . . Und wenn der Geist desjenigen, der Jesum von den Toten erweckt hat, in euch wohnet; so wird der, welcher Jesum Christum von den Toten erweckt hat, auch eure sterblichen Leiber lebendig machen um seines Geistes willen, der in euch wohnet.“ An dieser Stelle ist offenbar von einem Inwohnen des göttlichen Geistes die Rede, welches bedingt ist und nur in den Gerechten stattfindet, also keineswegs von einem Zugegensein vermöge der göttlichen Allgegenwart, welches letztere absolut notwendig in den Sündern eben sowohl, als in den Gerechten statthat.

* *S. Thomas* Sum. p. 1. q. 43. a. 3. et 6.

dieses allerkostbarsten Kleinodes mit Rat und That behilflich sind! Und hättest du das Unglück gehabt, die heiligmachende Gnade und die damit verbundenen Güter zu verlieren, wie bitterlich würdest du diesen unersetzlichen Verlust beweinen! Du würdest sicherlich weder bei Tag noch bei Nacht ruhen, bevor du diese göttliche Gabe und mit ihr das Leben, den Adel und die schönste Zier deiner Seele durch den würdigen Empfang des hl. Bußsakramentes wieder erlangt hättest!

Welche Gnaden spendet (überhaupt) der hl. Geist den Seelen?

„Er erleuchtet, heiligt, stärkt und tröstet sie, weshalb er nicht nur Heiligmacher, sondern auch Tröster genannt wird."

Wir sollen lebhaft überzeugt sein, daß alles Gute, welches wir besitzen, vom hl. Geiste herkommt, der da die Liebe des Vaters und des Sohnes und als solche die ewige, unversiegbare Quelle aller natürlichen Wohlthaten und übernatürlichen Gnaden ist. Aus uns selbst sind wir nichts, vermögen wir nichts; sondern „all unser Vermögen ist aus Gott." (2. Kor. 3, 5.) Ohne die Gnade des hl. Geistes können wir nicht das Geringste zu unserm Heile anfangen, fortsetzen und vollenden: „Niemand kann sagen Herr Jesus, außer im hl. Geiste." (1. Kor. 12, 3.) Darum flehet die Kirche zum göttlichen Geiste: „Komm, heiliger Geist, komm, Vater der Armen, komm, Gnadenspender, komm, Licht der Herzen! Ohne dein göttliches Walten ist lauter Nichts im Menschen, lauter Gebrechen!" — Wenn wir also auf die Frage, welche Gaben der hl. Geist den Seelen spendet, die Antwort folgen lassen: „Er erleuchtet, heiligt, stärkt und tröstet sie", so beabsichtigen wir dadurch, nur einige und zwar die hauptsächlichsten anzugeben, da wir unvermögend sind, alle aufzuzählen.

1) „Der hl. Geist erleuchtet unsern Verstand," damit wir im Lichte des Glaubens erkennen, was gut, wahr und heilsam ist. Denn, wenn der hl. Geist nicht einen Strahl seines göttlichen Lichtes in unsere Herzen sendete, so nützte uns das Wort des Predigers wenig; ungeachtet des natürlichen Lichtes der Vernunft, ungeachtet des trefflichen Verstandes und aller Wissenschaften vermöchten wir nicht einmal zum christlichen Glauben, viel weniger zum ewigen Heile zu gelangen. — Das Beispiel der Apostel zeigt uns dieses sonnenklar. Dieselben hatten drei Jahre hindurch aus dem Munde Jesu Christi, ihres göttlichen Lehrmeisters, die erhabensten Wahrheiten vernommen, der Gottmensch selbst hatte ihnen dieselben durch Gleichnisse erklärt und anschaulich gemacht; dennoch blieben sie in Hinsicht auf göttliche Dinge so unwissend, daß sie, wenn er ihnen auch in den klarsten Ausdrücken von seinem Erlösungswerke, von

seinem zukünftigen Leiden und Sterben redete, „nichts davon verstanden" (Luk. 18, 34.), ja vielmehr Anstoß daran nahmen. (Matth. 16, 23.) Noch kurz vor seinem Leiden sprach er zu ihnen: „Ich habe euch vieles zu sagen, aber ihr könnet es jetzt nicht fassen" (Joh. 16, 12.), d. h. ihr seid jetzt noch viel zu irdisch gesinnt, um das, was Gottes ist, zu begreifen. Selbst nach der Auferstehung bekundeten die Jünger Jesu, wie oben (S. 545, 557 a.) bereits angedeutet wurde, eine dermaßen mangelhafte Erkenntnis des Göttlichen, daß wohl auf alle die Worte paßten, welche Jesus an die zwei im Glauben schwankenden Jünger von Emmaus richtete: „O ihr Unverständigen von langsamer Fassungskraft!" — Als aber der hl. Geist über sie herabstieg, da ging in ihrem Geiste die Sonne der göttlichen Wahrheit auf und erleuchtete durch ihr Wort die ganze in dichtester Finsternis des Heidentums begrabene Welt mit überschwenglichem Lichte. Von nun an konnten die Weltweisen aller Jahrhunderte zu den früher so beschränkten Fischern von Galiläa in die Schule gehen, und einige Zeilen aus den Sendschreiben der letzteren enthielten vollständigern Aufschluß über Gott und göttliche Dinge, als die bändereichen Werke der erstern sowohl in der vor- als nachchristlichen Zeit.

2) „Der hl. Geist heiligt unsere Seelen"; denn er ist, wie schon erklärt worden, der Urheber aller Heiligung und der Spender aller Gnaden, die zur Heiligung führen, dieselbe vollbringen und bewahren. „Durch den hl. Geist," sagt der hl. Chrysostomus (Homil. 2. über Pfingsten), erlangten wir die Verzeihung unserer Sünden; durch ihn wurden wir von allen Makeln der Laster gereinigt; durch seine Gabe sind die Menschen, welche sich der Leitung der Gnade überlassen, zu Engeln geworden, nicht dadurch, daß sie die Natur veränderten, sondern, was viel wunderbarer ist, dadurch, daß sie zwar Menschen blieben, aber so rein und heilig wandelten, wie die Engel. Durch die Gnade des hl. Geistes wird der Mensch, der noch vor kurzem mit dem Schmutze der Sünde befleckt war, heller und glänzender, als die Sonne." — In der That, wer sieht nicht die wunderbar läuternde und umwandelnde Kraft des hl. Geistes in der staunenswerten Veränderung, die an den Aposteln vorging? Dieselben Männer, welche uns zuvor als gebrechlich, irdischgesinnt, ja, als höchst unvollkommen entgegentraten, eben dieselben erscheinen nun allerwärts, hellleuchtenden Gestirnen gleich, als Vorbilder der reinsten Gottesliebe und des flammendsten Eifers für dessen Ehre. Als Gefäße der Heiligkeit verbreiteten sie den Wohlgeruch Jesu, des Gekreuzigten, über den weiten Erdball; durch göttliche Gesinnung und ein ganz himmlisches Leben gleichsam in Christo umgewandelt, konnte ein

jeder aus ihnen mit dem hl. Paulus allen Menschen zurufen: „Seid meine Nachfolger, gleichwie ich Christi Nachfolger bin“ (1. Kor. 4, 16.), und: „Mit Christus bin ich ans Kreuz geheftet, ich lebe, aber doch nicht ich, sondern Christus lebt in mir.“ (Gal. 2, 19. 20.)

3) „Der hl. Geist stärkt unsern Willen“ gemäß der Verheißung Jesu Christi: „Ihr werdet die Kraft des hl. Geistes empfangen.“ (Apgsch. 1, 8.) Ohne die Gnade des hl. Geistes ist der Mensch den Feinden seines Heiles gegenüber lauter Ohnmacht und Schwäche. Säulen, die fest und kräftig genug schienen, das Gewölbe des Himmels zu tragen, schwankten wie Schilf und brachen zusammen; Helden, die mit gewaltiger Streitmacht Völker und Könige vor sich hertrieben, wie der Wolf die wehrlose Herde, vermochten nichts wider den Andrang ihrer eigenen Leidenschaften: Zorn, Wollust, Ehrgeiz lenkten gebieterisch jeden ihrer Schritte. Durch die Gnade des hl. Geistes hingegen wird der Feigste zum Helden, der Schwächste zum Riesen, der Hirtenknabe zum Überwinder des Goliath. Sehr schön bemerkt daher der hl. Bernhard:* „Durch die Gnade des hl. Geistes wird der Mensch gegen jegliche Versuchung und Verfolgung gestählt, unüberwindlich, furchtlos. Daher sagt Salomon: „„Der Gerechte ist wie ein beherzter Löwe ohne Furcht.““ (Spr. 28, 1.) — Erinnert euch nur an das bereits Gesagte. Wie schwach, furchtsam und feige waren die Apostel, bevor sie mit der Kraft von oben ausgerüstet waren. Petrus, seinen feierlichen und zuversichtlichen Beteuerungen nach der mutigste aus ihnen, wankte und fiel ob dem Worte einer Magd. Alle übrigen waren entflohen, als man ihren Herrn gefangen nahm, und sammelten sich erst nach dessen Tode und Auferstehung wieder in einem abgelegenen Obersaale bei verschlossener Thür, weil sie sich vor den Juden fürchteten. Nach der Herabkunft des Geistes der Stärke aber kannten sie weder Furcht noch Zagen; unerschrockenen Mutes durchschritten sie alle Länder der Erde, spotteten der Folter und Qual und hielten „Sterben für Gewinn.“ (Phil. 1, 21.)

4) „Der hl. Geist tröstet uns“ in allen Bedrängnissen, Mühsalen und Leiden dieses irdischen Pilgerlebens. Darum nannte Christus selbst den Geist, welchen er zu senden versprach, einen Tröster, und die Kirche nennt denselben in dem salbungsvollen Hymnus „Komm hl. Geist“: „den besten Tröster, der Seele trauten Gast und süßes Labsal.“ Der hl. Geist tröstet unsere Seele, indem er ihr zuversichtliche Hoffnung der Verzeihung einflößt; er

* De donis Sp. Sti n. 4. inter suppos. aq. Mabill.

tröstet sie, indem er ihr „den Frieden Gottes bringt, der allen Begriff übersteigt“ (Phil. 4, 7.); er tröstet sie in Verfolgung und Leiden, indem er den Balsam seiner Gnade in sie ausgießt und dieselbe mit solcher Wonne erfüllt, daß sie mit dem Apostel ausruft: „Er ist es, der uns tröstet in jeder Trübsal“ (2. Kor. 1, 4.), und wiederum: „Ich bin mit Trost erfüllt und übervoll von Freude bei aller Trübsal.“ (2. Kor. 7, 4.)

Diese und viele andere Wirkungen bringt der hl. Geist in uns hervor durch unterschiedliche Gnaden, die er uns zum Heile unserer Seele spendet. — Die Gnade, wodurch er uns heiligt, heißt die heiligmachende, wie schon bemerkt wurde. Andere heißen wirkliche (aktuelle) Gnaden, die vorübergehend auf die Seele wirken, gleichsam wie ein vorüberziehender Lichtstrahl, der des Geistes Dunkel zerstreut, oder wie eine Stimme, die warnt, ermahnt, antreibt, bald leiser, bald lauter zum Guten auffordert oder vom Bösen abschreckt und dann wieder schweigt. Von diesen verschiedenen Gnaden wird im dritten Hauptstücke des Katechismus weitläufiger gehandelt werden. Überdies giebt es auch noch die sogenannten sieben Gaben und die zwölf Früchte des hl. Geistes, von denen nun hier die Rede sein wird.

Welches sind die sogenannten sieben Gaben des hl. Geistes?

1) „Die Gabe der Weisheit, 2) des Verstandes, 3) des Rates, 4) der Stärke, 5) der Wissenschaft, 6) der Frömmigkeit, 7) der Furcht Gottes.“

Diese Gaben unterscheiden sich von den oben erwähnten Gaben der Sprachen, der Wunder und Weissagungen hauptsächlich dadurch, daß die letztern vorzüglich zum Heile anderer, zur Verherrlichung Gottes und seiner Kirche, die ersteren hingegen zunächst zum Heile jener, die sie empfangen, verliehen werden. Die Gaben des hl. Geistes werden uns im Augenblicke der Rechtfertigung zugleich mit den göttlichen Tugenden des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe eingegossen.* Es sind dieselben gleichsam der Brautschmuck, die Mitgift der gerechtfertigten, durch die heilige Liebe mit Gott vermählten Seele, ein herrliches Angebinde, womit der himmlische Vater seine angenommenen Kinder im Augenblicke ihrer Wiedergeburt beehrt und bereichert. Da sie aber bei ihrer Eingießung in der hl. Taufe noch unentfaltet sind, ähnlich dem Keime, aus dem sich die Pflanze erst allmählich entwickelt, so soll es unsere angelegentlichste Sorge sein, diese Himmelskeime im erneueten Erdreich unserer Seele zu

---

* Dieses ist, wenn auch nicht ausdrücklicher Lehrsatz der Kirche, doch wenigstens die Lehre des hl. Thomas und der Mehrzahl der Gottesgelehrten, hat zudem einen Haltpunkt in den Worten des Tridentinum (Sitz. 6. Kap. 7.), daß die Rechtfertigung geschieht durch „die freiwillige Aufnahme der Gnade und der Gaben.“

pflegen, das Wachstum und Gedeihen derselben zu fördern und durch inbrünstiges Gebet von Gott zu erflehen. Dieses unser Flehen wird sicher nicht unerhört bleiben; sagt ja doch Christus selbst: „Wenn ihr (Menschen), die ihr böse seid, euern Kindern gute Gaben zu geben wisset; wie viel mehr wird euer Vater im Himmel den guten Geist denen geben, die ihn darum bitten!" (Luk. 11, 13.) Diese kostbaren Gaben des hl. Geistes sind uns vorzüglich gegeben, wie die Gottesgelehrten bemerken, zum Schutze und zur Vervollkommnung der Tugenden, indem sie, wie die Schwingen dem Adler, so unserer Seele die Kraft verleihen, der Leitung des hl. Geistes jederzeit folge zu leisten und in dieser Weise zu einem hohen Grade christlicher Tugend und Vollkommenheit sich zu erheben.* — Die sieben Gaben stehen im Katechismus in derselben Ordnung, wie beim Propheten Isaias (11, 2.), wo er dieselben dem Messias, Jesus Christus, zueignet. Er beginnt mit der höchsten Gabe, der Weisheit, und steigt zur untersten, der Furcht des Herrn, gleichsam vom Himmel zur Erde herab; „wir hingegen," sagt der hl. Papst Gregor (Homil. 19. über Ezechiel), „als armselige Fremdlinge, die von der Erde zum Himmel pilgern, wir steigen in deren Aufzählung dieselben Stufen hinan, von der Furcht des Herrn bis zur Gabe der Weisheit." — Dieses Aufsteigen, welches dem Fortschreiten auf dem Wege der Vollkommenheit entspricht, ist jedoch nicht so zu verstehen, als könnte die Erwerbung oder Vermehrung der einen Gabe (z. B. der Frömmigkeit) nicht stattsaben, bevor die andere, unmittelbar vorhergehende Gabe (die Furcht des Herrn) in der Seele die höchste Vollkommenheit erreicht hätte; vielmehr wird der hl. Geist, je nach Bedürfnis des christlichen Lebens, bald die eine, bald die andere, bald auch mehrere Gaben gleichzeitig verleihen oder vermehren. „Der Geist wehet, wo er will." (Joh. 3, 8.)

1) **Furcht Gottes.** — Wir nennen zuerst die Furcht Gottes, weil es geschrieben steht: „Die Furcht des Herrn ist der Anfang der Weisheit." (Sir. 1, 16.) — Es giebt eine doppelte Furcht Gottes: eine **knechtische** und eine **kindliche**. Meidet man das Böse, wie ein Knecht, bloß aus Furcht vor der Strafe des Herrn, so ist man von knechtischer Furcht Gottes beseelt; meidet man es aber, wie ein gutes Kind, aus Furcht, den besten und liebenswürdigsten Vater zu beleidigen, so hat man kindliche Furcht Gottes. Die erstere ist gut, ist auch ein Gnadengeschenk Gottes, wie das Konzilium von Trient lehrt. (Sitz. 14. Kap. 4.) Dieselbe trieb die Niniviten an, auf die Predigt des Propheten Jonas sich zu verdemütigen und aufrichtige Buße zu thun. Die kindliche Furcht Gottes ist aber weit edler und besser, und insofern sie die Seele antreibt, auch die geringste Sünde zu meiden, ist sie im eigentlichen Sinne eine der sieben Gaben des hl. Geistes, von der hier die Rede ist. Sie wird mit Recht kindliche Furcht

---

* *S. Thomas*, Sum. p. 1. 2. q. 69. a. 1. et 8; *Habert*, Theol. dogm. de gratia c. 4. §. 9. „Dona disponunt ad actus excellentes et heroicos."

Gottes genannt, weil es edlen Kindern Gottes eigen ist, überall und jederzeit zu fürchten, irgend etwas zu thun, was ihrem besten und liebenswürdigsten Vater im Himmel mißfällig sein könnte. Die Heiligen, welche von dieser kindlichen Furcht Gottes erfüllt waren, wachten stets über sich, schraken selbst vor dem Schatten der Sünde zurück und waren bereit, eher zu sterben, als Gott, ihren besten Vater, auch nur durch die mindeste vorsätzliche Übertretung seiner Gebote zu beleidigen. [123]

2) Frömmigkeit. — Ein gutes Kind ist nicht zufrieden, alles zu vermeiden, was seinen Vater beleidigen könnte; es ehrt und liebt ihn auch, verkehrt gerne mit ihm, liebt auch diejenigen, die ihm lieb sind und ist ernstlich darauf bedacht, demselben immer und überall Freude zu machen. So verhält es sich auch mit dem Kinde Gottes. Nicht nur meidet dasselbe die Sünde; es verehrt und liebt auch Gott, seinen besten Vater; es dehnt seine Liebe und Verehrung auch auf diejenigen aus, welche Gott lieb hat, auf die Engel und Heiligen, als Freunde seines himmlischen Vaters, namentlich auf Maria, die Mutter des eingebornen Sohnes Gottes, auch auf die Mitmenschen, als auf geliebte Kinder und Ebenbilder desselben; es findet sein seligstes Vergnügen im Umgange mit Gott, hat seine süßeste Freude am Gebete, an der Lesung frommer Bücher, am Gottesdienste und an der Anhörung des göttlichen Wortes, überhaupt an der steten Erfüllung des väterlichen Willens und an allem, was auf die Ehre und Verherrlichung seines liebsten Vaters im Himmel Bezug hat. Wer beharrlich so gesinnt ist und so handelt, der ist wahrhaft fromm, an dem offenbart sich in auffallender Weise die Gabe der Gott höchst wohlgefälligen Frömmigkeit. [124]

3) Wissenschaft. — Wenn wir uns ernstlich bestreben, alles Gott Mißfällige zu meiden und uns in den Werken der Frömmigkeit fleißig zu üben, so vermehrt der hl. Geist in uns die Gabe der Wissenschaft, d. h. er erleuchtet immer mehr und mehr unsere Herzen, indem er in dieselben, wie der Apostel sagt, sein göttliches Licht strahlen läßt (2. Kor. 4, 6.), damit wir in aller heilsamen Erkenntnis zunehmen und im Guten fortschreiten. Diese Erkenntnis erstreckt sich nach dem hl. Bonaventura (von den Gaben des hl. Geistes) sowohl auf die Wahrheiten, die wir glauben, als auch auf die Pflichten, die wir dem Glauben gemäß ausüben sollen. Sie unterscheidet sich aber von derjenigen, welche wir durch eigenes Forschen und Studium erwerben; sie ist eine Gabe des hl. Geistes, die gewöhnlich bewirkt, daß die Wahrheit, auch wenn wir dieselbe schon früher kannten, in einem hellern Lichte sich unserm Geiste darstellt, denn je zuvor; daß sie zugleich

unser Herz erwärmt und antreibt, unsern Wandel nach dieser höhern Erkenntnis einzurichten; sie lehrt uns den Willen Gottes erkennen, die Welt und alle erschaffenen Dinge in ihrer Beziehung zu Gott, als ihrem Ursprunge und ihrem letzten Ziele, betrachten; sie ist die Wissenschaft der Heiligen, die alles irdische Wissen und alle weltliche Gelehrsamkeit weit übertrifft. Viele besitzen mannigfache und ausgebreitete Kenntnisse; aber ihr Wissen ist unfruchtbar und führt weder sie selbst noch andere zum Heile. Es kommt nicht von oben, vom „Vater der Lichter“ (Jak. 1, 17.); darum verleitet es nicht selten dazu, über dem Geschöpfe den Schöpfer, über dem flüchtigen Schatten das unvergängliche Licht zu vergessen. Dagegen giebt es solche, die in den Augen der Welt als Unwissende gelten, die wenig oder nichts aus Büchern erlernt haben; die aber, vom hl. Geiste erleuchtet, in den Wegen des Heiles sehr unterrichtet sind, denen die ganze Natur ein erschlossenes Buch ist, worin sie Gott und seine Vollkommenheiten lesen. [125]

4) Stärke. — Was würde es uns aber nützen, unsere Pflichten noch so klar zu erkennen, wenn es uns an Starkmut fehlte, um dieselben zu erfüllen? Zur Gabe der Wissenschaft tritt also jene der Stärke hinzu, damit wir im Kampfe gegen die Feinde unseres Heiles nicht erliegen, sondern trotz aller Anfechtungen, Mühen und Verfolgungen den erkannten Willen Gottes vollziehen. Diese Gabe des hl. Geistes unterscheidet sich von dem Starkmut, der eine der sogenannten Kardinaltugenden ist, dadurch, daß sie uns nicht nur, wie dieser, Kraft verleiht, die gewöhnlichen Christenpflichten zu erfüllen, sondern auch der Leitung des hl. Geistes zu folgen, wo es gilt, mit heroischem Mute die schwersten Opfer, Blut und Leben für den hl. Glauben oder zur Verteidigung der verfolgten Unschuld und zur Beförderung des Seelenheils der Nebenmenschen darzubringen. — Der hl. Franz Xaver besaß die Tugend des Starkmutes in einem ausgezeichneten Grade; dennoch bebte er vor Furcht, wie er selbst bekannte, als er den nach Menschenfleisch lüsternen Barbaren der Insel Mora die Botschaft des Heiles verkünden sollte. Der hl. Geist stärkte ihn aber mit seiner Gabe — und er zog mutig hin und wandelte diese blutdürstigen Wilden in Lämmer Christi um. [126]

5) Rat. — Aber auch das ist noch nicht genug, daß wir im allgemeinen unsere Pflichten erkennen und auch den festen Willen haben, dieselben trotz aller Hindernisse zu erfüllen. Es giebt nicht selten einzelne Fälle, wo wir im Zweifel stehen, was besser oder Gott wohlgefälliger sei, oder welche Mittel vorzugsweise anzuwenden seien, um das Ziel zu erreichen, welches wir uns vorgesteckt und als das Beste erkannt haben. Damit uns nun bei

dieser Wahl die Eigenliebe oder der Schein des Guten nicht täusche, oder der böse Feind, der nach den Worten des Apostels sich manchmal in einen Engel des Lichtes verwandelt, nicht hintergehe, kommt der hl. Geist mit der Gabe des Rates uns zu Hilfe. Durch Gründe, die der hl. Geist unserm Geiste vorhält, oder auch durch eine feste Überzeugung, verbunden mit innerm Frieden und geistlichem Troste, erkennen wir dann, was wir thun sollen, um Gott zu gefallen. Besonders notwendig ist uns diese höhere Erleuchtung, wenn wir einen Lebensstand wählen, oder die gehörigen Mittel zum Gelingen irgend eines zur Ehre Gottes wichtigen Unternehmens ergreifen, oder als Vorsteher andere leiten und regieren sollen. Gewöhnliche Klugheit reicht da nicht immer hin; denn gar oft „ist unsere Vorsicht unsicher. . . . Wer wird deinen Sinn erkennen (o Gott!), wenn du nicht deinen heil. Geist aus der Höhe sendest, daß die Menschen lernen, was dir gefällig?“ (Weish. 9, 14—18.) [127]

6) Verstand. — Schon durch die Gabe der Wissenschaft wird unser Verstand dermaßen erleuchtet, daß wir manche Glaubenswahrheiten, namentlich solche, deren Gegenstand die Fassungskraft der Vernunft nicht übersteigt (z. B. daß der Mensch erschaffen ist, um Gott zu erkennen, zu lieben u. s. w.; daß die göttliche Vorsehung die ganze Welt erhält und weise regiert), viel klarer und verständiger, als zuvor, erkennen; allein die alle menschlichen Begriffe übersteigenden Geheimnisse der Religion bleiben unserm Verstande, wie früher, verschlossen. Wenn nun aber Gott eine Seele zu einer hohen Stufe der Heiligkeit führen will, so erteilt er derselben nicht selten vermöge eines besonders gnadenreichen Lichtes eine mehr oder minder tiefe Einsicht in die göttlichen Geheimnisse selbst; damit sie durch diese höhere Erkenntnis der Vollkommenheiten Gottes angespornt werde, demselben um so vollkommener zu dienen. Dieses Licht ist die Gabe des Verstandes.* Mittelst derselben haben manchmal schlichte, mit wenig Scharfsinn begabte und jeglicher wissenschaftlichen Bildung entbehrende Gläubige eine so tiefe Kenntnis der erhabensten Geheimnisse, selbst der heil. Dreieinigkeit oder der Menschwerdung, daß Gelehrte, die sie davon sprechen hören, staunen und bekennen müssen, sich nie zu einer so erhabenen Auffassung derselben erschwungen zu haben. Die

---

* Donum *intellectus* „est lux divina, qua potentia intellectus perfectiones divinas et fidei nostrae arcana acute, profunde et stupenda cum admiratione penetrat.“ So Scaramelli, directorium myst. Tom. 1. Tract. 1. c. 7. Desgleichen der hl. Bonaventura, de donis Sp. S.

Lebensbeschreibungen der Heiligen liefern uns viele derartige Beispiele. [128]

7) Weisheit. — Dieses ist die höchste und vorzüglichste aller Gaben des hl. Geistes. Es ist jene Weisheit, welche uns in den hl. Schriften so oft und in so glänzenden Ausdrücken empfohlen und angepriesen wird; jene Weisheit, die gleichsam ein Ausfluß der unerschaffenen Weisheit ist und vom hl. Geiste in immer reicherem Maße in unsere Herzen geleitet und ausgegossen wird. Der hl. Bonaventura nennt sie „eine übernatürliche, bleibende, vom hl. Geiste eingegossene Fähigkeit, Gott zu erkennen und mit Hochgenuß zu lieben." Die Gabe der Weisheit erleuchtet also nicht nur unsern Verstand, wie die der Wissenschaft, des Rates und des Verstandes es zunächst thun, sondern entflammt auch unser Herz von Liebe zu Gott, verleiht uns hohen Geschmack an göttlichen Dingen und steigert unser Verlangen nach den himmlischen Gütern, insbesondere nach der Anschauung oder dem Vollbesitze Gottes. Im stets zunehmenden Lichte derselben erkennen wir immer besser die Nichtigkeit alles Erschaffenen im Vergleich zum höchsten, unendlichen Gute, dem Urquell aller Wahrheit, Schönheit und Vollkommenheit. Durch sie wird unser ganzes Streben dahin gerichtet, Gott über alles und alles in Gott zu lieben; worin eben die Vollkommenheit des christlichen Lebens besteht. — Lasset uns also um diese allerkostbarste Gabe inständig und beharrlich zu Gott flehen, der sie nach dem Ausspruche des Apostels Jakobus (1, 5.) „allen reichlich giebt und es nicht vorrückt." [129]

Von den Früchten des hl. Geistes kann hier nicht ausführlich gehandelt werden. Wenn der hl. Geist im Herzen wohnt, so gleicht der Mensch einem lebenskräftigen Baume, der die besten und süßesten Früchte bringt, d. h. Werke der Tugend und Heiligkeit verrichtet; bemächtigt sich im Gegenteil der Geist der Welt und des Fleisches einer Seele, so ist dieselbe einem Baume zu vergleichen, der böse und bittere Früchte trägt, „Werke des Fleisches vollbringt, als da sind Unreinigkeit, Feindschaft, Zank, Neid, Zorn, Totschlag" u. s. w. (Gal. 5, 19. und ff.) An den Früchten also, d. h. an unsern Werken können wir erkennen, welcher Geist uns beseelt. „An ihren Früchten werdet ihr sie (die Menschen) erkennen", sagt der göttliche Heiland; denn „jeglicher gute Baum bringt gute Früchte, ein schlechter Baum aber bringt schlechte Früchte." (Matth. 7, 16. 17.) „Die Früchte des hl. Geistes sind Liebe, Freude, Friede, Geduld, Milde, Güte, Langmut, Sanftmut, Treue, Mäßigkeit, Enthaltsamkeit, Keuschheit." (Gal. 5, 22. 23.) Wie der Apostel oben nicht alle Früchte des Fleisches, sondern nur die vorzüglichsten aufgezählt hat, so zählt er hier auch nur die vornehmsten Früchte des hl. Geistes auf. — Alle die Früchte des hl. Geistes sind lieblich, sie beglücken und versüßen schon hienieden das Leben. Unter ihnen nimmt, was besonders zu bemerken, die

Freude die zweite Stelle ein. Die Heiligkeit ist also nicht das, wofür sie die Kinder der Welt so oft ansehen und verschreien, sie ist nicht die Mutter des Trübsinnes und der Traurigkeit, sie ist nicht die Urheberin eines finstern, grämlichen Wesens. — Vom hl. Einsiedler Antonius, dessen außerordentliche Strengheiten weit und breit Staunen und Bewunderung erregten, erzählt der hl. Athanasius, er sei von so auffallend heiterm Aussehen gewesen, daß Fremde, welche seine Einsiedelei besuchten, denselben auf den ersten Blick an seinem ruhigen, freudestrahlenden Gesichte erkannten und von den um ihn versammelten Mönchen unterschieden. Den sinnlichen Menschen kommt es allerdings unbegreiflich vor, daß ein abgetötetes und bußfertiges Leben mit wahrer Freude vereinbar sei. Die Welt kennt eben die Freude des hl. Geistes nicht; sie sieht wohl die Dornen der Selbstverleugnung, aber nicht ihre Rosen; sie kennt die Bitterkeit des Leidens, aber kostet nicht dessen Süßigkeit; sie sieht das Kreuz, aber nicht die Salbung, die der Geist des Friedens und der Freude über dasselbe ausgießt.

Wie lange bleibt der hl. Geist mit den sieben Gaben in der Seele?

„So lange sie von jeder schweren Sünde sich rein erhält; denn die Todsünde vertreibt den hl. Geist aus der Seele."

Die Todsünde unterscheidet sich hauptsächlich dadurch von der läßlichen, daß sie eine Lossagung von Gott, eine erklärte Feindschaft mit Gott, gewissermaßen eine Abgötterei ist. Deshalb kann der hl. Geist unmöglich in einer Seele verbleiben, die mit derselben behaftet ist. „Oder wie kann sich Licht zu Finsternis gesellen? Wie verträgt sich der Tempel Gottes mit den Götzen?" (2. Kor. 6, 14. 16.) „Die Weisheit," d. h. der hl. Geist, der Urheber und Spender himmlischer Weisheit, „geht nicht in eine boshafte Seele ein und wohnet nicht in einem Leibe, der Sünden und Lastern dient; denn der hl. Geist flieht vor dem Heuchler," d. h. vor einem Menschen, der ihn zwar äußerlich verehrt, aber durch ein sündhaftes Leben verleugnet. (Weish. 1, 4. 5.) „Der heil. Geist," sagt Origenes (in der sechsten Homilie über das vierte Buch Moses), „weilt nur bei jenen, die reinen Herzens sind, wohnt hingegen nicht in einem Leibe, welcher der Sünde unterworfen ist; selbst wenn er zuvor in demselben gewohnt hat. Denn der Geist Gottes kann die Gemeinschaft und das Zusammensein mit dem bösen Geiste nicht vertragen. Nun ist es aber gewiß, daß der böse Geist, so lange der Sündenzustand währt, im Herzen des Menschen seine Herrschaft ausübt. Räumen wir nun diesem eine Stelle in unserm Herzen ein, nehmen wir ihn durch böse Gedanken und schändliche Begierden in uns auf, so wird der hl. Geist betrübt und verdrängt. Darum mahnt der Apostel: „ „Betrübet nicht den hl. Geist." " (Ephes. 4, 30.)

Nutzanwendung.

Welch entsetzliches Übel ist nach all dem Gesagten die Todsünde; sie, die da den Tempel Gottes entweiht, den hl. Geist mit seinem herrlichen Gefolge von Tugenden und Gaben aus dem Herzen vertreibt, um dem Satan mit allen seinen Lastern und Greueln Eingang und bleibenden Wohnsitz zu verschaffen! „Weh ihnen, wenn ich von ihnen weiche!“ so ruft der Geist Gottes durch den Mund des Propheten Oseas (9, 12.) den Sündern zu. Ja, weh den Sündern, wenn der hl. Geist von ihnen weicht! Mit ihm weicht auch die Liebe, die Freude, der Friede und jeglicher himmlische Trost und jegliche Hoffnung der ewigen Seligkeit. Weh den Sündern! Denn der hl. Geist weicht nur dann von ihnen, wenn sie ihn durch Entheiligung ihrer Seele, die sein lebendiger Tempel ist, vertreiben. „Wenn aber jemand den Tempel Gottes entheiligt, so wird ihn Gott zu grunde richten.“ (1. Kor. 3, 17.) Offenbar ist hier nicht der von Steinen gebaute Tempel, sondern das Herz des Menschen, nicht eine Entweihung durch äußere Tempelschändung, sondern durch jegliche schwere Sünde gemeint; darum fügt der Apostel bei: „Der Tempel Gottes ist heilig, und der seid ihr.“ — L. K.! Fliehet also die Sünde! Verwehret ihr durch Gottesfurcht den Eingang in eure Herzen, damit nicht der Satan in denselben seinen Thron aufschlage, und der hl. Geist entweiche. Meidet sündhafte Gedanken, Vorstellungen und Begierden; meidet unlautere Reden, meidet böse Werke! Betrübet den hl. Geist nicht, löschet auf dem Altar eures Herzens sein heiliges Feuer nicht aus! Nähret dasselbe vielmehr mit Eifer und Sorgfalt, damit es euch mehr und mehr erleuchte, erwärme, läutere, von göttlicher Liebe entflamme und gleichsam verkläre. — Der Gott aller Gnade verbleibe bei euch immerdar! [130]

Neunter Glaubensartikel.

„Eine heilige, katholische Kirche, Gemeinschaft der Heiligen.“

§. 1. Von der Kirche und ihrer Verfassung.

1. Begriff der Kirche und ihrer Verfassung.

Was thaten die Apostel, nachdem sie am Pfingsttage den hl. Geist empfangen hatten?

„Sie gingen aus in alle Welt, predigten und tauften und vereinigten alle um sich, die glaubten und sich taufen ließen: so

entstanden an vielen Orten Christengemeinden, deren Vorsteher die Apostel waren."

Es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß die Apostel nach dem Empfange des hl. Geistes der Verheißung und Weisung Jesu Christi zufolge in alle Welt ausgingen, um allen Völkern die frohe Botschaft des Heiles zu verkünden. Sie begannen ihre apostolische Laufbahn zu Jerusalem, verbreiteten sich von da über ganz Judäa und Samaria, betraten sodann die Länder der Heiden und durchzogen sie nach allen Richtungen bis zu den Grenzen der Erde. Wohin immer sie kamen, lösten sie die Aufgabe ihrer höhern Sendung. Sie predigten und tauften alle, die ihren durch Wunder bekräftigten Worten Glauben schenkten. So entstanden allenthalben Gemeinden von erklärten Anhängern der Lehre Jesu Christi, Christengemeinden. Die erste derselben bildete sich zu Jerusalem, wo auf die erste Predigt des hl. Petrus 3000 sich an die Jünger anschlossen, und auf die zweite „die Anzahl der Männer fünftausend ward." (Apgsch. 2, 41. u. 4, 4.) Bald darauf traten auch die Christgläubigen in Samaria nach dem Beispiele derer von Jerusalem zusammen, und später wurden auch zu Antiochien, Korinth, Thessalonich, Ephesus, Rom und an unzähligen andern Orten dergleichen Gemeinden gegründet. In allen diesen christlichen Gemeinden „beharrten die Gläubigen in der Lehre der Apostel, in der Gemeinschaft des Brotbrechens (des Opferbrotes, des Leibes Jesu Christi) und im (gemeinsamen) Gebete." (Apgsch. 2, 42.) Von der Gemeinde zu Jerusalem, die das Vorbild aller übrigen war, heißt es (Apgsch. 4, 32.): „Die Menge der Gläubigen war ein Herz und eine Seele." — Die ersten Vorsteher dieser Christengemeinden waren die Apostel, die Gründer derselben. Die ganze Apostelgeschichte und sämtliche Briefe der Apostel verbürgen uns diese Thatsache. Wirklich begegnen uns die Apostel nicht bloß als Lehrer und Spender der Sakramente, sondern auch als Verwalter des Vorsteheramtes. Sie treffen verschiedene Anordnungen, erlassen Gesetze, schaffen Gebräuche und Mißbräuche ab, drohen den Unruhigen und Widerspenstigen, richten und bestrafen sie sogar mit Ausschluß von der Gemeinde, nehmen aber auch die Reumütigen wieder in dieselbe auf. In ihrer ersten Versammlung zu Jerusalem entbinden sie die bekehrten Heiden von der Verpflichtung, sich beschneiden zu lassen, verbieten hingegen denselben den Genuß des Blutes und des Erstickten. (Apgsch. 15, 29.) Der hl. Johannes untersagt den Gläubigen den Umgang mit den Irrlehrern (2. Joh. 1, 10.), der hl. Paulus giebt den Frauen mancherlei Vorschriften über ihr Benehmen gegen ihre Männer, über ihr Verhalten im Gotteshause u. s. w., schließt den Hymenäus und Alexander

von der Gemeinde zu Ephesus aus (1. Tim. 1, 20.), desgleichen den Unzüchtigen aus der Gemeinschaft der Gläubigen von Korinth (1. Kor. 5, 5.); gestattet letzterem aber wiederum den Eintritt in dieselbe, nachdem er Zeichen der Reue und Besserung gegeben. (2. Kor. 2, 10.) — Die Apostel benahmen sich demnach als rechtmäßige, von Gott gesetzte Vorsteher der neuen Christengemeinden und wurden auch von den Gläubigen als solche anerkannt und verehrt. Man gehorchte ihnen, beobachtete ihre Vorschriften, unterwarf sich den Strafen, die sie verhängten, und beeiferte sich, in allem ihren Verfügungen nachzukommen, wie dieses insbesondere aus dem schönen Beispiele der Gemeinde von Korinth hervorleuchtet.

Was thaten ferner die Apostel, als die Christengemeinden sich vermehrten?

„Sie weihten Bischöfe und setzten sie überall als Vorsteher der neuen Christengemeinden ein mit dem Auftrage, daß auch sie wieder andere weihen und einsetzen sollten."

Als die Apostel wegen täglich wachsender Anzahl der christlichen Gemeinden, so wie auch wegen der obliegenden Pflicht, den Glauben an Christus allenthalben zu verbreiten, nicht mehr in eigener Person jeder derselben vorstehen konnten, da sahen sie sich nach würdigen Stellvertretern im Vorsteheramte um. Sie wählten dazu aus den Ältesten Männer von erprobter Tugend, weihten sie zu Bischöfen, gaben ihnen die Vollmacht, den betreffenden Gemeinden vorzustehen, und den Auftrag, selbst wieder andere zu weihen und als Vorsteher einzusetzen, damit so deren Glieder fort und fort zusammengehalten, im christlichen Glauben und Wandel befestigt und gefördert würden. Solches berichtet uns die Apostelgeschichte (14, 22.) von Paulus und Barnabas, die in den Städten Kleinasiens und Syriens das Evangelium predigten: „Sie verordneten ihnen (d. h. den Gläubigen) mit Gebet und Fasten Älteste* in allen Gemeinden." Und der hl. Paulus schreibt an seinen Schüler Titus (1, 5.): „Darum habe ich dich in Kreta zurückgelassen, damit du von Stadt zu Stadt Älteste aufstellest."

Standen alle diese Gemeinden unter einander in Verbindung?

„Ja, alle standen unter einander in enger Verbindung: sie bekannten denselben Glauben, nahmen teil an denselben Sakramenten und bildeten zusammen eine große Christengemeinde unter einem gemeinsamen Oberhaupte — dem hl. Petrus."

* Die Benennung „Ältester" (Presbyter) war in den ersten Zeiten des Christentums den Bischöfen und Priestern gemeinsam; weil die einen und die andern gewöhnlich aus den Ältesten der Gemeinden erkoren wurden. Später blieb der Name „Presbyter" ausschließlich den einfachen Priestern, im Gegensatze zu den Bischöfen.

Wie die Glieder der einzelnen Gemeinden unter sich, so standen auch die verschiedenen auf dem ganzen Erdkreis zerstreuten Gemeinden mit einander in der engsten Verbindung. Jedwede bekannte denselben christlichen Glauben, feierte dasselbe Opfer, spendete und empfing die nämlichen Sakramente, und alle samt und sonders anerkannten mit ihren Bischöfen ein und dasselbe Oberhaupt, den hl. Petrus, wie dies in der Folge wird erklärt werden. Dadurch wurden die sämtlichen Genossenschaften, sie mochten durch Länder und Meere noch so weit von einander getrennt sein, zu einer großen Christengemeinde verbunden, die man teils im Gegensatz zu den einzelnen Gemeinden oder Kirchen, teils auch wegen ihrer Ausdehnung über den Erdkreis die katholische, d. h. die allgemeine Kirche oder einfachhin Kirche nannte. — Es verhielt sich mit der Kirche Christi, wie mit einem wohlgeordneten Reiche, in welchem die verschiedenen Provinzen durch dieselben Gesetze und Einrichtungen und durch dasselbe Oberhaupt, den König oder Kaiser, wie weit sie auch aus einander liegen mögen, zu einem schön gegliederten Ganzen vereinigt werden.

Zur Erklärung des Ausdruckes „Kirche“ genüge es, den Kindern zu bemerken, daß derselbe bald den Ort bedeutet, wo die Gläubigen sich zum Gottesdienste versammeln; bald die Gläubigen, die sich daselbst versammeln, z. B. in den Redensarten: die ganze Kirche war gerührt, zerfloß in Thränen; bald eine christliche Gemeinde, an deren Spitze ein Bischof steht, z. B. die Kirche von Antiochien, von Rom, von Köln; bald, und zwar im neunten Glaubensartikel durchgängig, die Gesamtheit aller christlichen Gemeinden, d. h. aller rechtgläubigen Christen, die jedoch wieder in die lehrende und hörende Kirche unterschieden wird. So aufgefaßt, wird die Kirche* in der hl. Schrift auch „Haus Gottes“ (1. Tim. 3, 15.), „Tempel Gottes“ (Ephes. 2, 21.), „Stadt Gottes“ (Hebr. 12, 22.), „Hürde und Herde der Schäflein Christi“ (Joh. 10.), „Braut Christi“ (2. Kor. 11, 2.), „Leib Christi“ (Ephes. 1, 23.), nämlich „mystischer“ oder „geheimnisvoller“ Leib, und öfters „Reich Gottes,“ „Himmelreich“ genannt. (Mark. 4, 26. 30; Matth. 13, 24. 31.). — Zur genaueren Bestimmung des Ausdruckes „Kirche“ im letztbezeichneten Sinne dient die folgende Frage:

Was ist demnach die Kirche?

„Die Kirche ist heute noch, wie ehemals, die Gemeinde (Gesamtheit oder Gesellschaft) aller Christen auf Erden, die durch das Bekenntnis desselben Glaubens und durch die Teilnahme an denselben Sakramenten vereinigt sind unter einem gemeinsamen Oberhaupte (dem Papste), als dem Nachfolger des hl. Petrus, und den

---

* Das deutsche Wort „Kirche“ wird gewöhnlich von dem griechischen „κυριακή“ (οἰκία), „Haus des Herrn“ hergeleitet.

ihm untergeordneten Bischöfen (als den Nachfolgern der übrigen Apostel)."

Die Kirche ist also eine Gemeinde oder Gesellschaft; sie ist ein über die ganze Erde ausgedehntes Reich, welches alle Menschen umfaßt, die getauft sind und den rechten Glauben an Christus haben, und die nicht etwa bloß innerlich durch das Band wechselseitiger Liebe, sondern auch äußerlich, d. h. sichtbarer Weise mit einander vereinigt sind. Diese sichtbare Vereinigung besteht aber darin, daß sie erstens denselben Glauben öffentlich durch Wort und That, namentlich auch durch äußern Gottesdienst bekennen; zweitens von denselben sichtbaren Heilsmitteln oder Sakramenten Gebrauch machen; drittens demselben sichtbaren Oberhaupte aller Christen, dem römischen Papste, als dem Stellvertreter Christi und Nachfolger des hl. Petrus, sowie auch ihren rechtmäßigen Bischöfen, den Nachfolgern der Apostel, in allem, was den Glauben und das christliche Leben betrifft, bereitwilligen Gehorsam leisten.

2. Göttlicher Ursprung der Kirche und ihrer Verfassung.

Hat die Kirche diese Einrichtung von den Aposteln her?

„Diese Einrichtung hat die Kirche von Christus, ihrem Stifter; die Apostel waren nur Vollstrecker seines Willens."

Christus wollte nicht bloß den Menschen die göttliche Wahrheit selbst verkünden und durch wahrheitstreue, seine Stelle vertretende Sendboten fort und fort verkünden lassen; er beabsichtigte überdies, auf Erden ein geistliches Reich zu stiften und alle, die seine Lehre gläubig annehmen, in diesem Reiche, welches seine Kirche ist, dauerhaft zu vereinigen. Diese Absicht Jesu Christi erhellt klar aus der hl. Schrift, sowohl des alten, als auch des neuen Bundes. Schon die Propheten hatten wiederholt und feierlich vorhergesagt, daß der Messias ein Reich gründen werde, welches von Meer zu Meer bis zu den Grenzen der Erde reichen (Ps. 71.), ein Reich, welches auf die vier großen Weltreiche folgen und das letzte derselben, das Römerreich, verschlingen solle. (Vgl. S. 416. a.) Und Christus selbst redete sehr oft von seinem Reiche. Vor Pilatus bekannte er unumwunden: „Ich bin ein König. Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen. . . ." (Joh. 18, 37.) Wenn er kurz vorher sagte: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt", so stellte er dadurch, wie der hl. Augustin bemerkt (Abhdl. 115. üb. Johann.), keineswegs in Abrede, daß sein Reich in dieser Welt sei; er wollte dasselbe bloß als ein überweltliches, geistliches Reich bezeichnen. Anderswo nennt er es „Himmelreich" (Matth. 13.), versteht aber darunter

offenbar nicht das jenseitige Himmelreich, sondern ein auf Erden zu gründendes Reich, welches das Vorbild desselben und gleichsam der Vorhof und die Pforte ist, durch die man in jenes eingeht: ein Reich, welches das Weltende überleben und dann ins Himmelreich jenseits aufgehen soll. Daß dieses der Sinn des Heilandes sei, leuchtet auch ein aus dem Umstande, daß Christus daselbst das Himmelreich mit einem Acker vergleicht, wo neben dem guten Weizen auch Unkraut wächst; desgleichen mit einem Netze, das gute und schlechte Fische enthält, und (Matth. 25.) mit zehn Jungfrauen, worunter fünf thörichte und fünf weise sich befinden. Dadurch deutete er nämlich an, daß in seinem Reiche auf Erden Gute und und Böse sein werden, was von dem Himmelreich jenseits durchaus nicht gesagt werden kann. Eben so wenig kann der Heiland unter dem Ausdrucke „Himmelreich" das Reich der Gnade in den Herzen der Gerechten verstanden haben, wie dies aus den oben angeführten Gründen genugsam erhellt. Es ist also das Reich Christi auf Erden kein anderes, als die Kirche, die er auf den Felsen zu bauen versprochen hat. So haben es die Apostel, so die hl. Kirchenväter insgesamt verstanden. — Zudem ist das Bestehen einer Kirche, als deren Stifter Christus angesehen wird, so wie die Verbreitung derselben über den ganzen Erdkreis eine unleugbare, geschichtliche Thatsache.

Hat aber Christus, wie er es beabsichtigt und verheißen, und wie es die Geschichte bezeugt, ein Reich (die Kirche) gestiftet, so hat er diesem Reiche, vermöge seiner göttlichen Weisheit, ohne Zweifel auch eine Verfassung, d. h. eine zweckmäßige, dauernde Einrichtung gegeben und eine rechtmäßige Obrigkeit bestimmt; da nicht einmal eine Familie, geschweige denn ein so weit ausgebreitetes Reich ohne dergleichen fortbestehen kann. — Die Einrichtung der Kirche, die uns gleich bei ihrem Entstehen und in der Folge zu jeder Zeit in die Augen fällt, ist demnach das Werk Christi. Die Apostel ihrerseits haben nur die Anordnungen Christi bewahrt und durchgeführt; sie waren die bevollmächtigten Vollstrecker seines göttlichen Willens und traten in Wort und That als solche auf. „Die Apostel des Herrn," sagt Tertullian (von der Präscription, Kap. 6.), „sind uns Bürgen, welche das, was sie eingeführt, nicht aus eigener Willkür geschöpft, sondern die ihnen von Christus übergebene Ordnung treulich den Völkern überantwortet haben."

Wodurch hat Christus seiner Kirche diese (in Rede stehende) Einrichtung gegeben?

„Dadurch, daß er den Aposteln seine eigene Gewalt übertrug und sie aussandte, überall 1) zu predigen, 2) zu taufen, 3) die Getauften unter der Oberleitung des hl. Petrus zu regieren."

So lange Christus auf Erden wandelte, verwaltete er selbst, als Gesalbter Gottes, das Lehr-, Priester- und Hirten- oder Königsamt. (S. 393 u. ff.) Nachdem er aber der Welt seine sichtbare Gegenwart entzogen hatte, wollte er sich von ihm selbst erkorener Menschen als ebenso vieler Werkzeuge zur Verwaltung dieses dreifachen Amtes in seiner Kirche bedienen. In dieser Absicht übertrug er vor seiner Rückkehr zum Vater seinen Aposteln die Gewalt und Sendung, die er von demselben empfangen hatte. Kraft dieser Sendung und Bevollmächtigung sollten fortan die Apostel das Lehr-, Priester- und Hirtenamt in seinem Namen und Auftrage zum Besten seiner Kirche bis zum Ende der Zeiten verwalten. „Mir ist alle Gewalt gegeben," sprach er deshalb zu den Aposteln, „im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des hl. Geistes, und lehret sie alles halten, was ich euch geboten habe; und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt." (Matth. 28, 18—20.) Desgleichen hatte er schon früher zu ihnen gesagt: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch. Welchen ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie nachgelassen; und welchen ihr sie behalten werdet, denen sind sie behalten." (Joh. 20, 21. 23.) Und lange zuvor hatte er zu ihnen gesprochen: „Wahrlich, sage ich euch, alles, was ihr auf Erden binden werdet, das wird auch im Himmel gebunden sein; und alles, was ihr auf Erden lösen werdet, das wird auch im Himmel gelöset sein." — In den Worten: „Lehret alle Völker," und wie es bei Markus heißt: „Prediget das Evangelium allen Geschöpfen," lag die bestimmte und feierliche Übertragung des Lehramtes, so daß von nun an jeder Apostel, wie der hl. Paulus, den der Herr auf besondere Weise zum Apostelamt berief, von sich sagen konnte: „Wir sind Gesandte an Christi statt, indem Gott gleichsam durch uns ermahnt." (2. Kor. 5, 20.). — Die Worte: „Taufet sie" u. s. f. und: „Welchen ihr die Sünden nachlasset" u. s. w., sowie auch jene, die Christus beim letzten Abendmahle nach Verwandlung des Brotes und Weines in sein allerheiligstes Fleisch und Blut zu den Aposteln sprach: „Thuet dies zu meinem Andenken" (Luk. 22, 19.), bedeuten die Verleihung des Priesteramtes, kraft dessen die Apostel, als Stellvertreter des ewigen Hohenpriesters Jesu Christi, Gott das reinste Opfer darbringen und den Gläubigen die vom Heilande angeordneten Heilsmittel spenden sollten. Mit Recht sagt daher der hl. Paulus, gleichsam im Namen aller übrigen Apostel: „So halte uns jedermann für Diener Christi und Ausspender der göttlichen Geheimnisse." (1. Kor. 4, 1.). — Die Worte endlich: „Lehret sie alles halten, was ich

euch befohlen habe," geben zu erkennen, daß Jesus seinen Aposteln die Vollmacht und das Recht erteilt hat, von allen Menschen für alle auf das christliche Leben bezüglichen Anordnungen und Vorschriften Gehör und Gehorsam zu fordern; während jene: „Was immer ihr auf Erden binden werdet" u. s. w. auf die Gewalt hindeuten, die Widerspenstigen durch geeignete Strafmittel zum schuldigen Gehorsam anzuhalten. Was daher Christus zu den 72 Jüngern sagte, als er dieselben bei seinen Lebzeiten zur Ankündigung des Reiches Gottes aussandte, das gilt um so mehr von den Aposteln, welche die Stellvertreter des Heimgegangenen sind: „Wer euch höret, der höret mich; und wer euch verachtet, der verachtet mich." (Luk. 10, 16.) — Unter seinen Aposteln hatte sich aber Jesus einen, den Simon Petrus, zu seinem Statthalter auf Erden ausersehen, den er überdies mit der höchsten kirchlichen Gewalt und Würde bekleiden wollte. Unter der Aufsicht und Oberleitung des hl. Petrus sollten demnach die übrigen Apostel das ihnen verliehene Lehr-, Priester- und Hirtenamt einheitlich verwalten. Diese Thatsache wird später erwiesen werden. — Ferner ist zu bemerken, daß diese Verwaltung des dreifachen apostolischen Amtes unter der Oberaufsicht und Leitung des Statthalters Christi nicht bloß bei Lebzeiten der Apostel, sondern auch nach ihrem Hinscheiden bis zum Ende der Welt fortbestehen sollte, wie dieses schon aus den Worten: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt" hervorgeht und in der Folge einläßlicher wird dargethan werden. — So hat demnach Christus aus gottmenschlicher Machtvollkommenheit, nicht aber die Apostel aus Willkür, der Kirche für alle kommenden Zeiten eine dauerhafte und unabänderliche Verfassung oder Einrichtung gegeben, wodurch für den rechten Glauben, für die rechte Spendung der Heilsmittel und für die einheitliche Erhaltung, Pflege und Vervollkommnung der christlichen Zucht und des kirchlichen Lebens auf das beste und wirksamste gesorgt war.

3. Dreifache Gewalt in der Kirche.

Worin besteht insbesondere das den Aposteln übertragene Lehr-, Priester- und Hirtenamt?

1) Das Lehramt besteht in der Vollmacht und in der damit verbundenen Pflicht, die von Christus geoffenbarten Wahrheiten, dessen göttliche Lehre, fort und fort nach ihrem ganzen Umfange zu verkünden, dieselbe immer weiter und weiter zu verbreiten; damit so alle Menschen den allein wahren Gott erkennen und

denjenigen, den er gesandt hat, Jesum Christum, die ewige Wahrheit. Zu diesem Lehramte gehört auch die Vollmacht und die Pflicht, die Gläubigen vor Irrtümern zu bewahren, die Irrlehren zu widerlegen und durch feierliche Verwerfung zu brandmarken; ferner bei auftauchenden Glaubenszweifeln untrüglichen Aufschluß zu geben und etwaige auf den Glauben bezügliche Streitigkeiten zu schlichten und durch endgültigen Entscheid beizulegen. So wurde das Lehramt nicht nur von den Aposteln aufgefaßt, wie oben bereits gezeigt worden, sondern nach dem Zeugnisse der Kirchengeschichte von Anbeginn durch alle Jahrhunderte hindurch ausgeübt.

2) Das Priesteramt umfaßt in seiner Vollendung die Vollmacht, das unblutige Opfer des neuen Bundes, das hl. Meßopfer, zu feiern, die Sünden nachzulassen, den Gläubigen durch Auflegung der Hände den hl. Geist mitzuteilen (Apgsch. 8, 17.), durch die hl. Weihen sich Gehülfen bei Darbringung des hl. Opfers und Nachfolger im dreifachen Amte zuzugesellen und alle übrigen Heilsmittel und Segnungen der Kirche zu spenden. Alle diese Gewalten wurden sowohl von den Aposteln, als auch von ihren Nachfolgern, nie aber von Laien ausgeübt, da die letztern nicht im eigentlichen Sinne Priester sind.

3) Das Hirtenamt bezweckt die Leitung der Schäflein Christi auf dem Wege zum ewigen Leben und besteht in der Vollmacht, die einzelnen Schäflein sowohl, als auch die ganze Herde im Namen und Auftrage Jesu Christi zu regieren, dieselben durch Gebote und Verbote zusammenzuhalten, von gefährlichen Pfaden und schädlichen Triften zu entfernen und auf gute, gedeihliche Weideplätze zu führen, und wofern sie nicht gutwillig dem Rufe des Hirten folgen wollen, durch Verhängung von Strafen, gleichsam durch einen Schlag mit dem Hirtenstabe, sie zum Guten anzutreiben oder vom Bösen abzuschrecken. Es liegt überdies in der Gewalt des Hirten, die widerspenstigen oder angesteckten Schafe zum Besten der gesamten Herde vom gemeinsamen Schafstalle auszuschließen; sowie auch solche, die nicht zum Schafstalle Christi gehören, in denselben aufzunehmen, wofern sie mit aufrichtiger Gesinnung eintreten und als gehorsame Schäflein darin verharren wollen. Desgleichen steht es auch dem Hirten zu, Schäflein, die er aus der Hürde ausgestoßen hat, wieder in dieselbe einzulassen, wenn dieselben, durch die über sie verhängte Strafe gebessert, reumütig um Wiederaufnahme bitten. — Ganz unverständig ist die Einrede derer, die da gegen das Hirtenamt überhaupt und namentlich gegen die kirchliche Strafgewalt auftreten und, gestützt auf die Worte, welche Jesus an seine Apostel richtete: „Die

Könige der Völker herrschen über sie, ihr aber nicht also" (Luk. 22, 25. 26.) behaupten, dieselbe laufe der Anordnung Christi zuwider. Allerdings soll die Ausübung des Hirtenamtes bescheiden, voll Schonung und Milde, wie der Apostel es vorschreibt (1. Petr. 5, 2. 3.), aber darum nicht voll Schwäche und Lässigkeit sein. Ein Hirt, der aus übelverstandener Schonung gegen ein einziges Schaf die ganze Herde verkommen läßt, macht sich gegen letztere der Grausamkeit schuldig. Der hl. Paulus war mild und voll schonender Nachsicht; allein wo es galt, die Gemeinde von Korinth vor der Ansteckung zu bewahren, trat er mit unerbittlicher Strenge auf. Kaum aber hatte er das Wohl des einzelnen Schäfleins und der ganzen Gemeinde erzielt, so verwandelte sich seine Strenge wiederum in väterliche Milde; wie er an Christi Statt gestraft hatte, so verzieh er nun auch wieder an Christi Statt. — Daß nicht nur die Apostel, wie oben (S. 618) gezeigt worden, sondern auch ihre Nachfolger das Hirtenamt so verstanden und in diesem Sinne ausgeübt haben, bezeugt jedes Blatt der Kirchengeschichte, sowie unzählige Stellen der hl. Väter und kirchlicher Schriftsteller auch der ersten Jahrhunderte.

4. Primat.

Warum sollen die Apostel ihr Amt nicht anders, als unter der Oberleitung des hl. Petrus verwalten?

„Weil Christus zur Erhaltung der Einheit und Einigkeit den hl. Petrus zu seinem Statthalter auf Erden und zum sichtbaren Oberhaupte der ganzen Kirche ernannt hat."

Sollte in der Kirche Christi Einheit und Einigkeit erhalten werden, d. h. sollten alle Christgläubigen einen Leib, alle christlichen Gemeinden eine einzige große Gemeinde oder Kirche bilden, so mußte notwendig ein Haupt, ein gemeinschaftliches Band aller auf dem Erdkreis zerstreuten Gemeinden vorhanden sein; sonst hätte es so viele verschiedene Kirchen, als christliche Gemeinden, aber keine einzige gegeben, von der man hätte sagen können, sie sei die eine Kirche Christi, die katholische Kirche. Sollten ferner in dieser einen Gemeinde oder Kirche nicht endlose Spaltungen und Zerwürfnisse entstehen, so mußte ein höchster Schiedsrichter aufgestellt werden, dem alle sich zu unterwerfen hätten. Dieses eine Haupt, dieses eine Band, dieser höchste Schiedsrichter war der hl. Petrus, den Christus vor seinem Heimgang zum Vater zu seinem Statthalter auf Erden, zum sichtbaren Oberhaupte der ganzen Kirche bestimmt und eingesetzt hatte. Um Petrus sollten daher die Apostel und die übrigen Glieder der Kirche, als um

den Mittelpunkt der Einheit, sich einigen und scharen, an ihn sollten sie sich halten, wie an Christus selbst, seiner Leitung sollten sie sich überlassen, wie der Leitung Christi selbst. Darum konnte auch zufolge dieser von Christus angeordneten Abhängigkeit aller Apostel von Petrus, seinem Statthalter, keiner derselben eine Kirche anders, denn auf Petrus, den Fels, gründen, keine leiten und regieren, ohne dieselbe auch der obersten Regierung Petri unterzuordnen. Selbst der Glaube jedes einzelnen Apostels konnte nur insofern die Grundlage einer neuen kirchlichen Gemeinde sein, als er mit dem Glauben Petri übereinstimmte.

Ist denn nicht Christus selbst das Oberhaupt der Kirche?

„Christus ist allerdings das eigentliche Oberhaupt der Kirche, aber das unsichtbare; Petrus dagegen das stellvertretende und sichtbare Oberhaupt."

Daß Christus der höchste Lehrer, der höchste Priester, der höchste König, der Hirt der Hirten, das von Gott gesetzte Haupt der Kirche sei und ewig bleibe, ist bereits (S. 394 u. 395) bewiesen worden. Allein seit Christus, in den Himmel aufgefahren, zur Rechten seines Vaters sitzt, ist er für die Kirche auf Erden unsichtbar geworden, und darum heißt er auch das unsichtbare Oberhaupt derselben. In der Person des hl. Petrus aber hat er seinem Reiche hienieden ein Oberhaupt gegeben, das gesehen, dessen Stimme gehört werden kann, das mit einem Worte sichtbar ist. So pflegen auch weltliche Monarchen, wenn sie sich durch eine längere Abwesenheit den Augen ihrer Unterthanen entziehen wollen, einen Verwalter des Reiches oder Statthalter aufzustellen, in dessen Person letztere den abwesenden Fürsten vor Augen haben, ihm Ehrfurcht und Gehorsam beweisen sollen. Wie aber ein solcher Stellvertreter nur nach dem Willen des Monarchen das anvertraute Reich verwalten darf und demselben über seine Amtsführung strenge Rechenschaft abzulegen hat, so liegt auch dem Statthalter Christi, dem sichtbaren Oberhaupte der Kirche, die Pflicht ob, dieselbe ganz nach dem Willen und nach der Anordnung Jesu Christi, des unsichtbaren Oberhauptes derselben, zu regieren und von seiner Regierung dereinst die strengste Rechenschaft zu geben. — Auf ähnliche Weise sind auch die Könige dieser Erde und überhaupt alle Vorsteher sichtbare Stellvertreter Gottes, der seinerseits der unsichtbare Regent und Herr der ganzen Welt ist und am Tage des Gerichtes sie alle über ihre Amtsverwaltung zur Rede stellen wird.

Warum war nebst dem unsichtbaren auch ein sichtbares Oberhaupt notwendig?

„Weil die Kirche eine sichtbare Gemeinde oder Körperschaft ist, ein sichtbarer Körper aber auch ein sichtbares Haupt haben muß."

Die Kirche ist eine sichtbare Gemeinde oder Körperschaft; denn sie besteht ja nicht aus unsichtbaren Geistern, sondern aus Menschen, die in sterblichem Fleische sichtbar auf Erden wandeln. Wie aber ein sichtbarer Körper, so muß auch eine sichtbare Körperschaft ein sichtbares Haupt haben; das liegt schon in der Natur der Dinge und in der Anordnung der göttlichen Vorsehung, von der Christus bei der Einrichtung seiner Kirche nicht abgehen wollte. Nirgends auf der ganzen, weiten Welt giebt es eine Gesellschaft von Menschen, die kein sichtbares Oberhaupt hätte. Der Familie steht der Vater, dem Kriegsheere der Feldherr, dem Reiche der König als solches vor. Und wiewohl wir überzeugt sind, daß Gott als Weltregent seine Hand stets über uns ausgestreckt hält und die menschlichen Schicksale lenkt, so würden wir doch denjenigen der Thorheit beschuldigen, der deshalb behauptete, ein Schiff ohne Steuermann werde sicher und wohlbehalten in den Hafen einlaufen, ein Heer ohne Feldherrn den Sieg erringen, ein Reich ohne Regenten bestehen und blühen. Ob daher auch Christus als unsichtbares Oberhaupt das Schifflein seiner Kirche lenkt, er thut es nicht ohne die Hand eines erlesenen Steuermannes; ob er auch die Seinigen zum Siege führt, er thut es nicht ohne einen erprobten Anführer; ob er auch sein Reich erhält, erweitert und regiert, er thut es nicht ohne seinen sichtbaren Stellvertreter, den hl. Petrus.

Woraus ersehen wir, daß Christus den hl. Petrus zum Oberhaupte seiner Kirche ernannt hat?

„Wir ersehen es daraus, daß Christus 1) auf Petrus, als auf den eigentlichen Grundstein, seine Kirche gebaut; 2) ihm insbesondere die Schlüssel des Himmelreiches übergeben; 3) ihn allein beauftragt hat, seine ganze Herde zu leiten."

Als Christus den Petrus zum Apostelamte berief, zeichnete er denselben vor allen andern, denen dieses Glück zu teil wurde, dadurch aus, daß er seinen Namen „Simon" veränderte, indem er zu ihm sprach: „Du bist Simon, der Sohn des Jonas, du sollst Kephas heißen, welches verdolmetscht wird Petrus (Fels)." (Joh. 1, 42.) Was der neue Name bedeuten sollte, erklärte Jesus später. Als er nämlich bei Cäsarea Philippi seine Apostel befragte, wofür ihn die Leute hielten, antworteten sie: „Einige (halten dich) für Johannes den Täufer, andere für Elias u. s. w."

Auf die fernere Frage: „Ihr aber, für wen haltet ihr mich?“ gab Petrus die Antwort: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.“ Da pries Christus den Petrus wegen seines Bekenntnisses selig, und ihn dafür belohnend, erwiderte er: „Und ich sage dir, du bist Petrus (der Fels), und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. Und ich will dir die Schlüssel des Himmelreiches geben. Was immer du binden wirst auf Erden, das soll auch im Himmel gebunden sein; und was immer du lösen wirst auf Erden, das soll auch im Himmel gelöset sein.“ (Matth. 16, 13—20.) Diese Worte des Heilandes enthalten die Verheißung von zwei großen Vorrechten. Erstens giebt Christus dem Petrus die feierliche Zusicherung, er werde auf ihn, als auf einen unerschütterlichen Felsen, seine unüberwindliche Kirche bauen. Während er selbst der unsichtbare Grundstein ist, soll Petrus, der Felsenmann, der sichtbare, auf dem unsichtbaren ruhende sein. Auf Petrus, als den obersten und unfehlbaren Lehrer, soll die Kirche auf Erden unmittelbar sich stützen und durch Teilnahme an seiner Festigkeit den Mächten der Hölle, dem Irrtume und der Lüge trotzen. — Zweitens verspricht Jesus dem Petrus die Schlüssel des Himmelreiches. Jemand die Schlüssel z. B. einer Stadt übergeben, heißt, zumal nach morgenländischem Sprachgebrauche, ihm die höchste Gewalt, die Regierung der Stadt übertragen. (Vgl. Is. 22, 22; Offb. 1, 18; 3, 7.) Petrus soll demnach die höchste kirchliche Gewalt empfangen, die Gewalt, die Kirche und mithin auch das Himmelreich den Würdigen zu öffnen, den Unwürdigen zu schließen. Die Worte: „Was immer du auf Erden binden wirst u. s. w.“ enthalten die Bestätigung und Erklärung der eben bezeichneten Schlüsselgewalt. — Was aber Jesus dem Petrus verheißen hatte, das verlieh er ihm vor seinem Hintritte zum Vater. Bei der Erscheinung am Meere von Tiberias fragte Christus, der Auferstandene, den Petrus in Gegenwart der andern Apostel zu drei wiederholten Malen: „Liebst du mich,“ „liebst du mich mehr als diese?“ und als dieser es beteuerte, sprach er zu ihm: „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe“ (Joh. 21, 15—18.), d. h. weide meine ganze Herde, regiere als Oberhirt die gesamte Christenheit.

Wohl werden auch die übrigen Apostel in der Schrift Grundfesten der Kirche genannt (Eph. 2, 20; Offb. 21, 14.); wohl erhielten auch sie die Binde- und Lösegewalt; denn im achtzehnten Kapitel des hl. Matthäus wird ihnen, wie dem Petrus im sechzehnten, die Macht verliehen, auf Erden zu binden und zu lösen, mit entsprechendem Erfolge im Himmel; wohl sind auch sie mit dem

Hirtenamte betraut (Vgl. oben S. 624.): nichtsdestoweniger ist Petrus anders das Fundament, als die übrigen Apostel; die Binde- und Lösegewalt des Petrus ist eine größere, als die, welche den Aposteln insgesamt mitgeteilt wurde; das Hirtenamt des erstern ist ein weit ausgedehnteres, als das der letztern. — Petrus ist der Grundstein der Kirche für sich allein, abgesehen und unabhängig von den übrigen Aposteln; diese hingegen sind Fundamente der Kirche in ihrer Gesamtheit, in der Vereinigung mit Petrus, in der Abhängigkeit von ihm. Petrus allein ist in der Weise Fundament, daß mit ihm die ganze Kirche steht oder fällt. Zu Petrus allein und insbesondere sagte Christus: „Du bist der Fels, auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen." Für Petrus insbesondere hat Christus, dessen Bitten unfehlbar erhört werden, um Festigkeit im Glauben gebeten: „Simon, Simon! sieh der Satan hat verlangt, euch (dich und deine Brüder) sieben zu dürfen, wie den Weizen; ich aber habe für **dich** gebeten, daß **dein** Glaube nicht gebreche" (Luk. 22, 31. 32.); ihm allein hat er den Auftrag gegeben, „seine Brüder im Glauben zu stärken." — Auch die Binde- und Lösegewalt ist dem Petrus mit Bevorzugung vor den übrigen Aposteln erteilt worden. Dieselbe wurde ihm zuerst und insbesondere verheißen und übertragen: „Was **du** immer auf Erden binden wirst u. s. w." Petrus empfing die Schlüssel des Himmelreiches zum unabhängigen Gebrauche: die Apostel sollten sich deren bedienen in der Abhängigkeit von ihm, dem von Christus verordneten Inhaber derselben. — Wie die Schlüsselgewalt, so wurde dem Petrus auch das Hirtenamt in seinem weitesten Umfange und ohne jegliche Beschränkung übergeben. Sehr schön bemerkt ein alter Kirchenvater (angeblich der hl. Eucherius) in seiner Predigt über Petrus und Paulus: „Nicht nur zum Hirten hat Christus den Petrus aufgestellt, sondern zum Hirten der Hirten. Petrus weidete also nicht nur die Lämmer, sondern auch die Schafe; er lenkt die Untergebenen und die Vorgesetzten: er ist der Hirt aller, da die Kirche ja nur aus Lämmern und Schafen besteht." Aus dem bisher Gesagten geht deutlich hervor, daß Christus den Petrus zum sichtbaren Oberhaupte der Kirche ausersehen und ihm als solchem den Primat oder die Obergewalt, die ganze Fülle des Lehr-, Priester- und Hirtenamtes, mithin die höchste Regierungsgewalt in derselben verliehen hat. „Wer daher sagt, daß der hl. Apostel Petrus nicht von Christus, dem Herrn, als Fürst aller Apostel und als das sichtbare Haupt der ganzen streitenden Kirche bestellt sei; oder daß ebenderselbe lediglich einen Ehrenprimat (Ehrenvorrang), nicht aber den Primat wahrer und eigentlicher Jurisdiction von demselben Jesus Christus, unserem Herrn, direkt und unmittelbar

(also nicht erst durch die Kirche) empfangen habe, der sei im Banne." (Vatik. Konzil, Sitz. 4. Kap. 1.)

Welche Thatsachen bestätigen uns, daß Petrus von Christus zum Oberhaupte der Kirche ernannt worden ist?

„Diese, daß Petrus nach Christi Himmelfahrt 1) das Amt eines Oberhauptes wirklich ausgeübt hat."

Die Apostelgeschichte liefert uns eine Menge Belege hierfür. Allenthalben zeigt sich Petrus durch sein Benehmen als den ersten unter den Aposteln, als den Vorsteher ihrer Versammlung, als den obersten Leiter der Kirche. Petrus ist es, welcher in der Versammlung der Apostel und Jünger die Wahl eines neuen Apostels an die Stelle des Verräters Judas vorschlägt und einleitet. Er ist es, der am Pfingstfeste vor dem herbeigeströmten Volke seine Mitapostel verteidigt und zuerst das Evangelium verkündigt. Er wirkt das erste Wunder, predigt darauf Christum, den Erstandenen, und rechtfertigt sich und die übrigen Apostel vor dem hohen Rate. Petrus, als kirchliches Oberhaupt, besucht alle von den Aposteln in Judäa, Samaria und Galiläa gegründeten Gemeinden. (Apgsch. 9, 31. 32.) Er bekommt zuerst durch göttliche Offenbarung die Weisung, auch den Heiden die frohe Botschaft zu verkünden. Er ist der erste, der diesen predigt, worauf die übrigen Apostel seinem Beispiele folgen. Als in der Versammlung der Apostel und Ältesten zu Jerusalem über die Verbindlichkeit des Mosaischen Gesetzes großer Zwist entstand, erhob sich Petrus, sprach sein Urteil aus, und alle stimmten ihm bei. Petrus erscheint also bei jeder Gelegenheit als das Haupt der Apostel und der Kirche.

2) „Daß Petrus auch stets von der Kirche als das Oberhaupt der Apostel und der Hirt der ganzen Herde Christi anerkannt worden ist."

Daher „betete die Kirche ohne Unterlaß für ihn," als er im Gefängnisse war. (Apgsch. 12, 5.) Daher nennen ihn die Evangelisten bei der Aufzählung sowohl einzelner, als sämtlicher Apostel immer zuerst, obwohl er weder der älteste aus ihnen, noch der zuerst berufene, noch der Lieblingsjünger Jesu war, und wiewohl sie in Ansehung der übrigen Apostel die Reihenfolge öfters ändern. So heißt es bei Matthäus (10, 2.): „Die Namen der zwölf Apostel sind diese: der Erste Simon, Petrus genannt." Da zudem an dieser Stelle auf den Ausdruck „der Erste" nicht, wie bei Aufzählungen üblich, die entsprechenden Ausdrücke „der zweite, dritte" u. s. w. folgen, so ist es klar, daß derselbe hier den Vorrang bedeutet und so viel ist, als der Vornehmste, das Haupt der übrigen. Selbst der hl. Paulus, der große Heidenapostel, dessen

Apostolat durch den glänzendsten Erfolg bestätigt wurde, reiste nach Jerusalem, in der Absicht, den hl. Petrus zu sehen, und verweilte fünfzehn Tage bei ihm (Gal. 1, 18.); weil nach der Bemerkung der Väter* auch er, der das Evangelium nicht durch Menschen, sondern von Jesus Christus selbst durch göttliche Offenbarung empfangen hatte, in Petrus „den Ersten und das Oberhaupt der Apostel verehrte, dem der Heiland die Sorgen aller Kirchen übertragen hat." — Ebenso hat die Kirche vom Anfange an und immerfort allgemein den Primat Petri anerkannt. Der gelehrte Bellarmin** führt vierundzwanzig Väterstellen aus den ersten christlichen Jahrhunderten an, die als eben so viele ehrwürdige Stimmen „der Ältesten" sowohl aus der griechischen, als lateinischen Kirche, den Vorrang Petri einhellig und laut verkünden. Ohne Besorgnis, Widerspruch hervorzurufen, konnte daher **Philippus**, der Legat des Papstes Cölestin, vor den im allgemeinen Konzil von Ephesus (431) versammelten Bischöfen die hieher bezüglichen merkwürdigen Worte aussprechen: „Niemand ist es zweifelhaft, ja allen Jahrhunderten ist bekannt, daß der hl. Petrus, der Fürst und das Oberhaupt der Apostel, die Säule des Glaubens und die Grundfeste der katholischen Kirche, von unserm Herrn Jesus Christus die Schlüssel des Himmelreiches empfangen hat, und ihm die Löse- und Bindegewalt ist gegeben worden, der bis jetzt und immer in seinen Nachfolgern lebt und entscheidet." Dieser Ausspruch hat um so mehr Gewicht, als auf dem besagten Konzil ausschließlich morgenländische Bischöfe zugegen waren, die sicher nur durch die siegende Kraft der geschichtlichen Wahrheit bestimmt werden konnten, eine Thatsache anzunehmen, woraus die Abhängigkeit der Kirche des Morgenlandes von der Kirche zu Rom unmittelbar und notwenig folgte. — Um dieses noch mehr zu beleuchten, stellen wir uns vor, zur Zeit des Kaisers Rudolph von Habsburg haben sich die abendländischen Fürsten versammelt, um die gemeinsamen Interessen ihrer Länder zu beraten. Wenn nun in dieser erlauchten Versammlung der Abgeordnete des Kaisers aufgestanden wäre und erklärt hätte, niemand zweifle, allen Jahrhunderten sei es bekannt, daß Leo III. Karl dem Großen vor mehr als vierhundert Jahren die römische Kaiserkrone aufs Haupt gesetzt habe, und daß folglich alle Fürsten dem gegenwärtigen Kaiser, als dessen Nachfolger, zu huldigen und seinen Entscheidungen sich zu fügen verpflichtet seien: würde da wohl keine Einrede laut geworden sein für den Fall,

---

* **Chrysostomus**, Homil. 88. al. 87. über Johannes; **Ambrosius** über Galat.

** De Rom. Pontif. L. 1. c. 25.

daß die angeführte Thatsache unbegründet, geradezu aus der Luft gegriffen gewesen wäre?*

Sollte nach dem Tode des hl. Petrus das Amt eines Kirchenoberhauptes aufhören?

„Nein, denn — 1) sollte die Kirche, so wie Christus sie gestiftet hat, immer fortbestehen, so mußten auch der Fels, worauf er sie gebaut, und das Oberhirtenamt fortbestehen, welches er selbst aufgestellt hat, sie zu regieren.“

Die Kirche sollte nach der klar ausgesprochenen Absicht Jesu Christi als ein sichtbares Gebäude, trotz aller Umsturzversuche der Höllenmächte, bis zum Ende der Welt unerschütterlich dastehen. Es mußte daher auch der Fels, worauf sie gebaut war, fortbestehen, da widrigenfalls das Gebäude notwendig zusammenstürzte. Dieser Fels aber ist Petrus; Petrus muß somit immerfort der Kirche als sichtbare Grundfeste dienen. Ferner sollte die Kirche eine Herde sein, die alle Schäflein Christi, zu welcher Zeit immer dieselben leben mögen, umfaßt. Zum Oberhirten dieser Herde war Petrus aufgestellt. Petrus darf also nicht aufhören, an der Spitze der Herde zu stehen und sie zu weiden, weil die Schafe, die einem andern Oberhirten folgten, als dem Einen von Christus bezeichneten, dadurch selbst aufhören würden, Schäflein Christi zu sein. Es muß demnach Petrus in der Kirche fortleben. Da jedoch Petrus als Mensch, wie jeder andere dem Tode unterworfen, sterben mußte, so kann hier nur von einem Fortleben in der Person seiner rechtmäßigen Nachfolger die Rede sein. Sehr treffend bemerkt hierüber Stolberg (Religionsgesch. Bd. 10. Beil.): „Die dem Petrus verliehene Würde, die Herde Jesu Christi zu weiden, ward so wenig mit dem Apostel gekreuzigt, als das Hohepriestertum mit Aaron, dem Hohenpriester, auf dem Berge Hor begraben wurde.“

2) „War ein sichtbares Oberhaupt notwendig, als die Kirche noch klein war, und es keine oder nur wenige Irrlehren gab, so war

---

* Wenn der Primat des hl. Petrus weder in der Schrift begründet, noch in den früheren Jahrhunderten anerkannt worden wäre, woher hätte dann die russisch-schismatische Kirche den begeisterten Hymnus, den der gelehrte, der russischen Sprache und Litteratur völlig kundige Graf De Maistre (Du pape L. 1. ch. 10.) uns überliefert? Derselbe lautet: „Sankt Petrus, Heil dir! Fürst der Apostel! apostolischer Primat! unerschütterlicher Fels des Gaubens! Zum Lohn für dein Bekenntnis ewiger Grundstein der Kirche, Hirte der Herde und Träger der Schlüssel des Himmels, vor allen Aposteln erwählt, der nächste nach Jesus und der feste Grund seiner Kirche zu sein! Heil dir, unerschütterliche Säule des rechten Glaubens, Fürst des apostolischen Kollegiums! Du warst der erste Bischof von Rom, die Ehre und der Ruhm jener großen Stadt; auf dir ist die Kirche gegründet!“

dasselbe um so notwendiger nachher, als die Kirche sich verbreitet, Irrlehren und Spaltungen sich vermehrt hatten."

Nicht ohne Grund hatte Christus den hl. Petrus als sichtbares Oberhaupt seiner Kirche aufgestellt. Er that dies, wie oben dargethan worden, um die Einheit derselben und Einigkeit in derselben zu erhalten. Bedurfte aber die Kirche eines solchen Oberhauptes, eines solchen Bandes der Einheit und Einigkeit zu den Zeiten der Apostel, über welche der hl. Geist in so reicher Fülle herabgekommen war, daß keiner derselben etwas Irriges oder von der Offenbarung Christi Abweichendes lehren konnte; zu den Zeiten der Apostel, wo selbst viele der Gläubigen mit wunderbaren Gaben der Weisheit, der Wissenschaft, der Weissagung, der Unterscheidung der Geister u. s. w. (1. Kor. 12.) ausgestattet waren, wo ferner die Kirche im Vergleich zu späteren Zeiten noch von geringer Ausdehnung, und es eben darum leichter war, die auftauchenden Irrlehren und Spaltungen im Keime zu ersticken, — bedurfte die Kirche zu jener Zeit schon eines sichtbaren Oberhauptes, um wie viel dringender stellte sich das Bedürfnis eines solchen für die spätern Jahrhunderte heraus? Die Unfehlbarkeit der Apostel vererbte sich nicht auf die einzelnen Nachfolger derselben im Lehr- und Hirtenamte; die außerordentlichen Gnadengaben wurden bei den Gläubigen seltener; die Kirche gewann eine riesenhafte Ausdehnung, umspannte die Völker der alten und neuen Welt, und der Weissagung des Heilandes gemäß (Matth. 24, 11.) entstanden bald da, bald dort vielfältige Spaltungen und Irrlehren: lauter Umstände, die das Fortbestehen eines sichtbaren Oberhauptes nach dem Tode der Apostel bei weitem unentbehrlicher machten, als das Bestehen eines solchen bei Lebzeiten der Apostel war.

Wer ist seit dem Tode des hl. Petrus das sichtbare Oberhaupt der Kirche?

„Der hl. Vater, der Papst, welcher der rechtmäßige Nachfolger des hl. Petrus auf dem bischöflichen Stuhle zu Rom ist und deshalb als das sichtbare Oberhaupt der Kirche und Statthalter Christi allezeit anerkannt wurde."

Daß Petrus den bischöflichen Stuhl zu Rom gegründet und bis zu seinem Martertode daselbst inne gehabt habe, ist eine unleugbare, vom ganzen christlichen Altertume verbürgte Thatsache. Die ältesten Väter und kirchlichen Schriftsteller, desgleichen eine Menge von Denkmälern, insbesondere aber und vor allen das Grab des hl. Petrus, welches schon in den ersten Jahrhunderten des Christentums in hohen Ehren gehalten wurde, verbannen

jeden Zweifel darüber.* Wie nun in einem Wahlreiche der gesetzmäßig erwählte Fürst, als rechtmäßiger Nachfolger des verblichenen Königs, in alle Würden und Rechte desselben eintritt; wie er zu gleicher Zeit die höchste Gewalt erlangt, seine Würde zu behaupten, seine Gerechtsame zu wahren und auszuüben; wie er mit einem Worte gleich seinem Vorgänger König, und als solcher vor dem Gesetze eine und dieselbe Person mit dem Verstorbenen ist: so wurden auch die Päpste, welche nach Petrus zufolge gesetzlicher Wahl den bischöflichen Stuhl von Rom bestiegen, als dessen Nachfolger, gleichfalls die Inhaber seiner Würde, aller seiner Rechte, seiner ganzen Machtvollkommenheit. Ein jeder von ihnen war demnach das sichtbare Oberhaupt der ganzen Kirche, der Statthalter Christi; da Petrus, wie bereits erwiesen, mit der Bischofswürde von Rom auch das Oberhirtenamt über die ganze Kirche in seiner Person unzertrennlich vereinigte. „Wer daher auf diesem (dem heiligen römischen) Stuhle dem Petrus nachfolgt, der besitzt," sagt das Vatikanische Konzil (Sitz. 4. Kap. 2.) „gemäß Christi eigener Anordnung den Primat des Petrus über die gesamte Kirche."

Deshalb hat auch immer die ganze katholische Christenheit im Bischofe von Rom oder im Papste (von Papa, Vater) den Vorrang vor allen Bischöfen und die über die ganze Kirche sich erstreckende Oberhirtengewalt des hl. Petrus anerkannt und verehrt. — Schon der hl. Bischof Irenäus, der Schüler eines apostolischen Jüngers, verwies in seiner Schrift gegen die Ketzereien (Bch. 3. Hpst. 3.) die Irrlehrer seiner Zeit auf die römische Kirche; „denn es sei notwendig, daß mit dieser wegen ihres machtvollen Vorranges die ganze Kirche, d. h. alle Gläubigen allenthalben übereinstimmen." Dasselbe thut der hl. Cyprian in seiner Schrift von der Einheit der Kirche. Er sieht die Ursache aller Spaltungen darin, „daß man nicht zurückgeht auf den Ursprung der Wahrheit, nach dem Haupte sich nicht umsieht, die Worte des himmlischen Lehrers nicht beachtet, der da sagt: Du bist Petrus u. s. w." (Matth. 16; Joh. 21.) Daraus zieht der genannte Lehrer den

* Selbst ausgezeichnete protestantische Gelehrte anerkennen diese Thatsache und rügen mit Unwillen die Dreistigkeit derjenigen, welche dieselbe in Abrede stellen. Baratier schreibt in seiner Abhandlung über die Folge der Bischöfe Roms, die Anwesenheit Petri zu Rom sei „eine Thatsache, die vom ganzen Altertume behauptet wird. Es gereiche einem Protestanten zur Schande, eingestehen zu müssen, daß einer von seiner Religion dieselbe je in Zweifel gezogen habe." Desgleichen bemerkt Herder (Ideen zur Philosophie der Geschichte 19. Bd.): „Es wäre eine große Thorheit, wenn man leugnen wollte, daß Petrus die Kirche in Rom errichtet und mit seinem Blute verherrlicht hat." Daß Leibniz in seinem Systeme der Theologie dieselbe Ansicht ausspricht, ist bekannt.

Schluß, man müsse sich, um mit der katholischen Kirche vereint zu bleiben, an die römische Kirche, die Erbin des Stuhles Petri, halten, die da der Ursprung, der Mittelpunkt und das Band der Einheit, oder wie er in seinem 55. Briefe sagt, „die erste und vornehmste Kirche ist.“ Überhaupt sprechen die hl. Väter, namentlich Athanasius, Pacianus, Basilius, Hieronymus, Optatus, Augustinus, Ambrosius u. a. m. dem Bischofe von Rom den Vorrang nicht bloß der Würde, sondern auch der Lehr- und Hirtenvollmacht aus keinem andern Grunde zu, als weil er der Nachfolger des Apostelfürsten Petrus ist. Es ist immer der Gedanke des hl. Kirchenlehrers Petrus Chrysologus, den sie mit andern und wieder andern Worten ausdrücken, und der auch dem oben angeführten Ausspruche des päpstlichen Legaten im allgemeinen Konzil von Ephesus zu grunde liegt: „Petrus lebt auf seinem (dem römischen) Stuhle fort; er führt den Vorsitz und verkündet denen, welche ihn darum angehen, die wahre Lehre.“

Diese im Nachfolger Petri über alle Hirten der Kirche hervorragende Gewalt wurde auch zu allen Zeiten thatsächlich anerkannt. Als im ersten Jahrhunderte in der Kirche zu Korinth Streitigkeiten entstanden, wendete sich dieselbe nicht an den heil. Apostel Johannes, der damals noch am Leben war und die Kirche von Ephesus regierte, sondern an Klemens, den weitentfernten Bischof von Rom, den dritten Nachfolger des hl. Petrus. Desgleichen legte im zweiten Jahrhunderte Papst Viktor den Zwist in den Kirchen Asiens hinsichtlich der Osterfeier bei, und im dritten erklärte Papst Stephan gegen Cyprian und andere afrikanische Bischöfe die Wiedertaufe der Ketzer als unnötig und unzulässig, drohte sogar mit Ausschluß aus der kirchlichen Gemeinschaft, wofern sie sich nicht der Entscheidung des apostolischen Stuhles unterwürfen. Fühlte sich irgend ein Bischof in seinen Rechten gekränkt, so wandte er sich an den Bischof von Rom, und dieser ging dem Gekränkten sofort kräftig an die Hand. So setzte der Papst Julius den heil. Athanasius, Patriarchen von Alexandrien, und später Paulus, den Bischof von Konstantinopel, wieder auf ihre betreffenden Stühle. Ein Gleiches that auch Papst Innocenz zu Gunsten des hl. Johannes Chrysostomus, der gleichfalls Bischof von Konstantinopel war und, wie der frühere, widerrechtlich war vertrieben worden. [131] — Jedoch nicht bloß jeder einzelne Bischof für sich, sondern auch die in Konzilien versammelten Bischöfe anerkannten die Obergewalt der Päpste. Nie ist eine allgemeine Kirchenversammlung gehalten worden, bei welcher der Papst oder dessen Abgeordnete nicht den Vorsitz hatten, und nie hat eine kirchliche Entscheidung allgemeine Geltung gefunden, bevor sie vom Papste bestätigt war. Schon im

ersten allgemeinen Konzil von Nicäa leiteten die Abgeordneten des römischen Papstes die Verhandlungen, und das erste Konzil von Konstantinopel, wobei der Papst weder zugegen, noch durch Abgeordnete vertreten war, erlangte nur deshalb die Benennung und das Ansehen des zweiten allgemeinen Konzils, weil die Glaubensentscheidungen desselben mit den in der Synode vom Lateran unter dem Vorsitze des Papstes Damasus gefaßten übereinstimmten und demgemäß von letzterem bestätigt wurden. Die siebente allgemeine Kirchenversammlung (die zweite von Nicäa) weigerte sich, ein ungefähr dreißig Jahre zuvor von mehreren hundert Bischöfen gefeiertes Konzil anzuerkennen, weil demselben „der damalige römische Papst weder in eigener Person, noch durch seine Stellvertreter, noch durch ein apostolisches Rundschreiben beistand, was doch bei Konzilien gesetzliche Vorschrift sei.“ — Gestützt also auf die unverwerflichen Zeugnisse der hl. Schrift und der Überlieferung, that die Kirchenversammlung von Florenz (1439) den feierlichen Ausspruch: „Wir entscheiden,“ so sprechen die daselbst versammelten griechischen und lateinischen Väter, „daß der heilige, apostolische Stuhl, der römische Papst, das Vorsteheramt (den Primat) über den ganzen Erdkreis habe, und daß der römische Papst der Nachfolger des hl. Petrus, des Apostelfürsten, und der wahre Statthalter Christi und das Haupt der ganzen Kirche und der Vater und Lehrer aller Christen sei, und daß ihm in der Person des hl. Petrus die volle Gewalt, die gesamte Kirche zu weiden, zu leiten und zu regieren, von unserm Herrn Jesus Christus übertragen ist, wie es auch in den hl. Satzungen und den Verhandlungen der allgemeinen Konzilien enthalten ist.“*

Weil nun in unsern Tagen die Macht der Hölle, um die Kirche, wenn es möglich wäre, zu zerstören, mit gesteigertem Ingrimme gegen die von Gott gelegte Grundfeste des apostolischen Stuhles sich erhebt und durch Verbreitung verwerflicher Lehren auch die Gläubigen an der von Christus dem kirchlichen Oberhaupte übertragenen Regierungsgewalt irre zu machen sucht, so hat das Vatikanische Konzil (Sitz. 4. Kap. 3.) folgendes Dekret erlassen: „Wer sagt, der römische Papst habe lediglich das Amt der Aufsicht oder Führung, nicht aber die volle und höchste Jurisdictions-

* In Erwägung der bis dahin angeführten und vieler andern Belege für den Primat des römischen Papstes durfte Stolberg (Religionsgesch. Bd. 10. Beil.) kühn behaupten, „daß nicht eine historische Thatsache, weder in der kirchlichen, noch in der weltlichen Geschichte auf stärkern Zeugnissen und Erweisgründen beruhe, als die von der ganzen Christenheit anerkannte Autorität der Nachfolger des Apostels Petrus zu Rom über alle Kirchen vom Aufgange bis zum Niedergange.“

Gewalt über die ganze Kirche, nicht nur in Sachen des Glaubens und der Sitten, sondern auch in Sachen, welche die Disciplin und die Regierung der über die ganze Erde verbreiteten Kirche betreffen, oder derselbe besitze nur den bedeutenderen Anteil, nicht die ganze Fülle dieser höchsten Gewalt; oder diese seine Gewalt sei keine ordentliche und unmittelbare, sei es über alle und jegliche Kirchen, oder über alle und jegliche Hirten und Gläubigen: der sei im Banne."

Es ist mithin nicht zu verwundern, daß der hl. Kirchenlehrer Ambrosius bei Erklärung des vierzigsten Psalms ausruft: „Wo Petrus, da die Kirche," und Hieronymus im Briefe an Damasus: „Wer es nicht mit dem Papste hält, der hält es nicht mit Christus"; und niemand wird die Frage überraschen, welche der hl. Cyprian im Buche über die Einheit der Kirche aufwirft: „Wer den Stuhl Petri, auf den die Kirche gegründet ist, verläßt, wie könnte der noch das Vertrauen hegen, der Kirche anzugehören?" In der That wurden die, welche sich vom römischen Stuhle trennten, zu jeder Zeit als von der katholischen Kirche Abtrünnige angesehen. Darum haben auch im Laufe der Jahrhunderte öfters viele aus gläubiger Anhänglichkeit an den römischen Stuhl nicht bloß zeitliche Güter, Ehren und Würden, sondern auch Blut und Leben zum Opfer gebracht.[132] Seien also auch wir getreue Anhänger des hl. römischen Stuhles; leihen wir den Lästerungen und Verleumdungen, womit Ungläubige, Irrlehrer, Abtrünnige und schlechte Katholiken denselben überhäufen, keinen Augenblick Gehör;[133] wahren und verteidigen wir nach Kräften dessen geheiligte Vorrechte; blicken wir auf zu diesem unerschütterlichen Felsen, wenn die brausenden Wogen entfesselter Leidenschaften Altar und Thron, Kirche und Staat bedrohen, wenn das schleichende Gift scheinheiliger Irrlehre alle Klassen der menschlichen Gesellschaft durchdringt und zersetzt, wenn der Geist des Stolzes und hochmütiger Forschung im Schoße der Kirche selbst Zerwürfnisse und Spaltungen erweckt. Der Stuhl Petri bleibt unerschüttert, er überdauert allen Wechsel menschlicher Dinge; der Stuhl Petri drängt Irrtum und Neuerungssucht allgewaltig zurück und giebt der Welt den Frieden, den ihr keine irdische Macht zu geben vermag. Unsere Gesinnung gegen die römische Kirche gleiche jener, die Bossuet mit so hoher Begeisterung ausspricht: „O heilige, römische Kirche, Mutter der Kirchen und Mutter aller Gläubigen, Kirche von Gott erwählt, um seine Kinder in demselben Glauben und in derselben Liebe zu vereinigen! Immerdar werden wir von tiefstem Herzensgrund an deiner Einheit halten! Daß ich eher meiner selbst, als deiner vergesse, o römische Kirche!"

Vom Primate, d. h. von der geistlichen Oberhoheit und Regierungsgewalt des Papstes über die gesamte Kirche, ist wohl zu unterscheiden die weltliche Herrschaft desselben über die ihm untergebenen Länder: jene ist göttlichen Ursprunges und vom Papsttume unzertrennlich; diese hingegen ist menschlichen Ursprunges und war anfangs nicht mit dem Papsttume verbunden. Den

Ursprung und die allmähliche Erweiterung verdankt der Kirchenstaat hauptsächlich verschiedenen Schenkungen von christlichen Fürsten, insbesondere von Pipin und Karl dem Großen, wie dieses aus der Kirchen- und Weltgeschichte erhellt. Ist nun auch die weltliche Herrschaft des Papstes für die Kirche nicht schlechterdings notwendig, so hat dieselbe dennoch für das Gesamtwohl derselben eine sehr hohe Bedeutung und muß deshalb als die Wirkung einer ganz besonderen Fügung der göttlichen Vorsehung angesehen werden. Denn abgesehen von manchen andern Vorteilen, die hier angeführt werden könnten, erlangt der Papst, weil er zugleich weltlicher Fürst ist, den übrigen weltlichen Fürsten gegenüber eine freiere Stellung, und dessen kirchliche Verordnungen gewinnen eben dadurch an äußerm Nachdrucke. Wäre der Papst der Unterthan irgend eines Monarchen, so würde die Leitung und Verwaltung der Kirche vielfach gestört, gehemmt, verdächtigt, ja nicht selten unmöglich gemacht werden; indem er nicht selten in der Ausübung seiner göttlichen Gewalt nicht von Gott allein, sondern auch von der Gunst oder Gewalt seines weltlichen Oberherrn abhinge. Erlaubte sich nämlich ein solcher Regent Eingriffe in die geistlichen Rechte des Papstes, oder wäre er mit andern Fürsten in Krieg verwickelt, oder fiele er selbst vom katholischen Glauben ab; so ist leicht abzusehen, wie große und zahlreiche Schwierigkeiten daraus dem Oberhaupte der Kirche erwachsen würden. Ein Ausspruch, der im fünfzehnten Jahrhundert auf dem Konzil von Basel über die weltliche Macht des Papsttums gethan wurde, hat auch heute noch seine Geltung: „Ohne das Erbgut der Kirche wäre der Papst nur der Diener von Königen und Fürsten."

5. Episkopat.

Mußte auch das dreifache Amt, welches allen Aposteln gemeinsam war, immer fortbestehen?

„Ja, es mußte nach Christi Anordnung von den Aposteln auf ihre Nachfolger übergehen und in diesen ununterbrochen fortdauern bis zum Ende der Welt. Dieses erkennen wir schon aus den Worten, die Christus bei Übertragung desselben sprach: „„Und sieh, ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt""; was offenbar zu den Aposteln allein nicht gesagt sein konnte, da sie ja nicht leben sollten bis zum Ende der Welt."

Jesus Christus war auf Erden erschienen, um alle Menschen aller Zeiten mit Gott zu versöhnen und selig zu machen. Es sollten daher nicht bloß bei Lebzeiten der Apostel, sondern fort und fort bis zum Ende der Tage seine heilbringende Lehre gepredigt,

seine Heilsmittel gespendet und die Gläubigen zur genauen Beobtung seiner himmlischen Vorschriften oder Gebote angehalten werden. Folglich hatte Christus, da er den Aposteln als seinen Stellvertretern das Lehr-, Priester- und Hirtenamt übertrug, unstreitig auch die Absicht, denselben dieses dreifache Amt so zu übergeben, daß es von ihnen hinwiederum auf ihre Nachfolger übergehen sollte bis zum Ende der Zeiten. Wirklich leuchtet auch diese Absicht aus den Worten Christi klar genug hervor. „Gehet hin," sagt er, „lehret alle Völker und taufet sie u. s. w. Und sieh, ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt." (Matth. 28, 19. 20.) Denn wiewohl diese Verheißung des immerwährenden Beistandes auch auf die Kirche überhaupt bezogen werden kann, so liegt es doch außer allem Zweifel, daß dieselbe ganz besonders auf die Träger des Lehr-, Priester- und Hirtenamtes der Kirche Bezug hat. — „Und sieh, ich bin bei euch": obwohl ich euch meine sichtbare Gegenwart entziehe, wollte Jesus sagen, so will ich euch doch nie verlassen, mein Geist wird stets bei euch bleiben. Mag auch das dreifache Amt, womit ich euch zum Heile der Welt betraut habe, mit vielen Mühen, Beschwerden, Leiden, Gefahren und Verfolgungen verbunden sein, so verzaget doch nicht; denn ich bin bei euch durch Hilfe und Gnade, durch Leitung und Regierung, durch Schutz und Rettung. Ich bin bei euch alle Tage, d. h. immerwährend, nicht etwa bloß zu gewissen Zeiten und Stunden, sondern zu jeglicher Zeit und Stunde: es wird bis zum Ende der Welt keinen Augenblick geben, wo ich nicht bei euch wäre. Da nun aber die Apostel sterben sollten, so muß diese trostvolle Verheißung auch auf ihre Nachfolger im Lehr-, Priester- und Hirtenamte bezogen werden. — Wie also nach der Anordnung Christi dem Petrus ein sichtbares Oberhaupt der Kirche nachfolgen sollte, so sollten auch den Aposteln Träger des Lehr-, Priester- und Hirtenamtes gesetzmäßig nachfolgen. Und dieses Bedürfnis der in Frage stehenden Nachfolge erscheint um so dringender, da die Nachfolger des hl. Petrus noch weniger, als Petrus selbst, im stande sind, in der über den ganzen Erdkreis verbreiteten Kirche die Lehr-, Priester- und Hirtengewalt allein, d. h. ohne Beihilfe untergeordneter Lehrer, Priester und Hirten auszuüben. — Oder sollte vielleicht den Übelständen, welche im Laufe der Zeit aus den Gebrechen der Menschen voraussichtlich entspringen würden, durch zeitgemäße Verfassungsreformen abgeholfen werden? Wäre diese Annahme nicht im höchsten Grade unpassend? Die Verfassung der Synagoge bestand volle 2000 Jahre unversehrt; wie ließe es sich nun denken, daß die vom Sohne Gottes selbst unmittelbar gegründete Verfassung seiner Kirche, dieser vollkommensten, göttlichen

Stiftung, je wieder geändert, wie stümperhaftes Menschenwerk ausgeflickt werden sollte? Wo bliebe da die Weisheit und Allwissenheit des Gründers der Kirche? Aus all dem Gesagten ergiebt sich unstreitig, daß die von Christus seiner Kirche gegebene Verfassung bis zum Ende der Welt fortbestehen soll.

Welches sind die Nachfolger der Apostel?

„Die Bischöfe, welche rechtmäßig geweiht sind und mit dem Kirchenoberhaupte, dem Papste, in Verbindung stehen, d. h. die Bischöfe der katholischen Kirche."

Es ist ein von jeher allgemein anerkannter, auch vom hl. Kirchenrate von Trient (Sitz. 23. Hpst. 4.) und vom vatikanischen (Sitz. 4. Hpst. 3.) förmlich ausgesprochener Lehrsatz, daß die Bischöfe Nachfolger der Apostel sind. Die hl. Väter und kirchlichen Schriftsteller, wie Irenäus, Cyprian, Eusebius, Hieronymus, Augustinus, Gregorius* u. a. stellen denselben als eine ausgemachte, über jeglichen Zweifel erhabene Wahrheit hin. — Schon aus der Geschichte der Apostel und aus ihren Sendschreiben ersehen wir, daß dieselben an die Spitze einzelner Christengemeinden Bischöfe stellten mit dem Auftrage und der Vollmacht, an ihrer statt die anvertrauten Herden zu weiden. (Vgl. oben S. 619.) Diese Bischöfe verwalteten auch nach dem Tode der Apostel ihr dreifaches Amt, weihten ihrerseits wieder andere zu Bischöfen, indem sie ihnen nach dem Vorgange der Apostel und der Anordnung Christi gemäß die Gewalt übertrugen, die sie selbst empfangen hatten. Wenn daher mitunter auch Priester, die nicht Bischöfe sind, Nachfolger der Apostel genannt werden, so kann dieses nur insofern geschehen, als die Bischöfe dieselben an der Verwaltung des dreifachen Amtes, in dessen Vollbesitze sie sind, teilnehmen lassen. — Damit nun aber ein Bischof Nachfolger der Apostel sei, muß er

1) rechtmäßig geweiht sein, d. h. er muß von einem andern gültig geweihten Bischofe in der von Christus angeordneten und in der Kirche üblichen Weise die bischöfliche Weihe empfangen haben; denn nur die Bischöfe können die bischöfliche, wie auch nur sie die priesterliche Weihe erteilen.

2) Der Bischof muß, um in Wahrheit Nachfolger der Apostel zu sein, mit dem gemeinsamen Oberhaupte der Kirche, mit dem Papste, in Verbindung oder Gemeinschaft stehen. — Mag auch ein Bischof die bischöfliche Weihe gültig empfangen und durch sie den unvertilgbaren bischöflichen Charakter erhalten haben; mag er auch irgend einen bischöflichen Stuhl innehaben, auf dem in

* Die Stellen führt unter andern Phillips an. (Kirchenrecht Bd. 1. §. 22.)

den ersten Zeiten der Kirche ein Apostel saß, z. B. den von Jerusalem, dessen erster Bischof der Apostel Jakobus war, oder den von Alexandrien, den der hl. Markus, ein Schüler des heil. Petrus, einnahm: er entbehrt dennoch jeglichen Rechtes zur Verwaltung des dreifachen, den Aposteln verliehenen Amtes, ist mithin kein rechtmäßiger Nachfolger derselben, so lange er in der Lossagung vom römischen Stuhle beharrt. Und in der That, wie könnte der irgend ein Recht der kirchlichen Verwaltung beanspruchen, welcher

a) „vom Haupte der Kirche getrennt, nicht einmal ein Glied derselben sein kann"? Wäre es nicht ein handgreiflicher Widerspruch, daß jemand, der außer der Kirche steht, der kirchlichen Gemeinschaft gar nicht angehört, nichts destoweniger in derselben irgend ein Amt verwaltete? Daß aber derjenige, welcher sich vom Papste losgesagt hat, dadurch selbst außer der Kirche, daß er als abgeschnittenes Glied von ihr getrennt sei, ergiebt sich schon aus dem allgemein angenommenen Grundsatze des hl. Ambrosius: „Wo Petrus (d. h. der Papst) ist, da ist die Kirche." Denn wie der Papst, als das sichtbare Haupt, unmöglich von der Kirche getrennt sein kann, so können auch die sichtbaren Glieder der Kirche unmöglich vom Papste, ihrem Haupte, getrennt werden oder sich selbst trennen, ohne aufzuhören, Glieder der Kirche zu sein. Wer aber kein Recht hat, in der Kirche das Lehr-, Priester- und Hirtenamt zu verwalten, der ist offenbar kein wahrer Nachfolger der Apostel, da es ja zum Begriffe eines rechtmäßigen Nachfolgers gehört, nicht nur in die Würde, sondern auch in die Rechte seines Vorgängers einzutreten.

b) „Ferner ist den Aposteln und ihren Nachfolgern keine Gewalt verliehen worden, als in der Verbindung mit dem, welchem Christus die höchste Gewalt über die ganze Kirche übertragen hat." Die Apostel konnten nämlich ihren Nachfolgern keine andere Gewalt übertragen, als die sie selbst von Christus empfangen hatten; nun aber hatten dieselben keine vom Kirchenoberhaupte, dem hl. Petrus, unabhängige Lehr-, Priester- und Hirtengewalt erhalten; folglich konnten sie diese dreifache Vollmacht nur so auf ihre Nachfolger übertragen, daß diese sie nicht anders, als in der Abhängigkeit von Petrus, d. h. vom römischen Papste, ausüben könnten und sollten. Wer demnach das wiederholt bezeichnete dreifache Amt eigenmächtig verwaltet, wer anders, als in der Unterordnung zum Papste lehrt, die hl. Sakramente spendet und die Herde weidet, der beweist dadurch selbst, daß er kein Nachfolger der Apostel ist, indem er anmaßender Weise ein Recht ausübt, welches die Apostel selbst weder besessen, noch ihren rechtmäßigen Nachfolgern übergeben haben.

— Der wahre Nachfolger der Apostel erkennt also und anerkennt mit dem hl. Cyprian (im Buch über die Einheit der Kirche) den römischen Stuhl, als den einen Stamm, der viele Äste und Zweige hat, als die eine Quelle, aus welcher viele Bäche sich ergießen. Wer sich daher vom römischen Stuhle lossagt und in erklärter Trennung von demselben verbleibt, der ist bloß ein vorgeblicher Nachfolger der Apostel; er ist nach der Bemerkung desselben Kirchenlehrers ein Lichtstrahl, der da erbleicht, weil er nicht mit der einen Sonne in Verbindung steht; er ist ein abgefallener oder abgerissener Zweig, der verdorrt und ohne Frucht bleibt, weil er am Lebenssaft des einen Stammes keinen Teil mehr hat; er ist ein Bächlein, das austrocknet, weil es von der einen Quelle abgeschnitten ist. — Solche vorgebliche Nachfolger der Apostel sind alle schismatischen Bischöfe, namentlich die der griechischen Kirche.

Hat nach göttlicher Anordnung der Papst allein die Kirche zu regieren?

„Auch die Bischöfe haben nach göttlicher Anordnung die Kirche zu regieren, aber nur mit und unter ihrem Oberhaupte, dem Papste.“

Die Sendung und Vollmacht zu lehren, die Heilsmittel zu spenden und die Gläubigen zu leiten, wurde von Jesus, dem Stifter der Kirche, nicht ausschließlich dem Petrus verliehen. Zu allen Aposteln sagte Jesus: „Gehet, lehret alle Völker, taufet sie“; zu allen: Haltet sie an zur Beobachtung meiner Gebote, d. h. regieret sie; allen verhieß er hierzu seinen beständigen Beistand. Dieselbe Sendung und Vollmacht ging auch, wie kurz vorher gezeigt worden, von den Aposteln auf ihre rechtmäßigen Nachfolger, die Bischöfe, über. Deshalb sagt der Apostel, die Bischöfe seien vom hl. Geiste bestellt, „die Kirche Gottes zu regieren“ (Apgsch. 20, 28.); und der hl. Petrus mahnt dieselben mit den Worten: „Weidet die euch anvertraute Herde Gottes.“ (1. Petr. 5, 2.) Diese Hirtengewalt haben auch die Bischöfe zu jeder Zeit ausgeübt, und die Päpste sowohl, als auch die Gläubigen haben ihnen dieselbe von jeher zuerkannt. Wir sind noch im Besitze von sieben Briefen, welche der Bischof und Märtyrer Ignatius an verschiedene christliche Gemeinden geschrieben hat, und ersehen daraus, daß ihm nichts mehr am Herzen lag, als den Gläubigen die Unterwürfigkeit gegen den Bischof, „der an Gottes statt vorsteht,“ und die vollkommene Eintracht mit demselben zu empfehlen. „Gehorchet alle,“ schreibt er, „dem Bischofe, wie Christus dem Vater . . . Folget ihm mit unverbrüchlicher Treue der Gesinnung . . . Alle sollen den Bischof in Ehren halten, wie Jesum Christum.“ Die Bischöfe

als die rechtmäßigen Nachfolger der Apostel, sind demnach gleichfalls berufen, an der Regierung der Kirche anteil zu nehmen; dazu haben sie auch eine göttliche, jedoch dem römischen Papste, als dem Hirten aller Hirten, untergeordnete Gewalt. — Wenngleich nun der Papst in Gemeinschaft mit den Bischöfen, oder vielmehr die Bischöfe, kraft ihrer Gemeinschaft mit dem Papste, zugleich mit letzterm die Kirche regieren, so bleibt doch nach der Anordnung Christi der wesentliche Charakter dieses irdischen Gottesreiches der monarchische. Denn der Monarchie ist es eigentümlich, daß einer allen gebietet, und daß alle gegen diesen einen zum Gehorsam verpflichtet sind. Dieses ist nun aber der Fall in der Kirche, in welcher, wie Christus das einzige unsichtbare, so der Papst das einzige sichtbare Oberhaupt ist, dem alle Gehorsam schulden.

In welcher Weise regieren die Bischöfe die Kirche?

„Sie regieren dieselbe, 1) indem jeder Bischof den ihm vom Papste angewiesenen Teil oder Sprengel der Kirche (Bistum) verwaltet." — Als Christus seinen Aposteln die öfters erwähnte dreifache Sendung und Vollmacht übergab, wies er nicht jedem einzelnen derselben einen durch bestimmte Grenzen abgeschlossenen Teil des Erdkreises an, innerhalb dessen allein er die erhaltene Sendung vollziehen, die übertragene Vollmacht ausüben sollte, sondern er bezeichnete vielmehr einem jeden den ganzen Erdball als das Feld seiner apostolischen Arbeiten. Allen Aposteln insgesamt und jedem insbesondere galten die Worte: „Gehet hin in alle Welt u. s. w.", seid Lehrer, Priester, Hirten der ganzen Welt, aller Völker. Diese unbeschränkte Sendung mit der entsprechenden Gewalt ging zwar nach dem Tode der Apostel auf den Episkopat, d. h. auf die Bischöfe in ihrer Gesamtheit, nicht aber auf jeden einzelnen Bischof über. Es wurde im Gegenteil jedem einzelnen Bischofe ein bestimmtes Gebiet bezeichnet, innerhalb dessen Grenzen derselbe das Lehr-, Priester- und Hirtenamt ausüben durfte und sollte. Dieses erheischte die gute Ordnung, da widrigenfalls große Störungen, Zerwürfnisse der Hirten und Herden untereinander und verderbliche Spaltungen zu gewärtigen waren; zumal da die Nachfolger der Apostel nicht wie diese persönlich unfehlbar sind. Diese Einrichtungen trafen deshalb schon die Apostel, indem sie nach dem Zeugnisse der hl. Schrift (Apgsch. 14, 22; Tit. 1, 5.) einzelnen Bischöfen einzelne Christengemeinden zur Obhut anvertrauten. So wurde es auch im Verlaufe der Jahrhunderte stets gehalten, wie dieses aus der Kirchengeschichte sattsam erwiesen ist. Dem Papste allein ist demnach der ganze Erdkreis unterworfen, des Papstes geistliche Gewalt und Gerechtsame allein dehnt sich

über alle Einzelkirchen samt und sonders aus; die Gewalt der einzelnen Bischöfe hingegen erstreckt sich nur so weit, als der Papst will, d. h. auf einen streng abgegrenzten Teil der Gesamtkirche, den man **Bistum**, **Diöcese** oder **Kirchensprengel** nennt, und der vom Papste einzelnen Bischöfen zur Leitung und Obsorge anvertraut wird. Solche Sprengel oder Bistümer werden gewöhnlich durch den Namen der Stadt, wo der Bischof seinen Sitz einnimmt, näher bezeichnet und von einander unterschieden.

Kirchlicher Anordnung gemäß ist jedoch in der Folge unter den Bischöfen selbst eine gewisse Rangordnung entstanden, so zwar, daß einzelne Bischöfe für gewisse, durch das Kirchenrecht festgesetzte Fälle der Gerichtsbarkeit eines andern Bischofs unterworfen sind. Wenn einem Bischofe die Bistümer von mehrern Reichen auf besagte Weise untergeordnet sind, so heißt er **Patriarch** im eigentlichen, ursprünglichen Sinne. Solche Patriarchen waren schon in den frühesten christlichen Zeiten die Bischöfe von Alexandrien und Antiochien. Später erhielten durch besondere Vergünstigung des römischen Stuhles auch die Bischöfe von Venedig, Aquileja, Lissabon u. a. den Titel eines Patriarchen, ohne jedoch eine über mehrere Reiche ausgedehnte Gerichtsbarkeit zu haben. — Erstreckt sich die Gerichtsbarkeit eines Bischofs über alle Bistümer eines Reiches, so heißt er **Primas**; dehnt sie sich hingegen bloß auf einige Bistümer des Reiches aus, so wird derselbe **Erzbischof**, die ihm untergebenen Bischöfe aber **Suffragane** oder einfachhin Bischöfe genannt. Ein **Bischof**, welcher einem andern Bischofe beigegeben ist, damit er an dessen statt namentlich die hl. **Weihen** spende, erhält den Namen **Weihbischof**.

Nach dem bisher Gesagten hat jedweder Bischof die Verpflichtung, sein Bistum unter der Oberleitung des Papstes zu verwalten, jeder Spaltung und Trennung vorzubeugen oder abzuhelfen und so für seinen Teil nach besten Kräften nicht bloß das Wohl des Sprengels, sondern auch das Gesamtwohl der ganzen Kirche zu befördern. In diesem Sinne sagt der hl. Cyprian in seinem Buche von der Einheit der Kirche: „Das Bischofsamt ist eines, wovon jeglicher Bischof einen Teil so inne hat, daß er zugleich für das Ganze haftet."

2) Die Bischöfe nehmen auch anteil an der Regierung der Kirche, „indem sie sich zuweilen versammeln, um über das allgemeine Wohl der Kirche zu beraten und gemeinschaftlich mit dem Papste Bestimmungen und Anordnungen zu treffen." — Auf den Ruf des Oberhauptes der gesamten Kirche, des Papstes, und unter seiner Leitung treten mitunter, zumal in gefahrvollen Zeiten, Bischöfe aus allen Teilen der Kirche in zahlreicher Versammlung zusammen. Es geschieht dieses in der Absicht, Angelegenheiten, welche das Wohl der gesamten Kirche betreffen, zu beraten und zu schlichten, auftauchende Irrlehren mit größerer Feierlichkeit und erhöhtem Nachdrucke zu verdammen, Spaltungen zu beseitigen, etwaige Mißbräuche abzuschaffen oder denselben vorzubeugen, kirchliche Zucht und Ordnung durch zweckmäßige, in Übereinstimmung

mit dem Papste getroffene und somit die Gesamtheit der Gläubigen verpflichtende Anordnungen zu wahren und zu fördern. Solche Versammlungen heißen allgemeine Kirchenversammlungen im Gegensatz zu jenen, welche von Bischöfen eines einzelnen Reiches oder einer Kirchenprovinz gehalten und National- oder Provinzial-Kirchenversammlungen genannt werden; desgleichen im Gegensatze zu den Synoden, welche ein Diöcesanbischof mit der ihm untergebenen Geistlichkeit feiert.

Durch wen üben die Bischöfe ihr Amt in den einzelnen Gemeinden (Pfarreien) ihres Bistums aus?

„Durch die von ihnen gesandten Priester oder Seelsorger."

Nachdem Jesus die zwölf Apostel berufen und ausgesandt hatte, das Herannahen des Reiches Gottes im Judenlande zu predigen (Luk. 3.), so erwählte er noch andere zweiundsiebenzig Jünger als Gehilfen der Apostel „und sandte sie paarweise vor sich her in alle Städte und Orte, wo er selbst hinkommen wollte." (Luk. 10, 1.) Auf ähnliche Weise bestellten die Apostel nebst den Bischöfen auch Priester, welche letztern in Verwaltung ihres dreifachen Amtes hilfreiche Hand bieten sollten. Will man nun deshalb die Priester als Nachfolger der 72 Jünger bezeichnen, so mag man dieses allerdings thun, jedoch nicht in demselben Sinne, wie man die Bischöfe Nachfolger der Apostel nennt. Die Jünger nämlich erhielten von Christus keine geistliche Vollmacht und Sendung mit dem Auftrage, dieselbe auf ihre Nachfolger zu übertragen, wie dieses bei den Aposteln der Fall war. Darum hat auch die Gewalt und Sendung der Priester ihren Ursprung nicht in den Vorgängern derselben, in den 72 Jüngern, sondern geht lediglich vom Episkopate aus, an dessen Spitze Petrus in der Person des römischen Papstes steht. Dem zufolge sind die Pfarrer nicht göttlicher Einsetzung wie die Bischöfe, und nur jener Priester ist berechtigt, in einer Gemeinde oder Pfarrei die Seelsorge auszuüben, der „von seinem rechtmäßigen Bischofe eigens dazu gesandt und bevollmächtigt ist." — Im Falle, wo sich ein Priester unterstände, ohne erhaltene, oder nach entzogener Bevollmächtigung des Bischofs in dessen Sprengel das Seelsorgeramt zu verwalten, dürften die Gläubigen der Pfarrei ihn nicht als ihren Seelsorger anerkennen, dem Gottesdienste, den er feiert, nicht beiwohnen, die hl. Sakramente von ihm weder begehren, noch empfangen; und sollte derselbe auch im hl. Bußsakramente die Lossprechung erteilen, so wäre dieselbe, den äußersten Notfall in der Todesgefahr ausgenommen, ungültig und nichtig. Denn obschon der Priester vermöge der priesterlichen Weihe die Gewalt

empfängt, nicht nur Brot und Wein in den Leib und das Blut Jesu Christi zu verwandeln, sondern auch die Sünden nachzulassen, so kann er doch diese richterliche Gewalt nur dann wirksam ausüben, d. h. gültig lossprechen, wenn und so lange er vom Bischofe, in dessen Sprengel er sich befindet, dazu ermächtigt ist. — Da nun aber andererseits jegliche Vollmacht, welche der Priester oder Seelsorger von seinem Bischofe empfängt, in ihrem Ursprunge von Gott ausgeht, der den Episkopat gestiftet und ihn mit der Vollmacht, Priester zu weihen und zu senden, betraut hat, so sind alle Priester, die von ihrem Bischofe oder auch unmittelbar vom Bischof der Bischöfe, vom römischen Papste, Weihe und Sendung erhalten haben, „Gesandte an Christi statt, indem Gott gleichsam durch sie ermahnt" (2. Kor. 5, 20.); und zu ihnen allen ist gesagt, was Jesus zu den von ihm gesandten Jüngern sprach: „Wer euch höret, der höret mich, und wer euch verachtet, der verachtet mich; wer aber mich verachtet, der verachtet den, der mich gesandt hat." (Luk. 10, 16.)

Wie wird nun in der ganzen Kirche Einheit und gute Ordnung aufrecht erhalten?

„Sie wird dadurch aufrecht erhalten, daß alle, die nicht Priester sind, den Priestern, die Priester den Bischöfen, die Bischöfe dem Papste in willfährigem Gehorsam stets untergeordnet bleiben."

Die Kirche Christi auf Erden ist mit den Mächten der Hölle in fortwährendem Kampfe begriffen und heißt darum mit Recht die streitende Kirche. Sie ist einem wohlgeordneten Kriegsheere zu vergleichen, dessen unsichtbarer Oberfeldherr der König der Könige Jesus Christus ist, während der Papst als sichtbarer Oberbefehlshaber dessen Stelle vertritt. Schon Papst Klemens, ein Schüler der hl. Apostel Petrus und Paulus, dem die ursprüngliche Verfassung der Kirche am besten bekannt sein mußte, bedient sich dieser Vergleichung. „In einem Kriegsheere", so schreibt derselbe in seinem ersten Briefe an die Gläubigen von Korinth (Nr. 37.), „sind nicht alle Feldherren, nicht alle Oberste, nicht alle Hauptleute höhern oder niedern Ranges," es befinden sich darin auch Gemeine. So verhält es sich auch in der unter der Leitung Christi streitenden Kirche. Der göttliche Heiland hat nämlich nicht allen Gliedern der Kirche gleiches Recht und gleiche Gewalt erteilt, sondern „einem jeden seine Stelle angewiesen, wie es ihm wohlgefiel . . . Er selbst hat einige zu Aposteln, einige zu Propheten, einige aber zu Hirten und Lehrern verordnet zur Vervollkommnung der Heiligen, zur Ausübung des Dienstes . . . Sind etwa alle Apostel, alle Propheten, alle Lehrmeister?" (1. Kor. 12, 18. und

Eph. 4, 11. 12.) — In einem Kriegsheere geht die Gewalt und das Recht zu befehlen nicht von den gemeinen Soldaten aus, steigt nicht von unten zum Feldherrn hinauf, sondern von oben, vom Könige und Oberfeldherrn durch alle Abstufungen der Hauptleute und Führer herab. Auf ähnliche Weise geht die kirchliche Gewalt weder von einzelnen Gläubigen, noch vom ganzen gläubigen Volke, sondern von Christus aus und steigt in unterschiedlichem Maße auf seine Stellvertreter: den Papst, die Bischöfe, die Priester u. s. w. hernieder. Wenn auch, besonders in den ersten Zeiten der Kirche, das Volk bei der Wahl der Bischöfe und Seelsorger zugezogen wurde, so geschah dieses nur, wie schon der hl. Cyprian bemerkt (Br. 68.), „damit angesichts des Volkes die Vergehen der Bösen aufgedeckt, die Verdienste der Guten belobt, und so verhütet würde, daß kein Unwürdiger in den Dienst des Altars oder in die Reihen der Priester sich einschleiche." Das Volk mochte in solchen Fällen denjenigen bezeichnen, welchen es des kirchlichen Amtes am würdigsten hielt; die geistliche Gewalt aber erteilte dem Bezeichneten der heil. Geist durch die Oberhirten, welche er in seiner Kirche aufgestellt hat. — Wie es endlich schlechterdings unmöglich ist, daß in einem Heere die zum Siege unumgänglich notwendige Einigkeit und Ordnung bestehe, wenn die Gemeinen, wessen Standes sie immer sein mögen, ihren Hauptleuten und selbst ihrem Oberfeldherrn widerstreben und den Gehorsam aufkünden, so würde auch die zum Ruhme und zum Triumph der Kirche erforderliche Einigkeit, Zucht und Ordnung fehlen, wenn diejenigen, welche nicht Priester sind, den Priestern, die Priester den Bischöfen, die Bischöfe dem Papste den schuldigen Gehorsam verweigerten. Als Mitglied der Kirche hat selbst der mächtigste Fürst dieser Erde den kirchlichen Vorgesetzten gegenüber keine andere Stellung einzunehmen, als die eines dem Hirtenstabe Petri untergebenen folgsamen Lammes. Daher mahnt der hl. Papst Klemens im oben angeführten Briefe (N. 37. u. 57.) die Korinther, bei denen Spaltung ausgebrochen war, so nachdrücklich: „Betrachtet die Soldaten, welche unter unsern Feldherren dienen, wie pünktlich, wie folgsam, wie unterwürfig sie den Befehlen nachkommen. Jeder vollstreckt in seinem Range und an seinem Posten, was ihm vom Könige und von seinen Anführern geboten wird . . . So gehorchet denn auch ihr der Priesterschaft, nehmet die Zurechtweisung bußfertig an, beuget eure Herzen, lernet unterwürfig sein und Stolz und Anmaßung ablegen."

Nutzanwendung.

Weh denjenigen, welche da die Geistlichkeit verachten und Spaltungen einführen! „Sie gehen den Weg des Kain, und gehen

zu grunde in dem Aufruhre des Kore . . . Sie sind Irrsterne, welchen das Dunkel der ewigen Finsternis aufbehalten ist.“ (Jud. 11, 13.) — Kore, Dathan und Abiron hatten sich unter dem Vorwande, das ganze Volk sei heilig und Gott geweiht, mithin vor Gott alle gleich, wider Moses und Aaron aufgelehnt: da verschlang sie der Erdboden und ihren Anhang tötete das Feuer vom Himmel. (4. Mos. 16.) Schon bevor dieses Strafgericht über sie hereinbrach, befahl der Herr dem Moses, das Volk von jenen Aufrührern zu trennen, damit, wie Cyprian (Br. 68.) bemerkt, „dasselbe durch den Verkehr mit den Frevlern nicht gleichfalls in ihren Frevel und ihre Strafe verwickelt würde.“ „Meidet daher,“ sagt derselbe hl. Lehrer (im Buche von der Einheit der Kirche), „ich bitte euch, meine Brüder, dergleichen Leute, fliehet das verderbliche Gerede, wodurch sie euch zum Ungehorsam gegen die geistliche Obrigkeit aufstacheln, fliehet es wie die Pest.“ — Heget im Gegenteil in eurem Herzen tiefe Ehrfurcht und Unterwürfigkeit insbesondere gegen den hl. Vater, den Papst. In ihm, „in Pius IX., sitzt Petrus auf dem apostolischen Stuhle; Petrus bindet und löset durch Pius; durch ihn lenkt Petrus das Steuerruder der Kirche, Petrus redet aus seinem Munde, Petrus segnet durch seine Hand, Petrus lebt und wirkt durch Pius. Darum ist Pius, als Nachfolger des Apostelfürsten, das sichtbare Haupt der kathol. Kirche, der erste Hüter des Glaubens, der erste Haushalter Gottes und Spender seiner Gnadenmittel, der oberste Handhaber der Kirchenordnung, der Hirt der Hirten, der geistliche Vater aller, welche die Kirche durch die hl. Taufe wiedergeboren; wir alle sind seine geistlichen Kinder.“ (Hirtenbrief Sr. Em. Kardin. Erzb. von Köln 1858.) Dasselbe gilt auch von dem jetzt regierenden Papste Leo XIII. Dem Papste gebührt also vor allen kindliche Ehrerbietung, Gehorsam und Liebe. [134] Ehret und liebet auch euern Bischof und die von ihm gesandten Priester; gehorchet willfährig ihren Verordnungen. Auch sie vertreten Gottes Stelle an euch und spenden euch mit vollen Händen die Schätze seiner Gnaden. Nehmet selbst ihre Ermahnungen und Zurechtweisungen mit Demut an, da Gott es ist, der euch durch sie ermahnt und zurechtweist. [135] Wer immer diese Vorschriften beobachtet, über dem wird der Friede und die Huld Gottes ruhen. Wer aber die warnende Stimme seines Seelsorgers verachtet, dessen heilsame Ratschläge verschmäht, gegen dessen Befehle sich widerspenstig erweist, den wird einst ein schweres Gericht treffen. Wenn Jesus, der Weltrichter, alles, was man dem mindesten seiner Brüder Gutes oder Böses gethan hat, so ansieht, als habe man es ihm selbst gethan; wie viel mehr wird dieses von jenen gelten, die er aufgestellt hat, um als Väter und Seelenhirten seine Stelle zu vertreten! [136]

§. 2. Von den Kennzeichen der Kirche.

1. Erkennbarkeit der einen Kirche.

Hat Christus eine oder mehrere Kirchen gestiftet?

„Christus hat nur eine Kirche gestiftet, wie er nur einen Glauben gelehrt, eine Taufe eingesetzt, ein Lehr- und Hirtenamt aufgestellt hat."

Es giebt bekanntlich eine Menge von Religionsgesellschaften in der Welt, die in betreff der Glaubenslehre einander geradezu widersprechen, indem die einen als Lüge verwerfen, was andere als göttliche Wahrheit glauben; dennoch nimmt eine jede von ihnen die Benennung „Kirche Christi" für sich in Anspruch. Es frägt sich demnach, ob Christus wirklich mehrere Kirchen gestiftet hat. Darauf lautet die Antwort: Nein, Christus hat nur eine Kirche gestiftet. Dieses ist eine unbestreitbare Wahrheit. Denn erstens ist die christliche Kirche die Gesellschaft derjenigen, welche den von Christus gelehrten Glauben bekennen. Christus hat aber nur einen Glauben gelehrt: „Ein Herr, ein Glaube und eine Taufe." (Ephs. 4, 5.) Also kann es auch nur eine Kirche Christi geben. Zweitens kann man in die christliche Kirche nicht eingehen ohne die hl. Taufe. Dieselbe ist demnach die Thüre zur Kirche. Christus hat aber nur eine Taufe eingesetzt, also kann es auch nur eine Kirche geben; denn gäbe es mehrere Kirchen, so müßte es auch mehrere Thüren oder verschiedene Taufen geben. Ferner hat Christus, wie im vorigen Abschnitte nachgewiesen worden, für alle Völker der Erde, sonach für die gesamte Kirche nur ein Lehr- und Hirtenamt aufgestellt. Denn wiewohl es viele Lehrer und Hirten giebt, so besteht doch nur ein Lehr- und Hirtenamt, nämlich das des römischen Papstes, als des Oberhauptes, und der mit ihm vereinigten Bischöfe. Wo aber nur ein Lehramt ist, da muß notwendiger Weise auch nur eine Glaubensgenossenschaft, und wo nur ein Hirtenamt ist, auch nur eine Herde sein. Wer diesem von Christus eingesetzten Lehr- und Hirtenamte nicht gehorcht, sich von ihm nicht belehren, leiten und regieren läßt, der gehört der Kirche Christi nicht an. Es giebt demnach nur eine einzige Kirche Christi.

Dieses verbürgt uns auch der unzweideutige Ausspruch ihres Stifters selbst. Christus sagt bei Matth. (16, 18.) zu Petrus: „Du bist Petrus (der Fels), und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen." Er verspricht also einen Grundstein zu legen und auf diesem einen Grundsteine eine, nicht mehrere Kirchen

aufzurichten. Bei Johannes (10, 16.) redet Jesus von seiner Kirche als von einem Schafstalle, dem ein Hirt vorsteht: „Es wird," spricht er, „ein Schafstall und ein Hirt sein." Desgleichen kennen auch die Apostel nur eine Kirche. Nach ihnen ist dieselbe der mystische oder geheimnisvolle Leib Christi, dessen Glieder die Rechtgläubigen sind; nun hat aber Christus offenbar, wie nur einen natürlichen, so auch nur einen mystischen Leib; folglich ist die Kirche Christi nur eine, d. h. Christus hat nur eine Kirche gestiftet.

Kann man diese eine von Christus gestiftete Kirche leicht erkennen?

„Ja, denn Christus hat eine sichtbare Kirche mit wahrnehmbaren Kennzeichen gestiftet, so daß sie leicht zu finden ist."

Schon die Propheten haben die durch den Messias zu gründende Kirche als eine sichtbare vorherverkündigt. Daniel (2, 44.) bezeichnet sie als ein gewaltiges Reich, das sich über den ganzen Erdkreis erstrecken soll; während Isaias (2, 2.) sie „das Haus des Herrn" nennt, „das auf dem Gipfel der Berge steht und sich erhebt über die Hügel, und zu dem hinströmen werden alle Völker." — Christus selbst spricht von seiner Kirche, die da berufen ist, die Lehre des Heils zu verkünden, als von einer Stadt, „welche auf einem Berge steht," als von einem Lichte, „das man nicht anzündet und es unter den Scheffel stellt, sondern auf einen Leuchter, damit es allen leuchte." (Matth. 5, 15.) Überhaupt vergleicht Jesus seine Kirche durchweg mit sichtbaren Gegenständen, bald und meistens mit einem Reiche, bald mit einem Acker, bald mit einem Netze, bald mit einem Senfkorn, das zum Baum heranwächst, bald mit einem Schafstalle, in den alle eintreten sollen, bald mit einer Burg, die auf Felsen gebaut ist u. s. w. — Zudem spricht der göttliche Lehrer: „Hat dein Bruder wider dich gesündigt, so sag' es der Kirche; wenn er aber die Kirche nicht hört, so sei er dir wie ein Heide und öffentlicher Sünder." (Matth. 18, 17.) Könnte nun wohl Christus denjenigen, welcher die Kirche nicht hört, den Heiden und öffentlichen Sündern gleichstellen, welche die ewige Verdammnis zu gewärtigen haben, wenn die Kirche gänzlich unsichtbar oder schwer zu finden, wenn ihr Wort nicht vernehmbar wäre?

Nicht minder deutlich erhellt die Sichtbarkeit oder äußere Erkennbarkeit der Kirche Christi, wenn wir betrachten, wie dieselbe nach der Lehre der Apostel sichtbar, d. h. sinnlich wahrnehmbar sein muß, und wie sie es auch thatsächlich ist. Die Kirche ist sichtbar — 1) in ihren Vorstehern und Gliedern; sie besteht aus sichtbaren Vorgesetzten und sichtbaren Untergebenen, wie jede

andere Gesellschaft von Menschen. Der Apostel ermahnt die Bischöfe (Apgsch. 20, 28.), acht zu haben auf ihre ganze Herde: wie wäre das möglich, wenn dieselbe unsichtbar wäre? Derselbe fordert im Hebräerbrief (13, 17.) die Gläubigen dringend auf, „den Vorstehern zu gehorchen und ihnen unterthänig zu sein." Wie ließe sich aber diese Aufforderung mit der Unsichtbarkeit und Unerkennbarkeit der letztern zusammenreimen? — 2) Die Kirche ist sichtbar oder wahrnehmbar in der Verkündigung und dem Bekenntnisse ihrer Lehre. Dem Auftrag ihres göttlichen Stifters gemäß soll in der Kirche und durch die Kirche die frohe Botschaft des Heiles allen Geschöpfen, allenthalben und zu jeder Zeit bis zum Ende der Welt verkündet werden. Unterbliebe diese öffentliche, allen Völkern wahrnehmbare Verkündigung, so würde auch der Glaube von der Erde verschwinden. Denn „der Glaube kommt vom Anhören, das Anhören aber von der Predigt des Wortes Christi." (Röm. 10, 18.) Daher wurde stets und wird auch heutzutage der christliche Glaube von tausend Lehrstühlen und Kanzeln herab verkündigt, von den heilsbegierigen Gläubigen vernommen und vor aller Augen durch Wort und That bekannt, bekannt durch den Besuch des öffentlichen Gottesdienstes, durch Abbetung des apostolischen Glaubensbekenntnisses u. s. w., bekannt, weil man sich der Verpflichtung zum äußern Bekenntnisse bewußt ist, zufolge der Worte des Apostels: „Mit dem Munde geschieht das Bekenntnis zur Seligkeit." (Röm. 10, 10.) — 3) Die Kirche muß sichtbar sein und ist es auch in der That in dem Opfer und in der Spendung der hl. Sakramente. Oder wie könnte der Apostel (Hebr. 13, 10.) von einem Opferaltar und (1. Kor. 10, 16—21.) vom Brechen des Brotes und Segnen des Kelches sprechen, wenn es in der Kirche kein sichtbares Opfer, keine Feier des Abendmahles gäbe? Desgleichen spendet die Kirche der Anordnung Christi gemäß in sinnlich wahrnehmbarer Weise die hl. Taufe, die Lossprechung von den Sünden, kurz, alle hl. Sakramente. Die Sichtbarkeit der Kirche in Zweifel ziehen, hieße mithin, nicht bloß dem ausdrücklichen Worte Christi und der Apostel, sondern auch dem unabweislichen Zeugnisse der Sinne, der gesunden Vernunft widersprechen.

Hiermit soll allerdings nicht gesagt sein, daß es in der Kirche Christi nichts gebe, was sich unsern Sinnen entzöge, nichts, was unsichtbar wäre; eben so wenig als man dadurch, daß man einen Menschen sichtbar nennt, behaupten will, es gebe nichts im Menschen, was nicht unter die Sinne fiele. Wie nämlich der Mensch Leib und und Seele, folglich einen sichtbaren und einen unsichtbaren Bestandteil hat, die in der innigsten Lebensverbindung mit einander den einen Menschen ausmachen, so besteht auch die Kirche aus einem sichtbaren und einem unsichtbaren Elemente, gleichsam aus Leib und Seele, die

durch den hl. Geist vereinigt und zusammengehalten die eine Kirche Christi bilden. Unter Leib der Kirche versteht man somit alles das, was an ihr, einer aus Menschen zusammengesetzten Gesellschaft, sichtbar oder wahrnehmbar ist, d. h. ihre äußere Verfassung und Verwaltung, ihr Oberhaupt, ihre Vorsteher und ihre verschiedenen Glieder, ihre sichtbaren Heilsmittel, die sinnlich wahrnehmbare Spendung der Sakramente, die Predigt des göttlichen Wortes u. s. w., mit einem Worte, die christliche Kirche, insofern dieselbe unter die Sinne fällt oder sichtbar ist. Unter Seele der Kirche hingegen begreift man alles das, was man an ihr mittelst der Sinne nicht wahrnehmen kann, wie da ist der Glaube, die Hoffnung, die Liebe, das Leben der Gnade, die Fülle der Gaben des hl. Geistes, insoweit nämlich dieses alles nicht durch Wirkungen nach außen sich kundgiebt oder sichtbar ist. — Wenn nun ein Mensch der sichtbaren Kirche einverleibt ist, d. h. wenn er mit ihr denselben Glauben bekennt, von ihren sichtbaren Heilsmitteln Gebrauch macht und ihrer Verfassung gemäß den geistlichen Vorgesetzten Gehorsam leistet, so gehört er zum Leibe der Kirche, d. h. sein äußeres Leben stimmt mit dem äußern Leben der Kirche überein. Wenn ihm aber die Liebe, die heiligmachende Gnade fehlt, so gehört er nicht der Seele der Kirche an, indem sein inneres, unsichtbares Leben mit dem inneren Leben der Kirche nicht übereinstimmt. Ein solcher ist dann wohl noch ein Glied der Kirche, aber ein verdorrtes, abgestorbenes Glied, ähnlich einem Zweige, den der Saft des Baumes nicht mehr durchdringt, oder einer verdorrten Hand, die vom Kreislauf des Blutes nicht mehr belebt wird. Hinwieder ist es auch möglich, wie später wird gezeigt werden, daß jemand die heiligmachende Gnade besitzt, ohne der Kirche, die er aus unverschuldeter Unwissenheit nicht kennt, äußerlich einverleibt zu sein. Ein solcher gehört der Seele der Kirche an, weil sein inneres Leben mit dem innern, unsichtbaren Leben der Kirche im Einklange steht. Da er aber andererseits nicht zum Leibe der Kirche gehört, so entbehrt er auch einer großen Menge von Gnaden, die den Gliedern des Leibes der Kirche durch das sichtbare Lehr-, Priester- und Hirtenamt zukommen.

Daraus, daß es einzelne giebt, welche auf besagte Weise nur dem Leibe der Kirche, und andere, die bloß der Seele der Kirche zugehören, läßt sich aber keineswegs schließen, daß es zwei von einander getrennte und gleichsam für sich bestehende Kirchen, eine sichtbare und eine unsichtbare giebt; es folgt nur, daß man auch auf zwei verschiedene mangelhafte Weisen ein Glied der einen Kirche sein kann, die da besteht aus Leib und Seele, welche durch den hl. Geist unzertrennlich mit einander verbunden sind. Es giebt also nur eine Kirche Christi, die zugleich sichtbar und unsichtbar ist: sichtbar, insofern man dieselbe in ihrer äußern Erscheinung, unsichtbar, insofern man ihr inneres Glaubens- und Gnadenleben ins Auge faßt. Wer demnach die sichtbare Kirche gefunden hat, der hat auch die unsichtbare gefunden, d. h. er hat die vom hl. Geiste belebte, von demselben unsichtbarer Weise geleitete und regierte, mit den herrlichen Gnadenschätzen bereicherte Kirche gefunden. Denn wie Christus, der Sohn Gottes, bei seiner Menschwerdung nicht einen toten, sondern einen lebendigen Leib angenommen hat, so ist auch die Kirche, sein angenommener mystischer Leib, kein toter, sondern ein von seinem hl. Geiste beseelter, lebendiger Leib. Und wie die Gottheit in Christus nie aufhörte, mit der einmal angenommenen menschlichen Natur, mit Leib und Seele vereinigt

zu sein, so will Christus auch mit seiner einen Kirche, die aus Leib und Seele besteht, bis zum Ende der Welt vereinigt bleiben. Und in der That, wiche der Geist Gottes je von der sichtbaren, auf den Felsen Petri gebauten Burg, so könnte dieses nur geschehen, weil dieselbe der Verheißung Christi zuwider von den Pforten der Hölle überwältigt worden wäre. — Da nun Christus seine Kirche unstreitig zum Heile der Menschen gestiftet hat, so ist es auch sein Wille und Gebot, daß alle in dieselbe eintreten und in ihr und durch sie der göttlichen Lehre, der von ihm eingesetzten Gnadenmittel und so der ewigen Seligkeit teilhaftig werden. Die Kirche Christi muß demnach, nicht wie immer sichtbar, sondern sogar leicht erkennbar sein, d. h. es müssen ihr gewisse äußere Kennzeichen zukommen, mittelst deren es jedem Unbefangenen leicht wird, dieselbe von den vielen Religionsgesellschaften, die sich ohne Fug und Recht für die Kirche Christi ausgeben, zu unterscheiden. Es folgt demnach die Frage, welche diese unterscheidenden Merkmale oder Kennzeichen seien, oder woran man die wahre Kirche Christi erkenne.

2. Kennzeichen der einen Kirche Christi.

Woran erkennt man die wahre Kirche Christi?

„Die wahre Kirche Christi erkennt man daran, daß sie 1) einig, 2) heilig, 3) katholisch und 4) apostolisch ist."

Dieses bezeugt schon das nicäisch-konstantinopolitanische Glaubensbekenntnis, dessen Ansehen auch von Nichtkatholiken, wofern sie auf die Lehre des christlichen Altertums noch einigen Wert legen, anerkannt wird. In demselben heißt es: „Ich glaube eine (darum auch eine einige), heilige, katholische und apostolische Kirche." Die hl. Schrift selbst schreibt der Kirche Christi diese vier nach außen sich kundgebenden Eigenschaften oder Kennzeichen zu. Die Kirche Christi ist nach dem Zeugnisse der hl. Schrift

1) einig. Den kurz vorher (S. 651) angeführten Schriftstellen gemäß ist sie ein Gebäude, ein Reich und zwar ein unzerstörbares Gebäude (Matth. 16, 18.), ein unüberwindliches Reich. (Dan. 2, 44.) Wäre sie aber nicht einig, so würde das Gebäude zerfallen, das eine Reich würde in mehrere zerteilt, zersplittert und aufgelöst werden; denn „jedes Reich, das wider sich uneins ist, wird verwüstet werden, und ein Haus wird über das andere fallen." (Luk. 11, 17.) Die Kirche Christi muß einig sein in der Verkündigung des göttlichen Wortes, d. h. in der Glaubenslehre, einig in der Spendung der hl. Sakramente, einig im Gehorsame gegen ihr Oberhaupt; da Christus, wie bereits erklärt worden, nur einen Glauben gelehrt, für alle Menschen dieselben Heilsmittel oder Sakramente angeordnet und nur ein Oberhaupt zur Verhütung und Beseitigung aller Spaltungen aufgestellt hat. Wie hochwichtig, ja notwendig diese allseitige Einheit der Kirche sei,

giebt uns Jesus Christus dadurch zu verstehen, daß er beim letzten Abendmahle in feierlichster Weise hauptsächlich um dieselbe zum Vater fleht. „Ich bitte", so lautet sein Gebet, . . . „damit sie (die Apostel und alle Gläubigen) eins seien, wie auch wir eins sind . . . damit sie vollkommen eins seien, und die Welt erkenne, daß du mich gesandt hast." (Joh. 17, 20—23.) Darum empfiehlt auch der hl. Paulus an vielen Stellen diese zur Erbauung des Leibes Christi so notwendige Eigenschaft auf das nachdrücklichste, insbesondere im Briefe an die Ephesier (4, 11—16.), und befiehlt den Gläubigen, diejenigen zu meiden, „welche Trennung und Ärgernisse anrichten wider die Lehre, die sie gelernt haben." (Röm. 16, 17.) Die Kirche Christi muß

2) heilig sein, weil der Urheber derselben die Heiligkeit selbst, und ihr Zweck die Heiligung der Menschen ist (Ephes. 5, 25—27; Tit. 2, 14.); sie muß heilig sein, weil sie der Schrift gemäß (oben S. 620) der Leib Christi, die Braut Christi, das Haus und der Tempel Gottes ist. Sie muß heilig sein, zwar nicht in allen ihren Gliedern, jedoch wie in ihrem Stifter, so auch in ihren Lehren, in ihren Gesetzen, in ihren Heilsmitteln oder Sakramenten, endlich in den Früchten, die sie bei vielen ihrer Glieder fortwährend hervorbringt; da jeglicher gute Baum auch gute Früchte trägt. Die Kirche Christi muß

3) katholisch oder allgemein sein, weil sie nicht, wie die jüdische Synagoge, bloß für eine Nation und einen bestimmten Zeitraum gestiftet ist, sondern alle Völker aller Orte und aller Zeiten umfassen soll, wie dies aus dem wiederholt angeführten Auftrage Jesu Christi: „Gehet hin, lehret alle Völker u. s. w." sattsam erhellt. Durch die Kirche „muß das Evangelium vom Reiche (Gottes) in der ganzen Welt, allen Völkern verkündet werden." (Matth. 24, 14.) Die Kirche ist das Reich Gottes, welches nach der Vorhersagung der Propheten von Meer zu Meer reichen und in Ewigkeit nicht untergehen soll. (S. 416.) Sie ist der Berg Sion, „auf dem der Herr über die Völker herrschen wird von nun an bis in Ewigkeit." (Mich. 4, 7.) Die wahre Kirche Christi muß endlich

4) apostolisch sein, weil sie, wie der hl. Paulus an die Ephesier schreibt (2, 20.), „erbaut ist auf der Grundfeste der Apostel," von welchen sie nächst Christus ihre Lehren und vorzüglichsten Satzungen empfangen hat. In der That waren es die Apostel, welche die Kirche allererst über den Erdkreis verbreiteten, dieselben waren ihre ersten Vorsteher; und auch jetzt und jederzeit können nur jene rechtmäßige Lehrer, Priester und Hirten der Kirche sein, welche den Aposteln im Lehr=, Priester= und Hirtenamte recht=

mäßig nachfolgen (S. 639 u. ff.). Nur den Aposteln und ihren Nachfolgern hat Christus versprochen, daß er bei ihnen sein werde bis zum Ende der Welt. (Matth. 28, 20.)

Welche Kirche hat diese vier Kennzeichen?

„Diese vier Kennzeichen hat offenbar keine andere, als die römisch-katholische Kirche, d. h. jene, welche den Papst zu Rom für ihr Oberhaupt anerkennt."

Außer der römisch-katholischen Kirche giebt es, wie bereits erwähnt worden, noch mehrere Religionsgesellschaften, die sich vorgeblich zu Christus bekennen, die ihren Gliedern den Namen „Christen" beilegen, und von denen jede behauptet, die wahre, von Christus gestiftete Kirche zu sein. Es sind dieses nach dem Zeugnisse der Kirchen- und Weltgeschichte Religionsgesellschaften, die durch Lossagung oder Abfall von der römisch-katholischen Kirche, namentlich im zwölften (das griechische Schisma) und sechzehnten Jahrhunderte (die sog. Reformation) entstanden und später in fast unzählige Sekten zerfahren sind. An keiner aus allen diesen kleinern und größern Religionsgenossenschaften bemerken wir die besagten vier Eigenschaften, die doch, wie so eben noch erwiesen worden, von der Kirche Christi unzertrennlich sind; an keiner finden wir augenfällige Beweise der Einigkeit, Heiligkeit, Katholizität und Apostolizität: vielmehr treten uns dieselben als uneinig und unheilig, als nicht katholisch und nicht apostolisch vor die Augen. Die römisch-katholische Kirche hingegen steht angesichts der ganzen Welt, mithin offenbar als eine einige, heilige, katholische und apostolische Kirche da, und daher behaupten wir mit Recht, daß sie allein die Kennzeichen der wahren, von Christus gestifteten Kirche hat. Dieses ist nun zu beweisen.

Warum ist die römisch-katholische Kirche offenbar einig?

1) „Weil sie allezeit und überall denselben Glauben gelehrt und bekannt hat und fortwährend lehrt und bekennt." — Auch heutzutage noch gelten von der römisch-katholischen Kirche die schönen Worte, womit der hl. Irenäus (gegen d. Häres. Bch. 1. K. 10. n. 2.) die Glaubenseinheit und Einigkeit derselben darstellte: „Obgleich durch die ganze Welt zerstreut, bewahrt doch die Kirche treulich die verkündete Heilslehre, als bewohne sie ein Haus, glaubt überall dasselbe, als hätte sie eine Seele, lehrt allenthalben übereinstimmend, als hätte sie nur einen Mund. Obschon die Sprachen verschieden sind, so ist doch der Inbegriff der überlieferten Lehre einer und derselbe. Weder die in Germanien gegründeten Kirchen glauben und lehren anders, noch die in Hibernien oder Gallien

oder im Orient oder in Ägypten oder in Libyen oder inmitten des Erdkreises; sondern wie die Sonne in der ganzen Welt eine und dieselbe ist, so strahlt auch das Licht, die Predigt der Wahrheit, überall und erleuchtet alle Menschen, die zur Erkenntnis der Wahrheit kommen wollen." (Den Nachweis der auch heute noch hellstrahlenden Glaubenseinheit enthält das schon S. 71. n. 2. u. S. 112 f. Gesagte, woran der Katechet hier wiederum erinnern mag.) — Die Kirche hat zwar ihrem Glaubensbekenntnisse im Laufe der Zeit eine bestimmtere Fassung und größere Entwicklung gegeben, aber darum ihre Glaubenslehre nicht im mindesten geändert: ebenso wenig als der Prediger oder Katechet einen kurzgefaßten Lehrsatz ändert, wenn er denselben in einer längern Rede genauer bestimmt und entfaltet. (Vgl. S. 148. 149.) Nie hat man nachweisen können, daß sie einen Glaubenssatz verworfen, den sie früher angenommen; oder einen angenommen, den sie je zuvor verworfen hatte. Allerdings duldet und duldete die Kirche vielseitige Verschiedenheit der Meinungen, niemals aber einen Widerspruch gegen das, was sie als von Gott geoffenbaret zu glauben vorstellt, d. h. gegen das, was Glaubenslehre ist. Darum hat auch das Vatikanische Konzil (Sitz. 3. Kan. 3. zu Kap. 4) den Bann über jeden ausgesprochen, „der sagt, es könne der Fall eintreten, daß zufolge des wissenschaftlichen Fortschrittes den von der Kirche zu glauben vorgestellten Sätzen dereinst ein anderer Sinn müßte beigelegt werden, als der, in welchem die Kirche sie verstanden hat und versteht." Wer immer also sich dem kirchlichen Lehramte nicht unterwirft und sonach einen andern Glauben lehrt oder bekennt, als den einen katholischen, der wird aus ihrem Schoße verstoßen.

2) Sie ist einig, „weil sie allezeit und überall dasselbe Opfer und dieselben Sakramente hat." — Die Einigkeit der römisch-katholischen Kirche hinsichtlich des unblutigen Opfers und der sieben hl. Sakramente liegt offen am Tage. Wo immer in der ganzen Welt Bischöfe und Priester sind, wird dieses Opfer gefeiert, werden diese Sakramente gespendet. Mag auch bezüglich der Ceremonien und Gebete, welche bei der hl. Messe und bei Spendung der hl. Sakramente vorkommen und kirchlichen Ursprunges sind, mannigfaltige Verschiedenheit obwalten, so bleibt doch dabei das Wesentliche, das von Christus Verordnete allerwärts dasselbe. Und so war es zu jeder Zeit; dieses verbürgt uns selbst die schon früher von der römischen Kirche getrennte griechisch-schismatische Kirche, welche das hl. Meßopfer sowohl, als auch die sieben hl. Sakramente beibehalten hat.

3) Sie ist endlich einig, „weil sie (im rechtmäßigen Nachfolger Petri, im römischen Papste) ein gemeinsames Oberhaupt

hat." — Den Beweis hiervon mag man uns füglich erlassen, teils weil dieses schon aus dem vorhergehenden Abschnitte genügend erhellt, teils weil es ja gerade ein Hauptvorwurf ist, den die Andersgläubigen den Katholiken machen, daß sie „Papisten", d. h. gehorsame Diener des römischen Papstes seien. Die Gegner machen zwar viel Aufhebens damit, daß es in der römischen Kirche zu Zeiten zwei, einmal sogar drei Päpste gab. Dadurch wurde aber die Einheit des rechtmäßigen Oberhauptes in der Kirche keineswegs aufgehoben. Denn entweder war von diesen zwei oder drei Päpsten einer der rechtmäßige Nachfolger Petri, oder aber keiner. Im erstern Falle war dieser eine das rechtmäßige Oberhaupt der römisch-katholischen Kirche, wiewohl er wegen Beanstandung der gesetzlichen Wahl oder aus andern Gründen nicht von allen Katholiken als solches anerkannt wurde; im letztern Falle war der römische Stuhl erledigt, wie dies jedesmal beim Ableben eines Papstes, unbeschadet der kirchlichen Einheit, geschieht. Übrigens herrschte auch während jener, zumeist durch unbefugte Eingriffe weltlicher Machthaber hervorgerufenen, wirrevollen Zeiten in der ganzen Christenheit die Überzeugung, daß es in der Kirche nur ein rechtmäßiges Oberhaupt gebe; obschon die Meinungen darüber geteilt waren, wer dieses eine rechtmäßige Kirchenoberhaupt sei.

Die römisch-katholische Kirche ist demnach offenbar einig, sie ist es ganz allein und ausschließlich. Die sämtlichen Religionsgesellschaften, welche im 16. Jahrhunderte aus dem Abfalle von der römischen Kirche hervorgegangen sind, entbehrten von jeher der besprochenen Einigkeit.* Gleich anfangs teilten sie sich in verschiedene Parteien oder Sekten, die sich wechselseitig auf die bitterste und widerlichste Art befehdeten und bezüglich der wichtigsten Glaubenslehren beständig mit einander haderten. (S. Religionsgesch. §. 43.) Auch mit sich selbst gerieten sie vielfach in schreienden Widerspruch.** Um nichts besser steht es in unsern Tagen mit der Glaubenseinheit der protestantischen Konfessionen. Durch tausendfältige Änderungen und Umgestaltungen der Lehre sind dieselben endlich dahin gekommen, auch nicht den Schatten einer gemeinsamen Glaubensnorm mehr zu haben und, die einhellige Verwahrung gegen das Papsttum und die katholische Kirche abgerechnet, eigentlich in nichts mehr einig zu sein, als darin, daß man in allem uneinig sein und dennoch zur einen

* Von der griechisch-schismatischen Kirche wird später die Rede sein.

** Die Geständnisse Calvins, Melanchthons und anderer siehe S. 111. 89. 90. 66.

christlichen Kirche gehören könne.* — Nicht minder auffallend als in der Glaubenslehre ist die Uneinigkeit der andersgläubigen Religionsgesellschaften in betreff des Opfers und der Sakramente. Während die Augsburger Konfession erklärt, „die Messe sei beibehalten und werde mit der größten Ehrerbietigkeit gefeiert," heißt es in einer andern lutherischen Bekenntnisschrift (Schmalkaldische Artikel), „man solle die Leute belehren, daß die Messe, eine menschliche Erfindung, ohne Sünde unterbleiben könne; dieser Drachenschwanz habe viel Greuel gestiftet." Und im Heidelberger Katechismus, der bei den Protestanten in besonderm Ansehen steht, wird dieselbe schlechthin „eine vermaledeite Abgötterei" genannt. Auch in Schweden wurde (im Jahr 1858) die Messe, welche die dortige lutherische Kirche noch beibehalten hatte, „als Rest papistischen Götzendienstes" von dem einen Teil des Klerus heftig angegriffen, von dem andern hingegen eben so heftig verteidigt. — In betreff der Sakramente geht die Uneinigkeit der Protestanten so weit, daß sie nicht einmal alle darüber einig sind, ob Christus solche eingesetzt habe oder nicht. Die, welche es bejahen, sind hinwiederum über die Zahl derselben uneins. Die einen nehmen zwei: Taufe und Abendmahl; die andern drei: Taufe, Buße und Abendmahl an. So hatte auch schon Luther bald zwei, bald drei; Melanchthon bald zwei, bald drei, bald vier, ja sogar fünf Sakramente

---

* Die Richtigkeit dieser Behauptung bedarf hier um so weniger eines ausführlichen Beweises, da protestantische Schriftsteller diese Uneinigkeit selbst laut beklagen und eingestehen, es lasse sich gar nicht absehen, wie derselben abzuhelfen sei. (Siehe Beisp. 23.). — Um noch den Schein der Einheit zu retten, ersannen die Protestanten schon früher den Unterschied zwischen wesentlichen und unwesentlichen Glaubenssätzen. (Vgl. S. 117.) In den wesentlichen Lehrpunkten, so behaupten ihrer viele, seien sie einig; ihre Streitigkeiten beziehen sich bloß auf Nebensachen, die ein jeder nach Belieben annehmen oder verwerfen möge. Dagegen erhebt sich alles Ernstes der Protestant Wigand, indem er jenen, die sich dieser Ausflucht bedienen wollen, nicht gar höflich die Thür abschließt mit den Worten: „Nein, nicht Lumpereien sind's, um die wir uns streiten, sondern die wichtigsten Hauptstücke der christlichen Lehre." Und diese kräftige Einsprache erscheint ganz begründet, wenn man bedenkt, daß die protestantischen Religionsgenossenschaften sich um Fragen streiten, die zum innersten Wesen des Christentums gehören, z. B. ob in Gott drei Personen, ob Christus Gott, ob die Pein der Hölle ewig sei; desgleichen um Fragen, von deren Lösung nichts Geringeres, als das Bestehen einer christlichen Kirche abhängig ist, wie da sind: Wer gehört zur Kirche? Wer hat in der Kirche zu gebieten, wer zu gehorchen? Hat man sich bloß an die Evangelien oder an die gesamte hl. Schrift oder auch an die Bekenntnisschriften zu halten? u. dgl. m. — Aber entgegnen die Nichtkatholiken ferner: „Wir sind alle einig im Glauben an Christus, gehören somit alle seiner Kirche an." Wollen sie damit sagen: Wir glauben alle, daß Christus wahrer Gott, gleicher Wesenheit mit dem Vater und dem hl. Geiste sei? Da müßten

angenommen.* Eben so groß ist die Verschiedenheit der Lehre in Hinsicht auf das Wesen und die wirkende Kraft der Sakramente.** Manche halten selbst die Taufe für nichts anderes mehr, als für eine Ceremonie oder für eine Erklärung des Eintritts in die christliche Kirche. — Was nun die Einheit betrifft, die aus einem gemeinsamen Oberhaupte entspringt, so geht dieselbe allen nichtkatholischen Religionsgenossenschaften oder vorgeblichen Kirchen gänzlich ab. Denn gegen das von Christus eingesetzte Oberhaupt protestieren alle insgesamt; die kirchliche Gewalt hingegen des jeweiligen Landesfürsten oder des Oberkonsistoriums hat dieselben Grenzen, wie das betreffende Land selbst, und kann folglich nur den Mitgliedern einer einzelnen Landeskirche gemeinsam sein.

Die protestantischen Religionsgesellschaften sind demnach alle ohne Ausnahme in allen besagten Stücken uneinig, ja sie können auch nicht anders, als uneinig sein; denn durch Aufstellung des Grundsatzes der freien Forschung in der Bibel und der eigenmächtigen Auslegung derselben wird jeder echte Protestant sein eigener Papst,*** der gar keine höhere Auktorität anzuerkennen braucht. Deshalb dürfte es niemand befremden, wenn es bei ihnen am Ende, wie schon Fenelon bemerkt, eben so viele Religionen als Köpfe gäbe. [137]

---

aber Tausende und abermal Tausende aus der protestantischen Kirche ausgeschlossen werden, indem eine unermeßliche Anzahl die Gottheit Christi leugnet. Zu diesem Ausschlusse haben jedoch die Protestanten weder ein Recht, noch auch den Willen: kein Recht, weil selbst die Leugner der Gottheit Christi nach echt protestantischem Grundsatze verfahren, der jedem gestattet, zu glauben seiner Einsicht und freien Forschung gemäß: auch den Willen nicht, weil sie so der katholischen Kirche gegenüber ihre Reihen allzusehr lichten würden. Viele andere erwidern im Gegenteile, auf den Glauben komme es nicht an; nicht der Glaube an Christus, sondern die Liebe in Christo, d. h. um Christi willen, vereinige alle zu einer Kirche oder zu einer großen Gottesfamilie. Abgesehen davon, daß in diesem Falle die Kirche Christi ein weites Feld aller Verneinungen und Bejahungen würde, da doch nach dem hl. Paulus (2. Kor. 1, 18. 19.) „in Christo nicht Ja noch Nein, sondern Ja war", so umschlösse eine solche Kirche in ihrem Schoße alle Menschen ohne Ausnahme. Denn nicht bloß Christen, sondern auch Mohammedaner, Juden, Heiden und Atheisten sind wir um Christi willen zu lieben verpflichtet. Der Kirche Christi eine derartige Ausdehnung zuteilen, hieße aber dieselbe gradezu aufheben.

* Vgl. Buchman, Populärsymbolik. Bd. 1. §. 8.

** S. Möhler, Symbolik Kap. 4. §. 29 u. ff.

*** Aus dem Grunde empfiehlt der berüchtigte Eugen Sue in seinen Briefen die zeitweilige Annahme und Förderung des Protestantismus, weil derselbe „als Brücke zum Rationalismus führe." — Möchte diese Empfehlung eines erklärten Feindes jeder geoffenbarten Religion unsern verirrten Brüdern die Augen öffnen, damit sie noch zur rechten Zeit vor dem gähnenden Abgrunde des Unglaubens zurücktreten.

Warum ist die römisch-katholische Kirche offenbar heilig?

1) „Weil ihr Stifter und ihre Lehre heilig sind." — Der Stifter der römisch-katholischen Kirche ist offenbar kein anderer, als Jesus Christus, die menschgewordene Heiligkeit selbst. Denn es ist eine offenkundige Thatsache, daß Jesus Christus eine, aber auch nur eine Kirche gestiftet hat. Nicht minder offenkundig ist es, daß die römisch-katholische Kirche behauptet und alle Jahrhunderte hindurch behauptete, diese eine Kirche zu sein; ferner, daß es niemand je gelungen, einen andern Urheber oder Stifter derselben aufzuweisen; während man bei allen übrigen noch so unbedeutenden Religionsgenossenschaften, die von der Wiege des Christentums an bis auf unsere Tage entstanden sind, den Namen des Stifters, den Zeitpunkt der Stiftung und deren Verlauf an der Hand geschichtlicher Urkunden ganz genau angeben und bestimmen kann. Dieser Umstand berechtigt, ja nötigt uns, für wahr zu halten, was die römisch-katholische Kirche von jeher ausgesagt hat, nämlich, daß sie von Christus gestiftet worden sei; zumal da nicht der mindeste Grund vorliegt, weshalb nicht auch der Name des Stifters und die Zeit der Stiftung der so umfangreichen und weltbekannten römisch-katholischen Kirche angegeben werden könnte, wofern sie eines andern als Christi Werk wäre. Also ist die römisch-katholische Kirche offenbar heilig in ihrem Stifter. — Dieselbe ist auch offenbar heilig in ihrer Lehre. Fürs erste hat sie dieselbe von ihrem heiligen Stifter empfangen. Denn da es einerseits unleugbar ist, daß Jesus seiner Kirche auch seine Lehre übergeben hat und anderseits aus dem Gesagten hervorgeht, daß die römisch-katholische Kirche von Christus gestiftet ist, so kann es auch nicht in Abrede gestellt werden, daß dieselbe ihre Lehre von Christus empfangen hat. Daß sie sich aber im Laufe der Zeiten keinerlei Änderung, Beimischung oder Fälschung erlaubt hat, dafür bürgt uns ihre bereits erwiesene Einigkeit. (Vgl. S. 656 ff.) Die Lehre der Kirche Christi ist demnach, wie sie es anfangs war, so auch heute noch die Lehre Christi, mithin eine heilige Lehre. — Und in der That, es vermochte noch keiner ihrer Gegner auch nur das mindeste Unheilige in ihrer Lehre zu entdecken und nachzuweisen. Vielmehr wird jeder Unbefangene eine wunderbare Übereinstimmung derselben mit den Lehren und dem Beispiele Jesu Christi, wie sie im Evangelium verzeichnet sind, wahrnehmen. Wie Christus, so dringt auch die römisch-katholische Kirche, unbekümmert um den allseitigen Widerspruch der menschlichen Leidenschaften, immer und überall auf Selbstverleugnung, Buße, Demut, Geduld, auf innige Liebe zum Nebenmenschen, wer immer er sein mag. Wie Christus, so lehrt auch

sie die höchste Vollkommenheit, erteilt den Rat freiwilliger Armut, beständiger Keuschheit und des vollkommenen Gehorsams unter einem geistlichen Obern. Allerdings werfen manche Gegner der katholischen Kirche vor, sie lehre anmaßende Werkheiligkeit, indem sie die Übung guter Werke empfiehlt, Abgötterei, indem sie die Heiligenverehrung predigt; sie treibe selbst Götzendienst, indem sie verschiedene gottesdienstliche Ceremonien verrichtet und die Überreste ihrer im Herrn entschlafenen Glieder zur Verehrung ausstellt u. dgl. m. Allein das ist alles Verleumdung und grobe Entstellung der katholischen Lehre und Handlungsweise. — Übrigens hat Gott selbst sehr oft für die Heiligkeit der katholischen Lehre Zeugnis abgelegt, indem er dieselbe durch Wunder bekräftigte und diejenigen, die sie verbreiteten oder annahmen, mit der Gabe der Wunderwirkung ausstattete. [[138]]

2) Sie ist offenbar heilig, „weil sie alle Heiligungsmittel treu bewahrt und ausspendet." — Heiligungsmittel sind solche, die da bestimmt und geeignet sind, denjenigen, welcher sie gebraucht, zur wahren innern Heiligkeit und Vereinigung mit Gott zu führen. Dergleichen sind die sieben von Christus eingesetzten Sakramente, wodurch den Menschen die innere Heiligkeit teils verliehen, teils vermehrt wird, und das hl. Meßopfer, wo der Heilige der Heiligen sich selbst durch die Hände des Priesters aufopfert, um seine Brüder zu heiligen, ihnen die Früchte der Erlösung in reichlicherm Maße zuzuwenden. Alle diese Mittel der Heiligung hat die römisch-katholische Kirche stets treu bewahrt und fort und fort gespendet, bewahrt und spendet sie auch zur Stunde noch und wird nicht müde, den würdigen Gebrauch derselben zu empfehlen und zu fördern. [[139]] — Neben den soeben angeführten Heiligungsmitteln giebt es in der römisch-katholischen Kirche noch verschiedene andere, die im Geiste und in der Lehre Christi begründet und geeignet sind, die Gläubigen teils von der Sünde zu entfernen, teils zur Andacht und Liebe zu Gott, ja sogar zur höchsten Vollkommenheit des christlichen Lebens zu führen. Heiligungsmittel dieser Art sind die gebotenen Fasten, wodurch die bösen Neigungen und Gelüste gezähmt werden; die Feier des Gottesdienstes und sonstige kirchliche Ceremonien und Gebräuche, wodurch der Geist zur Betrachtung der himmlischen Güter angeregt und zur Andacht und Liebe Gottes entflammt wird; die sogenannten evangelischen Räte, durch deren Befolgung die Seele zur vollkommenen Nachfolge Christi, zur höchsten Vollkommenheit erhoben wird. Auch diese Mittel und Wege zur Heiligkeit empfiehlt die römisch-katholische Kirche und bietet sie ihren Kindern dar, damit dieselben ihrem göttlichen Stifter und Bräutigam immer ähnlicher und lieber werden.

3) Sie ist offenbar heilig, „weil in ihr immer Heilige waren, deren Heiligkeit auch durch Wunder und außerordentliche Gnadengaben von Gott bestätigt wurde." — Nicht vergeblich hat die römisch-katholische Kirche ihre heilige Lehre gepredigt, nicht vergeblich hat sie die Heiligungsmittel bewahrt und gespendet. Sie hat die alte Heidenwelt, auch unsere heidnischen Vorfahren zum Christentume bekehrt und zur Ausübung aller Tugenden angeleitet; sie hat auch in den spätern Jahrhunderten, selbst nach der sogenannten Reformation unzählige Völker Asiens, Amerikas und Australiens aus Kanibalen und wüsten Götzendienern zu eifrigen Nachfolgern Jesu Christi umgewandelt.[140] Es giebt zudem kein Jahrhundert, wo nicht eine große Zahl ihrer Kinder durch heldenmütige Tugenden sich auszeichneten; wo nicht ganze Genossenschaften durch bewunderungswürdige Selbstaufopferung dem Dienste Gottes und dem Heile namentlich der armen, verachteten und leidenden Menschheit sich widmeten;[141] wo nicht einzelne Mitglieder lebten, deren wahre, innere Heiligkeit Gott selbst bezeugte, indem er ihnen, als treuen und zuverlässigen Verwaltern, die Fülle seiner Gnadengaben mitteilte und nach ihrem Hinscheiden auf ihre Fürbitte zahlreiche Wunder wirkte.[142]

Aber zur Zeit der Reformation, so wenden die Gegner ein, gab es doch viele Mißbräuche in der römisch-katholischen Kirche. — Soll daraus etwa der Schluß gezogen werden, daß dazumal die römisch-katholische Kirche aufgehört hatte, eine heilige zu sein? Die Protestanten ziehen allerdings diesen Schluß, um ihre Trennung von der Mutterkirche zu rechtfertigen oder zu beschönigen; aber sie thun es mit größtem Unrechte. Die Kirche würde erst dann den Vorwurf der Unheiligkeit verdienen, wenn sie die Mißbräuche, die in Wahrheit bei weitem nicht so bedeutend waren, als man vorgiebt, gebilligt oder gefördert hätte. Allein das war niemals der Fall. Im Gegenteil hat dieselbe jegliche Art von Mißbräuchen damals wie zu jeder andern Zeit gerügt, verabscheut, verworfen und mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu beseitigen gesucht. Um sich hievon auf das lebhafteste zu überzeugen, lese man nur die Beschlüsse des Konzils von Trient bezüglich der Verbesserung der Kirchenzucht. Um die vorhandenen Übelstände zu heben, bedurfte es keineswegs der Hände unberufener Reformatoren, die wohl daran gethan hätten, ihre eigenen Sitten zu verbessern; solche konnten der Kirche nur noch tiefere, schmerzlichere Wunden schlagen. Nicht unheilig dürfen wir demnach die Kirche nennen, weil Mißbräuche sich eingeschlichen hatten, sondern heilig müssen wir sie nennen, weil sie jederzeit sich bestrebte, denselben zu steuern. — Oder soll man die Kirche deshalb des Mangels an Heiligkeit beschuldigen, weil in ihr Mißbräuche möglich sind? Was ist der Mißbrauch? Es ist der schlechte Gebrauch einer an sich guten oder wenigstens nicht schlechten, sondern gleichgültigen Sache. Der Mißbrauch setzt demnach voraus, daß dasjenige, was man mißbraucht, an sich gut oder zum wenigsten nicht schlecht, nicht unheilig ist. So war also zur Zeit der Reformation in der römisch-katholischen Kirche

„viel Gutes, ja alles Gute," wie Luther selbst eingesteht. Man kann ferner den Mißbrauch ebenfalls als eine Übertretung eines Gesetzes betrachten, das den rechten Gebrauch vorschreibt, den verkehrten verbietet. Was hat aber die Übertretung eines Gesetzes mit der Güte und Gerechtigkeit des Gesetzes zu schaffen? Sind die Gesetze eines Staates darum schlecht, weil es Bürger giebt, welche die Gesetze übertreten? Was wäre in dem Falle selbst von den Geboten Gottes zu halten? Sind die Vergehen, welche in einem Staate verübt werden, den Gesetzen oder nicht vielmehr den fehlenden Bürgern beizumessen? Wenn der Katholik gegen die von der Kirche aufgestellte Glaubens- und Sittenlehre sich verfehlt, wenn er der Leitung und heiligenden Thätigkeit derselben widersteht, ihre Mahnungen und die von ihr dargebotenen Gnadenmittel schnöde zurückweist, so liegt die Schuld an ihm selbst, gewiß nicht an der Kirche. — Anders verhielte es sich, wenn jene Katholiken, die sich genau an den Glauben und an die Sittenvorschriften der römisch-katholischen Kirche halten, durch ein lasterhaftes Leben der menschlichen Gesellschaft zum Stein des Anstoßes würden. Alsdann müßte man ihr Sündenleben allerdings den katholischen Grundsätzen, welche sie befolgten, zur Last legen. Allein das ist noch von keinem solchen nachgewiesen worden, das wird nie von einem nachgewiesen werden können: weil eben, wie bereits erwiesen, die katholische Lehre eine heilige, die Lehre Christi ist. — Auch aus dem Umstande, daß es in der römisch-katholischen Kirche unheilige Diener des Altars giebt, folgt ebensowenig, daß dieselbe unheilig ist, als da folgt, daß das Kollegium der Apostel ein unheiliges gewesen sei, weil ein Judas darunter war. Die Priester sind und bleiben Menschen, schwache, gebrechliche Menschen, und als solche dem Irrtume und der Sünde zugänglich. Von solchen beweinenswerten Dienern der Kirche gilt der Ausspruch Jesu (bei Matth. 23, 3.): „Alles, was sie euch sagen, haltet und thuet; aber nach ihren Werken sollet ihr nicht thun."

Wenn endlich die Kirche darum, weil Mißbräuche und Ärgernisse in ihr vorkommen, aufhörte, eine heilige und mithin die wahre zu sein: wie kommt es denn, daß Christus selbst seine Kirche mit einem Acker vergleicht, worauf Weizen und Unkraut wächst, und mit einem Netze, das gute und schlechte Fische enthält? (Matth. 13.) Wo soll dann wohl zur Zeit der Apostel die wahre Kirche gewesen sein? Gab es doch schon damals Ärgernisse, große Ärgernisse, Spaltungen, Streitsucht, Lauheit und andere schwere Vergehen. (1. Kor. 5, 1. u. 11, 16—30.) Ja, selbst die kirchlichen Vorsteher der apostolischen Zeit waren nicht alle tadelfrei, wie dies aus der geheimen Offenbarung (Kap. 2. u. 3.) erhellt. Daselbst heißt es unter anderm: „Dem Engel (d. h. dem Bischofe) der Gemeinde zu Sardes schreibe: Ich (der Herr) kenne deine Werke, du hast den Namen, daß du lebest und bist tot." — Wäre die Abwesenheit jeglichen Mißbrauches, jeglicher Übertretung der Glaubens- oder Sittenregel von seiten ihrer Mitglieder eine notwendige Eigenschaft der Kirche Christi, so hätte dieselbe nach dem eben Gesagten schon zur Zeit der Apostel gar nicht mehr bestanden, und auch jetzt bestände sie nirgends; da selbst die reformierten Religionsgesellschaften nicht leugnen werden, daß auch bei ihnen viele beklagenswerte Übelstände und sittliche Gebrechen zu Tage treten.

Das Merkmal der Heiligkeit kommt der römisch-katholischen Kirche allein zu. Alle neuern Religionsgesellschaften sind nichts weniger als heilig.

1) „Weil ihre Stifter nicht heilig sind.“ — Zwar behauptet jede derselben, daß Christus ihr Stifter sei; den Beweis dafür werden sie aber in Ewigkeit schuldig bleiben. Es fragt sich nämlich hier nicht, ob sie einzelne Lehren und Einrichtungen Christi beibehalten, gleichsam aus dem Schiffbruche gerettet haben; sondern darum fragt es sich, ob Christus die nichtkatholischen Religionsgesellschaften als solche gestiftet habe oder nicht. Nun aber steht geschichtlich fest, daß dieselben erst durch offenen Bruch mit der von jeher bestehenden römisch-katholischen Kirche, durch Verwerfung der Lehre und Autorität derselben, durch Aufstellung einer eigenen Lehre und eigener Vorsteher, durch Erbauung eigener Tempel und Anordnung eines eigenen Gottesdienstes entstanden sind. Wer demnach der Urheber des Abfalles von der uralten Mutterkirche war, der muß auch als der Urheber aller dieser sogenannten Kirchen bezeichnet werden. Die Urheber der Empörung gegen die römisch-katholische Kirche und des Abfalles von ihr sind nun anerkanntermaßen in Böhmen Johann Huß, in Deutschland Martin Luther, in Frankreich und der französischen Schweiz Calvin, in der deutschen Schweiz Zwingli, in England Heinrich VIII. u. s. w. Deshalb entlehnten auch die verschiedenen neuen Religionsgesellschaften ihre Namen von ihren Stiftern. Die Anhänger von Luther nannten sich Lutheraner, die von Calvin Calvinisten, die von Zwingli Zwinglianer u. s. f.; gerade so, wie sich in den ersten Jahrhunderten die Anhänger des Nestorius Nestorianer, die des Eutyches Eutychianer und die des Arius Arianer nannten. Daß man später die Benennung Evangelische vorzog, ändert nichts an der Sache. Man möchte daraus schließen, daß man den minder ehrenvollen Ursprung mit dem Deckmantel des Evangeliums zu verhüllen trachtete. In der Folge traten in verschiedenen Ländern verschiedene Männer auf, die im Schoße der öfter benannten Religionsgesellschaften sich einen Anhang bildeten und so die Stifter neuer Gemeinden oder Sekten wurden. Die Namen aller dieser Kirchenstifter aufzuzählen, wäre allzu weitläufig. Die Geschichte hat sie alle verzeichnet, von Münzer, dem Stifter der Wiedertäufergemeinde, bis herab zum Apostaten Ronge, dem Haupte der deutsch-katholischen Gemeinde. Daß nun die Heiligkeit dieser Männer, die allesamt die Fahne der Empörung gegen die heilige, römisch-katholische Kirche schwangen, eben nicht eine ausgezeichnete, noch weniger durch Wunder bestätigte gewesen sei, ist aus der Kirchen- und Weltgeschichte allzubekannt, als daß man sich auf einen langen unerquicklichen und höchst unerbaulichen Nachweis einzulassen brauchte. Man würde uns ohne Zweifel der Lieblosigkeit und Unduldsamkeit gegen unsere irrenden Brüder beschul-

digen, wenn wir bei einer solchen Schilderung die Wahrheit und nur die Wahrheit sagten.

2) Die nichtkatholischen Religionsgesellschaften sind nicht heilig, „weil sie viele Glaubensartikel und Heiligungsmittel, z. B. das Meßopfer und die meisten Sakramente verworfen, hingegen Grundsätze aufgestellt haben, die der Heiligkeit widerstreiten.“ — Schon durch die dem Protestantismus eigene Unterscheidung zwischen wesentlichen und unwesentlichen Glaubensartikeln, und noch mehr durch dessen Grundprinzip der freien Forschung ist jedem Einzelnen die Freiheit eingeräumt, nach eigener Einsicht Glaubensartikel anzunehmen oder zu verwerfen. Und von dieser Freiheit wurde von Anbeginn der Reformation bis jetzt in dem Maße Gebrauch gemacht, daß es schwerlich eine Glaubenslehre giebt, die noch allgemein angenommen ist, oder von der man behaupten könnte, daß man sie nach protestantischen Grundsätzen notwendig glauben müsse, um ein Christ zu bleiben. — Desgleichen wurden von den protestantischen Religionsgesellschaften durchgängig nicht nur die kirchlichen Fasten, die erhabene Feier des Gottesdienstes, die üblichen, sinnvollen Ceremonien, die evangelischen Räte u. s. w., sondern auch das Meßopfer und die meisten hl. Sakramente abgeschafft. Wie könnte nun aber eine Religionsgesellschaft, welche Einrichtungen abschafft, die fünfzehn Jahrhunderte lang in der ganzen Christenheit, im Morgen- und Abendlande als Förderungsmittel der Heiligung anerkannt, empfohlen, gespendet und von den Gläubigen mit dem besten Erfolge angewendet wurden, als eine heilige Gesellschaft bezeichnet werden? — Noch viel weniger kann man eine Kirche heilig nennen, deren Stifter öffentlich Lehren predigen, welche der Heiligkeit schnurstracks zuwider sind. Solches thaten aber unstreitig die Reformatoren. Sie lehrten, durch die Erbsünde sei der Mensch seiner Willensfreiheit gänzlich beraubt; infolge derselben sei es selbst dem Getauften unmöglich, seine bösen Neigungen zu überwinden und die Gebote Gottes zu halten; ferner, die guten Werke seien zur Seligkeit nicht notwendig, da der Glaube allein den Menschen rechtfertige; ja, keine Sünde könne ihn verdammen, als der Unglaube allein. [143] Calvin lehrte sogar, Gott habe von Ewigkeit her einen Teil der Menschen ohne ihre Schuld zur ewigen Verdammnis und einen zur ewigen Seligkeit bestimmt. Dieser entsetzlichen Lehre gemäß mag der Mensch noch so viel Gutes thun: ist er zur Verdammnis vorher bestimmt, nützt es ihm nichts; ist er hingegen zur Seligkeit bestimmt, so kann alles Böse, das er thut, ihn des ewigen Heiles keineswegs verlustig machen. Wie verträgt sich die Heiligkeit und das aufrichtige Streben darnach mit solchen Lehren? — Wohl sind in der Folge

manche protestantische Gemeinden von einzelnen Grundsätzen ihrer ersten Stifter abgegangen, manche sind nicht mehr echt lutherische, echt calvinische Gemeinden; allein sie sind und bleiben Sprößlinge von Luther und Calvin, sie haben von ihnen den Geist der Auflehnung gegen die römisch-katholische Kirche geerbt, widersprechen den heiligen und heiligenden Lehren derselben, verwerfen wie jene die meisten ihrer Heiligungsmittel, sind denselben auf dem Wege der Verneinung und Verwerfung alles echt Christlichen sogar weit voraus.

3) Da nach dem Gesagten die nichtkatholischen Gemeinden weder in ihren Stiftern, noch in ihren Lehren heilig sind und die Mehrzahl der Heiligungsmittel verschmähen, so gehen denselben auch die Früchte wahrer Heiligkeit ab. Luther selbst, das Haupt der Reformatoren, klagt an vielen Stellen seiner Werke darüber, daß seine angebahnte Kirchenverbesserung sichtlich ins Gegenteil umgeschlagen sei. [144] Ähnliche Klagen führten mit eben so viel Grund auch die übrigen Reformatoren und ihre Zeitgenossen, selbst solche, die ihre Anhänger waren und verblieben oder sich wenigstens im Anfange vom neuen Evangelium vieles versprachen.* — Wir geben gerne zu, daß es auch in den nichtkatholischen Religionsgesellschaften rechtschaffene, tugendhafte Leute giebt. Diese Erscheinung hat aber öfters ihren Grund darin, daß dieselben besser sind, als die Grundsätze des Protestantismus, zu welchen sie sich bekennen; indem sie dieselben nicht zur Richtschnur ihres Glaubens und ihres Lebens machen. Nicht selten gehören solche, ohne es zu wissen, zur Seele der römisch-katholischen Kirche und treten so mit derselben in eine geheime Lebensverbindung, welche für sie die Quelle vieler besondern Gnaden wird. Hievon wird später ausführlicher die Rede sein. Überdies ist zu bemerken, daß man wohl unterscheiden müsse zwischen einer gewissen äußern Glätte des Anstandes, und der innern Echtheit und Lauterkeit des christlichen Lebens; zwischen einer rein menschlichen Rechtschaffenheit und Tugend im Privat- und bürgerlichen Leben, die auch zuweilen bei Juden und Heiden vorkommt, und zwischen dem Heroismus der christlichen Tugend. Letzterer ist außerhalb der römisch-katholischen Kirche nirgends zu finden. [145] Oder in welchem andern Erdreiche gedeiht die schöne Himmelspflanze ewiger, freigewählter Jungfräulichkeit? Wo reift die so köstliche Frucht aufopfernder Liebe zu Gott und dem Nebenmenschen? Wo giebt es Männer, welche die zartesten Bande des Blutes und der Freundschaft

---

* Belege finden sich in Menge bei Dr. Döllinger: „Die Reformation und ihre Wirkungen."

zerreißen, in die entferntesten Weltteile, unter rohe, sehr oft blutdürstige Heidenvölker sich begeben, ohne alle Begleitschaft, als die ihres gekreuzigten Erlösers, ohne andern Schutz, als den der Vorsehung, ohne andere Absicht, als die, für Jesus Christus Seelen zu gewinnen, ohne alle andere Aussicht, als für ihren gekreuzigten Heiland und König jegliche Schmach und Unbild, ja selbst Marter und Tod zu erdulden? Wo giebt es ganze Scharen von Helden und Heldinnen, die nicht zufrieden, ihrem Herrn und Bräutigam alle irdischen Güter und Hoffnungen, ihren Leib und alle Kräfte der Seele am Fuße des Altars zum Opfer gebracht zu haben, auch ihr ganzes Leben mit vollkommener Liebe und uneigennütziger Hingabe der Erziehung und Pflege armer, verwahrloster oder verwaister Kinder, der sittlichen Hebung tiefgefallener Mädchen, dem beschwerlichsten Krankendienste weihen; die nicht erschrecken vor dem grauenhaften Bilde des Todes, welches ihnen Tag für Tag vor die Augen tritt, und selbst nicht zurückbeben vor dem tödlichen Hauche der mit ansteckender Seuche Behafteten? Außerhalb der römisch-katholischen Kirche nirgends.[146] — Endlich werden die Nichtkatholiken eingestehen müssen, daß sie „keinen Heiligen haben, dessen Heiligkeit Gott durch Wunder bestätigt hätte.“ Sie mögen die ganze Geschichte ihrer Kirche durchblättern: ein bewährtes Wunder zur Bestätigung der Heiligkeit eines der Ihrigen werden sie nie und nimmer ausfindig machen können.

Warum ist die römische Kirche offenbar katholisch oder allgemein?

1) „Weil sie von Christus an allezeit bestand mit dem nämlichen Lehr-, Priester- und Hirtenamt wie heute“; demgemäß ist sie erstens allgemein der Zeit nach. — Was die römisch-katholische Kirche von allen andern sogenannten Kirchen unterscheidet und leicht erkennbar macht, ist die aus dem Papste und den Bischöfen bestehende Körperschaft, welche das von Christus den Aposteln übertragene Lehr-, Priester- und Hirtenamt immerfort verwaltet, und zwar in der Weise, daß alle Gläubigen von ihren betreffenden Bischöfen, als ihren Oberlehrern, Oberpriestern und Oberhirten, und diese ihrerseits von dem römischen Papste, als dem obersten Lehrer, Priester und Hirten, abhängig sind und diese Abhängigkeit durch willfährigen Gehorsam an den Tag legen. Daß eine solche Körperschaft von jeher in der Kirche bestand und das gedachte dreifache Amt ausübte, ist eine Thatsache, worüber bei allen hl. Vätern und kirchlichen Schriftstellern, selbst der ersten Jahrhunderte des Christentums, nur eine, dem ganzen christlichen Erdkreis vernehmliche Stimme herrscht. Die hieher bezüglichen Aussprüche des hl. Klemens, Ignatius, Irenäus, des Tertullian

und des hl. Cyprian sind bekannt und zum Teil schon im vorigen Abschnitte angeführt worden. Es ist demnach unmöglich, einen Zeitpunkt nach Christus anzugeben, wo besagte Übereinstimmung und Unterordnung in Verwaltung des dreifachen Amtes in der römischen Kirche nicht bestand, oder wo dieselbe eine andere war, als heutzutage: folglich hat die römisch-katholische Kirche gerade so, wie sie heute besteht, bereits von Christus an bestanden und verdient eben schon aus dem Grunde den Namen katholisch oder allgemein, weil sie nämlich nicht bloß zu einiger Zeit, sondern zu allen Zeiten von Christus an war.*

2) Die römische Kirche ist auch allgemein dem Raume nach; „weil sie über den ganzen Erdkreis verbreitet ist." — Während die verschiedenen sich christlich nennenden Sekten jederzeit nur eine mehr oder weniger bedeutende, zumeist auf einzelne Länder beschränkte Ausdehnung gewannen, überschritt die römische Kirche gleich bei ihrem Beginne jegliche Schranken, so zwar, daß schon die Stimme der Apostel über die ganze Erde ausging und bis an die Grenzen derselben erscholl. Darum schreibt der hl. Paulus (an die Römer 1, 8.): „Vor allen danke ich meinem Gott durch Jesum Christum, weil euer Glaube in der ganzen Welt verkündet wird"; und darum wurde bereits in den ersten Jahrhunderten des Christentums die römische Kirche selbst von Abtrünnigen und Ungläubigen zum Unterschiede von den damaligen Sekten die katholische genannt. „Wir müssen festhalten," so schreibt der hl. Augustin im Buch von der wahren Religion (Kap. 7. n. 12.) „an der christlichen Religion und an der Gemeinschaft mit jener Kirche, die da katholisch ist und die katholische genannt wird, nicht bloß von den Ihrigen, sondern auch von allen ihren Feinden. Denn selbst die Häretiker und Anhänger der Spaltungen nennen dieselbe, wenn sie nicht mit den Ihrigen, sondern mit Auswärtigen sprechen, ob sie wollen oder nicht, die katholische. Sie würden ja gar nicht verstanden werden, wofern sie dieselbe nicht mit dem Namen bezeichneten, womit sie von der ganzen Welt benannt wird." In Übereinstimmung hiermit sagt auch der hl. Kirchenvater Optatus im zweiten Buche gegen Parmenian: „Die (römische) Kirche wird eben deshalb die

---

* Es ist allerdings wahr, daß die römische Kirche, wie manche bemerken, auch in sofern katholisch oder allgemein ist, als sie bis zur Wiege des Menschengeschlechtes hinaufreicht. Sie umfaßt in der That auch alle, die in den vorchristlichen Zeiten durch den Glauben an einen Erlöser Jesus Christus, durch die Hoffnung auf denselben und durch die Liebe zu ihm vereinigt waren. Da aber diese Verbindung vorzugsweise eine innere und unsichtbare ist, so kann die Katholizität in diesem Sinne nicht als ein Merkmal betrachtet werden, wodurch die römische Kirche von den übrigen, vorgeblich christlichen Religionsgesellschaften als die allein wahre Kirche Christi sich leicht unterscheiden ließe.

katholische genannt, weil sie allenthalben verbreitet ist." — Diese auch dem Raume nach allgemeine Verbreitung hatte vermöge jener wunderbaren Fruchtbarkeit, welche Gott seiner Kirche, der Mutter des erlösten Geschlechtes verliehen, von jeher zur Folge, daß die Anzahl derjenigen, welche sich zur römischen Kirche bekannten, die Zahl der Anhänger jeder andern, vorgeblich christlichen Religionsgesellschaft weit überstieg. Auch heutzutage sind die Mitglieder der römischen Kirche offenbar viel zahlreicher, als die der einzelnen nichtrömischen Religionsgenossenschaften, ja selbst zahlreicher, als die Anhänger aller letztern zusammen genommen. Sollten aber auch, zumal gegen das Ende der Welt, manche Länder vom römisch-katholischen Glauben abfallen, so würde deshalb die römische Kirche nicht aufhören, die katholische zu sein. Denn zur räumlichen Katholizität der Kirche Christi wird nach bestimmten Andeutungen der hl. Schrift (Matth. 28, 19; 24, 14; Röm. 11, 25.) keineswegs erfordert, daß dieselbe zu jeder Zeit alle Länder der Erde umfasse; es reicht vielmehr hin, daß sie dieselben, der Sonne gleich allmählich fortschreitend, nach und nach alle mit dem heilbringenden Lichte ihrer Lehre beleuchte und durch die Gnadenmittel belebe und kräftige. Wenn dann ob der Sünden der Völker in einzelnen Ländern nach geheimnisvollen, aber gerechten Urteilen Gottes ihr Licht erlischt, und ihre Gnadenquelle versiegt, so bleibt es doch wahr, daß sie dieselben bereits erleuchtet und belebt hat, und daß sie befähigt und jederzeit bemüht ist, dieselben neuerdings zu erleuchten und zu beleben; d. h. die Kirche bleibt auch in dem Falle katholisch oder allgemein dem Raume nach.

3) Die römische Kirche ist auch deshalb allgemein, weil sie für alle Menschen gestiftet, „sich durch Verkündigung des Evangeliums immerfort ausbreitet dem göttlichen Auftrage gemäß: Gehet hin, predigt das Evangelium allen Geschöpfen." (Mark. 16, 15.) Es wäre ein Leichtes, geschichtlich nachzuweisen, wie die römische Kirche, ihrer hohen Aufgabe und der Weisung ihres göttlichen Stifters eingedenk, in allen Jahrhunderten ihre Priester aussandte, um den Völkern der Heiden die frohe Botschaft des Heiles zu verkündigen und sie in das Vaterhaus Gottes zu führen. Wie eine sorgsame Mutter, deren Kind in schauerlicher Wildnis von giftigen Schlangen und reißenden Tieren umlagert und allenthalben von schwindelnden Abgründen bedroht umherirret, die Diener des Hauses ausschickt, um demselben nachzugehen und ihm mit lautem Rufe und freundlichem Geleite den Weg zum elterlichen Herde zu zeigen; wie sie mit Sehnsucht dem Heimkehrenden entgegenharret und ihre mütterlichen Arme voll Liebe und Zärtlichkeit gegen dasselbe ausstreckt: so that zu jeder Zeit die römische Kirche den unglückseligen

Heidenvölkern, die Jesus Christus ihrer Muttersorge anvertraut hatte. Ihrer Bemühung und Fürsorge verdanken alle katholischen Länder den wahren Glauben und ihre christliche Gesittung. Selbst zu jener Zeit, in welcher, wollte man den Aussprüchen kirchenfeindlicher Schriftsteller unbedingten Glauben beimessen, der christliche Eifer erloschen war, und die Kirchenfürsten, ihrer geistlichen Würde und Aufgabe vergessend, weltlichen Interessen frönten; zu jener Zeit, wo die Päpste zu Avignon gleichsam im Schatten des französischen Königsthrones lebten; selbst damals sandten dieselben Glaubensboten aus dem Orden der Franziskaner und Dominikaner bis nach Äthiopien, Persien, Indien und China. Im Jahre 1308 ernannte Papst Klemens V. den Franziskaner Johannes de Monte Corvino, der viele Jahre hindurch bei den Chinesen den christlichen Glauben gepredigt hatte, zum Erzbischofe von Cambalu, der Hauptstadt von China (dem heutigen Peking) und zum päpstlichen Legaten des ganzen Orients; zugleich gesellte er ihm sechs Bischöfe als Mitarbeiter in diesem unermeßlichen Weinberge des Herrn bei. Sein Nachfolger Johannes XXII. sandte einen Dominikaner (Franko von Perugia) als Erzbischof nach Soltania, der Hauptstadt Persiens, und gab ihm gleichfalls sechs Bischöfe als Gehülfen mit. — Was die römisch-katholische Kirche seit der Entdeckung Amerikas zur Bekehrung der heidnischen Bewohner dieser neuen Welt gethan; wie ihre Sendboten unter unsäglichen Mühsalen, Gefahren und Leiden in diese Ursitze des Götzentums eindrangen und der Hölle nicht selten mit Vergießung ihres Blutes die bisher ungestört besessene Beute entrissen; wie sie dort und gleicher Weise auch in Asien und Afrika fast zahllose Reiche für Christus eroberten: das alles bildet einen der bedeutendsten und herrlichsten Abschnitte der Welt- und Kirchengeschichte der neuern Zeit. Man erinnere sich nur an die blühende, durch den hl. Franz Xaver gegründete Kirche von Indien und Japan, an die Kirche von Paraguay, Mexiko, China, Tonkin u. s. w. — Und auch in der neuesten Zeit ist im Herzen der römisch-katholischen Kirche der Eifer zur Verbreitung des Glaubens nicht erkaltet; vielmehr hat derselbe durch die Entdeckung der Inselwelt Australien ein neues ausgedehnteres Feld und einen neuen Aufschwung gewonnen. Die Zahl der Orden und religiösen Genossenschaften, die es sich zur Aufgabe machen, Sendboten des Heiles heranzubilden, hat sich bedeutend vermehrt, und die schon früher entstandenen werden nicht müde, das vordem begonnene Werk der Heidenbekehrung fortzusetzen. Desgleichen bestehen auch heute noch Anstalten, in welchen Weltpriester zu dem erhabenen Berufe der auswärtigen Missionen erzogen werden. Wir erwähnen hier nur der P r o p a g a n d a zu Rom, wo auserlesene

Priester aus allen Nationen zum Apostolate unter den Heiden und zum Martertume vorbereitet werden. Daß aber der von so vielen ausgestreute Same des göttlichen Wortes auf fruchtbares Erdreich fällt, beweist die fort und fort zunehmende Anzahl der apostolischen Vikariate und Bistümer. So geht an der römisch-katholischen Kirche das prophetische Gleichnis Christi vom Senfkorn mit jedem Tag vollkommener in Erfüllung.

Der römischen Kirche allein gebührt der Name katholisch oder allgemein. — Die andern Religionsgesellschaften sind weder der Zeit, noch dem Raume nach allgemein. Der Grund liegt darin, „daß sie erst in späterer Zeit entstanden sind und nicht aufgehört haben, sich wieder in eine Menge von Sekten zu spalten, von denen keine einzige weder allgemein verbreitet ist, noch sich auf die von Christus verordnete Weise immerfort verbreitet." — 1) Die Religionsgenossenschaften, welche der sogenannten Reformation ihren Ursprung verdanken, gehören, wie diese und ihre Stifter selbst, einer spätern Zeit, dem sechzehnten Jahrhunderte an. Das Vorgeben derselben, sie hätten schon früher, jedoch unsichtbarer Weise bestanden, ist bereits S. 109 als elende Ausflucht und unstatthafter Notbehelf abgefertigt worden. Ferner geht aus der im ersten Abschnitte geschichtlich dargestellten Natur und Einrichtung der Kirche Christi deutlich genug hervor, daß dieselbe unmöglich bloß unsichtbar gedacht werden kann. — 2) Es ist nicht minder unleugbare Thatsache, daß der Protestantismus von seinem Entstehen an bis auf den heutigen Tag nicht aufgehört hat, sich in eine Menge von Sekten zu spalten, deren jede einzelne ihre eigentümliche, den übrigen vielfach widersprechende Lehre, ferner ihren eigentümlichen Gottesdienst und ihre streng abgesonderten Gebräuche hat. Von einer allgemeinen Verbreitung einer Religionsgesellschaft kann mithin gar keine Rede sein, da von den fast unzählbaren, unter sich verschiedenen Sekten die eine da, die andere dort, aber keine allgemein verbreitet ist. Behaupten wollen, daß alle diese sich wechselseitig widersprechenden und befehdenden Sekten dennoch eine allgemeine Kirche bilden, weil sie vorgeblich in den wesentlichen Glaubensartikeln, oder doch im Glauben an Christus übereinstimmen und durch das Band der Liebe vereinigt seien, ist völlig ungereimt; wie dies (S. 659 Note) dargethan worden ist. — 3) Auf welche Weise und durch welche Mittel der Protestantismus bei seinem ersten Auftreten sich ausbreitete, wird später ausführlicher besprochen werden. Wir fragen hier nur, ob er auch wie die römisch-katholische Kirche den Auftrag Christi vollzieht: „Gehet hin, lehret alle Völker u. s. w.", „prediget das Evangelium allen Geschöpfen." Wo sind die Nationen, denen die Protestanten das Evangelium

gepredigt, die sie getauft und zur Haltung des christlichen Glaubens geführt haben? Wo ist auch nur ein einziges Land, das sie bekehrt und den Greueln des Heidentums entrissen haben? Und wo sind im Protestantismus die apostolischen Männer, die, wie ein Franz Xaver, das Kruzifix auf der Brust und den Wanderstab in der Hand, den Angriff der höllischen Festen wagten und dort das Kreuz des erbarmungsvollen Gottmenschen aufpflanzten, wo kurz vorher das Blut von Menschenopfern zum Himmel um Rache schrie? Der Ruhm, solche Männer zu besitzen, gebührt ausschließlich der römisch-katholischen Kirche.

Zwar haben sich auch protestantische Missionsvereine gebildet, die es sich zur Aufgabe machten, Männer zur Verbreitung des „reinen Evangeliums" dahin zu senden, wohin die römisch-katholischen Missionäre durch Schweiß und Blut bereits Bahn gebrochen hatten. Man begegnet heutzutage derartigen Sendboten in Amerika, Indien, China, Neuseeland u. s. w. Allein wer sieht nicht den Unterschied zwischen diesen und den römisch-katholischen Glaubensboten?[147] Während die letzteren mit Gefahr ihres Lebens allenthalben predigen, besteht die Missionsthätigkeit der erstern hauptsächlich in der Verteilung von Bibeln, welche die armen Heiden sehr oft weder lesen können noch wollen, in der Verbreitung des toten Buchstabens des Evangeliums, über dessen Sinn selbst die gelehrtesten Protestanten mit sich selbst und unter einander uneinig sind. Wem sie dieses geheimnisvolle Buch in die Hände oder auch in die Tasche gespielt haben, den zählen sie zu ihren Anhängern, unbekümmert um das fernere Los der Bibel und ihres Besitzers. Unter dem Schutze der weltlichen Macht stehend, sind sie vor Gefahren gesichert.[148] Dabei beziehen sie gewöhnlich 6000 Fr. Gehalt und 1000 Fr. Zulage, wenn sie verheiratet sind, sowie die Hälfte der Zulage für jedes der Kinder.* „Kommen sie auf ihre Station," schreibt ein protestantisches Blatt,** „so sind sie gnädige Herren, die einen Schwarm von Dienern um sich haben müssen, die feinsten Speisen genießen und die besten Kleider tragen." [149] Mag es auch hie und da eine ehrenwerte Ausnahme geben; immerhin bleibt es wahr, daß von einem namhaften Erfolge protestantischer Missionäre nichts Probehaltiges vorliegt; es sei denn, man wolle das als einen bedeutenden Erfolg ansehen, daß es ihnen zuweilen gelingt, laue, glaubensschwache Katholiken zum Abfall zu verlocken. Obgleich sie den Heiden das Joch Christi gar leicht machen, [150] so brachten sie es bis jetzt doch noch nicht dahin, auch nur einen heidnischen Volksstamm zum christlichen Glauben und Wandel zu führen.[151]

---

* Glaubensjahre eines im Protestantismus erzogenen Christen. Münster 1852. S. 455. Einige haben auch ein höheres jährliches Gehalt, andere hingegen ein geringeres, jedoch immer ein sehr ansehnliches. Siehe Wisemans Konferenzen.

** Kasseler Quartalberichte. 1851. S. 36.

Warum ist die römisch-katholische Kirche offenbar apostolisch?

1) „Weil ihr Ursprung unbestreitbar bis zu den Aposteln hinaufreicht." — Da es erwiesen ist (vgl. S. 661.), daß der Stifter der römisch-katholischen Kirche kein anderer, als Jesus Christus selbst ist, so kann es auch nicht zweifelhaft sein, daß der Ursprung derselben bis zu den Aposteln hinaufreicht, da diese anerkanntermaßen nächst Christus die Gründer der Kirche Christi waren. Die Apostel sind es nämlich, denen von Christus der Auftrag ward, seine Lehre auf dem ganzen Erdkreis zu verkündigen, und die sich desselben auf das getreueste und hochherzigste entledigten. (Röm. 10, 18.) Sie pflanzten die Kirche ihres göttlichen Meisters unter den jüdischen und heidnischen Nationen, begossen sie allenthalben mit ihrem Schweiße und tränkten sie mit ihrem Blute. Darum bezeugt der hl. Paulus, daß der Herr seine Kirche auf die Apostel als auf die (sichtbare) „Grundfeste" gebaut (Eph. 2, 20.), und der hl. Johannes, daß die Mauer der Stadt Gottes (d. i. der Kirche) „zwölf Grundsteine habe, auf denen die zwölf Namen der zwölf Apostel des Lammes stehen." (Offb. 21, 14.) — Auf die Frage, welche Kirche von den Aposteln gegründet worden, kann übrigens auch schon aus dem Grunde keine andere Antwort gegeben werden, daß es die römisch-katholische sei, weil alle andern bekanntlich neuern Ursprungs sind. Die römisch-katholische allein hat sich nicht durch Trennung von irgend einer ältern Mutterkirche gebildet, sondern ist unstreitig die Mutterkirche selbst, die durch alle Jahrhunderte bis zu den Zeiten der Apostel hinaufsteigt. Was daher Tertullian (von der Verjährung, Kap. 20.) zu den Neuerern seiner Zeit sagte, das kann mit Grund auch zu den heutigen gesagt werden: „Die Apostel stifteten zuerst Kirchen in jeder Stadt, von diesen entlehnten hierauf die übrigen Kirchen den Ableger des Glaubens und den Samen der Lehre und entlehnen denselben noch täglich, um Kirchen zu werden. Dadurch werden sie selbst apostolische Kirchen, weil sie deren Sprößlinge sind. Ein jedes Wesen irgend einer Art muß nach seinem Ursprunge beurteilt werden; diese so vielen und großen Kirchen sind daher eine, nämlich jene erste von den Aposteln gegründete, welche der gemeinsame Stamm aller ist."

2) „Die römisch-katholische Kirche ist auch apostolisch, weil ihre Lehre apostolisch ist und auf die apostolische Überlieferung sich gründet." — Dieses folgt schon aus dem Gesagten; denn ist die römisch-katholische Kirche die von den Aposteln gegründete Stamm- und Mutterkirche, so hat sie auch deren Lehre und zugleich den verheißenen hl. Geist empfangen, um dieselbe getreu und unverfälscht zu bewahren. Widrigenfalls hätte Christus sein der

apostolischen Kirche gegebenes Versprechen nicht gehalten und für das ewige Heil der Menschen nicht hinlängliche Vorsorge getroffen; wie dies im folgenden Abschnitte weitläufiger wird erklärt und nachgewiesen werden. — Übrigens ist es Thatsache, daß die römisch-katholische Kirche jederzeit gegen jegliche Neuerung auftrat und nicht nur an den schriftlichen Lehren, sondern auch an den mündlichen Überlieferungen der Apostel, als an der Norm ihres Glaubens, festhielt. Dafür giebt es eben so viele Belege, als im Laufe der Jahrhunderte Konzilien und Synoden gegen Häretiker und Schismatiker gefeiert wurden. Hieraus erklärt sich denn auch die auffallende Erscheinung, daß die Andersgläubigen sich um so mehr der römisch-katholischen Lehre nähern, je emsiger und aufrichtiger sie in den Schriften der hl. Väter nach den apostolischen Überlieferungen forschen. [152]

3) „Die römische Kirche ist apostolisch, weil ihre Vorsteher, Papst und Bischöfe, rechtmäßige Nachfolger der Apostel sind." — Daß der römische Papst der rechtmäßige Nachfolger Petri, und die mit dem Papste in der von Christus angeordneten Verbindung und Abhängigkeit stehenden Bischöfe die rechtmäßigen Nachfolger der Apostel seien, ist im ersten Abschnitte (S. 634 ff; 641 ff.) bereits nachgewiesen und erhärtet worden. Dieser Satz gilt demnach ebenfalls von dem jetzt glorreichen regierenden Papste Leo XIII. und dem gegenwärtigen katholischen Episkopate. — Überdies ist nichts leichter, als der geschichtliche Nachweis, daß Leo XIII. der rechtmäßige Nachfolger des hl. Apostelfürsten Petrus sei, da er in der ununterbrochenen Reihe der Bischöfe, welche den Stuhl Petri inne hatten, und deren Name und Regierungszeit in den Annalen der Kirchengeschichte verzeichnet sind, bekanntlich der zweihundertneunundfünfzigste ist. (S. 108.) Wir dürfen daher auch heute, wie ehemals der hl. Augustin,* mit festem Grunde sprechen: „Was mich an die katholische Kirche fesselt, das ist die fortlaufende Reihe der Bischöfe von diesem Apostel, dem Christus seine Herde anvertraut hat, bis zum gegenwärtigen Papste herab." — Was nun die übrigen Bischöfe oder Vorsteher der einzelnen auf dem Erdkreis zerstreuten Kirchen betrifft, so läßt sich allerdings ihre Abstammung von den Aposteln nicht immer auf gleiche Weise, nämlich durch Aufzählung aller ihrer Vorfahren, darthun. Indessen ist es dennoch immer nicht schwer zu erkennen, daß sie alle rechtmäßige Nachfolger der Apostel sind. Denn alle ohne Ausnahme haben nach streng festgehaltener, apostolischer Verordnung die bischöfliche Weihe von einem früheren, und dieser wiederum von

* Contra epist. Fundament. c. 4. n. 5.

einem früher rechtmäßig geweihten Bischofe erhalten und so weiter, bis man zuletzt auf einen Bischof kommt, der dieselbe unmittelbar von einem Apostel empfangen hat. Ferner verwalten alle Bischöfe der katholischen Kirche das den Aposteln für ihre eigene Person und ihre Nachfolger verliehene Lehr-, Priester- und Hirtenamt nicht anders, als in Abhängigkeit und willfährigem Gehorsam gegen den Papst, von dem sie auch, als von dem Statthalter Christi und Nachfolger des Fürsten der Apostel, ihre Sendung überkommen.

Die römische Kirche ist, wie allein einig, heilig und allgemein, so auch allein apostolisch. Sie allein hat mit den Aposteln begonnen und bis auf den heutigen Tag ununterbrochen fortbestanden. Allen übrigen Religionsparteien gelten die Worte des hl. Hilarius (über die Dreieinigkeit, 6. Bch.): „Ihr seid zu spät gekommen, zu spät seid ihr aufgestanden." Denn 1) sie alle „sind erst lange nach den Aposteln, und zwar durch Losreißung von der alten, apostolischen Kirche entstanden." Mögen sie vorgeben was sie wollen; es bleibt immer wahr, daß sie nicht lebendige Schosse der alten Mutterkirche, sondern abgefallene Äste sind. Sie haben ja die Mutterkirche für die Kirche des Antichristen erklärt, ihre Lehre verworfen, sie des Aberglaubens und der Abgötterei beschuldigt, ihr deshalb den Gehorsam aufgekündigt; und noch stehen sie in offener Fehde gegen die alte Kirche, die den Papst zum Oberhaupte hat, d. h. gegen die römisch-katholische. Ist aber nun, wie oben bewiesen worden, die römisch-katholische Kirche die alte, apostolische, d. h. von den Aposteln gegründete Kirche; wie können wohl diejenigen Anspruch darauf machen, apostolisch zu sein, welche sich von ihr getrennt haben und sie fortwährend bekämpfen? — 2) Die protestantischen Religionsgenossenschaften können auch deshalb nicht den Namen „apostolisch" beanspruchen, „weil ihre Lehre nicht apostolisch ist." Denn abgesehen davon, daß sie ohne weiteres die apostolischen Überlieferungen verwerfen, so kann auch schon darum ihre Lehre nicht apostolisch, d. h. nicht Lehre der Apostel sein, weil dieselbe auffallende Widersprüche enthält und dem Mondlichte vergleichbar, so zu sagen, mit jedem Tage wechselt, sich verändert und verwandelt; während die apostolische Lehre der Sonne gleich mit unverändertem Glanze die Jahrhundete durchzieht und den Erdkreis erleuchtet. (S. 110 ff.) Wie könnte ferner eine Lehre apostolisch sein, welche Grundsätze aufstellt, die der gesunden Vernunft gradezu widersprechen und auf die Sittlichkeit sehr nachteilig wirken? (S. 666.) Der Urheber der sogenannten Reformation selbst sah sich ja gedrungen, um den Abstand zwischen seiner und der apostolischen Lehre einigermaßen zu vertuschen, das

Sendschreiben des hl. Apostels Jakobus zu verwerfen, ferner den Text des hl. Paulus an manchen Stellen zu verfälschen und den Sinn desselben zu verdrehen.* — 3) Endlich können sie nicht apostolisch heißen, „weil sie keine regelmäßigen Nachfolger der Apostel, darum auch keine von Christus gesandte Lehrer oder Hirten haben.“ Auf alle sogen. Reformatoren passen die Worte, womit der hl. Optatus im fünften Jahrhunderte die Donatisten aufforderte, ihre vorgebliche Abstammung von den Aposteln nachzuweisen: „Ihr, die ihr euch anmaßet, die hl. Kirche zu sein, zeiget uns den Ursprung eures Lehrstuhles“; und nicht minder die Worte Tertullian's (von der Verjähr. Kap. 37) zu den Neuerern seiner Zeit: „Wohlan, lasset sehen den Ursprung eurer Kirchen, die Ordnung und Aufeinanderfolge eurer Bischöfe bis hinauf zu den Aposteln oder zu einem jener apostolischen Männer, die bis zu ihrem Lebensende in der Gemeinschaft mit den Aposteln verharrten; denn dadurch beurkunden sich die apostolischen Kirchen als solche.“ [153] Mit welchem Rechte traten diese Lehrer und Prediger des neuen, unerhörten Evangeliums auf? Wer hatte sie gesendet? Christus gewiß nicht; denn nur an die Apostel und ihre rechtmäßigen Nachfolger, die Bischöfe, war die Weisung ergangen: „Gehet hin, lehret u. s. w.“ — Werden sie etwa vorgeben, sie bedürfen der ordentlichen Sendung nicht, sie seien wie die Propheten und die Apostel unmittelbar von Gott berufen und auf außerordentliche Weise gesandt, zu lehren, die Kirche von den angeblichen Mißbräuchen zu reinigen, dieselbe zu reformieren? Welches sind aber die Beweise dieser außerordentlichen göttlichen Sendung? Sind es Wunder und Zeichen, wodurch Gott dieselben als seine außerordentlichen Abgesandten beglaubigte? Davon schweigt die Geschichte.[154] Ist es ihre augenfällige Heiligkeit, die uns berechtigt, sie als solche anzusehen, die Gott mit einer so erhabenen Sendung betraut hätte? Die Geschichte berichtet das grade Gegenteil. Oder war ihre Lehre so unleugbar heilig und göttlich, daß die frühere Lehre der Kirche im Lichte dieses neuen Evangeliums auf den ersten Blick als irrig und gottlos sich herausstellte? Die Predigten der Reformatoren, ihre hinterlassenen Schriften und die Folgen ihrer Lehren bezeugen auch in diesen Stücken unabweislich das Gegenteil. Sie sind also jenen Propheten zu vergleichen, von denen der Herr zu Jeremias (14, 14.) spricht: „Ich habe sie nicht gesandt und ihnen nichts geboten und nicht zu ihnen geredet.“

---

* Siehe unter Beisp. 17. — Den strengen Nachweis siehe bei Döllinger: „Die Reformation und ihre Wirkungen.“ Bd. 3. S. 139—173.

Die protestantischen Religionsgesellschaften sind demnach weder einig, noch heilig, noch allgemein, noch apostolisch. Dasselbe gilt auch von den orientalischen Sekten, den Nestorianern, Eutychianern u. a.; desgleichen von der griechisch-schismatischen Kirche, die hier allein noch der Beachtung wert ist. — Die griechisch-schismatische Kirche, wohl zu unterscheiden von der griechisch-unierten, d. h. mit der römisch-katholischen Kirche vereinigten Kirche, erscheint heutzutage, die inneren Spaltungen abgerechnet, in dreifacher Verzweigung, nämlich als alt-griechische, russische und neu-griechische Kirche. Die altgriechische, schismatische Kirche, deren Haupt der Patriarch von Konstantinopel ist, umfaßt die Patriarchate Antiochien, Alexandrien und Jerusalem; die russische Kirche begreift in sich die schismatischen Erzbistümer des russischen Reiches und steht unter der Synode von Petersburg, worin der jeweilige russische Kaiser oder sein Stellvertreter den Vorsitz hat; die neugriechische endlich erstreckt sich über das jetzige Königreich Griechenland und anerkannte laut Erklärung vom Jahre 1833 den König als ihr Oberhaupt. Die altgriechische, gleichsam die Mutter der beiden andern schismatischen Kirchen, schreibt ihren Ursprung von den Konstantinopolitanischen Patriarchen Photius (J. 863.) und Michael Cerularius (J. 1054.) her, welcher letztere den Verband zwischen der morgenländischen Kirche und dem römischen Stuhle gewaltsam zerriß und das Schisma, welches Photius begonnen hatte, vollends zu Wege brachte. — Später, hauptsächlich im 15. Jahrhunderte, wurde auch Rußland mit in das griechische Schisma hereingezogen, und so entstand die oben bezeichnete russisch-schismatische Kirche, welche im Anfange dem Patriarchen von Konstantinopel unterworfen war, vom Ende des 16. Jahrhunderts an ein eigenes, das Moskowitische Patriarchat bildete, und i. J. 1721 sich von Konstantinopel unabhängig erklärte und die gegenwärtige Verfassung annahm.

Nach all diesem ist es unschwer nachzuweisen, daß die genannten schismatischen Kirchen aller Merkmale der wahren Kirche Christi entbehren. Erstens sind dieselben nicht apostolisch, weil sie vom apostolischen Stuhle sich losgesagt haben und im Ungehorsam und in der Widerspenstigkeit gegen denselben beharren. Ihre Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe sind nicht wahre Nachfolger der Apostel, weil sie das dreifache Amt nicht wie diese in Abhängigkeit vom Stuhle Petri auf andere übertragen und selbst verwalten. Dazu kömmt noch, daß ihnen gleichfalls die Makel des nachapostolischen Ursprunges anklebt. — In gleicher Weise gebricht es ihnen an der Einheit des Oberhauptes; da die verschiedenen schismatischen Kirchen, wie bereits nachgewiesen worden, verschiedene Oberhäupter haben, oder da vielmehr keine derselben ein geistliches Oberhaupt hat, indem alle unter der Botmäßigkeit weltlicher Regenten stehen. Selbst die altgriechische Kirche ist dermaßen abhängig vom türkischen Sultan, daß derselbe je nach Belieben den Meistbietenden auf den Patriarchenstuhl von Konstantinopel erhebt und je nach Laune und Interesse wieder absetzt. Nicht selten geschieht es auch, daß der schismatische Klerus von Konstantinopel, selbst bei kirchlichen Streitfragen, die türkischen Gerichte zum endgültigen Entscheide anruft.* Daß die Schismatiker auch bezüglich der Lehre uneinig sind, geht schon aus dem Umstande hervor, daß sie im Konzil von Florenz (1439) mit den Lehren der römisch-

* Historisch-polit. Blätter, Jahrg. 1855. Bd. 2. S. 785.

katholischen, als mit den von jeher überlieferten, sich einverstanden erklärten, später aber wieder fortfuhren, dieselben zu bekämpfen. — Desgleichen geht den schismatischen Kirchen auch das Merkmal der Heiligkeit ab. Ihre Stifter Photius und Cerularius waren bekanntermaßen stolze, ehrsüchtige, doppelzüngige Männer, die vor keiner Gewaltthat zurückbebten, Empörer gegen den bis dahin allgemein anerkannten Oberhirten der Kirche, den römischen Papst. Auch die Quelle des heiligen Lebens ist bei ihnen versiegt, da sie von Anbeginn ihres Bestehens bis zur gegenwärtigen Stunde auch nicht einen durch Wunder verherrlichten Heiligen aufzuweisen haben. — Endlich mangelt ihnen auch das Kennzeichen der Katholizität. Sie sind offenbar nicht katholisch oder allgemein der Zeit nach, indem sie erst im neunten Jahrhunderte entstanden; eben so wenig sind sie katholisch dem Raume nach, da sie sich über eine im Verhältnis zum ganzen Erdkreis nicht sehr bedeutende Länderstrecke ausdehnen. Sie sind endlich auch nicht katholisch der thatsächlichen Ausbreitung nach, da sie als zu spät Angekommene den Auftrag, das Evangelium allen Völkern zu predigen, weder erhalten haben, noch auch, auf außerordentliche Weise berufen, denselben zu erfüllen sich bestreben. Wenn sich namentlich die russische Kirche in letzterer Zeit mehr verbreitet, so hat sie dies nicht der Predigt des Evangeliums, sondern der List und den Gewaltmaßregeln der russischen Machthaber zu verdanken. Da sie getrennte Glieder sind vom Leibe Christi, der römisch-katholischen Kirche, so lastet auch auf ihnen der Fluch der Unfruchtbarkeit.

Wenn nun keine andere, als die römisch-katholiche Kirche, die Kennzeichen der einen Kirche Christi hat, was folgt daraus?

„Daß die römisch-katholische Kirche allein die wahre von Christus gestiftete Kirche ist.“

Aus dem ganzen vorliegenden Abschnitte ist ersichtlich, daß nur die römisch-katholische Kirche alle aufgezählten Merkmale der einen Kirche Christi besitzt. Dieselbe ist also in Wahrheit das, wofür sie sich stets ausgegeben hat, das, wofür sie von den edelsten, durch Heiligkeit und Wissenschaft ausgezeichnetsten Männern aller christlichen Jahrhunderte anerkannt, wofür sie von unzähligen der gebildetsten Völker gehalten und verehrt wurde: sie ist die eine Kirche Christi. Wäre sie es nicht, so müßte der Irrtum derjenigen, welche sie dafür hielten, als völlig schuldlos angesehen werden: die ganze Schuld davon fiele alsdann auf Gott, der zahllose Wunder gewirkt hätte, um die römisch-katholische Kirche als seine göttliche Heilsanstalt zu beglaubigen. In der That, die Einheit und Einigkeit der katholischen Kirche ist ein Wunder, ihre Heiligkeit ist ein Wunder, ihre Dauer ist ein Wunder, ihre Verbreitung ist ein Wunder, die Segnungen und Wohlthaten, welche sie allen Völkern spendet, sind Wunder: und alle diese Wunder hätte Gott, so zu sagen, nur darum gewirkt, damit die Menschen an seiner wahren Kirche oder Heilsanstalt irre würden. Welcher gesunde Verstand könnte solches begreifen? — Ja, die römisch-katholische

Kirche ist die wahre, von Christus gestiftete Kirche; sie ist die Stadt Gottes auf dem Gipfel des hl. Berges, auf deren zwölf Thoren, wie auf jenen des himmlischen Jerusalems, die Namen der zwölf Apostel geschrieben stehen; die Stadt Gottes, deren Leuchte und Grundfeste der Herr selbst ist, deren Glanz über den ganzen Erdkreis sich verbreitet; die Stadt Gottes, zu der alle Völker hinströmen, um innerhalb ihrer geheiligten Mauern Schutz wider alle Feinde des Heiles und den Vorgeschmack himmlischer Freuden zu finden.

Nutzanwendung.

„Selig sind alle, die dich (Kirche) lieben, und die sich freuen deines Friedens," so ruft der gottesfürchtige Tobias aus (13, 18.), welcher im Geiste die Wonne und das Glück derjenigen voraussah, denen es gegeben würde, in der Stadt Gottes auf Erden, in der wahren Kirche, zu wohnen. In Wahrheit, selig sind wir alle, die wir ohne unser Zuthun und Verdienst inmitten derselben geboren und erzogen wurden, die wir mit Jubel aus den Gnadenströmen schöpfen, welche sie bewässern und befruchten, die Herrlichkeit des Tempels sehen, worin der Herr der Heerscharen seinen Thron aufgeschlagen hat, und die heilbringende Stimme des göttlichen Lehrmeisters vernehmen, die von einem Ende dieses hehren Jerusalems bis zum andern erschallt. — Möchten wir doch recht oft die unschätzbare Gnade beherzigen, Mitbürger dieser heiligen Stadt zu sein! Möchten wir uns durch diese Erwägung angeeifert fühlen, alle unsere Mitmenschen zu derselben hinzuführen!* Möchten wir sie durch einen heiligen, gottseligen Wandel antreiben, ihre Schritte nach dieser Wohnstätte des Friedens und Heiles zu beschleunigen! — Erheben wir uns aber nicht über diejenigen, die außerhalb der Kirche sind, spotten wir ihrer nicht, richten wir sie nicht, sonst möchte unser Stolz und unsere Lieblosigkeit sie abhalten, an den heiligen Berg heranzutreten, und wir selbst möchten zur Strafe die Stadt Gottes verlassen oder aus derselben verstoßen werden und, den verkehrten Gelüsten unseres Herzens nachjagend, aus den unreinen Flüssen Babylons trinken und elend zu Grunde gehen. Hören wir hierüber den hl. Augustin! In der Auslegung des 65. Psalmes ruft dieser hl. Lehrer mit tiefer Rührung aus: „Wenn immer die Stimme eures Bischofs bei euch etwas vermag, so bitten wir euch alle, die ihr in der

* Der eifrige Katechet findet hier eine passende Gelegenheit, die Teilnahme an dem Werke zur Verbreitung des Glaubens unter den Heiden und an dem Bonifacius-Verein zu empfehlen.

Kirche seid, verhöhnet diejenigen nicht, die außer derselben sind, sondern betet vielmehr für sie, damit auch sie in derselben seien; denn Gott ist mächtig genug, sie in dieselbe zurückzuführen." Und an einer andern Stelle (über den 32. Psalm) spricht er: „Brüder! wir fordern euch dringend auf zur Liebe gegen diejenigen, welche außer der Kirche sind, seien es Heiden, die noch nicht an Christus glauben; seien es solche, die zwar wie wir Christus als ihr Haupt anerkennen, aber von seinem geheimnisvollen Leibe der Kirche getrennt sind. Bemitleiden wir die letztern als unsere Brüder. Darum beschwöre ich euch bei der herzinnigen Liebe unseres Heilandes Jesu Christi, bei seiner unaussprechlichen Milde beschwöre ich euch, beweiset euren schwachen und verirrten Brüdern große Liebe und überschwengliche Barmherzigkeit, sendet für sie aus tiefstem Herzensgrunde fromme Gebete zu Gott empor." — Wolle Gott, daß bald alle Völker deutscher Zunge, wie vor 400 Jahren wiederum im Schoße der römisch-katholischen Kirche vereint, Frieden, Wohlfahrt und Heil finden mögen!

---

§. 3. Von der Bestimmung der Kirche und den aus der Bestimmung hervorgehenden Eigenschaften.

1. Bestimmung der Kirche.

Wozu hat Christus die Kirche gestiftet?

„Christus hat die Kirche gestiftet, um durch sie alle Menschen zur ewigen Seligkeit zu führen."

Jesus hatte zwar durch sein bitteres Leiden und Sterben das Erlösungswerk ein für allemal vollbracht, er hatte den Menschen unzählige Gnaden und die ewige Seligkeit verdient; allein diese unendlichen Verdienste mußten, um zu dem wirklichen Besitze der Seligkeit zu führen, fort und fort jedem einzelnen zugewendet werden. Derselbe hatte wohl seine göttliche Lehre im Judenlande seinen Zeitgenossen verkündet; aber das Licht derselben sollte alle Menschen aller Länder und Zeiten erleuchten; sie mußte also auch nach seiner Rückkehr zum Vater „allen Geschöpfen" gepredigt werden. Christus hatte ferner für die Menschen Sakramente, als eben so viele sichtbare Gnadenquellen, angeordnet; allein sollten diese heil. Sakramente den Erlösten von Nutzen sein, so mußten sie allenthalben und zu allen Zeiten gespendet und als neue Gnadenquellen in das Herz jedes Gläubigen geleitet werden. Endlich war Jesus bei Lebzeiten der gute Hirt seiner Schäflein gewesen; dieselben bedurften

aber auch nach seiner Entfernung einer sichtbaren Leitung und dies um so mehr, da die Zahl derselben ins Unermeßliche wachsen sollte. Zur Erreichung aller dieser auf das Heil der Menschen bezüglichen Zwecke hat der göttliche Erlöser vor seinem Hingange zum Vater die heilige Kirche gestiftet. — Ist es auch der hl. Geist, der unsichtbarer Weise die Versöhnung, Erleuchtung, Heiligung und Leitung im Herzen jedes einzelnen Gläubigen bewirkt, so geschieht dieses doch durch die sichtbare Dazwischenkunft der Kirche, weil eine sichtbare Versöhnung, Belehrung, Heiligung und Leitung, womit die unsichtbare unzertrennlich verbunden ist, der Beschaffenheit und den Bedürfnissen der menschlichen Natur mehr entspricht. Ebenso ist auch Gott Mensch geworden, um als Mensch die Menschen zu erlösen, zu belehren, zu heiligen und zu leiten. Die hl. Kirche ist also die Stellvertreterin ihres göttlichen Bräutigams Jesu Christi und als solche berufen, das Werk desselben fortzusetzen, die Menschen zur ewigen Seligkeit zu führen bis ans Ende der Tage. Dieses ist ihre Bestimmung, dieses die Aufgabe, welche sie hienieden zu vollbringen hat. Ihr göttlicher Stifter konnte ihr kein anderes Ziel vorstecken, als jenes, um dessentwillen er selbst in die Welt gekommen ist, nämlich, „selig zu machen, was verloren war." (Matth. 18, 11.) — Sie ist die von Gott gegründete Heilsanstalt, zu der alle Völker der Erde hinströmen müssen, um dem ewigen Untergange zu entgehen. Damit aber dieselbe von allen leicht erkannt und gefunden werde, hat Gott sie als eine leuchtende Burg auf dem Gipfel der Berge oder, wie das Vatikanische Konzil mit den Worten des Propheten Isaias sich ausdrückt, als ein „Wahrzeichen im Angesichte der Völker" aufgestellt und ihr das unverkennbare Gepräge der Göttlichkeit aufgedrückt, indem er sie verherrlicht hat durch ihre bewunderungswürdige Ausbreitung, ihre ausgezeichnete Heiligkeit, ihre unerschöpfliche Fruchtbarkeit an allen Gütern und himmlischen Segnungen, ihre Einigkeit und unbesiegbare Dauer trotz der furchtbarsten Anfeindungen und Verfolgungen.*

Wie hat Christus gesorgt, daß die Kirche dies zu leisten imstande ist?

„Er hat 1) der Kirche seine Lehre, seine Gnadenmittel und seine Gewalt anvertraut; 2) ihr den Beistand des hl. Geistes

---

* Dieser „großartige und fortwährende Beweis" für die Göttlichkeit der christlichen Religion und der Kirche, welcher nach dem Ausspruche des Vatikanischen Konzils (Sitz. 3. Kap. 3.) schon an und für sich allen die Gewißheit giebt, daß „der Glaube, den wir bekennen, auf einem unerschütterlichen Grunde ruht," läßt sich hier mit wenigen Worten nicht genügend darstellen; er ist ausgeführt in der Religionsgeschichte, die im letzten Bande des vorliegenden Werkes auf die Erklärung der Religionslehre folgt.

verliehen, damit sie auch die göttliche Lehre allzeit unverfälscht bewahre, die Gnadenmittel recht ausspende, die Gewalt zum Heile der Menschen verwende."

Wem Gott eine Bestimmung giebt, dem giebt er auch die geeigneten Mittel an die Hand, dieselbe zu erreichen. Das gilt auch von der Kirche. Dieselbe soll an Christi statt die Völker des Erdkreises lehren; darum übergab ihr der Gottmensch seine Lehre. Sie soll an seiner Statt durch Spendung der hl. Sakramente die Menschen heiligen; darum hinterlegte er bei ihr die Früchte seines Erlösungswerkes, die Schätze seiner Verdienste und die Mittel, sie den Gläubigen zuzuwenden, d. h. die von ihm eingesetzten Gnadenmittel. Die Kirche soll die Menschen an seiner Statt auf die Bahn des Heiles lenken; darum betraute er dieselbe mit seiner Hirtengewalt. Alles dieses ergiebt sich aus der oben erklärten Lehre von dem dreifachen Amte, das Christus den Vorstehern seiner Kirche, nämlich den Aposteln und ihren Nachfolgern, übertragen hat. -- Damit aber die Kirche, obschon sie aus Menschen zusammengesetzt ist, welche aus sich gebrechlich und dem Irrtume zugänglich sind, dennoch die göttliche Lehre unverfälscht bewahre, die Gnadenmittel auf die von ihm angeordnete Weise spende und die geistliche Gewalt rechtmäßig und zum Frommen der ganzen christlichen Gemeinde gebrauche: so verlieh er derselben den fortwährenden Beistand des hl. Geistes. (S. 597. u. ff.) In der katholischen Kirche finden wir demnach die unversehrte christliche Lehre, die rechten Gnadenmittel und die gesetzmäßige Spendung derselben, endlich die höchste geistliche Vollmacht und die pflichtgetreue Ausübung derselben zum Heile der Gläubigen.

2. Eigenschaften der Kirche.

Obwohl streng genommen alle Eigenschaften der Kirche mit der Bestimmung derselben zusammenhangen und aus ihr entspringen, so kommen hier doch nur zwei derselben in Betracht: ihre Unfehlbarkeit und die ihr allein zukommende Fähigkeit, die Menschen zur ewigen Seligkeit zu führen. Von den andern ist schon oben bei den Kennzeichen der wahren Kirche, welche die nach außen sich kundgebenden Eigenschaften sind, ausführlicher die Rede gewesen. Von diesen beiden letztern aber wurde daselbst nicht abgehandelt, weil sie innere Eigenschaften, nicht sichtbare Kennzeichen sind.

a) Die katholische Kirche ist unfehlbar.

Weil es unmöglich ist, ohne den wahren Glauben, welchen Christus der Herr uns gelehrt hat, die ewige Seligkeit zu erlangen

(S. 101. ff.), so hat Gott, der will, daß alle Menschen zur Erkenntnis der Wahrheit kommen und selig werden, auch dafür gesorgt, daß seine heilbringende Lehre bis zum Ende der Zeiten immer unverfälscht erhalten und gepredigt werde, und sonach der Glaube an dieselbe allen leicht und möglich sei. Zu diesem Ende hat Christus seine Lehre der Kirche übergeben, welche, vom heil. Geiste beseelt, erleuchtet und regiert, dieselbe im Auftrage des Herrn rein und unverfälscht alle Jahrhunderte hindurch bewahrt, geglaubt und verkündigt hat und auch heute noch bewahrt, glaubt und verkündigt. Einzelne Völkerschaften können zwar im Verlaufe der Zeit sich verirren, von der wahren Lehre und dem wahren Glauben abfallen, aber niemals die gesamte Kirche, niemals alle Glieder, die durch das Bekenntnis desselben Glaubens zu einem Körper vereinigt sind unter einem gemeinsamen Oberhaupte, dem Papste, und den ihm untergeordneten Bischöfen. Unmöglich kann der Ratschluß des Allerhöchsten, der die Kirche zur treuen Bewahrerin und Verkünderin seiner Offenbarung aufgestellt hat, jemals vernichtet, die Verheißung Christi, daß dieselbe nie den Mächten der Hölle unterliegen werde, jemals vereitelt werden. Darum glauben wir fest und bekennen mit Herz und Mund, daß die katholische Kirche sowohl in ihrem Glauben als in ihrer Lehre unfehlbar ist. — Hier entsteht aber die Frage: Wie soll die Leuchte der göttlichen Wahrheit in der gesamten Kirche ungetrübt bis zum Ende der Zeiten bewahrt werden? Nicht durch den toten Buchstaben der Schrift, auch nicht durch eine an alle Menschen ergehende unmittelbare, ununterbrochene Erleuchtung und Einsprechung des hl. Geistes, sondern durch das von Gott zur Regierung und Belehrung seiner Kirche verordnete unfehlbare Lehramt.* Dieses lehrt uns der Katechismus in den nun folgenden Fragen und Antworten.

Durch wen wird die göttliche Lehre immer rein und unverfälscht in der Kirche erhalten?

„Durch das unfehlbare Lehramt der Kirche, d. h. den römischen Papst und die mit ihm vereinigten Bischöfe."

Es ist Thatsache, daß Jesus Christus, bevor er sein Reich auf Erden, die Kirche, verließ, um von dem himmlischen Besitz zu

---

* Kindern wäre vorerst der zweifache Sinn des Ausdruckes Lehramt zu erklären. Das Wörtchen Amt bedeutet bald die Obliegenheit und Vollmacht, etwas zu verrichten, und so war gesagt, daß Christus den Aposteln „das Lehr-, Priester- und Hirtenamt übertragen hat," — bald eine Gesellschaft mehrerer Personen, die bestimmt sind, ein Amt zu verwalten, oder was dasselbe ist, eine gewisse Obliegenheit und Vollmacht auszuüben, und in diesem Sinne wird jetzt gesagt, daß Christus ein „Lehramt" (oder einen „Lehrkörper") eingesetzt hat.

nehmen, die Verkündigung seiner göttlichen Lehre nicht bloß einem Apostel, sondern allen zugleich als einem Lehrkörper, einer Lehrgenossenschaft übertragen, folglich ein Lehramt aufgestellt hat. Der Heiland wußte nämlich wohl, daß ein einziger Lehrer nicht hinreichte, das Evangelium auf der ganzen Welt allen Menschen zu predigen. Nur einer mit der Vollmacht und dem Auftrage zu lehren betrauten Genossenschaft, einem Lehramte, war es möglich, die lehrende Thätigkeit über den ganzen Erdkreis auszudehnen, indem das eine Mitglied diese, das andere eine andere, und ein drittes wiederum eine andere Weltgegend, die Heilslehre verkündend, durchziehen konnte. Darum sagte Jesus zu den auf dem Berge versammelten, schon früher zu seinen Aposteln oder Sendboten erkornen Jüngern: „Gehet hin in alle Welt, lehret alle Völker" u. s. w. — Wie damals, zufolge dieser letztwilligen Bestimmung des göttlichen Lehrers, so besteht auch heutzutage ein Lehrkörper, ein Lehramt, welches zahlreiche Mitglieder zählt. Und wie damals der hl. Petrus das Haupt und der oberste, unabhängige Lehrer des apostolischen Lehramtes war, so ist auch heute der römische Papst, als Nachfolger Petri, das Haupt und der oberste, unabhängige Lehrer des kirchlichen Lehramtes. Das Lehramt der Kirche besteht also aus dem römischen Papste, dem rechtmäßigen Nachfolger Petri, und aus der Gesamtheit der mit ihm als ihrem Haupte vereinigten Bischöfe, welche die rechtmäßigen Nachfolger der Apostel sind. — Diesem Lehramte hat Christus die Gabe der Unfehlbarkeit verheißen und verliehen, damit die Mitglieder der Kirche den Lehren und Entscheidungen desselben unbedingten Glauben beimessen könnten, wie es die katholische Glaubensregel erheischt. Denn zum christlichen Glauben ist erfordert, daß wir eine feste Überzeugung und vollkommene Gewißheit haben, dasjenige, was wir glauben, sei göttliche Lehre. Dieses könnte nun aber nicht der Fall sein, wenn Christus dem kirchlichen Lehramte, welches aus an sich fehlbaren Menschen zusammengesetzt ist, nicht den besagten übernatürlichen Vorzug mitgeteilt hätte.*

Das besprochene Lehramt der Kirche wird auch die lehrende Kirche genannt, im Gegensatz zu den Gläubigen, welche nicht den

* Auch einfache Priester, Seelsorger und Pfarrer versehen in der Kirche das Lehramt, verkünden das göttliche Wort; aber nicht als Mitglieder des unfehlbaren Lehrkörpers, den Christus eigens mit der Vollmacht, zu lehren und in Glaubenssachen endgültig zu entscheiden, betraut hat. Diesem von Christus bestellten Lehrkörper gehören keine andere, als der römische Papst und die Bischöfe an, welche vom hl. Geist gesetzt sind, die Kirche Gottes zu regieren. Die einfachen Priester oder Pfarrer üben das Lehramt nur als Gehilfen aus, die von jenen beauftragt und bevollmächtigt sind.

Auftrag haben zu lehren, wohl aber verpflichtet sind, die Lehren anzunehmen und zu befolgen, und welche deshalb die hörende Kirche heißen. Der Unterschied zwischen der lehrenden und hörenden Kirche liegt schon in der Natur der Sache. Denn es läßt sich keineswegs annehmen, Christus habe eine Lehrgenossenschaft bestellt und mit Unfehlbarkeit ausgestattet, ohne derselben zugleich Schüler oder Hörende anzuweisen. Die lehrende Kirche wird zuweilen auch einfachhin „die Kirche" genannt. Dieses ergiebt sich schon aus der Weisung Christi, es in bestimmten Fällen der Kirche zu sagen, wenn der Bruder gefehlt habe, und denselben, „wenn er die Kirche nicht hört," wie einen Heiden und öffentlichen Sünder zu halten. (Matth. 18, 17.) Denn offenbar sind hier unter „Kirche" die Vorsteher der Kirche, die Lehrer, Richter und Väter der christlichen Gemeinde, nicht aber die Gemeinde selbst zu verstehen.

Worin besteht die Unfehlbarkeit des katholischen Lehramtes?

„Darin, daß es durch den Beistand des hl. Geistes weder in seiner Glaubens- noch Sittenlehre irren kann."

Die lehrende Kirche ist das lebendige Organ (gleichsam der Mund), wodurch die Lehre Jesu Christi allen Völkern bis zum Ende der Welt rein und unverfälscht überliefert werden soll. Da nun die Lehre des Gottmenschen in Glaubens- und Sittenlehre zerfällt, so erstreckt sich auch die Unfehlbarkeit des Lehramtes darauf, die eine und die andere rein und unversehrt zu bewahren und der hörenden Kirche fort und fort zu verkünden. Das kirchliche Lehramt kann also nie und nimmer einen Irrtum als eine von Gott geoffenbarte Wahrheit zu glauben vorstellen, es kann nie etwas lehren, was mit den von Gott geoffenbarten Wahrheiten irgendwie im Widerspruche stände. In gleicher Weise kann dasselbe nie eine Sittenlehre vortragen, welche den von Christus durch Wort und Beispiel aufgestellten Lebensregeln oder sittlichen Grundsätzen zuwiderliefe. Das von Christus und den Aposteln verkündigte Gesetz ist die Richtschnur seiner Gebote und Verbote, der Maßstab seiner Mahnungen, Warnungen und Aufforderungen; die Erfüllung desselben ist das Ziel aller seiner Bestrebungen. Die Glaubens- und Sittenlehre der katholischen Kirche ist nach der Bemerkung des hl. Cyprian (im 73. Brief.) „lauteres, gesundes Wasser, das weder getrübt noch gefälscht werden kann, weil die Kirche selbst unverdorben, lauter und rein ist." — Die bewirkende Ursache dieser Unfehlbarkeit ist der höhere Beistand, welchen der hl. Geist dem kirchlichen Lehramte leistet und bis zum Ende der Tage leisten wird. Unter diesem Beistande haben wir uns nicht eine unmittelbare, ununterbrochene Einsprechung des hl. Geistes zu denken, wie die-

selbe den Propheten und Evangelisten bei Verfassung der heil. Bücher zu teil wurde; es reicht hin, daß wir annehmen, der hl. Geist bewahre das Lehramt der Kirche durch seine gnadenvolle innere Leitung vor jedem Irrtume, welchen die den Menschen angeborene Unwissenheit oder Verfinsterung des Verstandes und beklagenswerte Schwäche des Willens verursachen könnten und zweifelsohne auch verursachen würden, wenn dieser göttliche Hüter dem aus Menschen bestehenden Lehrkörper nicht zur Seite stände und jeden seiner Schritte lenkte. — Die Lehre von der Unfehlbarkeit der Kirche in der bezeichneten Doppelbeziehung ist eine Glaubenslehre, an der man ohne schwere Versündigung nicht zweifeln, der man noch weniger widersprechen darf. Alle Entscheidungen und Sittenvorschriften der Konzilien setzen diesen Glaubenssatz voraus und erhärten ihn. — Wir sollen demnach fest überzeugt sein und unbezweifelt glauben, daß nicht nur alles, was die Kirche zu glauben vorstellt, unfehlbar wahr sei, sondern daß auch alle ihre Gebote und Verordnungen gerecht und heilsam seien, daß es sonach gut und ersprießlich sei, die von ihr eingesetzten Festtage Jesu Christi und der Heiligen gebührend zu feiern, die gebotenen Fast- und Abstinenztage gewissenhaft zu halten, ferner die Heiligen, ihre Bilder und Reliquien zu verehren, die von der Kirche erteilten Ablässe zu gewinnen; daß die bei der Spendung der hl. Sakramente und bei der Darbringung des hl. Opfers vorgeschriebenen Ceremonien nicht nur nichts Abergläubisches enthalten, sondern vielmehr die Andacht fördern und mit der Lehre und dem Geiste des Christentums im schönsten Einklange stehen; daß endlich die Beobachtung der evangelischen Räte, welche die Kirche billigt und empfiehlt, die Ehelosigkeit, welche sie ihren Priestern vorschreibt, zur Erbauung und zum Heile der Gläubigen viel beitrage. Wer sich gegen diese und ähnliche Vorschriften und Gebräuche der katholischen Kirche mit Tadel oder Spott erhebt, der beweist thatsächlich, daß er im Glauben an die Unfehlbarkeit derselben Schiffbruch gelitten hat, oder aber nicht weiß, was er thut.*

Woher haben wir die Versicherung, daß das kirchliche Lehramt nicht irren kann?

„Von Christus selbst, der uns die Verheißung gegeben hat, — 1) daß er bei ihm (dem Lehramte) sein werde alle Tage bis ans

---

* Die Aftersynode von Pistoja im Großherzogtum Toskana, welche gegen Ende des vorigen Jahrhunderts (1786) von Anhängern des Jansenius abgehalten wurde, hatte unter andern verwerflichen Lehrsätzen auch den aufgestellt, daß in der katholischen Kirchenzucht Unnützes, Allzuläßtiges, Gefährliches und Nachteiliges sich vorfände, daß dieselbe demnach der Prüfung zu

Ende der Welt." (Matth. 28, 20.) — Mit diesen Worten versprach Jesus Christus dem für alle Zeiten aufgestellten apostolischen Lehramte seinen fortwährenden Beistand zur Erfüllung der ihm übertragenen Aufgabe. „Gehet hin," sagte er, „lehret alle Völker" u. s. w. Schützet nicht eure mangelhafte Bildung vor, noch euer bisheriges Unvermögen, die Geheimnisse meiner Religion zu fassen, gehet getrost und lehret; ich euer Lehrer und Meister, „ich bin bei euch." Übertraget das Lehramt, das ich euch anvertraut habe, auf eure Nachfolger; ich werde auch bei ihnen alle Tage, d. h. ununterbrochen sein, werde auch sie befähigen, die Lehrer der Welt zu sein: ich werde euer und eurer Nachfolger unsichtbarer Lehrer sein und bleiben bis ans Ende der Tage. (Vgl. oben S. 640.) Wenn nun aber Jesus seiner unbedingten Verheißung gemäß immerdar bei dem kirchlichen Lehramte verbleibt, um es in den Stand zu setzen, in seinem Namen und an seiner Statt die Heilslehre zu verkünden, wie könnte dasselbe irren? Und wenn es trotz des Beistandes Jesu unbegreiflicher Weise in Irrtum verfiele und die Menschen durch falsche Lehren von der wahren Religion abbrächte, mithin das Erlösungswerk vereitelte; wie könnte Jesus noch bei ihm bleiben? wie könnte er mit den Verbreitern der allerverderblichsten Lüge vereinigt sein, gewissermaßen gemeinsame Sache mit ihnen machen? Wie also Jesus unmöglich seinen Worten untreu werden kann, eben so unmöglich ist es auch, daß das von ihm zum Heile der Welt verordnete Lehramt statt der göttlichen Wahrheit jemals einen verwerflichen Irrtum zu glauben vorstelle. — Auf welche Weise will aber Jesus bei seinem Lehramte verbleiben? Nicht durch leibliche Gegenwart, sondern durch seinen hl. Geist. Denn schon früher hatte er seinen Aposteln und ihren Nachfolgern verheißen,

2) „der hl. Geist, der Geist der Wahrheit, werde bei ihnen bleiben in Ewigkeit." „Ich will den Vater bitten," sprach er beim letzten Abendmahle zu den um ihn versammelten Aposteln, „und er wird euch einen andern Tröster geben, damit er in Ewigkeit bei euch bleibe, den Geist der Wahrheit." (Joh. 14, 16. 17.) Auf die allvermögende Fürbitte Christi hin wird der Vater dessen

---

unterworfen wäre. Dieser Satz, „insofern derselbe auch die von der Kirche festgesetzte und gutgeheißene Disciplin einbegreift, gleichsam als ob die vom Geiste Gottes geleitete Kirche eine unnütze, allzuläſtige, ja sogar gefährliche, schädliche, zum Aberglauben und Materialismus (bloß äußerlichem, materiellem Gottesdienst) verleitende Disciplin feststellen könnte," wurde von Pius VI. in der Bulle Auctorem fidei als „falsch, verwegen, ärgerlich, verderblich, frommen Ohren anstößig, für die Kirche und den Geist Gottes, durch den sie geleitet wird, schimpflich, mindestens irrig" (d. h. wo nicht gar ketzerisch) verworfen.

zukünftigen Stellvertretern im Lehramte den hl. Geist der Wahrheit senden, damit er bei ihnen bleibe in Ewigkeit, d. h. in allen zukünftigen Zeiten bis zum Ende der Welt. Dieser Geist der Wahrheit ist der Geist Christi, denn Christus ist die Wahrheit. Also bleibt Christus bei dem seine Stelle vertretenden Lehramte vermittelst seines hl. Geistes. Die Folge davon wird sein die volle Erkenntnis der Lehre Christi; darum fügt der Heiland bei: „Wenn jener Geist der Wahrheit kommt, der wird euch alle Wahrheit lehren" (Joh. 16, 13.), und „er wird euch alles lehren" (Joh. 14, 26.), alles, was zur Einrichtung, Befestigung, Verbreitung, Erbauung und Vervollkommnung der Kirche gereicht, alles das wird er euch beibringen. — Wie ließe sich nun mit dieser steten Leitung des Geistes Christi die Fehlbarkeit des kirchlichen Lehramtes vereinbaren? Wäre die Schuld des Irrtums nicht dem unsichtbaren göttlichen Lehrer beizumessen, wenn die von ihm selbst erkorenen und befähigten sichtbaren Lehrer von der Wahrheit abwichen? Endlich gab Christus die Verheißung,

3) „die auf Petrus, dem Fels, gegründete Kirche werde niemals von der Macht der Hölle überwältigt werden." (Matth. 16, 18.) Auch aus dieser Schriftstelle folgt unstreitig die Unfehlbarkeit der lehrenden Kirche, deren Haupt und sichtbare Grundfeste der heil. Petrus war und in der Person seiner rechtmäßigen Nachfolger auf dem römischen Stuhle bis zum Ende der Zeiten sein wird. Denn sollte es je geschehen, daß die lehrende Kirche irrte, so müßte auch die hörende irren, da diese ja schuldig ist, von jener sich belehren und leiten zu lassen, und in dem Falle würde die ganze Kirche vom Geiste der Lüge, vom Höllenfürsten besiegt und die Verheißung Christi zu nichte werden.

Auch der hl. Paulus giebt uns die Versicherung, daß das kirchliche Lehramt nicht irren kann, indem er „die Kirche des lebendigen Gottes eine Säule und Grundfeste der Wahrheit" nennt. (1. Tim. 3, 15.) Denn obwohl die Benennung „Säule und Grundfeste der Wahrheit" auch der vereinigten lehrenden und hörenden Kirche zukommt, da in ihr und durch sie die gesamte von Christus geoffenbarte Wahrheit verkündet und bekannt, das ganze Glaubensgebäude, dessen Zinnen in den Himmel hineinragen, gestützt und getragen wird, so läßt es sich doch nicht leugnen, daß dieselbe vorzugsweise der lehrenden Kirche gebühre, von welcher die Begründung und Festigkeit der hörenden Kirche sich herschreibt. — Mit bestem Rechte lehrt also der hl. Irenäus (Bch. 3. gegen Häres. K. 4.), daß man nirgend anders, als in der katholischen Kirche die Wahrheit suchen müsse, die Wahrheit nämlich, welche Christus zum Heile der Menschen vom Himmel gebracht hat; in

ihrem Schoße allein finden wir dieselbe lauter, ungeschmälert, unverfälscht. Deshalb sollen wir die Lehre der Kirche anhören, glauben und befolgen mit der festen Überzeugung, daß Jesus Christus selbst es ist, der uns durch den Mund der Kirche lehrt, daß folglich, wer immer die Lehre der Kirche verwirft, Gottes Lehre verwirft. [155] (Vgl. S. 76 ff.)

Zur Annahme der Unfehlbarkeit des kirchlichen Lehramtes führen uns jedoch nicht bloß die klarsten Beweise aus der heil. Schrift, sondern auch die Vernunft selbst. Da es erwiesenermaßen in der Absicht Jesu Christi lag, daß seine heilbringende Lehre bis zum Ende der Tage ungeschmälert und unverfälscht bewahrt und allen Geschlechtern überliefert würde, so mußte er sich zu diesem Zwecke auch eines geeigneten Mittels bedienen. Ein solches war aber nicht der tote Buchstabe eines, wenn auch göttlichen Buches, sondern ein lebendiges, unfehlbares Lehramt. Daß die hl. Schrift, eben weil sie ein toter Buchstabe ist, sich durchaus nicht eigne, die ganze Lehre Jesu Christi jedem Menschen, dem Ungebildeten wie dem Gebildeten, sicher und unverfälscht zu übermachen, erhellt, auch abgesehen davon, daß sie nicht die ganze christliche Lehre enthält, schon aus dem (S. 66 n. 2. u. 83 ff.) Gesagten. Nichts aber zeigt handgreiflicher die Unzulänglichkeit dieses Mittels, als die unleugbare Thatsache, daß die Protestanten, welche dasselbe für zureichend ausgeben und sich grundsätzlich auf die Anwendung desselben beschränken, nach drei Jahrhunderten noch mit einander streiten, welches die göttliche in der Schrift enthaltene Glaubenslehre sei. Christus muß demnach zur Verbreitung und Überlieferung seiner Offenbarung ein anderes Mittel erwählt haben, nämlich ein lebendiges, unfehlbares Organ oder Lehramt, und daß er wirklich diese Wahl getroffen, verbürgt uns das hl. Evangelium. (Vgl. S. 622 ff.) — Auf die Frage, wo dieses von Christus aufgestellte lebendige und unfehlbare Lehramt sei, ist die Antwort sehr leicht. Es ist dieses offenbar das Lehramt der katholischen Kirche, schon aus dem Grunde, weil dasselbe allein von den Aposteln herab bis zur gegenwärtigen Stunde den Vorzug der Unfehlbarkeit laut und unumwunden vor der ganzen Welt, auch den schlausten und erbittertsten Feinden gegenüber, für sich in Anspruch genommen und demgemäß von den Gläubigen stets unbedingte, selbst innerliche Unterwerfung gefordert hat. Es allein wurde auch zu jeder Zeit von allen glaubenstreuen Mitgliedern der Kirche als unfehlbar anerkannt und verehrt. Das katholische Lehramt ist also das von Gott erwählte und mit dessen Unfehlbarkeit ausgerüstete lebendige Organ, wodurch Jesus Christus heute noch den Menschen seine Lehre verkündet und

bis zum Ende der Welt verkünden wird. Ein anderes giebt es nicht und kann es nicht geben.

Die aufrichtige Annahme dieses einen Lehrsatzes von seiten unserer getrennten Brüder würde allen Glaubensstreitigkeiten zwischen uns und ihnen mit einem Male ein Ende machen. Denn ist die Stimme des katholischen Lehramtes die Stimme Jesu Christi, so ist jede Ein= und Widerrede hinsichtlich der einzelnen Glaubenssätze von vorn herein abgeschnitten. — Zur fernern Erläuterung und Beleuchtung dieses überaus wichtigen Gegenstandes läßt sich nun wohl die Frage aufwerfen, „ob nicht auch in der katholischen Kirche einzelne Bischöfe in Irrtum geraten seien". Allerdings hat die Kirchengeschichte auch Bischöfe aufzuweisen, die in Irrtum verfielen. Dieses geschah aber nur, „weil sie anders lehrten, als das gesamte Lehramt; denn die Unfehlbarkeit ist nicht einem jeden Bischofe insbesondere verliehen, sondern allen Bischöfen zusammen in Vereinigung und Übereinstimmung mit dem Papste." Die Lehre eines Bischofes ist also nur insofern irrtumsfrei, als sie mit der des kirchlichen Oberhauptes übereinstimmt. — Jesus Christus selbst und seine Apostel sagten wiederholt vorher, daß Irrlehrer aufstehen und viele verführen würden. „Habet acht," so mahnte der hl. Paulus die Bischöfe von Ephesus, „habet acht auf euch und auf die ganze Herde. Denn ich weiß, daß nach meiner Abreise reißende Wölfe unter euch kommen werden, die der Herde nicht schonen. Und aus euch selbst werden Männer aufstehen, die Verkehrtes reden werden, um die Jünger zu sich wegzuziehen." (Apgsch. 20, 28—30.) In der Folge standen nun auch wirklich zu verschiedenen Zeiten im Schoße der Kirche Irrlehrer auf und zwar nicht etwa bloß Laien, sondern auch Priester, wie Arius, Eutyches, Luther, Zwingli u. a., ja sogar Mitglieder des katholischen Lehrkörpers, d. h. Bischöfe, wie Mazedonius, Nestorius u. a. Desungeachtet bleibt es unumstößliche Glaubenswahrheit, daß der katholische Lehrkörper unfehlbar ist, mithin weder irren, noch auch durch falsche Lehre in Irrtum führen kann. Denn mag auch ein einzelnes, oder selbst mehrere Mitglieder desselben durch Abweichung von der herkömmlichen Lehre dem Irrtume verfallen, so hört deshalb der ganze Lehrkörper, die Gesamtheit der Bischöfe in Verbindung mit ihrem Oberhaupte, dem Papste, keineswegs auf, an der Norm der katholischen Überlieferung, mithin an der Wahrheit festzuhalten; derselbe bleibt von der Makel des Irrtums ganz unberührt. Würde der gesamte Lehrkörper einer Neuerung oder Irrlehre wie immer beipflichten, dann allerdings erwiese er sich fehlbar; allein das war nie der Fall, im Gegenteil wurden die Neuerer zu jeder Zeit aus dem Schoße der Kirche hinausgeworfen und ihre Lehre verdammt. So erging es in frühern Zeiten dem Mazedonius, Arius, Nestorius u. a.; so später Luther, Zwingli, Calvin u. a. So wird es auch in Zukunft allen ergehen, die stolz und verwegen genug sein werden, anders zu lehren, als das unfehlbare Lehramt der katholischen Kirche.

Um den Abfall des sechzehnten Jahrhunderts, welcher der katholischen Mutterkirche so viele Kinder entriß und in der Folge unsägliches Unheil über die Völker Europas brachte, einigermaßen zu rechtfertigen, sind unsere Glaubensgegner kühn genug zu behaupten, die römisch=katholische Kirche sei im Verlaufe der Zeit von der göttlichen Lehre abgewichen und in sträfliche Irrtümer verfallen; Gott habe deshalb den Dr. Martin Luther erweckt, um durch die Predigt des

reinen Evangeliums die Schäden der Kirche zu heilen und dieselbe von den eingeschlichenen Irrtümern zu reinigen. Aus diesem Grunde nennen sie auch jene beklagenswerte Kirchenspaltung Reformation oder Verbesserung der Kirche. – Anklagen, welche von Kindern, die ihrer Mutter den Gehorsam aufgekündigt und das elterliche Haus verlassen haben, gegen letztere vorgebracht werden, sind in der Regel sehr verdächtig und niemals ohne strenge Prüfung anzunehmen. Solche Anklagen sind nun offenbar jene, welche die Protestanten gegen die katholische Kirche, ihre Mutter, vorbringen. In der That erscheinen die Anschuldigungen derselben bei näherer unparteiischer Prüfung als völlig unbegründet. Denn trotz aller erdenklichen Mühe, die sie sich während drei Jahrhunderten gegeben haben, ihre ehrwürdige Mutterkirche des Irrtums zu überführen, kann dieselbe doch heute noch wie zur Zeit Luthers allen ihren Widersachern mit Ruhe, Zuversicht und edler Würde zurufen: Habe ich unrecht gelehrt, so beweiset es; habe ich recht gelehrt, warum schlaget ihr durch euren Widerspruch der Wahrheit ins Angesicht? Ihr klaget mich des Irrtums an. Wohlan denn! saget, wo, wann, in welchen Stücken habe ich geirrt? Wo ist der rechtsgültige Nachweis? Wo sind die stichhaltigen Belege? Welches sind die Widersprüche, in die ich mich verwickelt, die Änderungen, wodurch ich meinen Irrtum eingestanden hätte? Ihr habt mich ohne Grund verlassen; ihr befeindet mich fort und fort ohne Grund. Entweder war ich zu Luthers Zeiten die Kirche Christi oder nicht. War ich es, so war ich auch unfehlbar, und eure Trennung eine Auflehnung gegen die Wahrheit; war ich es nicht, so gab es dazumal keine Kirche Christi; denn ich war die einzige, welche damals darauf Anspruch machen konnte und machte, die Kirche Christi zu sein, und in dem Falle hätte Jesus, der Gottmensch, der seiner Kirche ewige Dauer verheißen, nicht Wort gehalten. Ihr wiederholet tausendmal, ich sei von der ursprünglichen göttlichen Lehre abgegangen. Leset aufmerksam und leidenschaftlos die Kirchenväter und die kirchlichen Schriftsteller der ersten Jahrhunderte; ja leset die Evangelien, die Geschichte und die Sendschreiben der Apostel: überall werdet ihr dieselbe Lehre finden, die ich bis zur gegenwärtigen Stunde vorgetragen habe. Verdammt ihr mich, warum nicht auch die Quelle, woraus ich unabläßig schöpfte?[156] – Und worin soll ich denn von der göttlichen Lehre abgewichen sein? Saget an, in welchen Stücken? Wisset ihr auch, was göttliche Lehre ist, und was nicht? Ihr wisset es selbst nicht, sonst würdet ihr nicht darüber streiten. Wenn ihr es aber selbst nicht wisset, wie könnet ihr noch so kühn sein, zu behaupten, daß ich davon abgegangen sei? – Endlich weiset mir nach, daß Gott euch gesandt und als die wahre Kirche, als seine Kirche beglaubigt hat. Ich war vor euch da, mir steht unstreitig das Recht zu, von euch göttliche Beglaubigung zu fordern. Wo sind die Wunder eurer Verbreitung, wo das Wunder eures segensreichen Wirkens? Ich sah infolge eurer Auflehnung gegen mein göttliches Ansehen die Fahne des Aufruhrs durch halb Europa ziehen; ich sah die Bande jeglicher Ordnung und Zucht wie nie zuvor gelockert, zerrissen; ich sah die Diener meiner Altäre ermordet, meine Heiligtümer erbrochen, geplündert, entweiht, zerstört; ich sah das Bildnis des Gekreuzigten, die Bilder und Reliquien der Heiligen zertrümmert und mit Füßen getreten, sah weit und breit die Erde mit Bruderblut getränkt; das alles sah ich, aber Wunder sah ich keines . .[157] Was könnte ein redlicher, in der Geschichte der letzten

Jahrhunderte nicht ganz unerfahrner Protestant gegen eine solche Ansprache seiner Mutterkirche einwenden? Und wenn er nichts einzuwenden, nichts zu erwidern vermag; wie sollte er noch zögern, in den Schoß jener Kirche zurückzukehren, die um so vollkommener berechtigt ist, seine Rückkehr zu erwarten, je auffallender Gott sie zu jeder Zeit beglaubigte, ihr Ansehen bekräftigte, sie beschützte, über die ganze Welt verbreitete, durch zahllose Wunder verherrlichte und ihrem Wirken das segensvollste Gedeihen gab? (Vgl. das Gesagte von den Kennzeichen der Kirche u. S. 45–47.) Es darf deshalb niemanden Wunder nehmen, daß heutzutage so viele in jeder Beziehung ausgezeichnete Protestanten, nicht ohne große Beschwerden und Opfer, in der katholischen Kirche Heil und Frieden suchen.

Wenn nun in Glaubenssachen eine Streitigkeit entsteht, was müssen wir thun?

„Wir müssen uns an die Entscheidung des kirchlichen Lehramtes halten.“

Wenn in einem Staate über den Sinn und die Anwendung eines Gesetzes Zweifel oder Streitigkeiten entstehen, so sind die Bürger gehalten, sich an jenen Gerichtshof zu wenden, dem es Amts halber obliegt, den durch die Gesetze ausgesprochenen Willen des Regenten rechtsgültig zu erklären. So verhält es sich auch im Reiche Jesu Christi auf Erden, in der Kirche. Der Gerichtshof, vor welchen alle die Glaubens- und Sittenlehre betreffenden Zweifel und Streitigkeiten zum endgültigen Entscheid gebracht werden müssen, ist das kirchliche Lehramt. „Christus selbst hat Hirten und Lehrer verordnet . . . damit wir nicht mehr Kinder seien, hin und her schwankend, getrieben von jedem Winde der Lehre durch die Schalkheit der Menschen und die Arglist derer, welche andere in den Irrtum führen wollen.“ (Eph. 4, 11. 14.) — Die unbedingte Unterwerfung unter die Entscheidungen des kirchlichen Lehramtes ist nicht nur die strengste Pflicht eines jeden Christen, indem derjenige, welcher die von Christus verordneten Lehrer nicht hört, Christus selbst nicht hört; sondern es ist auch das sicherste und zugleich leichteste Mittel, zur vollen und unfehlbaren Erkenntnis der Glaubens- und Sittenlehre zu gelangen. Sie ist das s i c h e r s t e Mittel, weil das kirchliche Lehramt nicht irren kann; sie ist auch das l e i c h t e s t e, weil jedweder auch noch so ungebildete Mensch, selbst jedes unterrichtsfähige Kind das kirchliche Lehramt befragen und hören kann. Denn in jeder noch so kleinen Gemeinde trägt der verordnete Seelsorger im Namen und Auftrage und unter Aufsicht des Bischofs die kirchliche Lehre vor; der Bischof seinerseits steht hinsichtlich seiner Lehre unter der Oberaufsicht des Papstes, welcher mit der Gesamtheit der Bischöfe den unfehlbaren Lehrkörper der Kirche bildet. Auf diese Weise bedarf

es nicht langer Studien und mühsamer Forschungen. Fleiß in Erlernung des Katechismus und aufmerksames Anhören der Christenlehre führen selbst wenig begabte Schulkinder zu einer sicherern und vollständigern Erkenntnis der christlichen Glaubens- und Sittenlehre, als langjähriges Bibellesen und Forschen den gelehrtesten Protestanten zu führen imstande ist. [[158]]

Wann giebt das kirchliche Lehramt seine Entscheidung?

1) „Wenn eine vom Papste bestätigte Kirchenversammlung, oder 2) wenn der Papst als Hirt und Lehrer der ganzen Kirche entscheidet."

Der von Christus eingesetzte Lehrkörper der Kirche übt zwar das ihm auferlegte Amt beständig aus, indem die auf dem ganzen Erdkreise zerstreuten Bischöfe Sorge tragen, daß die göttliche Lehre in ihren betreffenden Sprengeln zu allen Zeiten gepredigt und kund gemacht werde. Und diesem, mit seinem Oberhaupte, dem Papste, im Glauben und in der Liebe vereinigten Lehrkörper steht der von Christus verheißene und gesandte göttliche Geist immerfort bei, damit derselbe die von Gott geoffenbarte Heilswahrheit allezeit unverfälscht bewahre und so, wie er sie durch die apostolische Überlieferung empfangen hat, überall lehre. Hier aber, was wohl zu bemerken, wird nicht nach der Lehre gefragt, welche die Bischöfe und die von ihnen angestellten Seelsorger zu allen Zeiten verkündigen, sondern nach den Lehrentscheidungen, durch welche die Kirche bei besondern Veranlassungen, namentlich bei entstehenden Glaubensstreitigkeiten ihren Kindern kund thut, was sie zu glauben oder nicht zu glauben haben. Wie oder wann pflegt nun das kirchliche Lehramt eine solche Entscheidung zu geben?

1) Wenn auf den Ruf oder die Einladung des Papstes die Bischöfe zu einem allgemeinen (ökumenischen) Konzil zusammentreten (vgl. S. 645 n. 2.) und unter dem Vorsitze desselben oder dessen Legaten in Übereinstimmung mit ihm und mit seiner Bestätigung über die erhobenen Glaubensstreitigkeiten entscheiden. Solchen Aussprüchen allgemeiner Konzilien schreiben die hl. Väter „göttliches, den Evangelien gleichkommendes Ansehen" zu.* „Ich nehme an," schreibt der hl. Gregor der Große, „und verehre die vier allgemeinen Kirchenversammlungen ebenso, wie die vier heil. Evangelien"; und der hl. Ambrosius (Br. 21. al. 32.) beteuert, daß er bereit sei, eher den Tod zu erleiden, als von den Bestimmungen derselben abzugehen. — Auch die Entscheidungen eines

* Athanasius, Epist. ad African.; Cyrillus, Lib. 1. de Trinit.; Gregor der Große, Lib. 1. epist. 25. ad calcem.

Provinzialkonzils, woran nur die Bischöfe eines Landes oder einer Kirchenprovinz sich beteiligen, gelten mit Recht als Entscheidungen des gesamten Lehrkörpers, wenn der Papst die ganze Kirche zur Annahme derselben verpflichtet.

2) Es ist leicht einzusehen, daß nicht bei jeder auftauchenden Frage eine allgemeine Kirchenversammlung stattfinden kann. Auch geschieht es nicht selten, daß die Bischöfe, bevor sie zu irgend einer Synode oder einem Provinzialkonzil zusammentreten, den römischen Stuhl um eine Entscheidung angehen, oder daß der Papst aus eigenem Antriebe eine solche zu erlassen sich gedrungen fühlt. In solchem Falle pflegt dann der Papst, als Hirt und Lehrer der ganzen Kirche, ohne vorausgehende oder gleichzeitige Zusammenkunft und Beratung der Bischöfe, einen endgültigen Entscheid zu thun, dem alle sich zu unterwerfen schuldig sind. Wenngleich nun die eine Person des Papstes nicht das gesamte Lehramt ist und er auch nicht im Auftrage desselben entscheidet, so vertritt er doch in diesem Falle, wofern er, wie gesagt, in seiner Eigenschaft als Oberhaupt und Lehrer der ganzen Kirche auftritt, den ganzen, von Christus eingesetzten Lehrkörper. Es ist ja etwas Gewöhnliches, sagt der hl. Franz von Sales in seinen Controversreden (Tl. 3. Rede 40.), daß das Haupt für den ganzen Körper redet, und daß man das, was das Haupt sagt, für eine Aussage des ganzen Körpers hält. Die Juden fragten alle Apostel: Männer, Brüder! was müssen wir thun? Petrus antwortet für alle: „Thuet Buße." (Apgsch. 2, 38.) Die Obliegenheit, die allen Gliedern gemein ist, erfüllt dann für sie das Haupt, und dem Ausspruche des Hauptes stimmen alle Glieder bei. Daher sagen wir mit gutem Grunde, daß, wenn der Papst, als Hirt und Lehrer der ganzen Kirche entscheidet, auch das kirchliche Lehramt entscheidet.

Wann entscheidet der Papst als Hirt und Lehrer der ganzen Kirche?

„Wenn er entscheidet, was alle Christen in betreff einer Glaubens- oder Sittenlehre festhalten müssen."

Drei Stücke sind hier zu bemerken. Damit der Papst als Hirt und Lehrer der ganzen Kirche entscheide, muß es 1) seine Absicht sein, eine Entscheidung wirklich zu geben, d. h. mit dem seinem höchsten Lehramte zukommenden Rechte ein endgültiges Urteil über eine Lehre zu fällen, festzusetzen, was von ihr zu halten, ob sie anzunehmen oder zu verwerfen sei. Eine solche Absicht kann selbstverständlich dem Papste nicht beigelegt werden, wenn er bloß als Schriftsteller oder Gottesgelehrter in einer wissenschaftlichen Abhandlung irgend einen Lehr- oder Glaubenssatz erläutert und verteidigt, oder wenn er über eine ihm vorgelegte Frage bloß seine

Meinung darlegen, einen Rat oder eine Ermahnung erteilen, einen Tadel oder eine Belobung aussprechen will. Es ist offenbar Täuschung, wenn man dergleichen Privatschreiben für amtliche Lehrentscheidungen ausgiebt. — 2) Der Papst muß den Willen haben, als *Hirt* und Oberhaupt der ganzen Kirche *alle* Christgläubigen, kraft seiner höchsten apostolischen Gewalt, im Gewissen zu *verpflichten*, seiner Entscheidung sich unbedingt zu unterwerfen, dieselbe als wahr und unveränderlich anzuerkennen. — 3) Die Entscheidung muß einer den *Glauben oder die Sitten betreffenden* Lehre gelten. Denn so oft der Papst in seiner Eigenschaft als *Lehrer* der ganzen Kirche entscheidet, so thut er dieses kraft der ihm von Christus verliehenen höchsten Lehrgewalt. Dieselbe ist aber nicht unbegrenzt, erstreckt sich nicht auf Lehren, welche die Religion oder die Kirche gar nicht angehen, bloß die Kenntnis natürlicher Dinge betreffen. Die Lehrgewalt des kirchlichen Oberhauptes ist begrenzt durch den ihr gegebenen Zweck, welcher darin besteht, die von Gott zum Heile des Menschengeschlechtes geoffenbarte Glaubens- und Sittenlehre (vergl. S. 686.) unverfälscht zu bewahren, treu auszulegen und zu verkündigen. Demgemäß entscheidet der Papst als Hirt und Lehrer der ganzen Kirche, so oft er einen Lehrsatz als eine von Gott geoffenbarte Wahrheit zu glauben vorschreibt, oder einen ihr geradezu entgegensetzten als Ketzerei verdammt. — Wie aber die Lehrgewalt des Papstes einerseits nicht weiter reicht, als ihr Zweck es erheischt, so dehnt sie sich andererseits auch auf alles aus, was zur Erreichung desselben, nämlich zur Reinerhaltung und Sicherstellung der von Gott geoffenbarten Heilslehre erfordert ist. Daher tritt der Papst auch dann als höchster Hirt und Lehrer der Kirche auf, wenn er Lehrsätze verurteilt, die zwar nicht geradezu häretisch, aber doch in ihren Folgerungen zur Häresie oder zum Verfall der Sittlichkeit führen, oder die auf irgend eine Weise die geoffenbarte Wahrheit trüben und der gewöhnlichen Lehre der Väter und Theologen widerstreiten; oder, wenn er irgend ein Buch, als ketzerische Lehre enthaltend, verdammt. Denn wer sieht nicht, daß eine solche Ausübung des Lehramtes durchaus notwendig sei, um den Schatz der göttlichen Glaubens- und Sittenlehre unversehrt zu bewahren und die Gläubigen vor verderblichen Irrtümern zu schützen? Der Papst übt ferner das ihm von Gott übertragene höchste Lehr- und Hirtenamt jedesmal aus, wenn er irgend eine Frage entscheidet, die mit der Glaubens- und Sittenlehre zusammenhängt, deren rechte Lösung nämlich zur Bewahrung und Verteidigung der geoffenbarten Wahrheiten erforderlich ist. Eine solche Frage ist z. B. über die Rechtmäßigkeit einer Kirchenversammlung, über die Gültigkeit ihrer Beschlüsse u. dgl. Denn was könnten konziliarische

Beratungen und Dekrete zur Feststellung einer Glaubens- oder Sittenlehre nützen, wenn die Frage über die Rechtmäßigkeit des Konzils unentschieden bliebe? So oft also der Papst solche oder ähnliche Gegenstände entscheidet, so bezieht sich seine Entscheidung, wenn nicht zunächst, dennoch zuletzt auf die den Glauben oder die Sitten betreffende Lehre. Seine Absicht ist keine andere, als eben diese Lehre unversehrt zu bewahren, oder sie zu erklären und zu entwickeln, vor falschen Auslegungen zu sichern und zu verteidigen; sonach entscheidet der Papst in allen diesen Fällen vermöge der ihm, als höchstem Lehrer, zustehenden göttlichen Vollmacht.

Sind solche Entscheidungen des Papstes auch unfehlbar?

„Ja, solche Entscheidungen des Papstes sind gerade so unfehlbar, als die Entscheidungen des ganzen Lehramtes, wie es die Kirche ausdrücklich erklärt hat."

Diese Erklärung hat die aus dem Papste und den mit ihm vereinigten Bischöfen bestehende lehrende Kirche, die jedermann, der nicht für einen Heiden und öffentlichen Sünder will gehalten werden, hören muß, ausdrücklich gegeben im Vatikanischen Konzil (Sitz. 4. Kap. 4.) mit den Worten: „Wir erklären es als einen von Gott geoffenbarten Glaubenssatz: daß der römische Papst, wenn er von seinem Lehrstuhle (ex cathedra) spricht, d. h. wenn er in Ausübung seines Amtes als Hirte und Lehrer aller Christen, kraft seiner höchsten apostolischen Gewalt, eine von der ganzen Kirche festzuhaltende, den Glauben oder die Sitten betreffende Lehre entscheidet, vermöge des göttlichen, im heiligen Petrus ihm verheißenen Beistandes jene Unfehlbarkeit besitzt, mit welcher der göttliche Erlöser seine Kirche in Entscheidung einer den Glauben oder die Sitten betreffenden Lehre ausgestattet wissen wollte; und daß daher solche Entscheidungen des römischen Papstes aus sich selbst, nicht aber erst durch die Zustimmung der Kirche, unabänderlich sind." Um über die Gültigkeit dieser Erklärung und die strenge Pflicht, derselben beizustimmen, keinen Zweifel zu lassen, fügte das Vatikanische Konzil noch die Worte bei: „Wenn aber jemand, was Gott verhüte, sich vermessen sollte, dieser unserer Entscheidung zu widersprechen, so sei er im Banne."* Aus dieser Erklärung des Konzils gehen folgende vier Sätze hervor:

* Da die Kirche ausdrücklich erklärt hat, die Lehre von der Unfehlbarkeit des römischen Papstes, wie sie in dem angeführten Vatikanischen Dekrete dargelegt ist, sei „ein von Gott geoffenbarter Glaubenssatz", und da niemand ein katholischer Christ sein kann, wenn er nicht alles unbedingt glaubt, was die katholische Kirche als eine von Gott geoffenbarte Wahrheit zu glauben vorstellt (S. 116 ff.), so ergiebt sich schon aus dieser Grundlehre des katholischen Glaubensbekenntnisses, auch abgesehen von dem Anathem, welches dem

1) „Daß die Entscheidungen des Papstes unfehlbar sind, wenn er als Hirt und Lehrer der ganzen Kirche, in betreff einer Glaubens- oder Sittenlehre den endgültigen Ausspruch thut, daß alle Christen dieselbe annehmen und festhalten müssen." Es ist also ein grobes Mißverständnis oder böswillige Entstellung der kirchlichen Lehre, wenn Leute sagen, wir müßten jetzt glauben, der Papst wäre in allen Stücken irrtumsfrei, man brauche bei vorkommenden Ungewißheiten nur den Papst zu fragen, um eine unfehlbare Entscheidung zu erlangen. Solche Ungereimtheiten sind wohl niemals einem Verteidiger der päpstlichen Unfehlbarkeit in den Sinn gekommen. Die Unfehlbarkeit des hl. Vaters, die wir zu glauben schuldig sind, erstreckt sich nicht einmal auf die gesamte Verwaltung und Regierung der Kirche, als müßten wir der festen Überzeugung sein, daß der Papst immer nur das Beste verordnen

---

Dekrete beigefügt ist, daß jeder, der besagter Lehre wissentlich widerspricht und sich beharrlich weigert sie zu glauben, sich dadurch von der Gemeinschaft der Kirche lossagt. Da mag man immerhin einen treuen Sohn der Kirche sich nennen, oder gar sich den Anschein geben, als eifere man für die Reinerhaltung des katholischen Glaubens: „Wenn jemand die Kirche nicht hört", spricht Jesus Christus (Matth. 18, 17.), „so sei er dir wie ein Heide und öffentlicher Sünder."

Die Einwendung, dem Konzil habe die gehörige Freiheit gefehlt, daher seien seine Beschlüsse ungültig, ist nichts anderes, als eine gehässige Verleumdung, welche den so edelgesinnten Papst, Pius IX., den Mann nach dem Herzen Gottes, zu einem Despoten macht, der aus Ehrgeiz und Herrschsucht die Väter des Konziles nötigte, Verräter an der Wahrheit zu werden, und welche die ehrwürdigsten Kirchenfürsten als charakterlose Feiglinge hinstellt, die sich nicht entblödeten, aus Furcht oder Schmeichelhaftigkeit ihrer heiligsten Pflicht uneingedenk zu sein. Müßte nicht der Schutz Gottes ganz von der Kirche gewichen sein, wenn das zur treuen Bewahrung der göttlichen Wahrheit eingesetzte Lehramt dieselbe so schnöde preisgegeben hätte? Nicht minder nichtig ist die Einwendung, bei den Vätern des Konzils habe die zur Gültigkeit der Beschlüsse erforderliche Übereinstimmung gefehlt. Denn gesetzt auch, es wäre jene Übereinstimmung, welche die Gegner fordern, notwendig, was keineswegs der Fall ist, so haben ja in der feierlichen vierten Sitzung (18. Juli 1870), wo das Dekret über die Unfehlbarkeit des Papstes erlassen wurde, 533 Väter mit Ja gestimmt, und nur 2 mit Nein, die aber gleich darauf ihre Zustimmuug gegeben haben. Die andern Bischöfe, die an der Abstimmung sich nicht beteiligt haben oder überhaupt im Konzil nicht erschienen waren, haben wenigstens nachher beigestimmt. Wie kann da noch von einem Mangel an Übereinstimmung die Rede sein? Ob die Bischöfe früher oder später, ob alle zusammen oder jeder allein beistimme, ist ganz einerlei; sie bilden immerhin in Vereinigung mit dem Papste den unfehlbaren Lehrkörper der Kirche. Alle Einwürfe, die man gegen das Vatikanische Konzil gerichtet hat, um seinen Beschlüssen das den Aussprüchen der Kirche gebührende Ansehen abzusprechen, sind grundlos und nichtig; wie schon daraus hervorgeht, daß kein einziger von den versammelten Bischöfen etwas gegen die Rechtmäßigkeit desselben eingewendet, sondern nur Leute, die gar nicht dabei beteiligt waren, und diese nur deshalb, weil das Konzil nicht nach ihrem Sinne entschieden hat.

könne; sie erstreckt sich nur auf die Ausübung des Lehramtes in Sachen des Glaubens und der Sitten, nur auf die vom apostolischen Lehrstuhle aus erlassenen Entscheidungen über die von Gott geoffenbarten Wahrheiten und auf jene Lehren und Thatsachen, welche mit diesen Wahrheiten in notwendiger Verbindung stehen, ohne deren unfehlbare Feststellung jene Wahrheiten selbst nicht aufrecht erhalten werden können. Die Unfehlbarkeit kommt also dem Papste nur zu, als dem obersten Schiedsrichter in Glaubens- und Sittenfragen, damit nicht durch falsche Entscheidung „des Vaters und Lehrers aller Christen", wie das Florentinische Konzil ihn nennt, die ganze Kirche in Irrtum geführt werde.

2) „Daß diese Unfehlbarkeit eine und dieselbe, wie die Unfehlbarkeit der Kirche oder des gesamten kirchlichen Lehramtes ist." Darum war es niemals erlaubt, vom Papste an eine allgemeine Kirchenversammlung zu appellieren, als stände es der letztern zu, den Ausspruch des erstern zu revidieren und nötigen Falls zu korrigieren. Daraus erhellt auch, wie überaus thöricht es sei, von der Unfehlbarkeit des Papstes nachteilige Folgen zu befürchten. Sie reicht ja um kein Haar weiter als die der Kirche, hat auch keinen andern Zweck als die der Kirche, nämlich die göttliche Lehre zu erklären und gegen die feindlichen Angriffe zu schützen, damit dieselbe zum Heile, zum Frieden und zur Wohlfahrt der Menschheit stets rein und unversehrt bleibe.*

3) „Daß daher zur Unfehlbarkeit der päpstlichen Entscheidungen nicht die Zustimmung der Kirche oder der Bischöfe erfordert wird, sondern daß sie aus sich selbst unfehlbar und somit unveränderlich sind." — Die Zustimmung der Kirche wird zwar den Lehrentscheidungen des Papstes niemals fehlen; denn der Leib wird niemals von dem Haupte sich trennen, weil der aus dem Papste und den Bischöfen bestehende Lehrkörper in der Einigkeit des Glaubens ununterbrochen fortdauern muß bis zum Ende der Welt. (S. 684 ff.) Aber diese nie fehlende Zustimmung der Kirche ist es nicht, welche die Lehrentscheidungen des Papstes unfehlbar macht, sondern dieselben sind aus sich selbst unfehlbar, d. h. aus dem Grunde, weil der Papst, als Schiedsrichter in Glaubenssachen „dieselbe Unfehlbarkeit besitzt, mit welcher der göttliche Erlöser seine Kirche

---

* „Diese Gnadengabe," sagt das Vatik. Konzil, „ist dem Petrus und seinen Nachfolgern auf dem Lehrstuhl von Gott verliehen worden, damit sie ihr erhabenes Amt zum Heile aller verwalten, damit die gesamte Herde Christi durch sie von der giftigen Speise des Irrtums abgehalten und auf der Weide der himmlischen Lehre genährt werde, damit endlich die Gelegenheit zur Spaltung beseitigt und die ganze Kirche in der Einheit erhalten werde und, auf ihre Grundfeste gestützt, fest dastehe gegen die Pforten der Hölle."

in Entscheidung einer den Glauben oder die Sitten betreffenden Lehre ausgestattet wissen wollte.“ Deshalb stimmt auch die ganze Kirche dem Papste zu und hält seine Entscheidungen ohne weiters für unveränderlich und unwiderruflich. — Wäre aber eine päpstliche Lehrentscheidung erst nach erfolgter Zustimmung der Kirche oder der über den ganzen Erdkreis zerstreuten Bischöfe für unfehlbar zu halten, wie lange müßten dann nicht bei auftauchenden Glaubensstreitigkeiten die Christen im Zweifel schweben, nicht wissend, was sie glauben sollen? Denn wie könnte die Kirche von ihren Kindern fordern, daß sie eine Lehre für wahr halten, die doch möglicherweise irrig sein könnte, oder eine andere verwerfen, die vielleicht gut und göttlich ist? Wie lange stände da den Umtrieben der Irrlehre Thür und Riegel offen? Wie viele Tausende könnten einstweilen bethört und verführt werden? Und wie lange dürfte es dauern, bis ein Irrlehrer zum Widerruf gehalten wäre, zumal da die Zustimmung keine Geltung hätte, wenn es nicht erwiesen wäre, daß die Bischöfe auch Zeit und Mühe anwandten, um die streitige Lehre gehörig zu prüfen? Wann wird es aber einem böswilligen Irrlehrer genugsam erwiesen sein, daß alle oder wenigstens der größere Teil der Bischöfe gehörig geprüft und mit gebührender Sachkenntnis und Unparteilichkeit ihre Zustimmung gegeben haben? Daß Ausflüchte einem solchen nie fehlen, dazu liefern uns die heutigen Fallibilisten einen neuen Beleg.

4) „Daß der Papst die besagte Unfehlbarkeit vermöge des **göttlichen Beistandes** besitzt, der demselben in der Person des hl. Petrus (wie es in der folgenden Frage wird dargethan werden), ist verliehen worden.“ Was oben (S. 686) von der Ursache gesagt worden, welche die Unfehlbarkeit des gesamten kirchlichen Lehramtes bewirkt, ganz dasselbe gilt auch in betreff der Unfehlbarkeit des Papstes. Sie ist ein dem Lehrer der Christenheit in Ausübung seines Amtes verliehener Schutz und Beistand, auch eine Leitung der göttlichen Vorsehung, die alles so anordnet, daß auf dem apostolischen Stuhle die katholische Lehre stets rein und unbefleckt bewahrt werde. Wie die Wirksamkeit der heiligen Sakramente, da dieselbe in der Gnade Christi ihren Grund hat, unabhängig ist von der persönlichen Heiligkeit des Ausspenders, so verhält es sich auch mit der Unfehlbarkeit des päpstlichen Lehramtes. Zum Besten der ganzen Kirche eingesetzt und notwendig, wird es in Glaubensentscheidungen durch den göttlichen Beistand vor Irrtum bewahrt, wenn auch der Träger dieses Lehramtes ein unvollkommener und sündhafter Mensch ist. — Dieser göttliche Beistand schließt jedoch die Anwendung menschlicher Mittel, um

in einer streitigen Frage das Wahre von dem Falschen richtig zu unterscheiden, die Wahrheit gehörig zu begründen und festzustellen, keineswegs aus. Wenn Gott für das nächste Jahr eine reiche Ernte verspräche, wer würde wohl glauben, daß er nicht zu säen brauche, weil infolge göttlicher Verheißung die Ernte nicht fehlen könne? Auch haben die Päpste, wenngleich der göttlichen Verheißung sich wohl bewußt, nie unterlassen, nach der Wahrheit sorgfältig zu forschen. „Sie haben," sagt das Vatikanische Konzil, „wie es die Zeitumstände und die Verhältnisse erheischten, bald allgemeine Konzilien berufen oder sonstwie die Überzeugung der über den Erdkreis zerstreuten Kirche erforscht, bald der Partikular-Synoden oder anderer von der göttlichen Vorsehung dargebotenen Hilfsmittel sich bedient und dann das festzuhalten entschieden, was sie unter Gottes Beistand als übereinstimmend mit der hl. Schrift und der apostolischen Überlieferung erkannt hatten." Es ist demnach ein einfältiges Gerede zu sagen, fortan seien alle Konzilien unnütz, da der Papst allein hinreiche, um alle Fragen zu entscheiden; denn die Konzilien werden für das Oberhaupt der Kirche immer eines der besten Mittel sein, um zu erkennen, was göttliche Lehre ist, und Anordnungen zum Heile der Christenheit zu treffen.

Haben wir auch von Christus die Versicherung, daß solche Entscheidungen des Papstes unfehlbar sind?

„Ja; diese Versicherung haben wir dadurch,

1) daß Christus den Papst zur Grundfeste seiner Kirche gemacht hat," wie er es dem hl. Petrus verheißen mit den Worten: „Du bist Petrus (der Fels), und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten (die Macht) der Hölle werden sie nicht überwältigen." (Matth. 16, 18.) Der römische Stuhl soll demnach das Fundament sein, das die ganze Kirche stützt und trägt; er soll durch seine Lehre die Kirche in der Einheit des Glaubens immerdar befestigen, damit sie niemals von der Macht der Hölle, dem Geiste der Lüge besiegt werde. Wie könnte aber diese göttliche Verheißung in Erfüllung gehen, wenn es möglich wäre, daß der Papst die ihm verliehene Lehrgewalt gebrauchte, um durch seine Entscheidungen die Kirche in Irrtum und somit ins Verderben zu stürzen? Wäre der Nachfolger des Apostels Petrus dem Irrtum unterworfen, so müßte notwendig auch die ganze Kirche dem Irrtume unterworfen sein, da Christus wollte, daß die Festigkeit der Kirche auf der Festigkeit des Felsens beruhe, worauf er sie gebaut hat. „Es ist also klarer als Sonnenlicht," sagt der gelehrte Bischof Fenelon, „daß der römische Stuhl nicht

die unerschütterliche Grundfeste der Kirche wäre, wofern der Papst bezüglich dessen, was er der ganzen Kirche zu glauben vorstellt, irgend etwas Irrtümliches lehren könnte."

2) „Daß Christus den Papst zum Hirten und Lehrer der ganzen Kirche gemacht hat," indem er ihm in der Person des hl. Petrus die Vollmacht und den Auftrag gab, seine gesamte Herde zu weiden mit den Worten: „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe." (Joh. 21, 15—17.) Der Papst hat demnach die Gewalt und die Pflicht, die gesamte Kirche die Wahrheiten des Heiles zu lehren; denn eine religiöse Gesellschaft weiden, heißt vor allem sie lehren. Mithin hat auch die gesamte Kirche die Pflicht, dem lehrenden Papste zu glauben. Könnte also der Papst die gesamte Kirche einen Irrtum lehren, so wäre diese von Christus verpflichtet worden, einen Irrtum zu glauben, was unmöglich ist. Und wie dürfte die Herde, ließe ferner sich fragen, ihrem Hirten mit Vertrauen folgen, wenn er derselben statt einer gesunden eine giftige Nahrung, d. h. anstatt der wahren, heilsamen eine falsche, verderbliche Lehre vorlegen könnte?

3) „Daß Christus dem Papste die Verheißung gegeben hat, sein Glaube werde nicht wanken, und den Auftrag, seine Brüder im Glauben zu stärken." (Luk. 22, 32; sieh S. 630.) Eben deshalb, weil das Oberhaupt der Kirche auch deren Grundfeste, ihr Hirt und Lehrer an Gottes statt sein soll, und dasselbe beauftragt ist, die mit ihm verbundenen Glieder im Glauben zu bestärken, so hat auch Christus für dessen Beharrlichkeit im Glauben eigens gebetet, damit in der Beharrlichkeit des Hauptes auch die der Glieder gesichert sei. In dieser Zusicherung des Gebetes liegt aber auch die Verheißung, da das Gebet des göttlichen Sohnes nicht unerhört bleiben kann.

Aus den angeführten Stellen der hl. Schrift leuchtet ohne Mühe ein, wie unbestreitbar wahr der Ausspruch des Vatikanischen Konzils ist, daß die Entscheidungen des römischen Papstes von vornherein unveränderlich seien und es nicht erst dadurch werden, daß die Bischöfe durch ihre Zustimmung zu erkennen geben, es sei nichts daran zu ändern. Denn müßte der Papst von den Bischöfen vom Wege des Irrtums auf den der Wahrheit zurückgeführt und im rechten Glauben bewahrt und befestigt werden, so hätte offenbar nicht mehr der Hirt die Schafe, sondern die Schafe den Hirten zu weiden, zu leiten und zu regieren; so hätte nicht Petrus seine Brüder, sondern die Brüder den Petrus im Glauben zu bekräftigen; so würde das Gebäude der Kirche fortan nicht mehr vom Grundsteine, der da der Felsen Petri ist, sondern der Grundstein, das Fundament vom Gebäude gestützt und getragen. Wer könnte sich etwas Widersprechenderes denken?

Den Beweisen aus der hl. Schrift ließen sich aus allen Jahrhunderten unzählige Zeugnisse der hl. Väter und Konzilien anreihen; der Kürze halber möge Folgendes genügen. Immer galt in der katholischen Kirche der Grundsatz, den schon der hl. Irenäus anführt (S. 635.), daß „mit der römischen Kirche, als der treuen Bewahrerin der apostolischen Tradition, jede Kirche, d. h. alle Gläubigen allenthalben übereinstimmen müssen.“ Immer war man auch der festen Überzeugung, „daß der hl. Petrus, die Säule des Glaubens, in seinen Nachfolgern auf dem römischen Stuhle lehrt, entscheidet und denen, die ihn darum angehen, die wahre Lehre verkündet“ (S. 632.). Immer war als Prüfstein der Rechtgläubigkeit die Erklärung angesehen, welche schon im Jahre 519. (nach Döllingers Lehrbuch der Kirchengesch.) von 2500 Bischöfen, und im J. 869. von allen Vätern des VIII. ökumenischen Konzils unterschrieben wurde, daß man von dem apostolischen Stuhle in keiner Weise getrennt sein wolle, weil auf demselben die katholische Religion stets unbefleckt bewahrt worden und deren ganze und wahre Festigkeit beruhe.“ Und zu allen Zeiten bekannte man sich allgemein zu der Lehre, welche im II. ökumenischen Konzil von Lyon die Griechen in ihr Glaubensbekenntnis aufnahmen: „So wie der römische Papst vor den übrigen verpflichtet ist, den Glauben zu verteidigen, so müssen auch die über den Glauben entstandenen Streitigkeiten durch sein Urteil entschieden werden.“ — Daher bestand immer in der Kirche der Gebrauch, in zweifelhaften Fällen die römischen Päpste zu befragen, und es ist eine unleugbare Thatsache, daß von Anbeginn der Kirche bis auf den heutigen Tag bei weitem die meisten Glaubensstreitigkeiten durch die Entscheidung des Papstes ohne Beihilfe eines Konzils, noch weniger eines allgemeinen, beigelegt wurden.* Sobald von Rom aus die Entscheidung kam, so hielt man die Sache für abgethan.** Diejenigen, welche einem Glaubensdekrete des Papstes nicht Folge leisten wollten, schieden eben dadurch aus der Kirche.*** Beweist nun diese zu jeder Zeit festgehaltene Praxis nicht unwiderleglich, daß die Kirche stets die Überzeugung hatte, der Papst könne in seinen Lehrentscheidungen nicht irren? Der Ausspruch des Statthalters Christi diente ihr zur sichern Richtschnur ihres Glaubens; dieselbe treu befolgend, triumphierte sie über die Arglist und die Ränke des Irrglaubens.

Aus der kirchlichen Tradition wie aus der hl. Schrift haben wir demnach die Versicherung, daß der Papst in dem vom Vatikanischen Konzil bestimmten Sinne unfehlbar sei. Mit vollem Rechte hat

---

* Tournely, kein ultramontaner Theolog, führt (Praelect. theol. de Ecclesia) unter dem Titel: Ecclesia interdum per solos Romanos Pontifices statim judicat, sehr viele solcher Beispiele aus den ersten Jahrhunderten an und fügt bei: „Unendlich sind beinahe die übrigen Beispiele und Zeugnisse dieser Art, die zu erwähnen überflüssig scheint.“ Diese gewöhnliche Art, Glaubensentscheidungen zu geben, wird auch vom hl. Augustinus (L. 4. ad Bonifacium c. 12.) bezeugt: „Ja, nur höchst selten,“ schreibt er, „trat der Fall ein, daß Kirchenversammlungen stattfinden mußten, um Häresien zu verdammen.“

** Bekannt ist, wie der hl. Augustin in einer an das Volk gehaltenen Rede (Serm. 131. n. 10.) erklärte, die pelagianische Streitigkeit sei nun beendigt (causa finita est), weil der Papst auf seine Anfrage geantwortet habe.

*** S. Phillips Kirchenrecht, 2. Bd. 317.

daher dasselbe erklärt, daß es, indem es diese Lehre zu glauben vorschreibt, „an der vom Anbeginne des christlichen Glaubens ererbten Tradition treu festhalte." — Wir dürfen noch zur Bestätigung des Beweises beifügen, daß die Unfehlbarkeit des Papstes mit jener der Kirche notwendig zusammenhange, daß sonach derjenige, der die Unfehlbarkeit des Papstes leugnet, auch folgerichtig dahin komme, die der Kirche zu leugnen. Und in der That, trüge einmal der Papst eine irrige Glaubenslehre vor, wo wäre in solchem Falle die wahre Kirche und ihre unfehlbare Lehre zu suchen? Nicht beim Papste, weil er im Irrtume wäre; nicht bei der gesamten Kirche oder bei den Bischöfen, weil der Körper ohne Haupt nicht die Kirche, nicht das unfehlbare Lehramt ist; nicht bei beiden zugleich, weil keine Einheit der Lehre mehr wäre. Und was wäre dann aus der Verheißung der Unüberwindlichkeit geworden, die Christus dem Petrus und der auf ihn, als den Fels, gegründeten Kirche gegeben? — Ja, müßte nicht die Kirche, möchten wir ferner fragen, im Falle, daß der Papst einen Irrtum zu glauben vorschriebe, entweder schismatisch werden, oder aufhören, unfehlbar zu sein? Schismatisch würde sie durch Ungehorsam, fehlbar durch Unterwerfung. Wollte man etwa entgegnen, einen solchen Fall lasse Gott niemals zu — nun ja; aber was besagt das anderes, als daß der Papst, als Oberhaupt der Kirche, nie einen Irrtum lehren könne, somit unfehlbar sei? Wie läßt sich nun das Auftreten gegen eine Lehre, welche auf so unwiderleglichen, so einleuchtenden Gründen beruht, in irgend einer Weise rechtfertigen oder entschuldigen? Wer sollte sich nicht vielmehr gedrungen fühlen, den Ausspruch des hl. Kirchenlehrers Hieronymus zu dem seinigen zu machen? Als nämlich in der Kirche ein Streit entstanden war, an welchem drei verschiedene Parteien teil nahmen, und jede derselben in den hl. Lehrer drang, daß er es mit ihr halte, so antwortete er: „Wer es mit dem Lehrstuhle Petri hält, der ist mein," d. h. mit dem halte ich es.*[159]

Wonach entscheidet das kirchliche Lehramt, wenn über Glaubenssachen eine Streitigkeit entsteht?

„Nach dem Inhalte der hl. Schrift und der Erblehre."

Die Lehre der katholischen Kirche ist keine andere, als die Lehre Christi und der Apostel, welche ihr zur treuen Bewahrung und Verkündigung anvertraut worden ist. Diese göttliche Lehre ist teils in der hl. Schrift, teils in der mündlichen Überlieferung niedergelegt. Schrift und Überlieferung sind demnach die Quellen, woraus die Kirche stets das lautere Wasser der christlichen Heilswahrheiten schöpft. (Vgl. S. 36 u. ff.) Sieht sich daher die Kirche wie immer veranlaßt, zu entscheiden, was zu glauben oder nicht zu glauben sei, so thut sie den Entscheid erst, nachdem sie in den besagten Quellen die bestrittene oder in Frage stehende Lehre als von Gott geoffenbart oder nicht geoffenbart befunden hat. Durch solche Entscheidungen werden zwar die geoffenbarten Wahrheiten mehr und mehr

* Ego interim clamito: si quis Petri cathedrae jungitur, meus est. (Ep. 16. al. 58. ad Damas.)

entwickelt, näher bestimmt, klarer und deutlicher ausgesprochen, aber in keiner Weise verändert oder vermehrt; nichts Neues wird gelehrt, nichts hinzugefügt, was Menschenerfindung wäre. Wie der Inhalt der Offenbarung, so bleibt auch die Lehre der Kirche an sich immer dieselbe, immer die alte, von den Aposteln ererbte, von Christus übermachte. — Was hier von der Kirche oder von dem gesamten kirchlichen Lehramte gesagt ist, ganz dasselbe gilt auch von dessen Oberhaupte, dem Papste. „Denn den Nachfolgern Petri," sagt das Vatikanische Konzil, „ist der hl. Geist nicht dazu verheißen worden, daß sie vermöge einer von ihm erhaltenen Offenbarung eine neue Lehre kund machen, sondern damit sie unter seinem Beistande die durch die Apostel überlieferte Offenbarung oder Glaubenshinterlage heilig bewahren und treu auslegen."

Wenn also die Kirche im Laufe der Zeit ihre Lehre ausführlicher und klarer vorträgt, so handelt sie als weise Mutter und Lehrerin, die ihren Kindern, je nach Umständen und Bedürfnis, die Erkenntnis der Heilswahrheiten beibringt. Dabei läßt die Kirche sich nichts mehr angelegen sein, als ihre Kinder aufzumuntern, beim uralten Glauben zu bleiben, und dieselben vor jeglicher Neuerung zu warnen. „Bewahre," ruft sie einem jeden mit dem Apostel zu, „bewahre die bei dir hinterlegte Lehre (die Lehre, die du von mir empfangen hast), und hüte dich vor unheiligen Neuerungen und Streitreden der fälschlich so genannten Wissenschaft." (1. Tim. 6, 20.) — Es fehlt allerdings nicht an solchen, die der katholischen Kirche dieses Festhalten an ihrer Lehre zum Vorwurf machen. Die katholische Kirche, sagen sie, hemmt grundsätzlich jeden Fortschritt, und während alles um sie her einen neuen Aufschwung nimmt und sich vervollkommnet, beharrt sie allein hartnäckig beim Hergebrachten. Die Glaubensgegner übersehen hierbei nur eines, daß nämlich eine von Gott selbst geoffenbarte Lehre der Vervollkommnung schlechterdings unfähig ist; dieselbe verbessern wollen, heißt daher ihre Göttlichkeit verkennen oder leugnen. Das ist aber nicht Fortschritt, sondern Rückschritt vom Göttlichen zum Menschlichen; das ist Widerspruch gegen Jesus, die ewige, unfehlbare Wahrheit; das ist Irrtum oder Gottlosigkeit.

Dieses unverbrüchliche Festhalten an der alten, herkömmlichen Lehre war von jeher ein unterscheidendes Merkmal der katholischen Kirche, wie dieses der allbekannte Spruch des Vinzenz von Lerin († J. 450.) kurz und bündig bezeugt: „Was überall, was allezeit, was von allen geglaubt worden ist, das ist wirklich und wahrhaft katholisch."

Daß nichts ungereimter sei, als die Beschuldigung, das Vatikanische Konzil sei durch seine Entscheidung in betreff der Unfehlbarkeit des Papstes von dieser in der Kirche stets festgehaltenen Regel abgegangen, ist schon oben (S. 71 und 112.) nachgewiesen worden. Nein, der Glaube an die Unfehlbarkeit des Papstes ist keine Neuerung, er steigt durch die Jahrhunderte hinauf bis zu den Aposteln. „Wir protestieren demnach," sagen die deutschen Bischöfe in ihrem Hirtenschreiben (Mai 1871.) „mit aller Entschiedenheit gegen die Behauptung, als sei durch das Vatikanische Konzil eine neue, in der uralten Überlieferung der Kirche nicht enthaltene Lehre verkündigt worden."

Wenn die Kirche erst jetzt es für notwendig erachtete, dieses Vorrecht, welches der eingeborene Sohn Gottes mit dem höchsten Hirtenamte verbunden hat, feierlich auszusprechen, so kam es daher, wie das Konzil selbst erklärt, „weil eben in unsern Tagen, wo die heilbringende Wirksamkeit des apostolischen Amtes höchst dringend vonnöten ist, nicht wenige sich finden, welche dessen Würde und Ansehen herabsetzen.“ „Die Ehre Gottes unseres Heilandes, die Erhöhung der katholischen Religion und das Heil der christlichen Völker“ bestimmten die Kirche, diesen feierlichen Ausspruch zu thun.

b) Die katholische Kirche ist alleinseligmachend.

Wenn die katholische Kirche alle Menschen zur Seligkeit führen soll und deshalb von Christus Lehre, Gnadenmittel und Gewalt empfangen hat: wozu ist seinerseits jeder Mensch verpflichtet?

„Jeder Mensch ist unter Verlust der ewigen Seligkeit verpflichtet, ein Mitglied der katholischen Kirche zu werden, ihre Lehre zu glauben, ihre Gnadenmittel zu gebrauchen und ihrer Gewalt sich zu unterwerfen.“

Die katholische Kirche hat von Jesus Christus, ihrem Stifter, die Sendung erhalten, welche er selbst von seinem ewigen Vater erhalten hatte. (Joh. 20, 21.) Als Stellvertreterin des menschgewordenen Gottes soll sie das Werk der Erlösung und Heiligung der Menschen bis zum Ende der Zeiten fortsetzen; durch sie, die wahre Mutter der Lebendigen, soll allen Geschlechtern das höhere, gottähnliche Leben in überschwenglichem Maße zu teil werden. Deshalb hat ihr Christus seine göttliche Lehre, seine heiligenden Gnadenmittel und die heilsame Gewalt übergeben, die Menschen auf der Bahn der Tugend zur ewigen Seligkeit zu führen; deshalb wollte er stets bei ihr bleiben, sie durch seinen heiligen Geist beleben und so in ihr und durch sie fort und fort seine Herde weiden, mit dem Quell seiner Gnaden tränken, sie leiten und regieren. Sich von der Kirche trennen, heißt also sich von Christus trennen;* die Kirche verachten, heißt Christus verachten, heißt seine himmlische Lehre, seine gnadenreichen Heilsmittel, seine sichere, untrügliche Leitung schnöde zurückweisen; gegen die Kirche sich gleichgültig verhalten, heißt gleichgültig sein gegen Christus, gegen die Wahrheit, die er uns verkündet, gegen die Gnaden, die er uns anbietet, gegen den Weg des Heiles, auf dem er uns führen will. Wie soll nun der, welcher sich einer so sträflichen Trennung, Verachtung oder Gleichgültigkeit schuldig macht, noch hoffen dürfen,

* Denn außer der christlichen Kirche ist keine Wahrheit, kein Christus, keine Seligkeit. So schreibt Luther selbst in seiner Kirchenpostille, Tl. 1. Bl. 92. Wittenberg 1530.

zur ewigen Seligkeit zu gelangen? Wer auf der Reise nach einem fernen Lande, wo eine reiche Erbschaft seiner harret, den rechten Weg nicht kennt oder verläßt; wer den für die weite, beschwerliche Wanderschaft nötigen Bedarf verschmäht; wer sogar den sichern Wegweiser, der sich ihm darbietet, zurückweist, der wird nie zum Besitze der in Aussicht gestellten Erbschaft gelangen. — Diese Trennung von Christus, diese Verachtung Christi, diese mutwillige Verschmähung seines Lichtes, seiner Gnade und seiner Leitung ist schon an und für sich ein Vergehen, welches den Menschen der ewigen Seligkeit verlustig macht. Denn Christus ist nicht vom Himmel herabgestiegen, hat nicht durch so viele Mühen und Beschwerden uns Gnaden himmlischer Erleuchtung, Kräftigung und Führung verdient, damit wir ungestraft dieselben von der Hand weisen; vielmehr werden wir um so strafbarer sein, je reicher die Gnadenschätze sind, welche er in seiner Kirche hinterlegt hat und uns durch dieselbe anbietet.

Daher sagt Christus selbst: „Wenn jemand die Kirche nicht hört, so sei er dir wie ein Heide und öffentlicher Sünder.“ (Matth. 18, 17.) Heiden und öffentliche Sünder können, so lange sie hartnäckig im Unglauben oder in der Unbußfertigkeit verharren, in das Himmelreich nicht eingehen; also auch jener nicht, der die Kirche nicht hört. Solche sind aber diejenigen, welche außerhalb der Kirche bleiben, deren Lehre verwerfen, deren Vollmacht und Ansehen nicht anerkennen, ihr nicht gehorchen wollen. Und als Jesus seine Apostel zur Predigt des Evangeliums aussandte, sprach er zu ihnen: „Wer (euch und euren rechtmäßigen Nachfolgern) nicht glaubt, der wird verdammt werden.“ (Mark. 16, 16.) Verdammung trifft also einen jeden, der da nicht glaubt, was das kirchliche Lehramt, welches der rechtmäßigen Nachfolge gemäß mit dem apostolischen eins und dasselbe ist, zu glauben vorstellt oder zu thun vorschreibt; Verdammung trifft ihn, weil er dem Sohne Gottes nicht glaubt, der sich durch das kirchliche Lehramt ausspricht. — Nach dem Apostel ist die Kirche der geheimnisvolle Leib Jesu Christi; wer demnach der Kirche nicht angehört, der ist kein Glied des Leibes Christi, der gehört nicht Christo an, der kann also nicht selig werden. In der That gilt von ihm der Ausspruch des hl. Augustin:* „Zum Heile und zum ewigen Leben kann niemand gelangen, der Christus nicht zum Haupte hat; niemand aber kann Christus zum Haupte haben, wenn er sich nicht in seinem Leibe befindet, welcher die Kirche ist.“ Daher lehrt der Apostel, daß „ein ketzerischer Mensch“ (der nämlich durch

* De unit. Eccles. c. 19. Tom. 9. edit. Maur.

falsche Lehre von der Kirche sich trennt) „sich selbst das Urteil der Verdammung spricht“ (Tit. 3, 11.); und einen von der Kirche ausschließen, heißt schriftgemäß eben so viel, als ihn dem Satan übergeben. (1. Kor. 5, 5.)

Nicht minder klar und unverhohlen lehrten auch die hl. Väter, daß man unter Verlust der Seligkeit verpflichtet sei, der Kirche anzugehören. Der hl. Irenäus* sagt: „Der Herr wird alle jene richten, die außerhalb der Wahrheit, d. h. außerhalb der Kirche sich befinden,“ und der hl. Cyprian** erklärt: „Der kann Gott nicht zum Vater haben, der die Kirche nicht zur Mutter hat“; dieselben Worte wiederholt der hl. Kirchenlehrer Augustin. Desgleichen thaten die im Jahre 412 auf dem Konzil von Zirta versammelten Bischöfe Afrikas den Ausspruch: „Wer immer von der katholischen Kirche getrennt ist, der wird eben deshalb, weil er damit auch von der Einheit Christi getrennt ist, wenn er auch noch so löblich zu leben vermeint, das Leben nicht haben, sondern der Zorn Gottes bleibt über ihm.“ Eben so bestimmt ist der Ausspruch des allgemeinen Kirchenrates vom Lateran IV.: „Es ist nur eine allgemeine Kirche der Gläubigen, außerhalb welcher niemand selig wird.“*** Der Grundsatz: „Außerhalb der Kirche kein Heil“ — war es auch, weshalb Origenes, Cyprian, Chrysostomus, Augustin und mehrere andere Väter die Kirche mit der Arche Noes verglichen, in welcher allein zur Zeit der Sündflut Rettung zu finden war. — Es steht demnach fest, daß jeder unter Verlust der ewigen Seligkeit verpflichtet ist, ein Mitglied der katholischen Kirche zu sein oder zu werden. [160] Dieselbe wird also mit Recht die alleinseligmachende Kirche genannt, weil außer ihr kein Heil ist.

Wer ist ein Glied der katholischen Kirche?

„Jeder Getaufte, der weder freiwillig sich von ihr getrennt hat, noch von ihr ausgestoßen ist.“

Die Taufe ist nach dem Ausspruche des Konzils von Florenz† „die Thür des geistigen Lebens; denn durch sie werden wir Glieder Christi und werden der Kirche einverleibt.“ Durch die hl. Taufe tritt nämlich der Mensch in die innigste Lebensgemeinschaft mit Jesus Christus; das Kind des irdischen, sündigen Adam wird ein Sprößling des himmlischen, unschuldvollen Adam, ein lebendiges Glied

* Adv. haeres. L. 4. c. 33. al. 62. ** De unit. Eccles.

*** Una est fidelium universalis Ecclesia, extra quam nullus omnino salvatur.

† Decret. pro Armen. — In welcher Weise die Wassertaufe durch die Begierde- und Bluttaufe ersetzt werden kann, wird beim Sakramente der Taufe erklärt werden.

seines geheimnisvollen Leibes (1. Kor. 12, 12.), der einen wahren, katholischen Kirche. Diese gnadenreiche Wirkung hat die Taufe nach ganz besonders huldvoller Anordnung Christi auch dann, wenn sie von einem, der außerhalb der Kirche ist, erteilt wird, wofern derselbe nur alles genau beobachtet, was zum Taufen nötig ist. Jeder gültig Getaufte ist und bleibt demnach in der katholischen Kirche, wie ein Glied am Leibe, bis er entweder selbst aus derselben austritt, oder durch die kirchlichen Vorsteher ausgeschlossen wird. — Dieser Austritt geschieht durch das offenkundige Bekenntnis einer von der katholischen Kirche verdammten Glaubenslehre (Häresie, Ketzerei), oder durch offene Lossagung vom Gehorsam gegen das Oberhaupt der katholischen Kirche, den Papst, oder auch gegen den eigenen rechtmäßigen Bischof (Schisma). — Ausgeartete Glieder werden von den Vorstehern der Kirche aus der Gemeinschaft der Gläubigen ausgestoßen (Kirchenbann) und heißen deshalb Exkommunizierte.

Dem Gesagten zufolge gehören der Kirche nicht an: — 1) Die Ungetauften, als Juden, Heiden, Mohammedaner. Dasselbe gilt auch von den Kindern christlicher Eltern, bevor sie die Taufe empfangen haben. „Wenn jemand nicht wiedergeboren wird aus dem Wasser und dem heiligen Geiste, so kann er in das Reich Gottes nicht eingehen" (Joh. 3, 5.), weder in das jenseitige, den Himmel, noch in das diesseitige, die hl. Kirche, welche die Bestimmung hat, die Menschen in den Himmel zu führen; er kann also kein Mitglied derselben sein. — 2) Die Häretiker oder solche, die einer irrgläubigen, von der Kirche verdammten Sekte einverleibt sind; desgleichen die Abtrünnigen und Ungläubigen, welche öffentlich den christlichen Glauben abgeschworen, verleugnet oder verworfen haben. Von derartigen Menschen sagt die hl. Schrift, „daß sie im Glauben Schiffbruch gelitten haben" (1. Tim. 1, 19.); daß sie wohl aus der christlichen Genossenschaft hervorgegangen, aber nicht bei ihr verblieben seien (1. Joh. 2, 19.); daß „sie sich selbst das Urteil der Verdammung sprechen." (Tit. 3, 11.) — 3) Die Schismatiker, welche sich zwar nicht von der Lehre der Kirche, aber vom Gehorsam gegen sie oder gegen ihr Oberhaupt, den Papst, öffentlich losgesagt haben. Ein solcher gehört nicht mehr zum einen Schafstalle Christi (Joh. 10.), weil er sich gegen den einen Hirten aufgelehnt; er gehört nicht mehr zum Leibe Christi (Röm. 12.), weil er sich von dessen Haupte getrennt hat. Ein solcher, so bemerkt der Kirchenvater Optatus (Bch. 1. gegen Parmen.), „verläßt die Mutter, reißt sich von ihr los, wird von der Wurzel der Kirche abgeschnitten, geht als Rebell von dannen." — 4) Die Exkommunizierten, d. h. mit dem Kirchenbann (Exkommunikation)

Belegten. So verstieß schon der hl. Paulus den durch seinen anstößigen Wandel der ganzen Gemeinde verderblichen Korinther aus der kirchlichen Gemeinschaft, teils um das Ärgernis zu heben, teils um ihn selbst zu bessern (1. Kor. 5, 5. 13.); und so geschah es nach dem Zeugnisse der Kirchengeschichte wiederholt in allen christlichen Jahrhunderten.

Hier drängt sich von selbst die Frage auf: Werden also alle, die wie immer einer von diesen eben genannten Menschenklassen angehören, ewig verloren gehen? — Nein, sondern nur diejenigen werden verloren gehen, welche böswillig, aus eigener, schwerer Verschuldung von der katholischen Kirche getrennt oder ausgeschlossen sind und deshalb in gar keiner Weise, d. h. weder dem Leibe, noch der Seele nach derselben angehören. Denn so sicher es ist, daß außerhalb der römisch-katholischen, als der allein wahren und alleinseligmachenden Kirche Christi, kein Heil zu finden ist, ebenso unleugbar ist es auch, daß kein Mensch ohne seine eigene, schwere Schuld von Gott zur ewigen Pein verdammt wird. Wer demnach ohne seine Schuld — bloß der Geburt oder Erziehung nach — einer Sekte oder einem Schisma angehört, dabei die feste Überzeugung hat, in der wahren Religion zu sein, oder wofern er sie nicht hat, aufrichtig nach der Wahrheit forscht, um dieselbe, sobald er sie erkennt, anzunehmen, und indessen nach bestem Wissen den Willen Gottes thut, der kann allerdings und zwar mittelst der Gnadengaben, die Christus in seiner Kirche zum Heile der Menschen niedergelegt hat, zur ewigen Seligkeit gelangen. Denn steht ein solcher auch nicht in sichtbarer Verbindung oder Gemeinschaft mit der Kirche, ist er kein Glied ihres sichtbaren Leibes, so kann er doch dem guten Willen nach mit ihr unsichtbarer Weise durch denselben Geist der Liebe vereinigt sein, d. h. zu ihrer Seele gehören. Und dieses findet auch wirklich statt, wenn er die heiligmachende Gnade, welche er in der Taufe empfangen hat, entweder gar nie durch eine schwere Sünde verloren oder, wofern er sie verloren, durch eine vollkommene Reue wiederum erlangt hat. In diesen Fällen ist auch er ein lebendiges Glied Jesu Christi, belebt von demselben hl. Geiste, von dem die Kirche selbst belebt ist, hat demnach gleichfalls Anteil an den Gnaden, welche der Kirche von ihrem göttlichen Haupte unsichtbarer Weise zuströmen. (Vgl. S. 652 ff.) — Dieses ist und war stets die Lehre der Kirche: zu allen Zeiten galt es als ausgemacht, daß nicht die unverschuldete oder unüberwindliche Unwissenheit, sondern nur eigene, schwere Schuld, der böse Wille, hier und dort vom Reiche Gottes ausschließe; ohne Schuld werde kein Mensch gestraft,

weil es ohne Schuld keine Sünde giebt.* — Diese Lehre trägt der hl. Augustin ausdrücklich vor: „Diejenigen," so schreibt er (Br. 43.), „welche ihre Meinung, obwohl sie falsch und verkehrt ist, doch nicht hartnäckig verteidigen, zumal wenn sie dieselbe nicht durch eigenen vermessenen Dünkel aufgebracht, sondern von ihren verführten und in Irrtum gefallenen Eltern überkommen haben, ihrerseits aber aufrichtig und sorgfältig die Wahrheit suchen und ihrem Irrtume zu entsagen bereit sind, sobald sie dieselbe gefunden haben, sind keineswegs unter die Häretiker zu zählen."

Wenn nun auch dem Gesagten zufolge die schuldlos irrenden Brüder nicht ganz von Christus und seiner Kirche getrennt sind und um dieser unsichtbaren Lebensgemeinschaft willen viele und große Gnaden erhalten, so entbehren dieselben dennoch unzähliger Vorteile und Gnaden, deren jene teilhaftig werden, welche dem sichtbaren Leibe der Kirche angehören. Das Wort Gottes wird ihnen nicht in seiner ganzen Reinheit und Vollständigkeit verkündigt, dessen Sinn nicht durch das Ansehen der unfehlbaren Kirche verbürgt. Es geht ihnen ab das unblutige Opfer des neuen Testamentes, das allerheiligste Meßopfer, die Tröstung und Stärkung des wahren Abendmahls, die unschätzbare Gnade der priesterlichen Lossprechung, der hl. Firmung, der letzten Ölung u. s. w.; ferner die erhebende Feier des Gottesdienstes, die heilsamen Gebräuche und Segnungen der Kirche. — Wir sollen demnach Gott für die unschätzbare Gnade, daß wir ohne all unser Verdienst vor so vielen andern Kinder der katholischen Kirche sind, höchst dankbar sein. Wir sollen auch durch eifriges und unablässiges Gebet zu Gott flehen, auf daß alle, die außerhalb der Kirche sind, allseitig wahre Glieder derselben werden und teil haben mögen an allen Heilsmitteln und Gnaden, welche uns in so reichlichem Maße zufließen. Lieben wir unsere verirrten Brüder und beweisen wir ihnen unsere Liebe auch dadurch, daß wir sie durch einen frommen Wandel gleichsam einladen, einer Mutter sich zu nahen, die so edle Kinder um sich hat, und die mit unbeschreiblicher Sehnsucht ihre Arme nach den Irrenden ausstreckt, um auch sie als geliebte Kinder an ihr Herz zu drücken und mit all den Gütern zu bereichern, womit sie ihr göttlicher Bräutigam beschenkt hat und fortwährend beschenkt. Mehr als alle Überredungskünste wird die liebevolle That und ein tugendhafter Wandel sie überzeugen, daß es ein unschätzbares, um jeden Preis zu erwerbendes Glück ist, Gott zum Vater und die hl. römisch-katholische Kirche zur Mutter zu haben.[161]

Wer ist irrgläubig aus eigener Schuld?

1) „Derjenige, welcher die katholische Kirche kennt und von ihrer Wahrheit überzeugt ist, aber in dieselbe nicht eintritt."

---

* Darum wurde auch die Lehre des Bajus (Satz 68), welcher den aus unüberwindlicher Unwissenheit herrührenden Unglauben bei denen, welchen Christus nicht verkündet worden, für Sünde erklärte, von der Kirche verworfen.

Solche Menschen gleichen den Gästen, die zum Festmahle des Königs geladen, unter allerlei nichtigen Vorwänden der Einladung nicht folgten (Matth. 22, 5.); sie gleichen ungehorsamen Knechten, die des Herrn Willen kennen, denselben aber nicht vollziehen, und darum mit vielen Streichen gezüchtigt zu werden verdienen (Luk. 12, 47.); sie haben die kostbare Perle des Reiches Gottes gefunden und werfen die gefundene weg; der Schatz der Wahrheit und Gnade liegt vor ihren Augen, und sie nehmen sich nicht die Mühe, denselben aufzuheben. Solche Menschen widerstehen und widerstreiten der erkannten Wahrheit und sündigen so wider den heil. Geist; und zwar um so schwerer, je klarer die Erkenntnis von der Wahrheit der Kirche ist. — Umsonst geben dieselben vor, sie können auch außerhalb der Kirche den christlichen Glauben im Herzen tragen, das göttliche Gesetz beobachten, einen rechtschaffenen christlichen Wandel führen; wer nicht thut, was Gott zur ausdrücklichen Bedingung der ewigen Seligkeit gemacht hat, d. h. wer die Kirche seines eingebornen Sohnes Jesu Christi erkennt und nicht in dieselbe eintritt, um ihn darin durch den innern Glauben und durch das äußere Bekenntnis mit Wort und That zu verehren, der macht sich einer schweren Sünde schuldig; auf den finden die oben angeführten Worte des Konzils von Zirta ihre Anwendung: „Wenn er auch noch so löblich zu leben vermeint, so wird er wegen dieser freiwilligen höchst schuldbaren Nichtvereinigung mit Christus und seiner Kirche das Leben nicht haben, sondern der Zorn Gottes bleibt über ihm."

2) „Derjenige, welcher die katholische Kirche, wofern er redlich forschen wollte, erkennen könnte, aber aus Gleichgültigkeit oder andern strafbaren Beweggründen zu forschen unterläßt."

Es gibt Irrgläubige, die im Zweifel sind, ob ihre Kirche die wahre, von Christus gegründete Kirche sei oder nicht. Für solche ist redliches Forschen heilige, unerläßliche Pflicht. „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit," sagt Jesus Christus (Matth. 6, 33), d. h. trachtet, würdige Mitglieder meiner Kirche, die das Reich Gottes hienieden ist, zu werden; trachtet darnach mehr als nach allem andern und suchet euch zu rechtfertigen (zu reinigen und zu heiligen), wie meine Kirche es lehrt: das ist der Weg zum Reiche Gottes jenseits, zum Himmelreiche. Wer demnach, sei es aus Gleichgültigkeit oder Trägheit, sei es aus irdischen Rücksichten oder aus Furcht, die Wahrheit in der katholischen Kirche zu finden, die redliche Forschung unterläßt, der kann von einer schweren Versündigung gegen Gott nicht freigesprochen werden. Und wer die besagte Forschung oder auch die Rückkehr zur katholischen Kirche zwar vor hat, dieselbe aber von Tag zu Tag verschiebt,

der mag zusehen, daß es ihm nicht ergehe, wie den thörichten Jungfrauen, die von der plötzlichen Ankunft des Bräutigams überrascht, vom Hochzeitsmahle ausgeschlossen wurden.

Ob nun dieser oder jener Mensch in verschuldetem oder unverschuldetem Irrglauben lebe oder gestorben sei; darüber steht nicht uns, sondern Gott allein das Urteil zu. Gott allein ist es, „der Herzen und Nieren erforschet" (Ps. 7, 10.), er allein, „der das Verborgene der Menschen richten wird" (Röm. 2, 16.); uns gelten die Worte des Apostels: „Richtet nicht vor der Zeit, ehe der Herr kommt, welcher auch das im Finstern Verborgene an das Licht bringen und die Absichten der Herzen offenbar machen wird." (1. Kor. 4, 5.)

Auch die Kirche erlaubt sich hierüber kein Urteil. Denn obschon sie den Grundsatz festhält, daß außer ihr, in gänzlicher Trennung von ihr, kein Heil zu finden sei, so läßt sie doch das ewige Heil der einzelnen Irrgläubigen dahingestellt, weil sie nicht weiß, wer mit oder ohne eigne Schuld irrgläubig, und wer wenigstens unsichtbarer Weise mit ihr vereinigt sei, d. h. zu ihrer Seele gehöre. Indem sie den Irrtum verdammt, ist sie weit entfernt, den Irrenden zu verdammen.[162] — Selbst dadurch, daß sie für die außer ihrer sichtbaren Gemeinschaft Verstorbenen weder öffentliche Gebete verrichtet, noch erlaubt, und denselben das katholische Begräbnis verweigert, selbst dadurch erklärt sie keineswegs, daß die Seelen der Irrgläubigen ohne Ausnahme von Gott ewig verstoßen seien, und daß ihnen das Gebet nicht mehr nützen könne. Wäre dieses der Grund des eben gedachten Verfahrens, so müßte sie folgerichtig auch verbieten, daß man in seinen Privatgebeten jener verstorbenen Irrgläubigen eingedenk sei, von denen man hoffen darf, daß sie bei unverschuldetem Irrtum in der Gnade Gottes aus diesem Leben geschieden seien: dieses aber hat die Kirche niemals untersagt. Sie handelt folglich nur darum so, weil sie, als die eine wahre Kirche Christi, diejenigen, welche angesichts der Welt als Glieder einer Sekte bis zu ihrem Lebensende in offenkundiger Auflehnung gegen sie standen, nach dem Tode nicht als die ihrigen anerkennen, nicht ihrer Gebete, Segnungen und Ehrenbezeugungen teilhaftig machen kann. Würde sonst die Kirche nicht sich selbst widersprechen? Würde sie nicht eingestehen, daß sie die lebenden Irrgläubigen mit Unrecht aus ihrer sichtbaren Gemeinschaft ausschließe, da sie die verstorbenen ohne weiteres als Glieder derselben betrachte und behandle? Würde sie durch ein solches Verfahren nicht Anlaß geben zu glauben, die bis zum Hinscheiden fortgesetzte Auflehnung gegen ihr göttliches Ansehen sei eine ganz gleichgültige Sache? Die Kirche, als sichtbare Körperschaft, kann nur Rücksicht nehmen auf die nach außen sich kundgebende Schuldbarkeit; sie übersieht dabei aber nicht, daß Gott die innere Schuldbarkeit ins Auge faßt, nach derselben richtet und niemanden verdammt, bei dem er die letztere nicht vorfindet. Auf gleiche Weise wird auch ein Fürst gegen diejenigen verfahren, die unter der Fahne des Aufruhrs gestanden haben und mit den Waffen in der Hand gefallen sind: er wird sie nicht als die Seinigen anerkennen, ihnen nicht wie seinen getreuen Soldaten die letzten Ehren des Begräbnisses erweisen. Und dieses Verfahren wird jedermann für recht und billig halten, selbst im Falle, wo der Fürst vermuten könnte, daß manche aus ihnen ohne eigene schwere Schuld

in den Aufruhr verwickelt wurden und für die gute Sache zu kämpfen wähnten.*

Reicht es zur Erlangung der Seligkeit schon hin, ein Kind der katholischen Kirche zu sein?

„Nein; denn es giebt auch faule und tote Glieder, die sich durch Sünden die ewige Verdammnis zuziehen.“

Aus den schon oben angeführten Gleichnissen der hl. Schrift vom Acker, auf dem guter Weizen und Unkraut wächst, vom Netze, worin gute und schlechte Fische enthalten sind (Matth. 13), von den klugen und thörichten Jungfrauen (Matth. 25.) und ebenso aus der einstimmigen Lehre der hl. Väter geht unstreitig hervor, daß die Kirche gute und böse Mitglieder in ihrem Schoße einschließt. Gute Mitglieder sind diejenigen, die nicht nur durch das Bekenntnis des christlichen Glaubens und durch die Gemeinschaft der heil. Sakramente, sondern auch durch den Geist der Gnade und das Band der Liebe unter sich und mit Jesus Christus, ihrem Haupte, vereinigt und verbunden sind. Dieselben werden auch lebendige Glieder genannt, weil sie vom hl. Geiste beseelt und Christo, dem Urheber und Urquell alles gottähnlichen Lebens, einverleibt sind. Böse Mitglieder hingegen heißen diejenigen, welche zwar den nämlichen Glauben, wie die guten, bekennen und der nämlichen Sakramente teilhaft werden, aber ihrer Sünden wegen der Vereinigung

* Aus dem Gesagten ergiebt sich, wie sehr man der katholischen Kirche unrecht thut, wenn man sie der Unduldsamkeit (Intoleranz) beschuldigt. Auf was läuft endlich der Grundsatz hinaus, der bei den Andersgläubigen so großen Unwillen und Lärm erregt, wiewohl sie selbst denselben in ihren früheren Glaubensbekenntnissen aufgestellt haben, — der Grundsatz nämlich: „Außer der Kirche ist kein Heil“? Er läuft mit einfachen Worten auf den allgemeinen Satz hinaus: „Wer freiwillig im Zustande schwerer Schuld oder Sünde lebt und sich vor seinem Tode nicht bekehrt, der kann nicht selig werden.“ Was ist nun aber an diesem Satze zu tadeln? Wo ist der gläubige Protestant, der ihn nicht für wahr hielte, ihn nicht lehrte, ihn nicht öffentlich ausspräche? Es reicht hin, kein Gottesleugner und kein erklärter Ungläubiger zu sein, um denselben annehmen zu müssen. Diese und keine andere ist nun aber die Lehre der Kirche. — Es wäre leicht nachzuweisen, daß die bürgerliche Duldsamkeit, die darin besteht, daß Anhänger verschiedener Religionen ruhig und friedlich in einem und demselben Staate zusammen leben, und alle der bürgerlichen oder verfassungsmäßigen Rechte und Freiheiten genießen, von den Katholiken meistens besser, als von den Nichtkatholiken geübt wird. Aber nie und nimmer kann die katholische Kirche die religiöse oder sogenannte theologische Duldsamkeit anerkennen, vermöge welcher man alle Lehren oder Religionen, seien sie auch selbst im Widerspruche mit einander, für gleich gut und zum Heile dienlich hält und keine als falsch zu verwerfen wagt; denn das hieße nicht bloß gegen Gott, die ewige Wahrheit, sündigen, sondern auch unvernünftig denken und handeln. (Siehe Perrone, der Protestantismus und die Glaubensregel, Tl. 2. Hpst. 4. Art. 2.)

mit Christus, des innern Gnadenlebens entbehren und darum auch tote Glieder genannt werden. Auf diese beziehen sich die Worte des Herrn an den Vorsteher der Kirche von Sardis: „Ich kenne deine Werke, du hast den Namen, daß du lebest, und bist tot.“ (Offb. 3, 1.) — Die lebendigen Glieder haben Anspruch auf die ewige Seligkeit; denn wo das Haupt ist, da werden auch die mit ihm vereinigten Glieder sein; die toten aber werden, eben weil sie innerlich von Christo getrennt sind, das ewige Leben nicht haben. Dieses beweisen selbst die angezogenen Gleichnisse. Die Bösen gleichen nämlich dem Unkraute: dies wird ins Feuer geworfen und verbrannt; sie gleichen den schlechten Fischen: diese werden von den guten geschieden und weggeworfen; sie gleichen den thörichten Jungfrauen: diese bleiben vom Hochzeitsmahle ausgeschlossen. — Es reicht also nicht hin, bloß dem äußern Verbande nach ein Glied der katholischen Kirche, ein Katholik zu sein, um zur ewigen Seligkeit zu gelangen; dazu wird erfordert, daß man ein guter, mit lebendigem Glauben und werkthätiger Liebe beseelter Katholik sei. Der schlechte Katholik wird im Gegenteil wegen des himmelschreienden Mißbrauches so vieler und so ausgezeichneter Gnaden, die ihm vermöge des äußern Verbandes mit der hl. Kirche geboten werden, eine weit strengere Rechenschaft abzulegen und viel härtere, ewige Strafen zu gewärtigen haben, als Irrgläubige, Juden und Heiden. — „Denn von einem jeden, dem viel gegeben worden ist, wird viel gefordert werden.“ (Luk. 12, 48.)

Was bekennen wir nun mit den Worten des Glaubensbekenntnisses: „Ich glaube eine heilige katholische Kirche“?

„Wir bekennen, daß Christus eine sichtbare Kirche gestiftet hat, die unzerstörbar in ihrer Dauer und unfehlbar in ihrer Lehre ist, der wir ohne Vorbehalt glauben und gehorchen müssen, wenn wir das ewige Heil erlangen wollen, und daß dies keine andere Kirche, als die römisch-katholische ist.“

Diese Antwort enthält den kurzen Inbegriff aller bisher dargestellten, auf die Kirche Christi bezüglichen Glaubenslehren. Es genügt also keineswegs, in betreff der Kirche nur dasjenige zu glauben, was jedermann auch mittelst seiner Vernunft und seiner Sinne wahrnimmt oder wahrnehmen kann; daß es nämlich eine Kirche oder Gemeinschaft von Menschen giebt, die sich zu Christus bekennen und Christen heißen; daß die Mitglieder dieser über den ganzen Erdkreis verbreiteten christlichen Gemeinschaft durch das Bekenntnis derselben Lehre, durch den Gebrauch derselben Sakramente und durch ein gemeinsames Oberhaupt mit einander vereinigt sind, und daß viele derselben ein tugendhaftes, gottseliges Leben

führen. Das sind lauter Thatsachen, und zwar so auffallende Thatsachen, daß selbst Juden und Heiden sich davon überzeugen können. Wir, katholische Christen, müssen zudem noch glauben und bekennen, daß diese Kirche oder Gemeinschaft von Christus, dem Gottmenschen, gestiftet, folglich göttlichen Ursprungs ist; daß dieselbe als göttliche Stiftung von ewiger Dauer sein wird; daß der hl. Geist bei ihr bleibt, sie erleuchtet und vor jeglichem Irrtume bewahrt, sie belebt, heiligt, leitet und regiert; daß alle unter Verlust der ewigen Seligkeit dieser einzig wahren Kirche, die keine andere, als die römisch-katholische ist, unbedingten Glauben und Gehorsam schulden, wie Christo selbst, der durch sie redet und befiehlt.

Nutzanwendung.

Als man eines Tages den hl. Stanislaus Kostka fragte, ob er Maria, die Mutter Gottes, lieb habe, da ward sein Angesicht wie verklärt; eine Thräne der Rührung trat in sein unschuldvolles Auge, und er gab zur Antwort: „Wie sollte ich Maria nicht lieben, sie ist ja meine Mutter!" — Diese wenigen Worte enthalten unstreitig die schönste Lobrede auf die Himmelskönigin und zugleich den zartesten Ausdruck eines kindlich frommen Herzens. So sollten auch wir antworten, m. Chr., wenn jemand an uns die Frage stellte: „Liebst du die Kirche?" Heilige Freude sollte da aus unsern Zügen strahlen, eine Thräne des Dankes in unserm Auge glänzen, und unsere Lippen sollten gerührt die Worte vorbringen: „Wie sollte ich die hl. römisch-katholische Kirche nicht lieb haben, sie ist ja meine Mutter!" — Ja, die hl. Kirche ist unsere Mutter, die edelste, beste, sorgsamste aller Mütter, die es auf Erden giebt. Sie hat uns gleich beim Eintritte in die Welt durch die heil. Taufe zu einem neuen, gottähnlichen Leben wiedergeboren. Als sündige Adamskinder wurden wir in ihre Arme gelegt; als Kinder Gottes und Erben des Himmelreiches, angethan mit dem Gewande der Unschuld und geschmückt mit der heiligmachenden Gnade, gab sie uns den hocherfreuten Eltern zurück. Damit haben ihre Beweise der Mutterliebe begonnen, die von nun an bis zum letzten Lebenshauche uns begleiten, ja selbst ins Grab, in die Ewigkeit hinüber uns nachfolgen werden. — Kaum hat das Kind der katholischen Kirche den Gebrauch der Vernunft erlangt, so nährt die himmlische Mutter die Seele desselben fort und fort mit heilsamer Lehre, führt es zur Erkenntnis des Vaters im Himmel und flößt seinem Herzen Gottesfurcht und Liebe zu Jesus ein. Sie entfaltet vor seinem kindlichen Blicke die Feier

des Gottesdienstes, die Pracht ihrer Feste, den Schmuck ihrer Altäre, damit sein flüchtiger Geist gefesselt und sein junges Herz zum Verlangen nach den himmlischen Gütern und Freuden angetrieben werde, bevor noch die Sinnenwelt es bestochen und für sich eingenommen hat. Mit heißer Sehnsucht wartet dann die sorgsame Mutter den Zeitpunkt ab, wo die Seele ihres Kindes die unschätzbare Gnade, mit dem Brote der Starken genährt zu werden, einigermaßen zu erkennen und zu würdigen vermag. Ist er endlich gekommen, so führt sie dasselbe mit Jubel und festlichem Gepränge zum Tische des Herrn, reicht ihm das Brot der Engel, den hochheiligsten Leib Jesu Christi im Sakramente des Altars, damit es rascher und ohne Ermattung den kindlichen Lebenspfad wandle. — Tritt dann die Zeit der stürmischen Leidenschaften, die Zeit der Gefahren und der Kämpfe, die Jugendzeit ein, so holt sie aus den bei ihr hinterlegten Gnadenschätzen ein neues Stärkungsmittel hervor. Der Vorsteher der Kirche, der Bischof, legt in ihrem Namen und Auftrage dem Firmlinge die Hände auf, salbt ihn mit hl. Chrisam und betet über ihn, damit der Geist der Stärke auf denselben herabsteige und ihn befähige, seinen Glauben standhaft zu bekennen und demselben, ungeachtet aller Lockungen und Anfechtungen der Feinde des Heiles, mit unverbrüchlicher Treue nachzuleben. Jetzt trägt das Kind der Kirche das Zeichen des Sieges, das Kreuzzeichen, an seiner Stirne, und der väterlich milde Backenstreich hat es gemahnt, lieber alle Leiden, Schmach und Unbilden zu ertragen, als die Fahne seines himmlischen Königs durch Sünde zu verlassen. — Allein mit tiefem Schmerze muß die bekümmerte Mutter wahrnehmen, wie so manches ihrer Kinder den beständigen Angriffen der eigenen bösen Lust, der Verführungskunst der Welt und den feurigen Pfeilen des höllischen Widersachers erliegt und an schweren Wunden den Tod der Seele stirbt. Da zeigt sich jedoch wiederum die zärtliche Mutterliebe der Kirche. Sie hat von ihrem göttlichen Stifter ein Heilmittel gegen die tödlichen Bisse der höllischen Schlange, ein Heilmittel gegen alle Wunden der Seele überkommen. Dieses wendet sie nun an: durch das hl. Sakrament der Buße giebt sie den Verwundeten die Gesundheit, den geistiger Weise Toten das eingebüßte Leben der Gnade wieder und stärket alle durch heilsame Buße, Ermahnung, Trost und innere Gnade zum neuen, glücklichern Kampfe. Und so thut sie mit unbeschreiblicher Milde und Langmut, so oft das sündige Kind mit wahrhaft bußfertigem Herzen zu ihr zurückkehrt. — Schließen zwei ihrer Kinder den ehelichen Bund, so giebt sie ihren mütterlichen Segen dazu und fleht besondere Gnaden auf das Ehepaar herab, das vor ihrem

geheiligten Altare steht, um unter ihrem Einflusse der Stamm eines heiligen Geschlechtes zu werden. — Fühlt sich hingegen einer ihrer Söhne zum Dienste des Altars berufen, wie Aaron, so überträgt sie ihm durch die Händeauflegung des Bischofs mit der priesterlichen Würde die Gewalt, das unblutige Opfer zu feiern und die Sünden zu vergeben.

Hat dann das Kind der Kirche gleichsam an der Mutterhand seine Lebensbahn durchschritten, verkündet ihm eine schwere Krankheit sein nahes Ende, so verdoppelt die zärtlichste der Mütter ihre Sorgfalt und Pflege. Sie tröstet durch ihre Diener den Kranken, flößt ihm Ergebung in den göttlichen Willen und feste Zuversicht der Sündenvergebung ein; sie stärkt ihn durch die hl. Wegzehrung zum letzten Streite, reinigt ihn durch das hl. Sakrament der Ölung von allen Mängeln und Überbleibseln der Sünde, damit er getrost vor seinen Richter treten möge. Liegt der Sterbende in den letzten Zügen, so betet die Kirche für ihn und fordert durch die düstern Klänge der Sterbeglocke ihre Kinder zum Gebete für den mit dem Tode Ringenden auf; sie empfiehlt ihn dem dreieinigen Gott und dem ganzen himmlischen Hofe. „Gedenke nicht, o Herr!" ruft die mit den strengen Gerichten Gottes und der menschlichen Gebrechlichkeit wohl vertraute Mutter, „gedenke nicht der Vergehungen dieser Seele . . . Hat sie gleichwohl gesündigt, so hat sie dich Vater, Sohn und hl. Geist nie verleugnet, hat den Glauben bewahrt und dich als den Herrn und Gott, als den Schöpfer der Welt treu angebetet." Welch mütterliche Fürbitte und Entschuldigung! — Aber selbst die entseelte Hülle ihrer Kinder verläßt die Kirche nicht, sondern ehret sie. Unter bedeutsamen Ceremonien und herzinnigen Gebeten senkt sie den Leichnam in das geweihte Grab, wirft zuerst eine Handvoll Erde auf den Sarg und pflanzt auf den Grabeshügel das Zeichen der Erlösung, das hl. Kreuz. Durch dieses Kreuz ruft sie den Überlebenden zu: „Hier ruht mein Kind; mein Bräutigam wird es auferwecken am jüngsten Tage." Doch länger, als das Kreuz auf dem Grabe, bleibt das Andenken an ihre Kinder im Herzen dieser heiligen Mutter. Täglich gedenkt sie im hl. Opfer der Abgeschiedenen und legt Fürbitte für sie ein: sie fleht zu Gott, daß ihnen die ewige Ruhe möge zu teil werden und leuchten das Licht der bessern Welt. Und Jahr für Jahr versammelt sie am Gedächtnistage Allerseelen die lebenden Kinder auf den Gräbern der verstorbenen Brüder und Schwestern; damit alle durch fromme Gebete dazu beitragen, daß für die Hingeschiedenen die Flammen des Fegfeuers ausgelöscht werden, und die Wonne der Gottanschauung beginnen möge. — O welch eine Mutter! Wer sollte diese Mutter

nicht ehren, wer sie nicht lieben? Wer sollte nicht mit freudiger Begeisterung jedem ihrer Winke folgen?

Wohlan denn, meine Christen, so lasset uns die hl. Kirche, unsere Mutter, ehren durch ein freies, offenes Bekenntnis ihres Glaubens, durch ungeheucheltes Lob ihrer Einrichtungen und Gebräuche, durch aufrichtige Hochachtung ihrer Diener, durch einen heiligen Wandel und durch Gesinnungen, die eines Kindes würdig sind, welches eine so erhabene Mutter hat; lasset uns die Kirche lieben, und beweisen wir unsere kindliche Liebe durch innige Teilnahme an ihren Leiden, Kämpfen und Freuden, durch unverdrossenen Eifer für ihre Verbreitung, durch unablässiges Gebet für die Wohlfahrt und Erhöhung derselben; insbesondere aber durch bereitwilligen und starkmütigen Gehorsam gegen alle ihre Satzungen und Gebote. Mögen andere aus unbegreiflichem Leichtsinn oder aus Bosheit ihre Anordnungen tadeln, ihre Warnungen in den Wind schlagen, ihre Vorschriften verachten; so wollen doch wir als liebende Kinder dem Gesetze unserer besten Mutter gehorsamen. Bewahre uns Gott davor, daß wir die Gebote der hl. Kirche überträten und andern Weges gingen. Eifern wir für die Kirche und seien wir bereit, eher unser Leben hinzuopfern, als von ihrer kräftig und liebevoll lenkenden Mutterhand abzulassen. Um eines bitten wir Gott unausgesetzt, eines nur verlangen wir von ihm, daß wir als echte Kinder leben und sterben mögen im Mutterschoße der einen, heiligen, alleinseligmachenden, römisch-katholischen Kirche!

---

§. 4. „Gemeinschaft der Heiligen.“

Sind nur die Christgläubigen auf Erden mit einander zu einer Kirche vereinigt?

„Mit den Christgläubigen auf Erden sind auch geistiger Weise vereinigt die Seligen im Himmel und die Seelen im Fegfeuer.“

Die Kirche als die Gesamtheit aller rechtgläubigen Christen unter dem gemeinsamen Oberhaupte, dem römischen Papste, bildet das Reich Jesu Christi auf Erden. Dasselbe muß hinwiederum als ein Teil des Gesamtreiches Christi angesehen werden; da letzteres auch die verstorbenen Gerechten in sich begreift, die entweder als Selige im Himmel oder als zeitweiliger Läuterung Bedürftige im Fegfeuer sich befinden. Daher schreibt sich denn auch die Benennung „streitende“, „leidende“ und „triumphierende“ Kirche. Die Kirche, deren Mitglieder unter der Anführung ihres sichtbaren

Oberhauptes, des Papstes, noch im Kampfe begriffen sind, um das himmlische Jerusalem zu erobern, heißt die **streitende**; jene hingegen, deren Mitglieder den Kampf bereits gekämpft und auch glücklich gekämpft haben, jedoch durch geringe Mängel und Strafschulden, wie durch leichte Verwundungen, am siegreichen Einzug in die Stadt Gottes verhindert werden, bis sie völlig genesen und würdig sind, vor dem Throne ihres Königs zu erscheinen, mit einem Worte, die Kirche im Fegfeuer, heißt die **leidende**. Jene Kirche endlich, deren Mitglieder schon Besitz genommen haben vom himmlischen Jerusalem und, mit Jesus ihrem Anführer in der Herrlichkeit vereinigt, die Früchte ihres Sieges genießen, die Kirche im Himmel, wird die **triumphierende** genannt. Die Glieder dieser eben bezeichneten Kirchen sind jedoch alle geistiger Weise mit einander vereinigt, so daß diese drei Kirchen eigentlich nur **eine** und dieselbe Gemeinschaft, **ein** und dasselbe Reich Jesu Christi, des Gottmenschen, ausmachen und bloß durch den dreifachen Zustand, worin sich die Mitglieder derselben befinden, von einander unterschieden sind und bleiben bis zum Ende der Zeiten. Nach dem jüngsten Tage hört die streitende und leidende Kirche auf, die triumphierende aber wird fortbestehen in Ewigkeit als das **eine** selige Reich des Erlösers.

Worin besteht diese geistige Vereinigung?

„Diese geistige Vereinigung besteht darin, daß **alle** Glieder **eines** Leibes sind, von dem Christus das Haupt ist, und deswegen an den geistigen Gütern des einen Gliedes auch die andern teil nehmen."

Alle Menschen, mögen sie der streitenden, leidenden oder triumphierenden Kirche angehören, sind Glieder **eines Leibes**. Das Haupt dieses einen Leibes ist Christus. „Er (Christus) ist das Haupt des Leibes der Kirche," sagt der hl. Paulus im Brief an die Kolosser (1, 18.), und an die Ephesier (1, 22.): Gott „hat ihn zum Haupte über die ganze Kirche gesetzt." Desgleichen schreibt er an die Römer (12, 4, 5.): „Gleichwie wir an **einem** Leibe viele Glieder haben, so sind wir viele **ein** Leib in Christo, einzeln aber unter einander Glieder." Nach der Lehre des Weltapostels macht also die ganze **neue** Menschheit gleichsam **eine** Person aus, wovon Christus das Haupt, die einzelnen Erlösten oder Erneuerten die einzelnen Glieder sind. Diese geistige Einverleibung wird ursprünglich in der hl. Taufe vollzogen. „Denn durch **einen** Geist sind wir alle zu **einem** Leibe getauft, Juden oder Heiden, Knechte oder Freie." (1. Kor. 12, 13.) Das heißt, wie der hl. Chrysostomus (30. Hom. über 1. Korinth.) bemerkt, „es ist

ein Geist, der uns wiedergeboren hat, und der da bewirkt, daß wir einen Körper bilden. Ja, es ist nicht nur ein Geist, der uns getauft hat, sondern es ist auch eins, wozu er uns getauft hat. Denn wir sind nicht getauft worden, damit wir verschiedene Leiber ausmachten, sondern daß wir alle einen Leib ausmachen sollten."

Christus ist das Haupt der Glieder seiner gesamten Kirche auf zweifache Weise: Erstens, insofern Gott „ihn zu seiner Rechten gesetzt hat über jede Oberherrschaft und Gewalt und Macht und Herrschaft und jede Würde, die nicht nur in dieser Welt, sondern auch in der zukünftigen genannt wird", mithin sofern er der König und Lenker der ganzen Kirche ist; zweitens, insofern er vermittelst mannigfaltiger Gnadengaben, die er zwar allen Gliedern, wiewohl nicht allen in gleicher Weise und in gleichem Maße (1. Kor. 12, 4. 6.) mitteilt, belebenden und heiligenden Einfluß auf dieselben ausübt. — Dieser heilsame Einfluß des Hauptes auf die Glieder der Kirche ist es, der da bewirkt, daß das Band der Vereinigung aller zu einem Leibe bei den einen unauflöslich bleibt, wie bei den Seligen im Himmel und den Gerechten im Fegfeuer, und bei den andern immer enger geschlungen wird, wie bei den Christgläubigen auf Erden; denn je reichlicher uns die heiligende Gnade von Jesus Christus zufließt, desto enger ist auch das Band, das uns mit ihm und den Gliedern der Kirche in heiliger Liebe vereinigt. Zur Erteilung und Vermehrung dieser heiligenden Gnade hat der göttliche Heiland insbesondere die heiligen Sakramente eingesetzt.

Wie nun in einem natürlichen Leibe die Thätigkeit des einen Gliedes, z. B. des Auges, der Hand u. s. w. dem ganzen Leibe zu gute kommt, — da ja das Auge nicht für sich allein, sondern auch zum Besten aller übrigen Glieder die Sehkraft übt, und die Hand nicht für sich allein, sondern für den ganzen Körper arbeitet u. s. w., — so verhält es sich auch mit dem geistigen Leibe Christi, mit der hl. Kirche, indem alles, was die einzelnen Glieder Gutes besitzen und vollbringen, allen übrigen Gliedern, dem ganzen Leibe als Gemeingut zukommt. Diese geistige Lebens- und Gütergemeinschaft der gesamten Kirche heißt „Gemeinschaft der Heiligen," d. h. Gemeinschaft der Christgläubigen auf Erden, im Fegfeuer und im Himmel. Denn auch die Christgläubigen auf Erden werden in der Schrift öfters Heilige genannt (Röm. 1, 7.; 1. Kor. 1, 2.; Eph. 1, 1. u. s. w.), nicht als ob sie alle bereits, wie die Seligen im Himmel, zur vollendeten Heiligkeit gelangt seien, sondern bloß darum, weil alle zur Heiligkeit berufen (1. Thess. 4, 3.) und im hl. Sakrament der Taufe wirklich schon

geheiligt worden sind, gemäß den Worten des Apostels: „Ihr seid abgewaschen, ihr seid geheiligt, ihr seid gerechtfertigt." (1. Kor. 6, 11.) Die Seelen im Fegfeuer werden ebenfalls mit Recht „heilig" genannt, weil sie, mit der heiligmachenden Gnade geschmückt, aus dieser Welt geschieden sind und mittelst der läuternden Peinen des Fegfeuers mit jedem Augenblicke der vollendeten Heiligkeit entgegengehen. — Wer könnte sich etwas Erhabeneres und Herrlicheres denken, als diese Gemeinschaft des himmlischen Lebens mit Christo und allen Heiligen; als diese ununterbrochene Teilnahme an den unendlichen Gnaden, die gleichsam mit jedem Pulsschlag vom Herzen des Erlösers ausströmen und alle Glieder seines geheimnisvollen Leibes zu heiliger Thätigkeit befähigen; als diese wechselseitige Unterstützung und Bereicherung aller Glieder der streitenden, leidenden und triumphierenden Kirche, als „die Gemeinschaft der Heiligen"? Wer dieser Gemeinschaft angehört, ist nicht arm, und wäre er auch in den Augen der Welt der ärmste und verlassenste der Menschen; der ist nicht verachtungswürdig, und wäre er auch der Niedrigste und Verachtetste: sein Reichtum ist der Schatz der Verdienste Jesu Christi und aller Heiligen; sein Adel, der Adel des Gottmenschen selbst, dem er als lebendiges Glied seiner Kirche einverleibt ist.

Was gewährt uns die Gemeinschaft mit den Seligen im Himmel?

„Daß die Verdienste, die sie sich einst hienieden erworben haben, und ihre Fürbitte bei Gott uns zu nutzen kommen."

Der Tod, welcher alle irdischen Banden zerreißt, vermag das himmlische Band, welches die Glieder der Kirche auf Erden mit Christo, ihrem Haupte, verbindet, in keiner Weise aufzulösen. Eben so wenig vermag er auch das Band zu lockern, welches die Glieder der Kirche unter sich verknüpft. Christus, das Haupt der Kirche, hat den Tod überwunden und hält in Ewigkeit alle Glieder derselben, als Glieder seines Leibes, durch seinen hl. Geist zusammen. Darum bleiben auch die Seligen im Himmel unsere Freunde und Brüder; ja, sie lieben uns nur um so inniger, je enger sie im Jenseits mit Jesus, ihrem Haupte, verbunden sind; je klarer sie einsehen, wie beseligend diese Vereinigung ist, und wie sehnsuchtsvoll das Haupt selbst dieselbe wünscht. Bekannt mit den Gefahren, die uns bedrohen, und mit den Kämpfen, die wir zu bestehen haben, bemitleiden uns die Heiligen, welche mit Christus herrschen, und „bringen ihre Gebete für uns dem Herrn dar." (Konzil von Trient, Sitz. 25.) Und Gott gefällt sich darin, ihre Bitten gnädig zu erhören, weil es Bitten seiner Freunde, seiner Hausgenossen, seiner vielgeliebten Kinder, und zwar gerechte, heilige,

mit seinem Willen und seinen liebreichen Absichten vollkommen übereinstimmende Bitten sind.*

Auch die reichlichen Verdienste, welche sich die Heiligen während ihres sterblichen Lebens durch Ausübung guter Werke erworben haben, gereichen uns jetzt noch fortwährend zum Heile. Es sind dieselben gleichsam stillschweigende Bitten, die beständig im Andenken Gottes liegen, um derentwillen Gott die ausdrückliche Fürsprache der Heiligen um so bereitwilliger erhört und auch abgesehen von dieser Fürsprache den Menschen, als Kampfgenossen und Brüdern der Heiligen, unzählige Gnaden zukommen läßt.** So schweben auch die ausgezeichneten Verdienste eines getreuen Dieners vor dem Geiste eines Königs und bestimmen ihn, die Gesuche desselben zu gunsten seiner Angehörigen zu gewähren und ihnen seine königliche Huld und Gnade auch von freien Stücken zuzuwenden. In der That erteilte Gott schon im alten Bunde dem Salomon manche Gnade „um David seines Vaters willen," d. h. um der Verdienste willen, welche David um die Sache Gottes sich erworben hatte; und das ganze Volk Israel wurde vom Herrn wiederholt begnadigt um der Verdienste Abrahams, Isaaks und Jakobs, seiner Stammväter willen. Um wie viel zuversichtlicher dürfen wir dieses im neuen Bunde erwarten, zumal derselbe ein Bund überschwenglicher Liebe und Gnade ist! — Wenn man unter den „Verdiensten der Heiligen" ihre überfließenden Genugthuungen versteht, so ist es nicht minder unbestreitbar, daß uns auch diese zu gute kommen. Denn die Genugthuungen der Heiligen bilden in Vereinigung mit der unendlichen Genugthuung Christi, ihres Hauptes, den unermeßlichen Schatz, woraus die hl. Kirche, bei Erteilung von Ablaß oder Nachlassung zeitlicher Sündenstrafen, für die uns mangelnde Genugthuung vollgültigen Ersatz leistet; wie dieses in der Lehre vom Ablasse ausführlicher wird besprochen werden.

Was gewährt den Seelen im Fegfeuer unsere Gemeinschaft mit ihnen?

„Daß wir ihnen, als unsern leidenden Brüdern, durch Gebet, Almosen und andere gute Werke, besonders durch das hl. Meßopfer und durch Zuwendung der Ablässe zu hilfe kommen, damit ihre Peinen gelindert und abgekürzt werden."

1) Der Glaube, daß die Lebenden den Verstorbenen über das Grab hinüber durch Gebet und Opfer Hilfe leisten können, war schon im alten Bunde unter dem Volke Gottes verbreitet;

* Von der Verehrung und Anrufung der Heiligen wird ausführlicher beim ersten Gebote Gottes die Rede sein.

** *S. Thom.* Sum. Suppl. q. 73. art. 3.

wie dies aus einer Stelle im zweiten Buche der Makkabäer deutlich erhellt. Nach einer blutigen Schlacht gegen Georgias, den Statthalter von Idumäa, worin viele Juden umgekommen waren, wandten sich die Überlebenden zum Gebete und baten, daß die Sünde (der Gefallenen) vergessen (d. h. getilgt) werden möchte. Dann brachte Judas (der jüdische Feldherr) eine Sammlung zu stande und sandte 12,000 Drachmen Silbers nach Jerusalem, damit ein Opfer für die Sünden der Verstorbenen dargebracht würde. (2. Makk. 12.) Dieses gemeinschaftliche Gebet zur Erlösung der Verstorbenen, der Gedanke, zu demselben Zwecke eine Sammlung unter dem Heere zu veranstalten, und der reichliche Ertrag derselben beweisen hinlänglich den zu jener Zeit bei den Juden herrschenden Glauben, daß man den Hingeschiedenen durch Gebet und Opfer beispringen könne, und zugleich den frommen Gebrauch, es auch wirklich zu thun. Der gotterleuchtete Schriftsteller seinerseits billigt diesen Glauben und den daraus entsprungenen Gebrauch, indem er beifügt: „Es ist also ein heiliger und heilsamer Gedanke, für die Verstorbenen zu beten, damit sie von ihren Sünden befreit werden."

2) Denselben Glauben und denselben frommen Gebrauch finden wir auch von den frühesten Zeiten des Christentums bis auf unsere Tage herab in der katholischen Kirche, wie dieses schon oben (S. 580 n. 2.) nachgewiesen worden ist. Die bekannten Märtyrerakten der hl. Felizitas und Perpetua (J. 202 oder 203.), welche nach dem Zeugnisse des hl. Augustin lange zur Erbauung der Gläubigen öffentlich in den Kirchen vorgelesen wurden, sowie die letztwillige Bestimmung und das Leichenbegängnis Konstantins des Großen, wie sie uns von Eusebius in der Lebensgeschichte Konstantins (Bch. 4. Kap. 60. und 71.) berichtet werden, liefern neue Belege hiefür. Die hl. Perpetua selbst erzählt, sie habe durch ein wunderbares Gesicht erkannt, ihr verstorbener Bruder befinde sich in einem Zustande des Leidens, im Reinigungsorte; nachdem sie aber inständig für die Ruhe seiner Seele gebetet, habe sie denselben bald darauf in einer neuen himmlischen Erscheinung von jeglichem Leiden befreit gesehen. — Was Konstantin den Großen betrifft, wünschte derselbe, nach dem Zeugnis des benannten Geschichtschreibers, aus einem Gefühle von Frömmigkeit, daß seine sterblichen Überreste zu Konstantinopel in der von ihm erbauten Kirche beigesetzt werden möchten, in der Hoffnung, dadurch an den Gebeten der Gläubigen und an dem hl. Opfer teil zu nehmen. Und als sein Leichnam zu Grabe getragen wurde, begleitete ihn eine zahllose Volksmenge, die ihre Liebe zum verblichenen Kaiser nicht nur durch Thränen und Wehklagen, sondern auch durch die kostbarsten Gaben der Gebete für seine Seelenruhe an den Tag legte.[163]

Merkwürdig sind auch die Worte, welche der hl. Ambrosius nach dem Hinscheiden des Kaisers Theodosius an das Volk richtete: „Ich habe ihn geliebt," sprach er tief gerührt, „darum will ich ihn auch nach seinem Hinscheiden bis in das Land der Lebendigen begleiten: ich will ihn nicht eher verlassen, als bis ich ihn durch Thränen und Gebete auf den hl. Berg des Herrn gebracht habe." Viele unwiderlegliche Beweise, die hier der Kürze wegen nicht angeführt werden können, liefert auch die Menge neuentdeckter altchristlicher Grabschriften, in welchen von Gebeten für die Verstorbenen die Rede ist. — Diesen von den apostolischen Zeiten her durch die Feier der Totenmesse, durch das tägliche „Memento" für die Verstorbenen, sowie durch die im zehnten Jahrhunderte (J. 998) erfolgte Einsetzung des Gedächtnistages „Allerseelen" klar genug bekundeten Glauben sprach das zweite Konzil von Lyon (1274) folgendermaßen aus: „Die hl. römische Kirche erklärt, daß ihnen (den nicht völlig geläuterten Seelen) zur Linderung der Strafen (im Reinigungsorte) die Fürbitten der Heiligen nützen, nämlich die Meßopfer, Gebete, Almosen und andere Werke der Frömmigkeit, welche von den Gläubigen für andere Gläubige nach dem Gebrauche der Kirche verrichtet zu werden pflegen." Ganz ähnlich lauten auch die Entscheidungen der allgemeinen Konzilien von Florenz (Einigungsdekret) und von Trient (Sitz. 25. Dekret vom Fegfeuer) bezüglich dieses Gegenstandes.

3) Daß durch unsere Gebete, durch Werke der Liebe und der Selbstverleugnung, besonders aber durch das hochheilige Meßopfer[164] und durch Zuwendung von Ablässen die Qualen der Seelen im Fegfeuer gemildert und abgekürzt werden, ergiebt sich schließlich aus der kirchlichen Lehre von der „Gemeinschaft der Heiligen," der zufolge der eine Gläubige für den andern genugthun, d. h. die zeitlichen Strafschulden abtragen kann. Denn „darin muß man," nach dem Ausspruche des römischen Katechismus (Sakram. d. Buße, Nro. 108—110), „die unendliche Güte und Milde Gottes aufs höchste loben und dankend preisen, daß einer für den andern genugthun kann . . . Jene, welche die Gnade Gottes besitzen, können nämlich die Genugthuung, welche Gott gebührt, für andere entrichten. Und daran kann auch kein Gläubiger zweifeln, da wir im Bekenntnisse der Apostel die Gemeinschaft der Heiligen bekennen." Nun aber sind und bleiben die Seelen im Fegfeuer Gläubige („christgläubige Seelen"), somit ist es einleuchtend, daß wir für sie Genugthuung leisten können;[165] ja, es ist selbst einleuchtend, daß es Pflicht der Liebe ist, denselben diesen Dienst zu erweisen, weil sie mit uns den einen Leib Christi ausmachen und leidende Glieder desselben sind, Glieder, die um

so dringender unserer Hilfe bedürfen, als sie sich selbst in keiner Weise mehr helfen können. Wie es nämlich den Gliedern eines natürlichen Leibes eigen und angemessen ist, sich gegenseitig je nach Bedürfnis beizuspringen, so ist es auch den Gliedern des geistigen Leibes Christi eigen und angemessen, für einander Sorge zu tragen (1. Kor. 12, 25.) und durch wechselseitige Hilfeleistung einander zu unterstützen. Es ist dieses zudem unstreitig der sehnlichste Wunsch Christi, des einen Hauptes, dem die Verstorbenen, wie auch wir, als Glieder angehören, und der die Schulden aller seiner Glieder abgetragen hat, damit auch die Glieder unter sich, eines des andern Schuld abtragen helfe.[166] — Damit aber Fasten, Almosen und ähnliche gute Werke zur Linderung oder Tilgung der Sündenstrafen, welche die Seelen im Fegfeuer abzubüßen haben, ersprießlich seien, müssen sie zu diesem Zwecke und nach der so eben angeführten Bemerkung des römischen Katechismus „im Stande der Gnade“ verrichtet werden. Denn durch das Gute, welches im Stande der Ungnade Gottes geschieht, kann eben so wenig eigene oder fremde Strafschuld abgetragen, als himmlischer Lohn verdient werden. Daraus folgt aber nicht, daß auch das Gebet, das hl. Meßopfer und die Ablässe für die Verstorbenen von keinem Nutzen seien, wenn derjenige, welcher das Gebet verrichtet, die hl. Messe lesen läßt und das zur Gewinnung des Ablasses vorgeschriebene Werk vollbringt, im Stande der Todsünde sich befindet. Auch das Gebet des Sünders kann Gott aus Gnade und Barmherzigkeit erhören im Hinblicke auf den guten Willen, auf die liebevolle Gesinnung des Betenden und auf das Bedürfnis der armen Seelen selbst; und da durch das hl. Meßopfer und die Ablässe den armen Seelen nicht die Genugthuung desjenigen, der das Meßopfer entrichten läßt, oder das zur Erlangung des Ablasses erforderliche Werk thut, sondern die Genugthuung Christi zugewendet wird, so läßt sich schwerlich ein triftiger Grund angeben, weshalb der Sündenzustand des einen oder des andern die Wirkung dieser Zuwendung beeinträchtigen sollte.*

---

* Mehrere Theologen sind der Meinung, daß der Sünder im Stande der Ungnade den Ablaß nicht für andere gewinnen könne, da er ihn auch nicht für sich gewinnen kann. Ihnen erwidert Suarez (Indulg. disp. 53. sect. 4.), wenn jemand die zur Gewinnung des Ablasses vorgeschriebenen Bedingungen erfülle, in der Absicht, denselben für die armen Seelen zu gewinnen, so sei es nicht nötig, daß er ihn vorerst für sich gewinne, sondern die Kirche wende die Genugthuungen Christi und der Heiligen unmittelbar den armen Seelen zu. So kann auch ein Priester, der im Stande der Ungnade die heil. Messe liest, kraft der Genugthuung Jesu Christi für einen andern Nachlassung der Sündenstrafen erlangen, wiewohl er sie nicht für sich selbst erlangen kann.

Suarez (Purgat. disp. 47. sect. 2.) hält auch die Meinung, daß die Seelen im Fegfeuer für uns Gnaden von Gott erflehen können, für fromm

Was gewährt uns die gegenseitige Gemeinschaft mit den Christgläubigen auf Erden?

„Daß wir Anteil haben an allen Meßopfern, Gebeten und guten Werken, welche in der katholischen Kirche verrichtet werden, und überhaupt an allen geistlichen Gütern derselben."

Durch die besagte Gemeinschaft haben wir also nicht nur Anteil an allen geistlichen Gütern der Kirche, als solcher, nämlich an ihrer Lehre, an ihrem Gebete, an ihren Segnungen, an allen Gnadengaben, die Gott ihr verliehen hat, an allen hl. Meßopfern, die alltäglich auf der ganzen Erde gefeiert werden, an allen heil. Sakramenten, welche Christus zum Heile der Menschen eingesetzt und bei ihr als gemeinschaftliche Heiligungsmittel zur Verwahrung und Spendung hinterlegt hat, namentlich an dem gemeinsamen Tische des Herrn, wozu sie Reiche und Arme, Vornehme und Niedrige mit gleicher Liebe fortwährend einladet;* wir haben nicht nur Anteil an allen diesen unschätzbaren Gemeingütern der Kirche, sondern auch an den geistlichen Gütern und Verdiensten der einzelnen Glieder derselben. Alle die Strengheiten, welche die

---

und wahrscheinlich und zweifelt nicht daran, daß wir uns an sie wenden und hoffen dürfen, Hilfe durch ihre Fürbitte zu erlangen. Der hl. Thomas sagt zwar (2. 2. q. 83. a. 3. ad. 3.), daß wir dieselben um ihre Fürbitte nicht anrufen, weil sie der Anschauung Gottes noch nicht genießen, mithin unsere Gedanken und Gebete nicht kennen. Hiezu bemerkt Suarez, daß auch die Altväter in der Vorhölle für die auf Erden Lebenden beteten, wie es sich aus 2. Makkab. 16. ergiebt, und daß den armen Seelen bezüglich ihrer Freunde oder Angehörigen auch göttliche Offenbarungen oder Erleuchtungen zu teil werden können. — Daß auch die Heiligen im Himmel für die armen Seelen im Fegfeuer Fürbitte einlegen können, läßt sich nicht bezweifeln, da kein Grund vorhanden ist, es zu leugnen.

* Die Teilnahme an demselben hl. Opfer und an demselben Tische des Herrn war immer als ein vorzügliches Zeichen und Unterpfand der wechselseitigen Gemeinschaft und Einigung aller Gläubigen angesehen. „Denn ein Brot, ein Leib sind wir viele, wir alle, die wir an einem Brote teil nehmen." (1. Kor. 10, 17.) Daher war es in den ersten christlichen Jahrhunderten Sitte, daß der Papst und die Bischöfe beim hl. Meßopfer ein Teilchen von der hl. Hostie losbrachen und andern Bischöfen oder Priestern zum Zeichen der kirchlichen Gemeinschaft zuschickten. Diejenigen, welche dasselbe empfingen, senkten es vor dem Genusse des göttlichen Fleisches und Blutes in den Kelch mit den Worten: „Der Friede des Herrn sei allezeit mit euch." So nahmen unter Anwünschung des Friedens auch die entfernten Kirchen Anteil an einem und demselben Liebesmahle. Unter Aussprechung der angeführten Worte macht heute noch der opfernde Priester mit einem Teilchen der Hostie dreimal das Kreuzzeichen über den Kelch und senkt es dann in denselben. Durch die Worte wünscht er den Gläubigen den Frieden, und durch das Kreuzzeichen über den Kelch, welcher das allerheiligste Blut enthält, deutet er an, daß der wahre Friede uns durch das hl. Kreuz und das an demselben vergossene Blut vermittelt wird.

Büßenden üben, all die Almosen, welche die Barmherzigen austeilen, all die Mühen und Sorgen, denen sich die Priester in Bekehrung der Sünder unterziehen, all der Schweiß und das Blut, das die Glaubensboten bei Verbreitung der Heilslehre vergießen; alle Werke der Demut und Geduld, der Liebe gegen Gott und gegen die Nebenmenschen, welche von den Kindern der Kirche im Stande der Gnade verrichtet werden: alles das bildet einen neuen, überaus reichen Schatz dieser über den ganzen Erdkreis verbreiteten Gottesfamilie, einen Schatz, woraus jedes lebendige Glied derselben schöpfen und sich bereichern kann, indem alle dergestalt unter sich verbunden und vereinigt sind, daß alles, was der eine wirkt, zum Vorteile der übrigen gereicht. — Wahr ist es allerdings, daß keiner für den andern das Himmelreich verdienen kann; denn „jeder wird, je nachdem er in seinem Leibe Gutes oder Böses gethan hat, darnach empfangen" (2. Kor. 5. 10.); allein nicht minder wahr ist, was kurz vorher bewiesen worden, daß in dieser heiligen Gemeinschaft der Christgläubigen auf Erden einer für den andern der göttlichen Gerechtigkeit Genugthuung leisten, einer dem andern viele und ausgezeichnete Gnaden und Gaben verdienen und von Gott erflehen kann. Wenn nach dem Zeugnisse der heil. Schrift Gott der Herr den Laban segnete wegen Jakob, seines gerechten Vetters (1. Mos. 30, 27.); wenn er das Haus des Ägypters Putiphar segnete um des frommen Joseph willen (1. Mos. 39, 5.); wenn er bereit war, um zehn Gerechter willen der gottlosen Stadt Sodoma zu verschonen, wofern sie sich darin vorgefunden hätten (1. Mos. 8.): um wie viel mehr wird er Ströme von Gnaden und Segnungen über sein Haus, die Kirche, ausgießen und jeden einzelnen Bewohner desselben mit Wohlthaten und Erbarmungen überhäufen um der zahllosen Heiligen willen, die darin leben und wirken, deren Verdienste, Opfer und Gebete beständig wie süßer Wohlgeruch zu seinem himmlischen Throne emporsteigen!

Haben die Sünder, so lange sie aus der Kirche nicht ausgestoßen sind, auch teil an dieser Gemeinschaft?

„Die Sünder sind zwar, als erstorbene Glieder, der meisten geistlichen Güter verlustig; doch haben sie noch immer, kraft ihrer Verbindung mit der Kirche, mannigfaltige Mittel und Gnaden zu ihrer Bekehrung."

Diejenigen, welche im Stande der Todsünde sich befinden, aber noch nicht wegen eines schweren Vergehens durch den Bannfluch von der kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen wurden, stehen, als erstorbene Glieder der Kirche, nicht mehr in jener innern

Lebensgemeinschaft mit Christus, die das Band ausmacht, wodurch die Gläubigen alle mit einander und mit dem Haupte zu einem Leibe vereinigt sind. Denn „wenn wir sagen", so schreibt der Jünger der Liebe (1. Br. 1, 6. 7.), „wir haben Gemeinschaft mit ihm (mit Christus), und wandeln dennoch in der Finsternis (der Sünde), so lügen wir . . . Wenn wir aber im Lichte (der Wahrheit und Heiligkeit) wandeln . . . so haben wir Gemeinschaft (mit ihm und) mit einander." Infolge dieses Zustandes der innern Trennung von Christus, dieser geistigen Erstorbenheit entbehren sie aller geistlichen Güter, die nur denjenigen zufließen, welche vom hl. Geiste beseelt in Christo leben. Sie entbehren des gnadenreichen, heiligenden Einflusses, der ununterbrochen vom Haupte ausgeht und die Glieder, wie der Saft die lebendigen Zweige eines Baumes und das Blut alle Teile des menschlichen Leibes, durchströmt. Sie entbehren ferner aller Heilsmittel, deren Gebrauch nur denjenigen gestattet ist und frommt, die in Lebensgemeinschaft mit Christo, im Stande der Gnade sind, d. h. der Sakramente der Lebendigen. Selbst das Himmelsbrot, welches den Lebendigen neuen Zuwachs des Lebens giebt, versenkt die geistig Erstorbenen, indem sie es unwürdig genießen, immer tiefer in den Zustand des Todes und der Verdammnis. Und da sie mit den übrigen Gläubigen nicht mehr durch das Band übernatürlicher Liebe und Gnade verbunden sind, so nehmen sie auch nicht, wie die Gerechten, Anteil an den Früchten der Gnade, an den guten Werken, Verdiensten und Genugthuungen der Heiligen. Die Gemeinschaft der Heiligen ist für sie zum Teil unnütz geworden, und auch sie für dieselbe, indem sie außer stand sind, für andere zu verdienen oder genugzuthun. — Dessenungeachtet ist die Lage der Sünder, welche noch mit der Kirche in äußerer Lebensverbindung stehen, d. h. dem Leibe der Kirche angehören, weniger gefährlich und beklagenswert, als die derjenigen, welche gänzlich von derselben getrennt oder ausgestoßen sind. Sie haben zwar Schiffbruch gelitten; allein noch haben sie ein Brett bei der Hand, um sich daran zu klammern und das Leben zu retten. Vermöge dieser äußern Verbindung und Gemeinschaft mit der Kirche ist es ihnen noch gestattet, an den öffentlichen Gebeten, am hl. Meßopfer, an den gottesdienstlichen Feierlichkeiten und Verrichtungen teil zu nehmen und mit Hilfe dieser Gnadenmittel zur Bekehrung und durch das hl. Bußsakrament zur Wiedervereinigung mit Christo, zum innern Gnadenleben und zum Vollbesitz aller Vorteile der Gemeinschaft der Heiligen wieder zu gelangen. Die Kirche hört deshalb nicht auf, diejenigen, welche in der Sünde leben, als ihre Kinder zu betrachten; sie sorgt für ihr Heil und ladet sie zur Bekehrung ein; sie beweint dieselben,

seufzt, klagt und betet für sie unaufhörlich zu ihrem himmlischen Bräutigam, daß er jenen toten Seelen das Leben der Gnade wieder schenken möge.

Nutzanwendung.

Wer vermöchte das Glück, „ein Mitbürger der Heiligen, ein Hausgenosse Gottes" (Eph. 2, 19.), ein Glied der Gemeinschaft der Heiligen zu sein, auf gebührende Weise zu würdigen oder zu schildern? Durch diese heilige Gemeinschaft stehen wir in engster Verbindung mit den Patriarchen und Propheten, denen Gott seine Geheimnisse offenbarte, mit den Aposteln, welche das Licht des Evangeliums bis an die äußersten Grenzen der Erde verbreiteten, mit den hl. Märtyrern, welche den Glauben, den auch wir bekennen, mit ihrem Blute besiegelten, mit den hl. Bekennern, welche, die hinfälligen Erdengüter verachtend, standhaft sich selbst, den Satan und die Welt überwanden, mit so vielen engelgleichen Jungfrauen, welche zum Lohne ihrer treubewahrten Reinheit frohlockend dem unbefleckten Lamme folgen, wohin es immer geht, mit all den unzähligen Scharen von Heiligen, welche den Hofstat des Königs der Könige bilden. Werfen wir oft den Blick nach oben, wenn der Kampf in diesem Thränenthal uns sauer wird; wenn beim Anblicke der zahllosen Feinde und Gefahren, die uns umlagern und bedrohen, der Mut entsinken möchte; die alle bitten für uns bei Jesus, unserm und ihrem Könige; die alle kämpfen mit uns durch den höhern Beistand, den sie uns vom Himmel herab gewähren; die alle winken uns mit der Siegespalme, die sie errungen, und muntern uns auf zum standhaften und beherzten Streite durch die herrliche, unvergängliche Krone, die sie uns vor Augen halten. Rufen wir jeden Morgen diese unsere siegreichen Brüder an, erbitten wir den Tag über in jeder Versuchung, Not und Trübsal ihren Schutz, ihre Hilfe, ihre mächtige Fürsprache, und bevor wir uns zur Ruhe begeben, flehen wir zu ihnen, damit sie über uns wachen und die Nachstellungen des Fürsten der Finsternis vereiteln! — Gedenken wir aber auch der leidenden Seelen im Fegfeuer! Sie sind unseres Andenkens würdig, weil sie unsere Brüder und Gottes vielgeliebte Kinder sind; sie bedürfen unserer Hilfe, weil die Hand des Herrn sie schwer getroffen hat. Ihre Peinen dienen uns zur Warnung; ihr Hilferuf fordert uns dringend auf, den Weg der Tugend unverdrossen zu wandeln, alle Gerechtigkeit zu erfüllen, damit uns nicht Gleiches oder Schlimmeres widerfahre. Liebe Christen, mögen wir nach dem Beispiele der Heiligen, in steter Gemeinschaft mit denselben, vor Himmel und

Erde den guten Kampf kämpfen, den Lauf unseres Lebens in den Armen unserer Mutter, der hl. Kirche, vollenden, um dereinst im himmlischen Jerusalem ihren verklärten Kindern beigezählt zu werden und ewig mit Jesus, ihrem göttlichen Bräutigam, in der Glorie des Himmels vereinigt zu sein!

Zehnter Glaubensartikel.

„Nachlaß (Ablaß) der Sünden."

An den Artikel von der Kirche, als der Gemeinschaft des erlösten Geschlechtes, reiht sich die Lehre von den drei Hauptvorteilen, welche einem jeden aus dieser Gemeinschaft erwachsen: die Lehre vom Nachlaß der Sünden, von der (glorreichen) Auferstehung des Fleisches und vom ewigen Leben. Durch diese Vorteile oder Gnadengaben wird der dreifache Schaden, den wir durch den Fall unseres Stammvaters im irdischen Paradiese erlitten haben, nämlich die Sünde, der zeitliche Tod und die ewige Verdammnis, in der Kirche, die da der Vorhof des himmlischen Paradieses ist, gehoben und überschwenglich gut gemacht. Durch die Nachlassung der Sünden wird der Tod der Seele entfernt, durch die Auferstehung der Tod des Leibes besiegt und seiner Beute beraubt, durch das ewige Leben wird der ewige Tod beider, der Seele und des Leibes, vernichtet.

Der vorliegende zehnte Glaubensartikel handelt vom ersten der drei genannten Vorteile, von der Nachlassung der Sünden. Derselbe lehrt uns, daß ein jeder in der Kirche und durch die Kirche Sündenvergebung erlangen könne, oder mit andern Worten, daß die katholische Kirche von Jesus Christus, ihrem göttlichen Stifter, die Gewalt und den Auftrag erhalten habe, den reumütigen Sündern an seiner statt und durch Zuwendung seiner unendlichen Verdienste die Sünden wahrhaft nachzulassen, nicht bloß, wie die Neuerer behaupten, zu erklären, dieselben seien von Gott hinweggenommen worden. Diese Gewalt erstreckt sich auf alle Sünden ohne Ausnahme und wird von den Bischöfen und den von ihnen verordneten Priestern durch Erteilung des heil. Sakramentes der Taufe und der Buße, wozu gewissermaßen auch das Sakrament der letzten Ölung gehört, fortwährend ausgeübt. Die hl. Taufe kann auch gültig von Laien, selbst von Irr- und Ungläubigen gespendet werden kraft der sakramentalischen Gewalt, welche Christus in seiner Kirche niedergelegt hat; die Schlüsselgewalt hingegen zur Vergebung der nach der Taufe begangenen Sünden liegt, der Anordnung Christi gemäß, ausschließlich in den Händen

des katholischen Priesteramtes, dem es auch obliegt, als dem von Gott bevollmächtigten Richter, zu urteilen, ob der Sünder in Ansehung seiner bußfertigen Gesinnung der Sündenvergebung würdig sei oder nicht. — Da diese ganze Lehre von der kirchlichen Gewalt, die Sünden nachzulassen, sowie auch von der Art und Weise ihrer Verwaltung in der Folge beim Sakramente der Taufe, der Buße und der letzten Ölung des weitern besprochen werden muß, so darf hier, zur Vermeidung einer unnötigen Wiederholung, von der einläßlichen Erklärung und Begründung derselben ohne Bedenken Umgang genommen werden.

Elfter Glaubensartikel.

„Auferstehung des Fleisches."

In diesem Glaubensartikel ist die Rede von der zukünftigen Auferweckung der Leiber vom Tode zum Leben. Diese Auferweckung der Toten wird im apostolischen Glaubensbekenntnisse „Auferstehung des Fleisches" genannt, damit, wie der römische Katechismus bemerkt, „niemand meine, die Seele sei sogleich mit dem Körper dem Tode anheim gefallen, und beide würden dann wieder in das Leben zurückgerufen werden: da es doch feststeht, daß die Seele unsterblich ist." — Da besagter Auferstehung notwendig der Tod vorhergeht, so folgen zuerst die Fragen über denselben.

1. Tod.

Was geschieht beim Tode des Menschen?

„Die Seele scheidet aus dem Leibe und erscheint vor Gottes Gericht; der Leib aber kehrt in die Erde zurück."

Dieses zweifache Los verkündet uns die hl. Schrift mit klaren Worten: „Der Staub", sagt der Prediger (12, 7.), „kommt wieder zu seiner Erde zurück, wovon er war, und der Geist kehrt wieder zu Gott zurück, der ihn gegeben hat." — Ein Gang auf den Friedhof, ein Blick in das Grab eines Armen und in die Gruft eines Reichen, ein Blick in den vergoldeten Sarg eines Großen dieser Erde bezeugt Tag für Tag die Rückkehr des Leibes zum Staube, zu Moder und Asche. Darum fügt der weise Salomon bei (V. 8.): „Eitelkeit der Eitelkeiten! Alles ist eitel!" — Anders ist das Los der Seele. Als einfaches geistiges Wesen kehrt dieselbe nach der Trennung vom Leibe, den sie belebt, dessen sie sich als eines gefügigen Werkzeuges bedient hat, zu demjenigen zurück, der sie unsterblich erschaffen und mit dem sterblichen Leibe

vereinigt hatte; sie kehrt zu Gott zurück, um aus dessen Hand, je nach ihren Werken im Leibe, Gutes oder Böses zu empfangen. Diese Wahrheit ist im siebenten Glaubensartikel hinlänglich bewiesen und erklärt worden. Der Mensch soll demnach nicht so den Freuden und Genüssen des Lebens sich hingeben, als brauchte er sich dereinst nicht zu verantworten: „Wisse", mahnt der hl. Geist (Pred. 11, 9.), „daß dich Gott überall vor das Gericht führen wird."

Warum müssen alle Menschen sterben?

„Weil alle in Adam gesündigt haben."

Obgleich es dem Leibe von Natur eigen ist, zu sterben und in Staub zu zerfallen, so wären doch die Menschen nicht gestorben, wenn Adam nicht gesündigt hätte; denn erst „durch die Sünde ist der Tod in die Welt gekommen." (Röm. 5, 12.) (Vergleiche die Lehre von der Erbsünde und ihren Folgen.) Nun aber „ist es dem Menschen festgesetzt, einmal zu sterben" (Hebr. 9, 27.), und Christus, der uns vom ewigen Tode erlöst hat, wollte das Gesetz des zeitlichen Todes nicht aufheben: er wollte diese drückende Folge nicht beseitigen, er wollte es nicht aus den heiligsten und weisesten Absichten. Erstens sollten die Schmerzen und Schrecken des Todes, der seit dem Falle unseres Stammvaters unter tausend Gestalten den Adamskindern sich nahet, denselben begreiflich machen, „wie bitter und böse es ist, Gott, seinen Herrn, (durch die Sünde) verlassen zu haben." (Jerem. 2, 19.) Durch die Härte der Strafe sollte das ganze Menschengeschlecht inne werden, welch großes und verabscheuungswürdiges Übel und Vergehen die Sünde ist. — Zweitens wollte uns Christus der Gelegenheit nicht berauben, durch willige und ergebene Ertragung der Schmerzen des Todes und durch großmütige Aufopferung unseres höchsten irdischen Gutes einen überreichen Schatz von Verdiensten zu erwerben. Welch herrlicher Kronen würden so viele hl. Märtyrer entbehren, wenn es ihnen nicht vergönnt gewesen wäre, zu den übrigen Opfern, die sie Gott darbrachten, auch das ihres Lebens hinzuzufügen? — Endlich war es der Wunsch und Wille Christi, daß wir, seine Glieder, durch geduldige Ertragung der Todesschmerzen ihm, unserm Haupte, mehr und mehr ähnlich würden, ihm, der zur Erlösung der Welt selbst den Tod leiden und so durch den Tod den Tod besiegen wollte.

So gewiß es aber ist, daß wir sterben werden, so ungewiß ist der Tag, die Stunde, der Augenblick unseres Todes. Gott hat uns nach seinen weisen, anbetungswürdigen Ratschlüssen diesen entscheidenden Zeitpunkt verborgen. Auch in betreff der Todesstunde gilt demnach der Ausspruch des Heilandes: „Es steht euch nicht zu,

Zeit und Stunde zu wissen, welche der Vater in seiner Macht festgesetzt hat.“ (Apgsch. 1, 7.) Fragen wir nach den Gründen dieses weisen Verfahrens von seiten Gottes, so bieten sich hauptsächlich drei unserer Betrachtung dar. Gott läßt uns im Ungewissen über unsere Todesstunde, — 1) „damit wir ihn um so mehr als höchsten Herrn des Lebens und des Todes ehren und fürchten.“ Nichts ist in der That geeigneter, Gottes allerhöchste Herrschaft über Leben und Tod uns zum Bewußtsein zu bringen und fühlbar zu machen, als der unabweisliche Gedanke: Ich weiß nicht, wann ich sterben werde, der Zeitpunkt meines Todes hängt vom Willen Gottes ab. Werde ich nach einer Reihe von Jahren, Monaten, Tagen, werde ich morgen, heute, in dieser Stunde, im nächsten Augenblicke sterben? Das weiß ich alles nicht, das hängt von Gott ab. Kann man dieses wohl beherzigen, ohne mit dem Propheten Daniel (5, 23.) auszurufen: „Gott ist der Herr, der unsern Odem in seiner Hand hält“? Und wer sollte denjenigen nicht ehren und fürchten, von dessen Wink und Willen Leben und Tod in jedem Augenblicke abhängt? 2) Gott offenbart uns die Stunde des Todes auch darum nicht, „damit wir uns jeden Augenblick zum Tode bereit halten.“ Jesus Christus selbst führt die Ungewißheit der Todesstunde wiederholt als Beweggrund an, sich auf den Tod bereit zu halten. „Sehet zu,“ sagt er, „wachet und betet; denn ihr wisset nicht, wann es Zeit ist . . . Seid wachsam, denn ihr wisset nicht, wann der Herr des Hauses kommt, abends oder um Mitternacht, beim Hahnenruf oder morgens; damit, wenn er ganz unerwartet käme (um euch durch den Tod vor Gericht zu laden), er euch nicht schlafend (d. h. unvorbereitet) finde.“ (Mark. 13, 33—36.) „Seid bereit; denn der Menschensohn wird zu einer Stunde kommen, da ihr es nicht meinet.“ (Luk. 12, 40.) Dieselbe Mahnung giebt er uns in verschiedenen Gleichnissen, namentlich in dem vom bösen Knecht und von den thörichten Jungfrauen. (Matth. 24 und 25.) Durch dieselben zeigt er uns, wie verderblich es ist, an der Vorbereitung auf die Ankunft des Todes es mangeln zu lassen. — Wenn wir nun auch die tägliche Erfahrung zu Rate ziehen, so ruft dieselbe ebenfalls einem jedem laut und eindringlich zu: Sei bereit, du kannst jeden Augenblick sterben! Magst du jung oder alt, reich oder arm, vornehm oder niedrig sein; du kannst jeden Augenblick sterben. Du kannst sterben bei der Tafel, beim Spiel, in heiterer Gesellschaft, auf der Reise, im Theater, mitten im Rausche eines glänzenden Festes.[167] Ein Sturz vom Pferde, eine Feuersbrunst, eine Überschwemmung, der Dolch eines Meuchelmörders, das Gewehr eines unvorsichtigen Freundes, ein unversehener Schlagfluß . . . . kann deinem Leben plötzlich ein Ende machen. Darum halte dich bereit, damit der Tod dich nicht im Zustande der Sünde überrasche.[168] Darin besteht die höchste Lebensweisheit, zum Sterben stets bereit zu sein. — Dieser hohen Weisheit darfst du dich aber nur dann rühmen, wenn du die Sünde sorgsam meidest und ein gottseliges Leben führst. Stirb also Tag für Tag den bösen Gelüsten deines Herzens, stirb den eiteln Gütern und Freuden der Welt, stirb der Sünde: lebe für deine Pflicht, lebe für die Tugend, lebe für Gott, und der Augenblick des plötzlichen Todes wird für dich der rasche Übergang zum bessern ewigen Leben sein.[169]. Handle nie anders, als wüßtest du gewiß, daß der Tod dich plötzlich treffen werde: so, aber auch nur so ist dein ewiges Heil in Sicherheit. Hast du bisher so gehandelt? . . . Fände dich der Tod in diesem Augenblicke bereit, ihm vor Gottes

Gericht zu folgen? . . . Würde er dir die Thore des Himmels erschließen? . . . Bist du nicht bereit, so säume doch nicht länger, dich ernstlich vorzubereiten. „Morgen, morgen," sagst du, und warum nicht heute? Weißt du, daß du morgen noch leben wirst? . . . [170] — 3) Gott hat die Stunde des Todes verborgen, „damit uns die sichere Kenntnis derselben weder zu sehr betrübe und niederschlage, noch auch zum vermessenen Sündigen veranlasse." In der That würde der Gedanke an die Schmerzen und Schrecken der vorhergewußten nahen Auflösung mit jedem Schritte den Menschen begleiten, wie den Missethäter zum Schafot; er würde seine Thätigkeit lähmen, jede Freude des Herzens trüben, selbst den freien, freudigen Aufschwung der Tugend zu Gott öfters hindern. Die sichere Kenntnis eines spätern Todes hingegen würde den Sünder in Sorglosigkeit einwiegen und zum sündigen Lebensgenusse gleichsam auffordern. Mit dem Rufe: „Noch habe ich lange Zeit zu leben, am Ende werde ich mich bekehren," mit diesem frevelhaften Rufe würde der Sünder die Stimme seines Gewissens übertäuben, jede bessere Regung des Herzens ersticken und fort und fort die Sprache der Thoren führen: „Lasset uns des Guten genießen, das noch ist, und hastig des Geschaffenen uns bedienen, da wir noch jung sind. Wir wollen mit Rosen uns bekränzen, ehe sie verwelken." (Weish. 2, 6. 8.)

2. Auferstehung des Fleisches.

Wie lange bleibt der Leib in der Erde?

„Der Leib bleibt in der Erde bis zum jüngsten Tage, wo Gott ihn wieder auferwecken und mit der Seele, von welcher ihn der Tod geschieden hat, für immer vereinigen wird."

Mit den Worten „Auferstehung des Fleisches" bekennen wir, daß alle Menschen in demselben Leibe, den sie jetzt haben, dereinst auferstehen werden. So lehrt die katholische Kirche ausdrücklich im Athanasianischen Glaubensbekenntnisse, worin es heißt, daß bei der Ankunft Jesu Christi, des Weltenrichters, „alle Menschen in ihren eigenen Leibern auferstehen werden." Ganz dieselbe Lehre trägt sie im vierten allgemeinen Konzil vom Lateran vor (J. 1215), und das elfte Konzil von Toledo hatte schon früher (J. 675) gegen die Irrlehrer jener Zeit erklärt: „Wir glauben nicht, daß wir in einem ätherischen oder irgend einem andern Leibe auferstehen werden, sondern in eben demselben, worin wir (jetzt) leben, sind und uns bewegen." (Vgl. S. 568.)

Der Glaube an die Auferstehung des Leibes in dem eben bezeichneten Sinne war nach dem Zeugnisse der hl. Bücher lange vor Christus nicht bloß bei den Hebräern, sondern auch bei andern Völkern bekannt. „Ich weiß," sprach Job, der in Arabien lebte, „ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und ich werde am jüngsten Tage von der Erde auferstehen. Ich werde wieder umgeben werden mit meiner Haut und werde in meinem Fleische meinen Gott

schauen. Ich selbst werde ihn sehen, und meine Augen werden ihn anschauen und kein anderer: diese Hoffnung ruhet in meinem Busen." Eben dieselbe Hoffnung beseelte die sieben makkabäischen Brüder und kräftigte sie in den schauderhaftesten Martern, die sie für das Gesetz Gottes auszustehen hatten. (2. Makk. 7.) „Du Ruchlosester," so sprach der zweite aus ihnen sterbend zu Antiochus, „du nimmst uns zwar das gegenwärtige Leben, aber der König der Welt wird uns, die wir für seine Gesetze sterben, bei der Auferstehung zum ewigen Leben erwecken." Und der dritte bot seine Zunge und Hände den grausamen Schergen dar mit den vertrauensvollen Worten: „Vom Himmel habe ich dieses (diese meine Glieder) erhalten, und für Gottes Gesetze verachte ich es jetzt, denn von ihm hoffe ich es wieder zu erhalten." Auch dem edlen Judas, dem Makkabäer, spendet die hl. Schrift, bei Erwähnung des oben besprochenen Sündopfers für die Gefallenen, das schöne Lob, „daß er in betreff der Auferstehung gut und fromm gesinnt war." „Denn", fügt sie bei, „wenn er nicht gehofft hätte, daß die, welche gefallen, auferstehen würden, so schiene es überflüssig und eitel, für die Verstorbenen zu beten." (2. Makk. 12, 43. 44.) — Diese in mehrern Büchern des alten Testaments niedergelegte, uralte, heilige Lehre von der zukünftigen Auferstehung trug Jesus Christus selbst wiederholt und in den bestimmtesten Ausdrücken vor. „Es kommt die Stunde", sagt er bei Johannes (5, 28. 29.), „in der alle, welche in den Gräbern sind, die Stimme des Sohnes Gottes hören werden. Und es werden hervorgehen, die Gutes gethan haben, zur Auferstehung des Lebens; die aber Böses gethan haben, zur Auferstehung des Gerichtes," d. h. um das Urteil der Verdammung zu vernehmen. — Dieselbe Lehre verkündeten auch die Apostel des Herrn; namentlich der hl. Paulus, sowohl in seinen öffentlichen Reden vor dem hohen Rate und vor dem Landpfleger Felix (Apgsch. 23. 24.), als auch in seinen Briefen an die Römer, Korinther, Philipper und Thessalonicher. Öfters stellt er den Gläubigen diese Wahrheit vor Augen, um sie in den Leiden und Verfolgungen dieses Lebens zu stärken und zu trösten. Er verweist sie auf die Auferstehung Jesu Christi, als den Grund und das Vorbild ihrer einstigen Auferstehung: „Wenn die Toten nicht auferstehen, so ist auch Christus nicht auferstanden." (1. Kor. 15, 16.) Nun aber ist Christus von den Toten auferstanden und zwar in seinem eigenen Leibe auferstanden, also werdet auch ihr, wie er, auferstehen. Denn „der, welcher Jesum Christum von den Toten auferweckt hat, wird auch eure sterblichen Leiber lebendig machen." (Röm. 8, 11.) „Plötzlich, in einem Augenblicke auf den Schall der letzten Posaune (wird es geschehen); denn erschallen wird die Posaune, und die

Toten werden unverweslich auferstehen. Denn dieses Verwesliche (dieser verwesliche Leib) muß anziehen die Unverweslichkeit, und dieses Sterbliche die Unsterblichkeit." (1. Kor. 15, 52. 53.)[171]

Obwohl diese Glaubenslehre voll Geheimnisse für uns ist, so enthält sie doch nichts, was der menschlichen Natur oder der Vernunft entgegen wäre; vielmehr steht dieselbe mit beiden im schönsten Einklange. Da nämlich, wie der römische Katechismus bemerkt, „die Seelen unsterblich sind und als ein Bestandteil des Menschen eine natürliche Hinneigung zu den menschlichen Körpern haben, so müssen wir annehmen, daß es gegen die Natur wäre, wenn sie auf ewig von den Körpern getrennt werden sollten. Weil aber das, was gegen die Natur und gewaltsam ist, nicht lange bestehen kann, so ist es wohl ganz vernunftgemäß, daß sie mit dem Körper (von dem sie der Tod geschieden hat) wiederum vereinigt werden." — „Dieses Beweises", so heißt es daselbst weiter, „scheint sich selbst unser Erlöser bedient zu haben, da er, die Sadduzäer bekämpfend, von der Unsterblichkeit der Seele auf die Auferstehung der Leiber schloß." Als nämlich die Sadduzäer hinsichtlich der Auferstehung der Toten eine verfängliche Frage an ihn stellten, um ihn einer Ungereimtheit in der Lehre beschuldigen zu können, sprach er zu ihnen: „Habet ihr nicht gelesen, was Gott gesagt hat, da er zu euch spricht: Ich bin der Gott Abrahams, der Gott Isaaks, und der Gott Jakobs? Gott ist kein Gott der Toten, sondern der Lebendigen." (Matth. 22, 31. 32.) Diese Worte des Herrn können füglich so gedeutet und ergänzt werden: Ihr, Sadduzäer, leugnet die Auferstehung der Toten, weil ihr nicht an die Unsterblichkeit der Seele glaubt. Nun aber ist die Seele unsterblich; denn stürbe sie mit dem Leibe, so wäre der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, die dem Leibe nach gestorben sind, ein Gott der Toten und nicht, wie er sagt, der Lebendigen. Also lebt die Seele nach dem leiblichen Tode noch fort; folglich wird sie dereinst wieder mit dem Körper, den sie belebte, vereinigt werden, d. h. die Toten werden auferstehen.

Scheint es schwierig, diese Wiedervereinigung der Seele mit ihrem Körper zu vollziehen, so hat Gottes Allmacht diese Schwierigkeit öfters vor aller Augen überwunden. Mehrere Tote erstanden auf das bloße Wort Jesu Chisti: so die Tochter des Jairus, der Sohn der Witwe von Naim, der bereits in Verwesung begriffene Lazarus von Bethanien. Selbst auf das Gebet seiner Diener, der Apostel und anderer Heiligen, kehrten nicht selten die abgeschiedenen Seelen in die erstarrten Leichname zurück, um dieselben neuerdings zu beleben. Wie sollte es für Gott unmöglich sein, am jüngsten Tage die Seelen aller, die von Anbeginn der Welt gelebt haben und gestorben sind, wiederum in ihre Körper zurückzuführen? Wie sollte es demjenigen an Macht gebrechen, unsere in Staub und Asche

zerfallenen Körper wieder aufzuerwecken, der dieselben einst aus dem Nichts hervorgerufen hat? Freilich begreifen wir nicht, wie die Vereinigung der zerstreuten Teile so vieler Körper in einem Augenblicke stattfinde; wir begreifen es um so weniger, da manche derselben von den Flammen verzehrt, von wilden Tieren zerrissen und verschlungen wurden. Dies aber begreifen wir, daß kein Körperteilchen so verborgen ist, daß Gottes allsehendes Auge es nicht entdeckte, und keines so festgebunden, daß Gott es nicht ablösen und zur Wiederherstellung des menschlichen Leibes verwenden könnte.* Ist etwa das Geheimnis der Auferstehung das einzige in dieser Art, das vor unsern Augen vollzogen wird? Sehet! das Samenkorn fällt in die Erde, löst sich in Fäulnis auf. Und was geschieht? Eine lebensfrische Pflanze geht aus dem verwesten Samen hervor, blüht herrlich und trägt die schönsten Früchte. Schon der hl. Paulus bedient sich dieses Gleichnisses, um zu zeigen, wie thöricht diejenigen sind, welche da ungläubig fragen: Wie kann der verwesene, in Millionen Teilchen aufgelöste Körper wieder auferstehen? „O du Thor", spricht er, „was du säest, das lebt nicht auf, wenn es nicht zuvor stirbt." (1. Kor. 15, 36.) Der Apostel will sagen, jene Auflösung oder Verwesung des Körpers sei gerade eine unerläßliche Vorbedingung der Auferstehung, wie die Verwesung des Samenkorns zum Keimen der Pflanze. — Stirbt ferner nicht auch die Natur vor unsern Augen im Spätherbst ab, starrt sie nicht die rauhen Wintermonte hindurch wie im Todesschlafe, um dann beim ersten Lerchenschlag, beim milden Blick der Frühlingssonne wieder zu erwachen, neu aufzuleben, kräftiger und schöner zu grünen und zu blühen? Und wer kennt nicht das sprechende Bild der einstigen Auferstehung, die geheimnisvolle Umwandlung der Raupe? Als ungestalteter, ekelhafter Wurm spinnt sich dieselbe, des kriechenden Lebens müde, ihr eigenes Grab, ruht Monate lang regungslos darin, durchbricht alsdann den öden Sarg und wiegt sich als prangender Schmetterling froh in den sonnigen Lüften. — Sollte Gott, der allweise Urheber der Natur, diese Bilder der Auferstehung umsonst vor unsere Augen hingestellt haben? Nein; wir werden auferstehen! Der Glaube verbürgt es uns, die Vernunft stimmt jubelnd bei, die sichtbare Natur erinnert uns daran. Wir werden auferstehen! Diese untrügliche Hoffnung ruhet in unserm Busen.

---

* „Wie sollte dem Allwissenden etwas verborgen sein, oder dem Allbewegenden etwas dergestalt entfliehen, daß er es nicht zurückrufen könnte?" fragt der hl. Augustin im Buche 22. Kap. 20. von der „Stadt Gottes", wo er in betreff der Auferstehung der Toten auf verschiedene Fragen und Einwendungen antwortet. Wir entnehmen demselben noch folgendes aus Kap. 19: „Was mißgestaltet geboren war, wird so ins Leben zurückkehren, daß die Substanz zwar vollkommen ergänzt, dennoch alle Mißgestalt daraus verbannt sein wird. Die Häßlichkeit also, die aus dem Mißverhältnisse entspringt, wird dann nicht stattfinden; wo, was schlecht ist, verbessert, was minder ist, als es sich geziemt, aus einer dem Herrn bekannten Fülle ergänzt, und was über die Gebühr vorhanden ist, dergestalt hinweggenommen wird, daß dabei dennoch der ganze Körper in seiner Vollendung besteht." — Aus Kap. 14: „Was sollen wir von den Kindern sagen, außer daß sie nicht in einem so kleinen Leibe auferstehen werden, als jener war, in welchem sie starben, sondern daß sie jenes, was ihnen in der Zeit zuwachsen sollte, durch eine wunderbare und schnelle Wirkung des göttlichen Willens empfangen werden?"

Warum werden unsere Leiber wieder auferstehen?

1) „Damit auch der Leib teil nehme an dem Lohne oder an der Strafe, wie er teil hatte an der Ausübung guter oder böser Werke."

Wie Gott den Dienst des ganzen Menschen, zunächst den Dienst der Seele und durch die Seele den des Leibes fordert, so wird er auch den verdienten Lohn dem ganzen Menschen, zunächst der Seele und durch die Seele auch dem Leibe zukommen lassen. Darum lehrt der Apostel: „Wir alle müssen erscheinen vor dem Richterstuhle Christi, damit ein jeder, je nachdem er in seinem Leibe Gutes oder Böses gethan hat, darnach empfange." (2. Kor. 5, 10.) Der hl. Paulus will nach dem hl. Chrysostomus (Homil. 10. üb. d. 2. Korintherbr.) mit diesen Worten sagen: „Was ein Werkzeug der Tugend oder des Lasters gewesen, das wird nicht von dem Lohne oder der Strafe ausgeschlossen bleiben; sondern mit der Seele wird auch der Leib entweder Qual oder Belohnung empfangen." Nach der Erklärung desselben hl. Lehrers ergiebt sich hieraus ein neuer Beweis dafür, daß ein jeder in eben demselben Leibe auferstehen wird, dessen er sich im Leben als eines Werkzeuges zum Guten oder zum Bösen bedient hat. „Es giebt Irrlehrer," sagt er daselbst, „die da behaupten, es werde ein ganz anderer Leib auferstehen. Wie kann das bewiesen werden? Hat ein anderer gesündigt, und soll ein anderer bestraft werden? Oder hat ein anderer Gutes gethan, und soll ein anderer dafür belohnt werden? Unsere Leiber werden auferstehen."

2) „Damit der Sieg Christi über den Tod vollständig sei."

Christus hat durch sein Leiden und Sterben für uns den ewigen, und durch seine Auferstehung für sich den zeitlichen Tod besiegt; es bleibt also noch übrig, daß er auch für uns den zeitlichen Tod nicht nur dem Verdienste nach, sondern auch in der That besiege, d. h. daß er durch die wirkliche Auferweckung unserer Leiber, die vom Apostel „Glieder Christi" (1. Kor. 6, 15.) genannt werden, dem zeitlichen Tode die letzte Beute entreiße. So lehrt der Apostel, indem er spricht: „Wann dieses Sterbliche (unser sterbliches Fleisch) angezogen hat die Unsterblichkeit; dann wird erfüllet werden das Wort, das geschrieben steht: Verschlungen ist der Tod im Siege! Tod, wo ist dein Sieg?" (1. Kor. 15, 54. 55.) Im selben Augenblicke, wo die Gerechten zum ewigen Leben erstanden sein werden, ist der Tod im Siege verschlungen, d. h. nach der Auslegung des hl. Chrysostomus, „er hört ganz auf; es bleibt keine Spur von ihm übrig; es bleibt demselben keine Hoffnung, je wiederzukehren, da das Unverwesliche das Verwesliche verschlungen hat." Mit bestem Grunde ruft daher der Apostel

voll heiliger Begeisterung, gleichsam des niedergeworfenen Feindes spottend aus: „O Tod, wo ist dein Sieg?“ Dahin, verloren auf immer, vernichtet ist dein Stachel. Umsonst ist alles, was du gethan. Alles, alles ist deinen Fesseln entrissen! Alle Feinde sind dem großen Sieger unter die Füße gelegt; „der letzte Feind aber, der vernichtet wird, ist der Tod.“ (1. Kor. 15, 26.)

Werden alle Menschen auferstehen?

„Ja, alle Menschen werden auferstehen, sowohl die guten, als die bösen.“

Daß sowohl die Guten, als auch die Bösen am jüngsten Tage auferstehen werden, bezeugt Jesus Christus selbst mit den oben (S. 736.) angeführten Worten. Schon der Prophet Daniel sah diese allgemeine Auferstehung im Geiste vorher. „Die Menge derer,“ spricht er (12, 2.), „die im Staube der Erde schlafen, werden aufwachen, einige zum ewigen Leben und einige zur Schmach, um sie ewig zu schauen.“ Dieses erheischt die gerechte Vergeltung, welche nach obigem Zeugnis des Apostels darin besteht, daß „ein jeder empfange, je nachdem er in seinem eigenen Leibe Gutes oder Böses gethan hat.“ Und da diese Vergeltung, wie im folgenden Glaubensartikel wird bewiesen werden, eine ewige ist, so werden die einen und die andern auferstehen, um nicht mehr zu sterben. Deshalb heißt es in der hl. Schrift von den Gerechten: „Der Tod wird (für sie) nicht mehr sein, noch Trauer, noch Klage, noch Schmerz.“ (Offb. 21, 4.) Von den Bösen aber steht geschrieben: „Der Herr, der Allmächtige, wird preisgeben dem Feuer und den Würmern ihr Fleisch, daß sie brennen und es fühlen in Ewigkeit.“ (Judith 16, 20. 21.) Die Gottlosen werden voll Verzweiflung „den Tod suchen, aber nicht finden, sie werden begehren zu sterben, und der Tod wird vor ihnen fliehen.“ (Offb. 9, 6.)

Werden alle Leiber der Erstandenen gleich sein?

„Nein, die Leiber der Bösen werden elend, die Leiber der Guten aber werden verklärt und dem verherrlichten Leibe Jesu Christi ähnlich sein.“

„Wir werden zwar alle auferstehen, nicht alle aber verwandelt (verherrlicht) werden,“ sagt der hl. Paulus (1. Kor. 15, 51.) und stellt hiermit sowohl die Ungleichheit, als auch das unterscheidende Merkmal der auferstandenen Leiber, die Verklärung und Nichtverklärung, als Glaubenslehre hin. Die Gestalt und Beschaffenheit der Leiber wird genau dem Los und der Beschaffenheit der Seele entsprechen, von der sie neuerdings belebt werden. Die Leiber der Verdammten, von der göttlichen Gerechtigkeit bestimmt, das Maß der Verdammnis auszufüllen, welches die

Seele im Leibe und zum Teil vermittelst des Leibes verdient hat, werden zwar, wie alle Leiber der Erstandenen, nicht mehr sterben und verwesen, jedoch so beschaffen sein, daß sie der verworfenen Seele zur ewigen Schmach und zur ewigen Qual gereichen. Sie werden tragen das Gepräge der Laster, deren dienstwillige Werkzeuge sie gewesen, tragen das Brandmal des Fluches Gottes und der ewigen Verdammung: Himmel und Hölle werden beim Anblick derselben erkennen, wie häßlich und verrucht die Seele ist, die sie im zeitlichen Leben mißbraucht hat, und wie erschrecklich die Strafe, welche dafür über dieselbe gekommen. — Ganz anders aber ist die Gestalt und Beschaffenheit der erstandenen Leiber der Gerechten. Durch sie soll nach den Ratschlüssen der lohnenden Gerechtigkeit und Güte Gottes das Maß jener unbeschreiblichen Seligkeit voll werden, welche sich die Auserwählten durch den gottwohlgefälligen Gebrauch ihrer Glieder und die vielen Abtötungen ihrer Gelüste verdient haben. Ehre, Herrlichkeit, Freude wird von den verklärten Leibern ausstrahlen und die Schönheit, Tugend und überfließende Wonne der heiligen Seele wunderbar bekunden. Um uns einen Begriff von der Herrlichkeit des verklärten Leibes zu geben, stellt sie der Apostel der Schönheit des verklärten Leibes Christi gegenüber. „Jesus Christus," sagt er, „wird den Leib unserer Niedrigkeit umgestalten, daß er gleichgestaltet sei dem Leibe seiner Herrlichkeit." (Phil. 3, 21.)

Für die Beschwerden und Leiden, welche die Gerechten Gott zu lieb erduldet, für den Tod, den sie aus seiner Hand angenommen oder von ruchlosen Menschen um des Glaubens und der Tugend willen erlitten haben, erfreut sich nun ihr Leib, zufolge der Wiedervereinigung mit der heiligen Seele, der glorreichen Unverweslichkeit, d. h. der Unsterblichkeit und Unfähigkeit zu leiden. Deshalb sagt der Apostel (1. Kor. 15, 42—44.): „Gesäet (in die Erde, ins Grab gelegt) wird (der Leib) in Verweslichkeit, auferstehen wird er in Unverweslichkeit." Und in der geheimen Offenbarung (21, 4.) heißt es: „Jede Thräne wird Gott von ihren Augen trocknen; der Tod wird nicht mehr sein, aufhören werden Trauer, Klage und Schmerz." — Für die Dunkelheit, in der sie lebten, für die Schmach des Kreuzes, die sie liebten und begierig aufsuchten, ist den Gerechten nun zu teil geworden unbeschreibliche Klarheit: denn „gesäet wird der Leib in Unehre, auferstehen wird er in Herrlichkeit." „Die Gerechten werden leuchten wie die Sonne im Reiche ihres Vaters"; so bezeugt unser Heiland (bei Matthäus 13, 43.). Und dieser Glanz der Verklärung wird um so herrlicher sein, je größer die Schmach war, die sie auf Erden um Jesu willen ertragen, je größer überhaupt die

Heiligkeit war, in der sie gelebt hatten. „Die Sonne," sagt der Apostel, „hat eine andere Klarheit, eine andere der Mond, eine andere die Sterne; denn ein Stern ist sogar vom andern an Klarheit verschieden, und so verhält es sich auch mit der Auferstehung der Toten." (Das. 15, 41.) — Zur Belohnung für die Gott so wohlgefällige, durch unausgesetzten Kampf wider die Begierlichkeit des Fleisches errungene Herrschaft über ihren Leib ist dieser nun begabt mit geistähnlicher Behendigkeit und Feinheit, nach den Worten des Apostels: „Gesäet wird er in Schwachheit, auferstehen wird er in Kraft (kräftig, behende, schnellbeweglich wie der Blitz, ohne jemals zu ermatten); gesäet wird ein tierischer Leib, auferstehen wird ein geistiger (ein feiner, geschmeidiger, durch keinen körperlichen Widerstand hemmbarer) Leib." Vermöge der Behendigkeit wird der Leib von der Last, die ihn jetzt niederdrückt, befreit und gehorsamt dem leisesten Winke der ihn belebenden und durchdringenden Seele; denn wie die Seele im Himmel auf das allervollkommenste dem Schöpfer gehorcht, so wird auch der Leib der Seele gehorchen. „Wohin immer der Geist will," sagt der hl. Augustin (Stadt Gottes, Bch. 22. K. 30.), „da wird alsogleich auch der Leib sein." — Diese Gabe, wodurch der verherrlichte Leib mit aller Leichtigkeit schneller als das Licht, schnell wie der Gedanke alle Räume des Weltalls durchfliegt und bis zum Thron des Allerhöchsten sich erschwingt, diese wunderbare Gabe der Behendigkeit oder Beweglichkeit erhält ihre Vollendung durch die Gabe der Feinheit oder Geistigkeit, einer Gabe, die, wiewohl sie dem Leibe seine Gestalt und Ausdehnung läßt, denselben dennoch befähigt, nicht bloß durch die Räume, sondern selbst durch die festen, von Natur undurchdringlichen Körper zu dringen; gerade so wie der Leib des auferstandenen Sohnes Gottes durch die Felsen drang, die seinen Leichnam einschlossen, und wie er durch die verriegelte Thür in den Speisesaal eintrat, wo die Apostel versammelt waren.

Diese vier Eigenschaften, wodurch die verklärten Leiber würdige Wohnungen auserwählter Seelen, neue, schönere Tempel des hl. Geistes, sprechende Nachbilder des verklärten Leibes Christi werden, machen dieselben überaus ehrwürdig. Die Kirche, beseelt von der Hoffnung, daß die Leiber ihrer Kinder einstens der hohen Ehre der Verklärung teilhaftig werden, behandelt dieselben schon jetzt mit großer Ehrfurcht. Sie weist den Verblichenen im Tempel Gottes selbst, am Fuße der Altäre, oder in der Nähe desselben eine geweihte Ruhestätte (Kirchhof) an, schmückt deren Sarg, umgiebt ihn mit brennenden Kerzen und duftendem Weihrauch, begleitet denselben unter Gebet, heiligen Gesängen und dem Geläute der

Glocken zum Gottesacker, wo die Leiber der Gerechten dem Samenkorn gleich verwesen sollen, um dereinst unverweslich wieder aufzusprossen, in ewiger Jugendfrische zu blühen und das Paradies Gottes zu zieren. Die Kirche segnet das Grab derjenigen, welche in ihrem Schoße entschlafen sind, weil sie in den sterblichen Überresten derselben die vielfach geweihten und geheiligten Trümmer des vom Tode zerstörten, aber durch Gottes Allmacht schöner und herrlicher wiederherzustellenden Tempels des hl. Geistes betrachtet. — Möge die tiefbegründete Gesinnung der Ehrfurcht gegen die Verstorbenen und gegen ihre Ruhestätten, wie wir dieselbe an unserer hl. Mutter, der Kirche, wahrnehmen, auch uns, ihre Kinder, antreiben, die Toten und die Gräber stets in gebührenden Ehren zu halten!

Nutzanwendung.

1) Der Glaube und die Hoffnung der zukünftigen glorreichen Auferstehung ist eine unversiegbare Quelle des Trostes und der Stärkung in den Leiden dieses Erdenlebens. — Mag Armut, Not und Erniedrigung, mag Verachtung, Spott und Hohn, mag Trübsal, Verfolgung und Schmerz dein Los sein; mag Verlust zeitlicher Güter, Verlust der Gesundheit, Verlust der Freunde und Angehörigen dich hart betreffen; mag selbst der Tod sich nahen, der Trost des geduldigen Job wird auch dein Trost sein: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und daß ich am jüngsten Tage wieder auferstehen werde." Meine Armut, meine Niedrigkeit hält mich nicht im Grabe zurück, ich werde auferstehen; meine Feinde, Neider und Verfolger werden meine Auferstehung um keinen Augenblick verzögern, „ich weiß, daß mein Erlöser lebt"; meine jetzigen Gebrechen, meine Leiden und Schmerzen werden aufhören, und ich werde mit diesen meinen Augen denjenigen schauen, der mich zu einem bessern Leben erwecken und jede meiner Thränen trocknen wird. — Auch meine Freunde werden auferstehen; meine Angehörigen, meine Geschwister, meine lieben Eltern werden auferstehen; denn ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und daß er auch sie mit sich aus dem Grabe herausführen wird; ich weiß, daß ich auch sie wiedersehen werde, und (ich hoffe zu Gott) in der Herrlichkeit und im Glanze der Verklärung. Im Lichte des Glaubens an die Auferstehung erscheinen uns die Hingeschiedenen nicht als verloren, sondern als gerettet und zur Verherrlichung aufbewahrt. Dieses war auch der Trostgrund, welchen der hl. Paulus den Thessalonichern vor Augen hielt, damit sie ihre Trauer um die Verstorbenen christlich mäßigten. „Wir wollen euch, Brüder," schreibt er (Thess. 4, 12. 13.), „nicht in Ungewißheit lassen über die Entschlafenen, daß ihr

nicht betrübt seid, wie die übrigen, die keine Hoffnung (der einstigen glorreichen Auferstehung) haben. Denn wenn wir glauben, daß Jesus gestorben und auferstanden ist, so wird auch Gott die, welche in Jesu entschlafen sind, mit ihm herausführen." — Daß die Hoffnung der Auferstehung auch eine Quelle höhern Mutes und übernatürlicher Kräftigung sei, lehrt derselbe Apostel im Briefe an die Hebräer (11, 35—38.), wo er schreibt, daß die Heiligen, „um die bessere Auferstehung zu erlangen", Verbannung, Kerker, vielfältige Marter und den grausamsten Tod ausgestanden haben. Auch die Geschichte der christlichen Kirche legt vollgültiges Zeugnis dafür ab. Was bevölkerte die Wüsteneien Ägyptens und die düstern Grotten Palästinas, was die Einöden und tiefen Wälder des Abendlandes mit Einsiedlern? Was rief die zahllosen Klöster ins Dasein, worin gebrechliche Menschen ein engelgleiches, himmlisches Leben führten? Was überfüllte die Gefängnisse und Gerichtshöfe, die Richtstätten und Amphitheater der heidnischen Tyrannen mit todesmutigen Blutzeugen Christi? [172] Was gab so vielen Millionen von Christen jeden Standes, Alters und Geschlechtes Kraft genug, um Christi willen Tag für Tag sich selbst abzusterben? Es war die zuversichtliche Hoffnung der seligen Auferstehung.

2) Wer der zukünftigen Wiedererweckung gedenkt, wird übrigens nicht bloß Trost und Stärke in der Trübsal finden, sondern auch im blühendsten Glücksstande, inmitten der Ehren und Freuden dieser Erde seine Seele vor Sünde bewahren. In der That, wie sollte der die vergänglichen Güter und Freuden unordentlich lieben, der jenseits ewige erwartet? Wie könnte den nach weltlichem Glanze gelüsten, der den Glanz der Verklärung hofft? Wie könnte der seine Augen, seine Ohren, seine Zunge, seine Hände, seine übrigen Sinne und Glieder durch Sünde entehren, der lebhaft glaubt und zuversichtlich hofft, daß diese seine Augen den Herrn der Glorie, die unzähligen Scharen der Seligen in der Herrlichkeit der Verklärung schauen, diese seine Ohren den ewigen Lobgesang der Auserwählten hören, diese seine Zunge in das begeisterte „Heilig, Heilig, Heilig" einstimmen, daß alle seine Glieder, von unaussprechlicher Wonne durchströmt, an der Unsterblichkeit, Klarheit, Behendigkeit und Geistigkeit der gottanschauenden Seele teil haben werden? — So lasset uns denn, meine Christen, im Glauben und in der Erwartung der zukünftigen Auferstehung alle unsere Glieder „dem Dienste der Gerechtigkeit zur Heiligung (d. h. zur Ausübung heiliger und gerechter Handlungen) hingeben" (Röm. 6, 19.); lasset uns im sterblichen Fleische das Leben Jesu Christi leben, damit wir am großen Auferstehungstage und die ganze Ewigkeit hindurch an der Herrlichkeit seines verklärten Leibes teil nehmen mögen!

Zwölfter Glaubensartikel.

1. Himmel.

„Und ein ewiges Leben. Amen."

Was lehrt uns der zwölfte Artikel des Glaubensbekenntnisses?

„Er lehrt uns, 1) daß es nach diesem Leben ein anderes, ewig dauerndes Leben giebt; 2) daß in demselben die Gerechten eine ewige Glückseligkeit genießen werden."

1) Mit den Worten „ein ewiges Leben" bekennen wir im allgemeinen (was bereits bei der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele und der Auferstehung des Fleisches erwiesen worden) das Fortleben der Seele und des Leibes, d. h. des ganzen und eines jeden Menschen im Jenseits. Durch dieses Bekenntnis erheben wir demnach, auf das Ansehen Gottes gestützt, feierlich Einsprache gegen das unsinnige und gottlose Gerede: „Mit dem Tod ist alles aus," verwerfen und verdammen diesen schändlichen Grundsatz der Sinnenmenschen aller Zeiten. — Wir bekennen mit den genannten Worten

2) insbesondere, daß dieses im Jenseits fortdauernde Leben für die Gerechten ein Leben seliger Freude im Himmel ist, und dieses letztere Bekenntnis macht hauptsächlich den Inhalt des vorliegenden Glaubensartikels aus. In der That ist „das ewige Leben" nach der Redeweise der hl. Schrift gleichbedeutend mit der ewigen Seligkeit des Himmels, welche die Gerechten zum Lohne ihrer guten Werke empfangen werden. Die Frage: „Was soll ich thun, um selig zu werden oder in den Himmel zu kommen?" lautet (bei Luk. 18, 18.): „Was soll ich thun, um das ewige Leben zu erlangen?" Wer um Jesu willen alles verläßt, der wird selig werden, heißt (nach Matth. 19, 29.): „Der wird das ewige Leben besitzen." Den Gerechten ist die ewige Seligkeit verheißen, drückt der hl. Johannes (1. Br. 2, 25.) folgendermaßen aus: „Das ist die Verheißung, die er (Christus) uns gegeben hat, das ewige Leben"; und Christus selbst sagt (bei Matth. 25, 46.): „Die Gerechten werden eingehen in das ewige Leben," d. h. in die ewige Glückseligkeit. Ganz im selben Sinne schreibt auch der hl. Paulus an die Römer (6, 22.): „Befreiet von der Sünde, Knechte Gottes geworden, habt ihr zu euerer Frucht die Heiligung, zum Ende des ewige Leben," d. h. die ewige Seligkeit. Das Ende, worauf alle unsere Bestrebungen sich beziehen sollen, ist kein anderes, als unsere ewige Glückseligkeit im Himmel. „Denn was anderes

ist unser Ziel und Ende," sagt der hl. Augustin (Stadt Gottes am Schlusse), „als zu jenem Reiche zu gelangen, dessen kein Ende sein wird?" Sehr passend bildet daher dieser Artikel den Schluß des apostolischen Symbolums; es ist der Schlußstein des göttlichen Glaubensgebäudes, dessen Eckstein Christus ist, dessen Gipfel in den Himmel hineinragt und im Unendlichen seine Vollendung findet.

Worin besteht die ewige Glückseligkeit der Gerechten?

1) „Sie sehen Gott, wie er ist, und sind mit ihm in der innigsten Liebe vereinigt; 2) mit dieser Anschauung und Liebe Gottes ist der Besitz alles Guten, ewige Freude und Herrlichkeit in der Gemeinschaft aller Engel und Heiligen verbunden."

Das Maß der himmlischen Glückseligkeit ist Übermaß; keine menschliche Zunge vermag es auszusprechen, kein sterblicher Geist es zu fassen, wie groß, wie überschwenglich dieselbe ist. Selbst der Apostel, welcher in den dritten Himmel verzückt war, fand in der menschlichen Sprache keine Ausdrücke, um die dortige Freude zu schildern. Sehr treffend bemerkt daher der hl. Augustin:* „Es ist leichter zu sagen, was im Himmel nicht ist, als was darin ist. Dort ist kein Tod, keine Trauer, keine Ermattung, keine Schwäche, kein Hunger, kein Durst, keine Hitze, keine Krankheit, kein Gebrechen, keine Betrübnis, keine Traurigkeit. Sehet, das alles findet sich dort nicht. Wollet ihr wissen, was dort ist? „„Kein Auge hat es gesehen, kein Ohr hat es gehört, und in keines Menschen Herz ist es gekommen, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben."" (1. Kor. 2, 9.) Stellet alle die vielgepriesenen Seligkeiten der Welt zusammen, die Seligkeit des Besitzes aller irdischen Schätze, die Seligkeit aller Würden und Ehrenstellen, aller Freuden und Vergnügungen eines weltlichen Lebens; vermehret diese Seligkeiten hundert-, tausend-, millionenmal, vermehret sie so vielmal, als ihr wollet und möget: das alles kommt nicht in Vergleich mit der unendlichen Glückseligkeit des Himmels. Vergleichet die himmlischen Freuden gemäß der hl. Schrift mit einem überaus herrlichen Feste, einem glanzvollen, ewigen Freudenmahle: ihr bleibet noch himmelweit hinter der Wahrheit zurück. Nennet sie das Freisein von jeglichem Übel, die Fülle aller Güter: ihr habet damit noch zu wenig gesagt. „Nicht der Besitz aller Güter zusammen," sagt der hl. Augustin, „sondern mehr noch, die Quelle und der Ursprung aller Güter, der Besitz Gottes selbst wird das Erbteil der Heiligen sein." [[173]]

---

* Serm. de Symb. ad Catechum. c. 12.

1) Wie schon aus dem Gesagten ersichtlich ist, besteht die vorzüglichste Glückseligkeit der Gerechten, die man auch die wesentliche zu nennen pflegt, in dem Besitze Gottes, d. i. in der klaren, unverschleierten Anschauung Gottes und in der glühenden, wonnevollen Liebe, die aus derselben entspringt. (Vgl. röm. Katech.) Diese Glückseligkeit reicht für sich allein hin, die heiligen Seelen ganz zu befriedigen, ihren Durst nach dem höchsten Gute vollkommen zu stillen, sie in ein unbegrenztes Meer von himmlischer Freude zu versenken und mit ewigem Frieden zu beglücken. Denn welches Gut könnte jenem noch abgehen, der Gott, das höchste, vollkommenste Gut, besitzt? — Was die Anschauung Gottes betrifft, so unterscheidet sich dieselbe von der Erkenntnis, die wir hienieden von Gott, von seiner unendlichen Vollkommenheit und Schönheit haben. „Jetzt sehen wir (Gott) durch einen Spiegel rätselhaft, alsdann aber von Angesicht zu Angesicht; jetzt erkenne ich stückweise, dann aber werde ich erkennen, so wie ich auch erkannt bin." (1. Kor. 12, 13.) Das heißt, jetzt erkennen wir Gott aus seinen Werken, in denen die Vollkommenheiten desselben sich abspiegeln, dann aber werden wir ihn seiner Wesenheit nach schauen: jetzt erkennen wir, wie die Werke Gottes, so auch Gott selbst nur in Bruchstücken; dann aber werden wir mit einem Blicke seine ganze unendliche Wesenheit erschauen auf ähnliche Weise, wie Gott uns erschaut, dessen Auge an uns und in uns nichts, auch die innigste Wesenheit nicht, entgeht. (Vgl. S. 3. 4.) Da aber dieses Schauen der göttlichen Wesenheit, diese klare, unmittelbare Anschauung Gottes die natürlichen Kräfte jedes vernünftigen Geschöpfes, selbst der Cherubim und Seraphim weit übersteigt, so will uns Gott in seiner unendlichen Güte mit dem besonders gnadenvollen Lichte der Glorie zu hilfe kommen, damit wir in seinem Lichte der Glorie das ewige, wesenhafte Licht, die göttliche Wesenheit, schauen. (Ps. 35, 10.) Beim matten Schimmer einer Lampe vermag unser leibliches Auge nur wenige, ihm naheliegende Gegenstände zu schauen; die Sonne geht auf, und dasselbe Auge sieht den Himmel und die Erde weit und breit, sieht die Sonne selbst: in ihrem Lichte sieht es ihr Licht. So vermag auch das Auge der Seele, in den engen Grenzen der Leiblichkeit gleichsam eingeschlossen, beim schwachen Leuchten der Vernunft nur weniges von den Werken Gottes und von Gott selbst zu erkennen; das Licht der Glorie wird aufgehen, und die Seele vermag sofort alle Werke Gottes und Gott selbst zu erschauen.* —

* Die Lehre, daß die Seligen im Himmel durch einen besonders gnadenreichen, göttlichen Einfluß auf ihr Erkenntnisvermögen, den man das Licht der Glorie nennt, zur Anschauung der Wesenheit Gottes befähigt werden, ist keineswegs bloße Schulmeinung. Unter den vom allgemeinen Konzil von

Aus dieser anschauenden Erkenntnis und glühendsten Liebe, aus diesem Besitze Gottes, wodurch wir innigst mit ihm vereinigt werden, entsteht alsdann jene wunderbare Ähnlichkeit der Seele mit Gott, von welcher der hl. Apostel Johannes spricht, und die er gleichfalls von der klaren Anschauung desselben herleitet. „Wir wissen," sagt er, „daß wir, wenn er erscheinen wird, ihm ähnlich sein werden; denn wir werden ihn sehen, wie er ist." (1. Joh. 3, 2.) Auf ähnliche Weise wird der Tautropfen ein Abbild der Sonne, die ihn bescheint, und das Eisen gleicht dem Feuer, von dem es durchglüht wird. In diesem Sinne sagt auch der römische Katechismus, „daß wir gleichsam wie Götter sein werden; indem jene, welche der Anschauung Gottes genießen, obgleich sie ihre Wesenheit beibehalten, dennoch eine wunderbare und beinahe göttliche Gestalt anziehen, so daß man sie eher für Götter, als für Menschen halten möchte." — Alles, was bisher von der wesentlichen Glückseligkeit gesagt worden ist und jemals gesagt werden kann, liegt in dem einen inhaltsschweren Worte: die Auserwählten werden glückselig sein wie Gott selber, zwar nicht in demselben (unendlichen) Maße, aber auf dieselbe Weise, nämlich durch die Anschauung und Liebe der einen wesentlichen Schönheit, durch deren ewige Anschauung und Liebe Gott selbst glücklich ist.

2) Mit dieser Anschauung und Liebe Gottes und der daraus entspringenden Seligkeit sind noch andere überreiche Güter, ewige Freude und Herrlichkeit in der Gemeinschaft aller Engel und Heiligen verbunden. Diese Güter, Vorzüge und Freuden sind gleichsam eine Zugabe des unendlich freigebigen Gottes, der seinen auserwählten Dienern und Freunden mit vollem, gerütteltem Maße vergilt, was sie auf Erden für ihn gethan und ausgestanden haben. Die Seligkeit, welche aus dem Besitze derselben entspringt, heißt die außerwesentliche. Auch diese Glückseligkeit ist so vielfach und erhaben, daß wir uns bei der Betrachtung derselben gedrungen fühlen, mit Staunen und Anbetung auszurufen: „Wie vielfältig ist deine Barmherzigkeit, o Gott!" (Ps. 35, 8.) „Wie groß und wie viel ist deine Süßigkeit, Herr, die du aufbewahrt hast denen, die dich fürchten!" (Ps. 30, 20.) „Sie werden mit Lobgesang nach Sion kommen, ewige Freude auf ihren Häuptern" (Js. 51. 11.), und „werden trunken werden vom Überflusse deines Hauses, und mit dem Strome deiner Wonne wirst Du sie tränken" (Ps. 35, 9.); „sie werden leuchten wie der Glanz des Firmamentes" (Dan. 12, 3.), und „ein herrliches Reich und eine zierliche

---

Vienne verworfenen Sätzen (der Beguarden und Beguinen) lautet der fünfte folgendermaßen: „Die Seele bedarf nicht des Lichtes der Glorie, um zur Anschauung und zum seligen Genusse Gottes erhoben zu werden."

Krone aus deiner Hand empfangen." (Weish. 5, 17.) — Wie hienieden Leiden und Trübsal, so wird jenseits den Auserwählten Wonne und Freude von allen Seiten zuströmen: Wonne und Freude von ihrem verherrlichten Leibe; Wonne und Freude von der Lieblichkeit und Pracht des himmlischen Jerusalems, das sie bewohnen; Wonne und Freude von Jesus, ihrem Heiland und Könige, dessen göttlich huldvolles Antlitz sie liebend schauen; Wonne und Freude von Maria, ihrer Mutter und Königin, deren unaussprechliche Schönheit sie entzückt; Wonne und Freude von dem erhabenen Throne, den sie selbst einnehmen, von der glänzenden Krone, die auf ihrem Haupte strahlt; Wonne und Freude von dem Lobgesange der himmlischen Heerscharen; Wonne und Freude vom Anblick der Herrlichkeit ihrer triumphierenden Brüder. Wonne und Freude wird den Eltern zuströmen vom Glanze ihrer verklärten Kinder; Wonne und Freude den Kindern von der Herrlichkeit ihrer seligen Eltern. Und diese vielfache Wonne und Freude wird noch vervielfältigt durch die innigste Liebe, welche die Engel und Heiligen alle umschlingt und fremde Seligkeit zur eigenen macht. Mit Recht sagt daher der hl. Augustin, ein jeder werde den Himmel so vielfach besitzen, als er Genossen und Brüder der Seligkeit hat. — O Stadt Gottes, o himmlisches Paradies, wie schön bist du, wie unaussprechlich selig sind deine Bewohner! Christ, wer du immer sein magst, richte deinen Blick zum Himmel! Verlangst du Schönheit? Dort wirst du glänzen wie die Sonne. Verlangst du Ehre und Reichtum? „Ehre und Reichtum sind im Hause des Herrn." (Ps. 111, 3.) Verlangst du Freiheit und Stärke? Dort wirst du an Behendigkeit und Kraft den Engeln gleichen. Verlangst du frisches Leben? Dort blüht ewige Jugend. Verlangst du Labsal? Dort wirst du die unsichtbare Speise der Engel genießen und deinen Durst stillen mit dem Becher ungetrübter Freude. Verlangst du lieblichen Wohlklang? Dort singen die Chöre der Seligen das frohe Alleluja. Verlangst du Gesellschaft und Freundschaft? Dort ist die Gemeinschaft der Heiligen. Alles, alles, was du verlangen darfst, und mehr, als du hienieden zu verlangen im stande bist, wirst du dort finden.

Was die allseitige Beseligung der Auserwählten vollendet, ist das klare Bewußtsein und die unfehlbare Einsicht, daß die Seligkeit, in deren Besitz sie sind, nach der ganzen ungeschmälerten Fülle ewig dauern wird. Denn könnte die Heiligen auch nur die leiseste Ahnung oder Furcht beschleichen, dieselbe möchte geschmälert werden oder aufhören, so wäre der Himmel für sie kein Himmel mehr; da der Gedanke, ein Gut zu verlieren, um so schrecklicher und peinvoller ist, je größer das Gut ist, das man besitzt. So aber

ist die unwandelbare Zuversicht, „eine unzerstörbare Erbschaft, eine unverwelkliche Krone der Herrlichkeit" (1. Pet. 1, 4.) zu besitzen, der Gipfel der Glückseligkeit für die Himmelsbewohner. „O Quelle des Lebens!" ruft deshalb der hl. Augustin zu Gott, „wann werde ich eingehen in die Freude meines Herrn, woraus keiner entfernt wird? O wahres, süßes, liebenswürdiges Leben! o seliges Leben ohne Ende! Dort ist die höchste Sicherheit, die sichere Ruhe, die ruhige Freudigkeit, die freudige Süßigkeit, die süße Ewigkeit, die ewige Seligkeit." [174]

Um zu dieser überschwenglichen, ewig dauernden Glückseligkeit zu gelangen, sollte uns kein Opfer zu groß, keine Entbehrung zu hart, kein Kampf zu heiß, kein Leiden zu schwer sein. „Die Schönheit und Wonne des ewigen Lichtes," sagt der hl. Augustin*), „ist so groß, daß wir, wofern es uns nur einen einzigen Tag darin zu weilen vergönnt wäre,, deswegen allein unzählige Jahre des Lebens voll Freude und Überfluß an allen Gütern mit Recht verachten würden." „O meine Seele!" ruft derselbe hl. Lehrer an einer andern Stelle aus, „solltest du auch tägliche Martern, ja die Qualen der Hölle selbst lange Zeit ertragen müssen, um Christus in seiner Herrlichkeit zu schauen und seinen Heiligen beigesellt zu werden; wäre das zu viel? Ist es nicht billig, daß wir alles erdenkliche Leiden ertragen, um eines solchen Gutes und einer solchen Glorie teilhaftig zu werden?" Was sind auch, in Wahrheit, alle vorübergehenden Leiden im Vergleich mit den ewigen Freuden des Himmels? „Ich halte dafür," sagt der Apostel (Röm. 8, 18.), „daß die Leiden dieser Zeit gar nicht zu vergleichen sind mit der zukünftigen Herrlichkeit, die an uns wird offenbar werden!" Christen! Was thut man nicht, um sein zeitliches, oft kummervolles Leben zu fristen? Man flieht und verbirgt sich, wenn Gefahr droht; man setzt Hab und Gut daran, sich vom Tode loszukaufen; keine Arznei ist zu bitter, keine ärztliche Behandlung zu schmerzvoll, wenn es gilt, einige Stunden länger am Leben zu bleiben. Und um das ewige, unaussprechlich selige Leben zu erlangen, wie wenig mag man sich kosten lassen! wie oft und wie leicht beklagt man sich dabei über allzu große Beschwerde! Wahr ist es, das Himmelreich leidet Gewalt, und nur die, welche Gewalt brauchen, reißen es an sich (Matth. 11, 12.); aber wahr ist es auch, daß die Himmelsfreuden der größten zeitlichen Opfer und der höchsten Anstrengungen wert sind.

Werden alle in gleichem Maße glückselig sein?

„Nein; sondern „„jeder wird seinen Lohn empfangen gemäß seiner Arbeit,"" d. h. nach seinen Verdiensten." (1. Kor. 3, 8.)

Die ewige Seligkeit ist ein Lohn, der Lohn aber entspricht der Arbeit, dem Verdienste, denn „ein jeder wird seinen Lohn gemäß seiner Arbeit empfangen"; die ewige Seligkeit ist ein Kampfpreis (Phil. 3, 14.), der Kampfpreis aber steht im genauesten

* De lib. arbitrio, L. 3. c. 25.

Verhältnisse mit den Kämpfen, die man für denselben glücklich bestanden hat; die ewige Seligkeit ist die Ernte, die um so reichlicher ausfällt, je reichlicher die Aussaat war: „Wer sparsam säet, der wird auch sparsam ernten; und wer reichlich säet, der wird auch reichlich ernten." (2. Kor. 9, 6.) Da nun aber, wie die Vernunft und die Erfahrung lehrt, nicht alle gleich viel für den Himmel thun, nicht alle gleich viel und mit gleichem Erfolge kämpfen, nicht alle in gleichem Maße aussäen; so ist es offenbar, daß auch nicht alle den gleichen Lohn, nicht alle den gleichen Siegespreis erlangen, daß die Ernte im Jenseits nicht für alle gleichmäßig ausfällt, d. h. es ist offenbar, daß es im Himmel verschiedene Stufen oder Grade der Herrlichkeit giebt. Wie bei der Auferstehung, so ist daher auch im Himmel „anders die Klarheit der Sonne, anders die Klarheit des Mondes, anders die Klarheit der Sterne, und ein Stern ist an Klarheit von dem andern verschieden." (1. Kor. 15, 41. 42.) Jesus selbst sagte: „In dem Hause meines Vaters sind viele Wohnungen" (Joh. 14, 2.) und wollte dadurch nach der Auslegung des hl. Augustin und Thomas von Aquin auf die verschiedenen Stufen der himmlischen Glorie aufmerksam machen. — Und in der That, wer könnte es auch nur einigermaßen für angemessen und billig halten, daß ein Kind, welches gleich nach der hl. Taufe gestorben ist, den nämlichen Grad der Glorie im Himmel haben sollte, wie der hl. Apostel Paulus, der viele Jahre hindurch, unter so großen Beschwerden und Kämpfen, rastlos für Gott gearbeitet und seine Bemühungen zur Verbreitung des Dienstes Gottes mit dem Opfer seines Lebens gekrönt hat? Wie es also hienieden eine Verschiedenheit des Verdienstes giebt, so giebt es auch jenseits eine Verschiedenheit der Belohnung, was uns um so weniger befremden darf, da wir mit dem Auge des Glaubens auch unter den Chören der Engel eine Verschiedenheit der Glorie wahrnehmen.

Diese Wahrheit unseres Glaubens soll uns mächtig antreiben, jeden Tag, jede Stunde, jeden Augenblick zu benutzen, um uns einen höhern und immer höhern Grad der Anschauung und Liebe Gottes, sowie auch der übrigen Himmelsfreuden zu erwerben; zumal da auch der mindeste Zuwachs der himmlischen Glorie, als ein übernatürlicher, unverlierbarer Schatz, von weit höherm Wert ist, als der Besitz aller Kronen und Reiche der Welt. Um zeitlichen Lohn zu verdienen, ist man Tag und Nacht bemüht, läßt man keine Gelegenheit unbenutzt vorübergehen: wie viel mehr sollten wir darauf bedacht sein, uns Verdienste für den Himmel zu sammeln? wie viel emsiger dort uns Schätze aufhäufen, die von Rost und Motten nicht zerfressen, von Dieben nicht ausgegraben und gestohlen werden? (Matth. 6, 20.) — Daraus mag man entnehmen, ob die Redeweise passend sei: „Wenn ich nur eben in den Himmel komme; ich bin schon zufrieden mit dem

letzten Platze." Soll das etwa der Ausdruck christlicher Bescheidenheit sein? Von dieser Bescheidenheit wußten die Heiligen nichts, denn alle strebten nach einem hohen Grade der Vollkommenheit und folglich auch der Glorie. Was ist sie also? Sie ist, im Ernste gesprochen, vielmehr ein offenes Bekenntnis der Lauheit im Dienste Gottes, des schwachen Verlangens nach den himmlischen Gütern und bestenfalls der Furcht vor der Hölle, der man mit genauer Not doch noch entrinnen möchte.[175]

Werden aber, möchte man schließlich fragen, bei der festgestellten Verschiedenheit des Grades der Herrlichkeit jene Heiligen, die auf einer niedern Stufe der Glorie stehen, minder vollkommen zufrieden sein, als diejenigen, welche eine höhere erreicht haben? Auf diese Frage antwortet der hl. Augustin im 22. Buche von der Stadt Gottes 30. Kapit. sehr schön und bündig: „Jene selige Stadt wird auch dieses große Gut in sich fassen, daß keiner, der in geringerer Glorie strahlt, denjenigen beneiden wird, der zu einer höhern Glorie erhoben wurde; eben so wenig, als die Engel nunmehr die Erzengel beneiden. Jeder wird demnach dort seine Gabe, dieser die größere, jener die geringere dergestalt besitzen, daß er auch noch die Gabe besitzen wird, keine größere zu begehren."[176]

2. Hölle.

Welches wird das ewige Leben der Gottlosen sein?

„Es wird ein Leben ohne Gnade und Freude sein, ein Leben voll Qual in der Hölle, welche nach dem Ausspruche Jesu Christi ein unauslöschliches Feuer ist, wo ewig Heulen und Zähneknirschen sein wird."

Seele und Leib der auferweckten Gottlosen bestehen in ihrer durch Gottes Allmacht wiederhergestellten Lebensverbindung ewig fort. Dieses Fortleben ist jedoch der Art, daß die heil. Schrift selbst es als den zweiten Tod bezeichnet. „Den Feigen und Ungläubigen," heißt es (Offb. 21, 8.), „und den Verruchten und den Mördern und den Unzüchtigen und den Zauberern und den Götzendienern und allen Lügnern — denen wird ihr Teil sein in dem Pfuhle, der mit Feuer und Schwefel brennt, welches ist der zweite Tod." In der That ist die Seele des Gottlosen im Jenseits ohne jegliche Freude an irgend einem Gute, ohne jegliche freie Bewegung zum Guten hin, im Bösen gleichsam erstarrt und der heiligmachenden Gnade, mithin des wahren, übernatürlichen Lebens auf immer beraubt. Der Leib hingegen empfindet jeden Augenblick unvergleichlich größere Schmerzen, als die Schmerzen des ersten Todes waren. — Der Ort, wo der Verdammte die ganze Ewigkeit hindurch tausendfache Todesschmerzen leidet, ohne sterben zu können, ist die Hölle. Diesen Ort nennt Jesus Christus selbst „einen Ort der Qual" (Luk. 16, 18.), „die ewige Pein," d. h. einen Ort ewiger Pein (Matth. 25, 46.), „die äußerste

Finsternis," d. h. einen Ort, wo den Verdammten, welcher vom ewigen Lichte ausgeschlossen ist, undurchdringliche Finsternis umgiebt (Matth. 8, 12.), „ein unauslöschliches Feuer," „einen Feuerofen, wo Heulen und Zähneknirschen sein wird," d. h. einen Aufenthalt, wo ewiges Feuer den Verdammten peinigt und zu beständigen Ausbrüchen des Schmerzes und der Verzweiflung reizt. (Matth 13, 50; Mark. 9. 44.)

Wer wird zu den Höllenstrafen verdammt?

„Ein jeder, der in der Feindschaft Gottes, d. h. in einer Todsünde dahinstirbt."

Der Zustand der Todsünde ist ein Zustand der Feindschaft Gottes; denn die Todsünde ist eine Verachtung Gottes, eine Auflehnung gegen Gott, eine frevelhafte Lossagung von Gott nach dem Beispiele des Satans. „Wer Sünde thut," sagt daher der hl. Johannes (1. Br. 3, 8.), „der ist vom Teufel (d. h. er ist ein Verächter Gottes, ein Empörer wider Gott, ein Feind Gottes, wie der Teufel), denn der Teufel sündigt von Anbeginn"; der „hat," nach den Worten Christi selbst, „den Teufel zum Vater und thut nach dessen Gelüsten" (Joh. 8, 44.); der ist ein Sklave des Teufels, dessen Willen er vollbringt (2. Petr. 2, 19.). Es gebührt somit dem Sünder auch die Strafe des Teufels, die Erbschaft und der Sold des Teufels, der Aufenthalt im Reiche des Teufels, „das ewige, Feuer, welches dem Teufel und seinen Engeln bereitet worden ist." (Matth. 25, 41.)

Welche Strafen werden die Verdammten leiden?

1) „Unaussprechliche Trostlosigkeit und Verzweiflung, weil sie Gott und den Himmel aus eigener Schuld verloren haben; — 2) die unerträglichste Marter und Pein in der häßlichen Gesellschaft der Teufel und zwar ohne Linderung und Ende; denn „„ihr Wurm stirbt nicht, und das Feuer erlischt nicht.""

Wie die Auserwählten im Himmel unaussprechlich glückselig sind durch das Freisein von allen Übeln und durch den Vollgenuß aller Güter, so sind die Verdammten unbeschreiblich unglückselig durch die Entbehrung jeglichen Gutes und durch das Übermaß aller nur denkbaren Übel. Verloren sind für sie die irdischen Schätze, welche sie mit so vieler Anstrengung gesammelt; verloren die Ehrenstellen, nach denen sie so leidenschaftlich gestrebt; verloren die Freunde und Gönner, um die sie sich so emsig bemüht haben; vorüber sind die rauschenden Freuden und glänzenden Feste, mit denen ihr Leben wie im Taumel dahinfloß. (Vgl. Weish. 5. 1 — 15.) — Noch schmerzlicher aber, als den Verlust dieser

natürlichen Güter, empfinden die Verdammten den Verlust der Gnadengüter, deren unschätzbaren Wert sie jetzt wohl erkennen, aber zu spät erkennen. Für sie giebt es keine Erleuchtung, keine Ermunterung, keine Einsprechung des Trostes mehr; für sie hat Christus, haben seine heiligsten Wunden, hat sein kostbares, am hl. Kreuze vergossenes Blut nur Schrecken und Verzweiflung. Mit Entsetzen denken sie an die unzähligen Gnaden, die sie mißbraucht, an die Mittel der Heiligung, die sie schnöde von sich gewiesen, an die Zeiten außerordentlicher Heimsuchung, die fruchtlos über sie dahin gegangen sind. — Viel größeres Weh ergreift jedoch die Verdammten beim Gedanken an die eingebüßten Himmelsfreuden. Nimmermehr werden die Unglückseligen schauen die Schönheit und Pracht der hl. Stadt Gottes, das himmlische Jerusalem; nimmermehr die Ehre genießen, Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes zu sein; nimmermehr teilnehmen am glänzenden Hochzeitsfeste des Lammes, am Freudenmahle des Königs der Könige; nimmermehr sich ergötzen am Sonnenglanze ihrer verklärten Brüder, am Wonnegesang der seligen Scharen. — Allein alle diese schmerzvollen Verluste würden den Verdammten noch erträglich vorkommen, wenn sie nur nicht Gott verloren hätten, Gott, das höchste, unermeßliche, unbegrenzte Gut; Gott, den unendlichen, unversiegbaren Quell aller Güter, die höchste, entzückendste Schönheit; Gott, zu dessen Anschauung und Besitz auch sie geschaffen und berufen waren; Gott, zu dem sie sich, als ihrem letzten Ziele, von Natur mit unwiderstehlicher Gewalt hingezogen fühlen; diesen Gott verloren zu haben, ewig von ihm verstoßen zu sein: das ist es, was die höchste Verzweiflung, das innerste Wesen der Hölle ausmacht.

Zu allen diesen unersetzlichen Verlusten kommt noch hinzu das Übermaß aller erdenklichen Leiden: Leiden von seiten des schauderhaften Kerkers, worin sie eingeschlossen sind; Leiden von seiten des höllischen Feuers, welches sie durchglüht, ohne sie zu verzehren (Luk. 16, 22—24.); Leiden von seiten der gräßlichen Gesellschaft der Teufel und aller Verdammten, die ohne Unterlaß heulen, vor Wut knirschen, durch Flüche und Verwünschungen, durch Spott und Hohngelächter den Schmerz ihrer Strafgenossen erhöhen.* Wer vermöchte erst den Schmerz des Wurmes zu

* Wenngleich die Frage, ob das Feuer, von welchem der Heiland an der angezogenen Stelle (Luk. 16) redet, ein wirkliches, körperliches sei, oder ob man darunter bloß ein Feuer im bildlichen Sinne, nämlich die Gewissensbisse und andere innere oder äußere Schmerzen zu verstehen habe, bisher von der Kirche nicht ausdrücklich entschieden worden ist, mithin Umgang von derselben genommen werden kann, so schiene es doch vermessen, wenn man der Ansicht der bewährtesten Theologen zuwider lehrte, der Ausdruck „Feuer"

schildern, der unaufhörlich an ihrem Herzen nagt, die Folter des empörten Gewissens? Lange genug haben sie dessen Stimme übertäubt; jetzt erhebt es sich unabweislich mit immer neuer Wut wider sie: seine späte Rache ist fürchterlich. Es wird sie erinnern an jenes ungerechte Gut, das sie an sich gerissen, an jenen Haß, den sie jahrelang gehegt, an jene schändliche Rache, die sie geübt, an jene gefährlichen Gesellschaften, worin sie sich gefallen, an jene niedrigen Leidenschaften, denen sie gefrönt haben. „War es recht," wird es ihnen unablässig zurufen, „war es recht, für so schmähliche Dinge die Schätze des Himmels aufzuopfern? War es recht, für einige unlautere Blicke sich der Anschauung Gottes zu berauben? War es recht, für eine augenblickliche Lust in dieses unauslöschliche Feuer sich zu stürzen? Du Thor! jetzt bist du verdammt, unwiderruflich verdammt, mit Recht verdammt, weil du es selbst gewollt hast. Fluche jetzt deinem Leichtsinn; fluche deiner Lauheit, deiner Treulosigkeit gegen die Einsprechungen Gottes; fluche deinem Unglauben, deiner Gottlosigkeit, deinem wüsten Leben, verfluche jene Gesellschaften, die dich Sünde lehrten, jene Bekanntschaften, die dir Anlaß dazu darboten, jene verderblichen Bücher, die der Anfang deines Verderbens waren, verfluche deine geschändeten Sinne . . . Es ist allzu spät, du bist verdammt, bist aus eigener, schwerer Schuld verdammt, bist verdammt in alle Ewigkeit!"

O Ewigkeit! Ewigkeit! Schreckliches Wort für den Verworfenen. Ewig wird er entbehren alles Guten; ewig preisgegeben sein unzählbaren, unbeschreiblichen Schmerzen, ewig ohne Trost, ewig ohne Linderung, ewig ohne Hoffnung, ewig ohne Himmel, ewig ohne Gott in den höllischen Gluten heulen und verzweifeln. Ob Jahrtausende vorübergehen so zahlreich, als Blätter an den

---

sei bloß im uneigentlichen oder bildlichen Sinne aufzufassen. Denn da es bei den Schriftauslegern als feste und allgemein angenommene Regel gilt, die Worte der hl. Schrift im eigentlichen Sinne zu erklären, so oft derselbe, was hier der Fall ist, nichts Widersprechendes oder Ungereimtes enthält, und da überdies das Wort „Feuer" von Christus beim letzten feierlichen Urteilsspruche, mithin in solchen Umständen gebraucht wird, die jede uneigentliche oder figürliche Redeweise als unstatthaft und unwahrscheinlich ausschließen, so hat man den besten Grund, mit dem hl. Augustin (Stadt Gott. 21, 10.) anzunehmen, es können die Verdammten, selbst vor der Wiedervereinigung mit ihrem Körper, „wenn auch auf wunderbare, doch auf wahrhaftige Weise durch ein körperliches Feuer gepeinigt werden, da die Geister der Menschen, die doch gewiß unkörperlich sind, auch jetzt in körperliche Glieder konnten eingeschlossen werden und auch dereinst (bei der Auferstehung) wiederum mit ihren Körpern durch unauflösliche Bande vereinigt werden." Jedenfalls ist anzunehmen, daß die Verdammten nicht nur die Pein des Verlustes, sondern auch die Pein der Empfindung zu leiden haben, und daß nach der Auferstehung auch die Leiber gepeinigt werden.

Bäumen, als Stäubchen in der Luft, als Wassertropfen in allen Flüssen, Seen und Meeren sich befinden: die Ewigkeit hat für den Verworfenen erst begonnen. Ob diese unaussprechliche Zahl von Jahrtausenden millionenmal sich vervielfache; die ewige Qual hat eben begonnen: sie hat begonnen, um nimmermehr zu enden. Dieser furchtbare Gedanke der Ewigkeit wird stets vor dem Geiste des Verdammten schweben und jeden Augenblick die ganze Wucht der endlosen Höllenqual auf seine verzweiflungsvolle Seele werfen. O meine Christen, „schrecklich ist es, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen!" (Hebr. 10, 31.) [177]

Woher wissen wir, daß die Strafen der Verdammten ewig sind?

1) „Aus dem klaren Zeugnisse Christi und der Apostel."

Die Ewigkeit der Höllenstrafen wurde schon von den Propheten, unter andern von Isaias (33, 14.), Daniel (12, 2.) und vom größten der Propheten, von Johannes dem Täufer (Matth. 3, 12.) auf unzweideutige Weise verkündet. Wir berufen uns jedoch nur auf das Zeugnis Christi und der Apostel, dessen Wortlaut und Sinn so klar ist, daß jede ernste Widerrede abgeschnitten wird. Bei Markus (6, 42—47.) lehrt Christus, daß „es besser ist, verstümmelt . . . lahm . . . nur mit einem Auge ins ewige Leben einzugehen, als zwei Hände . . . zwei Füße . . . zwei Augen zu haben, und in die Hölle, ins unauslöschliche Feuer geworfen zu werden, wo ihr Wurm nicht stirbt, und das Feuer nicht erlischt." Diese Wahrheit, daß „in der Hölle, in dem unauslöschlichen Feuer, der Wurm nicht stirbt, das Feuer nicht erlischt", wiederholt Christus mit denselben Worten dreimal nach einander, um sie uns tief einzuprägen. Ebenso deutlich und bestimmt ist dieselbe Lehre enthalten im Richterspruche, den Jesus nach seiner eigenen Aussage beim letzten Gerichte thun wird, sowie auch in der ebendaselbst bezeichneten Vollziehung desselben. „Weichet von mir, ihr Verfluchten, ins ewige Feuer," sagt der Weltenrichter zu den Bösen — „und sie werden eingehen in die ewige Pein." (Matth. 25, 41. 46.) Denjenigen, welche aus dieser Schriftstelle (V. 49.) zwar ein endloses Leben der Belohnung, aber kein endloses Leben der Strafe folgern wollen, antwortet der hl. Augustinus (Stadt Gottes, Bch. 21. K. 23.): „Wo wäre auch nur irgend ein Grund zu glauben, die ewige Feuerstrafe sei nur langewährend, das ewige Leben aber endlos; da Christus an derselben Stelle und in einem und demselben Ausspruche beides zusammenfaßte, als er sprach: Und diese werden eingehen in die ewige Pein, die Gerechten aber in das ewige Leben." — Nicht minder klar ist diese Lehre auch von den Aposteln ausgesprochen worden. Der

hl. Paulus schreibt an die Thessalonicher (2. Br. 1, 8. 9.), Gott nehme Rache an den Gottlosen „in Feuerflammen"; dieselben „werden mit dem ewigen Untergange gestraft werden." Desgleichen sagt der Apostel Judas von den Verworfenen, „daß sie die Strafe des ewigen Feuers leiden" (Jud. 1, 7.); und der hl. Johannes (Offb. 20. 10; 14, 21.), daß sie „im Feuer- und Schwefelpfuhl gequält werden Tag und Nacht in alle Ewigkeit", und daß „der Rauch ihrer Qual aufsteigen wird in alle Ewigkeit."

2) „Aus der ausdrücklichen Lehre der unfehlbaren Kirche, welche den Irrtum, als hätten die Strafen der Teufel und der Verdammten einmal ein Ende, feierlich verdammt hat."

Die Lehre der hl. Väter in Hinsicht auf die ewigen Strafen der Hölle ist so bestimmt und einhellig, daß es Unsinn wäre, dieselbe in Zweifel zu ziehen. Schon die ältesten Väter und kirchlichen Schriftsteller sprechen sich hierüber auf das deutlichste aus. So Papst Klemens, ein Schüler der Apostel, Justinus, Irenäus, Tertullian, Minutius Felix, Cyprian* u. a. m. Vollwichtig ist auch das Zeugnis, welches der hl. Bischof Polykarpus, gleichfalls ein Apostelschüler, von der endlosen Dauer des Höllenfeuers ablegte. Als ihm nämlich der heidnische Richter mit dem Feuertode drohte, antwortete der heilige Greis: „Du drohst mir mit einem Feuer, das nur kurze Zeit brennt und dann erlischt; aber du kennst nicht das zukünftige Gericht und das ewige Feuer, welches die göttliche Gerechtigkeit für die Gottlosen angezündet hat." — Zu dieser Lehre, die auch in dem Athanasianischen Glaubensbekenntnisse enthalten ist, bekannte sich die ganze Kirche im allgemeinen Konzil vom Lateran IV. und in dem von Trient (Sitz. 6. Kan. 25; Sitz. 14. Kan. 5.), und die entgegengesetzte Lehre des Origenes wurde schon im fünften allgemeinen Konzil verdammt. Ein jeder wiederhole demnach recht oft, besonders zur Zeit heftiger Versuchung, die Worte des heil. Maximus, der unter dem Kaiser Decius für den Glauben gelitten hat: „Wenn ich den Geboten des Herrn zuwiderhandle, so harren meiner wahre und endlose Qualen." [178]

Frägt man nach dem Grunde, warum Gott die Sünde ewig straft, so lautet die Antwort: Er straft sie ewig, weil er unendlich gerecht, heilig und weise ist.

1) Gott ist unendlich gerecht. Vermöge dieser Vollkommenheit bestraft er die Sünde so, wie sie es verdient. (S. 175. ff.) — a) Da nun die Todsünde, insofern sie eine schwere Beleidigung des Allerhöchsten, eine vorsätzliche Verachtung seiner göttlichen Majestät in sich schließt, ein unendliches Vergehen ist, so verdient sie auch eine in

* *Clem.* ap. Joan. Damasc. in Eclogis; *Justin.* Apol. 1. et 2.; *Irenaeus* adv. haeres. L. 2. c. 49.; *Tertul.* Apol. n. 45.; *Minut.* Octav. n. 35.; *Cypr.* ad Demetr.

gewisser Beziehung unendliche Strafe. Nun aber kann über ein endliches, beschränktes Wesen keine Strafe verhängt werden, die unbeschränkt, unendlich wäre der Heftigkeit nach; also muß dieselbe unendlich sein der Dauer nach, d. h. sie muß ewig, ohne Ende sein. Diese unendliche Strafwürdigkeit ergiebt sich auch schon aus der Thatsache, daß Jesus Christus, um für uns vollgültige Genugthuung zu leisten, den Kreuzestod gelitten und so seinem Vater unendlichen Ersatz dargebracht hat; denn verdiente die Sünde nicht eine unendliche Strafe, so hätte es keiner unendlichen Genugthuung bedurft. — b) Die Gerechtigkeit und Angemessenheit einer ewigen Strafe leuchtet ferner auch aus dem Umstande hervor, daß die Sünde im Verdammten, wenn auch nicht als freie That, doch als ein aus freier That entsprungener Zustand ewig bleibt; denn nichts ist billiger, als daß die Sünde, welche ewig dauert, auch ewig bestraft werde.* Wirklich tritt der Mensch, welcher im Stande der Todsünde aus diesem Leben scheidet, in die Ewigkeit hinüber, wo keine Bekehrung, keine Rückkehr zu Gott mehr stattfindet, wo der Wille des Sünders in der Bosheit gleichsam erstarrt und wie im Augenblicke des Hinscheidens, so in alle Ewigkeit von Gott, seinem letzten Ziele, abgewendet bleibt. Schmerzt es den Sünder auch, Sünde gethan zu haben, so geschieht dieses nicht Gottes wegen, sondern lediglich wegen der Strafe, die er zu leiden hat. Der Sünder haßt vielmehr Gott, als seinen Feind und Bestrafer, und denkt ewig nicht daran, seinen Haß abzulegen. „So lange der Leib in den Flammen bleibt, so lange verharrt sein Wille in der Bosheit," sagt der hl. Bernardus.** „Sagt also nicht," schreibt Papst Innozenz III. (im Buche von der Verachtung der Welt), „Gott wird nicht ewig zürnen, seine Barmherzigkeit geht über alles; der Mensch hat in der Zeit gesündigt, darum wird Gott nicht in Ewigkeit strafen. Thörichte Hoffnung, eitler Wahn! Es giebt keine Erlösung aus der Hölle; denn fortan wird das Böse als Neigung bleiben, auch wenn es als That nicht mehr vollführt werden kann."

2) Gott ist unendlich heilig und vermöge seiner unendlichen Heiligkeit haßt er die Sünde und zwar nicht minder, als er das Gute liebt. Wenn nun die Liebe des Guten Gott bestimmt, dasselbe ewig zu belohnen, so wird der Haß gegen die Sünde ihn auch bestimmen, dieselbe ewig zu bestrafen, und dies um so mehr, da schon an und für sich das Böse der Strafe würdiger ist, als das Gute der Belohnung; indem der Mensch das Gute zu thun verpflichtet wäre, auch wenn Gott es unbelohnt lassen wollte. Darum ist der Mensch strafwürdig, so oft er die Gebote Gottes übertritt; hält er aber dieselben, so thut er seine Schuldigkeit und darf nur insofern Lohn erwarten, als Gott ihm einen solchen aus unendlicher Güte verheißen hat.

3) Gott ist ein unendlich weiser Gesetzgeber und Lenker der Menschen. Was ist aber der Weisheit eines Gesetzgebers und Regenten mehr angemessen, als die Beobachtung seiner Gebote und Vorschriften nicht nur durch Verheißung von Belohnungen, sondern auch durch Androhung von Strafen und je nach Bedürfnis selbst der strengsten Strafen zu fördern und zu wahren? Sollte demnach nicht auch Gott hinreichende Strafen festsetzen, auf daß wir uns mächtig angetrieben fühlen, in allen Fällen, auch im Verborgenen, die Übertretung seines

* *S. Thom.* c. Gent. L. 3. c. 144.
** De grat. et lib. arb. c. 9.

Gesetzes zu vermeiden? Diesen Zweck hätte aber Gott offenbar nicht erreicht, wenn er zwar eine Belohnung des Guten, aber nur eine zeitliche Strafe für das Böse festgesetzt und angedroht hätte. Denn die vor Augen liegenden Güter der Welt sind oft so reizend und die Sinnenfreuden so lockend, daß der ohnehin zum Bösen geneigte Mensch sich gar leicht über die Furcht der zeitlichen Strafen hinwegsetzt, zumal wenn er dieselben nur im Dunkel des Glaubens und wie aus der Ferne erschaut. Die Leichtfertigkeit, womit man vorsätzliche läßliche Sünden begeht, welche doch so schwere und lang dauernde zeitliche Strafen nach sich ziehen, beweist das Gesagte zur Genüge. „Wenn es ja noch jetzt", bemerkt der hl. Chrysostomus, (Hom. 15. über 1. Timoth.) „wo doch die Furcht uns zittern macht, manche giebt, die so leichtfertig sündigen, als gäbe es gar keine Hölle, welche Übelthaten würden wir dann erst begehen, wenn uns nichts davon geoffenbart und angedroht wäre? Und so zeigt uns denn, wie ich immerfort sagte," fügt derselbe Kirchenlehrer bei, „die Hölle nicht minder, als der Himmel, die Liebe und Weisheit Gottes. Die Hölle arbeitet dem Himmel in die Hände, indem sie den Menschen durch die Furcht zu ihm hintreibt. Fern bleibe also von uns der Gedanke, die Hölle sei ein Werk der Härte und Grausamkeit; sie ist das Werk großer Huld und Menschenfreundlichkeit, der väterlichen Sorge und Liebe Gottes gegen uns." Um uns desto sicherer zum Himmel zu geleiten, hat Gott am entgegengesetzten Ende des Weges die ewige Hölle angefacht und uns keinen Ausweg gelassen. (Vgl. S. 178.)

Werden alle Verdammten gleich viel leiden?

„Nein; sondern jeder wird leiden nach dem Maße seiner Sünden und nach dem Mißbrauche der ihm verliehenen Gnade."

Über das verschiedene Maß der Höllenpeinen kann ebensowenig Zweifel entstehen, als über die verschiedenen Grade der Himmelsfreude. Die Schmerzen der Hölle sind Strafen; dieselben müssen also den Sünden eines jeden genau entsprechen. Je zahlreicher demnach die Sünden eines Menschen sind, je schwerer sie ihrer Gattung und der Bosheit des sündigen Willens nach sind; desto größer und empfindlicher werden auch die Strafen sein. So erheischt es die göttliche Gerechtigkeit. Darum gelten jedem Verdammten insbesondere die Worte der geheimen Offenbarung (18, 7.): „Wie sehr sie (die Stadt Babylon) sich herrlich gemacht und in Lüsten gelebt hat, so viel gebet ihr der Qual und des Jammers." — Die Bosheit des Sünders ist jedoch nicht bloß nach der Zahl und Gattung der Sünden zu bemessen, sondern auch nach dem Maße der Gnaden, welche er empfangen hat, um die Strafbarkeit derselben zu erkennen und sie mit Abscheu von sich zu weisen. Jede übertäubte Einsprechung dieser Art, jede fruchtlos gemachte Erleuchtung und Anregung, jede verschmähte Belehrung, Ermahnung, Warnung von seiten der Eltern oder Seelsorger . . . jedes vergeblich dargebotene oder leichtfertig mißbrauchte Heilsmittel trägt dazu bei,

die Qualen der Hölle zu steigern. Denn „von einem jeden, dem viel gegeben worden ist, wird viel gefordert werden." (Luk. 12, 48.) Wer von Gott mehr empfangen und das Empfangene vergeudet hat, der muß auch der göttlichen Gerechtigkeit durch Strafleiden größern Ersatz leisten. Darum sagt auch der hl. Petrus von denjenigen, welche den Weg des Heiles erkannt und angetreten haben, aber wieder von demselben abweichen, „daß es ihnen besser gewesen wäre, wenn sie den Weg der Gerechtigkeit nicht erkannt hätten, als daß sie, nachdem sie ihn erkannt, wieder abweichen von dem hl. Gebot, das ihnen gegeben ist." (2. Petr. 2, 21.) — Da es also feststeht, daß die Qual der Verdammten verschieden ist, so darf man nicht glauben, daß alle, welche das Unglück haben, mit dem reichen Prasser in dem höllischen Feuerpfuhl begraben zu sein, vom dortigen Feuer in gleichem Maße gepeinigt werden. Denn nach dem Ausspruche des hl. Augustin läßt es sich nicht leugnen, daß jenes ewige Feuer, je nach dem Verschulden der Bösen, die einen mehr, die andern weniger peinigen wird: sei es, daß seine Glut nach der verdienten Strafe eines jeden sich richte, oder aber, daß es auf gleiche Weise brenne, und nur die Pein desselben auf ungleiche Weise empfunden werde. (Stadt Gottes, Bch. 21. K. 16.)

Werden alle, die verdammt werden, aus eigener Schuld verdammt?

„Ja; denn alle Menschen können selig werden, wenn sie nur die reichlichen Gnaden, welche Gott ihnen giebt, gebrauchen wollen."

Alle Menschen sind erschaffen worden, damit sie Gott erkennen, ihn lieben, ihm dienen und dadurch selig werden. Die mit dieser Grundwahrheit der christlichen Sittenlehre im Widerspruch stehende trostlose Irrlehre Calvins, daß Gott einige zum Bösen und folgerecht, ohne jegliche Rücksicht auf Schuld von ihrer Seite, zur ewigen Verdammnis vorher bestimmt habe, ist von der Kirche nicht erst im Konzil von Trient (Sitz. 6. Kan. 17.), sondern schon Jahrhunderte zuvor im II. Konzil von Oranien (Kan. 25.) auf das entschiedenste verworfen worden. „Nicht nur glauben wir nicht," so sprachen die Väter des letztgenannten Konzils, „daß einige durch göttliche Gewalt zum Bösen vorher bestimmt seien; sondern wir belegen auch alle, die etwa so Unheilvolles glauben möchten, mit dem Banne." „Der allmächtige Gott will", sagt ferner das Konzil von Kiersy (welches im Jahre 849 unter dem Vorsitze des Bischofs Hinkmar gehalten wurde), „daß alle Menschen ohne Ausnahme selig werden können, wenngleich nicht alle es werden. Daß nun die einen gerettet werden, ist ein Gnadengeschenk des Rettenden (Gottes), und daß die andern zu grunde gehen, ist ihre eigene Schuld." Hatte doch schon der Apostel an seinen Schüler Timotheus (1. Br. 2,

4 — 6.) geschrieben: „Gott will, daß alle Menschen selig werden, denn ein Mittler ist zwischen Gott und den Menschen, der Mensch Jesus Christus, der sich selbst zum Lösegeld für alle hingegeben hat.“ (Vgl. S. 530 u. ff.) Da also Christus nach der Lehre des Apostels nicht bloß für jene, die da wirklich selig werden, gestorben ist (das Gegenteil zu behaupten wäre Ketzerei), sondern für alle sich hingegeben hat, damit alle zur Seligkeit gelangen; so dürfen wir nicht bezweifeln, daß wir auch alle selig werden, wenn wir anders nur die reichlichen Gnaden, welche Gott uns zu diesem Zwecke mitteilt, gebrauchen wollen. In Wahrheit fließen uns die Gnaden, welche der Heiland durch sein bitteres Leiden und Sterben uns erworben hat, in so reichlichem Maße zu, und die Heilsmittel, die er uns in seiner hl. Kirche darbietet, sind so zahlreich und wirksam, daß er uns mit Recht auffordert, zwischen ihm und uns zu richten. „Urteilet selbst,“ ruft er uns, den Bewohnern des neuen Jerusalems, zu, „urteilet selbst, zwischen mir und meinem Weinberge. Was hätte ich meinem Weinberge noch thun sollen, das ich nicht gethan?“ (Is. 5, 3. 4.) Ich habe euch meinen eingebornen Sohn gesandt, damit er euch durch Wort und Beispiel belehre, durch seinen Tod am Kreuze erlöse, euch fort und fort mit seinem hl. Fleisch und Blut nähre und stärke. Was Größeres hätte ich thun, was Kostbareres euch schenken können? Und als ihr desungeachtet undankbar und feindselig gegen mich gesinnt waret, wie gnädig und barmherzig habe ich mich stets gegen euch bewiesen? Ihr flohet mich, ich suchte euch auf; ihr waret taub für meine Stimme, ich rief immer lauter und eindringlicher; ihr fordertet mich durch eure Sünden gleichsam zur Rache heraus, mein Grimm konnte euch vertilgen; aber ich wartete langmütig auf eure Bekehrung, wusch ab eure Sünden, verzieh eure Missethaten hundertmal; ich hielt euch vor Augen den überreichen Himmelslohn, nichts Geringeres als mich selbst im Glanze der Gottheit; ich drohte mit den ewigen Höllenstrafen, um euch vor denselben zu bewahren. Wohlan, saget, was hätte ich noch zu eurem Heile thun sollen, das ich nicht gethan? Wenn ihr trotzdem zu grunde gehet, so ist es eure Schuld. — Auch uns ist demnach, wie ehemals den Israeliten, Leben und Tod in die Hände gelegt; auch uns ist vom Allerhöchsten gesagt: „Zu Zeugen rufe ich heute Himmel und Erde, daß ich euch vorgelegt Leben und Tod, Segen und Fluch. So wähle denn das Leben, auf daß du lebest und den Herrn, deinen Gott, liebest und seiner Stimme gehorchest und ihm anhangest (denn er ist dein Leben, und die Länge deiner Tage), daß du wohnest im Lande, welches der Herr (dir) zu geben geschworen hat.“ (5. Mos. 30, 19. 20.)

3. Andenken an die letzten Dinge.

Wozu nützt uns die öftere Erinnerung an die letzten Dinge?

„Die Erinnerung an die vier letzten Dinge, nämlich an den Tod, das Gericht, die Hölle und den Himmel, nützt uns nach dem Zeugnisse des hl. Geistes, um uns vor der Sünde und sonach vor der ewigen Verdammnis zu bewahren.“

„In allen deinen Werken gedenke deiner letzten Dinge, und du wirst in Ewigkeit nicht sündigen,“ mahnt der weise Sirach. (7, 40.) Nichts ist in Wahrheit geeigneter, uns vom Bösen abzuschrecken, als das Andenken an den Tod, welchen die Sünde verbittert, an das Gericht, bei welchem dieselbe maßlose Angst und Beschämung über den Sünder bringt, an den Himmel, von dem sie allein den Menschen ausschließt, an die Hölle, worin sie unaussprechliche, endlose Qualen stromweise über den Verdammten ausschüttet. Wer könnte auch nur den Anblick einer solchen Todfeindin ausstehen? Wer den Kelch der Freuden trinken, den sie anbietet? Wer nach den Gütern haschen, deren sie sich bedient, um unsere Herzen an sich zu fesseln und uns in den Abgrund des ewigen Verderbens hinabzuziehen? Nicht umsonst schärft uns daher der hl. Geist, dieser Lehrer himmlischer Lebensweisheit, wiederholt dieses heilsame Andenken ein. In allen deinen Werken vom frühen Morgen bis zum späten Abend, in allen Geschäften, in allen Vergnügungen .... „gedenke an die letzten Dinge, denn Verwesung und Tod nahen heran nach seinem (Gottes) Gebote“ (Sir. 28, 6. 7.); „gedenke an die letzten Dinge. Vergiß es nicht; denn von dort her kehrt man nicht zurück.“ (Sir. 38, 21. 22.) — Dieses war auch von jeher der Rat, den vom Geiste Gottes erleuchtete und beseelte Männer denjenigen zu geben pflegten, die sich ihrer Leitung anvertraut hatten. „Vor allem,“ so sprach der große Pachomius zu seinen Jüngern, „vor allem lasset uns den Tag des Gerichtes vor Augen haben und jeden Augenblick von der Furcht ewiger Qual durchdrungen sein.“ Und der hl. Einsiedler Antonius sagte zu den um ihn versammelten Brüdern: „Wenn wir beim Erwachen uns nicht mit Sicherheit den Abend und beim Schlafengehen den künftigen Morgen versprechen und stets der ungewissen Todesstunde eingedenk leben, so werden wir nicht von irgend einer bösen Lust hingerissen werden, noch uns bemühen, irdische Schätze zu sammeln, sondern vielmehr alles Hinfällige mit Füßen treten.“ Dächten wir wie die heiligen Wüstenbewohner, so würden wir auch wie sie in unausgesetzter Buße und Selbstüberwindung ein engelgleiches Leben führen. [179]

Warum schließen wir das apostolische Glaubensbekenntnis mit dem Worte „Amen“?

„Um zu bekräftigen, daß wir alles fest glauben, was in den zwölf Glaubensartikeln enthalten ist, und daß wir nach diesem Glauben leben und in demselben sterben wollen.“

Das aus dem Hebräischen stammende Wort Amen hat eine doppelte Bedeutung. Erstlich ist es eine Bekräftigung und entspricht unserm: „So ist es.“ Der Gläubige sagt also damit: das ist göttliche Wahrheit, das ist unser Glaube und kein anderer. In diesem Sinne behauptete Paulus, wie Hieronymus (Br. 137) bemerkt, es könne niemand Amen sagen, d. h. bekräftigen, was gepredigt worden ist, er habe denn die Predigt verstanden. — Zweitens bedeutet Amen: „Es geschehe, so soll es geschehen.“ Das heißt: alles, was in den zwölf Glaubensartikeln von mir verlangt wird, geschehe; alles, was mir darin verheißen oder angedroht ist, geschehe. So pflegte auch das israelitische Volk den Bund, welchen Gott mit ihm geschlossen, mit „Amen, so soll es geschehen,“ zu bekräftigen. (5. Mos. 27, 15—26.) — Das Glaubensbekenntnis enthält die vorzüglichsten Bestimmungen des neuen Bundes, den Gott durch Christus mit uns geschlossen hat, Gott, der uns erschaffen, Gott, der uns durch seinen eingebornen Sohn erlöst, der zu unserer Heiligung seinen Geist gesandt hat; Gott, der Herr des Himmels und der Erde, fordert von uns, daß wir eintreten in die eine, alleinseligmachende Kirche und in derselben nach seinem allerheiligsten Willen leben und sterben. Entsprechen wir dieser Anforderung, so wird uns Verzeihung der Sünden, die glorreiche Auferstehung unseres Leibes und das ewige Leben zu teil werden; entsprechen wir aber nicht, so werden wir in unsern Sünden sterben, auferstehen, aber nicht umgewandelt werden, sondern ewig zu grunde gehen. Und wir sagen: „Amen, so geschehe es.“ Haben wir das jemals wohl bedacht?

Nutzanwendung.

Wie die Zeit, so die Ewigkeit; denn wie der Mensch lebt, so stirbt er; wie er stirbt, so bleibt er, Bewohner des Himmels oder der Hölle in Ewigkeit. Was nützt es dann dem Verdammten, eine Spanne Zeit in Reichtum und Pracht geschwelgt, seinen Lüsten gefrönt zu haben? Was nützt es ihm, von den Menschen mit Lobsprüchen überhäuft, gleichsam vergöttert worden zu sein? Ist er darum weniger das ärmste, verachtetste, leidenvollste Wesen? Wird darum seine Ewigkeit der Qual auch nur um einen Augenblick abgekürzt werden? Und was schadet es dem Seligen, hienieden

an allem Mangel gelitten zu haben, der Gegenstand des Spottes und Gelächters gewesen und selbst des Lebens unwürdig gehalten worden zu sein? Ist er darum minder reich durch den Besitz Gottes, minder geehrt durch den Anteil an dessen ewiger Herrlichkeit, minder glückselig durch die Teilnahme an der unendlichen Seligkeit des dreieinigen Gottes selbst? Wird darum seine Ewigkeit der Wonne minder lange dauern? Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, an seiner Seele aber Schaden, ewigen Schaden leidet? Was schadet es ihm, wenn er in diesem Leben alles verliert, seine Seele aber rettet für die ganze Ewigkeit? O schreckliche Enttäuschung für den Sünder, o glücklicher Tausch für den Gerechten! Liebe Christen! Bedenket es wohl, zumal wenn die Versuchung im Herzen sich anmeldet, wenn sie den Flitterglanz eitler Güter und Freuden vor euren Augen entfaltet und voll Zudringlichkeit den honigbesäumten Becher sündiger Lust an eure Lippen hält. Was nützt es, ihn zu kosten? Was schadet es, denselben mit Überwindung eurer selbst zu verschmähen, mit Entrüstung zurückzustoßen? Augenblickliche Lust bringt ewige Qual; kurzes Leiden bringt ewige Freuden! Thorheit, namenlose Thorheit und Verblendung wäre es, um eines augenblicklichen schnöden Genusses willen die ewigen Himmelsfreuden zu verlieren und dagegen ewige Peinen einzutauschen. Wollet ihr in allen Fällen den wahren Wert des Irdischen erkennen, so stellet an euch selber die Frage: Was ist das im Vergleich mit den Gütern und Freuden der Ewigkeit? Wollet ihr den Schaden ermessen, den euch die Sünde zufügt, so bedenket ernstlich das bedeutungsvolle Wort: „Einmal verloren, ewig verloren.“ Thue ich diese Sünde und sterbe ich darin, wie ich es befürchten muß, so bin ich ein Raub der ewigen Flammen. — Gott bewahre uns alle vor diesem schrecklichen Unglücke durch das kostbare Blut Jesu Christi, des Gekreuzigten, dem allein wir alle die zuversichtliche Hoffnung unseres Heiles verdanken. Jesus allein, dem Urheber und Vollender unseres Glaubens, ihm, der einzigen Stütze unserer Hoffnung, ihm, dem Gegenstande unserer feurigsten Liebe, ihm, der Fülle unserer dereinstigen Seligkeit, ihm, „dem Könige der Ewigkeit, dem Unsterblichen, dem Unsichtbaren, dem alleinigen Gotte, sei Ehre und Herrlichkeit in alle Ewigkeit: Amen.“ (1, Tim. 1, 17.)

Anhang von Beispielen

zur

Erläuterung, Bestätigung und praktischen Anwendung

der

Lehre vom Glauben.

Über die Auswahl und den Zweck dieser Beispiele, welche außer den in der vorausgegangenen Erklärung der Glaubenslehre angeführten dem Katecheten in folgenden Blättern zur beliebigen Benutzung vorgelegt werden, giebt das dem Buche voranstehende Vorwort nähern Aufschluß.

1) Der Kalife Hescham, der im Jahre 742 zu Raspha starb, hinterließ 700 Kisten mit Goldstücken angefüllt und einen so großen Vorrat von Kleidungsstücken und prachtvollen seidenen Gewändern, daß es zur Fortschaffung derselben mehr als 600 Kamele bedurfte. Kaum hatte er aber sterbend das Auge geschlossen, so war sein Palast ausgeplündert, und es blieb weder ein Becken, um den Leichnam zu waschen, noch Leinwand, um denselben einzuwickeln.

Franz Borgias, Herzog von Gandia, mußte den Leichnam der Kaiserin Isabella, welche in der Blüte ihres Lebens gestorben war, nach Granada zur kaiserlichen Gruft begleiten. Als er da nach Eröffnung des Sarges das entstellte Angesicht der Kaiserin erblickte, ergriff ihn Schrecken und Entsetzen. . . „So ist denn dies," rief er aus, „jene sonst im Glanze der Schönheit prangende Isabella! Wo ist nun jene Hoheit, die in ihren Blicken strahlte und jeden beglückte, dem es vergönnt war, in ihre Nähe zu treten? Durch ein Wort aus ihrem Munde hätten sich noch kurz zuvor Tausende beglückt gefühlt; von allen geflohen, bleibt sie nun den Würmern überlassen. O, wie ist alles in diesem Leben eitel und vergänglich, alles Täuschung und Betrug!" Diese Betrachtung irdischer Eitelkeit führte ihn zum Entschluß, die Welt zu verlassen und in die Gesellschaft Jesu zu treten, wo er im Jahre 1572 als Heiliger starb.

Dem Kalifen Abderrahman III. war alles in reichster Fülle beschert, worin die Kinder dieser Welt ihre Glückseligkeit zu suchen pflegen. Sein Reich erstreckte sich über viele Länder und Völker, und die stets siegreichen Feldherren dehnten die Grenzen desselben noch immer weiter aus. Im ganzen Lande herrschte Ruhe und Wohlstand. Abderrahman selbst besaß unermeßliche Reichtümer, welche er dazu verwandte, Pracht und Glanz um sich her zu verbreiten. Außer vielen andern herrlichen Gebäuden führte er in der Nähe seiner Residenzstadt Cordova einen Palast auf, welcher alles übrige an Größe und blendender Schönheit noch weit übertraf. Die vornehmste Wohnung in diesem Riesenpalaste hatte allein schon eine Länge von fast 3000 Ellen und eine Breite von 1500 Ellen. Die Zahl der Prachtsäulen, welche zur Verzierung des Hauses angebracht waren, belief sich auf 4312, und man hatte sie mit vielen Kosten und großer Mühe zum Teil aus fernen Ländern herbeigeschafft. Im Innern des Palastes glänzte alles von Gold und kostbaren Steinen, womit die Wände auf das reichlichste verziert waren. Ja sogar die Knäufe der blendend weißen Marmorsäulen waren von reinem Golde. Alle diese Herrlichkeit genoß Abderrahman ungestört die ganze Zeit seines Lebens hindurch; aber sie war nicht imstande, sein Herz zu befriedigen und demselben wahre Ruhe und Glückseligkeit zu gewähren. Tiefe Schwermut lagerte fast ununterbrochen auf seiner Seele, und in den letzten Jahren seines Lebens vermochte nichts, dieselbe auch nur auf kurze Zeit zu verscheuchen. Bei seinem Tode hinterließ er ein Handbillet folgenden Inhalts: „Mehr als fünfzig Jahre habe ich geherrscht; ich hatte Reichtum, Macht, Ehren, Vergnügen in Überfluß, kein irdisches Gut fehlte mir. Wenn ich aber alle Tage meines ungetrübten Glückes zähle, so finde ich deren kaum vierzehn in meinem ganzen Leben!" — Also unter mehr als 18000 Tagen waren kaum 14, an welchen er glücklich und von Trübsal frei zu sein glaubte. So wenig ist alles, was die Welt ihren Kindern darzubieten vermag, imstande, auch nur für eine kurze Zeit eine vermeintliche Glückseligkeit zu gewähren. (Dambergers synchronistische Geschichte, Bd. 4. Seite 923.)

2) Der hl. Apostel Johannes, von anstrengender Arbeit ermüdet, gewährte sich einst das unschuldige Vergnügen, ein Vöglein zu streicheln und sich an ihm zu ergötzen. Dies sah ein vorübergehender Jäger und nahm Anstoß daran: ob das wohl eine Beschäftigung sei, die einem solchen Manne gezieme? Da fragte ihn der Heilige, warum denn der Bogen, welchen er in der Hand halte, nicht gespannt sei. Damit er nicht schlaff und sonach untauglich zum Schießen werde, versetzte der Jäger. So gönne mir denn auch diese Kurzweile, erwiderte Johannes, damit nicht mein Geist durch ununterbrochene Anstrengung endlich erschlaffe und unfähig werde, die zum göttlichen Dienste erforderliche Arbeit zu verrichten. So wußte der Heilige die Erholung, welche ihm das Vöglein verschaffte, zum letzten Ziel zu benutzen.

3) Thomas Morus war geboren zu London 1480 und glänzte eben als Großkanzler von England auf der höchsten Stufe von Ansehen und Ehre, als er plötzlich in die tiefste Ungnade König Heinrichs VIII. fiel und endlich zum Tode verurteilt wurde, weil er sich weigerte, dessen unchristliche Ehescheidung und Lossagung von der Kirche zu billigen. Weder Drohungen noch Verheißungen konnten seine Standhaftigkeit erschüttern. Zuletzt trat seine Gemahlin mit den weinenden Kindern in den Kerker, warf sich ihm zu Füßen, bittend und flehend, er möge doch dem Könige willfahren und sein Leben retten. „So manche Jahre," sprach sie, „könnten wir ja noch glücklich miteinander leben; warum willst du denn in der Blüte des Lebens dich, ja deine ganze Familie ins äußerste Verderben stürzen?" „Wie viele Jahre denn," fragte Thomas, „könnte ich wohl noch leben?" „Wohl noch zwanzig Jahre," erwiderte die Gemahlin. „O thörichter Tausch!" versetzte hierauf der christliche Kanzler," für zwanzig ungewisse Lebensjahre auf Erden soll ich das ewige Leben im Himmel hingeben und mich zur ewigen Pein verdammen? Lieber alles will ich verlieren, als meine Seligkeit; denn was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, an seiner Seele aber Schaden leidet?" Nach einer dreizehnmonatlichen harten Gefangenschaft bestieg Thomas Morus das Blutgerüst und legte sein Haupt unter des Henkers Beil, um die Krone der Unsterblichkeit zu erlangen. Hätte er mit Verzichtleistung auf das Himmelreich sein irdisches Leben um einige Jahre verlängert, was würde es ihm jetzt nützen?

Aus einem hochadeligen Geschlechte geboren und mit glücklichen Naturanlagen ausgestattet, war der junge Norbert einzig darauf bedacht, im Taumel weltlicher Vergnügungen und Lustbarkeiten das Leben zu genießen. Eines Tages ritt er in Begleitung eines Dieners nach einem Dorfe in Westfalen, um eine Lustpartie mitzumachen. Da entstand plötzlich ein schweres Ungewitter; von Schrecken erfüllt, ließ Norbert seinem Pferde den Zügel schießen, um ein Obdach zu erreichen. Aber in demselben Augenblicke verdoppeln sich die Donnerschläge, und mit furchtbarem Krachen schlägt ein Blitzstrahl gerade vor dem Pferde in die Erde. Das aufgeschreckte Pferd warf den Reiter ab, und Norbert lag beinahe eine ganze Stunde wie leblos auf dem Boden. Als er endlich wieder zu sich kam, rief er mit dem Weltapostel aus: „Herr, was willst du, daß ich thun soll?" „Meide das Böse und thue das Gute," antwortete ihm eine innere Stimme. Norbert säumte nicht, zu gehorchen. Er hatte erkannt, wie trügerisch die Freuden der Welt seien. Wie wäre es dir ergangen, sprach er zu sich selbst, wenn der Blitz dich getroffen? Es fehlte nur ein Haar,

und du warst die Beute der Hölle. Nachdem er sein köstliches Gewand abgelegt hatte, hüllte er sich in ein Kleid aus Schafsfell und umgürtete seine Lenden mit einem Stricke. In diesem Anzuge predigte er nach erhaltener Priesterweihe die Buße, indem er mit den lebhaftesten Farben die Nichtigkeit der irdischen Güter und Vergnügungen schilderte. Später stiftete er den Orden der Prämonstratenser und starb als Erzbischof von Magdeburg im Jahre 1134. Wohl glückselig ist Norbert zu preisen, daß er der Stimme Gottes Gehör gab und der Eitelkeit entsagte. Hätte er fortgefahren, statt Gott, dem Herrn, der Welt zu dienen, so würde auch er jetzt und ewig wehklagen: „Ach wir Thoren! so haben wir uns also geirrt!" u. s. w. Nun frohlockt er aber und wird ewig frohlocken in der Herrlichkeit des Himmels. Wir dürfen nicht daran zweifeln, da die Kirche ihn auf der ganzen Welt als einen Heiligen verehrt, und Gott seine Heiligkeit durch zahllose Wunder kund gemacht hat.

4) Der berühmte Großmogul Akbar, ein Fürst, ausgerüstet mit den vortrefflichsten Gaben des Verstandes und des Herzens, ließ im Jahre 1580 den P. Rudolph Aquaviva mit mehreren anderen Missionären der Gesellschaft Jesu aus Goa zu sich kommen, um von ihnen in der Lehre des Christentums, gegen welches er schon eine hohe Achtung trug, unterrichtet zu werden. Er empfing die Glaubensboten mit Beweisen einer aufrichtigen Ergebenheit, legte die heil. Schrift zum Zeichen seiner Ehrerbietigkeit auf sein Haupt, küßte die Bildnisse des Heilandes und der Mutter Gottes, welche man ihm als Geschenke überreichte, und ließ dieselben von seinen Kindern und den Großen des Reiches in gleicher Weise verehren. Den Unterredungen über die Lehren des Glaubens wohnte der Goßmogul mit gespannter Aufmerksamkeit bei, ließ auch den liebsten seiner Söhne, welchem er den Thron zudachte, von den Vätern in die Kenntnis des Christentums einweihen und in den Wissenschaften unterrichten und gestattete gern, daß seine Unterthanen dem Dienste des wahren Gottes sich zuwandten. Er selbst bezeigte eine besondere Ehrfurcht gegen den hl. Namen Jesu; ja, er nahm keinen Anstand, in die Kapelle zu gehen, wo vor den versammelten Portugiesen die heil. Messe gefeiert wurde, und da auf den Knieen und mit entblößtem Haupte zu beten. Sehr oft sprach er davon, auch einmal die Taufe zu empfangen. Aber trotz aller Einsicht in die christliche Religion und trotz aller Gewogenheit gegen dieselbe brachte er es niemals dahin, eine feste Glaubensüberzeugung zu gewinnen und selbst sich zu ihr zu bekennen. Und was war die Ursache davon? Einzig der Mangel des guten Willens. Er wollte seinem Stolze und seiner Sinnlichkeit keine Schranken anlegen. „Eure Lehre ist zu rein," sagte er oft lebhaft zu den Vätern, „meine Sitten aber sind zu unrein, und mein Leben ist zu verdorben." Die Verdorbenheit seiner Sitten war die Ursache, daß Großmogul Akbar gegen alle Glaubensüberzeugung stets sich sträubte und im Unglauben bis an sein Ende verharrte. (S. Müllbauer, Geschichte der katholischen Missionen in Ostindien.)

Manche hört man sagen: „Ich möchte wohl gerne glauben, aber ich kann nicht." Der Glaube ist ein Geschenk Gottes, das er aber niemand versagt. Um es jedoch zu erlangen, muß man beten und sich von der Herrschaft des Stolzes, der Sinnlichkeit und aller andern Leidenschaften, welche den Geist umnebeln, losreißen. Dann wird man erkennen, daß nichts vernünftiger ist, als zu glauben, was die

christliche Religion lehrt, und nichts tröstlicher, als in ihrem Bekenntnisse zu leben und zu sterben. — Diese Erfahrung machte an sich selbst auch ein französischer Freigeist Namens Isnard, welcher um das Jahr 1830 gottselig starb, nachdem er seine drei und dreißig letzten Lebensjahre der Buße geweiht hatte. Während der gottlosen französischen Revolution des 18. Jahrhunderts that er sich durch seine Wut gegen die Religion und ihre Priester vor allen hervor. In einer öffentlichen Sitzung der gesetzgebenden Versammlung erfrechte er sich sogar einmal auszurufen: „Das Gesetz ist mein Gott, ich kenne keinen andern!“ Es erging ihm aber wie den meisten damaligen Revolutionsmännern: er wurde endlich der Güter und des Lebens verlustig erklärt. Um dem mörderischen Fallbeile zu entgehen, mußte er sich zu Paris in einen unterirdischen Schlupfwinkel verkriechen. Stets in Gefahr schwebend, ermordet oder ohne Verhör hingerichtet zu werden, öffnete er die Augen dem Lichte der Wahrheit. Sechzehn Monate hindurch verwendete er täglich fünfzehn Stunden auf das Studium der christlichen Religionslehre und kam endlich zur vollkommnen Überzeugung Wie war aber dieses Studium beschaffen? „Ich erkannte bald,“ schreibt er selbst, (Isnard de l'immortalité de l'âme 1802.) „daß es beim Forschen über göttliche Wahrheiten mehr auf die Gesinnung des Herzens, als auf die Anstrengung des Geistes ankommt; daß die Vernunft irre geht, wenn die Tugend ihr nicht die Hand bietet, und die Liebe nicht die Binde löst, womit Irrtum und Laster den Blick verhüllen. Ich sah ein, daß die Wahrheit ähnlich einer Flamme ist, welche das demütige Gebet anfacht und der Eigendünkel auslöscht. Ich fing also mit dem Gebete an, und im Umgange mit Gott wurde ich besser, ruhiger und fähiger, die Wahrheit zu erkennen.“ — O wie mancher streckte nach vielen in Unglauben, Lastern und Sünden verlebten Jahren endlich seine Hände zum Himmel aus, rief aus dem tiefsten Abgrunde seines Elendes: „O Gott! erbarme dich meiner!“ und ward erhört und fand die Wahrheit, die alle Weisen der Welt ihm nicht geben konnten!

5) Einem heidnischen Fürsten in Indien erzählte ein Missionär von den Zuständen und Naturerscheinungen in Europa. Der Fürst hörte ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Als aber der Missionär ihm versicherte, es werde dort im Winter das Wasser so hart, daß auch Elefanten ohne Gefahr über Flüsse gehen könnten, da erwiderte der Fürst: „Bisher habe ich dich angehört, weil ich dich für einen redlichen Mann hielt, der die Wahrheit spricht, jetzt aber schweige! Nie wirst du mich überreden, solche Fabeln zu glauben.“ Für diesen Fürsten, der niemals Eis gesehen hatte, war es also ein unbegreifliches Geheimnis, daß das Wasser zu Eis gefriere.

6) Belege, und zwar eben die schlagendsten, lassen sich vor Kindern nicht leicht anführen, sie würden ihr Zartgefühl nachteilig berühren. Nur eins mag genügen: Bei den Lacedämoniern bestand das Gesetz, wie Plutarch in der Biographie des Lycurgus erzählt, daß alle neugebornen Kinder den Ortsvorstehern gebracht werden mußten. Fanden diese, daß sie schwächlich oder mißgestaltet waren, so wurden sie ohne Barmherzigkeit in eine Gruft geworfen und dem Hungertode Preis gegeben. Diese Sitte bestand Jahrhunderte lang und fand von seiten der Weisesten Griechenlands Beifall, selbst Empfehlung. (S. Aristoteles, lib. 8. Politicorum.) Sogar der gefeierte Plato schreibt in seinem Buche vom Freistaate vor, daß man die Kinder, welche schwach oder mißgestaltet geboren worden, nicht auferziehe. Die

Verirrungen der heidnischen Philosophie, sogar in den wichtigsten Lehrstücken, haben den Heiden selbst nachgewiesen: Eusebius (De praeparat. Evangel. L. 15.), Lactantius (Divin. institut. L. 3.), Augustinus (De civ. Dei L. 18. c. 41).

7) „Es ist besser, mich zu verbrennen, als die göttlichen Schriften," erwiderte der hl. Felix, Bischof von Tibiura, als man ihm den Tod androhte, wofern er nicht die heiligen Bücher ausliefere. — Als der hl. Diakon Euplus vom heidnischen Richter gefragt wurde, warum er nicht dem Kaiser gehorcht und die Schriften ausgeliefert habe, antwortete er unerschrocken: „Weil ich ein Christ bin, ist mir das nicht erlaubt. In ihnen ist das ewige Leben. Wer sie ausliefert, verliert das ewige Leben." (Den Martertod beider sieh bei Gräfin Hahn-Hahn: „Die Märtyrer.")

8) S. August. *Epist.* 71. al. 10. — Die Pflanze, welche Gott zur Beschattung des Propheten Jonas wachsen ließ, ist nur in Asien bekannt, und man hat deswegen in andern Ländern für dieselbe keinen eigenen Namen. Die griechische Übersetzung der hl Schrift bediente sich, um das hebräische Wort wiederzugeben, des Ausdruckes „Kürbis", weil dieser wegen der ähnlichen Beschaffenheit am besten jene Pflanze bezeichnet, und diese Bezeichnung hatte auch die alte lateinische Übersetzung, nach welcher man die hl. Schrift beim Gottesdienste vorzulesen pflegte, aufgenommen. Der hl Hieronymus in seiner neuen Übersetzung meinte jedoch, das Wort „Epheu" sei geeigneter, und setzte dieses an die Stelle des altgewohnten „Kürbis", was gewiß an und für sich eine sehr gleichgültige Sache war. Als nun ein Bischof nach dieser neuen Übersetzung die hl. Schrift in der Kirche vorlesen ließ, merkte das Volk alsbald diese unbedeutende Änderung des einen Wortes. Weit entfernt, sie für geringfügig zu halten, geriet es vielmehr sofort in große Aufregung, man nötigte den Bischof, sogar bei den Juden über die Bedeutung des hebräischen Wortes Erkundigung einzuziehen, und als diese, sei es aus Bosheit oder Unwissenheit, erklärten, der Ausdruck „Kürbis" entspreche dem Hebräischen mehr, als „Epheu", so war der Bischof genötigt, alsbald die alte Bezeichnung wieder herzustellen. Hätte er dem Volke nicht willfahrt und die Änderung als ein Versehen des Abschreibers zu entschuldigen gesucht, so wäre er in Gefahr geraten, von seiner ganzen Gemeinde verlassen zu werden. (S. Büllet, Bd. 2. S. 277.)

9) Gleich nach dem ersten Drucke der Bibel im fünfzehnten Jahrhunderte fing man an, die alten Handschriften derselben, welche in manchen Bibliotheken vielfach vorhanden waren, zu untersuchen und mit einander zu vergleichen, um die Schreibfehler zu entdecken, die im Laufe der Zeit sich etwa eingeschlichen hätten. Seit der Hälfte des letzten Jahrhunderts aber wurde hierin von verschiedenen Seiten eine erstaunliche Thätigkeit entwickelt. Alle nur erreichbaren Quellen wurden erschöpft; man durchsuchte nicht nur alle Bibliotheken Europas, sondern die der entferntesten Weltgegenden, der ägyptischen und syrischen Wüste, verglich die Lesarten der Väter aus allen Jahrhunderten, die Übersetzungen aller Nationen, die griechische, arabische, syrische, koptische, armenische, äthiopische; dennoch wurde gar nichts von Belang entdeckt. Die abweichenden Lesarten lassen fast ohne Ausnahme die wesentlichen Teile jedes Satzes unberührt und beschränken sich meistens auf Einteilung oder auf Auslassung eines Geschlechts- oder Bindewortes und auf dergleichen minder wichtige Dinge. Gerade in den letzten Jahren hatten wir, erzählt

Dr. Wieseman (10. Vorles. §. 10. 11.), eine neue, auffallende Bestätigung dieses Ergebnisses. Dr. Buchanan brachte eine hebräische Handschrift nach Europa, welche von den schwarzen Juden gebraucht war, die seit undenklichen Zeiten in Indien ansässig sind, wo sie Jahrhunderte lang von aller Verbindung mit ihren Brüdern der andern Weltteile abgeschnitten waren. Es ist ein Bruchstück einer ungeheuren Rolle von rotgefärbten Häuten und enthält einen beträchtlichen Teil der fünf Bücher Moses. Eine interessante Vergleichung wurde mit unserer Ausgabe der hebräischen Bibel angestellt und bekannt gemacht, und man fand auch nicht eine einzige verschiedene Lesart von der geringsten Wichtigkeit. — Die Gegner unserer heil. Religion hatten gehofft, durch diese wissenschaftlichen Forschungen etwas ihrer Sache Günstiges zu entdecken, jedenfalls müßten sich so viele widersprechende Lesarten ergeben, daß aller Glaube wankend und das Ansehen der hl. Schrift, als Führerin zur Wahrheit gänzlich vernichtet würde. Sie fanden sich aber in ihrer Erwartung sehr getäuscht.

10) Nach der Berechnung eines protestantischen Blattes wurden bis zum Anfange dieses Jahrhunderts im ganzen nur vier Millionen Bibeln in fünfzig verschiedenen Sprachen gedruckt. Seitdem erschienen zwei und dreißig Millionen in zweihundert verschiedenen Sprachen und wurden durch die Bibel-Gesellschaften in allen Teilen der Welt verteilt. Ist wohl im Verhältnisse zu diesen Massen ausgeteilter Bibeln Religiösität und Sittlichkeit gestiegen? Um von andern Verbrechen zu schweigen, beweist nicht schon die entsetzliche Vermehrung der Selbstmorde, wie wahr vor längerer Zeit ein protestantischer Pfarrer (Dr. Meinhold) bezeugte: „Das arme Volk, trotzdem daß man es mit Bibeln nicht bloß überschüttet, sondern geradezu überregnen läßt, geht voll Verzweiflung durch die Stürme des Lebens und voll Entsetzen in den Tod"?

11) Ein protestantischer Missionär (Malcolm) berichtet nach einem langen Aufenthalte in den englischen Besitzungen Asiens, daß man sieben verschiedene Übersetzungen der Bibel in Malaischer Sprache gedruckt habe, daß er aber auf der ganzen Halbinsel von keinem einzigen bekehrten Malaien reden hörte. „Die Unfruchtbarkeit der protestantischen Missionen," fügt er bei, „hat etwas Unerklärliches; denn die katholischen Missionäre haben mit sehr schwachen Hilfsmitteln weit größere Erfolge erzielt, sie haben eine große Zahl Proselyten gemacht." — Ein anderer (Dr. Bickersath), welcher Sekretär der protestantischen Missionsgesellschaft war, bekannte in einer Rede, die er 1823 hielt, daß er im Verlaufe der ersten 10 Jahre niemals Kunde von der Bekehrung eines Götzendieners erhielt.

12) „Vorzüglich auf den Zauberruf der klingenden Münze bildete sich die proselytische Gemeinde in Jerusalem. Man meldete mir, daß dem Täufling 400 Thaler gleichsam als Prämie angeboten werden, und gewiß ist, daß jährlich 60,000 fl. von den Anglikanern für Bekehrungen verwendet werden." So Dr. Tobler, ein Protestant, der wiederholt Palästina besuchte im Jahre 1835 und 1845.

13) Wie die Kirche in Bestimmung der Schriften, welche sie als göttliches Wort verehrt wissen will, sich genau an die Tradition oder apostolische Überlieferung hält, ersehen wir aus dem oben erwähnten Briefe Jesu Christi an den König Abgar von Edessa in Groß-Armenien. Zur Zeit nämlich, wo der Herr im Judenlande Gottes Wort verkündete und es durch Wunder bekräftigte, drang

der Ruf von seinen außerordentlichen Thaten bald auch nach andern Ländern bis in entfernte Gegenden und zog eine große Menge Leute nach Judäa, welche bei Christus in ihren Krankheiten und Leiden Hilfe suchten. Auch der König Abgar bekam Kunde davon und schickte einen Boten mit einem Briefe an den Herrn, in welchem er ihn bittet, zu ihm zu kommen und ihn von seiner schweren Krankheit zu heilen; zugleich bietet er ihm seinen Schutz an gegen die Nachstellungen der Juden und ladet ihn ein, in einer Stadt seines Reiches seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Der Heiland ging freilich auf die Einladung Abgars nicht ein, schrieb ihm aber folgenden Brief zurück: „Jesus von Nazareth an den König Abgar Heil und Segen! Selig bist du, Abgar, der du an mich geglaubt, obschon du mich nicht gesehen hast. Denn von mir steht geschrieben, daß die, welche mich sehen, an mich nicht glauben werden, damit die, welche nicht sehen, glauben und so das Leben empfangen. Was aber deine Einladung betrifft, zu dir zu kommen, so muß ich hier alles vollbringen, weshalb ich gesandt bin, nach Vollbringung meines Werkes aber zu dem, der mich gesandt hat, zurückkehren. Indes gleich nach meiner Heimkehr zu ihm will ich einen meiner Jünger zu dir senden, damit er deine Krankheit heile und dir und den Deinen das Heil erteile." Einige Jahre nach dem Tode Jesu kam, gemäß dem Versprechen des Heilandes, Thaddäus zum Könige Abgar, machte ihn nebst vielen andern gesund und predigte ihm den Glauben Jesu Christi. Den ganzen Verlauf dieser Begebenheit, so wie insbesondere den wörtlichen Inhalt beider angeführten Briefe, fand man in den öffentlichen Urkunden zu Edessa, wie Eusebius, der erste Geschichtsschreiber der Kirche, berichtet, der dieselben sogar aus dem Syrischen übersetzte. Auch der gelehrte und heilige Ephräm, der in jener Stadt Diakonus war, rühmt sie an, so wie auch der hl. Märtyrer Hippolytus. Der Brief Christi hat auch weder dem Inhalte noch der Schreibart nach etwas, das einen billigen Zweifel an seiner Echtheit veranlassen könnte. Trotz alledem wurde er von der Kirche nicht in das Verzeichnis der göttlichen Schriften aufgenommen, weil er der Kirche nicht von einem Apostel übergeben worden und nicht durch eine ununterbrochene kirchliche Überlieferung auf die spätere Zeit gekommen war. Die Echtheit dieses Briefes war bloß verbürgt durch die im Archive zu Edessa aufgefundene Urkunde; diese konnte möglicher Weise unterschoben sein, jedenfalls beruhte sie nicht auf einer göttlichen Autorität, wie die Kirche es von jeher forderte, wenn sie eine Schrift in das Verzeichnis der hl. Bücher aufnahm.

14) Um sich zu überzeugen, wie wenig es gelingen wollte, ohne die Tradition einen sichern, vollständigen, übereinstimmenden Lehrbegriff aus der Bibel heraus zu forschen, so sehe man nur auf die so abweichenden und sich widersprechenden Ansichten, welche die protestantischen Theologen sogar in betreff der wesentlichsten Lehren unter einander haben. „Die Zerrissenheit unter uns," so lautet das Bekenntnis eines protestantischen Theologen (Meinhold, Weissagung des Abtes Hermann von Lehnin), ist zum halben Wahnsinn geworden. Niemand lehrt wie der andere, und dennoch berufen sich alle auf die hl. Schrift." „Sollte uns das nicht," fährt er fort, „bei ruhiger Überlegung zu der Überzeugung bringen, wie wahr die Katholiken schon beim Beginne der Reformation behaupteten, daß die hl. Schrift nur an der Hand der Tradition richtig verstanden werden könne, widrigenfalls sie, wie ein Bischof auf dem Tridentiner

Konzil sagte, eine wächserne Nase sei, die jeder nach Gefallen drehen könne? . . . Wenn sämtliche Uhrmacher des preußischen Staates, von Geschlecht zu Geschlecht, in ununterbrochener und unermüdlicher Folge seit dreihundert Jahren versucht hätten, Geld zu machen, und es immer nicht gelingen wollte, wäre es nicht weise von diesen Leuten, endlich davon abzustehen? So haben unsere Theologen seit dreihundert Jahren in ununterbrochener und unermüdlicher Folge vergebens das Gold der reinen Lehre gesucht und haben es nicht gefunden, wenngleich sie es in der Bibel suchten."

15) Im fünften Jahrhunderte trat Nestorius, Patriarch von Konstantinopel, mit einer Lehre hervor, von welcher man bis dahin in der Kirche nichts gehört hatte. Er behauptete, in Christus beständen zwei Personen, eine göttliche und eine menschliche. Zum Beweise für seine Behauptung berief sich Nestorius auf die hl. Schrift und rühmte sich, wie es alle Irrlehrer zu thun pflegen, er allein habe das rechte Verständnis derselben, und alle, welche bisher aus ihr geschöpft und sie erklärt hätten, seien im Irrtum befangen gewesen. Schon als Priester in Antiochien stand Nestorius im Rufe großer Gelehrsamkeit und glänzender Beredsamkeit, und diesen Vorzügen verdankte er auch seine Erhebung auf den bischöflichen Stuhl zu Konstantinopel. Kaum trat er aber mit seiner Behauptung vor dem Volke auf, als dieses sogleich bemerkte, dieselbe stehe in grellem Widerspruche mit dem, was von alters her in der Kirche gelehrt und bis dahin von allen als Gotteswort geglaubt worden sei. Es entstand über die Neuerung des Patriarchen ein großer Unwille, selbst ein vornehmer Laie nahm in der Kirche öffentlich gegen ihn des Wort, und der größte Teil der Gemeinde und der Geistlichen trennten sich sofort von ihm und gaben die kirchliche Gemeinschaft mit ihm auf. Zur Entscheidung der kirchlichen Lehre trat kurz darauf zu Ephesus, einer Stadt in Asien, eine Kirchenversamlung von 200 Bischöfen aus allen Gegenden zusammen. Von Rom aus kamen drei Legaten, welche einen Brief des Papstes an das Konzil überbrachten, worin die Bischöfe ermahnt wurden, „mit aller Sorgfalt auf die Lehre der Apostel zu sehen, und dem, was diese ausgesäet haben, nichts Neues hinzuzufügen." Die Bischöfe ließen sich deshalb nicht in spitzfindige und gelehrte Erörterungen ein, wiewohl manche im Rufe ausgezeichneter Gelehrsamkeit standen, sondern man prüfte die neue Lehre, indem man sie mit jener verglich, welche die Vorfahren im Lehramte, als getreue Wächter der apostolischen Lehre, überliefert hatten. Denn diese, hieß es, seien die Lehrer, Ratgeber, Zeugen, Richter; an ihre Lehre müsse man sich halten, ihren Rat befolgen, ihrem Zeugnisse glauben, ihrem Ausspruch sich unterwerfen, dies sei die Regel für das, was man glauben müsse. Und als der Brief des Bischofs von Carthago vorgelesen wurde, welcher persönlich zu erscheinen verhindert war und schon zum voraus an der alten Lehre festzuhalten und jede Neuerung zu verwerfen sich erklärte, da erhoben sich alle anwesenden Bischöfe und brachen in den einstimmigen Ruf aus: „Das ist die Stimme aller, das sagen wir alle, das ist unser aller Meinung!" Nichts Neues wollten sie vortragen, sondern nur Vorkehrung treffen, daß sie den Nachkommen nichts überlieferten, was sie selbst nicht von ihren Vorfahren empfangen hätten. Diesem Grundsatze gemäß verdammten sie einstimmig die neue Lehre des Nestorius. — Und dieses ist das Verfahren aller Konzilien ohne Ausnahme gewesen. Auch der Kirchenrat von Trient beschloß seine

Bestimmungen über die Glaubenslehre mit dem einhelligen Ausrufe: „Dieses ist der Glaube des hl. Petrus und der Apostel, dies ist der Glaube der Väter, dies ist der Glaube der Rechtgläubigen. Also glauben wir, also denken wir, also unterschreiben wir."

16) „Luther hat eine Übersetzung der Bibel gefertigt, und nachdem Zwingli sie geprüft, erklärte er, daß sie das Wort Gottes verändere und verderbe. Calvin hat wieder eine Übersetzung gefertigt; Dumoulin jedoch, ein berühmter Calvinist, fand, daß Calvin dem Text Gewalt angethan, daß er Stellen verschoben und hinzugethan habe. Zwingli fertigte eine eigene Übersetzung, die Lutheraner aber machten ihm die nämlichen Vorwürfe, die er Luther gemacht hatte. Ökolampadius und die Doktoren zu Basel machten auch eine Übersetzung, Beza jedoch erklärte sie an mehreren Stellen für gottlos. Beza gab hierauf selber eine Übersetzung heraus, die hinwieder die Doktoren zu Basel für gottlos erklärten. Die Prediger zu Genf verwarfen alle zusammen als fehlerhaft, so daß sie eine neue Übersetzung unternahmen; Jakob I. hinwiederum erklärte diese auf dem Religionsgespräch zu Hamptoncourt als die schlechteste und untreueste von allen zusammen. Später erschienen noch die Übersetzungen von Tyndal, Coverdale u. a., sie verdarben den Text jedoch in einer so auffallenden Weise, daß sich bei ihrem Erscheinen ein einmütiger Schrei des Entsetzens unter den katholischen und protestantischen Gelehrten gegen sie erhob. Obschon neuere Übersetzer viele absichtliche Fehler ihrer Vorgänger verbesserten, so ließen sie doch, wie Milner sagt (Ziel und Ende religiös. Controv. Br. 9.), noch eine recht große Zahl stehen, die sich gar nicht entschuldigen lassen." (So Barthe, die religiöse Wahrheit. Kap. 11.)

17) Um seine verderbliche Lehre, daß der Glaube auch ohne gute Werke selig macht, mit dem Ansehen des hl. Paulus zu unterstützen, hat Luther den Text: „Wir halten dafür, daß der Mensch durch den Glauben gerecht werde" (Röm, 3, 28.), offenbar verfälscht, indem er setzte: „durch den Glauben allein." Aufgefordert, sich hierüber zu verantworten, erwiderte er: „Ich weiß, daß das Wort allein nicht im Texte Pauli steht, will sich aber ein Papist mit diesem Worte viel unnütz machen, so sag ich ihm flugs also: Doktor Martin Luther will's also haben und spricht: Papist und Esel sei ein Ding." (S. Controvers-Katechismus von Scheffmacher über Glauben und Glaubensregel.) Weil der hl. Jakobus in seinem Briefe zu bestimmt und ausdrücklich die Notwendigkeit der guten Werke lehrt, als daß sich der Text verfälschen ließe, so nannte Luther denselben ohne weiteres eine Strohepistel und verwarf ihn. Und als man ihn hierüber zu Rede stellte, gab er zur Antwort: „Jakobus narret, wenn er sagt: Die Früchte machen gerecht. Deswegen sollen die Widersacher sich mit ihrem Jakobo, den sie uns so oft vorwerfen, hinwegtrollen." (VI. Wittenb. S. 282.) Einige andere Beispiele von argen Verfälschungen, die sich Luther erlaubte, führt Perrone an. (Der Protestantismus und die Glaubensregel, Tl. 1. Hpst. 2. Art. 3.) und mehrere Döllinger (Reformation Bd. 3. S. 139–173.)

18) Als Beleg nur ein Beispiel. Thomas Münzer hatte sich, nachdem er zum Priester geweiht war, Luthers Neuerungen zugewendet und ward in Zwickau als Prediger der Sekte angestellt. Bethört von der Lehre, daß der Geist Gottes unmittelbar zu jedem Menschen rede und ihm den wahren Sinn der Schrift erschließe, bildete er sich ein, er sei von Gott berufen, ein neues Reich von

lauter Gerechten und Heiligen zu gründen, welches sich über den ganzen Erdkreis verbreiten solle; deshalb meinte er auch, eine Vollmacht zu haben, wie sie ehemals den Israeliten zur Ausrottung der abgöttischen Kanaaniter erteilt worden sei, nämlich alle Widerspenstigen zu töten. Eine Obrigkeit sollte in diesem Reiche nicht bestehen, denn Gott habe, so las er, „die Gewaltigen vom Stuhle gestoßen." (Luk. 1, 52.) Alle Güter sollten in demselben gemein sein, denn auch die ersten Christen hatten alles gemeinschaftlich (Apgsch. 2, 44.); und welcher Fürst, Graf oder Herr sich zu solcher Gemeinschaft nicht verstehen wollte, dem sollte man den Kopf abschlagen oder ihn aufhängen: denn „Gott fordere alle Vögel des Himmels auf, daß sie sollen fressen das Fleisch der Fürsten, und die unvernünftigen Tiere, daß sie saufen das Blut der großen Hansen, wie in der himmlischen Offenbarung (im 18 und 19 Kap.) beschrieben." Bald sah sich Münzer an der Spitze eines zahlreichen Heeres von Schwärmern (Wiedertäufern), die er zum blutigen Kampfe entflammte, indem er ihnen Gottes Hilfe versprach und befahl, sich der Gottlosen, ihres Flehens und Weinens ungeachtet, nicht zu erbarmen, wie Gott durch Moses befohlen und ihm selbst geoffenbart habe. Mit diesen fanatisierten Horden zog er dann aus, plünderte und verbrannte Kirchen, Klöster und Schlösser, mordete Mönche, Nonnen und Edelleute und verheerte das ganze Land. Endlich kam es im Jahre 1525 bei Frankenhausen zur Schlacht, in welcher das Heer „dieser himmlischen Propheten" vernichtet und Münzer gefangen wurde. Zum Tode verurteilt, kam er noch vor seinem Ende zur Besinnung, widerrief mit großer Reue seine Irrtümer, beichtete und kommunizierte nach katholischer Weise. — Noch empörender sind die Greuelthaten, welche zehn Jahre nachher zu Münster vom Schneider Johann Bockhold, wiederum unter dem Vorwande göttlicher Eingebung, verübt wurden. — Ausschweifungen, die sich ohne Verletzung des Anstandes nicht einmal beschreiben lassen, werden noch immer unter dem Aushängeschild göttlicher Offenbarungen verübt bei den sog. Muckern und allen pseudomystischen Sekten in England und Nordamerika, und wohl auch in Deutschland und in der Schweiz. Verabscheue daher, mein Christ, jeden Sektengeist und laß dich nie verführen durch den trügerischen Schein einer frömmelnden Sprache oder süßlichen Andächtelei und gleißnerischen Bruderliebe, sondern wisse, daß nicht selten Satan selbst die Gestalt eines Lichtengels annimmt. (2. Kor. 11, 14.)

19) Hören wir, wie ein anglikanischer Geistlicher (O'Callaghan) diese Zeitperiode beschreibt: „Damals erhob sich eine unzählige Menge Fanatiker: Frömmigkeit, Vernunft und gesunder Menschenverstand schienen aus der Welt verbannt, um einem seltsamen Kauderwelsch, einem religiösen Wahnsinn, einem tollen Eifer Platz zu machen Alle beriefen sich auf die Schrift, alle versicherten, Eingebungen, Gesichte, Geistesentzückungen gehabt zu haben. Man behauptete mit vollem Ernste, daß man das Priestertum und die königliche Würde abschaffen müsse, weil die Priester Satansdiener, und die Könige Abgeordnete der Babylonischen Hure seien, und das Bestehen der einen wie der andern mit dem Reiche des Erlösers unverträglich sei. Der Bischof war nicht mehr durch die Heiligkeit seines Amtes, der König nicht durch die Majestät des Thrones geschützt; beide wurden als Gegenstände der Verachtung und des Hasses ohne Mitleiden von den Fanatikern, deren einziges Buch die Bibel ohne Noten und Kommentare war, enthauptet. Damals war das Lesen der hl. Schrift

auf seinem Gipfel, alle Welt las, und niemand hörte. Es gab keine Grausamkeit, welche man nicht durch das Ansehen der hl. Schrift zu rechtfertigen suchte. Mit der hl. Schrift zettelte man Verschwörungen und Verrätereien an, erließ man Achtserklärungen, und alles war nicht nur gerechtfertigt, sondern sogar geheiligt durch Stellen aus der hl. Schrift." – Es genüge noch ein Beispiel aus der neuesten Zeit beizufügen. Im Jahre 1843 bildete sich in der Provinz Oberhessen eine Sekte von Bibellesern, welche den Glauben hatten, daß im Jahre 1847, 1848 und 1849 alle Gottlosen, d. h. alle diejenigen, welche nicht zu ihrer Sekte gehörten, untergehen werden. Diesen Weltuntergang erklärten sie aus den fünf glatten Steinen, welche David nahm, als er dem Riesen Goliath entgegen ging. Ein jeder Stein, sagten sie, bedeute 1000 Jahre. Demnach habe die Welt bereits 4996½ Jahr gestanden und müsse nach vierthalb Jahren, mit Ausnahme ihrer Sekte, untergehen. Selbst in den härtesten Wintermonaten erteilten diese Sektierer bei Nacht und Nebel ihren Novizen in dem Lahnflusse die Wiedertaufe. Die Frau des Ortsbürgers H. in W., Mutter von 4 unmündigen Kindern, welche sich von Bürger M. in diese Schwärmergesellschaft hatte verlocken lassen, hieb sich am Johannestage des Jahres 1846 die rechte Hand absichtlich ab, aus Mißverständnis des Textes: „Wenn dich deine Hand ärgert, so haue sie ab." (Mark. 9, 42.) Als mehrere Einwohner des Ortes dem genannten M. bittere Vorwürfe deshalb machten und ihn als den Urheber dieses schrecklichen Ereignisses bezeichneten, so rief er auf der Straße aus: „Das sind Wunder des Heilandes, ihr werdet bald solche noch mehr sehen!" (Kathol. Stimmen, 9. Heft 1846.)

20) Ein junger Heide aus Korea hatte sich in die Einsamkeit zurückgezogen, um ungestörter dem Gebete und der Betrachtung obzuliegen und so den Weg der wahren Glückseligkeit zu finden. Eine Höhle diente ihm zur Wohnung, Baumblätter zur Nahrung. In einem Gesichte erblickt er da eine ehrwürdige Gestalt, welche ihm die Versicherung giebt, er werde über das Meer setzen und da jemand finden, der ihn den sichern Weg des Heils lehren werde. Nach verschiedenen merkwürdigen Erlebnissen, die wir der Kürze wegen übergehen, kommt er nach Japan und wird endlich mit Missionären bekannt, welche dort den Glauben predigten. Diese zeigen ihm die Abbildung des göttlichen Heilandes, und sogleich ruft er freudetrunken aus: „Dieser ist es, der mir einst erschienen ist." Bald darauf empfing er die hl. Taufe und arbeitete mit großem Eifer an der Bekehrung der Heiden. Im Jahre 1624 wurde er zu Nangasaki ins Gefängnis geworfen und zum Feuertode verurteilt. Mitten in den Flammen kniete er nieder und dankte Gott mit lauter Stimme, daß er ihn würdigte, für seinen hl. Namen zu sterben. Es ist dies der Katechet Cajus, der 1867 mit 204 andern, die in Japan den Märtyrertod erlitten, von Pius IX. selig gesprochen wurde.

P. Salvaterra, Missionär in Amerika, befand sich mitten unter einer heidnischen Völkerschaft, als eines Abends zwei unbekannte, jedoch ansehnliche junge Männer zu ihm kamen und ihn einluden, ihnen zu folgen. Sie führen ihn an den Fuß eines Berges und heißen ihn denselben hinansteigen. Der Missionär gehorcht, wie von höherer Macht getrieben, und kommt an eine von dem matten Scheine einer Lampe beleuchtete Hütte. Er tritt hinein und sieht da eine alte, schwer kranke Frau. Aus ihren Reden wird er bald gewahr, daß sie stets nach der Vorschrift der Vernunft und des Gewissens

gelebt habe. Er unterweist sie kurz in den Hauptwahrheiten der christlichen Religion, erteilt ihr dann die hl. Taufe, und die Kranke giebt voll des Dankes und Trostes ihren Geist auf. (Menologium Soc Iesu.)

Pater Joseph Anchieta, Missionär aus der Gesellschaft Jesu, genannt der wunderthätige Apostel der Brasilianer, der im Jahre 1597 im Rufe der Heiligkeit verschied, durchwanderte die Landschaft Brasilien mit bloßen Füßen und suchte allenthalben mit feurigem Eifer die verlornen Schäflein auf, um sie in den Schafstall des guten Hirten zu versammeln. Es geschah nun einmal, daß der Geist des Herrn ihn von seinem Geleite in eine düstere Wildnis entrückte und ihn gleichsam bei der Hand zu einem Baume führte, unter welchem ein hochbetagter Brasilianer mit sparsamen Silberhaaren auf dem Haupte aus Altersschwäche sich niedergeworfen hatte. Dieser rief dem Priester, sobald er ihn erblickte, mit lauter Stimme zu: „Kommet doch eilig hieher, weil ich euer seit langer Zeit gewärtig bin!" Da trat der Pater Anchieta hinzu und fragte ihn, wer er sei, und woher er gekommen. Der Heide antwortete, er sei von einer sehr weit entfernten Meeresküste auf eine ihm unbegreiflich wunderbare Weise an diesen Ort gebracht worden. Da fragte ihn der gottselige Missionär, was sein Begehren sei. „Ich strebe," sprach der gute Greis, „nach dem rechten Wege"; was bei den Brasilianern so viel bedeutet, als: Ich strebe, Gott zu gefallen und nach dem Tode in die ewige Seligkeit zu gelangen. Nach einigen Fragen erkannte der Priester Gottes, daß dieser gute, alte Mann die Zeit seines Lebens hindurch dem Gesetze der Natur getreu nachgekommen, den heidnischen Gebräuchen zuwider nur mit einer Gattin gelebt, nie, außer in billigen Fällen und um sich zu retten oder sein Leben zu schützen, in den Krieg gezogen sei und auch niemals Götzen angebetet, kurz, die Gebote Gottes niemals schwer übertreten habe. Überdies verriet der Greis nicht geringe Kenntnis von dem Gesetze der Natur und ihrem Urheber. Und da der Priester Gottes ihm einige Geheimnisse des christlichen Glaubens erklärte, antwortete ihm der Greis, es habe dies alles ihm dunkel vorgeschwebt, doch habe er nie Worte finden können, solches auszudrücken. Nachdem also der Missionär in wenig Stunden ihn ohne sonderliche Mühe genugsam unterwiesen hatte, schöpfte er, weil kein anderes Wasser zu finden war, Regentropfen von den Blättern, begoß den glückseligen Alten damit und nannte ihn bei seiner Taufe Adam. Der Greis, voll übersüßen Trostes, vergoß Thränen, erhob Augen und Hände freudig zum Himmel, dankte mit frohem Herzen zuerst seinem gütigen Schöpfer und Erlöser und dann auch dem Priester Gottes für die wundervolle Gnade. Und in kurzem vollendet, gab er bald darauf seine in dem Wasser der Wiedergeburt gereinigte Seele in die Hände ihres Schöpfers zurück und eilte zu den himmlischen Freuden. (Historia Eccles. Brasil. P. 2. c. 10 in Silbert's Legenden.)

Auch bezeugt die Geschichte, wie wunderbar es Gott nicht selten fügt, damit nicht nur einzelne, sondern ganze Völkerschaften zur Erkenntnis der christlichen Religion gelangen. Einer solchen wunderbaren Fügung hatten unter andern auch die Iberier, die zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere und dem Kaukasus wohnten, ihre Bekehrung zum Christentume zu verdanken. Unter ihnen (so erzählt Stolberg in der Geschichte der Religion, Tl. 10. §. 60.) lebte im vierten Jahrhundert eine christliche Sklavin, die

durch ihre Sittsamkeit und ihr ganzes gottseliges Betragen die Augen ihrer Herrschaft und deren Bekannten auf sich zog. Sie fastete viel und durchwachte manche Nacht im Gebete. Befragt, warum sie das thue, antwortete sie: „Aus Liebe zu Christus meinem Gotte!“ Es war Landessitte, daß Mütter, die ein krankes Kind hatten, es herumtrugen, um Rat einzuholen, wie es zu heilen sei. Eine solche, die lange umsonst ihr sieches Kind von Haus zu Haus getragen hatte, kam auch zur armen Magd und befragte sie. „Ich weiß kein menschliches Heilmittel für dein Kind,“ antwortete diese, „aber Jesus Christus, den ich anbete, kann auch solche, an deren Genesung man verzweifelt, wiederherstellen, und ich glaube, daß er dein Kind gesund machen werde.“ Darauf nahm sie das kranke Kind, legte es auf die härene Decke, die ihr zum Lager diente, betete mit Inbrunst und gab es gesund der Mutter. Das Gerücht dieser Heilung verbreitete sich schnell und gelangte zu den Ohren der Königin des Landes, welche von sehr heftigen Schmerzen gepeinigt wurde. Sie verlangte, daß man ihr die fremde Sklavin zuführen möchte. Da aber diese, aus Bedenklichkeit der Demut und der Zucht, in den königlichen Palast zu gehen sich scheute, begab die leidende Königin sich zu ihr, ließ sich von ihr auf die härene Decke legen und sie über sich beten. Sogleich ward sie gesund. Froh bot sie der Retterin Gold an, Gewande, alles, was sie nur begehren möchte. Jene aber schlug jedes Geschenk aus und verwies die Dankbarkeit der Königin auf den, der durch sie, ein schwaches Werkzeug, ihr die Gesundheit geschenkt hätte; auf den, der Herr sei über Leben und Tod, und in dessen Lehre die Königin unterrichten zu dürfen, ihr einziges Begehren sei. Die Königin, deren Herz von Dankbarkeit gerührt war, ließ sich gern von Jesu Christo erzählen, dessen Kraft sie an ihrem Leibe empfand, dessen Gnade sie an der armen Sklavin erkannte. Sie ward gläubig. Der König staunte, als er seine Gemahlin so plötzlich genesen sah, und befahl, man sollte der Magd reiche Geschenke bringen. Die Königin aber sagte ihm, daß diese Person nach allem solchen nicht frage und nichts anderes wünsche, als daß er und sie hinfort Jesum Christum anbeten möchten, der ihr die Gesundheit wieder geschenkt habe. So sehr auch den König die Gesundheit seiner Gemahlin freute, weigerte er sich doch, ihr zu willfahren, obgleich die Königin ihre Bitte oft wiederholte. Eines Tages, als er mit seinem Gefolge sich an der Jagd belustigte, umzog sich plötzlich der Himmel; die Dunkelheit war so groß, daß keiner den andern erkannte, und der König fand sich allein im Walde, von allen verlassen. Da kam ihm der Gedanke, sich an den Gott zu wenden, von dem die Gefangene der Königin erzählt, durch dessen Anrufung sie dieselbe geheilt hatte. Er gelobte, wenn er ihm aus dieser Verlegenheit helfe, seinen Göttern zu entsagen und ihn anzubeten. Im Innersten des Herzens that er das Gelübde, und kaum hatte er es gethan, so ward auf einmal der ganze Himmel wieder heiter. Er kehrte heim, erzählte der Königin, was geschehen war; man ließ die christliche Magd rufen, dieser erklärte er, daß er hinfort Jesum Christum anbeten wolle, und befragte sie um die Weise, wie man ihm dienen müsse. Ohne Zweifel gab der Geist Gottes ihr in den Mund, was sie sagte; sie redete Worte des Heils. Der König machte selbst die Wunder bekannt, welche Gott an ihm und der Königin gethan; die Königin und die Magd unterrichteten die Weiber in der heiligen Lehre. Es ward sogleich Hand gelegt an den Bau einer Kirche, auf den Rat der Magd

ordnete der König Gesandte an Konstantin, mit der Bitte, ihm Priester zu senden. Der Kaiser nahm sie froh und freundlich auf, und sie reisten heim, begleitet von einem frommen und weisen Bischofe, welchen Priester begleiteten. Das Reich Gottes verbreitete sich schnell, ganz Iberien huldigte dem Sohne Gottes. — Nicht minder merkwürdig ist die Bekehrung Äthiopiens, die ungefähr um dieselbe Zeit stattfand und später n. 32. erzählt werden soll.

21) Von den vielen Beispielen erwähnen wir hier nur zwei. — Um den Mohammedanern das Evangelium zu verkündigen, trug der hl. Franz von Assisi kein Bedenken, aus dem Lager der christlichen Kreuzfahrer, denen er nach Ägypten gefolgt war, sich zum Sultan zu begeben, obwohl dieser auf den Kopf jedes Christen einen hohen Preis gesetzt hatte. Mit wunderbarer Kraft trug er ihm die Lehre Jesu Christi vor und lud ihn ein, sich mit seinem Volke zu bekehren. Und wenn ihr schwanket, setzte er hinzu, ob ihr das Gesetz des Mohammed verlassen sollet um des Gesetzes Christi willen, so befiehl, daß man ein großes Feuer anzünde, und ich will mit euren Priestern in dasselbe gehen, damit ihr daran erkennet, welches der Glaube sei, dem man folgen müsse. Der Sultan aber antwortete: Ich glaube nicht, daß einer unserer Priester Lust haben wird, um seines Glaubens willen ins Feuer zu gehen. — Nun, so will ich allein in das Feuer gehen, fuhr der Heilige fort, wofern du mir versprichst, die christliche Religion anzunehmen. Werde ich verbrannt, so möge man es meinen Sünden zurechnen; wenn aber nicht, dann wirst du Christus als den wahren Gott und Herrn anerkennen. Hierauf bekannte der Sultan, daß er es nicht wage, sich auf diesen Vorschlag einzulassen, weil er einen Volksaufstand befürchte. Er bot dem armen Franziskus kostbare Geschenke an, welche dieser jedoch gleich den Steinen des Feldes verachtete, und ließ ihn mit Ehren ins Lager der Kreuzfahrer zurückführen. (Lebensgeschichte des hl. Franz von Assisi von Chavin de Malan.) Ohne Zweifel hatte der Heilige durch himmlische Erleuchtung erkannt, daß Gott bereit wäre, zum Heile der Ungläubigen ein augenfälliges Wunder zu wirken, sonst hätte er ohne Vermessenheit ein solches nicht anbieten dürfen. Diese verschmähten aber die göttliche Gnade und verschlossen freiwillig das Auge dem Lichte der Wahrheit, darum hat sie auch Gott der Blindheit ihres Herzens überlassen.

Akbar, Kaiser des großen mongolischen Reiches in Asien, hatte, wie schon oben erzählt worden, im Jahre 1580 katholische Missionäre aus Goa berufen. Es kamen ausgezeichnete Priester aus der Gesellschaft Jesu, unter andern Rudolf Aquaviva, der in der Folge zu Salsette des Martertodes starb, und später Hieronymus Xavier, der in die Fußstapfen seines Oheims, des großen Indianerapostels, trat. Sie hatten von Akbar die Erlaubnis erhalten, in seinem ganzen Reiche den christlichen Glauben zu predigen, und allen Einwohnern stand es frei, denselben anzunehmen. Dennoch hatten ihre Bemühungen und die ihrer Nachfolger im apostolischen Amte verhältnismäßig geringen Erfolg. Der Leichtsinn und die Lasterhaftigkeit des Volkes verhinderten das Aufblühen des Christentums. Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bestanden nur fünf christliche Kirchen im ganzen mongolischen Reiche, und eine derselben fast ohne Christen. Die Gnade des Glaubens war also dargeboten, aber es fehlte der gute Wille, sie zu benutzen. (Müllbauers Geschichte der katholischen Missionen in Ostindien.)

22) Auch Voltaire erkannte diese Wahrheit, obgleich er all sein Talent dazu verwendete, die Religion mit Hohn und Spott zu bewerfen. Als einst die französischen Helden der Gottlosigkeit, D'Alembert und Diderot, bei ihm speisten, fingen sie bald an, mit ihren irreligiösen Grundsätzen herauszurücken. Voltaire aber, obwohl ebenso gottlos wie sie, unterbrach sie plötzlich mit den Worten: „Wartet, bis meine Bedienten sich entfernt haben; denn ich will von ihnen in der nächsten Nacht nicht erdrosselt werden."

23) Es ist dies keine Übertreibung. Redliche Protestanten selbst beklagen es laut, „daß man wirklich das Bunteste, Verschiedenartigste und Widersprechendste nicht bloß in Büchern und auf den Kathedern, sondern auch nicht selten im Jugendunterricht und auf den Kanzeln aussprechen hört." So schrieb im Jahre 1842 der in Breslau erscheinende „Prophet" von Sukow, ein protestant. Blatt. „Wir sehen den Fall eintreten," fährt derselbe fort, „daß in der nämlichen evangelischen Kirche die nämliche Lehre zugleich gepredigt und geleugnet, oder doch in unendlich verschiedener Weise aufgefaßt und vorgetragen wird, und wie die Sachen jetzt stehen, so ist die Entscheidung der höchsten Lebensfragen der Kirche rein unmöglich."

24) Wie beschämend für manche Christen ist nicht der Dank und die Freude der armen Neger-Kinder, nachdem sie, durch das Lösegeld christlicher Liebe aus der harten Sklaverei, in der sie schmachteten, befreit, zur Gnade der hl. Taufe gelangt sind! Nicht ohne Rührung kann man den Bericht darüber lesen. Von den Negerinnen bei den Nonnen im Kloster zu Modena heißt es in einem Briefe: „Unbeschreiblich war ihre Freude, als sie nach der Taufe zum Kloster zurückkehrten. Kaum war die Klosterpforte geöffnet, kaum hatten sie uns, die wir sie mit Sehnsucht erwarteten, erblickt, als sie mit einem Übermaß von Freuden ausriefen: Wir sind Christinnen! — Dann stürzten sie in unsere Arme und konnten ihre innere Seligkeit nur durch Thränen kund geben, die sich mit den unsrigen mischten; denn wir weinten alle aus Andacht und Liebe." Aus einem Nonnenkloster zu Metz schreibt man: „Schwerlich läßt sich der Jubel und die Freude beschreiben, welche die durch die Taufe wiedergebornen Negerinnen empfanden. Die Freude war allgemein. Nun, riefen sie aus, sind wir Christinnen, Töchter des lieben Gottes!" Ebenso lauten viele andere Berichte. (S. d. Jahresb. des Vereins zur Unterstützung armer Negerkinder.)

25) Daß Glaubenszweifel mitunter Versuchungen des bösen Feindes sind, und daß man durch den Kampf gegen dieselben sich viele Verdienste sammeln könne, zeigt uns eine lehrreiche Begebenheit aus dem Leben des großen hl. Vincenz von Paul. Wie uns Abelly im Leben dieses Heiligen (3. Buch, 11. Kap. 1. Abschnitt) erzählt, verfiel einst ein berühmter Lehrer der Theologie in so schreckliche Versuchungen gegen den Glauben, den er früher mit vielem Erfolg gegen die Irrlehrer verteidigt hatte, daß er mitunter an den Rand der Verzweiflung geriet. In dieser traurigen Lage wendete er sich an den hl. Vincenz, der ihm mit gutem Rate auf alle mögliche Weise zu helfen suchte, aber vergebens. Endlich erkrankt der genannte Lehrer und wird mehr als zuvor von seinen Versuchungen gequält. Der hl. Vincenz, hierüber in seinem Herzen tief ergriffen, fleht inständig zu Gott für den Unglücklichen, und er geht in seinem heil. Eifer so weit, daß er sich selbst Gott dem Herrn als Opfer anbietet, bereit, jegliches Leiden freudig hinzunehmen, wenn nur der Kranke

von der gefährlichen Versuchung erlöst würde. Das Gebet des Heiligen wurde erhört und sein Opfer angenommen. Von diesem Augenblicke an waren beim Kranken alle Zweifel verschwunden; der Heilige hingegen hatte schreckliche Versuchungen gegen den Glauben zu bestehen. Um denselben in keinem Augenblicke zu unterliegen, nahm er nicht nur zu häufigen Gebeten und strengen Bußübungen, sondern auch noch zu einigen besondern Mitteln seine Zuflucht. Zunächst schrieb er sein Glaubensbekenntnis auf ein Blatt Papier, legte es auf seine Brust mit der ausdrücklichen Erklärung vor Gott, so oft er die Hand auf seine Brust und das Papier legen würde, solle dies jedesmal als eine Verabscheuung aller Zweifel gelten; und dieses that er oftmals. Das andere Mittel, welches er anwandte, bestand darin, daß er dieser Versuchung jederzeit geradezu entgegenzuwirken suchte, indem er sich beeiferte, stets im Geiste des Glaubens zu handeln, Christus in den Hilfsbedürftigen zu ehren und ihm zu dienen, vornehmlich in der Pflege und Besorgung der Armen. Zu demselben Zwecke faßte er endlich den festen Entschluß, sich aus Liebe zu Jesus Christus sein ganzes Leben hindurch dem Dienste der Armen zu widmen. Kaum hatte er diesen hochherzigen Entschluß gefaßt, als der böse Feind mit seiner lästigen Anfechtung von ihm wich, und er nach einem drei- bis vierjährigen furchtbaren Sturme eine Ruhe und einen Frieden in seinem Innern erlangte, wie nie zuvor. So mußte diese Versuchung selbst die Veranlassung werden zu all den großen Werken der Liebe, mit denen der hl. Vincenz die ganze Welt erfüllte, und die ihm nebst der herrlichen Himmelskrone die Anerkennung selbst der grimmigsten Religionsfeinde erworben haben.

Nicht minder trostreich und ermunternd für solche, die da von heftigen Versuchungen wider den Glauben angefochten werden, ist nachstehender Zug, den Joinville im Leben des hl. Ludwig, Königs von Frankreich, auf die ihm eigentümliche naive Weise berichtet. Der hl. König sagte mir, so schreibt Joinville, der Bischof Wilhelm von Paris habe ihm erzählt, es sei ein großer Meister der Gottesgelehrtheit zu ihm gekommen und habe ihm gesagt, er wolle mit ihm sprechen. Und der Bischof sagte demselben: „Meister, saget an euer Begehren!“ Und als der Meister im Begriff war, mit dem Bischofe zu sprechen, da fing er überlaut zu weinen an. Und der Bischof sagte ihm: „Meister, sprechet, laßt euch nicht außer Fassung bringen; denn keiner kann so sehr sündigen, daß Gott nicht darüber hinaus vergeben könnte.“ „Und ich sage euch,“ sprach zu ihm der Meister, „ich kann nicht dafür, daß ich weine; denn mich dünkt, ich sei ungläubig, dieweilen ich mein Herz nicht dahinbringen kann, daß ich an das Geheimnis des Altares glaube, so wie es die hl. Kirche vorstellt: und weiß ich recht wohl, daß dies Anfechtungen des bösen Feindes sind.“ — „Meister,“ sagte der Bischof, „saget mir doch, ob, wenn der Feind euch solche Versuchung zuschickt, selbe euch gefällt?“ Und der Meister sagte: „Herr, sie belästiget mich im Gegenteile so sehr, als sie mich nur belästigen kann.“ — „So frag ich euch,“ sagte der Bischof, „ob ihr weder Gold noch Silber annehmet mit dem Beding, aus eurem Mund irgend eine Sach auszustoßen, die gegen das Geheimnis des Altares, oder auch gegen die anderen hl. Geheimnisse der Kirche wäre?“ — „Nimmermehr,“ sagte der Meister, „wisset, daß es keine Sach auf Erden giebt, die ich unter diesem Beding annehme, sondern wollte lieber, daß man mir alle Glieder vom Leibe risse, als daß ich so was ausstieße.“ „So sage ich euch

eine andere Sache," versetzte der Bischof, „ihr wisset, daß der König von Frankreich mit dem Könige von England krieget, und ihr wisset, daß das Schloß, so am meisten auf ihrer beider Grenzen liegt, La Rochelle, in Poitou ist. So will ich an euch eine Frage thun. Wenn der König euch La Rochelle, das auf der Grenze liegt, zu bewachen übertragen hätte, mir aber hätte er das Schloß Monleon zu bewachen übertragen, welches im Herzen Frankreichs und in Friedensland liegt; welchem von uns beiden müßte der König bessern Dank wissen am Ende seines Krieges: euch, der La Rochelle bewacht hätte, ohne es zu verlieren, oder mir, der ich das Schloß Monleon bewacht hätte, ohne es zu verlieren?" „Bei Gott, Herr," sagte der Meister, „mir, der ich La Rochelle bewacht hätte, ohne es zu verlieren." „Meister," sprach ferner der Bischof, „ich sage euch, mein Herz ist gleich dem Schlosse Monleon; denn ich habe gar keine Versuchung, noch irgend welchen Zweifel in betreff des Altarsgeheimnisses. Darum sag ich euch, statt einfachen Dank, den mir Gott dafür weiß, daß ich festiglich und im Frieden glaube, weiß euch Gott vierfachen, dieweil ihr ihm euer Herz bewachet im Kriege der Trübsal und so guten Willen gegen ihn habet, daß ihr ihn wegen keines irdischen Dinges, noch wegen Ungemachs, so man dem Leib anthun könnte, verlasset. Derohalben sag ich euch, ihr möget nur immerhin beruhigt sein; denn euer Zustand gefällt desfalls dem Herrn besser, als der meine." Da dies der Meister hörte, kniete er vor dem Bischofe nieder und hielt sich für wohlberaten.

26) Auch unter Knaben und Jungfrauen sah man solche Glaubenshelden, welche weder Tod noch Qualen fürchteten, und die durch keine Drohungen und Mißhandlungen heidnischer Eltern sich je besiegen ließen. Einer dieser bewunderungswürdigen Helden war Cyrillus, ein Knabe von kaum zwölf Jahren. Zu Cäsarea in Kappadocien lebten seine Eltern reich und angesehen im Heidentum. Aber Cyrillus wendete sich schon in zartester Kindheit dem wahren Glauben zu. Wer ihn darin unterrichtet hatte, wußte niemand; immer führte er den süßen Namen Jesus im Munde und sprach von nichts lieber, als von seinem Wunsche, Christus zu verherrlichen. Dabei strebte er so innig und aufrichtig nach dem Guten, erbaute so sehr durch Gehorsam, Fleiß, Mildthätigkeit, Sanftmut, daß viele Kinder seines Alters ihm nacheiferten, und daß er alle Herzen gewann — nur nicht das Herz seines eigenen Vaters! Ungerührt durch die lieblichen Tugenden des Knaben, mißhandelte er ihn durch Vorwürfe, Drohungen und Schläge, ohne die mindeste Veranlassung. Der Glaube gab jedoch dem Knaben eine wunderbare Standhaftigkeit. Jemehr ihn der Vater mit Schimpf und Strafe überhäufte, um so freudiger nannte Cyrillus sich Christ, ertrug alle Grausamkeiten sehr gern, machte sich gefaßt auf noch viel größere Leiden und liebte seinen Vater mit demütiger Zärtlichkeit. Doch der harte Mann blieb ungerührt und nahm daher ebenso zu in Bosheit und im Haß, wie sein Sohn in der Tugend und in der Liebe. Eines Tages ließ er Cyrillus dermaßen geißeln, daß dessen zarter Körper ganz mit Wunden bedeckt war. Dann fragte er ihn, ob er dem Christentum entsagen wolle, und als Cyrillus es verneinte, ließ ihn der Vater aus dem Hause jagen, verschloß ihm für immer die Thür, sagte sich gänzlich von ihm los und enterbte ihn. Cyrillus war nun auf einmal ein Bettel- und Waisenkind geworden, verwundet, verstoßen und blutarm. Aber der selige Knabe achtete diese Behandlung seines

Vaters für gar nichts. Sein gottbegeisterter Starkmut setzte die ganze Stadt in Bewegung: die Christen, um Gott zu preisen, der die Kleinen und Schwachen zu seiner Verherrlichung sich auserwählt; die Götzendiener, um in Zorn zu entbrennen, daß ein kleiner Knabe mit so unerhörter Kühnheit ihre Götter verachte. Wenn Kinder so gesinnt waren, was hatten sie dann von den Männern zu erwarten? Der Richter zu Cäsarea ließ Cyrillus durch Soldaten aufsuchen und vor sich führen, drohte ihm mit einem strengen Gericht, wenn er nicht dem Glauben entsage. Mutig stand der Knabe vor ihm und wußte von keiner Furcht. „Kind," sagte endlich der Richter, um doch auch den Weg der Milde zu versuchen, „ich will dir deine Vergehungen verzeihen, und dein Vater will es ebenfalls thun, will dich wieder aufnehmen in sein Haus und zu seinem Erben dich einsetzen, wenn du nur wieder vernünftig wirst und zur Erkenntnis deiner Thorheit kommst." Cyrillus antwortete: „Ich freue mich, aus dem Hause meines Vaters ausgeschlossen zu sein; denn ich werde ein um so schöneres bewohnen. Ich freue mich, arm zu sein, um ewige Reichtümer zu besitzen, und einen guten Tod scheue ich ganz und gar nicht, weil ich ein besseres Leben erwarte." Als er dies mit einer übernatürlichen Kraft gesagt hatte, befahl der Richter laut, ihn zu fesseln wie jemand, der zum Tode geführt wird; heimlich aber, man solle ihn nur durch Drohungen schrecken und ihm Folter und Holzstoß zeigen, ohne ihm ein Leid zuzufügen. Das geschah. Man legte Feuer an den Holzstoß, man ergriff Cyrillus, wie um ihn hinauf zu werfen, man berührte seine Schultern mit Geißeln, seine Seiten mit Krallen und Zangen; er blieb ruhig und unerschrocken. Die Schergen schickten dem Richter einen Boten mit der Nachricht, Cyrillus weine nicht, fürchte sich nicht, gehe ganz bereitwillig dem Tode entgegen, und ließen fragen, was sie nun zu thun hätten. Dem Richter that es leid um den herrlichen Knaben. Er ließ ihn zurückrufen, er wollte ihn belehren, oder wenigstens ihn überreden. „Du hast Feuer und Schwert gesehen, mein Kind," sprach der Richter, „sie können dich töten; also besinne dich, damit dein Vater dir wieder sein Haus öffne und in dein Erbe dich einsetze." „O Herr," antwortete der selige Knabe, „wie thust du mir weh, daß du mich zurückrufen ließest, daß umsonst das Feuer angezündet und das Schwert geschärft wurde. Das Haus, das ich zu bewohnen eile, ist größer, als das meines Vaters, und das Erbteil meines Gottes ist reicher, als mein väterliches Erbe. Töte mich schnell, damit ich es bald empfange." Da glaubte der Richter, die heilige Standhaftigkeit des Knaben als frevelhaften Ungehorsam strafen zu müssen, und sprach dem heiligen Kinde das Todesurteil durch das Schwert. Alle Umstehenden betrübten sich, nur Cyrillus war froh. Alle wurden zu Thränen bewegt, aber er tadelte diese Thränen. „Freut euch doch," sprach er, „daß ich zum Leben gelange! Wisset ihr denn nicht, welch großes Vertrauen ich habe? welch herrliche Stadt ich bewohnen werde? O gönnet mir, mein Leben zu opfern." Mit diesen Worten ging er freudestrahlend in den Tod, und ganz Cäsarea freute sich des glorreichen Knaben. (Die Märtyrer von Gr. Hahn-Hahn.) Ist Cyrillus jetzt unglücklich, weil er der himmlischen Krone wegen irdisches Glück verschmähte? Hat er nicht das Beste gewählt? Ist sein Beispiel nicht überaus nachahmungswürdig?

Auch die Kirchengeschichte Japans liefert uns manche bewunderungswürdige Beispiele solcher heldenmütigen Kinder. — Auf

Befehl des grausamen Bucondono wurde ein dreizehnjähriges Mädchen erst mit einem scharfen Rohre geschlagen, dann auf ein Kohlenfeuer gelegt. Zu Omura wurde ein Knabe acht Tage lang gemartert; wütend rissen ihm endlich die Peiniger mit eisernen Haken die Schultern auf und gossen siedendes Blei hinein; der junge Held aber rief fortwährend: „Jesus und Maria! ich verlange, in den Himmel einzugehen und Gott anzuschauen." Endlich verzweifelten die Richter, ihn besiegen zu können und verurteilten ihn zum Feuertode. Im Königreiche Fingo wurden drei Brüder aus einer vornehmen Familie, von denen der älteste erst neun Jahre alt war, ebenfalls zum Tode verurteilt. Der jüngste spielte eben, als man ihn rief und ihm erklärte, daß er für Christus sterben müsse. Ohne sich zu betrüben, (so mächtig ist Gottes Gnade) nahm er den Rosenkranz und kniete nieder, um zu beten. Da nahmen alle drei von ihrer Mutter Abschied und folgten heiter den Soldaten; die Mutter aber begleitete sie noch eine Strecke, küßte sie und bestärkte sie in ihrem Entschlusse, für Gott zu sterben. Auf der Richtstätte knieten sie nieder, entblößten ihren Hals und empfingen freudig den Todesstreich, während die Hand des Scharfrichters zitterte. (S. mehreres beim hl. Alphons v. Liguori „die Siege der Märtyrer.")

27) Bekannte doch Calvin selbst (Comment. in ep. Petr. 2, 2.), daß unter zehn Evangelischen kaum einer anzutreffen sei, der aus einer andern Ursache evangelisch geworden wäre, als um desto freier aller Üppigkeit und Sinnenlust sich hingeben zu können.

28) Nichts ist wohl rührender und beweist mehr die Kraft der göttlichen Gnade, als wenn angesichts des Todes schwache Kinder und zarte Jungfrauen das Bekenntnis ihres Glaubens unerschrocken ablegen. An die bereits angeführten Beispiele dürften noch ein paar aus der älteren und eines aus der neueren Zeit sich anschließen.

Zur Zeit der Christenverfolgung gab Asklepiades, kaiserlicher Statthalter zu Antiochien, den Befehl, dem jungen Romanus, der durch keine Qualen überwältigt, freimütig den christlichen Glauben bekannte, die Zunge auszuschneiden. Romanus hörte gelassen das unmenschliche Gebot und sprach: „Zwingst du mich zu schweigen, so werden statt meiner unmündige Kinder die Wahrheit verkündigen." Asklepiades hohnlachte, ließ ein kleines, kaum dreijähriges Knäblein fangen, vor Romanus stellen und gebot diesem spottend, die Weisheit des Kindes ans Tageslicht zu bringen. Romanus fragte also: „Lieber Sohn, was ist vernünftiger, sag' es uns, Christus oder tausend Götter anzubeten?" Das Knäblein antwortete lächelnd und ohne sich zu besinnen: „Gott kann nur einer sein. Christus ist Gott, also ist er der wahre Gott. An viele Götter glauben die Kinder nicht mehr." Asklepiades bebte vor Zorn und Beschämung um so mehr, als ein so zartes Kind nach dem Gesetze nicht zu strafen war. „Von wem hast du diese Reden gelernt?" fuhr er heftig den Kleinen an. „Von der Mutter, und die Mutter von Gott," sagte das gute Kind. „So soll denn diese bösgelehrte Mutter kommen und durch die Todesqual ihres bösgelehrigen Kindes gestraft werden," befahl der grausame Mann. Die Mutter kam; sie dachte an die Mutter der Makkabäer, die ihre sieben Söhne für Gott hinwürgen sah. Das zarte Kind wurde mit Ruten so scharf gestrichen, daß sein Blut wie ein klarer roter Tau den Boden besprengte. Alles Volk, die Schreiber, sogar die Folterknechte weinten unwillkürlich über das bittere Leiden des kleinen Geschöpfes, und Frauen im Volke brachen in laute Wehklage

aus. Asklepiades gebot, das zerfleischte Kind durch das Schwert hinzurichten. Da hob die Mutter den hinsterbenden Liebling zärtlich vom Boden auf, schmiegte ihn in ihre Arme, an ihre Brust und trug ihn sorgsam hinaus zur Richtstätte. Und als der Henker den Knaben begehrte, da zögerte sie nicht; sie küßte ihn nur einmal noch und sagte: „Lebe wohl, mein süßes Kind! denk an mich im Reiche Jesu Christi! Bald wirst du aus meinem Sohne mein Beschützer werden." Dann betete sie: „Dein ist der Knabe, o Herr, der Sohn deiner Magd," breitete ihren Mantel aus und empfing darin das kleine blutende Haupt, das wie ein Blümchen unter der Sichel vor dem Schwerte dahinfiel.

Nicht minder merkwürdig ist das Bekenntnis, welches Quiricus, ebenfalls ein dreijähriges Knäblein, ablegte. Julitta, seine Mutter, eine junge Witwe aus vornehmem Geschlechte, wurde in der Diokletianischen Verfolgung zu Tarsus von einer wilden Rotte ergriffen und vor den Statthalter Alexander geführt. Dieser fragte sie nach Vaterland, Vermögen und Namen. Julitta sagte einfach: „Ich bin eine Christin." Diese Unerschrockenheit mißfiel dem Wüterich aufs höchste. Julitta hatte Quiricus auf dem Arme, der gar schön und holdselig aussah und ebenso lieblich war, wie seine Mutter würdevoll. Alexander ließ ihr zuerst das Kind entreißen und sie dann unmenschlich mit Ochsensehnen schlagen, bis sie mit gräßlichen Wunden bedeckt war. Unterdessen hatten die Henker den kleinen Quiricus dem Statthalter übergeben, der ihn auf seine Kniee setzte, ihn liebkoste, schmeichelnd mit ihm sprach und ihn zu zerstreuen suchte, damit er nicht weine. Aber des Kindes thränenvolle Augen hingen unabwendbar an seiner Mutter. Und als der Statthalter es versuchte, den Kleinen zu küssen, wehrte er sich aus allen Kräften, stieß ihn mit seinen Füßchen in die Seite, und als ob eine höhere Macht ihn dränge, rief er: „Ich bin ein Christ! ich bin ein Christ!" Hierüber geriet der Statthalter in eine so unglaubliche Wut, daß er den dreijährigen Quiricus beim Fuße ergriff und ihn vom hohen Richterstuhle herab mit aller Gewalt zu Boden warf. Der Kopf des zarten Märtyrers zerschmetterte auf den steinernen Stufen, und der Platz rings umher ward besprengt mit seinem unschuldigen Blute. Julitta dankte Gott, daß es ihm gefiel, ihren Sohn zur unverwelklichen Siegeskrone gelangen zu lassen. Sie wurde noch grausam gemartert und endlich enthauptet.

In diesen beiden unmündigen Kindern sehen wir die Worte des Propheten (Ps. 8, 3.) erfüllt: „Du (o Herr), hast dir Lob bereitet aus dem Munde der Kinder und der Säuglinge." (Ausführlicher sind beide Erzählungen zu lesen im Werke der Gräfin Hahn-Hahn „die Martyrer.")

In den greuelvollen Tagen der französischen Revolution, als Kundgebung des Christentums ein Verbrechen war, geschah es, daß einst (14. Juni 1794) das Bluturteil über ein ganzes Nonnenkloster (von Montmartre) in Paris erging. Auf dem öffentlichen Richtplatz sollten alle Klosterfrauen unter dem Fallbeil ihr Leben verbluten. Der verhängnisvolle Karren hielt an der Thür. Die gottgeweihten Schwestern stiegen heiter hinauf, und ihren Glauben an Christus und seine allerseligste Mutter laut bekennend, stimmten sie auch auf diesem letzten Gange wie zur Vesperzeit das „Salve Regina" an; sie sangen es durch die Straßen fahrend, sie sangen es auf dem Richtplatz, sie sangen es, während eine nach der andern das Haupt unter das

Mordbeil legte, und erst, als die letzte, die Äbtissin, das Haupt gebeugt, verstummte das Salve Regina, mit ihrem Geiste verklingend und entschwebend. Das wütende Volk hatte erschüttert dieses feierliche Glaubensbekenntnis vernommen. Es war damals üblich, daß es bei massenhaften Hinrichtungen mit wildem Gebrüll und hohnlachendem Geheul das Blutgerüst umtanzte. Aber jetzt lachte es nicht, es klatschte nicht, es tanzte nicht; als ob es aus einem betäubenden Rausche erwacht sei, hörte es stumm dem Gesange der Sterbenden zu, ja sein Höllenjubel hörte seitdem bei den Hinrichtungen auf.

29) Zur Zeit, wo in England eine schwere Verfolgung die katholische Kirche drückte, weil die Königin Elisabeth unter den größten Strafen gebot, nicht den Papst, sondern sie selbst als Oberhaupt der Kirche anzuerkennen, weihte sich ein katholischer Priester, Namens Person, dem schönen Berufe, die Katholiken in ihrem Glauben zu stärken und ihnen unter steter Lebensgefahr priesterlichen Beistand zu leisten. Einst saß er zu Tafel mitten unter Personen von hohem Range, die zum Hofe der Königin gehörten, denn auch bei den Großen wußte er sich als einen Mann von Bildung beliebt zu machen; daß er aber katholischer Priester sei, mußte er vor ihnen verborgen halten, wollte er nicht sein Leben und das Heil der Seinigen aufs Spiel setzen. Da ging nach Landessitte ein voller Pokal in die Runde mit dem Toast: „Es lebe Elisabeth, das Oberhaupt der Kirche!“ Was sollte Person nun beginnen? Nicht einstimmen in den Toast und den Pokal an sich vorbeigehen lassen, war soviel, als sich verraten und auf das Schafott wandern*; einstimmen aber soviel, als ein Abtrünniger werden und die Kirche Gottes verleugnen. Näher und immer näher kam der Pokal, und größer und immer größer wird Persons Verlegenheit; da ließ sich unten auf der Straße ein Ausrufer hören; es war ein Schuhflicker, der seine alten und neuen Schuhe ausbot. Rasch erhob sich Person, riß ein Fenster auf und befahl dem wandernden Krämer heraufzukommen. Die ganze Gesellschaft aber, von Person irgend einen artigen Schwank erwartend, harrte gespannt, was das werden sollte. Der Schuhflicker trat mit seiner Ware in den Speisesaal hinein, und Person fragte ihn: „Wie viel Paar Schuhe, wie diese hier, machst du täglich zurecht?“ Der Mann erwiderte: „Mit größter Mühe höchstens drei Paar.“ „Was gilt die Wette,“ rief Person, „daß ich in einer halben Stunde zwölf Paar Schuhe verfertige?“ Man ging die Wette ein. Da rief dann Person seinen Diener: „Geschwind mein Leder und Arbeitszeug!“ und sagte ihm dazu noch einige Worte ins Ohr. Der Diener kam und brachte zwölf Paar Stiefel nebst einem Messer, damit schnitt Person hurtig das Oberleder weg, und in wenigen Minuten waren die zwölf Paar Schuhe fertig. Die ganze Gesellschaft brach in lautes Gelächter aus, und des gefährlichen Toastes wurde nicht mehr gedacht. Was war jedoch bei diesem Schwank die Hauptsache? — Die Anwendung dieses Beispiels auf die angeführte Lehre ist leicht.

30) Firmus und Rustikus wurden auf Befehl der heidnischen Obrigkeit ins Feuer geworfen. Die hl. Märtyrer bezeichneten sich mit dem hl. Kreuze; alsbald teilte sich die Flamme und verbrannte

---

* Schon hatte Edmund Kampian, sein Freund und Ordensgenosse, nach Erduldung unmenschlicher Folterqualen auf dem Blutgerüste sein Leben geendet. (S. Crétineau-Joly, Gesch. der Gesellschaft Jesu, Bd. 2. Hpst. 5.)

diejenigen, die sie hineinwarfen, ihnen selbst aber versengte sie nicht ein Haar. (Akten der Märtyrer bei Ruinart.)

Nach dem Tode des abtrünnigen Kaisers Julian entstand an vielen Orten ein schreckliches Erdbeben. Das Meer trat aus seinen Schranken und drohte die Erde zu überschwemmen. Da baten die Einwohner von Epidaurus, einer Stadt im Peloponnes, den heil. Einsiedler Hilarion um Hilfe. Hilarion begab sich an das Gestade und zeichnete drei Kreuze in den Sand. Das Meer brauste noch einmal hoch auf, aber wie von einem mächtigen Damme zurückgehalten, sanken die Wogen plötzlich nieder und erhoben sich nicht mehr; die Stadt war gerettet. Solches, setzt der hl. Hieronymus hinzu, der uns dieses Wunder berichtet, erzählt jene ganze Landschaft bis zum heutigen Tage, und die Mütter lehren ihre Kinder, daß sie es zum Andenken auf ihre Nachkommen bringen sollen. (Aus der Lebensgeschichte des hl. Hilarion vom hl. Hieronymus.)

Dem hl. Benedikt reichte man einen Becher voll Wein, der mit Gift vermischt war. Seiner Gewohnheit gemäß machte Benedikt das Kreuzzeichen über den Wein, und sogleich zersprang der Becher. So erzählt der hl. Papst Gregor im Leben des Heiligen. — In demselben Jahre, wo der hl. Benedikt starb, wurde der hl. Albin auf den bischöflichen Stuhl von Angers in Gallien erhoben. Von ihm wird berichtet, daß er durch das hl. Kreuzzeichen mehrere Blinde und auch die gekrümmte und verdorrte Hand eines Weibes, Namens Grata, heilte. (Aus den Bollandisten 1. März.)

Als die hl. Kaiserin Kunigundis bis tief in die Nacht die hl. Schrift sich vorlesen ließ, schlummerte die Vorleserin ein, die Kerze entfiel ihrer Hand, und bald stand das Bett, worauf Kunigunde ruhte, in Flammen. Die Heilige machte das hl. Kreuzzeichen, und augenblicklich erlosch das Feuer, ohne ihr den geringsten Schaden zuzufügen. (Bollandisten 3. März.) — Durch das Kreuzzeichen löschte auch der selige Bonavita plötzlich eine gewaltige Feuersbrunst, heilte viele Kranke, vertrieb den bösen Geist aus Besessenen, teilte einen reißenden Strom, so daß er trockenen Fußes durch denselben hindurchging. (Bonavita war ein Schlosser, der in einem italienischen Städtchen, Namens Lugo, lebte und im Jahre 1475 daselbst starb.) (Boll. 1. März.) — Von unzähligen Wundern, welche in allen Jahrhunderten durch das Kreuzzeichen gewirkt worden sind, haben wir hier nur diese wenigen ohne besondere Auswahl ausgehoben. Wem diese nicht genügen, den verweisen wir auf die von den Bollandisten gesammelten Lebensbeschreibungen der Heiligen.

31) Zur größeren Veranschaulichung des vorliegenden Einwurfs und der gegebenen Lösung diene folgender geschichtliche Zug von Duns Scotus. Auf einer Reise in England begegnete dieser große Gelehrte einem Bauer, der eben mit Säen beschäftigt war. Nachdem Scotus einige Worte frommer Mahnung an denselben gerichtet hatte, entgegnete der Bauer: Wozu mahnst du mich? wenn Gott vorausgesehen hat, daß ich selig werde, so werde ich es unfehlbar, ich mag Gutes oder Böses thun; hat er aber vorausgesehen, daß ich verdammt werde, so werde ich es ebenfalls, ob ich bös oder gut handle. Darauf erwiderte Scotus: Wenn das Vorauswissen Gottes alles unabänderlich notwendig macht, wozu säest du denn? Hat Gott vorausgesehen, daß hier Getreide wachsen wird, so wird es wachsen, du magst säen oder nicht, und so umgekehrt; für jeden Fall ist deine Arbeit vergeblich. (Döllinger in Wetzers Kirchen-Lexikon. Artik. Scotus.)

32) Auch die Kirchengeschichte liefert uns zahllose Beispiele, wie die göttliche Weisheit durch scheinbar geringfügige Mittel, welche außer aller menschlichen Berechnung liegen, die größten und umfassendsten Wirkungen erzielt. Der Kürze halber soll hier nur eines angeführt werden, auf das schon früher hingedeutet wurde, nämlich die merkwürdige Bekehrung Äthiopiens zum christlichen Glauben. Meropius, ein heidnischer Philosoph aus Tyrus in Phönizien, reiste im Anfang des vierten Jahrhunderts nach Äthiopien, um nach dem Beispiele anderer Weisen sich über die Sitten und Überlieferungen fremder Völker zu erkundigen. Er nahm zwei Knaben mit sich, seine Neffen Ädesius und Frumentius, denen in früher Kindheit, vielleicht von einer gottseligen Mutter, die Liebe zu Jesus Christus eingeflößt worden war. Auf der Heimkehr lief das Schiff, worauf Meropius sich befand, in einen Hafen des roten Meeres ein, um sich mit frischem Wasser zu versehen. Der Philosoph stieg mit seinen beiden Schülern und andern Schiffsgenossen ans Land, wo sie bald von den Einwohnern überfallen und ermordet wurden. Nur die beiden Knaben entgingen fast wunderbarer Weise dem Tode und wurden dem Könige von Äthiopien als Sklaven ausgeliefert. Dieser ließ sie fürstlich erziehen und mit großer Sorgfalt unterrichten. Als sie herangewachsen waren, erhob er den Ädesius zum Oberschenken, und weil er vorzügliche Arbeitsamkeit und Gaben an Frumentius wahrnahm, übte er ihn in Geschäften und vertraute ihm bald seine Urkunden und die Verwaltung der königlichen Güter an. Beiden blieb der König sehr gewogen, und als er sterbend wegen der Minderjährigkeit des Thronerben die Reichsverwaltung seiner Gemahlin überließ, verordnete er, daß Ädesius und Frumentius völlige Freiheit genießen sollten, in ihren Ämtern zu bleiben oder das Hoflager zu verlassen. Die Königin verehrte den letzten Willen ihres Gemahls, bat aber beide Brüder so inständig, sich den Geschäften ferner zu widmen, bis sie das Reich ihrem Sohne würde übergeben können, daß sie es ihr versprachen. Frumentius, der seiner außerordentlichen Thätigkeit, Gewandtheit und Bescheidenheit wegen in besonders hohem Ansehen stand, vergaß über dem Zeitlichen das Ewige nicht. Weder der Glanz des Hofes, noch das Gewirre der Geschäfte vermochten die Eindrücke seiner frommen Kindheit zu verwischen. Er erkundigte sich angelegentlich, ob unter den römischen Kaufleuten, die dieses Land besuchten, Christen wären, und als ihm diese Frage bejaht wurde, ließ er sie vor sich, ermunterte sie, sich zum Gebet nach Art der Christen zu versammeln, bewilligte ihnen dazu Plätze, versah sie mit allen Bedürfnissen zur Erbauung von Bethäusern, leuchtete ihnen durch seinen Eifer voran und beteuerte, seines Herzens heißester Wunsch wäre, den Samen des göttlichen Wortes in dem Lande, welches seiner Sorgfalt anvertraut war, reichlich fruchten zu sehen. Nach dem Regierungsantritte des jungen Königs kehrte Ädesius, begierig die Seinigen wieder zu sehen, nach Tyrus zurück, woselbst er später zum Priester geweiht wurde. Frumentius hingegen, dem die aufblühende Christengemeinde sehr am Herzen lag, reiste nach Alexandria, woselbst er dem hl. Athanasius erzählte, wie es um die Christen in Äthiopien stände, und diesen großen Bischof flehentlich bat, einen apostolischen Mann dorthin zu senden, der in der Kraft Gottes den Namen Jesu Christi verkündigen möchte. Athanasius, hocherfreut über diese Kunde, berief sogleich die ganze Priesterschaft und veranlaßte den seeleneifrigen Fremdling, die Erzählung vom Aufblühen

des Christentums in Äthiopien zu wiederholen. Und als Frumentius am Schlusse derselben mit heiligem Feuer auch die Bitte erneuerte, einen Mann voll des heiligen Geistes dorthin zu senden, erwiderte Athanasius: „Welchen andern können wir finden, auf welchem der Geist Gottes ruhe, wie auf dir, und der zur Ausführung dieser großen Unternehmung so geeignet wäre, wie du?“ Frumentius wurde demnach zum Bischofe Äthiopiens geweiht und gewann dieses Reich für Jesus Christus. (Geschichte der Religion von Stolberg, 10. Bd. n. 60.)

Wer könnte in diesem geschichtlichen Zuge die Spuren der göttlichen Weisheit verkennen? Bloße Wiß- und Lernbegierde hatte den Meropius bewogen, mit seinen Neffen die Reise nach Äthiopien zu unternehmen. Seine Ermordung war nach menschlicher Ansicht nicht bloß für ihn, sondern auch für seine beiden Begleiter das größte Unglück, zumal da infolge derselben beide ihre Heimat und Freiheit verloren. Allein, nach dem Plane der göttlichen Weisheit waren es gerade dieser Vorfall und dessen Folgen, die den Frumentius und seinen Bruder an den königlichen Hof führten und es dem ersteren möglich machten, der Apostel Äthiopiens zu werden.

33) Wer vermag die Sterne am Himmelsgewölbe zu zählen? wer ihre Größe zu messen? Nach den neuesten Entdeckungen der Sternkundigen übersteigt die Zahl der sogenannten Fixsterne höchst wahrscheinlich fünfmal hunderttausend Millionen; und vielleicht ist die Zahl jener, die uns unbekannt sind, noch viel größer: denn immer noch entdeckt man neue. Manche dieser Sterne sind wohl unvergleichlich größer als die Sonne, und doch ist diese fast anderthalb millionenmal größer als unsere Erde, deren Oberfläche gewiß mehr als neun Millionen Quadratmeilen beträgt. Um dieses unermeßliche Himmelsgewölbe zu stützen, bedarf Gott keiner Pfeiler oder Säulen. Dazu bedenke man, wie unermeßlich groß der Raum sein muß, welchen die Sterne einnehmen. Nichts ist schneller als das Licht; den Weg von der Sonne bis zu uns, gegen fünfzig Millionen Stunden, durchläuft es in einer halben Viertelstunde. Dennoch braucht nach den Berechnungen der Sternkundigen das Licht der nächsten Fixsterne sechs volle Jahre, um zu uns zu gelangen. So groß ist ihre Entfernung. Wer soll nicht staunen und anbeten? Wer dürfte an der allvermögenden Kraft des Herrn noch zweifeln?

34) Thöricht, überaus thöricht sind demnach alle diejenigen, welche da die Wahrheiten unserer hl. Religion verwerfen, weil sie nicht begreifen, wie dieses oder jenes möglich sei oder geschehen könne. Wer hat diesen armseligen Zweiflern erlaubt, die Allmacht Gottes nach ihrer eigenen Einsicht zu bemessen? „Bei Gott ist kein Ding unmöglich,“ sei die Antwort auf alle Einwürfe solcher Vernünftler. — In C . . . ., einer Stadt des Niederrheins, (so berichten die Annalen der Gesellschaft Jesu vom Jahre 1596) betraten eines Tages mehrere Irrgläubige das katholische Gotteshaus. Sie bemerkten in demselben einige Schulkinder, die andächtig vor dem heiligsten Altarssakramente beteten. — Sag mir das „Vater unser“ her, sprach einer derselben höhnisch lächelnd zum Knaben, der ihm zunächst kniete. Der Knabe hub an: „Vater unser, der du bist in dem Himmel.“ Schon gut, unterbrach ihn der Irrgläubige; warum betest du aber Gott auf dem Altare an, da du doch bekennst, daß er im Himmel ist? Der Knabe, nicht verlegen, entgegnete: Weißt du auch das apostolische Glaubensbekenntnis? Ja! war die Antwort. So laß hören. — „Ich glaube an Gott Vater, den allmächtigen, Schöpfer

Himmels und der Erde." .... Schon gut. — Wenn Gott allmächtig ist, warum leugnest du, daß er zu gleicher Zeit im Himmel und auf dem Altare zugegen sei? Diese ganz unerwartete Erwiderung benahm den Irrgläubigen alle Lust, die betenden Kinder durch verfängliche Fragen zu belästigen; sie verließen beschämt die Kirche.

35) Wenn die Gerechtigkeit Gottes so strenge scheint, so kommt es daher, weil wir die Bosheit der Sünde nicht kennen oder nicht beachten. Ganz anders dachten hiervon gotterleuchtete Seelen. Die hl. Katharina von Genua drückt sich über diesen Gegenstand folgendermaßen aus: „Es ist mir unbegreiflich, warum ich nicht tot hinsank, als ich in einem Gesichte erkannte, was auch nur der Schatten einer Beleidigung Gottes ist. Ich sprach damals zu mir selber: nun wundert es mich nimmermehr, daß die Hölle so schreckbar ist, ist sie doch zur Strafe der Sünde da. So furchtbar auch ihre Qualen sind, so bedünkt es mich dennoch, sie stehen nicht im Verhältnis zur Abscheulichkeit der Sünde; es scheint mir, Gott übe darin noch Barmherzigkeit. Ich glaube, wer immer die Sünde mit Augen schauen könnte, der würde vor Schmerz vergehen. Ich sage dies mit Zuversicht; denn obgleich meine Anschauung davon nur eine unvollständige war, so hätte sie mich doch zermalmt, wenn sie nur um ein weniges länger gedauert hätte, ja zermalmt hätte sie mich, und wäre ich von Diamant gewesen. Wie wenig ich auch davon erkannte, so war ich doch dem Sterben nahe. Das Blut erstarrte mir in allen Gliedern, und meine Ohnmacht war so groß, daß ich auf dem Punkte stand, meinen Geist auszuhauchen. Gott wollte jedoch in seiner Güte mich am Leben bewahren, damit ich von dem, was ich gesehen, Kunde geben könnte." (Aus ihrer Lebensgeschichte.)

36) Vor Gottes Strafgerichten zittern ist kein Zeichen unmännlicher Feigheit. Ein alter Soldat, der unter den Fahnen Napoleons gedient hatte und eben nicht das auferbaulichste Leben führte, hörte bei Gelegenheit einer Mission, die 1838 in einer Stadt von Frankreich gehalten wurde, eine eifervolle Predigt von den Sündenstrafen. Bei einbrechender Nacht begab er sich zum Missionär. Er zitterte an allen Gliedern, „Herr Abbé," sprach er, „ich bebe vor Furcht." „Das wundert mich", erwiderte der Geistliche, indem er ihm freundlich die Hand reichte; „wie! du ein Mann, der so viele Schlachten herzhaft mitgeschlagen, du sollst dich fürchten?" „Wohl! Herr Abbé," erwiderte der Veteran ruhig und feierlich, „hätte ich es mit Menschen aufzunehmen, ich würde mich sicher nicht fürchten. Vor dem Feinde habe ich nie gebebt. Aber hier habe ich es mit Gott zu thun. Das erfüllt mich mit Schrecken. Seit Ihrer Predigt schwebt mir immerdar vor Augen, wie der Allmächtige die rebellischen Engel in den Abgrund der Hölle schleuderte. Herr Abbé, wie wird er gegen mich verfahren, der ich so lange sein Feind war? Wahrhaft, ich habe Grund genug zu fürchten. Hören Sie nun meinen Entschluß. Ich will mich bekehren, das steht fest. Damit ich aber um so leichter Verzeihung erhalte, habe ich mir vorgenommen, Ihnen einen recht großen Sünder herzuführen. Morgen in aller Frühe werde ich mich wieder bei Ihnen einstellen, doch nicht allein. Ich werde einen mitbringen, der noch schlechter ist als ich, einen, der seit vierzig oder fünfzig Jahren nicht mehr gebeichtet hat. Verzeiht Gott diesem seine Sünden, so werde ich mehr Mut haben und zuversichtlicher auf Verzeihung hoffen." Hierauf entfernte er sich; der

Geistliche aber dankte Gott für das liebevolle Wirken der Gnade im Herzen dieses Sünders. Des andern Morgens Schlag 4 Uhr stand mein Veteran schon wieder vor der Thür des Missionärs und ins Zimmer tretend, rief er freudig: „Guten Morgen, Herr Abbé. Ich habe einen trefflichen Fang gethan; zwei gewaltige Fische bringe ich Ihnen." Der Missionär, über diese frohe Botschaft hoch erfreut, begrüßte nun auf das liebreichste die beiden Büßer, die zitternd da standen und vor Scham sich kaum getrauten, ihre Augen zu erheben. Der eine hatte seit mehr als 40 Jahren, der andere gar seit 50 Jahren nicht mehr gebeichtet. Gleich darauf begann er ihre Beichte zu hören. Als die Reihe an den bezeichneten Veteran kam, sprach derselbe tiefgerührt: „Nun darf ich mich nicht mehr fürchten, Gott wird mir verzeihen. Jetzt will auch ich vertrauensvoll meine Bürde ablegen." Der wackere Mann beichtete unter vielen Thränen seine Sünden und empfand darauf eine solche Freude, daß er heilig versprach, während der Mission Tag für Tag Leute seines Gleichen herbeizuziehen. Und er hielt Wort. Er ließ in seinem frommen Eifer nicht nach, bis er alle, über die er etwas vermochte, dem Missionär vorgestellt hatte. (Aus einem schriftlichen Berichte.) — Hast auch du, mein Christ, die Strafgerichte Gottes zu fürchten, so ahme diesem schönen Beispiele nach; dann darfst du sicher Gnade hoffen; denn „wer den Sünder von seinem Irrwege zurückführt, der wisse, daß er dessen Seele vom Tode errettet und die Menge der (eigenen) Sünden bedeckt." (Jak. 5, 20.)

37) Diese Wahrheit leuchtet uns aus dem Leben der gottseligen Lidwina mit wunderbarer Klarheit entgegen. Ihre Geschichte wurde mit einer Gewissenhaftigkeit, die nach dem Urteile der Bollandisten allen Glauben verdient, von Zeitgenossen niedergeschrieben, zuerst von einem ihrer Hausgenossen, dann ausführlicher von Brugmann, einem berühmten, heiligmäßigen Prediger, nach der Aussage ihres Beichtvaters und anderer berühmten Zeugen. Wir beschränken uns auf einen kurzen Auszug aus den Akten genannter Bollandisten. Lidwina erblickte am Palmsonntage des Jahres 1380 zu Schiedam in Holland das Tageslicht eben um die Stunde, als in der Kirche die Leidensgeschichte des Herrn verlesen wurde. Dieser Umstand erscheint um so beachtenswerter und bedeutungsvoller, als er die geheime Absicht der Vorsehung andeutet, aus diesem Kinde eine vollendete Nachahmerin des leidenden Heilandes zu machen. Schon im zwölften Jahre erwählte die gottesfürchtige Lidwina Jesus den Gekreuzigten zu ihrem Bräutigam und gelobte ihm unter dem Schutze Mariens ewige Keuschheit. Von nun an flehte sie täglich zum Herrn, daß er nicht bloß jede sinnliche Liebe von ihrem Herzen fern halten, sondern auch den Vorzug körperlicher Schönheit, der ihr in hohem Grade zukam, von ihr hinwegnehmen möchte. Gott erhörte bald das Flehen seiner reinen, edelmütigen Braut. In ihrem fünfzehnten Jahre that sie einen schweren Fall auf dem Eis, der den Bruch einer Rippe zur Folge hatte. Jetzt begann für Lidwina die 38jährige Leidensbahn. Die fromme Jungfrau sollte nie wieder ihr Krankenbett verlassen. Ein Schmerz folgte auf den andern, eine Krankheit auf die andere, und keine Arznei that eine Wirkung. Dabei wurde Lidwina so entsetzlich verunstaltet, daß sie von allen ihren Jugendfreundinnen und Bekannten verlassen und von ihren Eltern und Verwandten selbst mit ungeduldiger Härte behandelt wurde. Schon in den ersten Jahren ihres schweren

Leidens konnte sie weder stehen noch gehen, noch irgend ein Glied ohne die heftigsten Schmerzen bewegen; nur wie ein halb zerquetschtes Würmchen vermochte sie von einer Stelle zur andern zu kriechen. In der Folge bedeckten Geschwüre und Pestbeulen ihren unschuldigen Leib, und während in ihren Eingeweiden ein ganzes Heer von Krankheiten wütete, zerfraßen Krebsschäden ihre Gliedmaßen, und die schmerzlichsten Kopf-, Augen- und Zahnleiden vollendeten ihre Marter. Es war an ihrem ganzen Leibe keine gesunde Stelle mehr. Von nun an war sie auch so an ihr Schmerzenslager gefesselt, daß sie volle 33 Jahre weder Sonne noch Mond mehr sah. Inmitten dieser schauderhaften, unbeschreiblichen Leiden, die ihr zumal im Anfange nicht selten wehmütige Klagen und Thränen des Schmerzes entlockten, wendete sie nach dem Rate ihres frommen Beichtvaters ihre Gedanken auf das bittere Leiden und Sterben Jesu Christi und empfing öfters die hl. Kommunion. Diese Betrachtungen und der häufige Genuß des Brotes der Starken bewirkte eine völlige Änderung ihres Gemütes. Traurigkeit und Kleinmut verschwanden aus ihrem Herzen, und freudiger Dank für ihre Schmerzen, glühendes Verlangen, noch mehr zu leiden, erfüllten dasselbe. Als sie eines Tages gefragt wurde, ob sie gerne von allen diesen Leiden frei sein möchte, erwiderte sie heiter und entschieden: „Wenn ich alles, was ihr da Leiden nennt, durch Abbetung eines englischen Grußes entfernen könnte, so thäte ich es keineswegs." Sie war selbst darauf bedacht, sich neue Leiden zu bereiten, indem sie sich einen Bußgürtel anlegen ließ und das notdürftige Almosen, welches man ihr spendete, andern Armen mitteilte.

Gott zögerte aber auch nicht, die Liebe und Geduld seiner Dienerin mit außerordentlichen Tröstungen und Gunstbezeigungen zu belohnen. Lidwina lebte, so zu sagen, in beständigem, höchst vertrautem Verkehr mit den himmlischen Geistern, namentlich mit ihrem hl. Schutzengel. Derselbe besuchte sie häufig in Gestalt eines wunderschönen Jünglings, der von himmlischem Lichte umflossen, heller als die Sonne glänzte und auf seiner Stirne ein strahlendes Kreuzzeichen trug. Der bloße Anblick des Schutzengels tröstete Lidwina so sehr, daß sie zu sagen pflegte: „Es giebt keine Marter unter der Sonne, keinen Schmerz, keine Herzensangst, keine Traurigkeit, die nicht, wie ein Tautröpflein von der aufgehenden Sonne, verschlungen wird, wenn Gott so huldvoll ist und mich das Angesicht meines guten Engels schauen läßt." Eines Tages (18. November 1428) führte sie ihr Schutzgeist in das himmlische Jerusalem mitten unter die verklärten Scharen der Heiligen. Während diese die entzückte Dulderin freundlich trösteten und sie zur geduldigen Ertragung neuer Leiden ermunterten, trat die glorreiche Gottesmutter Maria voll unaussprechlicher Huld zu ihr hin. „Liebe Tochter," sprach die seligste Jungfrau, „wie kommst du so ungeschmückt hieher?" Lidwina erwiderte: „O glorreiche Herrin und liebliche Mutter! Du weißt ja, mein Engel hat mich hieher geführt. Ich folgte ihm ungesäumt und blindlings." — „Willst du," fuhr die Himmelskönigin fort, „daß ich den Kranz, den du in meiner Hand siehst, auf dein Haupt lege?" Lidwina schaute mit fragendem Blicke auf ihren Führer hin und antwortete schüchtern: „Ich darf hier keinen Willen haben." Der Engel winkte Lidwina zu, und Maria setzte ihr den Kranz auf das Haupt mit den Worten: „Nimm hin diesen Kranz, überreiche ihn deinem Beichtvater, damit er ihn auf das Haupt meines Bildnisses

lege, das in der Kirche verehrt wird, und an den Gnadengaben meines göttlichen Sohnes nicht mehr zweifle. Der Kranz wird jedoch nur sieben Stunden auf Erden bleiben." — In demselben Augenblicke kam Lidwina aus ihrer Entzückung wieder zu sich und fand auf ihrem Haupte den von himmlischem Wohlgeruche duftenden Kranz, womit die Himmelskönigin sie geschmückt hatte. Mit unbeschreiblicher Wonne betrachtete sie denselben und behielt ihn so lange, daß ihr Beichtvater eben noch Zeit genug hatte, den Befehl Marias auszuführen. Der Kranz verschwand auch wirklich zur besagten Zeit von dem Haupte des Gnadenbildes. Noch größer war die Gunstbezeigung, die ihr zu teil wurde, als (um das Fest des hl. Thomas) Jesus selbst an ihrem Schmerzenslager erschien und ihren Händen und Füßen und ihrem Herzen die Male seiner Wunden einprägte. Die Gefühle der glühendsten Liebe und des schmerzlichsten Mitleidens erfüllten in diesem feierlichen Augenblicke ihre ganze Seele. Voll inniger Seligkeit rief sie aus: „Dank dir, o Herr, für die gnädige Heimsuchung deiner unwürdigen Magd. Laß jedoch diese Gunstbezeigung ein Geheimnis bleiben zwischen dir und mir; deine Gnade reicht mir hin." Und sieh! plötzlich überzog eine zarte Haut die fünf Wundmale und verbarg dieselben den Augen der Menschen. Aber die Eindrücke, welche jene wundervolle Vision in der Seele zurückließ, dauerten fort bis zu ihrem seligen Lebensende, das im Jahre 1433 am 14. April erfolgte.

Wen ergreift nicht bei der bloßen Erwähnung der 38jährigen unerhörten Leiden der gottseligen Lidwina ein geheimes, unwillkürliches Entsetzen? Menschen, welche keine andere Glückseligkeit kennen, als die da im Genusse weltlicher Freuden und in der Befriedigung sinnlicher Gelüste besteht, werden nicht anstehen, die fromme Dulderin beklagenswert, ja das unglücklichste der Menschenkinder zu nennen. Allein wie gröblich täuschen sie sich, und wie auffallend legen sie dadurch an den Tag, daß sie mit den Tröstungen des Glaubens und mit jenen höheren Wonnegefühlen des menschlichen Herzens, deren Urheber Gott selber ist, wenig bekannt sind! Sie sehen zwar das Kreuz, haben aber keine Ahnung von dessen Tröstungen. Hätten sie den Vorgeschmack himmlischer Seligkeit, der im Herzen Lidwinas in so überreichem Maße ausgegossen war, auch nur einen Augenblick gekostet, sie würden wie diese Selige vielmehr nach Leiden und Trübsalen, als nach eitlen, vergänglichen Freuden verlangen.

38) Hier dürfte wohl das merkwürdige Beispiel eine Stelle finden, welches uns ein sehr ehrwürdiger Augenzeuge aus dem 6. Jahrhundert, der hl. Johannes Klimakus, in seiner Schrift (Leiter zum Paradiese, Stufe 5.) mit folgenden Worten selbst erzählt: „Nicht übergehen will ich eine Begebenheit, welche sich in einem Kloster, wo ich mich früher befand, mit einem Einsiedler zutrug. Dieser hatte lange Zeit in einer großen Vernachlässigung seiner Pflichten gelebt, ohne sich die Sorge um das Heil seiner Seele im geringsten angelegen sein zu lassen, bis er endlich, von einer Krankheit heimgesucht, seinem Ende nahe gebracht wurde. Während derselben sank er einstens in Ohnmacht; als er aber nach einer Stunde wieder zu sich kam, bat er mich und die übrigen Klosterbrüder, welche zugegen waren, ihn zu verlassen, worauf er die Thüre seiner Zelle zumauern ließ. So abgesondert brachte er noch zwölf Jahre zu, sprach mit niemand und nahm nichts als Brot und Wasser zu sich. Nur der Gedanke an die Schrecken des Todes und des Gerichtes

Gottes, die sich seinem Geiste in einer Ohnmacht klar geoffenbart hatten, beschäftigten ihn, so daß er wie unbeweglich und erstarrt da saß und seine Blicke stets auf einen Punkt gerichtet hatte, während eine Thränenflut ohne Unterlaß seinen Augen entströmte. Als endlich die Stunde seines Todes gekommen war, öffneten wir den Eingang seiner Zelle und traten hinein, um ihm die nötige Hilfe zu leisten. Auf unsere Bitte, er möchte einige Worte der Belehrung an uns richten, konnten wir nur folgendes aus ihm herausbringen: „Wer einmal den Gedanken an den Tod gefaßt hat, wird niemals mehr sündigen." Da erstaunten wir beim Anblicke dieses Mannes, der, früher so gleichgültig um sein Seelenheil, sich auf einmal also geändert hatte und durch eine heilsame Umwandlung ein ganz anderer Mensch geworden war."

39) Dem hl. Johannes, Patriarchen von Alexandrien, erschien im Traume, als er noch ein Jüngling von siebenzehn Jahren war, die göttliche Barmherzigkeit in Gestalt einer holdseligen und majestätischen Jungfrau, welche heller glänzte als die Sonne, auf ihrem Haupte eine Olivenkrone trug und freundlich lächelnd zu ihm sprach: „Ich bin die Erstgeborene des allerhöchsten Königs, willst du mir folgen, so werde ich dich einst vor sein Antlitz führen; denn niemand als ich hat so große Gewalt bei ihm, ich war es, die ihn bewog, auf die Erde herabzusteigen und die Menschen zu erlösen." Seit dieser Erscheinung setzte der Gottesmann seiner Barmherzigkeit und Wohlthätigkeit keine Grenzen mehr. Die Kirche von Alexandrien, deren Bischof er wurde, hatte damals ungeheure Einkünfte. Als er in den bischöflichen Palast kam, fand er dort gegen achtzig Zentner Goldes; und was ihm in der Folge von frommen Gläubigen gespendet wurde, war, wie er sich selbst in seinem Testamente ausdrückte, beinahe mehr, als ein Mensch zu zählen vermag. Dennoch behielt er für sich nicht einmal eine ordentliche Bettdecke, sondern gab alles an die Hilfsbedürftigen. Ein reicher Mann aus Alexandrien verehrte ihm deshalb einst eine wertvolle Decke; aber nur eine einzige Nacht bediente sich der Patriarch derselben; denn er konnte die ganze Nacht nicht schlafen, gefoltert vom Gedanken, daß so vielen im Elend Schmachtenden alles abgehe, während er so weichlich ruhe. Des andern Tages ließ er die Decke verkaufen und das Geld den Armen geben. Noch zweimal machte jener Reiche, der die Decke immer kaufte, dem Heiligen ein Geschenk damit, und noch zweimal verkaufte sie dieser und sagte zuletzt: „Wir wollen doch sehen, wer von uns beiden zuerst ermüden wird." Bei seinem Tode erübrigten dem Patriarchen nur noch drei Pfennige. Es ereignete sich aber, daß an demselben Tage, wo Johannes verschied, ein gottseliger Mann in einer Entzückung des Geistes sah, wie ihn beim Austritte aus der bischöflichen Wohnung eben jene majestätische Jungfrau empfing und ihn bei der Hand fassend ins Reich der Himmel geleitete. (Aus den authentischen Akten der Väter in der Wüste, gesammelt von Rosweyd.)

40) Nachdem der Herr uns Sündern so überaus große Gnade und Barmherzigkeit erwiesen hat, wäre es allerdings schwarzer Undank und schwere Sünde, gegen unsere Mitmenschen hartherzig und erbarmungslos zu sein. Mögen wir niemals im Leben uns den Vorwurf zu machen haben, daß wir gegen Arme oder Notleidende ohne Erbarmen waren! Ich habe, während ich mich dem Wohlleben ergab, meine Mitbürger im Elende darben lassen, ist eine schmerzliche Erinnerung, ein Gedanke, der nicht bloß jenseits, sondern schon in diesem

Leben das Gewissen foltert und beständig am Herzen nagt. — Graf Wilhelm von B. . . ., dem nichts abging, als ein zufriedenes Herz, veranstaltete an einem Winterabende einen glänzenden Ball. Es war grimmig kalt; ein schneidender Wind jagte wirbelndes Schneegestöber wider die hellerleuchteten Schloßfenster. Gegen 10 Uhr stellten sich die erwarteten Gäste ein. Nur eine Dame fehlte noch. Wilhelm erwartete sie mit Sehnsucht. Als er auf der Thürschwelle stand, zu schauen, ob sie komme, trat eine Frau mit einem wimmernden Kinde auf dem Arme zu ihm hin; er aber rief dem Diener zu: „Entferne diese Bettlerin!" — „Ach, gnädigster Herr!" erwiderte seufzend das arme Weib, „es friert und hungert mich!" — „Ich habe diesen Morgen die Almosen austeilen lassen!" — „Schenkt mir aus Mitleiden etwas, wofür ich mir Brot und Holz kaufen kann! . . . Mein Kind stirbt vor Hunger!" In diesem Augenblicke fuhr der Wagen der erwarteten Dame in den Hof. Die Bettlerin mußte sich entfernen. Als nach einigen Stunden Wilhelm eine Fürstin, die seinen Ball mit ihrer Gegenwart beehrt hatte, an ihren Wagen führen wollte, stieß sein Fuß an etwas, das im Schnee lag, und er zankte darüber mit seinen Dienern. Diese sahen nach und fanden unter festgefrornem Schnee — die erstarrte Bettlerin und ihr Kind. Die Kunde von dem schrecklichen Tode der Bettlerin störte die rauschenden Freuden des Festes, das Orchester verstummte, und die Gäste entfernten sich mit beklommenem Herzen.

Als Wilhelm allein war, ging er hinunter, um die Gestorbene, welche so eben in die Hausflur gebracht wurde, zu sehen. Frauen rieben sie mit warmen Stoffen; allein es war zu spät! So groß war die Macht des letzten Todeskampfes gewesen, daß die Frauen nur mit Mühe das kleine Kind von der erstorbenen Brust der toten Mutter trennen konnten. — Wilhelm blieb über eine Stunde bei dem Leichnam stehen. Hierauf riß er in einem Anfalle von Wut die Blumenkränze von dem Getäfel des Saales herunter, zertrat sie und schloß sich in sein Zimmer ein. Niemand konnte ihm dahin folgen, und am nächsten Morgen war er noch eingeschlossen. In diesen einsamen Stunden reifte ein großer Entschluß in seiner Seele: er hatte vor dem Bildnisse seiner Mutter ein Gelübde gethan. Er gründete das Hospital der Stadt. Als das Gebäude vollendet war, und dem Hospiz nichts mehr fehlte, wurde Wilhelm ein dienender Bruder und starb nach fünf Jahren im Rufe der Heiligkeit, nachdem er zuvor sein Vermögen den Armen vermacht hatte. — Die Statuten der frommen Gründung, welche sein Land ihm verdankt, hat er selbst entworfen; es heißt darin unter anderm: „Von dem Tage vor dem Feste Allerheiligen bis zu dem des hl. Evangelisten Markus am 25. April sollen im Hospiz des Gelübdes zwei Säle gut geheizt und zum Zutritte der Armen Tag und Nacht geöffnet sein. Barmherzige Schwestern übernehmen die Verpflegung der Mütter und Kinder. Außerdem sollen vor Weihnachten jedes Jahr Holz und wollene Decken an die Dürftigen der Stadt verteilt werden." („Neues und Altes" Bd. 2, wo die Geschichte als wahre Begebenheit erzählt ist.) Möchten doch alle, die sich jemals einer Lieblosigkeit schuldig gemacht haben, dieselbe auf eine so großmütige Weise sühnen!

41) „Du hast genug an der Natur; wozu noch Gott?" fragst du. — „O ihr Könige und Kaiser! allerhöchste und großmächtigste Herren! Wir arme Menschen brauchen für unsere Ernte ein wenig Regen oder einige Tautropfen. Gebet uns doch Tau; laßt doch

Regen vom Himmel fallen. Wir bitten gar schön!" (Caract. de la Bruyère, des esprits forts.)

42) Man bilde sich nicht ein, daß das Gewissen der Bösewichte verstummt sein müsse, so oft sie mit schauderhafter Kaltblütigkeit Frevelthaten verüben. Zahllose Beispiele beweisen das Gegenteil. Hier nur eines, das sich erst im Jahr 1827 im Herzogtume Cöthen zugetragen hat. Ein Jude hatte sich geweigert, einem jungen Menschen Zeug auf Credit zu borgen. Am nächstfolgenden Sonntage verläßt dieser plötzlich den Tanzboden, geht hin und erschlägt mit einem Beil den Juden und seine Frau, und kehrt zum Tanze zurück. Wer sollte nicht meinen, daß bei einem solchen Totschläger das Gewissen völlig erstorben sein müsse? Dennoch war es nicht so. Denn gerührt von der göttlichen Gnade, schwur er im Gefängnisse mit dem Irrglauben (denn er war protestantischer Religion) seine unmenschliche Gesinnung ab, versöhnte sich mit Gott und wirkte noch zwei Jahre lang in schweren Ketten die strengste Buße, während welcher Zeit er alle vier Wochen nicht ohne heiße Thränen der Andacht und Reue die hl. Kommunion empfing. Aber auch die aufrichtigste Buße konnte seine Gewissensbisse nicht völlig stillen. Er bekannte wiederholt, daß von der Stunde an, wo er seine Hand ins Blut tauchte, ihm die gräßliche That immer vor Augen schwebe und seinen Geist martere. — O wie mancher heuchelt eine frohe Miene, während es im Busen tobt und stürmt!

43) Wie schön ist das Gebet, welches der Wilde auf der Insel Madagascar zum höchsten Wesen emporschickt, und das kurz gefaßt so lautet: „O Ewiger! erbarme dich meiner, denn ich bin vergänglich; o Unendlicher! denn ich bin nur ein Tröpfchen; o Starker! denn ich bin schwach; o Quelle des Lebens! denn ich bin dem Tode nahe; o Wissender! denn ich bin im Irrtume; o Wunderthätiger! denn ich bin arm; o Allmächtiger! denn ich vermag nichts." (Flaccourt, Hist. de Madagascar.)

44) Selbst zarte Kinder waren durch himmlische Gnade stark genug, den Glauben an die hl. Dreieinigkeit mit ihrem Blute zu besiegeln. Als Beleg diene folgendes Beispiel. Zur Zeit der Christenverfolgung unter Diokletian und Maximian machten sich zu Kastilien, einer Stadt in Spanien, drei Knaben durch freimütiges Bekenntnis und unerschütterliche Glaubensfestigkeit bemerkbar. Es waren dies Klaudius, Luperz und Viktorin, drei Brüder, Söhne des edeln Hauptmannes Marzellus. Als der Stadtpräfekt Diogenius hievon Kunde erhielt, ließ er sie vor sich kommen und sprach: „Was soll das? Was muß ich von euch hören? Während Tausende unserer Landsleute den Verordnungen der Kaiser willig Gehorsam leisten, erfrecht ihr euch, denselben zu trotzen?" Die jungen Bekenner erwiderten: „Du siehst Tausende, die den Befehlen der Kaiser nachkommen, aber die ans Wunderbare grenzende Zahl derjenigen, über die du nichts vermagst, siehst du nicht. Sag an, was sollen wir thun, was verlangst du von uns, oder was hast du vor mit uns?" „Ich verlange weiter nichts von euch," entgegnete der Präfekt, „als daß ihr mir erkläret, mit wem ihr es haltet, auf wessen Macht ihr Vertrauen setzet, daß ihr es wagt, den Befehl des Kaisers so frech zu verhöhnen?" „Wir setzen unser ganzes Vertrauen auf den Vater und den Sohn und den hl. Geist, die in der Dreifaltigkeit eins sind, und in diesem Vertrauen werden wir auf dem Kampfplatz die Imperatoren und dich, ihren Abgeordneten, überwinden. Verfahre mit

uns nach Belieben." Über diese kühne Antwort ergrimmt, ließ sie der Präfekt zum Tode führen. Die jugendlichen Glaubenshelden bestiegen frohlockend das Blutgerüst und boten, dem dreieinigen Gott lobsingend, ihren Nacken dem Schwerte des staunenden Henkers dar. Die römische Kirche feiert das Andenken ihres Triumphes am 30. Oktober.

45) Gott bekräftigte seinerseits den Glauben an die hl. Dreieinigkeit nicht selten durch auffallende Wunder. Es genüge, hier eines aus Stolbergs Religionsgeschichte anzuführen, welches der hl. Bischof Gregor von Tours erzählt, und auch Baronius in seiner Kirchengeschichte (Jahr 484, Bd. 6.) aufgenommen hat.

Zur Zeit, als der arianische König Thrasimund, ein Nachfolger des grausamen Hunnerich, die Rechtgläubigen in Afrika ihres Glaubens wegen verfolgte, glänzte zu Karthago der hl. Bischof Eugenius durch die Kraft, Wunder zu wirken. Dieses erregte den Neid des arianischen Afterpatriarchen Cyrilla. Um in den gleichen Ruf der Heiligkeit zu kommen, beschloß er, wenigstens in den Augen des gemeinen Volkes ebenfalls den Wunderthäter zu spielen. Um 50 Goldstücke wurde also ein elender, unbekannter Mensch gedungen, einige Zeit den Blinden zu spielen und dann, wenn Cyrilla über einen ihm bezeichneten öffentlichen Platz ginge, demselben zuzurufen und ihn im Namen Gottes zu bitten, daß er ihm die Augen wieder öffnen möge. Als nun der Verabredung gemäß Cyrilla zur bestimmten Zeit, in Begleitung vieler arianischen Geistlichen, über einen der besuchtesten öffentlichen Plätze von Karthago einherzog, rief der bestochene Arianer mit kläglicher Stimme: „Heiliger Cyrilla! erbarme dich meiner, laß mich die Kraft deiner himmlischen Arznei fühlen und befreie mich von der Finsternis, die mich umgiebt." In einem Augenblicke war eine Menge Volks versammelt. Cyrilla stand still und befahl, den Rufenden herbeizuführen. „Zum Beweise," sagte er nun zu diesem, „daß wir den wahren Glauben haben, soll dir geschehen, wie du verlangst; ich befehle dir, öffne deine Augen und sei sehend!" Allein der bisher sich blind Stellende vermochte dies nicht mehr; er war plötzlich in der That blind geworden. Aber Schrecken und Verzweiflung lösten ihm jetzt um so mehr die Zunge. Eben so laut, als er vorher gerufen hatte, schmähte er nun den falschen Propheten, nannte ihn einen Betrüger und bekannte öffentlich vor allem versammelten Volke, daß er, um den Betrug mitzuspielen, für 50 Goldstücke sei gedungen worden. Cyrilla und seine Priester eilten, sich so schnell als möglich den Blicken der immer zahlreicher herbeilaufenden Menge zu entziehen, aber der arme Blinde hörte nicht auf, laut zu weinen und zu jammern. Noch waren viele hundert Menschen um den Unglücklichen versammelt, als — nicht ohne Fügung von oben — der hl. Eugenius mit den beiden Bischöfen Vindemialis und Longinus den nämlichen Weg daherkam. Einige anwesende Katholiken sagten dieses dem Blinden, ihn ermahnend, sich an diesen frommen Bischof zu wenden, vielleicht daß derselbe ihm sein Gesicht wieder geben würde. Der arme Mann war zu allem bereit; er bat, daß man ihn zu den Bischöfen hinführen möchte. Als er sie um ihren Beistand anflehte, sagten sie ihm: „Wenn du an Jesum Christum glaubst, wie es sich geziemt, so sind dem, der glaubt, alle Dinge möglich." Mit lauter Stimme ruft nun der Blinde: „Wer nicht glaubt, daß der Sohn Gottes Jesus Christus und der hl. Geist ein Gott und einer Wesenheit mit dem Vater sind, der soll leiden, was

ich jetzt leide." — Da legten die beiden Bischöfe Vindemialis und Longinus dem Blinden die Hände auf, und Eugenius, die Augen desselben mit dem Zeichen der Erlösung bezeichnend, sprach: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes, wahren Gottes, von dem wir bekennen, daß er dreifach in den Personen ist, und diese gleichen Wesens, gleicher Macht und gleicher Gottheit sind, sollen deine Augen dir jetzt geöffnet werden." Kaum hatte Eugenius das letzte Wort ausgesprochen, als der Blinde auch vollkommen wieder sehend war.

46) Dieses fühlte einer der stolzesten Freigeister, J. J. Rousseau, sehr wohl (Emil 3. Bd.), als er das schöne Bekenntnis niederschrieb: „Je mehr ich mich bemühe, Gottes unendliche Wesenheit zu erforschen, um so weniger begreife ich sie; aber sie ist, das ist mir genug; je weniger ich sie begreife, desto mehr bete ich sie an. Ich verdemütige mich und sage: Wesen der Wesen, ich bin, weil du bist; dich immerdar betrachten, heißt mich erheben zu meinem Urquell. Der würdigste Gebrauch, den ich von meiner Vernunft machen kann, ist, daß ich mich vor dir vernichte. Ja, mich von der Last deiner Größe zermalmt fühlen, ist das süßeste Entzücken meines Geistes, das Wonnegefühl meiner Schwachheit."

47) Hier möge eine zwar allbekannte, aber immerhin sinnreiche Legende ihre Stelle finden. Als der hl. Augustin, einer der scharfsinnigsten und gelehrtesten Kirchenväter, zu Hippo in Afrika das Buch über die heiligste Dreieinigkeit verfaßte und Tage und Nächte mit Sinnen und Grübeln über dieses unerforschliche Geheimnis zubrachte, pflegte er nach dem Studium am Ufer des Meeres spazieren zu gehen. Eines Tages erblickte er plötzlich ein wunderschönes Knäblein, welches mit einem silbernen Löffel Wasser aus dem Meere in ein Grübchen schöpfte. St. Augustin fragte den Knaben, was er denn da thue. Dieser antwortete, er wolle das ganze Meer in dieses Grüblein schöpfen. Knabe, das ist unmöglich, versetzte der Heilige. Da entgegnete ihm der Knabe: „Ich werde doch eher das Meer in dieses Grüblein schöpfen, als du mit deinem Verstande das unerforschliche Geheimnis der heiligen Dreifaltigkeit erfassest." Mit diesen Worten verschwand das wunderbare Kind, und Augustin mäßigte fortan seine zwar wohlgemeinte, aber doch etwas zu heftige Wißbegierde.

So wenig meine kleine Hand
Das weite Firmament umspannt,
So wenig faßt des Menschen Geist
Den Herrn, so Erd' und Himmel preist.

48) Die hl. Teresia bezeugt selbst in ihrer Lebensgeschichte (Hauptst. 39.), Gott habe sie einstens bei Abbetung des Athanasianischen Glaubensbekenntnisses schauen lassen, in welcher Weise ein Gott in drei Personen sei, oder (wie sie sich in der Seelenburg, 7. Wohnung, Hauptstück 1. ausdrückt) wie die drei göttlichen Personen von einander unterschieden nur eine Substanz, nur ein Gott seien. Und diese Anschauung war so klar, als sähe sie mit Augen, was wir hienieden nur durch den Glauben wissen. Auch sah sie, wie der göttliche Sohn im Schoße des Vaters ist.

49) Als Beleg diene folgende Begebenheit aus dem Leben des schon früher erwähnten hl. Johannes, Patriarchen von Alexandrien, dem seine erstaunliche Mildthätigkeit den Zunamen des „Almosengebers" verdiente. Zu diesem ausgezeichneten Heiligen kam eines

Tages ein reicher Kaufmann, der ihm achthalb Pfund Gold übermachte und ihn dringend bat, dasselbe unter die Armen zu verteilen und für die Wohlfahrt seines Sohnes zu beten. Dieses sein einziges Kind war nämlich mit einem reichbefrachteten Schiffe abgesegelt, und der liebende Vater harrte mit banger Besorgnis auf dessen Rückkehr. Der gottselige Patriarch nahm das Geschenk an und brachte dem Herrn mit großer Andacht und Inbrunst des Herzens das hl. Meßopfer dar, auf daß der geliebte Sohn aus aller Gefahr errettet, froh und bald in die Heimat zurückkehren möchte. Nach einigen Tagen kam das sehnsuchtsvoll erwartete Schiff zurück, aber leer, sehr beschädigt und, statt vom Sohne des reichen Mannes, von dessen Schaffner geführt. Derselbe brachte dem bestürzten Vater die Schreckensbotschaft, daß sein Sohn gestorben und das ganze Schiff nahe daran gewesen sei, Schiffbruch zu leiden. Über ein so schreckliches und unerwartetes Unglück war der Kaufmann untröstlich, und Johannes selbst empfand bei der Kunde davon den größten Schmerz. Er ließ den Tiefbetrübten bitten, ja nicht der Verzweiflung Raum zu geben, sondern vielmehr auf Gott zu vertrauen, der nichts ohne allerhöchste Weisheit thue und alles zu unserm Besten lenke. Indessen aber flehte er mit inbrünstigem Gebete zum Herrn, daß er diesen so hartbetroffenen Mann mit seinem Troste heimsuchen wolle. Gott erhörte das Gebet seines Dieners. In der folgenden Nacht sah jener im Traume einen Mann, der dem hl. Patriarchen ganz ähnlich war und zu ihm sprach: „Mein Bruder, warum härmest du dich ab und wirst vor Traurigkeit kleinmütig? Hast du mich nicht gebeten, von Gott zu erflehen, daß dein Sohn aus aller Gefahr errettet werde? Sieh, er ist nun gerettet und selig im Himmel. Wisse aber, daß er bei längerem Leiden dem Laster verfallen und ewig zu grunde gegangen wäre.“ Hierauf erwachte der Kaufmann und fühlte sich ganz getröstet. Er eilte sogleich zum hl. Patriarchen, erzählte demselben das trostvolle Traumgesicht, und beide priesen mit heißem Danke das weise, väterliche Walten der göttlichen Vorsehung.

50) Wer gedenkt hier nicht der Errettung des israelitischen Volkes durch Esther? Aman, ein geschworener Feind der Juden und allvermögender Günstling des Perserkönigs Assuerus, hatte von letzterem den grausamen Befehl erschlichen, daß an einem Tage alle Juden ermordet würden. Unverzüglich schickte er denselben an alle Statthalter des Landes und freute sich im voraus des wohlgelungenen Racheplans. Allein Gott sorgte für sein Volk. Esther, die Gemahlin des Assuerus, ihrer jüdischen Abkunft eingedenk und von ihrem Pflegevater Mardochäus aufgefordert, begab sich zu ihrem Gemahl und fand bei ihm Gnade für sich und ihr Volk, weil der Herr mächtig genug war, das Herz des Königs zur Sanftmut zu stimmen. Der ruchlose Aman wurde auf Assuerus' Geheiß an den fünfzig Ellen hohen Galgen gehängt, den er für Mardochäus errichtet hatte, der Befehl, die Juden zu vertilgen, wurde aufgehoben, und das ganze Volk durch des Mardochäus Erhöhung zu hohen Ehren gebracht.

51) In den Erwägungen über das Gebet des Herrn, welche gewöhnlich der hl. Teresia zugeschrieben werden, steht folgendes liebliche Gleichnis: „Wenn sich ein Schäflein von der Herde entfernt, so trachtet der göttliche Hirt dasselbe durch lauten Ruf und durch den sanften Hauch seiner Einsprechungen zurückzuführen. Weigert es sich, so schickt er ihm irgend eine Trübsal zu; das ist gleichsam ein Schlag mit dem Hirtenstabe, der da schreckt, ohne zu verwunden.“

52) Nicht unbekannt ist das Beispiel des unglücklichen Kaisers **Mauritius**, das hier nur kurz angeführt wird. Besiegt vom Chan Arabiens, hatte er sich aus Geiz geweigert, die Kriegsgefangenen um ein geringes Lösegeld loszukaufen, und dadurch den Sieger veranlaßt, dieselben sämtlich niederzumachen. Als kurz darauf Phokas durch Verrat zur Herrschaft gelangte und den entthronten Mauritius auf das Blutgerüst führte, bot letzterer, nachdem er seine Gemahlin und seine acht Kinder hatte hinmorden sehen, von Reue und Schmerz über jene frevelhafte Härte tiefgebeugt, seinen Nacken dem Schwerte der Sühne dar mit den Worten: „Du bist gerecht, o Herr! und billig sind alle deine Urteile.“

Zur Zeit des Kaisers Julian lebte in Ägypten ein Steinmetz, Namens **Eulogius**, der zwar arm an irdischen Gütern, aber reich an christlichen Tugenden war. Eines Tages stieß derselbe beim Ausheben eines Steines auf einen beträchtlichen Schatz. Hocherfreut über sein Glück, hob er denselben auf, ahnte aber nicht, daß die Grube, worin derselbe gelegen hatte, das Grab seiner Tugenden werden sollte. Das gefundene Gold bahnte Eulogius den Weg zu Ehren und Ämtern, und da er von Natur mit vorzüglicher Geistesfähigkeit begabt und sehr gewandt war, so erschwang er sich bald zum Range eines Hauptmannes der kaiserlichen Wachen. Von nun an bewohnte Eulogius zu Konstantinopel selbst einen prächtigen Palast und lebte, Gottes und der Tugend völlig uneingedenk. Daniel, ein frommer Anachoret, der ihn früher öfters besucht hatte, vernahm mit großem Schmerze diese gänzliche Umwandlung seines Freundes und faßte den Entschluß, denselben auf bessere Wege zurückzuführen. Er reiste deshalb nach der Hauptstadt, begab sich zu seinem ehemaligen Vertrauten und machte ihm ernste Vorstellungen über sein gottvergessenes Leben. Allein Eulogius war freundschaftlichen Mahnungen unzugänglich geworden; er beschimpfte den frommen Einsiedler und warf ihn unter Schimpfreden und Mißhandlungen zur Pforte seines Palastes hinaus. Hierüber tief betrübt, wandte sich Daniel zu Gott und flehte mit inbrünstigem Gebete um die Bekehrung seines unglücklichen Freundes. Sein Flehen blieb nicht lange unerhört. Eulogius, der bald darauf in eine Verschwörung verwickelt wurde, mußte froh sein, durch schleunige Flucht das nackte Leben zu retten. Alle seine Güter wurden eingezogen, und er sah sich auf einmal wieder auf sein früheres Geschäft angewiesen. Nun ging er nach dem Beispiele des verlorenen Sohnes in sich, erkannte das Nichtige und Gefahrvolle der irdischen Güter und kehrte voll Demut und Reue über seine Verirrungen zu Gott zurück. Jetzt war ihm auch der Besuch seines einzigen wahren Freundes wieder willkommen. Unter beständigen Lobpreisungen der göttlichen Barmherzigkeit, die ihn durch Leiden wieder zu sich gerufen hatte, brachte er den Rest seiner Tage hin. (Erbauliche Geschichten von Abbé **Baudrand**.)

In der Welt Reichtum und Ehre genießen, ohne von dem Hochmute besiegt zu werden, heißt eine Schlange im Busen tragen und **ungebissen** bleiben. (**Thom. Morus**, Denksprüche.)

53) Treffend ist der Ausspruch des hl. **Franz von Sales**: „Die Tugenden, die inmitten der Tröstungen aufwachsen, sind meistens hinfällig und schwach; jene hingegen, die unter Trübsalen gedeihen, stark und kräftig; auf steinigem Boden wächst der vorzüglichste Wein.“ — Nicht minder treffend sind die Worte des gottseligen

Suso: „Wie die herrlichen Rosen im lieblichen Maitau blühen, so erfrischt und befruchtet das Leiden die Seele.“

54) Deshalb sagt der hl. Chrysostomus in der 8. Homilie über den Epheserbrief: „Wenn jemand mir den Himmel schenken wollte, oder jene Kette (des gefangenen Paulus), so würde ich diese vorziehen. Wenn jemand mir die Wahl ließe, dort oben bei den Engeln zu sitzen oder bei dem gebundenen Paulus, so würde ich den Kerker vorziehen. Und ließe man mir die Wahl, entweder einer aus jenen himmlischen Scharen, die den Thron Gottes umgeben, oder ein solcher Gefangener zu sein, so wollte ich lieber ein solcher Gefangener sein. Nichts ist seliger, als eine solche Kette.“

55) Attila, der Hunnen-König, nannte sich selbst „die Geißel Gottes.“ Er war in der That der Schrecken aller Völker des Morgen- und Abendlandes und bezeichnete seine Schritte mit Blut und Schutthaufen. Aber auch seine Herrlichkeit hatte bald ein Ende, als er die Absichten der strafenden Vorsehung, deren Werkzeug er war, erfüllt hatte. Er starb nach einem Gelage in seinem eigenen Blute erstickend.

So war auch der Vandalen-König Hunnerich die Zuchtrute, womit Gott die verkommenen Völker Afrikas bestrafte. Aber auch auf ihn lassen sich die Worte des Herrn anwenden, die zunächst auf den König von Assyrien Bezug haben: „Wehe dem Assyrer; er ist die Rute meines Grimmes. . . . Wenn (ich) der Herr vollbracht habe alle meine Werke . . . dann will ich heimsuchen die Frucht des Hochmutes des Königs und die Kraft seiner hochblickenden Augen.“ (Isai. 10, 5. 12.) Nachdem nämlich Hunnerich unerhörte Greuel an seinem Volke, namentlich an den Rechtgläubigen, verübt hatte, ergriff ihn die strafende Hand Gottes mit allgewaltiger Kraft. Eine schreckliche, den Ärzten unbekannte Krankheit warf ihn plötzlich darnieder: Leib, Kopf, Hände und Füße schwollen ihm unnatürlich an; Schmerzen, welche kein Versuch der Kunst auch nur zu lindern vermochte, peinigten ihn Tag und Nacht; Würmer brachen aus seinem Unterleibe hervor; unerträglicher Gestank verpestete die Luft, und alle Teile seines Körpers lösten sich nach und nach ab. Obgleich noch atmend und lebend, glich er jetzt schon einem scheußlichen, in Fäulnis übergegangenen Leichname. Zuletzt verlor er den Verstand, stieß Verwünschungen gegen sich aus, zernagte und zerfleischte mit eigenen Zähnen seinen Arm und starb endlich in völliger Raserei. Der letzte Laut, welcher seinen sterbenden Lippen entfloh, war ein gräßlicher Fluch gegen sich selbst. Mit der Hoffnungslosigkeit eines verzweifelnden Frevlers ging er in die Pforten der Ewigkeit ein, und auf ewig schlossen sich hinter ihm jene der Zeit, der Reue und der Buße. (Stolberg, Gesch. d. Relig. J. Chr. Bd. 18. S. 200.)

56) Eine dem Anscheine nach zufällige Verdemütigung ist öfters in der Hand der göttlichen Vorsehung ein Mittel zur Bekehrung und sonach zum ewigen Heile. Thomas Pond, ein adeliger Engländer und Günstling der Königin Elisabeth, stand am ganzen Hofe im Rufe eines ausgezeichneten Tänzers. Bei Gelegenheit eines glänzenden Hofballes ersuchte ihn die Königin selbst, eine Probe seiner Kunst abzulegen. Mit bewundernswürdiger Anmut führte er unter dem Beifallgeklatsche der Königin und des Hofes einen der künstlichen Tänze auf, in welchem er unter anderem auf der äußersten Fußspitze mit der größten Geschwindigkeit mehrere Male im Kreise sich drehte. Elisabeth war mit seiner Kunst so zufrieden, daß sie ihn aufforderte, denselben Tanz nochmals zu wiederholen. Thomas folgte der

Aufforderung mit Entzücken. Schon ist er mit dem Tanze fast zu Ende, schon dreht er sich zum Schlusse mit der frühern Schnelligkeit im Kreise — da schwindelt ihm plötzlich, und leichenblaß stürzt er zu den Füßen der Königin nieder. In der ersten Betäubung hört er das Gelächter nicht, das jetzt im Saale erscholl; er sucht nur die Blicke der Gebieterin, die ihm Vergebung zuwinken sollten. Aber statt dessen rief ihm Elisabeth mit höhnender Stimme zu: „Steh' auf, Ochs!" und wandte sich dann voll Ärger von ihm hinweg. Vernichtet vor Scham richtete sich Thomas auf, beugte ein Knie vor der Königin, indem er halblaut die Worte aussprach: „So vergeht die Herrlichkeit der Welt," und eilte, um dem Spotte der Gäste sich zu entziehen, zum Saale hinaus. Sogleich entfernte er sich auch von London und zog sich auf sein väterliches Schloß Belmont zurück. Daselbst in freiwilliger Verbannung lebend, dachte er im Schmerz an die ungeheuren Summen, die er im Dienste der Königin verschleudert hatte, an die sklavische Unterwürfigkeit gegen dieselbe, besonders an die wenigstens äußerliche Verleugnung des katholischen Glaubens, in welchem seine edeln Eltern ihn erzogen hatten, und endlich an den schnöden Lohn, der ihm für alle diese Opfer geworden. Nun beschloß er, die Verirrungen seiner Jugend wieder gut zu machen, und ebenso rückhaltslos, wie er bis jetzt den stolzen Launen eines herzlosen Weibes gedient hatte, von nun an Gott und seinem Glauben zu dienen. Er söhnte sich reumütig mit der katholischen Kirche aus, erhielt später im Kerker die Aufnahme in die Gesellschaft Jesu und gelangte nach 30jährigem Martertume zur Siegespalme. (Bartoli, Geschichte Englands.)

Ein dem vorigen nicht unähnlicher Vorfall war die Veranlassung zur aufrichtigen Bekehrung einer vornehmen französischen Dame. Dieselbe pflegte sich der Schminke zu bedienen, um ihrem blassen Gesichte eine gefälligere Färbung zu geben. Als sie nun eines Tages in zahlreicher Gesellschaft an einem Pfänderspiel sich beteiligte, so wurde ihr zur Auslösung eines Pfandes auferlegt, in Gegenwart aller Anwesenden das Gesicht zu waschen. Man denke die Verlegenheit der gefallsüchtigen Dame, die sich gezwungen sah, vor der ganzen Spielgesellschaft auf eine so unvorteilhafte Weise ihre Gesichtsfarbe zu ändern. Die Beschämung war zu groß, sie verhielt sich das Gesicht mit beiden Händen, verließ den Saal und begab sich in ein Kloster, woselbst sie ihre Eitelkeit beweinte und die übrige Lebenszeit hindurch Gott allein zu gefallen suchte. (Hunold 62. Predigt von der Nützlichkeit der Widerwärtigkeiten.)

57) Bemerkenswert sind die Worte, welche der göttliche Heiland zur hl. Teresia sprach, als dieselbe eines Tages im Gebet an heftigen Kopfschmerzen litt: „Glaubst du denn," sagte er, „das Verdienst bestehe im Genusse himmlischer Tröstungen und Gnadenbezeugungen? Nichts weniger! Es besteht vielmehr in Anstrengung, in Leiden und Lieben. Hast du nicht bemerkt, daß mein ganzes Leben eine ununterbrochene Kette von Leiden war . . . ? Und denkst du nicht, durch wie viele Leiden und Drangsale meiner Mutter die Freude vergällt wurde, mich auf ihren Armen zu tragen? Im Augenblicke selbst, wo Simeon ihr weissagte, gab mein Vater ihr zu erkennen, welche Leiden über sie kommen sollten. Glaube mir, meine Tochter! diejenigen, welche mein Vater am zärtlichsten liebt, sind es gerade, denen er am meisten Leiden zuschickt, wofern er sieht, daß ihre Liebe stark genug ist, dieselben zu ertragen. Und ich selber, wie könnte ich dir augenfälliger

kundgeben, wie sehr ich dich liebe, als eben dadurch, daß ich für dich dasselbe auserſehe, was ich für mich selbst gewählt habe? Betrachte meine Wunden und sieh zu, ob deine Schmerzen auch nur einigermaßen mit denjenigen verglichen werden können, welche ich dir zu Liebe ausgestanden habe? Das ist der Weg der Wahrheit, und wenn du denselben einmal kennst, so wirst du mit mir den Verlust derjenigen beweinen, deren Wünsche, Sorgen und Sinnen nur dahin geht, den entgegengesetzten einzuschlagen." (Lebensgeschichte der heil. Teresia, Anhang.)

Die Heiligen sahen daher die Leiden stets als eine Gnadenerweisung an und begannen im Gegenteile zu fürchten, wenn ihnen alles nach Wunsch ging. „Meine lieben Brüder," sprach einst der hl. Vincenz von Paul zu seinen Ordensgenossen, „es ist schon geraume Zeit, daß Gott unserer Genossenschaft keine Not und Trübsal mehr zuschickt. Prüfen wir uns daher selbst, ob wir ihm nicht eine Veranlassung gegeben haben, in dieser Weise ungnädig gegen uns zu sein und uns die Gunst seiner Heimsuchung zu entziehen."

58) Der hl. Ludwig Bertrand, eine Zierde des Dominikaner-Ordens, wurde in den zwei letzten Lebensjahren durch schmerzliche Krankheiten und innere Leiden heimgesucht. Ruhig ergeben in den göttlichen Willen, pflegte er bei den größten Schmerzen mit dem hl. Augustin auszurufen: „Herr! brenne, schneide hienieden; nur schone meiner in der Ewigkeit!" — Derselbe hielt sich immer für den größten Sünder und freute sich der Verachtung. Als er einst von einigen Vornehmen als Bösewicht beschimpft wurde, antwortete er: „Was Sie, meine Herren, gesagt haben, ist alles wahr; Sie kennen mich besser, als ich selber."

59) „Wenn dir Gott die Macht verliehe, die Toten zu erwecken, so würde er dir weit weniger verleihen, als wenn er dir Kreuz und Leiden zuschickte; denn um der Wundergabe willen verbleibst du sein Schuldner, durch das Leiden aber wird er der deine." So der heil. Joh. Chrysostomus.

60) Zum Erstaunen, ja zum Entsetzen groß waren die Strengheiten, welche von den Anachoreten Ägyptens geübt wurden, und dennoch pflegte ihr heiliger gotterleuchteter Abt Pachomius, wenn sie krank darniederlagen, zu ihnen zu sprechen: „O, meine Kinder, wie könnt ihr nur wünschen, von euren Schmerzen befreit zu werden? Seht ihr denn noch immer nicht ein, daß keine Abtötung Gott so wohlgefällig ist, als die freudige oder wenigstens geduldige Hinnahme des Kreuzes, das er auflegt? Fasten, Wachen, das Fleisch kreuzigen sind gute Bußwerke; aber Leiden in der Vereinigung mit unserm leidenden Herrn und Heiland ist unvergleichlich besser."

61) Nicht selten lenkt Gott unverdiente Kränkungen und Beschimpfungen auch zum leiblichen Wohle der Gekränkten und Beschimpften. — Zwei auffallende Belege finden wir im Leben des heil. Franz von Sales. Als sich derselbe nach vollendeten Studien zu Rom aufhielt und eines Abends ermüdet in seinen Gasthof zurückkehrte, hörte er einen heftigen Wortwechsel zwischen seinen Bedienten und dem Wirte, der darauf bestand, daß sie sich entfernen sollten, um Personen von hohem Stande, die er erwartete, Platz zu machen. Der sanftmütige Graf machte diesem Streit dadurch ein Ende, daß er mit den Seinigen einen andern Gasthof aufsuchte. Der Gasthof, den er verlassen hatte, lag am Ufer der Tiber, welche in derselben Nacht durch einen schrecklichen Regenguß so anschwoll, daß die Fluten

alles wegrissen, was nahe am Ufer stand. Auch der Gasthof wurde von den Fluten verschlungen. — Franz von Sales wollte sich später von Ancona zu Wasser nach Venedig begeben und mietete ein Schiff, das eine vornehme Dame mit ihrem zahlreichen Gefolg schon gemietet hatte. Als die Dame ankam und bemerkte, daß Franz nebst drei andern Personen mitfahren wollte, wurde sie sehr aufgebracht und drohte in ihrer Wut, seine Sachen ins Meer werfen zu lassen, wenn er sich nicht entferne. Seine Umgebung wurde über diese grobe Behandlung sehr aufgebracht; er aber sprach mit seiner gewöhnlichen Gelassenheit: „Wir wollen uns erinnern, was mit dem Gasthofe zu Rom geschah, welchen wir zu verlassen genötigt wurden, und zugleich bedenken, daß das Meer, welches wir vor uns haben, der oftmaligen Stürme wegen verschrieen ist. Vielleicht ist einer näher, als wir vermuten.“ Das Schiff fuhr bei günstigem Winde ab; allein bald entstand ein furchtbarer Sturm. Franz und seine Gefährten sahen vom Ufer aus das Schiff zu grunde gehen, und keiner von denen, die darin waren, wurde gerettet. (Hepp, Geschichte d. Kirche in Lebensbeschr. B. 2. S. 440.)

62) Paul Schnitzler war ein Bauersmann, der sich auf Feldwirtschaft wohl verstand und dabei von Herzen fromm und gottesfürchtig war. Seine Nachbaren besuchten ihn gerne, weil er in allen Stücken klugen Rat und Bescheid zu geben wußte. Wenn er redete, so schwiegen alle und lauschten auf jedes seiner Worte; denn, sagten sie, Gott hat dem Paul die Weisheit ins Herz gegeben. Eines Abends hatte er seine Äcker besucht, und er war zurückgekehrt zur Heimat voll stillen Vergnügens; denn dicht und schön stand sein Getreide, und die segenschwere Saat hatte sich herniedergelegt zur Erde. „Gott Lob!“ sprach er, als er bei den Seinigen angekommen war, „die Zeit der Reife ist da; in zwei Tagen mögen wir die Schnitter hinaussenden zur Ernte!“

Darüber war die Freude der Mutter und Kinder unaussprechlich groß, und sie gingen nun alle mit fröhlichem Herzen zum Nachtessen. Bald aber wurden sie aufgeschreckt durch ferne Donnerstimmen und leuchtende Blitze. Paul eilte zum Fenster und sah in die Ferne. Sieh! da zog ein schweres, schwarzes Gewölk furchtbar heran. Schnell erhob sich ein Sturmwind; schrecklich heulte er durch die Wälder und Bäume. Auf einmal ergoß sich der Himmel, und es fielen dichte Schloßen herab. Fürchterlich rauschte es und klang's auf den Dächern; die Fenster klirrten und sprangen. „Ach, mein Gott!“ seufzte die Mutter, „nun ist alles dahin!“ und die Kinder fürchteten sich sehr. „Seid ruhig, meine Lieben,“ sprach in stiller Wehmut der Vater, „denn die Hand Gottes ist über uns!“ Des andern Morgens gingen Männer und Weiber hinaus auf die Felder. „Ach, meine Äcker! mein Flachsland!“ schrieen da einige. „Ach, mein Garten, mein Weinberg!“ jammerten dort andere und weinten bitterlich; denn es war alles in Grund und Boden geschlagen, und überall ein Greuel der Verwüstung. Da gesellten sich nach und nach die Männer des Dorfes zu Paul, der eben vor einem Feldkreuze stand, das durch den Sturm umgestürzt und in zwei Stücke auseinander gebrochen war. Die Männer aber rangen die Hände und sprachen: „Ach, verloren ist nun eines ganzen Jahres mühselige Arbeit! vergebens all der vergossene Schweiß! Die Kindlein und das Gesinde schreien um Brot, und wir haben nun die Hände leer und vermögen nimmermehr, ihnen den Hunger zu stillen!“ — „Das ist ein Kreuz!“ sagten die einen. „Ach! das ist ein

Kreuz!" sagten die andern. „Nachbar Paul," redete ein dritter, „du hast uns so oft ermuntert in traurigen Tagen; weißt du ein Wort des Trostes in dieser Trübsal, o so verkünde es uns Armen!" Da ermannte sich Paul und sprach: „Ihr lieben Brüder! allerdings ist das Schicksal betrübt, welches uns traf; doch die Wege Gottes sind alle schnurgerade und eben. Er schickt dem Menschen niemals ein Kreuz; das Kreuz machen wir uns immer erst selbst!"

Darüber verwunderten sich die Männer und sprachen: „Deine Rede ist dunkel, lieber Paul! Sag' uns doch dieses mit deutlichen Worten." Und darauf begann Paul: „Sehet ihr die zwei Balken von dem zerbrochenen Kreuze? Wenn ich nun beide über- oder nebeneinander lege, in einer und der nämlichen Richtung, so wird ja daraus niemals wieder ein Kreuz. Wird aber der eine über den andern nach der Quere gelegt, dann erst entsteht ein Kreuz. — Also verhält es sich auch mit dem göttlichen und menschlichen Willen. Wenn unser Wille allzeit eins mit dem göttlichen ist, in den Tagen der Trübsal, wie in den Tagen der Freude, und wenn wir uns immer mit kindlichem Herzen in Gottes heilige Fügung ergeben, so werden wir nimmermehr über Leiden und Kreuz klagen. Sobald aber unser fleischlicher Sinn den Anordnungen der göttlichen Weisheit widerstrebt, dann liegt uns sofort ein schweres Kreuz auf der Schulter; wir versinken in Unmut und Trostlosigkeit und wissen uns nimmer zu helfen. Darum, ihr lieben Brüder, wollen wir auch in dieser großen Not niederfallen mit Hiob und beten: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Herr kann's zehnfach wiedergeben; gebenedeit sei der Name des Herrn!" — „Ja er sei gebenedeit!" stimmten die gerührten Männer mit ein; „denn es lebt ja noch der alte Gott;" — „Wahrlich, er lebt und speist die Vögel in der Luft, und kleidet die Blumen des Feldes. Er wird auch uns zu versorgen wissen; denn sein Name ist — Vater!" So sprach Paul, und die Männer gingen getröstet und voll stiller Wehmut auseinander. (Parabel vom Bischof J. X. von Schwäbl.)

63) Der hl. Franz Borgias, vor seinem Eintritte in die Gesellschaft Jesu Herzog von Gandien und Vicekönig von Katalonien, machte als Ordensmann verschiedene sehr beschwerliche Reisen. Wer ihn immer sah und wußte, in welcher Pracht er früher gelebt hatte, verwunderte sich über die Genügsamkeit des Heiligen und über die herzliche Zufriedenheit, welche besonders dann aus seinem ganzen Wesen hervorleuchtete, wenn er irgendwo recht ärmlich beherbergt und bewirtet wurde. Über den Grund hiervon befragt, gab er die schöne Antwort: „Ich bin mit jeder Unterkunft und jeder Bewirtung sehr zufrieden, weil ich stets zwei Begleiter vorausschicke, die mir eine angemessene Herberge bereiten." Als man in ihn drang, diese geheimnisvollen Begleiter zu nennen, sprach er: „Das ist die Erkenntnis meiner selbst und die Erinnerung an meine begangenen Sünden."

64) Ein frommer Einsiedler, den Gott mit schweren und langwierigen Leiden heimgesucht hatte, wurde eines Tages in seiner Zelle von mehreren Freunden besucht. Hoch erstaunt über die große Heiterkeit und Freudigkeit, welche aus dem Antlitz des frommen Dulders sprach, fragten sie denselben, wie er denn bei all dem Leiden so heiter und vergnügt sein könne. Lächelnd wies der Einsiedler auf das enge Fenster seiner Zelle hin und sprach: „Das Fenster dort macht mir alles Leiden erträglich." „Wie so das?" entgegnete einer der Anwesenden mit gesteigerter Neugierde. — „Das will ich euch gerne sagen,

Herr! Durch dieses Fenster seh ich den Himmel dort oben, und der ist noch größerer Leiden wert." Die Fremden zogen sich erbaut und belehrt aus der Zelle zurück.

65) Die hl. Maria Magdalena v. Pazzis litt in ihrer Krankheit unausstehliche Schmerzen mit wunderbarer Geduld. Von einer Klosterschwester befragt, woher sie die Kraft schöpfe, daß sie sich nie beklage, nicht einmal von ihren Leiden rede, antwortete sie auf ein Kruzifix zeigend, welches bei ihrem Bette stand: „Sieh da, was die unendliche Liebe Gottes für mein Heil gethan hat. Diese Liebe sieht auf meine Schwachheit und verleiht mir Mut. Diejenigen, welche sich an die Leiden Jesu erinnern und Gott die ihrigen vereint mit jenen des Erlösers zum Opfer bringen, finden in allen ihren Trübsalen Trost und Süßigkeit."

66) Man fragte eines Tages die drei Kinder des Herrn N..., Heinrich, Renne und Veit: „Wer hat die Engel erschaffen?" Die Antwort war leicht: „Gott." — „Wer hat die Teufel erschaffen?" Das war schwer. Renne meint nicht, daß Gott auch das gethan habe; der kleine Veit weiß nicht, was er von der Sache denken soll; da ruft Heinrich mit einem male wie aus plötzlicher Eingebung aus: „Gott hat den Engel erschaffen, und dieser hat sich zum Teufel gemacht." (Guillois, Handbuch der Religion.)

67) Wie Gott im alten Bunde die hl. Engel in sichtbarer Gestalt als Wohlthäter und Beschützer seiner Heiligen auftreten hieß, so geschah es auch im neuen Bunde.* — Der hl. Johannes von Gott, der aus christlicher Liebe sein Leben dem Dienste der Kranken widmete, lebte in sehr innigem und vertrautem Verkehr mit seinem hl. Schutzengel und wurde von demselben mit den mannigfaltigsten Wohlthaten überhäuft. Eines Tages sah sich der Heilige genötigt, eine bedeutende Strecke Weges zu gehen, um für den häuslichen Bedarf Wasser zu holen. Bei seiner Rückkehr fand er alles, was ihm zu thun oblag, auf das pünktlichste verrichtet. Die Krankenzimmer waren mit Sorgfalt ausgekehrt, die Betten zurechtgemacht, Schüsseln und Teller gespült. Hierüber nicht wenig erstaunt, fragte Johannes die Kranken, wer das alles gethan hätte. Sie antworteten alle einstimmig, er selber sei es ja gewesen, sie hätten niemand anders im Zimmer gesehen. Da der Diener Gottes wohl wußte, wie weit er entfernt gewesen sei, und die Kranken auf ihrer Aussage beharrten, so sprach er zu ihnen: „Wahrlich, meine Brüder, Gott muß die Armen sehr lieb haben, da er selbst seine Engel zu ihrer Bedienung verwendet." Dieser Vorfall machte großes Aufsehen in der Stadt Granada, und viele boten sich infolge dieses Ereignisses dem heil. Johannes zum Krankendienste an. — Ein anderes Mal traf derselbe einen Armen an, der im Dunkel der Nacht vergeblich nach einem Schlupfwinkel suchte, wo er gegen den herbstlichen Frost und den herabströmenden Regen geschützt wäre. Durch die wehmütigen Klagen dieses Armen gerührt, trat Johannes zu ihm hin und sprach: „Wohlan, mein Bruder, folge mir ins Spital! Du wirst dort bequemer gebettet

* Die Beispiele, welche hier folgen und sich auf den Schutz der heil. Engel beziehen, sind alle mit Ausnahme eines einzigen, das aus dem römischen Brevier gezogen ist, von den Bollandisten selbst (29. Septemb.) und zwar, wie jene gelehrten Geschichtsforscher bezeugen, aus den zuverlässigsten Urkunden gewählt. Aus dem römischen Brevier ist das gezogen, was von den Ordensgenossen des hl. Kamillus erzählt wird.

sein als hier." Jener aber erwiderte, er sei so gelähmt, daß er weder aufrecht stehen noch gehen könne. Die Liebe des Heiligen wußte bald Rat. Er lud den Armen auf seinen Rücken und trug ihn freudig von dannen, bis er endlich ganz erschöpft unter seiner Last zu Boden sank. Als er sich wieder aufgerichtet hatte und sich bemühte, die teure Bürde wieder aufzunehmen, bemerkte er neben sich einen Jüngling von himmlisch schöner Gestalt, der die Hand ausstreckte, um den Armen aufzuheben. Johannes fühlte sich wunderbar gestärkt und trug die Last von der Hand des Engels geleitet ohne Beschwerde in das Spital. Da gab der Engel sich ihm zu erkennen und verschwand. — Als Johannes kurze Zeit nachher den Armen Speise austeilte, gebrach es ihm an Brot. Alsbald erschien ein Engel und half den Diener Gottes aus der Verlegenheit. „Bruder Johannes," sprach der Engel, indem er dem Hocherfreuten den vollen Korb darreichte, „nimm dieses Brot, das ich dir aus der himmlischen Vorratskammer mitbringe und sättige deine Armen." Gleich darauf entzog er sich den Blicken der Anwesenden, ließ aber in den Herzen aller überschwenglichen Trost zurück. — Bei einer andern Gelegenheit begab es sich, daß Johannes, als er in später Nacht nach Hause zurückkehrte, zu Boden fiel und den Handkorb, welcher mit erbetteltem Brote gefüllt war, ausschüttete. Es war so finster, daß er die zerstreuten Brote gar nicht oder nur mit größter Mühe zusammenlesen konnte. Da stieg ein Engel zu ihm herab und leuchtete ihm mit himmlischem Lichte. — Und als Johannes am Vorabende vor Weihnachten auf einem Berge Holz sammelte und von der Nacht überrascht wurde, geleiteten ihn zwei Engel mit Fackeln nach Hause. — Auch im Todeskampfe stand der Schutzengel dem hl. Johannes bei und erfreute ihn durch seine sichtbare Gegenwart.

Nicht minder bemerkenswert ist, was uns im Leben des heil. Landmanns I s i d o r berichtet wird. Isidor pflegte jeden Morgen, bevor er an sein Tagwerk ging, die Kirche zu besuchen und darin lange Zeit dem Gebet obzuliegen. Böswillige Menschen nahmen davon Anlaß, den frommen Isidor bei seinem Herrn der Pflichtversäumnis anzuklagen. Dieser wollte sich selbst von der Sache überzeugen und bestieg deshalb eines Tages eine Anhöhe, von wo aus er den Acker, den Isidor zu bestellen hatte, überschauen konnte. Im ersten Augenblicke sah er wirklich den Isidor nicht, und höchst ungehalten über den pflichtvergessenen Knecht schlug er bereits den Weg nach Hause ein. Als er aber noch einmal das Feld überschaute, trat Isidor mit seinem Gespann eben hinter der Scheune hervor. Zur Rechten und zur Linken Isidors erblickte der erstaunte Herr zwei andere Gespanne, die rasch und emsig pflügten. Er konnte sich nicht entsinnen, daß jemand außer Isidor auf das Feld gegangen sei, geriet demnach auf den Gedanken, daß sein frommer Knecht Gottes Engel zu Gehilfen habe. Während er in der Absicht, das Wunder zu erforschen, sich den Pflügenden näherte, wandte er zufällig seine Augen von denselben ab; und als er wiederum auf Isidor hinblickte, war derselbe mit seinem Gespann allein. Nun trat er zu ihm und sprach mit Freundlichkeit; „Sag' an, Lieber, wer waren die, welche dir so eben pflügen halfen?" Isidor erwiderte: „Ich wüßte nicht, daß jemand mir Hilfe geleistet hätte, als Gott, den ich allein um Hilfe anzurufen pflege, der mir auch jederzeit beisteht." Diese Antwort bekräftigte den Herrn in seinem bereits gefaßten Glauben; er freute sich, einen so hochbegnadigten Knecht zu besitzen, und erzählte

das Geschehene allenthalben. — (Auch in den kirchlichen Tagzeiten am 25. Mai, Fest des hl. Isidor, wird diese Thatsache, welche hier ausführlich nach den Urkunden der Bollandisten erzählt ist, angeführt.)

Der hl. Stanislaus Kostka wurde zu Wien von einer schweren Krankheit befallen. Mit Ruhe und Ergebung sah er dem frühzeitigen Ende seiner irdischen Laufbahn entgegen. Was ihm aber großen Kummer verursachte, war die Schwierigkeit, im Hause des Lutheraners, wo er sich befand, die hl. Wegzehrung zu erhalten. Umsonst bat er seinen Hofmeister und seinen Bruder, sich dafür zu verwenden. Beide scheuten die Mißverhältnisse, in welche man deshalb mit dem Hausherrn geraten würde, und schützten vor, die Krankheit sei noch nicht so gefährlich. Der hl. Jüngling trug nun Gott sein Anliegen vor und fand Erhörung. Es erschien ihm die hl. Barbara mit zwei Engeln, deren einer ihm die hochheilige Eucharistie reichte, und seine Seele wurde mit unaussprechlichem Troste erfüllt. Auch später wurde ihm eine ähnliche Gunst zu teil. Auf der Reise nach Augsburg, woselbst er den Provinzial von Oberdeutschland um die Aufnahme in den Orden der Gesellschaft Jesu ersuchen wollte, hatte er ein heißes Verlangen, die hl. Kommunion zu empfangen. Er begab sich in eine Kirche, aber zu seinem größten Schmerze gewahrte er, daß die Lutheraner dieselbe inne hätten, und daß er folglich das hl. Sakrament nicht empfangen könnte. Da erbarmte der Himmel sich zum zweiten Male des Heiligen. Ein Engel brachte ihm das Himmelsbrot, um ihn zu stärken auf seiner weiten, beschwerlichen Pilgerschaft. Auch von mehreren andern Heiligen wird berichtet, daß sie aus der Hand ihres Schutzengels die hl. Kommunion empfingen.

Vom hl. Aloysius erzählt ein Zeit- und Ordensgenosse folgenden Zug. Das Noviziat zu Rom, wo der benannte Heilige sich aufhielt, litt eines Tages großen Mangel an Lebensmitteln. Aloysius, dem die Not seiner Mitbrüder tief zu Herzen ging, warf sich in seiner Zelle auf die Kniee und flehte zu Gott um Abhilfe. Während er noch im Gebete begriffen war, kam ein Engel in Gestalt eines holdseligen Jünglings an die Hauspforte und übermachte dem Vorsteher des Hauses eine bedeutende Summe Geldes, die mehr als hinreichend war, das Notwendige herbeizuschaffen.

68) Der hl. Philippus Neri wurde zu verschiedenen Malen von Engelshand aus drohender Lebensgefahr errettet. In einer Nacht begab sich der Diener Gottes zu einem verarmten Edelmann, um demselben einiges Geld zur Unterstützung zu reichen. Auf dem Wege dahin begegnete ihm ein Wagen im raschen Laufe. Philippus will ausweichen und ist bereits im Begriff, in einen sehr tiefen Graben zu stürzen. Allein die Hand seines Schutzengels hielt ihn wunderbar zurück und rettete ihn so vor dem sichern Tode.

Dieselbe Wohlthat hatte auch die hl. Hildegunde ihrem Schutzgeiste zu verdanken. Diese Heilige war auf der Reise nach Rom begriffen, als sie von einigen Banditen angefallen und so entsetzlich mißhandelt wurde, daß die Hirten, welche dieselbe im Vorübergehen entdeckten, sie für tot hielten und bereits Anstalten zu ihrer Beerdigung trafen. Als aber nicht ohne göttliche Fügung plötzlich Wölfe in ihre Herde eindrangen, ließen sie von ihrem Vorhaben ab. Hildegunde erhob sich nun mit des Himmels Beistand wieder, um ihre Reise fortzusetzen. Im selben Augenblicke sieht sie einen Engel auf blendend weißem Pferde herbeireiten. Dieser bot ihr liebreich die Hand, hob

sie zu sich auf das Pferd und führte sie dem Ziele ihrer Reise entgegen. Bei Verona verließ sie der himmlische Begleiter mit den Worten: „Ich werde dein Beschützer sein auf allen deinen Wegen, wohin du immer ziehen magst.“ Derjenige, welcher das Leben der hl. Hildegunde beschrieben hat, versichert, er habe diese wunderbare Begebenheit aus dem Munde der Heiligen selbst vernommen.

Die hl. Elisabeth, welche im zwölften Jahrhundert im Kloster Schönau lebte, erzählt, wie sie durch ihren Schutzengel von einer tödlichen Krankheit geheilt wurde. „Um das Fest Mariä Verkündigung,“ so diktierte sie selbst ihrem Lebensbeschreiber, „befiel mich eine schwere Krankheit, die mit jedem Tage an Heftigkeit zunahm. Am besagten Feste selbst befand ich mich so übel, daß die Schwestern in meiner Zelle zusammenkamen, um die Litanei über mich zu beten. Als sich hierauf die Schwestern tiefbetrübt in das Chor begeben hatten, um die hl. Kommunion zu empfangen, erschien ein Engel des Herrn an meinem Schmerzenslager, stellte sich vor mich hin, legte seine Hand auf mein Haupt und sprach: „„Steh' auf und wandle! Du bist von deiner Krankheit geheilt. Gehe hin und empfange den Leib des Herrn; sei mutig und stark.““ Bei diesen Worten verschwand mit einem Male alle Übelkeit, und unbeschreibliches Wohlsein durchströmte mein ganzes leibliches Wesen. Ich kleidete mich selbst an und eilte heiter, gesund und kräftig in den Convent der Schwestern, die sich vor Freude und Verwunderung kaum zu fassen vermochten.“

69) Der hl. Franziska Romana stand Tag und Nacht ein Engel in sichtbarer Gestalt als unzertrennlicher Gefährte zur Seite. Dieser himmlische Schutzgeist stärkte sie in den vielfachen Kämpfen wider die Höllenmächte. Sein bloßer Flammenblick reichte hin, ganze Rotten derselben in die Flucht zu schlagen. Franziska hingegen wurde durch den Anblick desselben jedesmal so aufgemuntert und erfreut, daß sie selbst des Ungemaches vergaß, welches sie von den Höllengeistern auszustehen hatte. Derselbe warnte die Heilige auch vor jeglicher Sünde und bestrafte sie wohl auch strenge, wenn sie sich gewisse Fehler zu Schulden kommen ließ. Eines Tages unterließ die Heilige aus Menschenfurcht, ein eitles Gespräch, welches in ihrer Gegenwart geführt wurde, zu unterbrechen; die Strafe des Engels blieb nicht aus. Bei einer andern Gelegenheit war Franziska ihrem Beichtvater gegenüber nicht offenherzig genug, indem sie demselben aus übel verstandener Bescheidenheit verschiedene Gnadenbezeugungen, die sie von Gott erhielt, verheimlichte: ihr Schutzengel ermangelte nicht, sie dafür auf eine sehr empfindliche Weise zurechtzuweisen.

Als der Höllengeist eines Tages der hl. Margarete von Cortona erschienen war, um sie zu erschrecken und zu entmutigen, da trat auch der Schutzengel zu ihr hin und sprach: „Tochter, fürchte und zage nicht! Der höllische Feind vermag weniger über dich als einer, der von seinem Besieger mit Füßen getreten wird. Ich bin bei dir, der Schutzgeist deiner Seele, die da eine hehre Wohnstätte Gottes ist.“

70) Von manchen Heiligen wird berichtet, daß die hl. Schutzengel ihnen im verhängnisvollen Todeskampfe sichtbar zur Seite standen, sie trösteten, gegen die verdoppelten Anfechtungen der Hölle stärkten, ihnen die Stunde der Auflösung ankündigten und die Versicherung gaben, daß sie Erben des Himmelreiches sein würden. Nicht wenige wurden von jubelnden Engeln in den Schoß Gottes, ins himmlische Paradies getragen.

Vom hl. Dominikus wird erzählt, er habe bei herannahendem Tode seinen guten Engel gesehen, der ihm freudig winkte und liebreich zurief: „Komm, Lieber, komm, komm zur Freude.“ — Auf ähnliche Weise wurde ein frommer Mönch, Johannes mit Namen, von seinem Schutzengel zur ewigen Seligkeit eingeladen. Als derselbe eines Tages mit seinen Ordensbrüdern und dem Abte im Klostergarten saß, trat ein Engel im schneeweißen Gewande zu ihm hin und sprach: „Wohlan, guter und getreuer Knecht, komm, geh' ein in die Freude deines Herrn!“ Wenige Tage später schied der Diener Gottes voll Zuversicht und himmlischer Tröstung aus diesem Leben.

Den hl. Nikolaus Tolentinus luden die Engel vor seinem Hinscheiden sechs Monate hindurch mit nächtlichem Gesange zu den Freuden des Paradieses ein und erweckten in der Seele des Heiligen eine so große Sehnsucht nach dem Himmel, daß er unaufhörlich die Worte wiederholte: „Ich verlange aufgelöst zu werden und mit Christo zu sein!“ — Beim Tode des hl. Gerardus, Bischofs von Toul, begab sich folgendes. Ein Ordensmann, Namens Falcuin, lag zu gleicher Zeit mit dem hl. Bischof am Sterben. Seine Ordensbrüder hielten ihn bereits für tot, als er auf einmal wieder Atem schöpfte und die Verwunderten folgendermaßen anredete: „Wisset, meine Brüder, mein Hintritt ist noch verschoben; allein über einen andern ist jetzt im Himmel unbeschreiblicher Jubel. Ich habe gesehen, wie die frohlockenden Engelscharen der von hinnen scheidenden Seele entgegen eilten und sie huldvoll tröstend vor das Angesicht des ewigen Richters brachten.“ Gleich darauf erfuhr man den zu eben dieser Zeit erfolgten Tod des hl. Bischofs und erkannte, daß es die hingeschiedene Seele desselben gewesen sei, die Falcuin in seiner Verzückung gesehen hatte. — Einen ähnlichen Zug liefert die Lebensbeschreibung des hl. Stephan von Grammont. Nachdem dieser Heilige im Kloster von Murat verschieden war, kamen die Bewohner des Dorfes scharenweise zur Klosterpforte, um die Leiche des Verblichenen zu sehen. Als der Pförtner den Tod des Heiligen verheimlichen wollte, sagten sie zu ihm: Wir wissen wohl, daß er gestorben ist. In unserm Dorfe lag nämlich ein Knabe schon drei Tage lang in Todesnöten, seit vorgestern sprachlos. Heute brach er auf einmal in die Worte aus: „Mutter, ich sehe eine glänzende Leiter, die mit dem einen Ende an den Himmel reicht, mit dem andern dort auf dem Kloster steht. Eine ganze Schar Engel steigen auf derselben herab, um die Gott wohlgefällige Seele des Abtes Stephan abzuholen. Mutter, jetzt sterb' ich auch und werde mit dem hl. Vater Stephan in den Himmel aufsteigen.“ Im selben Augenblicke hauchte der Knabe die Seele aus. So offenbarte Gott durch den Mund eines Kindes, wie die Seele seines Dieners von den Engeln in den Schoß der Glorie getragen wurde. — Im frommen und festen Glauben, daß die heil. Engel die Seelen der im Herrn entschlafenen Christgläubigen zum Himmel geleiten, fleht die hl. Kirche in den Gebeten, welche sie für die Sterbenden entrichtet, zu wiederholten Malen um diese Gnade. Sie bittet voll mütterlicher Inbrunst: „Der hl. Erzengel Michael, der Fürst der himmlischen Heerscharen, möge die scheidende Seele aufnehmen, der strahlende Chor der Engel Gottes möge ihr entgegen eilen und sie einführen in das himmlische Jerusalem.“

Die hl. Magdalena von Pazzis sah einstens im Zustande der Entzückung, wie eine ihrer Ordensschwestern vom Schutzengel aus dem Fegfeuer in den Himmel getragen wurde. Diese und ähnliche

Visionen oder Offenbarungen, die wir in der Lebensgeschichte der Heiligen lesen, bestätigen die fromme Meinung, daß die Liebe und Sorgfalt der Schutzengel für die Seelen ihrer Pflegebefohlenen sich auch auf das jenseitige Leben im Fegfeuer erstrecke. — Besonders tröstlich ist auch das Gesicht, womit einst die hl. Franziska Romana begnadigt wurde nach dem Berichte ihres geistlichen Vaters, den sie aus Gehorsam davon in Kenntnis setzte, und der es aufgezeichnet hat. Diese große Dienerin Gottes sah eines Tages, daß der hl. Schutzengel die ihm anvertraute, noch nicht völlig geläuterte Seele in das Fegfeuer führte und außerhalb desselben weilte, um die Gebete und guten Werke, welche für dieselben von wem immer verrichtet wurden, der göttlichen Majestät darzubringen und, wofern sie in Gnaden angenommen waren, der leidenden Seele die entsprechende Linderung zu verschaffen.

71) Merkwürdig sind in dieser Beziehung die Worte des heil. Gregor mit dem Zunamen „der Wunderthäter", der im dritten Jahrhunderte lebte.* „Wir anerkennen," sagt der hl. Lehrer, „außer Gott, dem allgemeinen Lenker aller, auch einen besonderen, jedem eigens beigegebenen Erzieher, den hl. Schutzengel. Dieser war und ist auch jetzt mein Lehrer und Führer auf der Bahn des Heiles. Er war es, der mich mit diesem Manne (mit Origenes) in nähere Berührung brachte und im freundschaftlichen Verkehr mit ihm bewahrte . . . Dieser sorgsame Erzieher, dieser beständige Geleitsmann, Lenker und Beschützer auf dem weiten Lebenswege, führte mich mit Umgehung meiner liebsten Wünsche hierher (nach Cäsarea) und ließ nichts unversucht, um mich an denjenigen gleichsam zu fesseln, dem ich so viel Gutes zu verdanken habe." Zum Verständnisse dieser Stelle ist zu bemerken, daß zu Cäsarea Gregor von Origenes zum Christentum bekehrt und in demselben unterwiesen worden ist.

Es würde zu weit führen, alle die Beispiele hinzustellen, in welchen der hl. Schutzengel belehrend, mahnend und ermunternd auftritt. Nachstehende mögen genügen: — Zur hl. Margareta von Cortona sprach eines Tages der Schutzengel: „Gedenk, Margareta, der Wohlthaten, mit welchen dich Gott in immer höherm Maße überhäuft." Und nachdem er ihr alle Gnadenbezeugungen Gottes vor Augen gestellt hatte, fuhr er fort: „Darum laß es dir gesagt sein . . . kehre dich von ganzem Herzen und aus allen Kräften zu Gott, deinem Schöpfer und Herrn." Als dieselbe Heilige ein anderes Mal zu Gott flehte, er möchte ihr doch eine Krankheit zusenden, damit sie ihn nie mehr beleidige, gab ihr der Schutzengel folgende lehrreiche Mahnung: „Der Herr will, daß du demütig, gehorsam und voll kindlicher Ehrfurcht gegen ihn seiest: was du jetzt verlangst, das wird er dir gewähren, wenn es ihm gefällt." — Den hl. Raimund von Pennafort pflegte sein Schutzengel des Nachts aufzuwecken und zum Gebete einzuladen. Derselben Gunstbezeugung erfreuten sich auch die selige Humiliana und die selige Aleydis von Brüssel. — Vom seligen Johannes Firmanus aus dem Orden der mindern Brüder wird berichtet, daß er das Glück hatte, drei Monate Tag für Tag von seinem guten Engel besucht zu werden und sich mit ihm über das Kreuz Christi, über die Freuden des Paradieses, über die Wahrheiten des Evangeliums und über die Lehren und Tugendbeispiele der Heiligen auf das vertraulichste zu

* Oratio in Origenem panegyrica n. 4. et 5.

besprechen. — Der hl. Kamillus von Lellis stiftete wie der hl. Johannes von Gott einen geistlichen Orden zur Verpflegung der Kranken. Die frommen Ordensgenossen waren vor allem darauf bedacht, die Sterbenden durch heilsamen Zuspruch zu einem christlichen Tode vorzubereiten. Da sah öfters der hl. Philippus von Neri, wie er es selbst bezeugte, die hl. Schutzengel den Priestern zur Seite stehen und ihnen die Worte eingeben, die sie zu den Kranken sprechen sollten.

72) Die hl. Franziska Romana wandelte stets mit der größten Ehrfurcht in der Gegenwart ihres hl. Engels und hütete sich vor jeglicher Sünde und Unvollkommenheit, weil sie wohl wußte, wie sehr ihn dieselben betrübten. Als eines Tages mehrere Freundinnen sie besuchten und im Laufe der Unterredung sich einige lügenhafte Worte erlaubten, so bemerkte sie, wie der Schutzengel sein Angesicht unwillig von den Sprechenden abwandte. — Im Leben der heil. Veronica von Binasko wird erwähnt, wie sie durch einen geringen Fehler ihren hl. Engel gekränkt habe. Die Heilige selbst erzählt den Vorfall ihren Ordensschwestern auf folgende Weise. „Eines Tages schaute ich während der hl. Messe aus bloßer Zerstreuung neugierig auf eine Mitschwester hin, die am Altare kniete. Da gab mir aber mein guter Engel einen so derben Verweis, daß ich vor Entsetzen beinahe erstarrte. So schreckbar waren die Worte und Blicke des zürnenden Engels.“ — Wie groß muß daher das Mißfallen des heil. Schutzengels sein, wenn sein Pflegling in schwere Sünden fällt oder gar in solchen leichsinnig dahinlebt! Dieses läßt sich auch aus folgender Begebenheit entnehmen, die Rufinus, ein Zeitgenosse, im Leben des hl. Einsiedlers Paulus berichtet, welcher seiner unvergleichlichen Geradheit und Schlichtheit wegen der „Einfältige“ genannt, von Gott aber besonders begnadigt war.

Dieser hl. Greis befand sich eines Tages in der Nähe einer Kirche, in welcher sich die Gläubigen zur Feier des Gottesdienstes versammelten. Er sah, wie dieselben heiter und wohlgemut und von ihren Schutzengeln, die gleichfalls voller Freude waren, begleitet, die Schwelle des Gotteshauses betraten. Nur einen bemerkte er, der finster und verstört einherschritt, und dem der gute Engel traurig und nur von weitem folgte. Dieser Anblick preßte dem Heiligen Thränen des Mitleids aus. Nach vollendetem Gottesdienste sah er nun zu seiner größten Freude auch denjenigen, welcher kurz vorher ein so klägliches Aussehen hatte, mit heiterm, freudestrahlendem Antlitz aus der Kirche treten. Der Schutzengel stand wieder zu seiner Rechten und schien hocherfreut über seinen ganz umgewandelten Pflegling. Als hierauf der hl. Einsiedler zu diesem Gläubigen hintrat und sich vertraulich mit ihm unterhielt, erfuhr er, daß derselbe mit schweren Sünden auf dem Gewissen die Kirche betreten habe, daselbst aber durch reumütige Buße von denselben befreit worden sei.

73) Je größer unser Vertrauen zum hl. Schutzengel, je beharrlicher unsre Andacht zu ihm ist, desto größere und zahlreichere Wohlthaten dürfen wir auch von demselben erwarten. — Durch unbegrenztes Vertrauen auf den hl. Schutzengel zeichnete sich unter andern die hl. Rosa von Lima aus. Die Heiligsprechungsbulle dieser gottseligen Jungfrau bemerkt dieses mit ausdrücklichen Worten, indem sie das Vertrauen derselben zum hl. Engel demjenigen gleichgestellt, welches die vertrautesten Freunde und Hausgenossen zu einander haben. Als Belege werden in derselben folgende Thatsachen angeführt.

Als Rosa eines Abends der Ohnmacht nahe war, schickte sie ihren Schutzengel zu einer in der Nachbarschaft wohnenden edlen Dame mit dem Berichte, sie bedürfe eines Stärkungsmittels. Der Engel entledigte sich des erhaltenen Auftrages so schleunig und gut, daß Maria von Usategui (so hieß die vornehme Frau) der Dienerin Gottes das Verlangte sogleich durch einen Bedienten zusandte. — Die hl. Rosa pflegte jeden Abend im verschlossenen Garten des elterlichen Hauses dem Gebete obzuliegen. Gegen Mitternacht stieg sodann die Mutter zu ihr herunter, um sie aus der einsamen Gartenzelle in das Haus zurückzuführen. Einmal harrte Rosa lange vergeblich, daß man ihr die Gartenthüre aufmachen möchte. Während sie unschlüssig hin und her ging, ohne zu wissen, was sie beginnen sollte, erschien ihr der Schutzengel in lichter Gestalt, öffnete die verriegelten Thüren und geleitete die fromme Tochter in das Schlafgemach ihrer Mutter.

Einen ähnlichen Zug berichten die Jahrbücher des Dominikaner-Ordens vom hl. Dominikus, der gleichfalls ein ausgezeichneter Verehrer des hl. Schutzengels war. Dieser Heilige mußte einstens wichtiger Geschäfte halber bis spät in die Nacht außer dem Kloster verweilen. Man drang da, wo er sich aufhielt, sehr in ihn, er möchte doch über Nacht bleiben, indem man ihm bemerkte, es sei bereits Mitternacht und im Kloster niemand mehr wach. Dominikus erwiderte, er müsse durchaus ins Kloster zurückkehren, es sei dies des Herrn Wille, derselbe werde seinen Engel senden, um ihn und seine zwei Gefährten dahin zu geleiten. Er nahm somit Abschied und begab sich mit seinen Ordensbrüdern auf den Weg. Vor dem Hause, wo sie sich aufgehalten hatten, stand ein unbekannter Jüngling, den Wanderstab in der Hand. Er schien der Heimkehrenden zu harren und schritt nun als getreuer Wegweiser vor ihnen her. Beim Kloster angelangt, fanden sie die Pforte verriegelt und niemanden in Bereitschaft, dieselbe aufzumachen. Da trat der wunderbare Begleiter zum Schloß der Pforte hin, berührte es leise, und sogleich stand diese offen. Als Dominikus mit seinen beiden Gefährten die Hallen des Klosters betreten hatte, begab sich der Jüngling wieder zur Thüre hinaus. Die beiden Gefährten, durch das Wunderbare des Vorfalles aufmerksam gemacht, gingen ihm nach und fanden wie vorher alle Riegel vorgeschoben. Da erkannten sie, daß wirklich ein Engel Gottes sie geleitet und durch die verschlossene Thüre ins Kloster hineingeführt hatte.

74) Ist die Seele gottesfürchtig, verabscheut sie das Böse, so pflegt der Versucher sich ihr zu nähern in Gestalt eines Engels des Lichtes, d. h. er giebt derselben anfangs gute, ihrer Stimmung angemessene Gedanken ein, sucht aber allmählich und unvermerkt seine verkehrten Zwecke zu erreichen und die getäuschte in seine Schlinge zu ziehen. So bemerkt der hl. Ignatius.* Darum mahnt dieser erleuchtete Geisteslehrer ebendaselbst: „Wir müssen sehr auf den Verlauf unserer Gedanken achtgeben: wenn Anfang, Mitte und Ende derselben ganz gut sind (d. h. an sich gut sind und nur zu Gutem führen), so ist das ein Zeichen, daß sie vom guten Geiste kommen. Wenn aber im Verlaufe dieser Gedanken, die der Geist eingiebt, etwas vorkommt, das die Seele zum Bösen antreibt, oder vom Guten, welches sie zu thun sich vorgenommen hatte, abhält, oder sonst etwas,

* Regeln von der Unterscheidung der Geister.

das dieselbe entmutigt, beängstigt und verwirrt, ihr den frühern Frieden und die Ruhe benimmt, so ist das ein klares Zeichen, daß dies alles vom bösen Geiste, dem Feinde unseres Heiles kommt."*

Um diese so wichtige Regel noch mehr zu veranschaulichen, scheint folgendes Beispiel (aus Bolland. 26. März S. 183) nicht unpassend. Der sel. Ambrosius von Siena aus dem Orden des hl. Dominikus zeichnete sich schon in seinen Jugendjahren durch wahre Frömmigkeit und Werke der Nächstenliebe aus. Mit Erlaubnis seines edlen, sehr begüterten Vaters nahm er dürftige Pilger auf, besuchte die Gefangenen, bediente und tröstete die Kranken und teilte mit vollen Händen Almosen unter die Armen aus. Zu diesen herrlichen Tugenden kam noch eine außerordentliche Sorgfalt, die Reinigkeit des Leibes und der Seele unversehrt zu bewahren. Schon hatte er den festen Vorsatz gemacht, Gott ewige Keuschheit zu geloben. Seine Freunde und Altersgenossen wendeten alles an, um ihn zu bereden, sich zu Bällen und anderen Belustigungen herbei zu lassen. Allein all ihre Beredsamkeit scheiterte an dem festen Entschlusse, ein engelreines Leben zu führen. Mit ausnehmender Artigkeit brachte er bald diese, bald jene Entschuldigung vor, und wenn er bei vorkommenden Gelegenheiten derartige Einladungen voraussah, so machte er am liebsten ganz allein einen Spaziergang ins Freie, oder besuchte irgend ein nahe gelegenes Kloster oder Heiligtum. Als er eines Tages auf diese Weise den Zudringlichkeiten seiner Jugendgenossen entflohen war, nahte sich ihm der schlaue Versucher, wie ehemals dem Gottmenschen und flüsterte ihm folgende Gedanken ein, wie er es selbst in der Folge bekannte: „Du glaubst wohl, es sei verdienstlicher und heilsamer für deine Seele, daß du dich von den Belustigungen und dem Verkehr mit deinesgleichen zurückziehst, aber ich sage dir, daß du bei Gott weit größere Gnaden und weit höheres Verdienst erwerben könntest, wenn du mit deinen Freunden verkehrtest. Du hättest in dem Falle mehr Gelegenheit, gegen die Versuchungen und Gefahren der Seele zu kämpfen, und ein solches Leben des Kampfes ist vor Gott von unvergleichlich größerem Verdienste, als das, welches du gegenwärtig führst und ferner zu führen gedenkest. Täusche dich ja nicht, du kannst auf keine andere Weise Gnade von Gott erlangen, als durch mutigen Kampf gegen die arglistigen Versuchungen des bösen Feindes. Und dazu hast du ganz gewiß bei weitem mehr Gelegenheit in lustiger Gesellschaft, bei Spiel und Tanz; da leiste den Versuchungen vollkommen Widerstand, und du wirst, glaube mir, von Gott reichlichere Gnade empfangen. Übrigens hat dein Benehmen den Anschein von Stolz und Geringschätzung anderer. Du giebst Ärgernis durch dein hochmütiges Wesen; siehst du nicht, daß man über dich murren wird, als über einen Sonderling? Und wenn du zu schwach bist, im ehelosen Stande den unreinen Versuchungen zu widerstehen, wie wirst du dann deine Seele retten? Glaubst du einer von jenen Heiligen zu sein, die Gott in seiner Güte rein und jungfräulich erhält? Das ist eben dein großer Stolz, daß du durch menschliche Kraft die

* Man vergesse nicht, daß hier von frommen, gottesfürchtigen Seelen die Rede ist; denn die Sünder pflegt allerdings der gute Engel, wie ebenfalls der hl. Ignatius bemerkt, vom Bösen abzuschrecken und sie durch Erregung von Gewissensbissen aus ihrem gefährlichen Schlummer aufzuwecken, während hingegen der böse Feind sie zu beruhigen und noch mehr einzuschläfern sucht.

Jungfräulichkeit bewahren zu können gedenkest, und zwar gegen Gottes Anordnung, welcher den Ehestand eingesetzt hat. Du bist verpflichtet, dich zu verehelichen, deine edle Abkunft fordert das unbedingt von dir. Was willst du gegen den Strom schwimmen?" Bisher hatte Ambrosius, ohne Arges zu vermuten, den Einflüsterungen des Versuchers aufmerksames Ohr geliehen. Als nun aber dieser ermutigt fortfuhr, und ihm endlich auch das, was unleugbar Sünde ist, als etwas Erlaubtes darstellte, so erschrak der fromme Jüngling, bezeichnete sich im Namen der hl. Dreieinigkeit mit dem Kreuzzeichen, und sieh, der höllische Ratgeber verließ ihn. Die schlauen Worte des Versuchers hatten indessen doch einen tiefen Eindruck gemacht: der Gedanke, es möchte doch Stolz und Vermessenheit sein, im jungfräulichen Stande leben zu wollen, beunruhigte ihn geraume Zeit. Der Diener Gottes hörte aber nicht auf, zu beten und zu kämpfen. Endlich erschien ihm sein guter Engel im Traume und rief ihm zu: „Ambrosius, verachte die Worte des Versuchers, bleibe getreu deinem Vorhaben, Gott wird dir beistehen." Nun kehrten Ruhe und Friede wieder in sein Herz ein, und der Gedanke, sich ganz Gott zu weihen, verließ ihn nicht mehr. — So müssen wir stets wachen, daß der böse Feind den guten Samen, nämlich die guten Gedanken und frommen Entschlüsse, die von Gott herrühren, nicht aus unsern Herzen nehme. (Luk. 8, 12.)

75) In Frankreich, wo bekanntlich der Materialismus, der das Dasein geistiger Wesen, mithin auch der menschlichen Seele leugnet, schon im vorigen Jahrhunderte und auch im gegenwärtigen viel Unheil stiftete und selbst die öffentlichen Lehrstühle einnahm, wurde vor einigen Jahren ein Notar vor das Kriminalgericht gezogen, der sich dreier schwerer Verbrechen schuldig gemacht hatte. Nach dreitägiger gerichtlicher Verhandlung wurde der Angeklagte zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt. Als er den richterlichen Spruch vernahm, schrie er: „Warum bin ich nicht zum Tode verurteilt? Ich verlange denselben als eine Wohlthat." Im nämlichen Augenblicke zog er ein Messer hervor und suchte sich zu erdolchen. Die Umstehenden konnten ihn jedoch schnell genug ergreifen, um die schaudervolle That zu verhindern. Darauf erklärte der Unglückliche mit tiefbewegter Stimme: „Ich klage diejenigen an, welche meine Jugend gebildet; die irreligiösen Lehren, welche ich von ihnen erhalten, sind schuld an meinen Verbrechen." — Am Vorabende seiner Abführung nach Toulon schrieb er noch an einen seiner Freunde einen langen Brief, aus welchem wir folgende Stelle entnehmen: „Dir, den ich ehedem meinen Freund nennen durfte, will ich es sagen, vor der ganzen Welt möchte ich es ausrufen: Die schlechten Lehren haben mich ins Verderben gestürzt. Ich hatte, wie du es weißt, einen geraden Sinn; in meinen ersten Jahren liebte und übte ich die Tugend. Und wie bin ich das geworden, was ich nun bin? O, möchte die Antwort, die ich zu geben habe, das Herz meiner nun so tiefgebeugten Mutter nicht mit noch herberm Gram erfüllen! . . . Der Tag meines Eintrittes in die Lehranstalt, welcher ich angewiesen wurde, war der Entscheidungstag für mein Verderben. Könnte ich doch allen Eltern mit mächtiger Stimme zurufen: Zittert! gebet wohl acht, daß ihr eure Kinder dem Verderben nicht übergebet. Untersuchet und prüfet den Boden. Trauet nie dem äußern Anscheine; denn vor Gott habt ihr für eure Kinder Rechenschaft abzulegen . . . Alles in einer schlechten Lehranstalt trägt zur Verführung und Entsittlichung bei; ein Engel sogar würde verderbt werden. . . Welches Herz kann da widerstehen? Und dennoch habe

ich lange gekämpft, heimlich geweint; endlich erlag ich. . . . Viele, ich weiß es, kommen nicht so weit auf der Lasterbahn, wie ich. Manche verlassen diese Anstalten und verbleiben in den Augen der Gesellschaft rechtschaffene Menschen; sie sind es aber nur dem Äußern nach. Welcher von allen diesen Zöglingen, der sich streng an die Lehre seiner Meister hält, würde nicht auch in vorkommendem Falle das thun, was ich gethan habe? Er stehe auf, lege die Hand aufs Herz und antworte! — Man lehrte uns: die Religion sei schuld an allen Übeln der Menschheit . . . ihre Glaubenssätze seien lächerlich, ihre Sittenlehre erniedrigend, ihr Gottesdienst leere Zerrbilder . . . die Hölle sei ein Märchen, ein Schreckding für Kinder, die Geistigkeit und Unsterblichkeit der Seele seien unzeitige Fragen. Dies alles habe ich nach und nach auf das Wort meiner Lehrer geglaubt; nach diesem Glauben habe ich gehandelt. Mein ganzes Verbrechen besteht darin, daß ich die Grundsätze der mir aufgedrungenen Lehrer aufgenommen und befolgt habe. Und nun bin ich der Strenge des Gesetzes anheimgefallen! . . . Als der Gerichtspräsident das Wort Unsterblichkeit der Seele aussprach, fragte ich ihn, ob dies nicht eine „unzeitige Frage" sei. Und als derselbe es wagte, mir von der ewigen Gerechtigkeit eines strafenden Gottes zu reden, fragte ich ihn, ob er glaube, mich durch ein „Märchen" einzuschüchtern. Er blieb stumm. Ich wurde verurteilt; das Urteil ist und bleibt gesprochen. Der Schüler muß durch lebenslängliche Schmach und Strafe büßen, daß er seinen Lehrern Glauben geschenkt hat. . . . Aber ich rufe meine Verführer vor den Richterstuhl des ewigen Gottes, den ihre Trugschlüsse nicht vernichten, und der einst einem jeden nach seinen Werken vergelten wird. Ewiger Fluch laste auf allen . . . die sich ein Spiel daraus machen, durch Worte und Schriften der Jugend Geist und Herz zu verderben!"

76) Der gräßliche Tod Voltaires ist bekannt, der von Mirabeau ist bereits erzählt worden. Es genüge hier das nicht minder schauderhafte Ende des Collot von Herbois anzuführen, der sich in der französischen Revolution durch Blutdurst und Grausamkeit vor andern bemerkbar machte. Collot von Herbois gehörte als Schauspieler und Komödiendichter zu den damaligen starken Geistern, die Gott und die Unsterblichkeit leugneten und folglich im Menschen nicht viel mehr sahen als ein Tier, auf welches man nach Belieben Jagd machen dürfe. Im Jahre 1793 wurde Collot nach Lyon gesandt, woselbst er Tausende von Unschuldigen durch die Hand des Henkers oder durch Kartätschen hinmorden ließ. Allein die strafende Hand der göttlichen Gerechtigkeit traf auch ihn nach kurzer Frist. Am 2. März 1795 wurde er verhaftet und im April desselben Jahres nach Cayenne, einer französischen Kolonie im südamerikanischen Guyana, in die Verbannung abgeführt. Daselbst angelangt, wurde Collot nicht nur von den Weißen, sondern auch von den Schwarzen äußerst verabscheut. Letztere pflegten ihn nur den Henker der Religion und der Menschen zu nennen. In seinem Elende schrie er zuweilen: „Ich bin bestraft; die gänzliche Verlassenheit, worin ich mich befinde, ist eine Hölle." Mittlerweile befiel ihn ein hitziges Fieber und verzehrte seine Kräfte zusehends. In seinem Schmerze rief er wiederholt Gott um Hilfe an. Ein Soldat, den er hatte verführen wollen, Gott zu verleugnen, fragte ihn jetzt, warum er einige Monate früher über den Schöpfer gespottet habe. „Ach, mein Freund!" antwortete er ihm, „mein Mund belog mein Herz." Darauf schrie er wieder: „Mein Gott, mein

Gott! kann ich noch Verzeihung meiner Verbrechen hoffen? Schicket mir einen Tröster, schicket mir jemanden, der mich von der fürchterlichen Glut, die mein Inneres verzehrt, befreie." Sein Todeskampf war so schrecklich anzusehen, daß man genötigt war, den Sterbenden in ein abgelegenes Zimmer bringen zu lassen. Während man einen Priester herbeiholte, verschied der Unglückliche unter furchtbaren Zuckungen. Die Neger begruben ihn nur zur Hälfte; sein Leichnam wurde von wilden Tieren gefressen.

77) Wie freudig und getrost fromme Christen dem Tode entgegengehen, sehen wir in folgenden Beispielen, an welche sich unzählbare anreihen ließen. — Zu Synope am schwarzen Meer lebte im dritten Jahrhunderte ein gar frommer Christ, seines Gewerbes ein Gärtner, der **Phokas** hieß. Sein kleines Häuschen, das vor dem Stadtthore an der großen Straße lag, stand jederzeit offen, und wer hineintrat, den empfing und bewirtete er als einen lieben Gast. Durch diese auffallende Gastfreundlichkeit hatte Phokas eine Art Berühmtheit bekommen. Als daher die Christenverfolgung unter Diokletian mit jedem Tage an Heftigkeit zunahm, und der gottselige Mann seinen Glauben durch seine Werke verriet, so wurde er als ein höchst gefährlicher Jünger Christi angegeben, der unerschöpflich in Ratschlägen sei, um seine Glaubensbrüder zu verbergen, zu retten, zu kräftigen und den Göttern ihre Anbeter zu entziehen. Alsbald wurden ein paar Schergen nach Synope abgeschickt, welche den Gärtner Phokas aufsuchen und ihm ohne weiteres das Leben nehmen sollten. Phokas stand abends vor seiner Thüre und schaute die Straße hinauf und hinab nach Fremden, die er etwa beherbergen könnte. Da gewahrte er in der Ferne jene Schergen, die er als fremde Reisende erkannte, eilte ihnen entgegen und ersuchte sie, Einkehr bei ihm zu nehmen. Die Männer waren sehr froh, traten bei ihm ein, Phokas bewirtete sie aufs beste. Bei der Abendmahlzeit wurde man gegenseitig gesprächig, und der edle Wirt fragte seine Gäste, ob sie etwa ein Geschäft nach Synope führe, wobei er ihnen behilflich sein könne. O ja, sagten sie, er könne ihnen sehr behilflich sein, und zum Danke für seine Gastfreundschaft wollten sie ihm die Absicht anvertrauen, welche sie nach Synope geführt habe; nur müßte er das Geheimnis strenge bewahren. Sie wären ausgesendet, einen gewissen Gärtner Phokas zu fangen und zu strafen für seine Feindseligkeit gegen die Götter und die Kaiser, und er möge doch seine Gastfreundschaft damit krönen, daß er ihnen helfe, dieses schädlichen Menschen habhaft zu werden. Der gottselige Mann hörte mit unerschüttertem Herzen diese Rede an, verriet weder Schrecken noch Verlegenheit, noch Furcht, noch Ungewißheit, dachte auch nicht im mindesten daran, heimlich die Flucht zu ergreifen oder sich zu verbergen, und sagte ruhig: „In dieser Sache kann ich euch allerdings behilflich sein, da ich den Mann kenne und ihn leicht auffinden werde. Ihr werdet nicht lange zu warten und euch gar nicht zu bemühen brauchen; morgen schon bringe ich ihn zu euch. Ruhet nur diese Nacht friedlich in meinem armen Hause." Hierauf sprach er nicht weiter von dieser Angelegenheit, sondern fuhr fort, seine Mörder mit größter Freundlichkeit zu bedienen. Dann bereitete er ihnen das Nachtlager, und als sie schliefen, sorgte er auch für sich, nämlich für sein Grab, und alles was zum Begräbnis erforderlich war. Am nächsten Morgen kam er zu ihnen und sprach: „Der Phokas ist da. Ihr könnt ihn ergreifen, wenn es euch gefällt." Ungemein erfreut, so schnell und leicht zum Ziele gelangt zu sein,

fragten sie, wo der Mann sei? „Nicht ferne, er steht vor euch. Ich selbst bin Phokas der Gärtner. Vollbringet nur euren Auftrag, ich bin bereit.“ Da wunderten sich die Schergen, und als sie der liebreichen Aufnahme bei solcher Armut gedachten, erstarrten sie fast über seine Worte. Und noch mehr, als er ihnen starkmütig zusprach und sie aufforderte, ihn zu töten, wie es ihnen befohlen sei. Sie zauderten noch immer; er aber versicherte, daß er den Tod für seinen Glauben nicht fürchte und sagte, dieser Mord sei ihnen nicht zur Last zu legen, sondern denjenigen, die ihn befohlen hätten. Nun begingen sie die rohe That und schlugen ihrem liebevollen Wirt das Haupt ab. (Martyrer von Hahn-Hahn, S. 414 u. ff.)

Als die hl. Katharina von Genua sich dem Tode nahe fühlte, ließ sie die Fenster ihres Krankenzimmers öffnen, um den schönen, blauen Himmel anzuschauen, der sich bald ihrer reinen Seele erschließen sollte. Nun flehte sie inbrünstig und voll Sehnsucht: „Komm bald, Schöpfer, heiliger Geist, und suche das Herz deiner Dienerin heim!“ Lange Zeit war ihr Auge unverwandt gen Himmel gerichtet, ihr Angesicht glänzte und verkündigte die Freude ihres Herzens. Endlich rief sie wiederholt aus: „Wohlan, lasset uns hingehen, lasset uns hingehen in die Nähe unseres Geliebten! Nun nicht mehr Erde, nun nicht mehr Sünde, nun nicht mehr Angst und Tod, sondern ewiges Leben in Jesus Christus, dem Gekreuzigten!“ Schon konnte sie nicht mehr sprechen, kaum mehr Atem holen, aber ein äußerst liebliches Lächeln war über ihr ganzes Antlitz ausgegossen. Sie zeigte mit dem Finger bedeutungsvoll aufwärts, als wollte sie sagen: Jetzt geht es zum Festmahle des Bräutigams, jetzt geht es zum Heilande, dem Geliebten meines Herzens. Und in demselben Augenblicke schied ihre Seele vom Leibe, um an dem Herzen ihres Erlösers auszuruhen. (Nach Hungaris Anekdotenschatz.)

Der selige Petrus Klaver, mit dem Beinamen des Apostels der Negersklaven, hegte eine so feste Zuversicht, daß der Abschied von diesem Leben bloß der Hintritt in ein besseres Leben sei, daß er kurz vor seinem Ende lächelnd zu einem seiner Ordensbrüder sprach: „Lieber Bruder, ich werde nun diese Welt verlassen, was für Aufträge hast du mir für jene andere Welt mitzugeben?“ Und als ihn der Ordensbruder tiefgerührt bat, er möchte das Ordenshaus und die Stadt (Karthagena) Gott empfehlen, so gab ihm jener sein Wort darauf. Was nach dem Tode des Seligen an dessen sterblicher Hülle vorging, offenbarte deutlich, daß seine Zuversicht keineswegs eine Täuschung gewesen. Sein durch unerhörte Bußwerke und Strengheiten ganz abgezehrter Leib erblühte frischer als je im Leben, sein Angesicht war lieblich und schön, von mildem Glanze seliger Andacht gleichsam verklärt, seine Hände und Füße waren vollkommen weich und gelenkig, und ein süßer Wohlgeruch, der selbst die Seelen der Anwesenden durchdrang und erquickte, verbreitete sich im ganzen Gemache. (Aus der Lebensgeschichte des Seligen.)

78) „Ist unsere Seele sterblich, so sind wir wie das Vieh hierher gesetzt, Futter zu suchen und zu sterben; so ist ein Staat freier, denkender Wesen nichts mehr, als eine Herde vernunftlosen Viehes, und dieses Wundergeschöpf, der Mensch, der Hoffnung der Unsterblichkeit beraubt, — ich entsetze mich, ihn in dieser Niedrigkeit zu betrachten — ist das elendeste Tier auf Erden, das zu seinem Unglücke über seinen Zustand nachdenken, den Tod fürchten und verzweifeln muß.“ So spricht Moses Mendelssohn, ein jüdischer Schriftsteller

neuerer Zeit, in seinem bekannten Phädon. Wie beschämend ist das nicht für so manche Christen, die sich alle erdenkliche Mühe geben, sich selbst und ihresgleichen zu beschwatzen, daß sie „das elendeste Tier auf Erden" seien!

79) Wenn man den Menschen mit den Augen solcher betrachtet, die da sagen, die Seele sei ein leeres Wort, oder sie sei nur jener Teil des Körpers, welcher denkt, und wenn man dieser (materialistischen) Anschauung gemäß den Wert des Menschen bloß nach der äußern Gestalt, nach der Festigkeit des Körperbaues, nach der Kraft der Arme und dergl. bemißt, so ist die notwendige Folge davon, daß man denselben nicht viel höher, ja sehr oft minder schätzt, als das unvernünftige Tier, und ihn so behandelt, wie man sich schämen würde, ein solches zu behandeln. — Daß es Menschen giebt, die bewußt oder unbewußt einer derartigen Ansicht huldigen, beweist nur zu klar der auch heutzutage noch nicht völlig beseitigte Sklavenhandel. Um der Grausamkeit nicht zu gedenken, womit man namentlich an den Küsten Afrikas auf die armen Neger Jagd macht und sie der Freiheit und ihrer Heimat beraubt; wer entsetzt sich nicht beim bloßen Gedanken an den kläglichen Zustand derselben bei ihrer Überfahrt nach Westindien und an das traurige Los, das ihrer daselbst harret? Die Unglücklichen werden mit Gewalt an Bord gebracht und durcheinander und übereinander auf den finstern Schiffsboden gepackt. Da liegen sie ohne Bett, ohne Kleidung und fast ohne jede menschliche Nahrung, mit schweren Ketten belastet, im Unrat gleichsam begraben. Dies alles, verbunden mit der glühenden Hitze dieser Himmelsstriche, hat für die beklagenswerten Opfer der Unmenschlichkeit grausenhafte Krankheiten, Wunden und Geschwüre zur Folge. Der pestilenzialische Geruch macht den Aufenthalt in diesen irdischen Höllenräumen vollends unausstehlich. Darum geraten viele dieser Unglücklichen in Verzweiflung, viele ziehen es vor, Hungers zu sterben, als ein so qualvolles Leben durch Nahrung, die man den Hunden vorzuwerfen pflegt, zu fristen. — Am Orte der Bestimmung angelangt, werden die armen Schwarzen wie das Vieh zu Markte getrieben und an den Meistbietenden verhandelt. Und nun beginnen wieder neue Leiden. Mit der Peitsche in der Hand oder mit spitzigen Stacheln zur Arbeit gejagt, von Hunger und Durst gequält, von grausamen Aufsehern auf das empfindlichste und entehrendste mißhandelt, bringen sie den Tag im Dienste ihrer Herren, die Nacht in einer Art von Kerker zu, die nur zu lebhaft an die Schiffsräume bei der Überfahrt erinnern. Befällt die Sklaven eine Krankheit, oder macht sie das Alter zur Arbeit unfähig, so werden sie häufig mit Schlägen und Verwünschungen verstoßen und so hilf- und obdachlos dem Tod in die Arme geworfen. Wo möglich noch größer als die leibliche Not dieser unglücklichsten der Menschen ist das geistliche Elend, worin sie schmachten. Von Natur beschränkten, trägen und ungelehrigen Geistes, versumpfen sie in Unwissenheit und Roheit, suchen eine Entschädigung für ihre täglichen Leiden und Beschwerden in der rücksichtslosen Befriedigung aller, auch der niedrigsten Leidenschaften. Sie werden allmählich das, wofür man sie hält und als was man sie behandelt, sie werden Tiere. Der Funke Vernunft, den sie noch behalten, dient nur dazu, ihnen den Weg zu Abgründen der Entartung zu zeigen, welche dem vernunftlosen Tiere ewig unbekannt bleiben. Und wenn auch zuweilen ein besseres Gefühl sich in ihrem Innern regt, wenn die göttliche Gnade sie auf etwas Höheres, auf Gott, auf Religion, auf ein ewiges Leben

jenseits aufmerksam macht, so tritt nicht selten ihrem Bestreben, dieses Höhere kennen zu lernen, die Habgier ihrer Herren entgegen, welche es ihnen fast unmöglich macht, sich über die Wahrheiten des Heiles unterrichten zu lassen. — Das war ehedem und ist zum Teil jetzt noch das Los der armen Negersklaven. Das würde überhaupt das Los der dienenden Klasse der menschlichen Gesellschaft sein, wenn die Grundsätze des Materialismus im Leben herrschend würden.

Wie ganz anders handeln diejenigen, welche den Menschen im Lichte des Glaubens betrachten, und darum in demselben, wie unansehnlich er auch sein mag, das unsterbliche Ebenbild Gottes, den Preis des Blutes Jesu Christi, des Gottmenschen, das Kind Gottes, den berufenen Erben des Himmelreiches erkennen? Diese ganz verschiedene Weise, den Menschen zu betrachten und infolge dessen zu behandeln, stellt uns das bewunderungswürdige Beispiel des schon erwähnten seligen Petrus Klaver, der sich zu Karthagena, dem Mittelpunkt des westindischen Sklavenhandels, 36 Jahre lang dem Dienste der unglücklichen Negersklaven weihte, auf das bestimmteste und lebhafteste vor Augen. — Petrus Klaver, aus einer altadeligen Familie in Katalonien geboren, trat im Jahre 1602 in die Gesellschaft Jesu und wurde sieben Jahre später von seinen Vorgesetzten auf wiederholtes, inständiges Bitten als Missionär nach Indien gesandt. Eine großmütige Liebe zu Jesus, dem Gekreuzigten, bewirkte, daß er sich daselbst mit entschiedener Vorliebe zu den Negersklaven hingezogen fühlte. Die göttliche Vorsehung, welche den sel. Klaver zum Heilsboten und Erretter dieser unglücklichen, von aller Welt verachteten Menschen auserſehen hatte, versetzte ihn mittelst einer ausdrücklichen Weisung der Ordensobern nach Karthagena, woselbst alljährlich viele Tausende von Negern anlangten und verkauft wurden. Da entwickelte Klaver eine Liebe und Aufopferung für die armen Schwarzen, die in der That ans Wunderbare grenzte. — So oft ein mit Sklaven befrachtetes Schiff in den Hafen einlief, begab sich der eifrige Missionär sogleich an Bord, um seine zukünftigen Pfleglinge zu bewillkommen. Daselbst empfing er die von den Beschwerden der Reise abgezehrten, oft gänzlich verunstalteten Ankömmlinge mit so herzlicher Freude, mit so warmer, väterlicher Liebe, daß sich auch die Roheſten und Unmenschlichsten aus ihnen auf der Stelle zu ihm hingezogen fühlten. Nach der ersten Begrüßung teilte er Backwerk, frische und eingemachte Früchte und andere Leckerbissen unter sie aus, reichte ihnen Getränke zur Erquickung und gewann so vollends ihr unbedingtes Vertrauen. Nachdem Klaver die armen Neger, die keines derartigen Empfanges gewärtig waren, für sich eingenommen hatte, trachtete er dieselben für Gott zu gewinnen. Zuerst taufte er diejenigen, welche während der Überfahrt zur Welt gekommen, besuchte sodann die schwer Erkrankten, um sie zur Taufe vorzubereiten; an alle richtete er Worte der Aufmunterung, und beim Weggehen gab er ihnen aufs neue Beweise der Liebe und Zärtlichkeit.

Am Tage der Ausschiffung harrte er ihrer am Ufer, reichte ihnen die Hand beim Aussteigen aus dem Boote, nahm die Kranken auf die Arme und lud sie auf kleine Wagen, die er zu diesem Zwecke in Bereitschaft hielt, begleitete sie dann zur Herberge, empfahl sie angelegentlich der Sorge und dem Wohlwollen ihrer Herren, und versprach recht bald wiederzukommen. Und das alles that der liebevolle Missionär mit so unzweideutigen Zeichen aufrichtiger Freund-

schaft und auf so ungekünstelte Weise, daß alle Zuschauer darüber entzückt und voller Bewunderung waren. — Nachher begann er die unwissenden und nicht selten fast zum Verzweifeln stumpfsinnigen Schwarzen in den Heilswahrheiten zu unterrichten. Nichts konnte ihn von diesem beschwerlichen Werke eines Apostels abhalten, weder die geringe Fassungskraft seiner Zöglinge, noch die denselben angeborne Unreinlichkeit, noch ihre Roheiten und Unarten, noch die Beschimpfungen und Scheltworte von Seite der habsüchtigen Herren, die es ungern sahen, daß die Neger in ihren Freistunden dem Missionar Gehör schenkten. Klaver war aber nicht zufrieden, seine lieben Schwarzen zu Christen zu machen; er wollte gute, tugendhafte Christen aus ihnen machen. Darum besuchte er auch die bereits hinlänglich Unterrichteten und Getauften Tag für Tag, tröstete die Betrübten, steuerte durch reichliche Almosen, die er selber für sie erbettelte, ihren vielfältigen Bedürfnissen, stimmte ihre harten Herzen durch Bitten und Beschwörungen zur Menschlichkeit und Milde, führte die dem Dienst Entlaufenen wieder zur Herrschaft zurück, bat für sie um Verzeihung und Schonung.

Desgleichen verschaffte er den Kranken Linderung und Heilmittel. Die Spitäler, wo die blinden, krüppelhaften und unheilbaren Neger verpflegt wurden, waren sein Lieblingsaufenthalt. Er heilte daselbst nicht bloß die Seelenwunden der armen Kranken durch Spendung des hl. Bußsakramentes, sondern trug auch zur Heilung ihrer leiblichen Wunden und Geschwüre nach Kräften bei, indem er dieselben reinigte, auswusch und mit Sorgfalt wieder verband. Bei solchen Anlässen übte der Diener Gottes so heldenmütige Selbstüberwindungen, daß unsere in gewisser Beziehung gar fein empfindende Zeit nicht einmal die Bezeichnung, geschweige denn die Beschreibung derselben verträgt.

An Sonn- und Festtagen führte Klaver seine Negerchristen zur Kirche, bereitete ihnen Bänke zum Sitzen und legte Strohmatten auf dem feuchten Boden hin, damit sie sich nicht erkälteten. Als die Spanier, namentlich einige vornehme Damen sich hierüber beschwerten, weil ihnen die der Negerrace eigentümliche, sehr widerliche Ausdünstung lästig fiel, so gab er eben so bescheiden, als entschieden zur Antwort: „Diese armen Leute sind Christen und als solche verpflichtet, die hl. Messe zu hören.“ Und dabei verblieb es; niemand wagte es fürder, eine Klage laut werden zu lassen. Nach allem dem ist es leicht zu begreifen, daß Klaver bei den Negersklaven des größten Ansehens genoß. In der That machten seine Liebe, seine Bitten, Mahnungen und Drohungen einen solchen Eindruck auf diese rohen Menschen, daß es ihm gelang, mehrern Hunderttausenden die heil. Taufe zu erteilen, und auch die Ungelehrigsten in ganz andere Menschen umzuwandeln, sie zu einer großen Reinheit des Herzens und des Wandels zu führen. — Klaver verließ seine lieben Neger selbst nach ihrem Hinscheiden nicht Er beweinte die Verstorbenen, wie ein zärtlicher Vater seine Kinder, sammelte Almosen, um ihnen ein anständiges christliches Begräbnis zu verschaffen, brachte das hl. Meßopfer für sie dar, besuchte alsdann die Eltern und Verwandten der Hingeschiedenen, tröstete dieselben und weinte mit den Weinenden. — Unter solchen Anstrengungen und Opfern der Liebe zu diesen in den Augen der Welt so verächtlichen Menschen flossen 36 Jahre dahin. Eine stets zunehmende Entkräftung, die Klaver sich im Dienste der Pestkranken zugezogen hatte, machte seinem liebe- und segensvollen

Wirken ein Ende. (Aus der Lebensbeschreibung des seligen Petrus Klaver.)

Auch in unsern Tagen giebt es edle Seelen, die den Menschen im Geiste dieses hl. Missionars betrachten und behandeln. Ja, es giebt deren viele, nicht bloß in den frommen Ordensgenossenschaften, deren Mitglieder ihr ganzes Leben dem Dienste der armen und leidenden Menschheit weihen, sondern auch im weltlichen Stande, selbst in den höhern und höchsten Kreisen der Gesellschaft. Wir können nicht umhin, hier insbesondere des schönen Beispiels der verstorbenen edlen Gräfin v. Stolberg, geb. v. Spee, gebührende Erwähnung zu thun. Diese edle Frau, in der Gegend von Westheim in Westfalen weit und breit als Mutter der Armen bekannt und verehrt, kannte kein größeres Vergnügen, keine liebere Erholung, als den Besuch armer Kranken. . . . Einem tröstenden Engel gleich, trat sie an ihr Schmerzenslager, brachte Heilmittel und milde Gaben mit und stärkte die Leidenden durch gläubig fromme Worte der Ermunterung. Auf einem dieser Lieblingsbesuche traf sie eine Kranke an, die von einem zum Entsetzen ekelhaften Krebsschaden zerfressen, von jedermann verlassen dahinschmachtete. Tiefgerührt von dem schmerzvollen Zustand der armen Frau, bestellte sie eine zuverlässige Wärterin und beauftragte dieselbe, gegen reichliche Vergeltung die Kranke zu pflegen. Nach einiger Zeit kam dieselbe zur Gräfin, um ihr zu melden, es sei ihr schlechterdings unmöglich, ferner diese Kranke zu bedienen; der bloße Geruch oder vielmehr der Anblick des grausigen Schadens sei ihr unerträglich. „Gnädige Frau," fügte die Wärterin bei, „wenn Sie mir täglich viel Geld geben, so könnte ich es länger nicht aushalten." Die Gräfin erwiderte mit großer Ruhe und Freundlichkeit: „Es ist gut, mein Kind, ich werde dafür sorgen, daß jemand anders sie verpflege." — Von nun an besuchte die Gräfin selbst die Kranke mehrmals, verweilte oft Stunden lang bei ihr, reinigte und verband die schauderhafte Wunde, leistete ihr mit der Liebe und Sorgfalt der zärtlichsten Mutter alle erdenklichen Dienste und verließ dieselbe nicht, bis der Tod dem Leiden der armen Frau ein Ende machte.

80) Besonders merkwürdig ist es, daß die berühmtesten der heidnischen Philosophen, um die Unsterblichkeit der Seele und die Vergeltung in einem andern Leben zu beweisen, sich auf den Glauben der ältesten Zeit berufen. „Für diesen Glauben," sagt Cicero,*) „spricht das ganze Altertum, welches, je näher es dem Ursprunge und der göttlichen Abstammung war, um so besser vielleicht die Wahrheit schaute." Dasselbe bezeugt Aristoteles**) mit den Worten: „Es ist dieses ein seit uralter Zeit bei uns fortlebender Glaube, dessen Entstehung man ebensowenig kennt, als den, der ihn veranlaßt hat, der aber von unvordenklicher Zeit her fortwährend sich erhalten hat." Auch Plato spricht in seinen Schriften bekanntermaßen denselben Gedanken aus. — Die Heiden der Neuzeit, die sogenannten Freidenker, teilen vielfach dieselbe Ansicht. Einer der Berüchtigtsten (Bolingbroke) gesteht ein, „die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele und einem zukünftigen Zustande der Belohnung oder Strafe verliere sich im grauen Altertume, sie gehe allem voraus, was wir mit Bestimmtheit wissen, und der Glaube daran habe im Geiste der ältesten

---

*) Quaest. Tusc. 1. 12.

**) De anima apud Plutarch. consolatio ad Apoll. 27.

und bekannten Völker bereits die tiefsten Wurzeln gefaßt." Die Sagen der verschiedenen Nationen finden sich in den „Traditionen des Menschengeschlechtes" gesammelt von Lüken §§ 89 u. 90. Hier möge nur folgendes auffallende Zeugnis für den Glauben der neuen Welt eine Stelle finden. Als Columbus (so berichten spanische Geschichtschreiber) auf der Insel Kuba am Strande des Meeres eine Messe lesen ließ, trat ein Kazike herzu, und nach Beendigung derselben hielt er mit lauter Stimme folgende Rede an ihn: „Du bist in diese Länder gekommen, welche du nie gesehen hattest, mit solcher Macht, daß sie uns alle in Furcht setzt. Vernimm aber doch, daß in jener Welt, wie wir gar wohl wissen, zweierlei Orte sind, dahin die Seelen gehen müssen. Einer ist sehr fürchterlich und voll Finsternis; dieser ist das Erbteil der Bösen. Der andere ist gut und lustig, und daselbst ruhen die Liebhaber des Friedens und der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechtes. Glaubst du nun, daß du sterben mußt, glaubst du, es werde das Gute und Böse, was du gethan, dir wiedervergolten werden, so hoffe ich, du werdest diejenigen, welche dich nicht beleidigt haben, auch nicht beleidigen."

81) Hier dürfte die Bemerkung eines ausgezeichneten Asceten (Rogacci, vom einen Notwendigen) ihre Anwendung finden, daß uns nämlich alle Güter noch einmal so angenehm sind, wenn auch wir zu deren Erwerb etwas beigetragen haben. Ein Jäger z. B. hat mehr Freude an einem Eber, den er selbst erlegt hat, als wenn er ihm bloß zum Geschenke gemacht würde. Darum machen sich auch zuweilen Väter und Mütter den Scherz und versprechen ihren Kindern einen Apfel oder eine andere Frucht unter der Bedingung, daß sie ihnen denselben aus der Hand entwinden, und ergötzen sich dann an den eifrigen Bemühungen der Kleinen und an der Freude und dem Genusse, womit dieselben nachher die eroberte Frucht verzehren: eine Freude, die weit größer ist, als wenn ihnen der Erwerb gar keine Mühe gekostet hätte.

82) Dieses erhabene, Maria so liebe Vorrecht der unbefleckten Empfängnis soll jeden Verehrer der Himmelskönigin mächtig antreiben, sein Herz von der Sünde überhaupt und insbesondere von jeder Unlauterkeit des Leibes und der Seele frei zu bewahren. Wie könnte auch wohl ein sündbeflecktes, unreines Herz der allerreinsten, unbefleckten Mutter gefallen? Das Herz des Kindes Mariens soll ein heller Wiederschein ihres jungfräulichen Mutterherzens sein. Aber wie eine gute Mutter, die selbst viel auf Anstand und Reinlichkeit hält, sich keineswegs damit begnügt, von ihrem Kinde zu verlangen, daß es sein schönstes Festkleid rein bewahre; wie sie ihren Liebling an der Hand führt, ja ihn auf den Arm nimmt, wo er Gefahr läuft, sich zu beschmutzen: so und unendlich mehr ist Maria für ihre Kinder besorgt, die ihr göttlicher Sohn in der hl. Taufe mit dem Kleide der Unschuld angethan und geschmückt hat. Wir dürfen daher in allen Versuchungen mit voller Zuversicht auf ihre Hilfe und ihren mütterlichen Beistand rechnen, wenn wir anders nicht versäumen, zu ihr unsere Zuflucht zu nehmen. — Besonders wirksam wird unser Flehen sein, wenn wir nach dem Beispiele vieler Heiligen Maria als die unbefleckt Empfangene anrufen, z. B. durch das fromme, allbekannte Gebetlein: „Durch Deine heiligste Jungfrauschaft und unbefleckte Empfängnis, o reinste Jungfrau Maria, bewahre mein Herz und meinen Leib rein und unbefleckt vor aller Sünde, im Namen des Vaters und des 2c."

Ein anderes wirksames Mittel, uns den besondern Schutz Mariens zu erwerben, ist das andächtige Tragen und Verehren der Medaille von der unbefleckten Empfängnis. Der Himmel selbst hat uns, nach glaubwürdigen Berichten, in jüngster Zeit dieses Mittel an die Hand gegeben und empfohlen. Im Jahre 1830 sah nämlich zu Paris eine fromme Novizin vom Orden der barmherzigen Schwestern im Gebete ein wunderbares Bild, welches die hl. Jungfrau Maria so darstellte, wie man sie unter dem Titel der unbefleckten Empfängniß darzustellen pflegt. Den ausgestreckten Händen der Himmelskönigin entströmten Lichtstrahlen von unbeschreiblichem Glanze. In demselben Augenblicke hörte die Betende eine Stimme, welche ihr sagte: „Diese Strahlen sind das Zeichen der Gnade, welche Maria den Menschen erbittet." Rund um das Bild stand folgende Anrufung in goldenen Buchstaben: „O Maria! ohne Sünde empfangen, bitte für uns, die wir unsere Zuflucht zu Dir nehmen." Bald darauf wendete sich das Bild, und auf der Rückseite bemerkte die Schwester den Buchstaben M., aus dessen Mitte sich ein Kreuz erhob, und darunter die heiligsten Herzen Jesu und Mariä. Nachdem sie dies alles genau betrachtet hatte, rief ihr neuerdings eine geheimnisvolle Stimme zu: „Nach diesem Muster soll eine Medaille geprägt werden, und die Personen, welche dieselbe tragen, nachdem sie kirchlich geweiht ist, und mit Andacht jenes kurze Gebet sprechen, werden sich eines besondern Schutzes der Mutter Gottes zu erfreuen haben." Da diese Erscheinung zum zweiten und dritten Male sich wiederholte, so wurde der Hochwürdigste Erzbischof davon in Kenntnis gesetzt. Dieser gestattete sofort die Prägung der bezeichneten Medaille, und bald darauf geschahen mittelst derselben verschiedene wunderbare Heilungen und Bekehrungen. (Aus einem Schreiben des Direktors der barmherzigen Schwestern von Paris.)

Man bilde sich aber nicht ein, als reiche es hin, eine solche Medaille zu tragen, um ohne weiteres des Sieges über die Versuchungen gewiß zu sein. Dieses äußere Zeichen, wodurch wir uns als besondere Verehrer der unbefleckten Gottesgebärerin bekennen, mahnt uns vielmehr an die Pflicht, mit einem Mute und einer Ausdauer zu kämpfen, wie es sich für ein Kind der unbefleckten Mutter geziemt. Es muntert uns besonders auf, alles zum Opfer zu bringen und zu beseitigen, was der Versuchung Vorschub leisten könnte, wie da sind schlüpfrige Bilder, schlechte Bücher und andere derartige Zündstoffe der Begierlichkeit. – Als Beispiel solcher Opferwilligkeit mag folgender Zug dienen. Ein junger Mensch las auf einer Seefahrt in der Umgegend von Genua eines jener Bücher, die das Verderben unseres Jahrhunderts ausmachen. Dabei rief er wiederholt aus: „O das ist ein herrliches Buch, das Buch macht mir unendliches Vergnügen; ich möchte es für nichts in der Welt missen!" Nach einem derartigen Gefühlsergusse wandte er sich zu einem Ordensgeistlichen, der sich auf demselben Schiffe befand, reichte ihm das Buch und sprach: „Herr Pater, sehen Sie es einmal an, ich bin versichert, es wird Ihnen gefallen." Der Ordensmann nahm das Buch, blätterte einen Augenblick darin und gab es wieder zurück mit den Worten: „Ich kenne nun schon den Inhalt davon. Das Buch ist nicht nach meinem Geschmacke. Der bloße Hauch solcher Schriften ist ansteckend; erlauben Sie, daß ich so bleibe, wie ich bin." Das machte den Jüngling betroffen und nachdenkend. Der Ordensmann, der dieses bemerkte, fuhr fort, in liebreichem Tone das Unglück so

vieler junger Leute zu beklagen, die durch Lesung schlechter Bücher verleitet, sich vom Strome der Leidenschaften hinreißen lassen. Er verglich dieselbe mit dem verlornen Sohne im Evangelium und zeigte in der Geschichte dieses jungen Verschwenders das treffende Bild eines von den sinnlichen Lüsten verführten und verdorbenen jungen Herzens. Das war gerade die Geschichte unseres jungen Romanlesers. „O des thörichten Handels," rief sodann der Ordensmann mit feierlichem Ernste aus, „o des thörichten Handels, wodurch ein Christ seine Seele der Leidenschaft überläßt! Er giebt alles, und empfängt nichts. Doch wohl! er empfängt ein Unterpfand der Hölle, denn nichts ist dem Zustande der Verdammten ähnlicher, als der einer Seele, die der Tyrannei ihrer Leidenschaften preisgegeben ist. . . . Wenn sie doch wenigstens zur allerseligsten Jungfrau ihre Zuflucht nähme." — „Ach," unterbrach ihn der Jüngling seufzend, „ich liebte Maria ehemals so sehr! In dem Kollegium, wo ich studirte, hatte man mir es so sehr ans Herz gelegt, die Gottesmutter treu und fleißig zu verehren. Ich hatte sogar eine Zeitlang ihr Skapulier getragen. Aber ich habe alles daran gegeben und mich sogar geschämt, ihr anzugehören. Wie sollte ich noch hoffen können, je wieder ihre Huld zu erwerben?" „Allerdings dürfen Sie dieses hoffen," erwiderte der Ordensmann, „und es wird Ihnen sogar ein Leichtes sein, in die Freundschaft der allerseligsten Jungfrau zurückzukehren. Bringen Sie ihr ein Opfer mit dem Buche, das Ihrem Herzen so teuer ist!" — „Versichern Sie mir wohl, daß ihr dieses angenehm sein werde, und daß sie wieder meine Mutter sein will?" — „Ja, mein Freund, ich versichere Sie dessen." — „Nun hier ist es," erwiderte der Jüngling, „machen Sie damit, was Sie wollen!" „Nein," entgegnete der Geistliche, „ich will Ihnen das Verdienst nicht rauben, das Opfer selbst auf den Altar zu legen." Als aber der Jüngling darauf bestand, daß andere Hände als die seinigen der reinsten Himmelskönigin dieses Opfer darbringen sollten, so rissen beide das Buch entzwei, und jeder warf den Teil davon, den er angefaßt hatte, ins Meer. Dieses dem äußern Anscheine noch so geringe Opfer ward für den Jüngling eine Quelle himmlischer Gnadengaben. In sein Vaterland zurückgekehrt, änderte er sein Leben, trennte sich von seinen falschen Freunden, entsagte seinem Vermögen, verließ seine Familie und trat in einen geistlichen Orden, dem er bis an das Ende seines Lebens zur Zierde und Erbauung gereichte. (Debussi, Maimonat.)

Wundern wir uns nicht, daß so viele Heilige die Andacht zur unbefleckten Gottesmutter so hochschätzten, so eifrig verbreiteten, so dringend empfahlen! Sie wußten aus Erfahrung, wie überschwenglich die Gnadenströme sind, welche diese Andacht in jegliches Herz leitet, das von ihr belebt und durchdrungen ist. Wundern wir uns auch nicht über die Freude, welche die ganze Kirche empfand und so glänzend an den Tag legte, als die Lehre von der unbefleckten Empfängnis zum Glaubenssatz erhoben wurde, und so die Andacht der Christgläubigen einen neuen mächtigen Zuwachs erhielt! Die heil. Kirche sah und sieht darin ein Heilmittel gegen das Gift der Unsittlichkeit, das in unsern Tagen aus tausend Federn fließt, von tausend Lippen träufelt, in tausend verblümten Bechern dargeboten, und von Jung und Alt mit fieberhafter Lust getrunken wird.

83) Die hl. Teresia spricht sich hierüber in ihrem Leben (2. Hauptstück) folgendermaßen aus: „Hätte ich Vätern und Müttern guten Rat zu erteilen, so würde ich ihnen besonders empfehlen,

niemals zu gestatten, daß ihre minderjährigen Kinder mit andern Personen verkehren, als mit solchen, die ihnen zum Fortgang im Guten förderlich sein können. Nichts thut mehr not, als eben das; denn wir sind von Natur mehr zum Bösen als zum Guten geneigt. Ich weiß es aus eigener Erfahrung: die guten Beispiele einer meiner Schwestern, die sehr bescheiden und fromm war, nützten mir weniger, als mir die schlimmen Eigenschaften einer meiner Verwandten schadeten."

84) Wenn der Mensch durch die hl. Taufe wieder in das rechte Verhältnis zu Gott eintritt und durch ein hl. Leben gleichsam in den Zustand der ursprünglichen Unschuld zurückkehrt, so gefällt es Gott zuweilen, demselben jene höhere, durch die Sünde eingebüßte Herrschaft über die Geschöpfe, namentlich über Tiere, wenigstens teilweise zurückzugeben. Die zumeist von Zeitgenossen verfaßten Lebensbeschreibungen der Altväter in der Wüste sind voll der merkwürdigsten Beispiele, wie selbst die wildesten Tiere ihrem Befehl und Winke gehorchten. — Sulpitius und Kassianus hatten einst einen Einsiedler der ägyptischen Wüste besucht. Der Altvater führte seine Gäste zu einigen entfernten Palmbäumen, und da sie darunter einen Löwen trafen, so gerieten sie in nicht geringen Schrecken. Der Einsiedler aber trat furchtlos zum Baume hin, pflückte ein Hand voll Früchte und hielt sie dem Tiere hin, das sie aus der Hand fraß und dann ruhig davon ging. — Der nachmalige Abt Johannes hatte von seinem Obern den Befehl erhalten, eine Löwin zu fangen, die den Einsiedlern den Weg zur Kirche unsicher und beschwerlich machte. Johannes nahm einen Strick und ging nach dem einsamen Kirchlein. Die Löwin ließ nicht auf sich warten; doch statt den Diener Gottes anzufallen, floh sie vor ihm. Johannes eilte ihr nach und rief: „Steh still! Mein Vater hat es befohlen, ich soll dich einfangen." Und sieh! das wilde grimmige Tier bleibt stehen und läßt sich binden. Mit grenzenlosem Erstaunen sah der Abt spät am Abend seinen Jünger daher kommen und die Löwin am Stricke führen. Um seinen hochbegnadigten Jünger in Demut zu erhalten, ließ er ihn sehr hart an und sprach zu ihm: „Thörichter Mensch! wie kannst du uns das wilde Tier da herbringen?" Sogleich löste Johannes die Löwin vom Stricke ab, und sie floh ihrer Wildnis zu. — Vom Altvater Helenus wird erzählt, wie er einst ausgegangen sei, die Brüder in der Wüste zu besuchen und einige Lebensmittel mit auf den Weg genommen habe. Da ihm aber unterwegs die Last zu schwer wurde, und er von ferne einige scheue Waldesel sah, so rief er einen herbei, belud ihn mit seiner Last, setzte sich selbst oben auf und ritt so zu den Zellen, die er heimsuchte. Ähnliches wird vom hl. Korbinian und vom hl. Norbert, Bischof von Magdeburg, berichtet.

Von mehreren Heiligen wird erzählt, daß sie mit den Tieren, vorzüglich mit den Vögeln, in einem so vertraulichen Verkehr lebten, wie dies beim Menschen im Paradiese der Fall gewesen sein mag.

Als der hl. Franz von Assisi nach Alvianum kam, wo er das Volk auf der Straße versammelte und ihm zu predigen begann, waren die Schwalben auf den Dächern umher mit ihrem Gezwitscher so laut, daß man den Heiligen kaum zu hören vermochte. Da sprach er zu ihnen: „Schwestern, ihr Schwalben da oben, ihr habt nun sattsam geredet; es ist Zeit, daß auch ich zu Wort komme; darum höret schweigend das Wort Gottes an, bis es beendigt ist!" Als ob sie ihn verstanden hätten, schwiegen alle still und rührten sich nicht.

— Bei Greccia brachte ihm ein Bruder einen lebendigen jungen Hasen, der eben in der Schlinge gefangen worden war. Der Heilige hatte Mitleiden mit dem armen Gefangenen und sprach zu ihm: „Bruder Häschen, komm zu mir, wie hast du dich von der Schlinge berücken lassen?" Als der Ordensbruder hierauf das Tier an die Erde setzte, daß es nach Belieben entfliehen möchte, sprang es am Heiligen hinauf und verbarg sich in seinem Busen. Er aber hegte es dort, liebkoste und pflegte es mit Zärtlichkeit; sodann sprach er ihm zu, sich fortan nicht mehr fangen zu lassen, und setzte es wieder auf die Erde, damit es nach Belieben weggehe. Aber so oft er den Versuch wiederholte, immer kehrte das Häschen an den Busen des Heiligen zurück, so daß er sich endlich genötigt fand, dasselbe von den Brüdern tief in den Wald hineintragen zu lassen.

Ähnliche Züge finden sich im Leben des hl. Joseph von Cupertino. Wenn er zuweilen im Garten betete oder betrachtete, so umflatterten ihn die Vögelein singend und spielend ohne das geringste Mißtrauen; und wenn er ihnen dann etwa zurief: „Singet, ihr Vögelein, singet recht lustig, habt keine Furcht, daß es mich verdrieße!" dann erhoben sie ihre Stimmen noch mehr und sangen noch lieblicher.

Zur hl. Rosa von Lima kam in dem letzten Jahre ihres Lebens die ganze Fasten hindurch ein kleines Vögelchen mit wunderlieblicher Stimme. Bei Sonnenuntergang setzte es sich auf einen nahen Baum, dort gleichsam das Zeichen zur Anhebung des Wechselgesanges erwartend. Wenn Rosa ihres abendlichen Sängers ansichtig wurde, rüstete sie sich gleichfalls, das Lob Gottes zu beginnen, und forderte das Vögelchen in einem Liede, das sie eigens dafür gedichtet, zu einem Wettgesang heraus:

Heb' an, o liebe Nachtigall,
Singe süße Liebesweise u. s. w.

Sogleich begann auch das Vögelchen mit holder, leiser Stimme seinen Schlag, stieg immer höher und höher, wirbelte dann eine Zeitlang in den höchsten Tönen und ließ endlich schweigend die Jungfrau wieder an die Reihe kommen. So wechselten beide in Gottes Lobe, und das nicht etwa nur gelegentlich und zufällig, sondern eine ganze Stunde lang in solcher Ordnung, daß, wenn der Vogel sang, Rosa sich nicht rührte, und umgekehrt, wenn diese den Sang begonnen, der Vogel, aufmerksam zuhorchend, nicht einmal zwitscherte. (Ähnliches wird von manchen andern Heiligen erzählt. Man sehe die Mystik von Görres, das Exempelbuch von Herbst Tl. 1, die Väter der Wüste von Hahn-Hahn S. 117. 361 rc.)

85) Blanka, die fromme Mutter Ludwigs des Heiligen, Königs von Frankreich, wiederholte ihrem Sohne, als er noch minderjährig war, beinahe täglich die merkwürdigen Worte: „Erinnere dich stets, mein Sohn, daß es in der Welt kein Unglück geben kann, als bloß die Sünde — und lieber wollte ich dich jetzt gleich, so sehr ich dich auch mit aller Zärtlichkeit eines Mutterherzens liebe, tot auf der Bahre liegen sehen, als je erfahren müssen, daß du in dieses Unglück gefallen seiest." (Stolberg, Religionsgeschichte Bd. 23.) — Auf ganz ähnliche Weise drückte sich die Schwester des seligen Petrus Forrerius ihrem einzigen Sohne gegenüber aus. „Mein Kind," pflegte sie zu sagen, „weit lieber wollt' ich dich entseelt vor meinen Augen erblicken, als deine Seele durch eine Todsünde geschändet wissen. Das beherzige wohl, damit deine Mutter vor Schmerz über den Tod

deiner Seele nicht sterbe!" (Aus dem Leben des sel. Petr. Forrer.) — So pflegte auch in unserer Zeit die Fürstin Katharina Odeskalchi ihre Kinder von der Sünde abzumahnen, indem sie zu ihnen sprach: „Meine Kinder! leichter ertrüg' ich's, euch tot zu meinen Füßen sinken zu sehen, als fürchten zu müssen, ihr wäret aus der Gnade Gottes gefallen." (Historisch-pol. Blätter. Bd. 32. S. 318.)

86) Wir lesen in den Berichten der Missionäre, welche in Peru den christlichen Glauben predigten, ein sehr auffallendes, vollkommen bewährtes Beispiel. Beim peruanischen Stamme der Varais, wo Vielweiberei und gräuliche Ausschweifung Sitte war, trafen die Missionäre einen fünfzigjährigen Mann, welcher nach wohlverbürgter Aussage seiner Stammgenossen und nach eigenem Geständnisse von Jugend auf ein jungfräuliches Leben geführt hatte. Als man ihn befragte, ob er denn niemals Anfechtung sinnlicher Lust verspürt habe, gab er zur Antwort: „Ja freilich habe ich deren verspürt und zwar viele und heftige; allein ich habe dieselben kräftig überwunden, weil ich die feste Überzeugung hegte, das ehelose, keusche Leben sei Gott, dem Urheber und Herrn aller Dinge, wohlgefällig, und das höchste Wesen sei durchaus würdig, daß der Mensch, was seinen Sinnen schmeichelt, jenem aber zuwider ist, freudig zum Opfer bringe." — Es steht übrigens dieser Zug nicht vereinzelt da. Auch unter den wilden, allen Lüsten frönenden Brasilianern fand sich ein vornehmer heidnischer Jüngling, der von zarter Kindheit an seinen Landsleuten das bewunderungswürdige Beispiel jungfräulicher Reinigkeit gegeben hatte, und deshalb von ihnen als ein höheres, vom Himmel stammendes Wesen angestaunt wurde. Als derselbe die Nachricht erhielt, es werde an der Meeresküste die Religion des Himmels gepredigt, so kam er, durch einen geheimnisvollen innern Drang dazu vermocht, zu den Missionären, um sich in der wahren Religion unterrichten zu lassen. Sein reines Herz war empfänglich für die heiligen Lehren des Christentums, er empfing bald die Taufe und starb, nachdem er kurze Zeit unter den Christen gelebt hatte, voll Freude über seine baldige Vereinigung mit Christus, eines seligen Todes. (Geschichte der Gesellschaft Jesu von Sachino, Tl. 5. Bch 9. n. 366 u. Bch. 5. n. 191.) — Diese tugendhaften, keuschen Heiden lebten nun allerdings nach der Ankunft Christi; allein sie hatten die Lehre Jesu noch nicht vernommen, die Gnadenmittel der hl. Kirche waren ihnen noch nicht gespendet worden. Nichts desto weniger führten sie mittelst der Gnade des Erlösers einen unbefleckten Wandel und dies mitten unter Völkern, welche dem schändlichsten Götzendienste und allen Lastern ergeben waren. Was könnte uns also hindern anzunehmen, daß es auch in der Mitte des vorchristlichen Heidentums solche gab, die da mittelst der Gnaden, welche sie in Ansehung der Verdienste des zukünftigen Erlösers erhielten, ein frommes gottwohlgefälliges Leben führten? (S. Augustin von der Stadt Gottes, Bch. 18. Hpst. 47.)

87) Der hl. Einsiedler Antonius, welcher bekanntlich von den Anfechtungen der bösen Geister viel zu leiden hatte, gab auf dem Sterbebette seinen Jüngern folgende hierauf bezügliche Mahnung: „Ihr kennet die verschiedenartigen Nachstellungen der Höllengeister; ihr waret Zeugen von ihren ungestümen Anfällen. Seufzet nur „Jesus", präget diesen Namen tief in eure Herzen ein, durch den festen und kindlichen Glauben an denselben werdet ihr die ganze Hölle verjagen." (Leben des Heiligen, vom hl. Athanasius beschrieben.)

88) Der hl. Ephräm hatte mit einem gottseligen Jüngling Namens Julian innige Freundschaft geschlossen. Einst bemerkte er, daß die Bücher seines jungen Freundes in üblem Stande und gar viele Worte darin ausgelöscht seien; besonders aber war dies der Fall beim heiligsten Namen Jesus. Da fragte ihn Ephräm, was denn dieses zu bedeuten hätte, und Julian antwortete: „Ich kann dir nichts verhehlen. Für mich giebt es auf Erden keinen süßern und lieblichern Namen, als den hl. Namen Jesus. Es ist dies ja der Name meines Erlösers, der uns alle so unaussprechlich geliebt hat. So oft ich nun dieser unendlichen Liebe gedenke, muß ich Thränen der Gegenliebe und des Dankes weinen; gedenke ich aber meiner Sünden, so fällt mir sogleich jene Sünderin ein, die sich dem göttlichen Heilande näherte, seine Füße mit ihren Thränen benetzte und sie dann mit ihrem Haare trocknete; und ich kann mich der Thränen nicht enthalten. So oft daher meinem Blicke der hl. Name Jesus begegnet, quillt aus meinem Augen entweder die Thräne des Dankes oder der Reue; und darum findest du diesen Namen in meinen Büchern so sehr verwischt und ausgelöscht." (Stolbergs Religionsgeschichte.)

89) Die ehrwürdige Mutter Agnes von Jesu aus dem Dominikanerorden, deren Seligsprechungsprozeß schon im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts soweit vorgeschritten war, daß Pius VII. „die Heldenmütigkeit ihrer Tugenden" aussprach, hatte sich in ihren frühsten Jahren Jesus zum Herrn ihrer Seele und ihres Leibes und zu ihrem steten Begleiter erkoren. Infolge dieser himmlischen Verlobung führte sie ein äußerst zurückgezogenes und unschuldiges Leben. In ihrem zwanzigsten Jahre befiel sie eine überaus schmerzliche Krankheit, die Monate lang andauerte. Im Verlauf derselben vernahm man keine Klage aus ihrem Munde; sie suchte aber und fand in den unausstehlichen Schmerzen darin Linderung, daß sie auf das Kruzifix hinblickte und mit zärtlicher Liebe und Hingebung wiederholt ausrief: „O mein Gott, o mein süßer und liebenswürdiger Jesus! sei tausend- und tausendmal gepriesen." (Aus Hungari's Anekdotenschatz.) Sollten wir diese Worte nicht auch unserm Herzen und Gedächtnisse einprägen, um uns derselben in Leiden und Schmerzen als eines ebenso wirksamen als verdienstlichen Linderungsmittels zu bedienen?

90) Das Beispiel der vierzig Märtyrer von Sebaste soll uns lehren, wie wir unter der Fahne Jesu Christi standhaft bis in den Tod kämpfen sollen. Glückselig diejenigen, welche bis ans Ende verharren! aber weh dem Christen, der mitten auf der Siegesbahn sich umwendet und treulos in das Heerlager des Fürsten der Finsternis überläuft! Er vertauscht die herrliche Krone, die bereits seiner harrete, gegen die schmachvollen Banden ewiger Knechtschaft. — Als Agricolus, Statthalter von Sebaste in Armenien, dem Kriegsheere den Befehl des Kaisers Licinius, den Göttern zu opfern, öffentlich bekannt machte, standen vierzig Krieger, alle in der Blüte der Jahre, ausgezeichnet durch körperliche Vorzüge und persönliche Tapferkeit, wie ein Mann auf und sprachen: „Sieh, ich bin ein Christ." Der Statthalter, über dieses unerwartete Bekenntnis ganz betroffen, redete ihnen zu, sie möchten doch nicht ihr jugendliches Leben mit einem frühzeitigen Tode vertauschen. Es wäre ja ganz widersinnig, daß Krieger und Helden, wie sie, gleich Verbrechern umkommen sollten. Dann versprach er ihnen Ehrenstellen, Würden, Reichtümer, denen er dann auch Drohungen gegenüberstellte. Die vierzig Märtyrer blieben für

diese so unempfindlich, wie für jene, und lehnten mit großer Ruhe seine Anerbietung ab: „Ich nehme keine Ehre an, aus welcher mir Schmach erwächst. Ich verschmähe Gaben, die mir Verderben bringen. Gieb mir Gold, das immer währt, und Ehre, die ewig blüht. . . . Was verheißest du uns Kleinigkeiten dieser Welt, die du groß nennest, da wir die ganze Welt verschmähen? . . . Nur um eine Herrlichkeit bin ich besorgt, und die ist im Himmel, und nur um eine Pein, und die ist in der Hölle. . . . Es stehen Männer hier, die keine Furcht kennen, und die sich nicht leicht erschüttern lassen, weil sie kein Verlangen nach dem Leben dieser Zeit tragen. Wir sind bereit, um des Glaubens und der Liebe Gottes willen uns auf jede Weise peinigen und töten zu lassen." — Mit dieser kühnen Freiheit sprachen die Helden Christi zum Statthalter, der zur Wut gereizt, zuerst ihren Mund mit Steinen zerschlagen ließ und dann bei sich selbst überlegte, wie er ihnen den Tod am bittersten machen könnte. Es war eben eine entsetzliche Winterkälte, starker Frost lag auf der ganzen Natur, dickes Eis auf Flüssen und Seen; ein schneidender Nordwind brauste über die asiatischen Steppen. Der Statthalter wartete eine bitterkalte Nacht ab und befahl dann den vierzig Märtyrern, auf einem zugefrornen See vor den Mauern von Sebaste unter freiem Himmel und jeder Kleidung beraubt zu übernachten. Im Wachthause am Ufer ließ er ein laues Bad und Erquickungen aller Art für diejenigen in Bereitschaft halten, welche sich nicht standhaft erweisen und sich entschließen würden, den Göttern Opfer zu bringen. Froh und kühn wie zum Siege eilten die vierzig Helden zur Todesmarter und ermunterten sich untereinander, den Siegespreis ewiger Glorie zu erringen. „Was ist es Großes," sprachen sie, „wenn der Knecht leidet, was der Herr gelitten hat? Rauh ist die Winternacht, aber lieblich das Paradies, die kalte Finsternis vertauschen wir mit dem ewigen glückseligen Lichte." — „Wie viele Waffengenossen fielen in Schlachten aus Treue gegen einen sterblichen König: und wir sollten unser Leben nicht hinopfern aus Treue gegen den wahren Gott?" — „Da wir doch einmal sterben müssen, so wollen wir gern sterben, um zu leben." — Mit diesen und ähnlichen Reden ermahnten sie sich gegenseitig, um mit tapferer, heilig kriegerischer Gesinnung die Nachtwache zu halten, auf welche ein ewiger Tag folgen sollte. In dieser lebendigen Hoffnung erfreuten sie sich und verlachten die Grausamkeit des Feindes. Wohl stockte ihr Blut, wohl zogen ihre Adern sich krampfhaft zusammen, wohl drang ein schneidender Schmerz tief und tiefer in ihr Mark, wohl starben ihre äußeren Glieder nach und nach ab; sie beharrten in einem Gebete: „Vierzig haben den Kampfplatz betreten; laß, o Herr, alle Vierzig als Sieger gekrönt werden, und es fehle nicht einer bei dem himmlischen Siegesfeste."

Es stand aber der wachthabende Offizier wohlbeschützt und gewärmt in dem Wachthause, um den Ausgang der Sache zu erwarten; er erwog bei sich selbst, welch eine ungeheure Standhaftigkeit dazu gehöre, stehenden Fußes auf dem Eise sich totfrieren zu lassen, wenn ein ganz leichtes Mittel zur Rettung in der Nähe sei, und konnte sich einer großen Bewunderung dieser Helden nicht erwehren. Da ward er einer lieblichen Erscheinung gewürdigt. Ein großes Licht senkte sich vom Himmel herab und trug himmlische Boten, welche wie Gesandte eines Königs Kronen an die tapfern Krieger verteilten, aber nur an neununddreißig. Einen ließen sie unbegabt, als ob er diese hohe Ehre nicht verdiene. Und während der Offizier nachsann,

welche Bedeutung diese Übergehung wohl habe, sah er zu seinem größten Erstaunen jenen einzigen, der leer ausgegangen war, seinen Posten auf dem See verlassen und im schnellsten Laufe dem Wachthause zurennen. Dort angelangt begehrt er nichts, als sich zu erwärmen und stürzt sich in das warme Bad. Mit tiefem Schmerze sahen die Neununddreißig diesem „Waffenbruder nach, der aus der Schlacht des Glaubens floh, diesem Überläufer aus dem Heere Christi in das Feldlager Belials; sie vereinigten sich für ihn im heißen Gebete. Und ganz vergeblich fiel dieser Unglückliche ab, kaum berührte sein erstarrter Körper das warme Wasser, so traf ihn der Tod. Dieses zweite Schauspiel, ebenso außerordentlich als das erste, machte einen solchen Eindruck auf den wachthabenden Officier, daß er seine Kleider von sich warf, das Wachthaus verließ und mit dem freudigen Rufe: „Ich bin ein Christ!" zu den Märtyrern auf den See eilte, deren Trauer sich nun in Frohlocken verwandelte. Er ward mit den übrigen Neununddreißig in den Himmel berufen.

Als die lange Winternacht vorüber war, hatten auch die tapfern Helden ihre Marter überstanden und lagen entseelt oder in ohnmächtiger Erstarrung auf dem Eise. Nur einer von ihnen, Melithon, ein Jüngling von ungewöhnlicher Schönheit und Körperkraft, lebte noch. Am Ufer ward ein Scheiterhaufen errichtet, welcher all die Helden aufnehmen sollte; und dann sollte das Eis aufgehauen und ihre Asche ins Wasser geschüttet werden. Es kamen die Schergen, luden die Körper auf Karren und brachten sie zum Scheiterhaufen; jenen schönen starken Jüngling aber, der noch atmete, ließen sie zurück und warfen ihm einen Mantel über, hoffend, daß er in diesem hinfälligen Zustande zum Abfall sich bequemen werde. Viele Christen waren zugegen, unter ihnen auch die Mutter des Jünglings. Was that sie? — Diese echte Mutter eines Märtyrers eilte zu ihrem Sohne, hob ihn auf mit eigenen Händen und trug ihn in ihren eigenen Armen dem Karren nach. Ehe sie denselben erreichte, verschied Melithon. Da legte sie ihn zu den Übrigen auf den Scheiterhaufen und sprach, ohne sich trostlos zu zeigen oder Thränen des Schmerzes zu vergießen: „O mein geliebter Sohn! vollende mit deinen Gefährten die glückselige Reise, damit du nicht der einzige seiest, der in ihren Reihen fehle, und der später als die übrigen dem Herrn vorgestellt werde." Und so gingen sie alle hinüber die hl. Vierzig und bildeten eine Siegestrophäe des Glaubens an unsern Herrn Jesus Christus, den König der Märtyrer. (Die Märtyrer v. Ida Gräfin Hahn-Hahn. S. 456 ff.)

91) Um die Mitte des vierten Jahrhunderts ließ Julian der Abtrünnige an die Juden die Einladung ergehen, den Tempel von Jerusalem wieder herzustellen. Den Juden, welche schon unter Hadrian und Konstantin den Wiederbau ihres Heiligtums vergeblich versucht hatten, war dieser aufmunternde Wink sehr willkommen. Von allen Seiten, selbst aus den entferntesten Weltgegenden strömten sie deshalb nach Jerusalem. Julians gleichgesinnter Freund Alypius sollte das Unternehmen leiten, der Statthalter der Provinz ihm beistehen, und ungeheure Geldsummen wurden zur Verfügung gestellt. Mit erstaunlichem Eifer wurde das Werk in Angriff genommen, Baumaterial in großer Menge herbeigeschafft, die Fundamente gegraben. Nach dem Zeugnis des hl. Gregor von Nazianz beteiligten sich selbst die Frauen dabei. Nicht zufrieden, all ihr Geschmeide zur Förderung des Baues den Arbeitern einzuhändigen, legten sie selbst Hand an und trugen in ihren Schößen den Schutt heraus, der die Fundamente des frühern

Tempels bedeckte. Nun aber streckte der Allmächtige seine Hand aus, um die frevelhafte Herausforderung zurückzuweisen und den Plan der Gottlosigkeit zu vereiteln. Heftige Windstöße zerstreuten die Baumaterialien; Blitze zerschmetterten die Werkzeuge und Maschinen, ein Erdbeben schleuderte die Steine, welche noch in dem alten Fundamente geblieben waren, heraus und warf die nahestehenden Gebäude zu Boden. An den Kleidern der Anwesenden zeigten sich Kreuze,* und in der Nacht erschien auch am Himmel ein strahlendes, von einem Kranze umgebenes Kreuz. Den Ausschlag aber gaben die Feuerflammen, welche aus dem Grunde hervorbrechend viele Arbeiter töteten, andere verstümmelten und durch ihre wiederholten Ausbrüche endlich Juden und Heiden zwangen, das begonnene Werk aufzugeben.

Diese wunderbare Vereitelung des Tempelbaues bezeugen sowohl die ältern Geschichtsschreiber, wie Theodoret, Sokrates, Sozomenus, Rufinus und andere, als auch die gleichzeitigen Kirchenväter Ambrosius, Chrysostomus, Gregor von Nazianz, die in öffentlichen Reden davon ausführliche Meldung thaten. Letzterer fährt in seiner zweiten Rede gegen Julian nach lebhafter Darstellung dieser Begebenheit folgendermaßen fort: „Noch heutigen Tages können diejenigen, welche Zeugen dieses Wunders waren oder davon erzählen hörten, die Kleider vorweisen, denen sich das Kreuzeszeichen eindrückte.“ Auch der Geschichtsschreiber Sozomenus (Kirchengesch. Bch. 5. 22.) schließt die Erzählung dieses wunderbaren Ereignisses mit der Bemerkung: „Sollte dieses jemand unglaublich finden, so mag er sich an die wenden, welche die Kunde davon durch Augenzeugen gewonnen haben und noch am Leben sind; er mag sich überführen lassen durch die Juden und Heiden, welche den Bau unvollendet gelassen haben, oder vielmehr denselben gar nicht beginnen konnten.“ — Selbst der einsichtsvolle und wahrheitsliebende Heide Ammianus Marzellinus, ein Zeitgenosse und Freund des Julian, legt für diese Begebenheit ein vollgültiges Zeugnis ab. Derselbe schreibt (Bch. 23. K. 1.): „Während Alypius, vom Statthalter unterstützt, die Arbeiten eifrigst betrieb, brachen wiederholt furchtbare Feuerkugeln schußweise aus den Fundamenten hervor, versengten etlichemal die Arbeiter und machten die Baustelle unzugänglich; infolge dieser immer wiederkehrenden Feuerausbrüche geriet das begonnene Werk ins Stocken.“

92) Dieser Gedanke findet sich in genialer Weise durchgeführt in einem Gespräche Napoleons I. mit General Bertrand auf der Insel Helena, das im Jahre 1841 von General Montholon veröffentlicht wurde. — „Jesus will die Liebe der Menschen,“ sagte Napoleon, „er will das Herz, verlangt es durchaus; und es gelingt ihm unverzüglich. Das ist mir ein Beweis seiner Gottheit. Alexander, Cäsar, Hannibal, Ludwig XIV. scheiterten daran mit all ihrem Genie. Sie eroberten die Welt und konnten nicht dazu gelangen, einen Freund zu haben . . . Christus hingegen spricht, und sofort schließen sich die Geschlechter der Menschen ihm an; das Band, das sie mit ihm verknüpft, ist inniger und fester, als das des Blutes, heiliger und mächtiger, als irgend eines. Er entzündet die Flamme einer Liebe, die unsere Selbstliebe auslöscht und jede andere Liebe aufwiegt. Wie sollte man nicht an diesem Wunder seines Willens das Wort

---

* Nach Theodoret (Hist. eccles. III. c. 15.) waren diese Kreuze schwärzlich, nach Sokrates (Hist. eccles. III. c. 17.) des Nachts flimmernd, wie eingewoben, unaustilgbar.

erkennen, das die Welt erschaffen hat? — Die Stifter anderer Religionen haben von einer solchen erhabenen und innigen Liebe, die das Wesen des Christentums ausmacht, nicht einmal den Begriff gehabt. Und sie durften sich auch wohl hüten, gegen einen Felsen zu rennen; denn in einem solchen Geschäfte, nämlich sich Liebe zu gewinnen, trägt der Mensch in seinem Innern das tiefe Gefühl seiner Ohnmacht. Darum ist unstreitig das größte Wunder Christi das Reich der Liebe . . . Alle, die wahrhaft an ihn glauben, fühlen diese bewunderungswürdige Liebe, — eine für die Vernunft unerklärliche und für die Kräfte des Menschen unmögliche Erscheinung, ein heiliges Feuer, dessen Kraft und Dauer von der Zeit, dieser großen Zerstörerin, weder geschwächt, noch beschränkt werden kann. Und ich, Napoleon, bewundere dies um so mehr, weil ich selber oft darauf bedacht war. Es beweist mir dieses vollends die Gottheit Jesu."

„Ich habe zwar viele Tausende entflammt, daß sie für mich starben. (Damit will ich durchaus keinen Vergleich anstellen zwischen der todesmutigen Begeisterung eines Soldaten und der christlichen Liebe; Gott behüte mich davor!) Aber es bedurfte jederzeit meiner Gegenwart, meines Blickes, meiner Stimme. Ein Wort von mir begeisterte die Herzen. Ja, ich besitze das Geheimnis dieser Zauberkraft; und doch habe ich nicht das Geheimnis, in denselben meine Liebe und meinen Namen zu verewigen. . . . Jetzt wo ich auf St. Helena bin, jetzt, wo ich allein hier weile, festgebannt an einen Felsen . . . Wo sind meine Freunde? — So ist das Schicksal der großen Männer, so war auch das eines Cäsar und Alexander! Man vergißt uns! . . . Ludwig der Vierzehnte war kaum verblichen, und schon vernachlässigten ihn seine Höflinge, verspotteten ihn vielleicht gar. Er war nicht mehr ihr Herr, er war eine Leiche, ein Sarg, ein Grab und der Schauder einer herannahenden Auflösung. Noch einen Augenblick, und dasselbe Los trifft auch mich. Ich sterbe vor der Zeit, und mein Leichnam wird ebenfalls der Erde übergeben, um da die Speise der Würmer zu werden. Das ist das nahe Schicksal des großen Napoleon! — Welch eine Kluft liegt zwischen meinem tiefen Elende und der ewigen Herrschaft Christi, der auf der ganzen Welt gepredigt, geliebt und angebetet wird und noch immer lebt! — Ja, der Tod Christi ist der Tod eines Gottes!" (Nicolas, Philosophische Studien über das Christentum. Bd. 4. Kap. 2.)

93) Die Geschichte der christlichen Kirche berichtet uns viele herrliche Züge von großmütigen Bekennern und Blutzeugen der Gottheit Jesu Christi. Kaiser Valens, der arianischen Kirche eifrigst zugethan, verbot den Katholiken auf das strengste jegliche Ausübung ihrer Religion. Diese achteten nicht auf das ungerechte Verbot und hielten nach wie vor die gewohnten gottesdienstlichen Zusammenkünfte. Da befahl der Kaiser, dem dieses hinterbracht wurde, den Versammlungsort mit Soldaten zu umringen und alle, die sich darin befänden, ohne Gnade zu ermorden. Ein kaiserlicher Präfekt, den dieser grausame Befehl höchlich empörte, benachrichtigte die Katholiken von der drohenden Gefahr. Allein weit entfernt, sich dadurch von dem Besuche der Kirche abschrecken zu lassen, strömten dieselben scharenweise dahin und freuten sich herzlich über die erwünschte Gelegenheit, für den Glauben an die Gottheit Jesu ihr Blut vergießen zu können. Als demnach der Präfekt mit seiner Mannschaft nach der Kirche zog, um den kaiserlichen Befehl zu vollstrecken, traf er eine junge Frau an, die ihr Kind an der Hand führte und mit sichtlicher Hast ihre

Schritte beschleunigte. — Wohin so eilig? fragte sie der Präfekt. Zur Kirche, war die Antwort. Was denkst du doch? erwiderte jener freundlich und mitleidig, ist dir denn der Befehl des Kaisers nicht bekannt? Wohl ist er mir bekannt, sprach sie; und eben darum eile ich so sehr mit meinem einzigen Kinde, damit auch uns das Glück zu teil werde, für den Glauben an die Gottheit Jesu, des eingebornen Sohnes Gottes, unser Leben hinzugeben. Der Präfekt, erstaunt über diesen Heldenmut, kehrte mit seiner Schar um, ging zum Kaiser und berichtete ihm, was er gesehen und gehört hatte. Dieser bewunderte die Glaubensfestigkeit der Katholiken, verließ die Stadt und beunruhigte dieselben ferner nicht mehr.

Besonders häufig waren die heldenmütigen Blutzeugnisse für die Gottheit Christi unter den grausamen, der arianischen Irrlehre verkauften Vandalenkönigen Genserich und Hunnerich. Unter der Regierung des letzteren war ganz Afrika eine grauenvolle Folterkammer, eine wahre Mördergrube. Das Blut der Katholiken floß stromweise; und es wird nicht ohne Grund behauptet, daß die afrikanische Verfolgung unter Hunnerich noch wütender und blutiger war, als selbst die unter Kaiser Diokletian. Den Anfang und gleichsam das Vorspiel derselben bildeten zahllose Verhaftungen, Beraubungen und Verbannungen. Mehrere, zum Teil hochbetagte Bischöfe, eine Menge von Priestern, Diakonen, Lektoren u. s. w. samt allen ihren männlichen Anverwandten und Angehörigen, in allem mehr als fünftausend Personen wurden in die schrecklichen Wüsteneien Mauretaniens verbannt. Der Tag ihres Aufbruches nach der Wüste war ein Sonntag. Bleich, abgezehrt, den Schatten gleich gingen die Bekenner aus den Gefängnissen oder vielmehr aus den Modergrüften der Stadt Sicque hervor, in die man sie einstweilen eingesperrt und zusammengepreßt hatte. Aber desungeachtet bemerkte man an ihnen auch nicht die mindeste Spur von Niedergeschlagenheit, kein Zug ihres Gesichtes verriet irgend eine kleinmütige oder zaghafte Empfindung; mit lauter Stimme sangen sie Psalmen und Hymnen und zeigten durch ihre Freudigkeit, wie sehr sie die hohe Begnadigung schätzten, um des Namens Jesu willen Hohn, Schmach und Qual zu leiden. Wo der Zug vorbeikam, strömten die Rechtgläubigen dieser edlen Schar entgegen, trugen brennende Kerzen in den Händen, legten den Bekennern ihre Kinder zu Füßen und baten kniefällig um ihren Segen. Man bemerkte eine Frau, die ein Reisebündel auf dem Rücken trug und ein Knäblein an der Hand führte. „Laufe, laufe mein Lieber!" rief sie wiederholt dem Kleinen zu, „sieh jene glorreiche Schar heiliger Bekenner, wie sie ihrer Krone entgegeneilen." Geistliche, welche die Bekenner begleiteten, wollten sie zurückweisen, indem sie ihr das zarte Alter des Kindes vorstellten. „Nein, nein," erwiderte die fromme Frau, „ich bin eine nahe Anverwandte des verstorbenen Bischofs von Zurita; dieser Kleine ist mein Enkel, und ich führe ihn dahin, wo er Sicherheit finden und nicht in die Gewalt arianischer Wölfe geraten kann." — Mit unmenschlicher Eile wurde nun der Marsch fortgesetzt, und je mehr Ehrerbietung das noch immer hie und da zusammenlaufende, rechtgläubige Volk den Verbannten erzeigte, desto grausamer wurden sie von ihren arianischen Treibern mißhandelt und gehetzt. Konnten Greise und Kinder vor übergroßer Ermattung nicht mehr fortkommen, so stach man sie mit Wurfspießen oder warf sie mit Steinen, um sie so zum Vorrücken zu nötigen. Fielen einige ganz entkräftet zu Boden, so mußten die Mauren auf Befehl der Vandalen

sie an den Füßen zusammenbinden und gleich Schlachtvieh hinter sich her schleifen. Bald wurden die rauhen und steinigen Wege von dem Blute dieser Märtyrer gefärbt. Der eine hatte den Kopf zerschmettert, der andere die Seiten aufgerissen, den Leib ganz zerfleischt, jeder einige seiner Glieder verrenkt. Viele hauchten ihr Leben aus und wurden, wo immer möglich, von ihren Leidensgenossen längs dem Wege begraben. Am Orte ihrer Verbannung angelangt, erhielten sie zur Nahrung bloß ungekochte Gerste, welche ihnen zu gewissen Zeiten des Tages gleich den Saumtieren vorgeschüttet wurde. Aber auch diese karge Nahrung wurde ihnen bald nicht mehr gereicht. Die Verfolger überließen es den todschwachen Bekennern, dafür zu sorgen, wie sie auf einem unbebauten, völlig wüsten Boden ihr Marterleben fristen möchten. Das Andenken dieser Bekenner und Märtyrer ehrt die Kirche am zwölften Oktober.

Damit hatte die Verfolgung begonnen, allein bald sollte sie noch allgemeiner und blutiger werden. Hunnerich erließ nun ein Edikt, demgemäß die katholische Religion für immer aus dem vandalischen Reiche verbannt werden sollte. Von jetzt an war nicht nur Raub und Verhaftung, sondern auch Folter und Hinrichtung an der Tagesordnung. Hunnerichs Vertilgungsbefehl machte keine Ausnahme weder des Standes, noch des Geschlechtes, noch des Alters; seine Grausamkeit schonte weder Geistliche noch Laien, weder Männer noch Frauen, weder Greise noch Jünglinge; selbst lallende Kinder verbluteten unter dem Schwert dieses neuen Herodes. Wo sein Späherblick nicht hindrang, da zogen arianische Priester und Bischöfe umher und vollstreckten den Blutbefehl des Wüterichs mit barbarischer Willkür. Wohl der Ruchloseste aus ihnen, Antonius mit Namen, durchstreifte, von Soldaten und Schergen begleitet, die ganze Provinz von Tamalluma, ließ die Rechtgläubigen in tiefe, unflätige Kerker werfen, viele zu Tod geißeln, andere auf die Folter spannen und weidete dann seine Blicke an den Qualen der hochherzigen Bekenner der Gottheit Christi, die nicht selten unter den Händen ihrer Henker den Geist aufgaben. — Statt vieler genüge folgender einzelne Zug christlichen Heldenmutes und unerschütterlicher Glaubenstreue. Teukarius von Karthago war ehemals mit dem Unterrichte der Chorknaben beauftragt gewesen. Dieser zeigte nun den arianischen Priestern zwölf seiner frühern Zöglinge an, welche durch vorzügliches musikalisches Talent und den reinen Silberklang ihrer Stimme einst eine Zierde der arianischen Kirche werden könnten. Es ward beschlossen, mit ihnen eine Ausnahme zu machen und sie nicht in die Verbannung zu schicken. Als die Kinder dieses hörten, umklammerten sie weinend und schreiend die Kniee ihrer glücklichen Gefährten. Man schlug mit Stöcken und Spießen auf sie, aber umsonst; sie beteuerten, sich lieber erwürgen, als von ihren Freunden und Glaubensgenossen losreißen zu lassen. Da alle Lockungen und Verheißungen nichts fruchteten, schritt man zu beliebtern Mitteln; man warf sie in unterirdische Löcher und ließ sie den bittersten Hunger leiden. Über den andern Tag wurden sie bald gegeißelt, bald mit Ruten gestrichen oder mit Stäben geschlagen. Allein bei jeder auch noch so grausamen Züchtigung riefen die Kinder aus, man könne ihren Leib zerfleischen, sie sogar töten; aber nie würden sie den Glauben an Jesus, den wahren Sohn Gottes, verleugnen, nie dem bei ihrer Taufe mit Christus und seiner Kirche geschlossenen Bunde untreu werden. Man war endlich gezwungen, von ihnen abzulassen; und nun faßten die jungen Glaubenshelden den

Entschluß, sich nicht mehr von einander zu trennen. Die ganze Stadt erbaute sich, wie vorher an ihrem über Erwarten standhaften Bekenntnisse, so jetzt über ihren frommen Wandel, und man nannte sie fortan nur: die zwölf kleinen Apostel von Karthago.

Viktor, Bischof von Vita, ein Zeitgenosse und durchaus zuverlässiger Schriftsteller, der selbst in jener Verfolgung Schmach und Bande trug, beschließt die Erzählung „von der vandalischen Verfolgung" mit der Bemerkung, daß man, ohne den Gegenstand zu erschöpfen, ungeheure Bände hätte schreiben können; er selbst habe nur einiges davon aufgezeichnet und zwar nur das, wovon ihm alle Nebenumstände bekannt gewesen. Selbst viele Jahre nach dieser furchtbaren Verfolgung stieß man noch allenthalben auf grauenvolle Spuren ihrer beispiellosen Grausamkeit. Es gab in ganz Afrika keine große oder kleine Stadt, keinen Flecken, kein Dorf, wo man nicht Menschen mit abgeschnittenen Nasen und Ohren oder ausgerissenen Augen gefunden hätte. An allen Orten begegnete man Leuten, welchen man während der Verfolgung eine Hand, oder einen Fuß, oft auch beide Hände oder beide Füße abgehauen hatte. Einen noch gräßlichern Anblick gewährte die zahllose Menge jener überall umher wandelnden Jammergestalten, welchen die grauenvollen Folterwerkzeuge Glieder verrenkt, verdreht, aus ihren Gelenken gerissen oder zerquetscht hatten. (Stolberg, Geschichte der Religion Bd. 18.) — So tiefe Wurzeln hatte der Glaube an die Gottheit Jesu Christi in den Herzen der afrikanischen Christen geschlagen, um solchen Preis glaubten sie denselben bewahren zu müssen; während man eben diesen hl. Glauben in unsern Tagen leider nur zu oft feige verleugnet und durch Wort und Schrift den Herzen anderer zu entreißen sucht.

94) Bethlehem, der Geburtsort Davids und seines gebenedeiten Sprößlings Jesu Christi, liegt fast im Mittelpunkt von Judäa, zwei Stunden südlich von Jerusalem, auf einem zwischen zwei anmutigen Hügeln ausgebreiteten Abhange, der sich in ein tiefes Thal hinabsenkt. Dasselbe ist gegenwärtig ein von beiläufig 2000 Christen bewohntes Dorf. Etwa 200 Schritte östlich vom heutigen Bethlehem steht ein Kloster mit einer prachtvollen Kirche, in welcher sich die Geburtsstätte des göttlichen Kindes befindet. Es ist die nämliche, welche die fromme Kaiserin Helena, Konstantin des Großen Mutter, über dem Stalle mit der Krippe erbauen ließ, nachdem man zuvor den von Kaiser Hadrian an dieser hl. Stätte aufgestellten Götzen Adonis zertrümmert und hinweggeräumt hatte. Die alten schönen Marmorsäulen, welche den innern Raum in drei Langschiffe zerschneiden, stehen noch alle aufrecht. Auch das Getäfel der flachen Decke von Cedernholz besteht noch; aber die Mosaikbilder an den Wänden sind teils herausgerissen, teils von den Mohammedanern übertüncht worden. — Unter dem Hochaltar dieser Kirche, welche den Namen der allersel. Jungfrau trägt, befindet sich die Felsengrotte, wo der Heiland zur Welt kam. Man steigt auf zwei Wendeltreppen in dieselbe hinab. Die Grotte ist 38 Fuß lang, 11 breit und 9 hoch. Die Felsen und das Pflaster sind mit kostbarem Marmor bedeckt. Das Innere, in das nie ein Tageslicht dringt, wird von 32 silbernen Lampen erleuchtet. Im Hintergrund gegen Osten ist die Stelle, wo die reinste Jungfrau den Weltheiland gebar. Ein in Marmor gefaßter Serpentinstein und ein ehedem mit Edelsteinen besetzter Stern von Silber mit der in lateinischer Sprache verfaßten Um-

schrift: „Hier ist Jesus Christus von Maria der Jungfrau geboren worden" bezeichnen die Geburtsstätte. Einige Schritte tiefer befand sich ehedem die Krippe, in welche das göttliche Kind gelegt wurde. Dieselbe war von Holz und wurde im siebenten Jahrhunderte nebst einigen Steinen aus der Felsengrotte, in welcher Jesus geboren wurde, nach Rom übertragen, woselbst sie zu Maria Maggiore in einem silbernen Schrein aufbewahrt, am Weihnachtsfeste aber der öffentlichen Verehrung ausgesetzt wird. Nach dem Berichte eines Augenzeugen sind jedoch davon nur noch einige zusammengebundene Stücklein Holz übrig, die unter Glas in reicher Silbereinfassung zu sehen sind. In der hl. Grotte zu Bethlehem nimmt die Stätte der eigentlichen Krippe ein weißer Marmorblock ein, welcher einen Fuß über dem Boden erhöht und in Gestalt einer Wiege ausgehöhlt ist. Die christlichen Fürsten haben es sich zur Pflicht gemacht, zur Ausschmückung der Krippe des Herrn kostbare Geschenke zu übersenden. Dieselbe ist immer mit prachtvollen Tüchern bedeckt, die alle Wochen gewechselt werden. — In der hl. Nacht halten die Christen zu Bethlehem eine feierliche Prozession zur Krippe. Voran geht der lateinische Patriarch und trägt in seinen Armen das Jesuskind. Ihm folgen die andern Priester und Christen, sowie auch die anwesenden Pilger, jeder eine brennende Fackel in der Hand tragend. An dem Orte der Geburt wird das Evangelium der hl. Nacht gesungen, und bei den Worten: „Sie wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe" — hüllt der Patriarch das Kind in Windeln ein, legt es in die Krippe, wirft sich vor ihm nieder und verharrt eine Weile mit allen Anwesenden im frommen Gebete. — Der Ort, wo die Hirten auf dem Felde die Stimme des Engels vernahmen,, ist gegenwärtig mit einer Mauer umgeben und mit 50 bis 60 Ölbäumen bepflanzt.

95) Einen rührenden Beweis kindlicher Andacht und Liebe zu Maria und eines unerschütterlichen Glaubens an ihre hohe Würde als Gottesmutter gab das Volk von Ephesus an dem Tage, wo die daselbst versammelten Bischöfe die Gottesmutterschaft derselben gegen die Irrlehre des Nestorius in Schutz nahmen und den eben angeführten Glaubenssatz aufstellten. Die Sitzung des Konzils hatte vom frühen Morgen bis zum Einbruche der Nacht gewährt, und das gläubige Volk von Ephesus hatte unausgesetzt die Thüren der Kirche, worin die Bischöfe versammelt waren, umlagert und erwartungsvoll hoffend und betend auf die Entscheidung geharrt. Als nun endlich bekannt gemacht wurde, daß die Irrlehre verworfen und Maria, die unbefleckte Jungfrau, als die wahre Gottesmutter erklärt sei, da brach das ganze Volk einstimmig in lauten, endlosen Jubel aus, pries Gott und seine heiligste Gebärerin und segnete unter Freudenthränen die Väter des Konzils. Schnell wie auf einen Zauberschlag wurde die ganze Stadt festlich beleuchtet, und freudig wogte es auf allen Straßen. Die aus der Kirche tretenden Bischöfe wurden wie Engel vom Himmel empfangen und mit brennenden Fackeln triumphweise in ihre Wohnungen zurück begleitet. Die angesehensten und vornehmsten Einwohner der Stadt führten den Zug; Frauen und Jungfrauen schritten vor den Vätern her und verbrannten in goldenen Räuchergefäßen köstliches Rauchwerk, während von tausend Lippen die Worte erschollen: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns." So feierten die Christen der ersten Jahrhunderte den Triumph der Gottesmutter. (Theodoret, Kirchengeschichte.)

96) Mit vollem Rechte stellt uns der hl. Ambrosius (de Virginib.) Maria, die unvergleichlich Reine, als vollendetes Muster nicht bloß der Jungfräulichkeit, sondern auch aller übrigen Tugenden vor Augen. Wie sie, sollen wir mithin nicht bloß dem Leibe, sondern auch der Seele nach jungfräulich, von Herzen demütig, sittsam und bescheiden im Reden, klug und besonnen im Handeln sein, nicht den Menschen, sondern Gott zu gefallen suchen, niemand kränken, allen wohlwollen, den Vorschriften der Vernunft folgen, die Tugend lieben. Auf Maria, dieses erhabene Vorbild, sollen wir hinblicken, wie wohlerzogene Kinder auf ihre Mutter, um jederzeit und in allen Stücken zu thun, wie sie gethan. — Folgender Zug mag uns hierin zur Belehrung und wohl auch zur heilsamen Beschämung dienen. Aus El-Biar in Afrika, wo die frommen Frauen vom guten Hirten in neuerer Zeit eine ihrer segensreichen Anstalten gegründet haben, schrieb eine daselbst wirkende Ordensschwester folgendes: Am 15. November nahmen wir Maria zu Ehren ein allerliebstes kleines Mädchen von 4 Jahren bei uns auf. Es wußte weder von Gott, noch von einem Kreuzzeichen oder einem Gebete. Wir führten es zu einer Statue der allerseligsten Jungfrau und hießen es, dieser sein Herz schenken und ihr versprechen, sie immer lieb zu haben und sie zu bitten, daß sie sein Herz dem lieben, kleinen Jesuskind bringen möchte. Seitdem spricht es immer von der hl. Jungfrau. Gleich in der ersten Stunde konnte es einen großen Teil des Vaterunser, wandte sich aber dabei immer nach dem Bilde der hl. Jungfrau in der Klasse und fragte ganz kindlich: „Nicht wahr, die hl. Maria kennt auch das Gebet und die Buchstaben?“ Bei allem, was man es thun heißt, frägt es gleich: „Hat das die hl. Jungfrau auch so gemacht?“, und sagt man „ja“, so ist es vollkommen zufrieden und thut sogleich alles, was man ihm sagt, mit großer Freude. — Möchten wir doch an Herzenseinfalt und Eifer, Maria nachzuahmen, diesem Kinde gleichen! Wie bald würde das heilige Leben der Gottesmutter in unserm Leben sich abspiegeln!

97) Wie es für Maria eine über alles erhabene Gnadenerweisung war, daß sie Mutter des göttlichen Sohnes ward, so war es auch eine sehr hohe Gnade und Bevorzugung des hl. Joseph, daß er der Gemahl Mariä und Nährvater Jesu wurde. Welch höhere Würde kann nach jener der Mutterschaft Gottes gedacht werden, als eben die? Der hl. Johannes Damascen (Rede über die Geburt Mariä) nennt die Würde, „Gemahl Mariä“ zu sein, eine unaussprechlich große. Was sollen wir erst von der eines „Nähr- und Pflegevaters“ sagen? Welchem Engel, welchem Heiligen ist wohl die Gnade geworden, Vater des Sohnes Gottes zu heißen? Gott hat dem hl. Joseph durch Verleihung dieses Namens größere Ehre erwiesen, als allen Patriarchen, Propheten und Aposteln. Denn diese haben nur den Namen eines Dieners, der hl. Joseph hingegen hat den eines Vaters. „Sieh, dein Vater und ich,“ sprach Maria zum wiedergefundenen Jesus im Tempel, „wir haben dich mit Schmerzen gesucht.“ (Luk. 2, 48.) „Erkenne aus dieser Benennung,“ sagt der hl. Bernhard (Rede 2. über Missus est), „wie groß der sein muß, dem Gott eine solche Ehre erwies, dem es vergönnt war, denjenigen, welchen so viele Könige und Propheten zu sehen und zu hören wünschten, nicht nur zu sehen und zu hören, sondern auch zu tragen, zu führen, zu umarmen und zu küssen, zu nähren und zu beschützen.“ — An diesen ehrwürdigen Namen von Gemahl und Vater knüpfte sich das unvergleichliche Vorrecht des

hl. Joseph, der Königin und dem Könige Himmels und der Erde Befehle zu erteilen und mit den beiden im innigsten und vertrautesten Verkehre zu leben; auf eben diesen Namen gründet sich auch seine große Macht im Himmel. Denn wie wird wohl Jesus demjenigen irgend eine Bitte versagen, der im sterblichen Leben jeden seiner Wünsche, bevor er nur laut wurde, mit liebender Aufmerksamkeit erriet und mit väterlicher Sorgfalt erfüllte! — Die hl. Teresia, diese vorzügliche Verehrerin des glorreichen Nährvaters, trug kein Bedenken, niederzuschreiben (in ihrer Lebensgeschichte Hpst. 6.), „daß, wie der Sohn Gottes dem hl. Joseph auf Erden in allen Dingen unterthänig war, er auch noch im Himmel allen seinen Wünschen nachkommen will." Zu dieser Behauptung bewog sie die eigene Erfahrung, daß sie immer erlangt habe, was immer sie von Gott durch die Fürbitte des Heiligen begehrte. „Ich erinnere mich nicht," sagte sie, „den hl. Joseph um irgend etwas gebeten zu haben, was ich nicht erhalten hätte. Wunderbares würde man vernehmen, wollte ich die Gnaden jeglicher Art aufzählen, mit denen Gott mich überhäuft, so wie die Gefahren des Leibes und der Seele, aus denen er mich auf die Fürbitte des Heiligen befreit hat . . . Da ich aus langer Erfahrung weiß, wie erstaunlich viel er bei Gott vermag, so möchte ich die ganze Welt bewegen, diesen glorreichen Heiligen ganz besonders zu verehren. Von allen Seelen, welche eine wahre, werkthätige Andacht zu ihm haben, kenne ich keine einzige, die nicht täglich neue Fortschritte in der Tugend machte; denn dieser himmlische Beschützer befördert auf eine ausgezeichnete Weise den geistlichen Fortgang der Seelen, die sich ihm empfehlen. Seit vielen Jahren bin ich gewohnt, an seinem Festtage eine besondere Gnade von ihm zu begehren, und ich habe dieselbe noch jedesmal erlangt. Hätte ich Beruf zu schreiben, so würde ich mit größter Freude alle die Gnaden umständlich erzählen, welche nicht nur ich selbst, sondern gar viele andere diesem großen Heiligen zu verdanken haben . . . Wenn jemand mir nicht glauben will, so bitte ich ihn um der Liebe Gottes willen, den Versuch zu machen, und die Erfahrung wird ihn lehren, wie vorteilhaft es sei, sich diesem glorreichen Patriarchen zu empfehlen und in die Reihe seiner frommen Verehrer zu treten." — So gehet denn zu Joseph, ihr Eltern; er wird euch die Gnade eines christlichen Familienlebens erwirken. . . . Gehet zu Joseph, Jünglinge und Jungfrauen; er wird eure Keuschheit beschützen. Gehet zu Joseph, Kranke und Sterbende; Joseph wird euch trösten und stärken, er wird eure scheidende Seele in die Arme seines göttlichen Sohnes, eures gnädigen Richters, führen. Möge unser letzter Seufzer: Jesus, Maria, Joseph sein!

Allein nicht bloß für uns und unsere Angehörigen, sondern für die gesamte Kirche sollen wir den hl. Joseph um seine bei Gott allvermögende Fürbitte inständig und vertrauensvoll anflehen. Um hierin unsern Eifer kräftig anzuspornen, hat der hochselige Papst Pius IX. durch sein Dekret vom 8. Dezember 1870 den hl. Joseph zum besondern Patron der katholischen Kirche ernannt. Die Bischöfe des ganzen Erdkreises hatten, wie das genannte Dekret besagt, den römischen Stuhl darum gebeten und zuletzt im Vatikanischen Konzil ihre Bitte nachdrücklichst erneuert. Solch einmütige Gesinnung und beharrliche Bitte, sowie die Willfährigkeit, mit welcher der hl. Vater derselben entgegenkam, dürfen wir wohl als eine Wirkung göttlicher Anregung, mithin als einen Beweis ansehen, Gott wolle seiner Kirche in ihrer bedrängnisvollen Lage auf die Fürbitte des hl. Joseph, des

treuen Nährvaters seines Sohnes, ganz besondern Schutz und Beistand gewähren.

Schließlich wollen wir noch ein Beispiel von der Andacht zur hl. Familie Jesus, Maria und Joseph anführen; denn stets soll mit der Andacht zum Pflegevater die der Gottesmutter und des göttlichen Kindes verbunden sein. — Ein frommer Kaufmann in Valenzia in Spanien, so erzählt uns der hl. Vincenz Ferrerius, verrichtete alljährlich am Weihnachtsfeste eine besondere Andachtsübung zu Ehren Jesu, Mariä und Joseph. Er nahm nämlich an jenem Tage drei Arme, einen Greis, eine Frau und ein Kind an seine Tafel. Der Glaube gab ihm die feste Überzeugung, daß man nach dem Worte des Heilandes alles, was man einem Armen thut, ihm selbst gethan habe. Darum glaubte er in den drei Armen Jesus, Maria und Joseph selbst zu bewirten. Der liebevolle Kaufmann erschien nach seinem Tode einigen frommen Personen, welche für ihn beteten, und sagte ihnen, im Augenblicke des Todes seien ihm Jesus, Maria und Joseph erschienen und hätten ihm folgende Einladung gebracht: „Weil du uns während deines Lebens alle drei in dein Haus aufgenommen hast, so kommen wir alle drei jetzt, um dich in unser Haus aufzunehmen.“ Sogleich, fügte er bei, hätten sie seine Seele zu dem Freudenmahle des Paradieses geleitet. — Glücklicher Kaufmann, der einen so vorteilhaften Handel zu schließen verstand, der seine Kapitalien so sicher bei Jesus, Maria und Joseph anzulegen wußte! (Patrignani, Andacht zum hl. Joseph.)

98) Ein als Freigeist bekannter Professor an der Universität von Paris (Joufroy) schrieb kurz vor seinem Tode die merkwürdigen Worte: „Es giebt ein Büchlein, welches die Kinder auswendig lernen, und worüber sie in der Kirche ausgefragt werden; leset dieses Büchlein, es ist der Katechismus. Darin findet ihr die Lösung aller der großen Lebensfragen, die ich aufgestellt habe, aller ohne Ausnahme.“

99) Wie sehr das Beispiel des armen, demütigen Jesus geeignet ist, diejenigen zu trösten und zu ermuntern, welche in Armut und Niedrigkeit ihre Tage verleben müssen, ersehen wir aus dem Leben der hl. Germana Cousin. Sie war die Tochter eines armen Landmannes von Pibrac, einem unansehnlichen Dorfe im Stadtbezirke von Toulouse. Von Geburt aus schwächlich und mißgestaltet, ward das früh verwaiste Kind der Gegenstand der Abneigung und des Widerwillens einer herzlosen Stiefmutter. Schon sehr zeitig wurde Germana auf das Feld hinausgeschickt, die Schafe zu hüten, was bis zum Tode ihre einzige Beschäftigung blieb. Das fromme Kind unterwarf sich geduldig den Befehlen seiner Eltern und den scheinbar harten Anordnungen der göttlichen Vorsehung. Die Stiefmutter, anstatt das ohnehin drückende Los Germanas durch zarte Sorgfalt und Liebe zu erleichtern, erschwerte dasselbe durch wahrhaft grausame Zurücksetzung und Behandlung. Keine Stelle am häuslichen Herde wurde ihr vergönnt; sie mußte zufrieden sein, im schlechtesten Winkel des väterlichen Hauses Obdach zu finden; ihr Nachtlager war im Stalle, oder im Gange auf einem Haufen von Rebenholz. Es war ihr verboten, mit den andern Kindern der Familie, mit ihren Brüdern und Schwestern, die sie zärtlich liebte, zu verkehren. Nach dem Beispiele des armen, verachteten Jesus und aus Liebe zu ihm rug Germana dieses alles mit Stillschweigen und heiliger Freude, und gleich als wäre ihr dieses Kreuz noch zu leicht, legte sie sich noch andere Abtötungen und Bußwerke auf. Ihr ganzes Leben hindurch

genoß sie nichts anderes, als Brot und Wasser. Die Speise, wonach es sie gelüstete, war die Erfüllung des göttlichen Willens, das Gebet und das Brot der Engel, das hl. Sakrament des Altars, zu dessen öfterm Empfange sie sich durch eine demütige und aufrichtige Beichte jener Fehler vorbereitete, welche die Welt nicht achtet, die aber von heiligen Seelen bitterlich beweint werden. So lebte Germana Jahre lang unbekannt in der Ausübung der heldenmütigsten Tugenden. — Endlich aber brach der Glanz derselben aus der Dunkelheit hervor, und sogleich trat auch die neidische Welt, welche immer und überall eine abgesagte Feindin der Tugend ist, wider die fromme Hirtin auf und verfolgte sie mit Spott und Hohn. Man lachte über ihre Einfalt, machte sie zur Zielscheibe beißender Stichelworte und nannte sie nicht anders, als eine Betschwester. Aber in dem Maße, als die Welt sie verlachte und verschrie, verherrlichte Gott seine demütige Dienerin. Nicht nur wachte er in wunderbarer Weise über ihre Herde, wenn sie zur Messe ging, sondern ließ sie sogar eines Tages auf dem Wege zur Kirche vor den Augen solcher, die sie beobachteten und über sie spotteten, trockenen Fußes durch einen hochangeschwollenen reißenden Bach schreiten. Ein anderes Mal nahm Gott die Selige gegen die ungerechte Strenge ihrer Stiefmutter in Schutz. Obgleich die allerärmste, pflegte Germana doch das spärlich zugemessene Brot mit den Armen, in denen sie den dürftigen Jesus erblickte, großmütig zu teilen. Die argwöhnische Stiefmutter hatte dies bemerkt und hielt ihre Tochter sogleich im Verdacht des Verschleppens. Als daher Germana ein paar Stücklein ersparten Brotes in der Schürze forttrug, lief sie ihr, einen Stock in der Hand, wütend nach. Zwei Bewohner von Pibrac, welche die drohenden Geberden des zürnenden Weibes wahrnahmen, folgten ihr auf dem Fuße nach, in der Absicht, die Schläge von der armen Stieftochter abzuhalten. Bei Germana angelangt, öffnen sie die Schürze derselben; aber anstatt des Brotes fielen, obgleich es Winter war, schöne, frische Blumen, zu einem zierlichen Strauße gewunden, auf die Erde. Von Staunen ergriffen, eilten die Zeugen dieses Wunders sogleich nach Pibrac und verkündigten, was sich soeben zugetragen, und von nun an sah man Germana nicht anders mehr, denn als eine Heilige an. Auch der Vater erkannte jetzt die Tugend seiner Tochter, verbot seiner Frau, dieselbe so hart zu behandeln, und wollte Germana in dem Hause neben den andern Kindern eine Stelle einräumen. Allein diese hatte im Hinblick auf Jesus die Armut und Zurücksetzung so lieb gewonnen, daß sie dringend bat, man möchte sie in dem dunkeln Winkel ruhig wohnen lassen.

Kurz nachher (J. 1601) entschlief Germana, erst zweiundzwanzig Jahre alt, sanft im Herrn, um von Gott im selben Maße erhöht zu werden, in dem sie sich aus Liebe zu seinem armen und demütigen Sohne und nach dessen Beispiele erniedrigt hatte. Ihr Hintritt selbst war ein Triumphzug, wie aus einem Gesichte erhellt, welches zwei frommen Ordensmännern im Augenblicke zu teil wurde, wo die Selige ihren Geist aufgab. Dieselben sahen mitten in der Nacht die Gegend von Pibrac von einem wunderlieblichen Glanze erleuchtet und eine große Schar weißgekleideter Jungfrauen auf die Wohnung der Germana herabsteigen. Bald darauf stiegen sie wieder empor, aber es war eine neue hinzugekommen. Diese war von den andern im Kreise umgeben und trug eine Krone von frischen Blumen, es war Germana, die eben verschieden war. — Wenngleich die Menschen das Grab der frommen Hirtin durch nichts ausgezeichnet hatten, so

sollte es dennoch herrlich werden. Dreiundvierzig Jahre später fand man ihren Leichnam unverwest. Von nun an geschahen zahlreiche Wunder auf die Fürbitte der Seligen: das erste an einer Dame, welche gegen die sterblichen Überreste der gottseligen Germana öffentlich Mißachtung an den Tag gelegt hatte. (Veuillot, Leben, Tugenden und Wunder der seligen Germana Cousin, Hirtin.)

100) Die hl. Paula, eine edle Römerin, besaß unermeßliche Reichtümer; dennoch führte sie, zumal nach dem Ableben ihres Gemahls Toxotius, ein sehr abgetötetes, ausschließlich den Werken geistlicher und leiblicher Barmherzigkeit geweihtes Leben. Die irdischen Freuden und Genüsse hatten keinen Reiz mehr für sie, und ihr einziger Trost und Ehrgeiz bestand darin, Jesu in der Person der Armen und Hilfsbedürftigen zu dienen. Jeder Not suchte sie abzuhelfen: den Kranken ließ sie nachfragen und pflegte sie, die Sterbenden aufsuchen und tröstete sie und sorgte für ihre anständige Beerdigung. War ein Hungriger oder Nackter von einem andern gespeist und gekleidet worden, als von ihr, so warf sie sich das als Saumseligkeit vor. Sie verwendete für derartige Liebeswerke nicht nur alles, was sie durch ihre höchst einfache Lebensweise ersparte, sondern auch den Teil ihres Vermögens, über den sie frei verfügen durfte. Aus inniger Liebe zum menschgewordenen Sohne Gottes pilgerte sie im J. 385 mit ihrer Tochter Eustochium nach dem heiligen Lande, bereiste, Wohlthaten spendend, alle Stätten, die Jesus durch Leben und Lehren, durch Leiden und Sterben geheiligt hatte, und legte endlich in der Grotte der Geburt des Herrn ihren Wanderstab nieder. Zu Bethlehem erbaute sie eine große Herberge für Pilgrime und ein Nonnenkloster, welches sie selbst mit ihrer geliebten Eustochium und vielen frommen Witwen und Jungfrauen bezog. Paula war die Seele und das Herz dieser Genossenschaft. Sie war überall die Erste und Letzte, die Erste zum Dienen, zum Beten; die Letzte zum Ruhen. Sie und Eustochium übernahmen die niedrigsten häuslichen Verrichtungen, bedienten mit unaussprechlicher Liebe die Kranken, bestellten die Küche, deckten die Tische, füllten die Becher, kehrten das Haus. Kein Geschäft war ihnen zu gemein, keines zu beschwerlich. Sie thaten alles, was der göttliche Heiland im ärmlichen Hause zu Nazareth gethan hat, und wozu er uns alle einladet mit den Worten: „Wer unter euch der Erste sein will, der sei euer Knecht; gleichwie des Menschen Sohn nicht gekommen ist, sich bedienen zu lassen, sondern zu dienen.“ (Matth. 20, 27. 28.) (S. das Leben der hl. Paula, ausführlich erzählt von Gräfin Hahn-Hahn: „Väter der Wüste.“)

Der hl. Ludwig, König von Frankreich, trug kein Bedenken, die Armen und Aussätzigen zu umarmen, ihnen die Füße zu waschen, ihre Geschwüre von dem ekelhaften Eiter zu reinigen und ihnen aus Liebe zu Jesus Christus die allerniedrigsten Dienste zu erweisen. Man sah ihn, arme Menschen, die an der Pest gestorben waren, auf seinen königlichen Händen forttragen, um ihnen ein Begräbnis zu geben, das andere Hände ihnen zu geben erzitterten.

101) Nach der einstimmigen Überlieferung der Väter und kirchlichen Schriftsteller wurde Jesus nicht nach dem Gesetze der Juden gegeißelt, dem gemäß die Zahl der Streiche neununddreißig nicht überstieg, sondern nach dem Gesetze der Römer, welches die Zahl der Schläge ganz der Willkür des Richters oder derjenigen überließ, welche die Strafe der Geißlung vollstreckten. Bei Jesus fand sehr wahrscheinlich das Letztere statt. Zu dieser Annahme berechtigt nicht

nur der Umstand, daß auch die Dornenkrönung eine willkürliche Mißhandlung roher Soldaten war, sondern auch der, daß Pilatus den Heiland zur Geißlung übergab, um dadurch die blutdürstige Wut der Juden zu stillen, was er durch eine minder grausame Geißlung nicht zu erzwecken hoffen konnte. — Das gewöhnliche Werkzeug bei der römischen Geißlung bestand aus mehrern ledernen Riemen, welche an einer Handhabe befestigt, und an deren Ende eiserne Spitzen oder Bleiknöpfe angebracht waren. Die armen, wie Sklaven geachteten Verurteilten wurden halb entblößt an eine Säule festgebunden und mit solchen Geißeln so erbärmlich zerfleischt, daß man nicht selten ihre nackten Gebeine sah. Viele erlagen unter den mörderischen Streichen oder brachten nur mehr soviel Kraft davon, als nötig war, ihr Leben bis zur Kreuzigung zu fristen. — Der Geißlung Jesu folgte die nicht minder schmerzhafte Dornenkrönung, wodurch das heiligste Haupt unseres göttlichen Erlösers vielfach und auf das empfindlichste verletzt wurde. Den Schluß und Höhepunkt des bittern Leidens unseres Herrn bildete die Kreuzigung. Die Qualen derselben waren entsetzlich, nicht bloß weil ihm dabei äußere Wunden geschlagen wurden, sondern auch durch die grausame Lage, in welcher der Gekreuzigte befestigt, angenagelt war. Infolge derselben mußte nämlich ein Blutandrang gegen das Herz statthaben, der viel schmerzlicher war, als irgend ein anderer Schmerz und als der Tod selbst.

102) Wir lesen im Leben der hl. Katharina von Genua, so wie auch in einem von ihr selbst verfaßten Gespräch einen Zug, der ganz geeignet ist, die eben ausgesprochene Wahrheit zu bestätigen. — Eines Tages erschien unser Heiland der genannten Heiligen. Derselbe trug auf seinen Schultern das schwere Kreuz und bezeichnete jeden seiner Fußstapfen mit dem Blute, das von seinem, über und über mit Wunden bedeckten, allerheiligsten Leibe herabquoll. Zu gleicher Zeit vernahm sie in ihrem Innern die Worte: „Siehst du dieses Blut! Wisse, aus Liebe zu dir und zur Sühnung deiner Sünden ist es geflossen.“ Dieses Gesicht und diese geheimnisvolle Mahnung machten einen so tiefen Eindruck auf Katharina, daß es ihr in der Folge war, als hätte sie den mit Blut überronnenen, ans Kreuz gehefteten Herrn fortwährend vor Augen. Beim Gedanken, daß sie ihm alle diese Unbilden und Kränkungen zugefügt, wiederholte sie beständig: „O Jesus, meine Liebe! nie, nie mehr eine Sünde!“ Der Abscheu gegen sich selbst, der sie von diesem Augenblicke an erfüllte, war so groß, daß sie sich selber nicht mehr ausstehen konnte. „O mein lieber Jesus!“ rief sie dann, „ich bin bereit, wenn es frommt, aller Welt meine Sünden zu bekennen.“ In der Generalbeichte, die sie hierauf ablegte, war ihr Herz von Reue wie zermalmt, und sie blieb fort und fort so gestimmt, daß sie lieber die Qualen von tausend Höllen erdulden, als die geringste Sündenmakel sich zuziehen wollte.

103) Die hl. Gertrud erhielt einstens von Jesus, ihrem göttlichen Bräutigam, folgende höchst merkwürdige Belehrung. So oft der Mensch seine Blicke dem Bildnisse des Gekreuzigten zuwendet, soll er lebhaft überzeugt sein, derselbe rede ihn im innersten Herzen mit den Worten an: „Sieh, wie ich aus Liebe zu dir entblößt, verhöhnt, zerfleischt und zerrissen ans Kreuz genagelt wurde! Und doch brennt mein Herz auch zur Stunde noch von so zärtlicher Liebe zu dir, daß ich, wofern es nötig wäre zu deinem Heile, und kein anderer Weg zu deiner Rettung sich darböte, jeden Augenblick bereit wäre, für dich allein alles Erdenkliche zu leiden, was ich für die ganze

Welt gelitten habe." Bei dieser Erwägung soll der Christ Gefühle der innigsten Dankbarkeit in seinem Herzen erwecken, und so wird er nie ohne bedeutende Frucht sein Auge auf das Kruzifix werfen.

104) Der heidnische Schriftsteller Valerius Maximus (Bch. 5. K. 9.) erzählt folgende Begebenheit. Einem edlen Vater wurde hinterbracht, sein Sohn gehe mit dem Gedanken um, ihn zu ermorden. Wiewohl es ihm anfangs ganz unbegreiflich schien, daß sein Kind undankbar und ruchlos genug wäre, solche Absichten zu hegen, so überzeugte er sich dennoch bald von der Wahrheit der ihm gemachten Mitteilung. Mehr besorgt für das Wohl seines ungeratenen Sohnes, als für sein eigenes, erschauderte der unglückliche Vater beim Gedanken, daß derselbe einstens zur Strafe für den verübten Vatermord durch die Hand des Henkers sterben werde. Er geht demnach zu ihm, führt ihn an einen abgelegenen, einsamen Ort, reicht ihm daselbst einen Dolch und bietet ihm seine Brust zum tödlichen Stiche dar mit den Worten: „Thu, was du vorhast, morde deinen Vater; hier kannst du es ungestraft thun!" Solche Liebe entwaffnete den Frevler. Mit Abscheu warf er den Mordstahl von sich, fiel seinem Vater reuevoll zu Füßen, bat ihn unter Thränen um Verzeihung und war fortan ein edler Sohn. — Jesus, unser Heiland, Jesus, unser König und Gott, hat sich selbst seinen Todfeinden überliefert, Marter und Tod erlitten, um uns den Strafgerichten der göttlichen Gerechtigkeit zu entziehen. Sollte diese übergroße, göttliche Liebe den Sünder nicht rühren? sollte sie seine gottesmörderische Hand nicht entwaffnen? Wohl sollte sie es . . . Und dennoch giebt es Christen, die undankbarer, verstockter und grausamer, als jener unnatürliche Sohn, ihren Heiland durch schwere Sünden im Herzen wieder kreuzigen! O des Frevels und der Schande!

105) Als der hl. Franz von Assisi eines Tages heftige Schmerzen litt, sagte ein Ordensbruder zu ihm: „Lieber Vater! bitte doch Gott, daß er etwas gelinder mit dir verfahre und den Leidenskelch von dir nehme: seine Hand lastet doch gar zu sehr auf dir." Diese Rede mißfiel dem heiligen Dulder so sehr, daß er in strengem Tone zum vorlauten Bruder sprach: „Wenn deine Herzenseinfalt dich nicht einigermaßen entschuldigte, so dürftest du mir ferner nie wieder unter die Augen kommen. — Hast du denn noch nie deinen Heiland im Ölgarten betrachtet? Hast du aus seinem göttlichen Munde noch nie die schönen Worte vernommen: Vater, nicht mein, sondern dein Wille geschehe! Sieh, so spricht auch ein jeder, der mit Christo leiden will." Hierauf faltete der Heilige seine Hände und betete: „Mein Gott! die Erfüllung deines Willens ist mein süßester Trost auf Erden. Was du willst, o Herr, das soll an mir geschehen; nicht was ich will." (S. Mehlers Beispiele.)

Ein junges, adeliges Fräulein hatte den Entschluß gefaßt, in einen sehr strengen Orden einzutreten. Sie meldete sich in dieser Absicht bei der Vorsteherin und bat um Aufnahme. Diese, eine kluge und verständige Frau, wollte den Beruf der Postulantin einigermaßen prüfen und schilderte ihr deshalb die Beschwerden des klösterlichen Lebens überhaupt und die Strengheiten ihres Ordens insbesondere mit ziemlich grellen Farben. Die junge Dame schien betroffen und blieb auf mehrere Fragen die Antwort schuldig. „Meine Tochter," sagte jetzt die Oberin, „Sie antworten mir nichts?"

Darauf erwiderte das edle Fräulein ernst und lebhaft: „Ich habe Sie nur um eines zu fragen. Giebt es bei Ihnen auch Kruzifix-

bilder? Werde ich ein solches antreffen in jener Zelle, wo man so enge wohnt und auf so hartem Lager schläft, in jenem Speisesaal, wo die Nahrung so spärlich und unschmackhaft ist, in jener Kapitelstube, wo man so strenge Verweise empfängt?" — „Ja, meine Tochter, in allen diesen Gemächern werden Sie Kreuzbilder finden." — „Nun wohl," versetzte die Postulantin, „wo ich das Bild meines gekreuzigten Heilandes antreffe, da hoffe ich nichts Unerträgliches zu finden." (Debussi, Monat Mariä.)

Die hl. Margareta, nachmalige Königin von Schottland, befragte einst als vierjähriges Kind, beim Anblicke eines Kruzifixes, ihre ältere Schwester, was für ein Bild das sei? Die Schwester erklärte ihr, daß man dieses Bild Kruzifix nenne; es stelle den lieben Jesus vor, wie er schmerzvoll am Kreuze für uns Menschen gestorben. Die kleine Prinzessin betrachtete mit Thränen in den Augen den lieben Jesus, streckte dann ihre Arme aus, umfing inbrünstig das Kruzifix und, nachdem sie es geküßt hatte, sprach sie voll Zärtlichkeit und Rührung: „Mein lieber, armer Heiland! von nun an gehöre ich ganz dir!" — Als Margareta, die von dieser Stunde an die Betrachtung des Leidens Christi zu ihrer Lieblingsbeschäftigung machte und eine vollendete Nachfolgerin des Gekreuzigten wurde, nach einem Leben voll des gesegnetsten Wirkens bereits mit dem Tode rang und das Sterbekreuz in ihren Händen hielt, brachte man ihr die Nachricht, ihr Gemahl sei im Kriege meuchlings ermordet worden. Da dankte sie, das Kruzifix küssend, ihrem Heilande, daß er er ihr noch vor dem Tode dieses Leiden zugeschickt habe, um ihre Sünden noch besser abbüßen zu können, und gab dann ruhig den Geist auf. (Lohners Bibliothek.)

106) Von den zahllosen Beispielen der christlichen Todesfreudigkeit, die fast auf jedem Blatte der Kirchengeschichte aufgezeichnet sind, begnügen wir uns, ein einziges anzuführen, das der neuern Zeit angehört und minder bekannt ist. — Während der Regierung Heinrichs VIII., Königs von England, den schändliche Leidenschaft aus einem Verteidiger der katholischen Kirche zum blutigen Verfolger der Katholiken machte, saß auf dem bischöflichen Stuhle von Rochester Johann Fischer (engl. John Fisher), durch Frömmigkeit, Eifer und Glaubenstreue in gleichem Maße ausgezeichnet. Von Staatswegen aufgefordert, den König als Oberhaupt der Kirche anzuerkennen, weigerte er sich dessen mit aller Entschiedenheit und wurde deshalb verurteilt, als Hochverräter zu sterben. Als man dem ehrwürdigen Greise das Todesurteil eröffnete, vergoß er reichliche Thränen der Freude. „O mein Jesus," rief er frohlockend aus, „so bin ich denn würdig, für dich zu leiden und zu sterben! Lasset uns zum Tode gehen; aber sogleich ohne den mindesten Verschub." Sobald der heldenmütige Bekenner das Blutgerüst und das Werkzeug seiner Hinrichtung von ferne sah, durchströmte neue Lebenskraft den von Leiden und Altersschwäche Tiefgebeugten. Er richtete sich jugendlich auf, warf den Stab weg, der ihm als Stütze gedient hatte, und sprach lebhaft und mit unbeschreiblicher Heiterkeit: „Frisch, meine Füße, thut eure Dienste: wir sind bald am Ziele!" Auf dem Schafott angelangt, wünschte er Heil seinem Könige, betete laut das Tedeum, befahl seine Seele der göttlichen Barmherzigkeit, legte sodann sein greises Haupt freudig auf den Block, empfing den tödlichen Streich und mit ihm die Palme der Märtyrer und die Krone des ewigen Lebens. (Aus seinem Leben, von Hieronymus Pollinus beschrieben.)

107) Gott selbst beförderte nicht selten die Verehrung des heil. Kreuzes, bald durch Strafgerichte, bald durch Wunder der Erbarmung gegen diejenigen, welche es wagten, frevelnde Hand wider dasselbe zu erheben. — Ein derartiges Wunder wird in einer, dem hl. Athanasius zugeschriebenen und im zweiten Konzil von Nicäa vorgelesenen Rede umständlich berichtet. Dasselbe begab sich in der Stadt Berytus, dem heutigen Bairut. Als daselbst eines Tages mehrere Juden in einem kurz zuvor von einem Christen bewohnten Hause ein Christusbild vorfanden, wollten sie den ganzen Haß gegen den von ihren Vorfahren gekreuzigten Gottmenschen an dessen geheiligtem Bildnisse auslassen. Sie versammelten sich demnach in der Synagoge, und nun in Gegenwart ihrer Rabbiner speien sie dieses Bild an, schlagen es mit einem Rohre, treiben hierauf Nägel in dasselbe und holen, damit zur Leidensdarstellung kein Zug fehlen möge, endlich eine Lanze herbei, die sie dem Bilde in die rechte Seite stoßen. Sieh, da dringt Blut und Wasser daraus hervor. Dieses erstaunliche Wunder rührt die Verhärteten noch nicht; die Rabbiner gebieten, das strömende Blut in ein Gefäß zu sammeln und es an Kranken zu erproben. Kaum fühlen sich die Kranken von diesem Blute berührt, so sind sie von ihren Übeln geheilt. Bei diesen wiederholten Wundern fallen alle auf die Kniee, flehen die göttliche Barmherzigkeit an und legen unzweideutige Beweise ihrer vollkommnen Bekehrung an den Tag. Hierauf begeben sie sich zum Bischof der Stadt, um ihn zu bitten, er möge zum ewigen Andenken an dieses Wunder der Erbarmung ihre Synagoge zu einer christlichen Kirche umwandeln. Dieses geschah auch wirklich, und die Kirche wurde auf den Namen des „Heilandes“ geweiht. Das römische Martyrologium erwähnt dieser wunderbaren Begebenheit am neunten November mit den Worten: „Zu Berytus in Syrien findet statt die Gedächtnisfeier des Bildnisses unseres Heilandes, welches, von den Juden gekreuzigt, so reichliches Blut vergoß, daß sämtliche Kirchen des Morgen- und Abendlandes in Fülle davon erhielten.“

108) In den Fluren des Dörfchens Unter-Briacé in der Vendée stehen heutzutage noch die ehrwürdigen Trümmer eines alten Kreuzes, an dessen Fuß in der Schreckenszeit der französischen Revolution das Blut eines Märtyrers floß. Der Hergang der Sache war folgender. Ein wackerer Mann, Namens Ripoche, war im Laufe des Heldenkampfes der königlichgesinnten Vendéer gegen die überlegenen Armeen der Republik bewaffnet in die Hände der Feinde geraten. Man führte ihn sofort zu dem eben bezeichneten Kreuze, das in der Nähe seiner Wohnung stand, und richtete folgende Worte an ihn: „Du bist mit den Waffen in der Hand gefangen worden; dein Todesurteil ist schon gefällt. — Doch sieh da deine Hütte, in welcher du geboren wurdest: noch lebt dein Vater darin; auch du sollst leben, wenn du gehorchen willst.“ — Der brave Vendéer blickte seine väterliche Hütte an, und Thränen traten ihm in die Augen. „Was muß ich thun, um das Leben zu erhalten?“ fragte der Gefangene lebhaft. — „Nimm dieses Beil und haue das Kreuz hier um!“ entgegnete ihm ein Soldat der Republik. Ripoche ergriff das Beil. Die übrigen Kriegsgefangenen schauderten bei diesem Anblick zusammen und hielten ihren Kameraden bereits für einen Abtrünnigen; die Republikaner hingegen triumphierten. Da schwang Ripoche, auf den aller Augen gerichtet waren, das Beil, gewann mit einem Sprung das Fußgestell des Kreuzes und rief mit weithinschallender Stimme: „Tod und Verderben dem

Verruchten, der es wagt, das Kreuz Jesu Christi zu schänden! Ich will es bis zu meinem letzten Atemzuge verteidigen!" Indem er dieses sprach, blitzte ein himmlisches Feuer aus seinen Augen, und mit mehr denn natürlicher Kraft ausgerüstet, gelang es ihm, eine Weile die Gotteslästerer vom Kreuze hinweg zu treiben, das er beschützte. Allein bald stürzen sie allesamt mit furchtbarem Geschrei auf den todesmutigen Kämpfer ein und werfen ihn zu Boden. Noch hielt er am Kreuze fest. Die Wütenden reißen seine Arme davon los, setzen ihm ihre Bajonette auf die Brust und wiederholen ihr gotteslästerliches Ansinnen mit den Worten: „Nieder mit diesem Zeichen des Aberglaubens, und wir schenken dir das Leben!" Mit lauter Stimme rief aber der christliche Held aus: „Es ist das Zeichen meiner Erlösung; auch jetzt noch will ich es umarmen." — Nun strengte er seine letzten Kräfte an, um sich an das hl. Kreuz anzuklammern, und empfing so den Tod. (Dieses Beispiel, von französischen Schriftstellern erzählt, wird auch von Hungari, kath. Anekdoten-Schatz, Bd. 3. angeführt.)

Spräche weiter nichts gegen die Reformation, als ihr Haß gegen das hl. Kreuz, so reichte das hin, jeden unbefangenen Christen zu belehren, wes Geistes Kind sie war. Wie allgemein bekannt, wurden namentlich in den ersten Jahren ihres Auftretens die Bildnisse des Gekreuzigten an vielen Orten mit fanatischem Ingrimm verstümmelt und zerstört, und die Verehrung des Kreuzes nicht selten als ein Verbrechen angesehen. — Während der Regierung der Königin Elisabeth von England wurde unter andern auch Wilhelm Filbie zum Tode geführt aus dem einzigen Grunde, weil er Katholik und Priester war. Um sich den Gang zur Richtstätte und die letzten Augenblicke zu versüßen, hielt er ein Kruzifix in den Falten seines Taschentuches verborgen. Unmittelbar vor seiner Hinrichtung trat ein spähender Scherge zu ihm und fuhr ihn wütend an: „Was hast du in deinem Taschentuch?" riß ihm dasselbe sofort aus den Händen und fand das Bildnis des Gekreuzigten. Bei dieser Entdeckung rief der Scherge entrüstet aus: „Der abscheuliche Verbrecher! er hat ein Kreuz bei sich!" Die Umstehenden stimmten ein, und die Hinrichtung des edlen Bekenners wurde beschleunigt. (S. Herbst, Kathol. Exempelbuch.)

109) Als der hl. Franziskus von Assisi zwei Jahre vor seinem Hinscheiden auf dem Berge Alverna in Betrachtung des bittern Leidens Jesu Christi verweilte, erschien demselben eine Gestalt, gleich einem Seraph, mit sechs glänzenden, flammenden Flügeln, die vom Himmel zu ihm herabschwebte. Und als dieser Seraph im schnellsten Fluge bis in die Nähe des Heiligen gekommen, sah dieser zwischen den Flügeln das Bild eines Gekreuzigten, der mit ausgespannten Händen und Füßen an das Kreuz geheftet war. Zwei jener leuchtenden Flügel waren über das Haupt des Seraphs erhoben, zwei waren zum Fliegen ausgestreckt, und zwei unhüllten den Körper. Als Franziskus dieser Erscheinung ansichtig wurde, ergriff ihn Erstaunen, und eine mit Schmerz gemischte Wonne kam in sein Herz. Er genoß die seligste Freude über die Gegenwart Jesu Christi, der ihn in Gestalt des Seraphs so wunderbar und traulich anblickte; zugleich aber durchfuhr der Anblick der Kreuzigung mit dem Schwerte des mitleidenden Schmerzes seine Seele. Was ihn aber in Verwunderung setzte, war der Widerspruch, der zwischen der Unsterblichkeit eines seraphischen Geistes und diesem leidenden Zustande, in welchem er ihn erblickte, statthatte. Darum vermochte er das Gesicht nicht zu begreifen; doch bald erkannte er durch höhere Erleuchtung, womit ihn

Gott, wie einen Freund, begnadigte, daß diese Erscheinung ihm darum geworden sei, um ihm anzudeuten, er solle nicht durch das äußere Martertum des Leibes, sondern durch die innere Entzündung des Herzens ganz in ein Bild des Gekreuzigten umgewandelt werden. Als daher die Erscheinung verschwunden war, ließ sie ein wunderbares Feuer in seinem Herzen zurück; aber auch seinem Leibe waren eben so wunderbar die Zeichen eines Gekreuzigten eingedrückt, als wenn sein Fleisch, weichem, geschmolzenem Wachse gleich, die Merkmale eines Siegels angenommen hätte. Es erschienen nämlich so gleich an seinen Händen und Füßen die Abbilder der Nägel ganz so, wie er sie im Gesichte an jenem Gekreuzigten gesehen hatte. Beide Glieder waren in ihrer Mitte mit Nägeln durchbohrt, so daß deren Köpfe an der innern Handfläche und am äußern Teile der Füße rund und schwarz hervor standen, während ihre langen Spitzen an der entgegengesetzten Seite gekrümmt und wie umgeschlagen aus dem Fleische hervorragten. Dabei war auch die rechte Seite wie mit einer Lanze durchbohrt und mit einer roten Narbe umzogen, und das Blut drang öfters aus der Wunde und befeuchtete sein Kleid.

Die soeben mit den Worten des hl. Bonaventura beschriebene Einprägung der fünf Wundmale unseres Herrn ist eine der bewährtesten geschichtlichen Thatsachen. Diese gnadenvoll mitgeteilten Wundmale wurden von mehrern Personen, unter andern auch von dem nachmaligen Papste Alexander IV. gesehen und berührt, nach dem Tode des Heiligen von unzählbaren Volksmassen betrachtet und ehrfurchtsvoll geküßt. Über allen diesen geschichtlichen Belegen steht jedoch das allerhöchste, unabweisliche Ansehen der hl. Kirche. Nicht zufrieden, wie seine Vorgänger Gregor IX., Alexander IV., Nikolaus III., durch eine besondere Bulle die Wahrheit dieser wunderbaren Einprägung der Wundmale zu bestätigen, verordnete Papst Benedikt XI. zum Andenken an dieselbe ein jährliches Fest am 17. September, und Paulus V. dehnte die Feier desselben auf die ganze katholische Kirche aus. — Vermessenheit wäre es, eine ähnliche Gunstbezeugung zu beanspruchen oder hochmütigen Geistes anzustreben; allein Pflicht der Dankbarkeit ist es für jeden Christen, durch öftere und andächtige Betrachtung des Leidens Christi die hl. fünf Wunden seinem Herzen einzuprägen und so das Feuer der Liebe zum Gekreuzigten immer mehr zu entflammen. Lehrt uns ja doch die Kirche, zu Maria, der Schmerzensmutter, flehen:

Drücke deines Sohnes Wunden,
So wie du sie selbst empfunden,
Tief in unsre Herzen ein.

110) Die hl. Margareta, Märtyrin zu Antiochien, vom heidnischen Stadtpräfekten Olybrius um ihren Glauben befragt, antwortete fest und mutig, daß sie eine Christin sei. „Wie!" rief der Präfekt, ob des kühnen Bekenntnisses entrüstet, „schämst du dich nicht, eine Christin zu sein? Bist du noch thöricht genug, einen Menschen für Gott zu halten, der als Missethäter zwischen zwei Mördern am Kreuze sein Leben endete?" „Woher weißt du," fragte nun die edle Jungfrau, „daß Jesus Christus, den ich als meinen Gott anbete, ans Kreuz geheftet wurde?" — „Das berichten ja eure Evangelien, ich selbst habe es gelesen," entgegnete Olybrius. „Wohl wahr," versetzte Margareta; „aber lies darin weiter. Dieselben Bücher, die vom Leiden und Kreuzestod meines Erlösers berichten, erzählen auch, daß er am dritten Tage von den Toten auferstanden und aus eigener

Kraft in den Himmel aufgefahren ist, woselbst er sitzet zur Rechten Gottes seines Vaters. Schämet ihr euch vielmehr, die ihr nur Augen habet für die Schmach Jesu Christi, meines Gottes und Erlösers, für seine Verherrlichung aber und den Glanz seiner Gottheit blind seid. Ich glaube an die Gottheit Jesu Christi, nicht weil er gelitten hat und gestorben ist, sondern weil er aus eigener Macht glorreich aus dem Grabe hervorgegangen. Darum gehört ihm mein Herz, und hätte ich tausend Leben, gern würde ich sie ihm zum Opfer bringen."

112) Der Ölberg, wo Jesus sein bitteres Leiden mit der Todesangst und seine ewige Freude mit der Himmelfahrt begann, liegt östlich von Jerusalem jenseits des Baches Cedron. Am Fuße des Ölberges befindet sich der Garten Gethsemane; noch stehen mehrere Ölbäume, welche von der Bedrängnis, von dem Gebete und dem Blutschweiß unseres Herrn Zeugen gewesen sind. Der Berg selbst hat drei Gipfel, von denen der mittlere am höchsten sich erhebt. Auf diesem Gipfel fuhr Jesus gen Himmel, indem er den Abdruck, die Spur seiner hl. Füße zurückließ. Der hl. Hieronymus schreibt als Augenzeuge (de locis Hebraicis), daß die eingeprägten Fußstapfen des Herrn zu seiner Zeit noch gezeigt wurden. Gegenwärtig ist nach dem Zeugnisse von verschiedenen Reisenden nur noch der linke Fußstapfe zu sehen; den rechten sollen die Türken um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts hinweggenommen haben und heutzutage noch in ihrer Moschee bewahren und verehren. Der jetzt noch vorhandene Fußstapfe ist wohl erhalten: ein Mauerwerk umgiebt ihn, damit man nicht darüber gehe, und ein türkischer Mönch bewacht ihn. Dieser hat kleine viereckige Steine bei sich, womit er die heil. Spur berührt, um dieselben gegen ein kleines Geschenk den frommen Pilgern zu überreichen. — Nach dem Berichte des Paulinus von Nola, des ehrwürdigen Beda, so wie auch des hl. Hieronymus (in dem oben angeführten Werke) sollen die Baumeister, als sie über der Himmelfahrtsstätte eine Kirche errichteten, an der Seite, von welcher der Heiland zum Himmel fuhr, das Gewölbe nicht haben schließen, noch den Boden mit Mosaik belegen können. An der Stelle dieser Kirche steht jetzt eine baufällige türkische Moschee, worin die Katholiken, die Griechen und Armenier am Himmelfahrtstage, nachdem sie dieselbe vorher gereinigt haben, das hl. Meßopfer feiern.

113) Die hl. Katharina von Siena verpflegte aus Liebe zu Jesus längere Zeit eine alte Witwe, die an einem schauderhaften Brustkrebs litt. Obgleich dieser Schaden einen so unausstehlichen Geruch verbreitete, daß niemand mehr dem Schmerzenslager der armen Kranken nahe treten mochte, so verblieb doch Katharina Tag und Nacht bei ihr, wusch und verband ihre Wunden ohne das mindeste Anzeichen von Ekel oder Widerwillen. Anfangs war Andrea (so hieß die Kranke) hocherstaunt und entzückt über die Geduld ihrer frommen Wärterin; bald aber bemächtigte sich ihrer eine unwiderstehliche Abneigung gegen dieselbe. Sie mutete ihr die allerschlimmsten Absichten zu und ging in ihrem Unwillen und unnatürlichen Hasse so weit, daß sie die Heilige bei allen, die zu ihr kamen, auf die frechste Weise verdächtigte und durch schlau ersonnene Verleumdungen um den Ruf der Tugend und Jungfräulichkeit zu bringen suchte. Es gelang ihr dieses wirklich so gut, daß selbst die Schwestern des dritten Ordens vom hl. Dominikus, dem Katharina angehörte, gegen die Unschuldige Partei ergriffen. — Unterdessen fuhr Katharina

fort, ihrer Verleumderin unverdrossen und ohne jegliche Klage die gewohnten Dienste zu leisten. Am Abende pflegte sie sich in ihr stilles Gemach zurückzuziehen und da vor dem Bildnisse des Erlösers ihr beklommenes Herz auszuschütten. „Mächtiger Herr!" betete sie dann unter häufigen Thränen, „geliebter Bräutigam meiner Seele! Du weißt, wie zart und gebrechlich der Ruf der Jungfräulichkeit ist. Hilf mir, der Du meine Unschuld kennst; gieb nicht zu, daß irgend eine Makel an meinem Namen hafte, die deiner Braut ungeziemend wäre." Als sie einstens in dieser Weise gebetet hatte, erschien ihr der göttliche Erlöser, in der rechten Hand ein goldenes, mit Perlen und Edelsteinen geschmücktes Diadem, und in der linken eine Krone von Dornen haltend, und sprach zu ihr: „Meine Tochter, wisse, daß du diese beiden Kronen je zu verschiedenen Zeiten tragen mußt; wähle diejenige, welche dir mehr gefällt. Nimmst du in dieser Welt die Dornenkrone, so behalte ich dir die goldene für das andere Leben vor; wählst du aber die goldene Krone jetzt, so wirst du nach deinem Tode die Dornenkrone bekommen." Katharina erwiderte: „Schon lange, Herr, habe ich meinem Willen entsagt, um einzig dem deinigen zu folgen; es steht mir keine Wahl zu. Aber da Du mir zu reden gebietest, so will ich mich immer in diesem Leben nach deinem heil. Leiden richten und aus Liebe zu Dir mit Freuden alle Prüfungen erdulden." Alsdann nahm sie aus der Hand des Erlösers die Dornenkrone und drückte dieselbe so kräftig auf ihr Haupt, daß sie davon tiefe Wunden bekam, welche ihr mehrere Tage hindurch heftige Schmerzen verursachten. Da sprach der Heiland liebreich zu ihr: „Alles ist in meiner Macht; ich habe dieses Ärgernis zugelassen, ich kann es auch sehr schnell wieder heben. Fahre nur fort der Kranken zu dienen." Mit diesen Worten verschwand der himmlische Bräutigam, und die mit Dornen gekrönte Braut fühlte sich überglücklich.

Ermutigt und gestärkt kehrte nun die Heilige zur Kranken zurück und freute sich, neuerdings die Zielscheibe ihrer Vorwürfe und Verdächtigungen zu sein. Als kurz darauf ihre eigene Mutter, von der üblen Nachrede in Kenntnis gesetzt, für die Ehre der Tochter und ihres ganzen Hauses besorgt, derselben die fernere Verpflegung der undankbaren Kranken mit Androhung der Verstoßung untersagte, warf sich ihr Katharina zu Füßen und bat und beschwor dieselbe, mit Hinweisung auf Jesus, den Gekreuzigten, so lange und so eindringlich, daß sie endlich gerührt nachgab und Verbot und Drohung zurücknahm. — Solche Liebe zum Leiden und solchen Edelmut wollte Jesus schon hienieden nicht länger unbelohnt lassen. Andrea war sehr erstaunt, an der Dienerin Gottes, ungeachtet aller Beleidigungen, die sie derselben zugefügt hatte, nicht die geringste Abnahme der Dienstwilligkeit, nicht die mindeste Spur von Unruhe oder Gereiztheit zu entdecken. Sie begann ihre Fehler einzusehen und empfand darüber einen um so lebhaftern Schmerz, je mehr Großmut und Standhaftigkeit Katharina in ihrer Liebe zeigte. Ein Traumgesicht, in welchem sie ihre hl. Wärterin strahlend von himmlischem Glanze ihr Zimmer betreten sah, vollendete die gänzliche Umwandlung der Kranken. Sie seufzte, sie bat Katharina um Verzeihung und versprach Genugthuung. Was Andrea versprochen, das hielt sie auch getreulich: sie leistete öffentlich Widerruf und hörte fortan nicht auf, die Reinheit und Heiligkeit Katharinas zu preisen. (Aus der Lebensgeschichte.)

114) Möchten wir beim Gedanken an die Vergänglichkeit aller irdischen Pracht und Herrlichkeit stets der Worte uns erinnern, welche Papst Klemens XI. nach dem Empfange der hl. Sterbesakramente an seinen Neffen, den Kardinal Albani, richtete: „Siehe da, wie alle Ehren und Hoheiten dieser Welt enden! Nichts ist groß, was nicht in Gottes Augen groß ist! Strebe niemals nach einer andern, als nach dieser heiligen und wahren Ehre."

115) Ludwig von Granada erzählt von einem heiligen Manne, der bei jedem Stundenschlage zu sagen pflegte: „O mein Gott, wiederum ist eine Stunde verflossen von den wenigen, welche die Zeit meines Lebens ausmachen; eine Stunde, von der ich dir Rechenschaft geben muß."

116) Im Leben der Altväter begegnen wir folgender Geschichte. — Ein Jüngling hatte den Entschluß gefaßt, in der Abgeschiedenheit eines Klosters Gott zu dienen. Seine Mutter versuchte das Unmögliche, ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Tag und Nacht bestürmte sie ihren Sohn mit Bitten, Klagen und Thränen. Allen diesen mütterlichen Zudringlichkeiten setzte der standhafte Jüngling das Eine: „Ich will meine Seele retten" entgegen, und die Mutter, welche übrigens fromm und gottesfürchtig war, gab demselben endlich die Erlaubnis und ihren Segen dazu. — Der Jüngling trat also ins Kloster, verlor aber bald seinen ersten Eifer und führte ein laues, pflichtvergessenes Leben. Nach einiger Zeit starb seine Mutter, und auch er fiel in eine schwere Krankheit. Im Verlaufe derselben wurde er eines Tages im Geiste vor Gottes Richterstuhl geführt. Daselbst sah er seine selige Mutter unter den Auserwählten, sich selbst aber denjenigen beigesellt, auf welche das Urteil der Verdammung wartete. Jetzt wandte sich seine verklärte Mutter mit heiliger Entrüstung zu ihrem unwürdigen Sohne; ihr zürnender Blick drang ihm wie ein Dolch ins Herz. „Sohn!" rief sie, „Sohn, was ist das? Hast du so geendet? Was bedeuteten jene Worte: Ich will meine Seele retten? Bist du ins Kloster gegangen, um verdammt zu werden?" Bestürzt und auf das tiefste beschämt, vermochte der Angeredete weder seinen Blick zu erheben, noch ein Wort der Entschuldigung vorzubringen. — Als er gleich darauf wiederum zu sich kam, beherzigte er das warnende Gesicht, und nachdem er sich von seiner Krankheit erholt hatte, begann er das strengste Bußleben. Wenn ihm in der Folge seine Mitbrüder und Freunde hin und wieder zuredeten, er möchte doch seine Strenge mäßigen, pflegte er zu antworten: „Konnte ich den Anblick und Verweis meiner seligen Mutter nicht ertragen, wie werde ich dereinst am Tage des Gerichtes den Anblick und die Vorwürfe meines göttlichen Richters ertragen können?"

117) Die einen gehen in das ewige Leben, die andern in die ewige Pein! Entsetzliche Trennung! Wen erfaßt nicht heilsamer Schrecken beim bloßen Andenken an dieselbe? Dort werden Kinder von ihren Eltern, Brüder von ihren Schwestern, Freunde von ihren Freunden, Zöglinge von ihren Lehrern . . . mit unwiderstehlicher Gewalt geschieden, auf ewig geschieden. Den Schmerz dieser Trennung lindert keine Hoffnung des Wiedersehens: eine unübersteigliche, unendliche Kluft trennt in alle Ewigkeit Herzen, welche hienieden durch die innigsten, unauflöslichsten Bande vereint waren. Vermessenheit wäre es, die Gefühle zu beschreiben, welche in diesem furchtbaren Augenblicke der Trennung das Herz der Verdammten zerreißen; Vermessenheit, den letzten Blick zu schildern, welchen verworfene Kinder,

Brüder, Schwestern . . . ihren verklärten Eltern, Geschwistern zuwerfen; Vermessenheit, die Worte zu bezeichnen, womit dieselben ihren Schmerz und ihre Verzweiflung ausdrücken werden. Das ist unbeschreiblich, unaussprechlich.

Der Gedanke an diese schreckliche Trennung führte einen greisen Gottesleugner (Delauro-Dubez) zum Glauben an Gott und seine hl. Kirche und zur hochherzigen Ausübung der schönsten christlichen Tugenden. Er selbst erzählt seine Bekehrung in der Einleitung zu seinem apologetischen Werke („der bekehrte Atheist") folgendermaßen. Ich hatte bereits vier und sechzig Jahre im Unglauben verlebt, als ich während meines Aufenthaltes zu Montpellier auf einem einsamen Spaziergange in der Umgebung dieser Stadt meine Gedanken, ich weiß nicht durch welchen geheimen Zug veranlaßt, den seligen Tagen meiner Kindheit zuwendete, wo meine gute Mutter noch lebte und mir als schützender Engel zur Seite stand. Mit Herzensfreude und tiefer Rührung erinnerte ich mich der Verstorbenen, und die auffallendsten Züge ihres schönen, ganz der Liebe und Mildthätigkeit geweihten Lebens zogen nach einander an meinem Geiste vorüber. Es war mir, als sähe ich sie noch die Kranken und Gefangenen trösten, die Thränen der Weinenden trocknen, den Bedürfnissen verschämter Armen abhelfen, sich selbst vergessend, den Dürftigen, die sie als ihre gemeinsame Mutter betrachteten, Kleider und Mundvorräte mitteilen, die für die Familie bestimmt waren. Wie süß waren die Thränen, die ich bei dieser Erinnerung an meine zu früh verstorbene Mutter vergoß! Aber als ich hierauf einen Blick in mein Inneres warf, wie ganz anders ward es mir da zu Mute! Gewissensbisse erfüllten mein Herz mit Bitterkeit, und trostlose Gedanken verwirrten meinen Geist. „O beste Mutter!" sprach ich bei mir selbst, „sollte wirklich die glückselige Ewigkeit, von der du mir so oft gesprochen, für dich schon begonnen haben? Und ich — sollte ich meiner ungläubigen Gesinnung wegen verdammt, ewig von dir getrennt werden? Sollte ich für immer und ewig gezwungen sein, den Gott zu lästern und zu verfluchen, der dein Verdienst anerkannt und als der unendlich Gerechte mit einer Seligkeit ohne Maß und Schranken belohnt hat? . . . Ganz in diese Gedanken versenkt, hatte ich mich, ohne es zu bemerken, der Seminarkirche genahet. Gleichsam wider Willen warf ich mich vor dem Gitter, welches den Vorhof derselben vom Schiffe trennt, auf die Kniee und betete laut: „O Gott meiner Mutter! wenn du wirklich bist, wenn du, wie sie mir beteuerte, die höchste Wahrheit, Weisheit und Güte bist, wenn du mich für dich geschaffen hast und das redliche Verlangen eines unglücklichen Herzens kennst, so bitte und beschwöre ich dich, reich mir deine allmächtige Hand, offenbare dich deinem Geschöpfe, sei ihm Licht und Leben, zeige ihm den Weg, auf dem es zu dir gelangen kann." — Meine Aufregung war außerordentlich: reichlich flossen meine Thränen. Nach einigen Augenblicken ward es wieder ruhiger in meiner Seele, und ich stand auf mit dem aufrichtigen Entschlusse, redlich nach der Wahrheit zu forschen. — Delauro fand die Wahrheit, umfaßte sie mit gläubigem Herzen und legte durch Wort, Schrift und That Zeugnis für sie ab.

118) „Wer könnte wohl Sünde thun," sagte Papst Klemens, „wenn er stets das Gericht Gottes vor Augen hätte, welches am Ende der Welt unfehlbar statthaben wird?" — Die Heiligen, welche ihr ganzes Leben in strengster Buße zubrachten, zitterten bei dem

bloßen Gedanken an dasselbe. Der hl. Ephrem ruft in einer Predigt über das letzte Gericht aus: „Wer vermag so schreckliche Dinge zu beschreiben, wessen Zunge sie auszusprechen? Der König der Könige wird herabsteigen vom Himmel, wird sich zu Gericht setzen und alle Bewohner des Erdkreises vor seinen Richterstuhl berufen. Bei der bloßen Vorstellung dieser Wahrheit erzittere ich an allen Gliedern und bin nahe daran, in Ohnmacht zu fallen; meine Augen füllen sich mit Thränen, die Stimme versagt mir, meine Lippen beben, meine Zunge stammelt, und meine Gedanken geraten in Verwirrung. Jetzt erfüllt uns ein Donnerschlag mit Angst und Schrecken, wie werden wir alsdann ertragen den Schall der Posaune, welche die Toten ins Leben rufen wird?" — Auch geschah es nicht selten, daß Ephrem, wenn er diese schreckbare Glaubenswahrheit vortrug, innehalten mußte, um seinen Thränen freien Lauf zu lassen. „Ach! wir beschwören dich, Diener Gottes," riefen dann die Zuhörer weinend und seufzend, „rede weiter zu unserer Wohlfahrt und zum Heile unserer Seelen." Da fuhr der Heilige fort, bis die Thränen ihn wieder unterbrachen, und er nicht weiter konnte. — Dieselben Gefühle der Furcht und des Entsetzens ergriffen den hl. Hieronymus bei der Betrachtung des letzten Gerichtes: ihm war, als hörte er unausgesetzt den furchtbaren Schall der Posaune und den Himmel und Erde erschütternden Ruf des Engels: „Stehet auf, ihr Toten, kommet zum Gerichte!"

Welchen Eindruck die ernste Erwägung des Weltgerichtes auf sündige Herzen zu machen im stande ist, beweist die Bekehrung der Sünderin Pelagia. Dieselbe war die ausgezeichnetste Sängerin und Tänzerin Antiochiens und führte zum großen Ärgernis der ganzen Stadt ein sehr ausschweifendes Leben. Eines Tages begab sie sich aus Neugierde und Gefallsucht in die Kirche, wo der hl. Nonnus, Bischof von Edessa, predigte. Die Schrecken des letzten Gerichtes, die Wonnen und Strafen der Ewigkeit bildeten den Inhalt der eifer- und salbungsvollen Rede. Die ganze Versammlung war tiefgerührt und erschüttert; aber keiner vergoß reichlichere Thränen, keiner war mehr durchdrungen von den Schrecknissen des großen Gerichtstages, als eben Pelagia. Im Innersten ganz umgewandelt, warf sie sich nach der Predigt dem hl. Nonnus in Gegenwart mehrerer Bischöfe zu Füßen und flehte um die Gnade der hl. Taufe. Dieselbe ward ihr auch zu teil, nachdem man ihren Reueschmerz erkannt und genugsam erprobt hatte. Hierauf legte Pelagia alles, was sie an Gold und Silber, an Edelsteinen, Schmuck, prächtigen Kleidern und sonstigen Kostbarkeiten besaß, in die Hände des hl. Bischofes und pilgerte sofort in das gelobte Land. Daselbst baute sie sich auf dem Ölberge eine Zelle, deren einziges Fensterchen ihr die Aussicht auf das Thal Josaphat gewährte und so das Andenken an das letzte Gericht in ihrem Geiste beständig auffrischte, bis nach einem in strenger Buße zugebrachten Leben ihr seliger Tod erfolgte.

Den heidnischen Bulgarenkönig Bogoris bewog die bloße bildliche Darstellung des Weltgerichtes zur Annahme des christlichen Glaubens. Schon geraume Zeit hatten christliche Sendboten an der Bekehrung dieses wilden, kriegerischen Fürsten gearbeitet, aber ohne den mindesten Erfolg. Selbst das Beispiel und Zureden seiner am byzantiner Hofe im Christentum unterrichteten Schwester waren nicht imstande gewesen, den heidnischen Sinn ihres Bruders dem wahren Glauben zuzuwenden. Da führte die göttliche Vorsehung Methodius, einen griechischen Mönch, an sein Hoflager, der im Rufe

eines ausgezeichneten Malers stand. Der König hatte soeben den Bau eines prachtvollen Palastes vollendet und beauftragte den willkommenen Künstler, denselben mit Gemälden auszuschmücken. Zugleich äußerte Bogoris den Wunsch, derselbe möchte sich den furchtbarsten Gegenstand der Darstellung wählen, den er nur immer ersinnen könnte. Methodius malte das letzte Gericht in so meisterhaft entworfenen und ausgeführten Scenen und mit so lebhaften Farben, daß der König bei der Enthüllung des Gemäldes fast außer sich geriet. Er bat den Künstler um die Erklärung des Gegenstandes, und nachdem er dieselbe vernommen hatte, zeigte er sich bereit, ein Christ zu werden, und empfing bald darauf mit seinem ganzen Volke die hl. Taufe. (Aus der Kirchengeschichte.)

119) Baltassar, der mächtige König von Babylon, schwelgte mit allen seinen Höflingen und Weibern an üppiger Tafel und trank in freudigem Taumel aus den goldenen und silbernen Gefäßen, die aus dem Tempel des Allerhöchsten zu Jerusalem geraubt waren. Auf einmal erblickte er geheimnisvolle Finger, die an das Getäfel der Wand die Worte schrieben: „Mane, Thekel, Phares." Jetzt verstummte die Freude des Gastmahls. Erschrocken und zitternd rief er die Zeichendeuter herein, und seine Angst nahm zu, als diese die geheimnisvolle Schrift nicht zu entziffern vermochten. Auf des Königs Geheiß erschien auch Daniel, der Prophet, und gab die Deutung der Worte: Mane, gezählt hat Gott die Tage deines Reiches; Thekel, gewogen wurdest du und zu leicht erfunden; Phares, geteilt wird dein Reich und den Persern gegeben. — Noch in derselben Nacht ging das Strafgericht in Erfüllung: Babylon wurde erobert, der König ermordet, und das Reich unter die Meder und Perser geteilt. — Wie viele Sünder gleichen diesem unglücklichen Fürsten! Sie halten köstliche Tafel, trinken den Becher unerlaubter Freude und jubeln und frohlocken, als ob sie tausend Jahre zu leben hätten; und schon schreibt die Hand der göttlichen Gerechtigkeit das erschreckliche Mane, Thekel, Phares. Gezählt sind ihre Tage, gewogen ihre Werke und zu leicht befunden, geteilt, abgeschnitten ist ihr Lebensfaden; und ehe sie sich versehen, stellt sie der Tod vor den allwissenden, unerbittlichen Richter. Welche Überraschung! Welcher Schrecken!

120) Ein frommer Erzbischof in Frankreich hatte in seinem Schlafzimmer, an seinem Betstuhle, ja sogar in seinem Wappen die Worte geschrieben: „An einem Faden hängt das Leben, an dem Leben hängt der Tod, an dem Tode die Ewigkeit." Möchte auch uns dieser heilsame Spruch immerfort vor Augen schweben!

121) Ein schönes Zeugnis liefert uns derselbe hl. Lehrer an jener Stelle seiner Bekenntnisse (Bch. 9. Hpst. 13.), wo er vom Hintritte seiner Mutter Monika Meldung thut. „Obgleich meine Mutter," so betet er zu Gott, „so lebte, daß in ihrem Glauben und in ihrem sittlichen Wandel dein Name vielfach gepriesen wurde, so darf ich doch nicht sagen, daß von der Zeit an, wo du sie durch die Taufe erneuertest, kein Wort gegen dein Gebot aus ihrem Munde kam . . . Darum flehe ich dich jetzt um der Sünden meiner Mutter willen an . . . Vergieb sie, o Herr, vergieb sie, ich bitte dich, gehe nicht mit ihr ins Gericht . . . Als der Tag ihrer Auflösung nahe war, empfahl sie nur Eines, daß wir ihrer beständig gedenken möchten an deinem Altare, an welchem sie beständig gedient hatte."

Diesen und vielen andern Stellen des hl. Augustin zufolge durfte der gottselige Bischof von Amiens, Fenelon de la Motte, ohne Bedenken einer vornehmen englischen Dame, Lady Stafford, welche ihm einige Zweifel hinsichtlich des Fegfeuers vorlegte, nachstehende Antwort und Anweisung geben. „Lady, Sie kennen den protestantischen Bischof von London und haben von ihm öfter schon mit Vertrauen gesprochen. Wohlan, legen Sie ihm gelegentlich vor, was ich Ihnen sage: Der Bischof von Amiens hat mir etwas gesagt, was mich in Erstaunen setzen muß; nämlich dies, daß er selber Protestant werden wolle, wenn Sie leugnen können, daß der hl. Augustin, den auch wir, wie er, als eines der größten Lichter der Kirche ansehen, das hl. Meßopfer dargebracht und für Verstorbene, namentlich für seine Mutter gebetet habe. — Es ist leicht erklärlich, weshalb der anglikanische Prälat es für geratener hielt, auf diese ihm schriftlich gemachte Mitteilung eine entsprechende Antwort schuldig zu bleiben. Dieser Umstand war gleichsam der erste Anstoß, welcher besagte Dame zur katholischen Kirche hintrieb, in welcher sie nach abgeschworenem Irrglauben bis zu ihrem Tode ein erbauliches Muster für Frankreichs und Englands Frauen wurde. (S. Herbst, Exempelbuch, Bd. 1. S. 325.)

122) Der hl. Vinzenz Ferrerius aus dem Orden des heil. Dominikus, von Geburt ein Spanier, durchreiste als Verkündiger des göttlichen Wortes nicht nur verschiedene Provinzen seines Vaterlandes, sondern auch Frankreich, Italien, Flandern, England, einige Gegenden von Deutschland und andere Länder. Überall drängte man sich zu seinen gottbegeisterten Predigten, und obschon er nur seiner Muttersprache kundig war, so wurde er dennoch allenthalben und von allen seinen Zuhörern, vom Kinde bis zum Greise, so vollkommen verstanden, als hätte er in ihrer eigenen Sprache zu ihnen geredet. — Der hl. Antonius von Padua predigte zu Rom vor allem Volke und wurde von allen Zuhörern, welcher Nation dieselben immer angehören mochten, verstanden. — Vom hl. Franz Xaver, dem Apostel von Indien und Japan, berichten die Akten seiner Heiligsprechung, er habe die Sprache mehrerer Völker so fertig und richtig gesprochen, als wäre er bei ihnen geboren und erzogen worden. Es begab sich auch mehrmal, daß, wenn Leute von verschiedenen Nationen zu gleicher Zeit ihn predigen hörten, jeder in seiner eigenen Sprache ihn verstand. In der Lebensbeschreibung dieses Heiligen findet sich die besonders merkwürdige Thatsache verzeichnet, daß er, von zwölf und mehrern Personen zugleich um Verschiedenes befragt, durch eine einzige Antwort allen zugleich auf ihre Fragen genügenden Bescheid gab. — (Mehrere die Gabe der Sprachen betreffende Beispiele sieh bei Görres, Christl. Mystik, 2. Bd. S. 191 u. ff.)

Viel häufiger, als der Sprachengabe, begegnen wir in allen Jahrhunderten der Gabe, Wunder zu wirken, d. h. der Wundergabe im eigentlichen Sinne. Mit Übergehung der ersten christlichen Jahrhunderte, wo der hl. Gregor mit dem Beinamen „der Wunderthäter“ nach dem Zeugnisse des hl. Basilius durch sein gläubiges Gebet einen Berg von der Stelle rückte, um Platz für den Bau einer Kirche zu gewinnen; wo dem Berichte des hl. Athanasius und Hieronymus gemäß der hl. Einsiedler Antonius die Wüsteneien Ägyptens, und der hl. Hilarion, vor dem Rufe seiner eigenen Heiligkeit fliehend, mehrere Länder, die er durchzog, zum Schauplatz erstaunlicher Wunderwerke machten; wo Simeon, der Stylite, durch sein Leben, das selbst ein

beständiges Wunder war, das ganze Morgenland in Erstaunen setzte; wo der hl. Martin, Bischof von Tours, der hl. Ordensstifter Benedikt, der hl. Patritius, Apostel von Irland, auch das Abendland weit und breit mit dem Glanze ihrer Wunder erfüllten; wo der heil. Augustin, der Apostel von England, so außerordentliche Thaten verrichtete, daß der hl. Papst Gregor der Große kein Bedenken trug, dieselben mit den Wundern der Apostel zu vergleichen — mit Übergehung aller dieser und unzähliger anderer Wunderthäter der frühern Zeit erwähnen wir vorzugsweise des hl. Bernardus, der im zwölften Jahrhunderte durch seine Wundergabe allgemeines Aufsehen erregte. Auf seiner Reise durch Italien, wo er am Konzilium von Pisa teil nehmen sollte, begann eine fast ununterbrochene Reihe von Wunderwirkungen. Kranken aller Art gab er die Gesundheit, Blinden das Gesicht, Lahmen den Gebrauch ihrer Glieder, Besessenen die Freiheit wieder. Als er später auf den Befehl des Papstes nach Deutschland gegangen war, um daselbst den Kreuzzug zu predigen, wiederholten sich dieselben Wunderzeichen. Von Konstanz bis Straßburg und den Rhein hinunter nach Worms und Speier, dann über Oppenheim, Kreuznach, Koblenz, Bonn nach Köln und von da bis in sein Kloster zurück war es eine aneinanderhängende Kette von Wundern. Überall umdrängte ihn das Volk in ungeheuern Massen; in der Kirche, auf den Straßen, im Hause fand er sich von demselben umlagert. Von nah und fern wurden ihm alle Kranken zugeführt, daß er sie berühre, das Kreuzzeichen über sie mache und den Segen über sie spreche. Oft war das Gedränge so groß, daß man die Kranken an ein Fenster seines Wohnzimmers hinaufhob, die dann bisweilen, nachdem sie nur den Saum seines Gewandes berührt hatten, unverzüglich genasen. Mit einem Worte, der wunderbaren Heilungen geschahen so viele, daß seine Reisegefährten, die ein Tagebuch darüber führten, nicht ausreichen konnten, dieselben aufzuzeichnen. (S. Geschichte des heil. Bernhard von Ratisbonne u. das Verzeichnis der Wunder bei den Bollandisten 20. August S. 328 ff.)

Im fünfzehnten Jahrhundert traten unter andern der heil. Vinzenz Ferrerius, von dessen Sprachengabe bereits die Rede war, und der hl. Franz von Paula, Stifter des Ordens der Minimen, als Wunderthäter auf. Der erstere erweckte zu Salamanka im Angesichte einer ganzen Volksmenge einen Toten wieder zum Leben; der letztere wirkte ein gleiches Wunder zu Cosenza an dem Sohne seiner Schwester. Derselbe lag bereits zwei Tage im Sarg, als Franz den Leichnam in seine Zelle tragen ließ und sofort zum Gebete sich begab. Bald kehrte dem Verstorbenen das Leben, und der trostlosen Mutter ihr Sohn in jugendlicher Kraft wieder zurück. Die Bollandisten liefern den geschichtlichen Nachweis von sechs fernern Totenerweckungen dieses frommen Dieners Gottes, der auch durch viele andere Wunderwerke ganz Italien, Frankreich und die angrenzenden Länder in Erstaunen und Bewunderung versetzte.

Im sechzehnten Jahrhunderte sehen wir den hl. Johannes von Gott, der eine halbe Stunde als rettender Engel der Kranken mitten in den Flammen des brennenden Spitals von Granada weilte, unversehrt aus denselben hervorgehen, den hl. Philippus Neri durch Gebet und Händeauflegen eine große Anzahl Kranker heilen, den hl. Franz Xaver, dessen gleichfalls oben schon erwähnt worden, durch wunderbare Heilungen und Totenerweckungen den christlichen Glauben in Indien und Japan verbreiten und befestigen. Die durch den

hl. Franz Xaver gewirkten Wunder sind so bewährt, daß selbst protestantische Schriftsteller ihn als einen Wundermann betrachten und nur bedauern, daß er nicht einer der Ihrigen war. Nicht minder auffallend war die Wundergabe, welche den seligen Petrus Klaver aus der Gesellschaft Jesu († 1654) und seinen Ordensgenossen, den ehrwürdigen Pater Anchieta, den Apostel von Brasilien († 1597), auszeichnete. Klaver, der den armen Negersklaven Westindiens alles sein wollte, um alle für Christus zu gewinnen, öffnete denselben die Augen des Geistes, nachdem er ihre leiblichen Augen erschlossen, heilte den Aussatz ihrer Seele, nachdem er durch höhere Kraft den leiblichen geheilt, führte sie zum Besitze des ewigen Lebens, nachdem er ihnen das zeitliche wunderbar erhalten oder wiedergeschenkt hatte.*) — Bei Anchieta drängte sich so sehr Wunder an Wunder, daß er, wie ehemals der hl. Gregor von Neocäsarea, dessen oben Erwähnung geschah, den Namen „Wunderthäter" erhielt. Seine Wundermacht äußerte sich besonders durch seine erstaunliche Herrschaft über die Elemente und die gesamte Tierwelt. Hier nur einige Züge beispielsweise. — Eines Tages stand Anchieta in Betrachtung versunken am Meeresstrande. Die Flut kam näher, Anchieta rührte sich nicht; bald umflossen ihn die Wogen, aber kein Tropfen benetzte ihn. — Ein anderes Mal fuhr der Wundermann in einem Nachen. Es war Windstille, und eine unerträgliche Sonnenhitze belästigte die Schiffsleute. Da erblickte Anchieta am nahen Ufer einige Vögel und sprach zu ihnen: „Gehet, holet eure Kameraden und machet uns ein wenig Schatten!" Sogleich entfernen sich dieselben gehorsamst, kehren aber nach kurzer Frist in gedrängter Schar zurück, bilden über dem Schiffe einen dichten Sonnenschirm und wehen den erstaunten Schiffern mit freundlichem Flügelschlag sanfte Kühlung zu. — Bei einer andern Gelegenheit beklagten sich einige Fischer über die ungünstige Witterung und die ungestüme See, die ihnen den Fischfang unmöglich mache. Anchieta hieß sie mit ihm zum Gestade gehen. „Was für Fische wünschet ihr denn heute zu fangen?" fragte er sie daselbst ernst und freundlich. Mit launigem Scherze nannten sie eine Art von Fischen, die an dieser Uferstrecke gar nicht vorkam. Anchieta bezeichnete den Ort, wo sie dergleichen bekommen würden. Und wirlich fanden sich daselbst sogleich eine Menge benannter Fische ein, daß sie dieselben mit der Hand fangen konnten. (Mehreres siehe in seiner Lebensgeschichte und bei Juventius, hist. Soc. Jesu P. 5. lib. 23.) Diese Wunderkraft war nicht fruchtlos; sie verschaffte dem Apostel Ansehen bei den Wilden und seinen Worten Glauben. — Ungefähr zur selben Zeit lebte in Katalonien ein heiliger Laienbruder der Rekollekten in Horta, Salvator ab Horta genannt († 1567), der die Gabe der Wunder in einem wahrhaft erstaunlichen Grade besaß. Drei Tote brachte er ins Leben zurück, nebst vier andern, die schon in den letzten Zügen lagen. Drei und zwanzig Lahme wurden von ihm durch das bloße Kreuzzeichen aufgerichtet. Unzählige Kranke aller Art erfreuten sich durch ihn ihrer Gesundheit wieder. (So Görres, Mystik Bd. 2. S. 212.)

Auch das achtzehnte Jahrhundert hat seine Wunder aufzuweisen. Mehrere dergleichen werden uns berichtet von dem hl. Franz von

---

*) „Viele von den Ärzten aufgegebene Kranke machte er plötzlich gesund; vielen gab er das Augenlicht wieder; drei Tote erweckte er zum Leben." So heißt es in den kirchlichen Tagzeiten auf sein Fest, 9. Sept.

Hieronymo aus der Gesellschaft Jesu und dem hl. Alphons Maria von Liguori, dem Stifter der frommen, allenthalben segensreich wirkenden Kongregation vom allerheiligsten Erlöser, welche beide vom Papst Gregor XVI. am Dreifaltigkeitssonntage des Jahres 1839 in die Zahl der Heiligen aufgenommen wurden. Beiden wurde, wie die kirchlichen Tagzeiten bezeugen, nebst der Heilung und Weissagung auch jener wunderbare Vorzug zu teil, daß sie zu gleicher Zeit an zwei verschiedenen Orten anwesend waren. Von letzterm wird erzählt, daß er zur selben Zeit im Beichtstuhle und auf der Kanzel zugegen gewesen sei. Noch auffallender ist aber in dieser Beziehung folgende Thatsache. Am 21. September 1774 ruhte der hl. Alphons zu Arienzo, wo er sich damals befand, wie in einem sanften, aber tiefen Schlummer versunken, in seinem Lehnstuhle. Erst am 22. September gegen 8 Uhr morgens erwachte er und gab mit der Schelle ein Zeichen. Als die herbeieilenden Bedienten ihm bemerkten, es seien bereits zwei Tage, daß er weder gesprochen, noch Speise zu sich genommen, noch irgend ein Lebenszeichen von sich gegeben habe, erwiderte der Heilige: „Ihr redet wahr! aber wisset ihr nicht, daß ich dem Papste, der soeben verschieden ist, Beistand geleistet habe?" Kurz darauf erhielt man die Nachricht, Papst Klemens XIV. sei am 22. September ins bessere Leben übergegangen, genau zu der Stunde, wo Alphons den Tod desselben angekündigt hatte. (So berichten die Biographen des Heiligen, unter andern Giattini, vita del beato Alfonso Maria de Liguori P. 3. cap. 11.)*)

Die Heiligen, welche von Gott mit der Macht Wunder zu wirken, ausgerüstet waren, besaßen auch meistenteils die Gabe der Weissagungen oder Prophezeiungen, öfters auch die Gabe, die Herzen der Menschen zu durchschauen. Es geschah dies letztere vermöge innerer Erleuchtung, oder aber durch äußere, für sie allein wahrnehmbare Zeichen, woran sie die Heiligkeit oder Lasterhaftigkeit der Menschen erkannten. — Der oben genannte hl. Franziskus von Hieronymo entfernte sich einstens plötzlich aus seinem Beichtstuhle, eilte zur Kirche hinaus, blieb auf der Straße stehen, hielt einen ganz fremden Menschen an, der seines Weges daher kam, und rief: Wohin, mein Freund? Der Fremde erwiderte trotzig: „Ich gehe meinen Geschäften nach; was habt Ihr mich zu fragen?" Nicht so, Lieber! sprach Franziskus mit größter Freundlichkeit; sag' es aufrichtig: wo gehst du hin? Der Fremde überhäufte den Heiligen mit Schmähreden und Beschimpfungen; dieser aber ließ sich dadurch nicht irre machen. Kommst du, fragte er mit leiser Stimme, nicht eben vom Lande herein (nach Neapel) und trägst Waffen bei dir, deinen Freund zu ermorden? Bist du nicht bereit, seine und zugleich deine Seele ins ewige Verderben zu stürzen? Der Fremde erstarrte und sprach, wie unwillkürlich: Es ist wahr! Wohlan denn, rief Franziskus, zur Buße, zur Beichte! Willig folgte ihm jener in die Kirche, legte ein reumütiges Bekenntnis seiner Sünden ab und kehrte gänzlich umgewandelt nach Hause zurück. (Herbst Bd. 1.) — Vom hl. Ignatius, dem Stifter der Gesellschaft Jesu, pflegte der hl. Philippus Neri zu sagen: Dieser Diener Gottes besitzt so außerordentliche

*) Von den Wundern, die auf Anrufung der Heiligen geschehen sind und noch geschehen, wird im folgenden Glaubensartikel bei der Heiligkeit der Kirche und im 2. Bande bei der Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien Erwähnung gethan werden.

innere Schönheit, daß sie auch aus seinem Antlitze hervorleuchtet. Dasselbe behauptete er vom hl. Karl Borromäus, dessen Angesicht ihm wie das eines Engels erschien. Die Lasterhaftigkeit, namentlich die Sünde der Unlauterkeit, erkannte er, wie auch der hl. Josef von Kupertino, an einem eigentümlich widerlichen Geruche.

An die Gabe der Weissagungen reihen sich die besondern Offenbarungen oder Visionen, welche sehr vielen Heiligen im Zustande der Verzückung (Ekstase) zu teil wurden. In diesem wunderbaren Zustande schauten sie den göttlichen Heiland, die allerseligste Jungfrau Maria, die Scharen der Engel und Heiligen, die Herrlichkeit des Himmels, mitunter auch die Qualen des Fegfeuers und der Hölle; sie erhielten in jenen seligen Augenblicken der Begnadigung eine so erhabene Kenntnis Gottes und göttlicher Dinge, daß die menschliche Sprache, wie auch der hl. Paulus bezeugt, keine Ausdrücke bietet, um dieselbe andern mitzuteilen. Dabei waren ihre Sinne den äußern Eindrücken verschlossen, ihr Leib oft unempfindlich und regungslos, manchmal von himmlischem Glanze umflossen. Andere Male wurde derselbe von der Seele, die sich wunderbarer Weise zu Gott emporschwang, mit in die Höhe gezogen und so gleichsam im voraus der Vorzüge der einstigen Verklärung teilhaftig. Besonders auffallend zeigte sich diese Gnadengabe in neuerer Zeit am hl. Josef von Kupertino aus dem Orden der Minoriten, der im Jahre 1663 starb und erst nach der schärfsten Untersuchung und Prüfung aller jener wunderbaren Erscheinungen unter die Zahl der Heiligen versetzt wurde. Oftmals sah man denselben während der Entzückung in die Höhe erhoben, in betender Stellung einem Kreuzbilde, dem Bildnisse der seligsten Jungfrau oder anderer Heiligen, namentlich aber dem Tabernakel zufliegen und daselbst längere Zeit mitten unter brennenden Kerzen anbetend verharren, ohne daß sein Kleid Feuer fing. Herzog Friedrich von Braunschweig, der eigens nach Assisi gereist war, um den Heiligen kennen zu lernen, wohnte eines Tages dessen Messe bei. Während der Aufhebung der hl. Hostie sah er den Diener Gottes eine Viertelstunde lang mit aufgehobenen Händen eine Spanne hoch vom Fuße des Altares erhoben. Der protestantische Fürst wurde durch diesen Anblick zu Thränen gerührt und bewogen, in den Schoß der katholischen Kirche zurückzukehren. (Vgl. Görres, Christl. Myst. 2. Bd.)

Eine ausführlichere Darstellung aller wunderbaren Gnadengaben würde allzuweit führen. Hielte es der Katechet vorkommenden Falls für zweckmäßig, diesen Gegenstand einläßlicher zu besprechen, so wäre es zum wenigsten sehr geraten, dabei die mahnende Bemerkung nicht zu unterlassen, die wahre Heiligkeit bestehe nicht in dergleichen außerordentlichen Begnadigungen, für die man allerdings Gott dankbar sein soll, sondern in der Ausübung der christlichen Tugend durch pünktliche Erfüllung der göttlichen Gebote und der Standespflichten. Er mag ferner beifügen, daß jene, die nach solchen streben, oder sie von Gott begehren, deutlich genug zeigen, daß es ihnen an Einfalt und Demut des Herzens mangelt, da sie sich sonst derselben gänzlich unwürdig halten würden. Der hl. Philippus Neri, obwohl in dieser Beziehung ganz besonders begnadigt, sagte dennoch: „Wer innere Gesichte und Entzückungen sucht, der weiß wahrlich nicht, was er sucht." Derselbe behauptete, es sei schwer, göttliche Offenbarungen zu erhalten und dabei nicht aufgeblasen zu werden; schwerer, sich derselben für minder würdig zu halten; am allerschwersten, sich

für gänzlich unwürdig anzusehen; und schon viele, welche nach solchen geistlichen Genüssen trachteten, seien elend zu Grunde gegangen. Überdies wiederholte er öfters, wer ohne Flügel fliegen wolle, den müsse man bei den Füßen herniederziehen, damit er nicht in die Schlingen des Satans gerate. Man bestrebe sich allerdings, den Willen Gottes zu erkennen, und bitte deshalb den hl. Geist um Erleuchtung, folge dabei aber den beiden Leuchten, die Gott einem jeden gegeben, der Vernunft und dem Glauben, welcher uns durch die hl. Kirche verkündet wird. Wer hingegen will oder begehrt, daß Gott ihm unmittelbar oder auch vermittelst anderer, selbst hochbegnadigter Personen, seinen Willen auf wunderbare Weise kund thue, der setzt sich nach dem Urteile des hl. Johannes vom Kreuze der Gefahr aus, getäuscht zu werden und eine Sünde der Vermessenheit zu begehen.

123) Der hl. Maria Magdalena von Pazzis aus dem Karmelitenorden zeigte Gott einstens in der Entzückung alle, auch die geringsten Fehler und Mängel, welche sie in ihrem ganzen Leben begangen hatte. Bei diesem Anblicke brach die Heilige in laute Klagen aus und sprach: „Gerne, mein Gott! würde ich in die Hölle gehen, wenn ich dadurch bewirken könnte, daß ich dich nie beleidigt hätte.“ Und doch war Maria Magdalena von Pazzis keine so große Sünderin. Sie hatte niemals eine schwere Sünde begangen, und selbst die läßlichen vermied sie mit ängstlicher Sorge. Sie erschauderte beim bloßen Namen der Todsünde und konnte sich kaum erwehren, laut aufzuschreien. Sie hatte einen solchen Abscheu davor, daß es ihr unmöglich schien, daß ein Christ mit Vorbedacht Gott beleidigen könnte. Fünfzehn Tage vor ihrem Hintritte sprach sie zu ihren Mitschwestern: „Ich scheide nun aus diesem Leben, und noch scheint es mir ganz unbegreiflich, wie ein Geschöpf seinen Schöpfer und besten Vater durch eine schwere Sünde vorsätzlich beleidigen könne.“ (Aus dem Leben der Heiligen bei den Bollandisten.)

124) Diese Gabe der Frömmigkeit zeigte sich am hl. Aloysius, dem Schutzpatron der studierenden Jugend, schon im zartesten Alter. Früher verstand er es, mit Gott, als mit den Menschen, sich zu unterhalten. Vom siebenten Jahre an machte er es sich zur Gewohnheit, die Tagzeiten der allerseligsten Jungfrau und die sieben Bußpsalmen täglich auf den Knieen zu beten, und blieb dieser Übung sein ganzes Leben hindurch treu. In allen seinen Andachtsübungen war Aloysius so gesammelt, daß er, als sein Gewissensrat ihn befragte, ob er im Gebete Zerstreuungen erfahre, nach einigem Nachdenken die merkwürdige Antwort gab: „Wenn man die Zerstreuungen, welche ich innerhalb sechs Wochen gehabt habe, zusammennähme, so würden sie beiläufig die Zeit betragen, welche man braucht, um ein Ave Maria zu beten.“ Der Verkehr mit Gott war ihm gleichsam zur zweiten Natur geworden. Als daher seine Vorgesetzten, um seinem anhaltenden Kopfleiden abzuhelfen, ihm die Weisung gaben, seine Aufmerksamkeit äußern Geschäften zuzuwenden und so dem steten Andenken an Gott gewissermaßen zu entfliehen, so gehorsamte der heil. Jüngling, gestand aber mit kindlicher Einfalt, daß er sich dabei weit mehr anstrengen müsse, als zuvor. Seine Frömmigkeit beschränkte sich jedoch nicht bloß auf das Gebet; sie war zugleich werkthätig und erleuchtet. Sie trieb den hl. Jüngling an, dem göttlichen Willen in allen Stücken auf das vollkommenste nachzukommen, alle seine Pflichten mit der größten Pünktlichkeit zu erfüllen und nach seinem Eintritte in die Gesellschaft Jesu die Satzungen und die Regeln derselben so

gewissenhaft zu beobachten, daß man während seines ganzen Ordenslebens keine noch so geringe Übertretung derselben an ihm bemerken konnte. In dieser wahren Frömmigkeit wurzelte ohne Zweifel auch seine zärtliche Andacht zu Maria, der Gottesmutter, vor deren Bildnisse er, kaum neun Jahre alt, das Gelübde ewiger Keuschheit ablegte, und zu den hl. Engeln, in deren Lob und Preis er unerschöpflich war, wie dieses eine noch vorhandene Lobrede auf dieselben beweist. Aus derselben Quelle floß auch seine heldenmütige Liebe zu den Mitmenschen. Freudig verließ er beim Ausbruch der Pest in Rom die Abgeschiedenheit seiner Zelle, um die Pestkranken zu pflegen und, seines Adels, seines frühern Glanzes, selbst der drohenden Lebensgefahr uneingedenk, denselben im Spitale die niedrigsten und beschwerlichsten Dienste zu leisten. Der Lohn solcher Gottes- und Nächstenliebe bleibt nicht aus: Aloysius starb infolge seines heroischen Krankendienstes und ging ein in die Freude des Herrn. (Aus dem Leben des Heiligen von P. Cepari.)

125) Diese Gabe offenbarte sich häufig bei Gelehrten und Ungelehrten. — Männer, welche die tiefe Weisheit des hl. Bonaventura bewunderten, erkundigten sich angelegentlich nach der reichen und auserlesenen Bibliothek, woraus er dieselbe schöpfte. Auch der hl. Thomas von Aquin, der den seraphischen Lehrer eines Tages besuchte, stellte dieselbe Frage an ihn. Da wies der Heilige auf das Kruzifix hin, welches in seiner Zelle aufgestellt war, und sprach: „Das ist die Quelle, aus der ich mein Wissen schöpfe!" — Von dem eben genannten hl. Thomas pflegte der Bruder Rainald, lange Zeit dessen unzertrennlicher Genosse, nach dem Tode des Heiligen seinen Ordensbrüdern mit tiefer Rührung zu erzählen: „Mir hat es mein Meister bei seinen Lebzeiten untersagt, die Wunder, die ich an ihm gesehen, bekannt zu machen; worunter auch das gewesen, daß er sein wundersames Wissen nicht so sehr durch eigene Anstrengung, als durch Gebet erlangt hat. Denn so oft er zu studieren, disputieren, lesen, schreiben oder zu diktieren sich vorgesetzt hatte, begab er sich zuerst ins Gebet und vollbrachte es unter vielen Thränen, um göttlichen Beistand zu erlangen. Es wurde ihm gewährt, wie er gewünscht, so daß, wenn er ungewiß niedergekniet war, er wohl unterrichtet aufzustehen pflegte." — Von demselben hl. Lehrer wird ferner berichtet, er sei bei Abfassung seiner Bücher fast in beständiger Entzückung gewesen. Die, welche um ihn waren, wußten beinahe bei jedem Buche zu erzählen, welche höhere Erleuchtung ihm dabei zu teil geworden. Sie hatten mehr als einmal Gelegenheit zu staunen, wenn sie wahrnahmen, wie er zuweilen gleichzeitig drei Schreibern über verschiedene Gegenstände in die Feder diktierte, so daß es schien, als flösse sein Wissen aus dem Quell göttlicher Fülle. (Einzelne sehr auffallende Züge, die hier der Kürze halber übergangen werden, sieh bei Görres, Mystik Bd. 2. S. 206 u. ff.) — Rubertus, Abt zu Deutz, Köln gegenüber, (um J. — 1124) hatte die Kenntnis der heil. Schrift in einer Nacht auf sein Gebet in solchem Grade erlangt, daß er seines Gleichen nicht hatte in seiner Zeit. (Daselbst S. 196.)

Der hl. Antonius, der Einsiedler, hatte weder lesen noch schreiben gelernt, besaß aber die Wissenschaft der Heiligen in einem vorzüglichen Grade. Er leitete Tausende auf dem Wege des Heiles, widerlegte siegreich die Spitzfindigkeiten der Irrlehrer, bekehrte eine große Anzahl von Heiden und beschämte mehrere Philosophen, die aus Neugierde, den seltsamen Lehrer zu sehen, zu hören, mitunter

auch dessen Wissenschaft auf die Probe zu stellen, aus entfernten Weltgegenden zu ihm kamen. Antonius erteilte selbst den Richtern dieser Erde Belehrung, untern andern Konstantin dem Großen und seinen Söhnen, die sich dieselbe durch ein eigenhändiges Schreiben von dem heiligen Einsiedler erbeten hatten. — Ähnliches wird in dem Leben des Einsiedlers Gregorius Lopez erzählt, der um das Jahr 1542 zu Madrid das Tageslicht erblickte und 1596 in seiner Einsiedelei unweit von Mexiko starb. Derselbe hatte nach seiner eigenen Aussage in der Jugend weder Latein gelernt, noch irgend welchen Unterricht in den freien Künsten und Wissenschaften genossen. In seiner beständigen Vereinigung mit Gott wurde ihm die Kenntnis der lateinischen Sprache und ein erstaunenswürdiges Verständnis der hl. Schrift verliehen. Er wußte die hl. Bücher Wort für Wort so auswendig, daß er, wenn von einer Stelle die Rede war, dieselbe sogleich nach dem Gedächtnisse hersagen konnte. Dabei besaß er ein solches Verständnis ihres Inhaltes, daß er die schwierigsten Stellen mit bewunderungswürdiger Klarheit und Einsicht und mit wunderbar überzeugender Gründlichkeit zu deuten wußte. Viele Gelehrte, Theologen und Prälaten besuchten ihn, um sich in dieser Beziehung von ihm Aufschluß zu erbitten. Dominik Salazar, später Erzbischof auf den Philippinen, sagte einst nach einem solchen Besuche zu dreien seiner Gefährten: „Was ist doch dieses, daß wir nach unserm mit Studien hingebrachten Leben noch lange nicht so viel wissen, als dieser Laie?" Selbst in der Welt- und Kirchengeschichte, in der Stern- und Erdkunde, in den verschiedensten Zweigen der Naturwissenschaft war er zum Erstaunen erfahren, und was noch erstaunlicher als dieses ist, er vergaß über seinem wunderbaren Wissen niemals Gott und das Geschäft seines ewigen Heiles. Als man ihn eines Tages befragte, ob alle diese Dinge ihn nicht zu sehr zerstreuten, antwortete er: „Nicht im mindesten, ich finde Gott in allen, in den kleinsten, wie in den allergrößten." (Mehreres bei Görres, Myst. Bd. 2. S. 202 u. ff.)

So gefällt es dem hl. Geiste, der Lehrmeister demütiger Seelen zu sein und dieselben auf dem kürzesten Wege zu einer Erkenntnis zu führen, die den Stolzen immerdar ein Geheimnis bleibt. Wir übergehen unzählige andere Belege für diese Wahrheit, wollen jedoch schließlich noch eines Zuges erwähnen, der nicht ungeeignet sein mag, um darzuthun, wie der hl. Geist in der Seele eines jeden Getauften anwesend und nach Wohlgefallen wirksam ist.

Ein sehr verständiger Vater, der es sich zur heiligsten Pflicht anrechnete, seine Kinder in frühesten Jahren zur Gottesverehrung anzuhalten, damit sie das, was sie vor dem Erwachen der Vernunft im Gemüte erfaßten und ohne viel dabei zu denken ausübten, bei erlangtem Vernunftgebrauche um so leichter und lieber nach eigener Einsicht verrichteten, — gewöhnte dieselben, morgens und abends vor einem Kruzifixbilde hinzuknieen und mit gefalteten Händen ihr kleines Morgen- und Abendgebet herzusagen. Unter diesen befand sich auch ein taubstummes Mädchen von fünf Jahren, das mit seinen Geschwistern sich gleichfalls hinkniete, wie diese die kleinen Händchen faltete und die Lippen bewegte. Eines Tages spielte dieses taubstumme Mädchen mit ihrem vierjährigen Brüderchen in einem Zimmer allein. Im Spielen und Tändeln schlang sich der lebhafte Knabe, — wer weiß wie? — die Schnur eines Vorhanges um den Hals. Er konnte die Schleife nicht mehr lösen, die sich immer enger zusammenzog, je mehr er loszukommen sich bemühte. Der geängstigte Knabe

erhob ringend und zappelnd ein gewaltiges Geschrei. Das Mädchen, die Not ihres Bruders erblickend, suchte zu helfen; aber bestürzt und unbehilflich, schien sie das Übel noch ärger gemacht zu haben. Der Knabe schrie immer lauter und ängstlicher. Jetzt stürzte der Vater ins Zimmer. Bald war dem Übel abgeholfen; aber was sah er? Das kleine, taubstumme Mädchen, das nie einen Unterricht genossen, unvermögend zu retten, war hingekniet vor das Kruzifixbild, erhob die Augen und gefalteten Händchen vor demselben und stieß in der sichtbarsten Angst nach Art der Taubstummen dumpfe, klägliche Laute aus. — „Keine Anmerkungen und Erörterungen über diese einfache Begebenheit, deren Wahrheit ich, als ehrlicher Mann, verbürgen kann. Mögen unsere starken Geister, denen ein Inwohnen des Göttlichen in uns eine Fabel ist, sich selbe immerhin nach ihrer Weise deuten und erklären." (So Clemens von Neumayr, der diese Begebenheit berichtet. Sieh Hungaris Anekdotenschatz. Bd. 3. S. 143 u. ff.)

126) Von der Gabe der Stärke giebt es ebenso viele Beispiele, als wir in der Kirche hl. Märtyrer zählen. Der Katechet erinnere an die schon früher angeführten Züge, z. B. an den hl. Knaben Cyrillus oder die jungen Märtyrer von Japan (S. 782 u. ff.) oder an die ohnehin bekannten, an den hl. Stephanus, Laurentius, u. a., oder auch an die sieben Makkabäer. Denn, da die Heiligen des alten Bundes die heiligmachende Gnade besaßen, so läßt sich nicht bezweifeln, daß sie auch im Besitze der Gaben des heil. Geistes waren.

127) Was die Gabe des Rates betrifft, so bedarf dieselbe, da sie an und für sich klar ist, keiner Erklärung durch Beispiele. Der Katechet mag jedoch hier nicht unpassend die Belehrung beifügen, daß jene Handlungen und Handlungsweisen der Heiligen, die dem Anscheine nach wider die Grundsätze menschlicher Klugheit verstoßen, in besondern Einsprechungen des hl. Geistes ihren Grund hatten. Es wäre darum nicht selten Vermessenheit, die Heiligen in allen einzelnen außerordentlichen Thaten nachahmen zu wollen, weil uns dazu die innere Aufforderung, Leitung und Kräftigung des hl. Geistes abgeht. Noch vermessener ist es aber, die außerordentlichen Thaten der Heiligen, ihre heroischen Selbstverleugnungen, erstaunlichen Strengheiten und dergl. zu tadeln, weil man sich nicht berufen fühlt, ein Gleiches zu thun, oder weil man, was leider nicht selten der Fall ist, dem Geiste Gottes, der uns antreibt, wenigstens in den gewöhnlichen Handlungen die Fußstapfen der Heiligen zu betreten, aus Schlaffheit, Trägheit und Weichlichkeit widersteht und widerstrebt.

128) Die hl. Lidwina besaß in hohem Grade die Gabe des Verstandes. Obwohl ganz ungelehrt, drang sie dennoch tief ein in die dem menschlichen Geiste unzugänglichen Geheimnisse der Religion. Ein angesehener Theolog, der sich hiervon überzeugen wollte, fragte sie einstens, wie es geschehen sei, daß, obschon bei der Menschwerdung die ganze Dreieinigkeit thätig gewesen, doch nur der ewige Sohn im Schoße der Jungfrau Fleisch angenommen habe. Die Heilige beantwortete diese Frage zum Erstaunen und zur vollsten Befriedigung des Fragestellers, indem sie die gemeinsame Wirksamkeit der Dreieinigkeit mit einem dreifachen Sonnenstrahl, dessen Spitze aber, die allein in den Schoß der reinsten Jungfrau sich senkte, dem göttlichen Sohne verglich. (S. Bollandisten im Leben dieser Heiligen.) — Auch vom hl. Paskal von Baylon berichten die kirchlichen

Tagzeiten (am 17. Mai), er habe, ungeachtet er völlig ungebildet war, über die schwierigsten Geheimnisse unsers Glaubens Aufschluß gegeben und selbst Bücher verfaßt. — Der hl. Ignaz von Loyola erhielt, bevor er noch irgend welche wissenschaftliche Bildung genossen hatte, in der Höhle zu Manresa eine solche Fülle übernatürlicher Erleuchtung über die Geheimnisse der Religion, insbesondere über die hl. Dreifaltigkeit, daß er zu sagen pflegte, wenn auch die ganze heil. Schrift und Erblehre abhanden wäre, so sei er dennoch bereit, für die Wahrheit derselben zu sterben. — Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß auch den hl. Kirchenlehrern überhaupt mit der Gabe der Wissenschaft ebenfalls die des Verstandes in besonderm Maße zu teil geworden sei. Dies ist auch einer der vornehmsten Gründe, weshalb ihre Schriften in der katholischen Kirche so großes Ansehen haben.

129) Die Gabe der Weisheit ist offenkundig in der Lebensgeschichte jedes Heiligen. Wie nämlich die Thorheit der Kinder dieser Welt sich dadurch kund giebt, daß sie um der vergänglichen Güter willen die ewigen daran geben, so offenbart sich die Weisheit der Kinder Gottes dadurch, daß sie mit dem Apostel alles für Schaden halten und für Kot erachten, um Christus zu gewinnen (Phil. 3, 8.), der da ist die Weisheit des Vaters. Nach dieser göttlichen Weisheit allein verlangen sie, diese allein lieben sie, um diese zu erwerben ist ihnen kein Werk zu mühsam, kein Opfer zu schwer.

130) Der hl. Bischof und Märtyrer Ignatius, vom heidnischen Kaiser Trajan ins Verhör gezogen, nannte sich „Theophorus“ (d. h. Gottesträger), weil er Gott in seinem Herzen trage. So kann auch jeder Christ, der im Besitze der heiligmachenden Gnade ist, sich rühmen, ein Gottesträger zu sein, weil er in Wahrheit den hl. Geist in seinem Herzen trägt. — Vom hl. Leonidas, dem Vater des großen Kirchenschriftstellers Origenes, wird erzählt, er habe, als letzterer noch in der Wiege schlummerte, öfters voll Ehrfurcht dessen Brust geküßt. Als man ihn um den Grund hievon befragte, gab er zur Antwort: „Das Herz meines Kindes ist der Tempel des hl. Geistes.“ — Das gilt auch von euern Herzen, l. Kinder, so lange ihr die Taufunschuld bewahret!

131) Sogar die Häretiker suchten, so lange sie eine Hoffnung günstigen Erfolges hatten, den Papst für ihre Sache zu gewinnen und ihre Irrtümer auf dessen Ansehen zu stützen. So handelte Nestorius, Eutyches, Pelagius und viele andere aus der ältern und neuern Zeit. Auch Martin Luther schlug anfangs denselben Weg ein. In einem Briefe an Leo X. schrieb er unter anderm: „Derohalben, heiligster Vater, falle ich vor Euerer Heiligkeit zu Füßen, und vergieb mich samt allem, was ich bin und habe. Euer Heiligkeit handeln mit mir Ihres Gefallens. Bei Euer Heiligkeit steht es, meiner Sache ab- und zuzufallen, mir Recht oder Unrecht zu geben, mir das Leben zu schenken oder zu nehmen. Es gerate nun, wie es wolle, so will ich nichts anders wissen, denn daß Eure Heiligkeit Stimm Christi seye, der durch sie handle und rede.“ — Als aber Leo X. in der Folge, von dem ihm zugestandenen Rechte Gebrauch machend, die Lehrsätze Luthers verwarf, änderte letzterer bekanntlich seine Ausdrucksweise, nannte fortan (um sonstiger ungeziemender Schimpfworte nicht zu gedenken) den Papst den „Antichrist“ und verbrannte vor dem Elsterthor zu Wittenberg öffentlich die Bannbulle Leos X. Indem er dieselbe auf den Scheiterhaufen warf, sprach er die Worte: „Weil du

den Heiligen des Herrn betrübet hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer!"

132) Es würde zu weit führen, hier alle Beraubungen, peinliche Verhöre und Hinrichtungen aufzuzählen und zu beschreiben, die Heinrich VIII. von England bloß darum über die Katholiken verhängte, weil sie den römischen Papst und nicht ihn, den König, als Oberhaupt der Kirche anerkennen wollten. Wir übergehen desgleichen die zahllosen Mißhandlungen und Bedrückungen, welche die russischen Katholiken auch in neuester Zeit unter der Regierung Nikolaus I. und seines Nachfolgers wegen ihrer treuen Anhänglichkeit an die römische Kirche zu erdulden hatten und noch gegenwärtig zu erdulden haben. Aus der frühern Zeit erwähnen wir nur des von Pius IX. unter die Zahl der Seligen aufgenommenen P. Andreas Bobola aus der Gesellschaft Jesu, der dieselbe Anhänglichkeit unter schauderhaften Martern mit seinem Blute besiegelte. — Andreas Bobola, einer der ältesten und vornehmsten Familien Polens entsprossen, hatte in seinem Vaterlande volle dreißig Jahre mit unermüdlichem Eifer gewirkt und sehr viele Schismatiker, d. h. durch Lossagung vom Papste von der römischen Kirche Getrennte, zur Wiedervereinigung mit derselben geführt. Bei einem Einfalle der Kosaken in den Distrikt Pinzk geriet der Selige unweit von Janow in die Hände derselben. Anfangs suchten diese schwärmerischen Anhänger des Schisma den Gefangenen durch Überredung und Verheißungen für dasselbe zu gewinnen. Als sie aber sahen, daß alle derartigen Versuche an seiner unerschütterlichen Festigkeit scheiterten, geißelten und zerschlugen sie ihn ganz jämmerlich. Alsdann banden sie ihn an zwei Pferdesättel fest und schleppten ihn so nach Janow zu ihrem Hauptmanne. Dieser forderte den Vorgeführten gebieterisch auf, der Gemeinschaft mit Rom zu entsagen. Der edle Bekenner antwortete: „Ich bin katholischer Priester, ich bin im katholischen Glauben geboren und will darin sterben." Dieses unerschrockene Bekenntnis versetzte den Kosakenhauptmann in Wut. Er schwang seinen Säbel, gab dem Blutzeugen einen Hieb über den Kopf und verwundete die Hand, womit Bobola denselben zur Abwehr bedeckt hatte. Ein zweiter Säbelhieb traf den linken Fuß und schmetterte den Diener Gottes zu Boden. Während derselbe noch auf dem Boden hingestreckt lag, stieß ihm ein Soldat das rechte Auge aus. Hierauf wurde Bobola in den Schlachthof von Janow geschleppt und daselbst mit brennenden Fackeln langsam geröstet. Dann zogen ihm die Barbaren die Haut vom Kopfe, von den Händen und vom Rücken ab und fügten zu andern unbeschreiblichen Martern noch die hinzu, daß sie dem heldenmütigen Blutzeugen Holzsplitter zwischen die Nägel an Händen und Füßen hineintrieben und die Zunge mit der Wurzel durch eine breite Wunde am Hinterkopfe herausrissen. So kläglich zugerichtet und verstümmelt ließen ihn die Wüteriche liegen. Ein Oberst, der bald nachher in das Schlachthaus trat und noch Leben in Bobola wahrnahm, gab den Befehl, seinem Todeskampfe ein Ende zu machen. Zwei Säbelhiebe am Halse beschleunigten seinen Martertod, der am 16. Mai 1657 um drei Uhr nachmittags erfolgte. (Aus der Lebensgeschichte des Seligen.)

133) Unbillig genug vergessen viele, selbst Katholiken, das Große und Erhabene, was die lange Reihe von Päpsten zum Besten der gesamten Menschheit geleistet hat, weil sie lieber auf das Tadelnswerte hinblicken, welches die Geschichte im Privatleben von 7 oder 8 derselben berichtet, als auf die glänzenden Beispiele des unerschrockensten

Glaubensmutes und aller Tugenden, wodurch die übrigen 250 im Angesichte der ganzen Welt sich auszeichneten; weil sie geneigter sind, die zumeist übertriebenen und leidenschaftlichen Beschuldigungen jener, als die wohlverdienten Lobeserhebungen dieser anzuhören und zu glauben. Hätten die Päpste weiter nichts gethan, als die Bildung, Gesittung und den Wohlstand der Nationen gefördert, so müßte schon darum jeder billig Denkende, welcher Religion er immer sein mag, denselben Anerkennung und innigen Dank zollen. Und daß die Päpste dieses wirklich gethan haben, kann angesichts der Weltgeschichte redlicher Weise nicht geleugnet werden. „Die Päpste," sagt der berühmte protestantische Geschichtschreiber Johann von Müller (Reisen der Päpste), „lebten in finstern Zeiten, haben uns aber alles gegeben, was wir nützen, und anstatt blutiger Trümmer und morastiger Wälder viele kraftvolle Staatskörper auf uns hinunter gesandt." Derselbe bemerkt (in seiner Beantwortung der Frage: Was ist der Papst?), „der Papst habe die wilde Jugend unserer Staaten durch Gottesfurcht gezähmt." „Ohne das Papsttum," sagt der protestantische Prediger Tobler (in seiner Anrede an mancherlei Betrübte der jetzigen Zeit 1808), „wäre keine gemeinschaftliche würdige Religion in der Welt geblieben, sie, die unentbehrliche, wäre verschwunden, und wir selbst, als Kirche, wären in unsern Voreltern gestorben oder vielmehr nie in das Leben gekommen." Ein anderer protestantischer Gelehrter Sir Eduard Sandys schreibt in seinem Werke („Blick auf Europa" S. 202.): „Der Papst war der gemeinsame Vater, Ratgeber und Führer der Christen; er war es, der ihre Feindschaften versöhnte und ihre Streitigkeiten schlichtete." „Wie lange," sagt der protestantische Schriftsteller Cobbet (Gesch. der protestantischen Reform), „hat uns „„päpstliche Usurpation und Tyrannei"" in den Ohren geklungen! Diese Beschuldigung gegen den Papst übersteigt alle Begriffe." — Noch immer wird das Papsttum als eine dem Königreiche feindliche Macht dargestellt. Der Demagog Eugen Sue will hingegen durch den Protestantismus das Papsttum stürzen, um desto leichter die Könige stürzen zu können. Denn „durch Verwerfung des Papstes," schreibt er in seinen Briefen, „verwarf der Protestantismus zugleich den König, weil das Königtum nur durch das Papsttum geheiligte Macht und Geltung hatte." — Wer immer unbefangenen Geistes und in der Geschichte nicht ganz unbewandert ist, der wird den begeisterungsvollen Worten eines erlauchten Kirchenfürsten, Sr. Em. des Kardinals Joh. von Geissel, Erzbischofs von Köln (Hirtenbrief vom 18. Jan. 1858), unbedingt beipflichten: „Die Kirche, an ihrer Spitze die Päpste, retteten die teuersten Güter der Menschheit aus dem allgemeinen Untergange des versinkenden Altertums und bewahrten und pflegten sie in ihrem Schoße. Sie wurden die Lehrer der Völker, sie erhielten und förderten die Religion und mit ihr Recht und Ordnung, Wissenschaft und Kunst, Gesittung und Menschlichkeit. Wo immer dem Kreuze und diesen seinen höchsten Gütern Gefahr drohte, vom Aufgange oder Niedergange her, da traten sie ihr mit dem ererbten Felsenmute entgegen, riefen des Kreuzes Bekenner und Ritter zum Kampfe, und unter ihrer Segnung und Führung blieb auch dem Kreuze der Sieg. Mit gleicher Kraft beugte auch ihr Wort den harten Nacken christlicher Gewalthaber, wo immer solche die Schranken der Gottesordnung ungestraft glaubten durchbrechen zu können; und wie sie die Unterthanen lehrten gehorsam zu sein den von Gott angeordneten Gewalten, so erhoben sie auch ihre

Stimme für die Völker gegen unchristliche Unterdrückung. Ihr Ansehen vermittelte und handhabte den Gottesfrieden und verhütete, daß nicht in gewaltsamen Zeiten die alte Barberei wieder mächtig ward, und die mit so viel Blut gedüngte und mit so viel Mühen gepflegte Saat des Evangeliums wieder zertreten wurde."

Wenn nun jedermann, sowohl Gläubige als Ungläubige, den Päpsten für den staatlichen Segen, für Gesittung und Bildung großen Dank schulden; wie viel größer muß erst die Dankbarkeit des Katholiken sein, der von denselben fort und fort so viele übernatürliche Wohlthaten und himmlische Segnungen empfängt! Ihnen, als den obersten Lehrern, verdankt der Katholik den unversehrten christlichen Glauben; ihnen, als den obersten Priestern, die Bewahrung und Reinerhaltung der göttlichen Heilsmittel; ihnen, als den obersten Hirten, die Aufrechterhaltung und Pflege christlicher Sitten und Tugenden. (Mehreres hierüber in Wilmers Lehrb. der Religion, Bd. 2. S. 796 u. ff. 3. Aufl.)

134) Selten zeigte sich die kindliche Verehrung und Liebe gegen den hl. Vater, den Papst, in hellerem Lichte und auf rührendere Weise, als im stürmischen Jahre 1848, wo Pius IX. von Rebellen vertrieben unter dem gastfreundlichen Schutze des Königs von Neapel zu Gaëta in der Verbannung lebte. Tiefer als je war damals die Ehrfurcht, und inniger die Anhänglichkeit, womit die katholischen Nationen auf den schwer gekränkten Vater der Christenheit hinblickten. Unzählige Briefe, welche die treueste Ergebenheit, die aufrichtigste Bewunderung und Teilnahme aussprachen, Anerbietungen von Hilfe und Geldgeschenke wurden dem Papste übersandt. Aus den entferntesten Ländern richteten Erzbischöfe und Bischöfe Adressen an den hohen Verbannten: von Martinique, Oregon, Agra, Mexiko, Auckland Japan, Lima, Melbourne, Pondichery, Sydney, Santiago u. s. f. Es ist unmöglich, alle Diöcesen und über den Erdboden zerstreuten Städte anzuführen, aus denen, wie aus einzelnen Bächlein, ein großer Strom der Teilnahme sich ansammelte und nach Gaëta wogte. Wo nur eine katholische Gemeinde bestand oder ein katholischer Altar sich erhob, da empfand man Schauder über den dem hl. Vater angethanen Schimpf, und die ganze Kirche fühlte sich in der geheiligten Person ihres Oberhauptes schmerzlich gekränkt. (Maguire, Rom und seine Beherrscher Kap. 8.)

Noch glänzender, was kaum möglich schien, zeigte sich die treue Anhänglichkeit und kindliche Liebe der Christenheit gegen den heil. Vater an jenem denkwürdigen Tage (17. Juni 1871), wo Pius IX. sein 26tes Regierungsjahr, welches nach dem Apostelfürsten Petrus noch keiner seiner 257 Nachfolger erreicht hatte, antrat. Trefflich passen hier die Worte eines ausgezeichneten Kirchenfürsten: „Der Feind wollte den Hirten schlagen, um die Herde zu zerstreuen, und diese hat sich heute mit einer Innigkeit an den Fels Petri geschlossen wie nie. Ja, wir sehen heute vom Südpol bis zum Nordpol die Katholiken der ganzen Erde geeint um das gefeierte Haupt der Kirche, geeint in einem Glauben, in einer Liebe und in der freudigen Hoffnung des glorreichen Sieges. Wir vernehmen heute mehr denn je auf dem weiten Erdenrunde den Ruf: Dem heißgeliebten Vater, dem christlichen Dulder Pius IX. gehören wir als treu ergebene Kinder mit ganzer Seele an." — Die göttliche Gnade und Barmherzigkeit lobpreisend bezeugte Pius IX. selbst in seinem Rundschreiben vom 15. Mai 1871, daß „Gott allein solche Bekümmernis um des obersten Hirten

Leiden und Anfechtungen den Herzen der Christgläubigen einzuflößen vermochte, und daß von den ersten Zeiten der Kirche her bis auf unsere Zeit niemals mit glänzenderer Wahrheit als in unsern Tagen gesagt werden konnte, in der Menge der Gläubigen sei ein Herz und eine Seele."

135) Möchten doch hierin alle dem schönen Beispiele des großen Theodosius folgen! Dieser sonst edelmütige Kaiser hatte in einer plötzlichen Aufwallung des Zornes im aufständischen Thessalonich mehrere Tausend Einwohner niederhauen lassen. Der hl. Ambrosius, Bischof von Mailand, hiervon in Kenntnis gesetzt, begnügte sich nicht damit, den Kaiser durch einen Brief, voll apostolischer Freimütigkeit, die Größe dieses Frevels vor Augen zu halten und ihn zur Buße aufzufordern, sondern trat ihm, als derselbe nichts desto weniger in die Kirche gehen wollte, als Stellvertreter der göttlichen Majestät unerschrocken entgegen und wies ihn vom Eingange des Heiligtumes zurück. Als Theodosius verwirrt, betroffen und erschüttert die Sünde des Königs David zur Entschuldigung vorbrachte, rief ihm der hl. Bischof zu: „Hast du dem Sünder gefolgt, so folge auch dem Büßer." Nun zog sich der Kaiser ohne Widerrede zurück, übte acht Monate lang in seinem Palaste die strengste Buße und nahm beim Wiedereintritte in die Kirche seine Stelle bei den öffentlichen Büßern ein, bis Ambrosius ihn von seiner Sünde lossprach. — Theodosius zürnte auch später dem pflichtgetreuen Bischofe nicht; vielmehr äußerte er sich im Gespräche mit dem Bischofe Nektarius zu Konstantinopel: „Ich kenne nur einen, der Bischof zu sein würdig ist, und dieser ist — Ambrosius."

136) Wilhelm IX., Herzog von Aquitanien und Graf von Poitiers, hatte sich durch offene Auflehnung gegen den rechtmäßigen Papst, Innocenz II., und gegen seinen Bischof den Bannfluch zugezogen. Hierüber entrüstet, verwies er seinen Oberhirten ins Elend. Nun wurde der hl. Bernhard als apostolischer Legat nach Aquitanien gesandt, um mit dem Herzoge zu unterhandeln. Als die Unterhandlungen an dem widerspenstigen Sinne des letztern sich zu zerschlagen drohten, eilte der hl. Bernhard, das hl. Meßopfer zu entrichten, während dessen der Herzog mit seinen Anhängern vor der Kirchthür stehen blieb. Nach der Wandlung nahm der Legat die Patene mit dem Leibe unseres Herrn, begab sich damit zur Kirchthüre und sprach zum Herzoge: „Wir haben zu dir geredet, und du hast die Diener Gottes verachtet; sieh! nun kommt der Sohn Gottes selbst, das Haupt jener Kirche, die du zerrüttest; sieh deinen Richter, in dessen Namen alle Macht im Himmel sowohl, als auf Erden das Knie beugt!" Bei diesen Worten sank der Herzog, wie vom Blitze gerührt, zu Boden und konnte kein Wort mehr vorbringen. Bernhard befahl ihm, aufzustehen und sich mit dem anwesenden Bischofe von Poitiers auszusöhnen. Wilhelm, wie umgewandelt, reichte dem Bischofe die Hand, hob die Spaltung auf und ersetzte das gegebene Ärgernis durch den erbaulichsten Lebenswandel. — (Aus dem Leben des hl. Bernhard.) Wenn der göttliche Richter unter der unscheinbaren Hülle der Brotesgestalt den Verächtern seiner Stellvertreter so furchtbar erscheint; wie groß wird das Entsetzen derselben sein, wenn er sie am Gerichtstage mit Macht und Herrlichkeit zur Verantwortung zieht!

137) Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts machte die Rückkehr der Königin Christina von Schweden zur katholischen Kirche großes Aufsehen. Die erste Veranlassung dazu gab der edeln, hochgebildeten Fürstin die Uneinigkeit und innere Zerrissenheit des

Protestantismus einerseits, und andererseits die Einheit des Katholicismus, die so auffallend absticht gegen die zahllosen Widersprüche des erstern. Nachdem sie diese Beobachtung gemacht hatte, lag ihr nichts mehr am Herzen, als sich in der katholischen Lehre gründlich unterrichten zu lassen. Sie wurde bald von der Wahrheit derselben überzeugt und entschloß sich auch sogleich zum offenen Rücktritt in die katholische Kirche. Ungeachtet der größten Schwierigkeiten, die sich demselben entgegenstellten, blieb sie ihrer gewonnenen Überzeugung und ihrem heldenmütigen Entschlusse treu. Um in einem katholischen Lande ihre Religion frei und ungehindert ausüben zu können, legte sie ihre Krone nieder, verließ in aller Stille den Hof, schiffte sich nach den Niederlanden ein, kam nach Antwerpen und Brüssel, wo sie auf Weihnachten 1654 in der Kapelle des Erzherzogs Leopold den Irrglauben abschwor. Von hier begab sie sich nach Frankreich und endlich nach Rom, wo sie ihren beständigen Wohnsitz aufschlug und im Jahre 1689 starb, dankbar bis zum letzten Atemzuge, daß Gott sie aus den Banden der Irrlehre befreit hatte, um sie im Schoße der wahren Kirche sterben zu lassen. (Herbst, Exempelbuch.)

138) Unsere Glaubensgegner werden wohl nicht so kühn sein zu behaupten, Vincenz Ferrerius, Franz von Paula, Joh. Kapistran u. a., die kurz vor der Reformation mit Gutheißung des Papstes als gottbegeisterte Bußprediger halb Europa durchzogen, hätten eine andere Lehre vorgetragen, als die der römisch-katholischen Kirche; sie hätten sich, indem sie von der Notwendigkeit der Buße, von den guten Werken, vom hl. Meßopfer und von der Heiligenverehrung predigten, als ungetreue Sendboten derselben bewiesen. Eben so wenig werden sie es wagen, in Abrede zu stellen, daß die Glaubensboten, welche die römisch-katholische Kirche bald nach dem Ausbruche der Reformation nach Indien, Japan und China sandte, daß z. B. der heil. Franz Xaver und Hunderte seiner Ordensgenossen eine andere als die römisch-katholische Lehre gepredigt haben. Wenn wir daher die einen und die andern, wie schon oben (n. 121.) dargethan worden, ihre Schritte mit den glänzendsten Wundern bezeichnen sehen, so müssen wir notwendig folgern, die Lehre der römisch-katholischen Kirche sei eine heilige Lehre, oder aber, was Gotteslästerung wäre, annehmen, Gott habe denselben seine Allmacht zur Verfügung gestellt, um sowohl Europa, als auch die unglückseligen Indier, Chinesen u. s. w. in die Schlingen der unheiligen papistischen Lehre zu verstricken. Es sind demnach die Wunder, welche teils zur Befestigung, teils zur Verbreitung der katholischen Kirche, namentlich unmittelbar vor und nach der Reformation gewirkt wurden, ebenso viele unumstößliche, weil göttliche Belege, wie für die Wahrheit, so auch für die Heiligkeit derselben. — Dazu kommt noch, daß Gott zu jeder Zeit, auch nach dem Auftreten der Neuerer, nicht nur die Verbreiter der uralten römisch-katholischen Lehre mit der Wundergabe ausrüstete, sondern auch jenen, die an ihr Wort glaubten, ihre Lehre annahmen und befolgten, die Kraft Wunder zu wirken verlieh. So berichtet P. Alexander von Rhodes aus der Gesellschaft Jesu* als Augenzeuge von vielen außerordentlichen Thaten, welche Gott durch die eifrigen Neubekehrten von Tonkin vollbrachte. „Neben den innern Gnadenerweisungen," schreibt er, „welche bei dem schönen Werke der Bekehrung so vieler Heiden wirkten, trugen auch die unaufhörlichen Wunder

* Missionsreisen in China, Tonkin und Cochinchina. S. 98 u. 99.

der Neubekehrten zum Wachstume dieser Kirche sehr viel bei. Ich sage unaufhörliche Wunder, weil in der That deren Zahl so groß gewesen ist, daß sich unsere Katecheten nicht mehr die Mühe nahmen, dieselben zu zählen. Ich weiß, wie groß die Sünde jener ist, welche falsche Wunder erdichten oder erzählen, und Gott bewahre mich vor solchem Treiben; aber ich kann in Wahrheit sagen, was ich gesehen habe, und was mir jene, bei denen das Wunderbare geschehen war, erzählten. Diese guten Christen trieben mit dem Kreuze und dem Weihwasser gewöhnlich die Teufel aus und heilten alle Arten von Krankheiten. Indem sie vier bis fünf Tropfen dieses Wassers zu trinken gaben, heilten sie mehrere Blinde und erweckten sogar zwei Tote. Ein heidnischer Herr, dessen Frau Christin war, kam und bat mich, einige meiner Christen in einen Marktflecken zu schicken, der ihm gehörte, wo viele seiner Unterthanen schwer krank waren, so daß jeden Tag der eine oder der andere dahinstarb. Ich sandte sechs Katecheten dahin mit dem ganz besondern Befehle, durchaus nichts anzunehmen, was man ihnen für die geheilten Krankheiten anbieten möchte. Sie reisten ab mit ihren Waffen in der Hand, um den Teufel, welchen man für die Ursache dieser Krankheiten hielt, zu bekriegen. Ihre Rüstung war ein Kreuz, das Weihwasser, der geweihte Palmzweig, eine geweihte Wachskerze und das Bild der allerseligsten Jungfrau, das ich ihnen bei der Taufe gegeben hatte. Sie zogen hin, pflanzten Kreuze am Anfange, in der Mitte und am Ende des Ortes auf, besuchten die Kranken, verrichteten ein Gebet, gaben einige Tropfen Weihwasser zu trinken: und in nicht ganz acht Tagen heilten sie 272 Kranke. Der Ruf hiervon verbreitete sich im ganzen Königreiche. Der Grundherr des Fleckens kam und dankte mir unter einem Strom von Thränen. Dies gab den Christen hohen Mut und bekehrte mehrere Heiden von ihrem Irrtume." Ähnliches berichtet P. Bousset (Lettres édif.) von den Neubekehrten in Indien. — In diesen Berichten ist der Umstand noch besonders merkwürdig, daß sich die Neubekehrten Tonkins zum Wunderwirken eben jener Gegenstände und Segnungen bedienten, welche die Reformatoren Europas als heillosen Aberglauben verwarfen.

139) Luther selbst kann uns als unverdächtiger Gewährsmann dienen, daß diese und alle andern Heilsmittel in der römisch-katholischen Kirche vorhanden sind, und daß dieselbe schon aus dem Grunde die wahre Kirche Christi ist. Im Jahre 1528, also elf Jahre nach begonnener Reformation, schrieb er an zwei Pfarrer von der Taufe*: „Wir bekennen, daß unter dem Papsttum viel christliches Gut, ja alles christliches Gut sei, und von da an uns gekommen sei; wir bekennen nämlich, daß im Papsttum die rechte hl. Schrift, rechte Taufe, rechtes Sakrament des Altars, rechte Schlüssel zur Vergebung der Sünden, rechtes Predigtamt und rechter Katechismus sei. . . . Ich sage, daß unter dem Papst die rechte Christenheit ist, ja der rechte Ausbund der Christenheit, und viele fromme, große Heilige . . . und alles, was die Christenheit haben soll." Im siebenten Bande seiner Werke, wo er über das 16. Kapitel des hl. Johannes schreibt, wiederholt er in wenigen Worten ganz dasselbe und zieht alsdann den Schluß: „Darum muß der Glaube, die christliche Kirche und der heil. Geist bei ihnen (im Papsttum) sein."

140) Von den zahlreichen, heldenmütigen Blutzeugen der Kirche

* Luth. Werke. 4. Bd. S. 320. Ausgabe von Jena 1560.

von Japan, desgleichen von den im schönsten Tugendschmucke prangenden Christengemeinden von Paraguay ist in der Religionsgeschichte § 45 die Rede. Hier erwähnen wir nur in Kürze, was der oben genannte P. Alexander von Rhodes über den heiligen Lebenswandel der Neubekehrten von **Tonkin** in seinen Missionsreisen aufgezeichnet hat. „Das unschuldige Leben," schreibt er, „und die Frömmigkeit, welche wir an den neuen Christen dieser Kirche bewundern müssen, sind ein noch deutlicherer Beweis der Hand Gottes, als selbst die Wunderzeichen. Ich kann sagen, daß nichts mein Herz so innig gerührt hat, als wenn ich sah, daß es in diesem Reiche fast eben so viele Engel als Christen giebt, und daß die Taufgnade ihnen allen denselben Geist einhaucht, wie er sich an den Aposteln und Blutzeugen der ersten Kirche erwiesen hat. . . . Die Liebe, welche sie zu ihrem Glauben hegen, flößt ihnen eine unglaubliche Hochachtung gegen alle, selbst die unscheinbarsten Gebräuche der Kirche ein, welche auf denselben Bezug haben. Ich zeigte ihnen nie das Bildnis des Gekreuzigten, ohne daß ich sie in Thränen zerfließen sah. Sie kommen fünfzehn Tagereisen weit, um zu beichten oder die hl. Messe zu hören. Wenn sie von der Kirche, wo man Messe liest, nur acht bis neun Stunden entfernt sind, so versäumen sie dieselbe an Festtagen nie; am Abende vorher kommen sie schon und kehren am folgenden Tage nach dem Abendgottesdienste wieder zurück; dabei knieen sie in der Kirche stets und dabei mit einer so bewunderungswürdigen Sittsamkeit, daß ich sie nie ohne Thränen betrachten konnte. — Alle Morgen verrichten sie ein halbstündiges Gebet, welches sie gar nie unterlassen; größtenteils machen sie da eine Betrachtung über irgend ein Geheimnis, wobei sie alle Süßigkeiten empfinden, welche Gott reinen Seelen zu kosten giebt. Nichts entzückt mich mehr, als die Sorgfalt, womit sie sich auf die Beichte und Kommunion vorbereiten. Sie tragen zu diesem Sakrament eine Liebe und Verehrung, welche ich tausendmal bewundert habe. Am Tage vorher fasten sie jedesmal und üben freiwillige Bußwerke. Sie beichten unter so vielen Thränen, als wenn sie etwa große Verbrechen begangen hätten. Und nichtsdestoweniger kann ich sagen, daß ich gewöhnlich, wenn ich ihnen die Beichte abnahm, Mühe hatte, einen Stoff für die sakramentale Lossprechung zu finden, nicht bloß bei wenigen Personen, sondern mitunter in ganzen Marktflecken. Ich erkannte gar wohl, daß es nicht von Unkenntnis des Bösen, sondern von einer ausgezeichneten Gottesfurcht herkam."

141) Eine der auffallendsten Kundgebungen der inneren Heiligkeit und heiligenden Wirksamkeit der römisch-katholischen Kirche sind die zahlreichen geistlichen Orden und religiösen Genossenschaften, welche im Laufe der Jahrhunderte entstanden und heutzutage noch bestehen. Wie die Blüten eines Baumes nicht allzugleich aus ihren Knospen hervorbrechen, sondern allmählich und nacheinander sich entfalten, so zeigten sich auch diese geistlichen Blüten am Lebensbaume der Kirche in schöner Aufeinanderfolge und prangen nun zahlreich und in voller Pracht. Neben den Orden, die abgeschieden von der Welt in stiller Einsamkeit und heiliger Sammlung für die sündige Welt zu Gott um Erbarmung flehen, die bei Tag und Nacht dem Allerhöchsten lobsingen, dessen Vatergüte preisen und ihm den Dank entrichten, welchen ihm die gedankenlose; undankbare Welt schuldig bleibt — neben diesen beschaulichen Orden, worin sich das verborgene Leben Jesu so lebhaft abspiegelt, blühen auch jene, die, das thätige Leben

des Weltheilandes nachahmend, unter kirchlicher Aufsicht und Obhut den geistlichen und leiblichen Bedürfnissen der Nebenmenschen nach Kräften zu steuern sich bestreben. Solche Orden und religiöse Genossenschaften sind jene, die es sich zur besondern Aufgabe machen, Heiden und Irrgläubige zur Erkenntnis des wahren Gottes und der wahren Kirche zu führen, die Jugend zu unterrichten und zu erziehen; ferner jene, die sich vorzüglich armer, verlassener, verwaister Kinder annehmen, sie unterweisen, pflegen und zu guten Christen und brauchbaren Gliedern der menschlichen Gesellschaft heranbilden, sowie auch jene, die sich der geistlichen und leiblichen Pflege der armen Gefangenen und Kranken weihen. Überhaupt entgeht dem sorgsamen Mutterauge der römisch-katholischen Kirche keine Klasse von Hilfsbedürftigen, und nie gebrach es ihr an edelmütigen Kindern, die bereit waren, nach ihrem Wunsche und Rate den entdeckten Bedürfnissen mit der größten Opferwilligkeit abzuhelfen. Scharen von Jünglingen und Jungfrauen aus allen Ständen folgten von jeher ihrem mütterlichen Winke, bildeten fromme Genossenschaften und dehnten ihre segensreiche Wirksamkeit über den weiten Erdboden aus. Nicht selten sah und sieht man zur Stunde noch Fürsten und Fürstinnen im Kleide selbstgewählter Armut und Niedrigkeit die Schwelle der Spitäler und die Hütten des Elendes betreten, sieht sie mit heroischer Geduld die Unarten halbverwilderter Kinder und die Roheiten widerlicher Verbrecher ertragen. — Doch nicht allein zur Hebung von Bedürfnissen, welche die Menschheit Tag für Tag darniederbeugen, schart die Kirche hochherzige Kinder um sich; auch zur Abwendung von außergewöhnlichen, bloß zeitweiligen Bedrängnissen versammelt sie dieselben und beseelt sie mit unbeschreiblichem Heldensinne. So entstanden zur Zeit, wo die Türken mit gewaltiger Macht die Christenheit bedrohten, die Ritterorden, deren Mitglieder das Kreuz auf der Brust und das Schwert in der Hand mit ritterlichem Mute und erstaunlicher Tapferkeit den Andrang und den Übermut der stolzen Muselmänner brachen. Und als diese Erbfeinde des christlichen Namens bald da bald dort, zu Wasser und zu Lande auf die Christen Jagd machten und sie als Sklaven wegführten, da erblühten neue Orden zur Loskaufung dieser unglücklichen Gefangenen. — Alle Mitglieder sowohl der beschaulichen, als auch der thätigen Orden und religiösen Genossenschaften gelobten und geloben, nicht bloß alle ihre Kräfte dem heiligen Zwecke, den sie anstreben, zu weihen, sondern auch in freiwilliger Armut, Keuschheit und im strengsten Gehorsam unter ihren geistlichen Vorgesetzten zu leben, um so, durch keinerlei irdische Hoffnung oder Furcht gehemmt, stets bereit zu sein, die schweren Obliegenheiten ihres Berufes zu erfüllen. Und gleich als wäre diese Selbstaufopferung noch nicht heroisch genug, fügten verschiedene Orden noch fernere Gelöbnisse hinzu, deren Haltung mit den größten Schwierigkeiten verbunden ist. So verpflichteten sich die Mitglieder des Ordens Mariä von der Loskaufung der Gefangenen, sich zur Auslösung anderer selbst in die Sklaverei zu begeben; und andere machen sich durch ein Gelübde verbindlich, den armen Kranken zu dienen, auch wenn sie mit ansteckender Krankheit behaftet sind. Wer dieses alles mit unbefangenem Geiste betrachtet, muß wohl dem großen protestantischen Gelehrten Leibnitz beistimmen, der in seinem System der Theologie über die geistlichen Orden sich folgendermaßen ausspricht: „Die geistlichen Orden und andere ähnliche Anstalten sind mir immer wunderbar vorgekommen. Diejenigen, welche sie verachten, haben von der Tugend nur sehr niedrige Be-

griffe und bemessen das, was die Menschen Gott schuldig sind, nur nach dem kalten und geistlosen Alltagsleben."

142) Die römisch-katholische Kirche hatte in allen Jahrhunderten zahlreiche Kinder aufzuweisen, deren Heiligkeit Gott, sei es durch wunderbare Erscheinungen an ihren sterblichen Überresten oder Reliquien, sei es durch Wunder, welche er auf Anrufung derselben wirkte, in auffallender Weise bestätigte. Die Zahl der Heiligen jeden Standes und Geschlechtes beläuft sich auf Millionen, und die Wunder, welche zur Bestätigung ihrer Heiligkeit gewirkt wurden, sind in Wahrheit unzählbar. Wer immer die Foliobände der Bollandisten aufmerksam durchblättert, der wird diese Behauptung vollkommen gerechtfertigt finden. Für die Echtheit und Bewährtheit dieser Wunder bürgt uns namentlich die unerbittliche Strenge, womit die Kirche, zumal von Urban VIII. (Jahre 1623) an, jedes derselben prüft, bevor sie den Verblichenen, zu dessen Verherrlichung oder auf dessen Anrufung dasselbe geschehen ist, den Seligen oder Heiligen beizählt. — Um sich einen Begriff von dieser Strenge zu machen, reicht es hin, das gelehrte Werk Benedikts XIV. von der Kanonisation der Heiligen zu lesen. Diese Strenge tritt uns auch in folgender Thatsache, die von P. Daubenton im Leben des hl. Joh. Franziskus Regis angeführt wird, recht augenscheinlich entgegen. Ein protestantischer Engländer von ausgezeichnetem Geiste war nach Rom gekommen, als eben der Heiligsprechungsprozeß des seligen Franz Regis im Gange war. Ein Prälat, der sein Freund geworden war, übergab ihm eines Tages die Beweisakten für mehrere Wunder zum Durchgehen. Nachdem er sie studiert hatte, gab er sie dem Prälaten zurück mit der Bemerkung: „Wenn alle Wunder, welche man in der Kirche anerkennt, durch so evidente und authentische Beweise erhärtet würden, wie diese hier, dann könnten auch wir sie ohne Anstand anerkennen, und ihr wäret all der Spöttereien überhoben, deren Gegenstand eure Wunder bei uns sind." — „Nun gut," erwiderte der Prälat, „von allen diesen hier ist auch nicht ein einziges als hinlänglich erwiesen anerkannt worden." Der Protestant war durch diese unerwartete Antwort ganz betroffen und gestand, daß nur eine blinde Voreingenommenheit an der genauen Sorgfalt, der tiefen Gewissenhaftigkeit und der äußersten Strenge zweifeln könne, womit die Kirche bei der Prüfung von Wundern zu Werke geht. (Mehreres hierüber im 2. Bd. bei der Verehrung der Heiligen.)

Einzelne Wunder, welche auf die Fürbitte der Heiligen geschehen sind, zu erzählen, wäre überflüssig und allzu weitläufig; einige sind angeführt im Anhange zum 2. Bd. n. 41, mehrere in der Religionsgeschichte. Wir begnügen uns, hier einen Zug anzuführen, der uns zeigt, wie Gott zuweilen auch die sterbliche Hülle seiner heiligen Diener wunderbar bewahrt und verherrlicht. Ein Augenzeuge, Georg Karl Mayer, berichtet denselben aus Rom („Der Glaube" 2. Heft) folgendermaßen. — Eine der merkwürdigsten und auffallendsten Erscheinungen ist offenbar der Vorzug der Unverweslichkeit. Um diese Erscheinung zu sehen, wanderten wir dem Kloster der Väter Kapuziner zu. Daselbst führte uns einer der ehrwürdigen Brüder in eine Seitenkapelle, zündete die Lichter an und schob die vordere Seitenwand des Altartisches hinweg, vor welcher in Latein die Worte geschrieben standen: „Hier liegt der Körper des seligen Krispinus." Vor unseren Augen lag auf ein hartes Lager hingestreckt, das Haupt mit seinen von den Jahren gebleichten Haaren bedeckt, das Kinn mit

seinem weißen Barte geschmückt, die Augen halb geöffnet, mit roten Wangen, mit einem Lächeln auf den noch fleischfarbenen Lippen, in den weißen, kaum etwas welk gewordenen Händen Kruzifix und Rosenkranz haltend, ein armer Kapuziner, der vor hundert und einem Jahre gestorben war. Es ist der ehrwürdige und von der Kirche seliggesprochene Bruder Krispinus von Viterbo. Lange konnten wir uns von dem Anblicke des Seligen nicht trennen, der einen überaus freudigen und erhebenden Eindruck auf das Gemüt macht. Nur in sanftem Schlafe scheint Krispinus wie ehedem in seiner Kutte zu ruhen, seine Züge sind so wohl erhalten und ausdrucksvoll, und der Tod hat so durchaus nicht seinen entstellenden Einfluß auf dieselben ausgeübt, daß man unwillkürlich erwartet, der Ruhende werde sich erheben und in vollem Leben unter uns stehen. — Beiläufig mag hier noch bemerkt werden, daß die Kirche im Heiligsprechungsprozesse die Unversehrtheit der Leiber nur dann als Beweis gelten läßt, wenn zur Genüge und auch durch ärztliche Zeugnisse bewiesen ist, daß sie nicht durch natürliche Mittel und Einflüsse erfolgte, und wenn andere Wunder und die übrigen Erfordernisse hinzukommen.

143) „Nun siehst du," bemerkt Luther,*) „wie reich der Christ oder der Getaufte ist; denn auch wenn er will, kann er sein Heil nicht verlieren, so groß auch seine Sünden sein mögen, es sei denn, er wolle nicht glauben. Keine Sünde kann ihn verdammen, als der Unglaube allein." Daher schrieb der unglückliche Mann im Jahre 1521 von der Wartburg aus an seinen Freund Melanchthon: „Sei Sünder und sündige kräftig, aber noch kräftiger glaube."**)

144) In einer Erklärung des Galaterbriefes (Walch'sche Ausg. 8. S. 2683.) schreibt Luther: „Sie (die Anhänger des neuen Evangeliums) machen aus der geistlichen Freiheit eine zügellose Freiheit des Fleisches. Sie sind siebenmal ärger unter dem Namen der Freiheit, denn sie unter des Papstes Tyrannei gewesen." Und in der Auslegung des zweiten Psalms (Walch 5. S. 114.) spricht derselbe: „Alsbald, da unser Evangelium anging und sich hören ließ, folgte der abscheuliche Aufruhr, es erhuben sich in der Kirche Spaltung und Sekten, es ward Ehrbarkeit und Zucht zerrüttet, und jedermann wollte thun, was ihm gelüstet nach allem seinem Mutwillen, als wären alle Gesetze, Rechte, Ordnung aufgehoben, wie es denn leider allzu wahr ist. Denn der Mutwille in allen Ständen mit allerlei Laster, Sünden und Schanden ist jetzt viel größer, denn zuvor."

145) Da die Kirche keines ihrer Kinder unter die Zahl der Seligen oder Heiligen aufnimmt, von dem es nicht unumstößlich erwiesen ist, daß es die christlichen Tugenden in einem heroischen Grade geübt habe, so giebt es eigentlich eben so viele Belege für den Heroismus der Tugend in der römisch-katholischen Kirche, als dieselbe selig- und heiliggesprochene Mitglieder zählt. Wir beschränken uns daher auf die Erwähnung einiger wenigen Beispiele, dergleichen viele sich anführen ließen. — Der hl. Peter Paskal, Bischof von Jaën, ging, nachdem er seine Einkünfte zur Loskaufung der Gefangenen und zur Unterstützung der Armen verwendet hatte, selber unter die Türken, wo man ihn in Ketten schlug. Die Geistlichen und das

---

*) De captivit. Babylon. Tom. 2. fol. 264. Vgl. Religionsgesch. §. 43 Note.

**) Epist. Lutheri a Joh. Aurifabro coll. tom. 1. — Möhler's Symbolik, Bch. 1. Kap. 3. — Dechamp's Wahrheit und Vernünftigkeit des Glaubens. Unterhalt. 5.

Volk seines Sprengels schickten ihm eine Geldsumme zu seiner Auslösung. „Der Heilige," sagt Helyot (Geschichte der religiösen und kriegerischen Orden), „nahm das Geld mit vielem Danke an; aber statt dasselbe zu seiner Loskaufung zu verwenden, kaufte er damit eine Anzahl Frauen und Kinder los, deren Schwachheit ihn befürchten ließ, sie möchten dem christlichen Glauben untreu werden; und so blieb er in den Händen der Barbaren, welche ihm um das Jahr 1300 zur Märtyrerkrone verhalfen."

Margareta, Königin von Schottland, welche väterlicherseits von den Königen Englands, mütterlicherseits von den Kaisern Deutschlands abstammte, leuchtete dreißig Jahre hindurch ihren Unterthanen als vollendetes Muster der Heiligkeit und Nächstenliebe vor. So oft dieselbe öffentlich erschien, sah man sie umlagert von einer Schar Armer und Notleidender, welche in ihr zu jeder Zeit eine mitleidige und sorgsame Mutter fanden. Niemals entließ sie Hilfesuchende ohne Trost und reichliche Unterstützung, täglich speiste sie gegen dreihundert Dürftige, setzte denselben mit eigener Hand die Nahrung vor, wusch ihnen die Füße und küßte ihre Wunden. Ihre königlichen Einkünfte genügten nie zu ihrem häufigen Almosen. Deshalb gab sie oft ihre Kleider und Schmucksachen an Notleidende und erschöpfte sogar mehrmals zu diesem Zwecke die Schatzkammern.

Die schauderhafte Pest, welche 1576 zu Mailand wütete, bot dem Erzbischofe dieser schwer heimgesuchten Stadt, dem hl. Karl Borromäus, eine Gelegenheit, seine heldenmütige Nächstenliebe in auffallender Weise an den Tag zu legen. Derselbe befand sich eben zu Lodi, als er die Schreckensbotschaft vom Ausbruche der furchtbaren Seuche erhielt. Sogleich eilte er, der augenscheinlichen Gefahr der Ansteckung trotzend, nach Mailand. Bei seinem Anblicke brach das Volk in lautes Wehklagen aus. „Barmherzigkeit, Barmherzigkeit, o Herr!" riefen ihm alle entgegen. Laut weinend begab er sich in die Domkirche und betete. In seinem Palaste fand er viele Beamte, die ihn baten, die Sorge für die Stadt zu übernehmen. Karl brachte die Nacht mit Thränen und Gebeten zu; er ordnete öffentliche Bittgänge und Fasttage an, damit sich jeder mit Gott aussöhne und den Himmel um Erbarmen anflehe. Bei den Prozessionen ging er barfuß, einen Strick um den Hals, das Kreuz in der Hand. Drei Tage lang betete man ununterbrochen in allen Kirchen; an jedem Tage dieses allgemeinen Gebetes predigte er und ermahnte alle zur Buße. Alsdann machte er sein Testament, worin er die Armen als Haupterben einsetzte. Den dringendsten Bedürfnissen abzuhelfen, ließ Karl alles Silber, welches sich in seinem Palaste vorfand, in die Münze tragen und Geld daraus schlagen, kaufte Leinwand, Kleider, Speisen und sandte sie in die Wohnungen des Elends. Auch sorgte er für Krankenwärter und für Priester, die den Sterbenden die heil. Sakramente reichten. Er selbst, bereit sein Leben für seine Schafe zu lassen, eilte unermüdet zu den Kranken und brachte ihnen den Trost der Religion. Gegen 120 Weltgeistliche und 14 Mönche starben den Heldentod christlicher Aufopferung und Liebe. Der Erzbischof blieb verschont, gleichsam zu neuen Liebesopfern aufbewahrt. Die nächste Folge der Pest war nämlich eine grenzenlose Not und Armut. Der Winter mit Hunger und Kälte war vor der Thür. Die Reichen hatten ihre Dienerschaft entlassen, die Fabrikherren und Gewerbetreibenden ihre Taglöhner und Arbeiter. An 70,000 Menschen irrten brotlos in der öden Stadt umher. Karl tröstete sie, brachte viele in

einem großen außerhalb Mailand liegenden Gebäude unter, andere verwendete er als Wachen, Krankenwärter und Diener in den Lazaretten. Er ließ seine Betten, Vorhänge, Teppiche zu Kleidern verarbeiten und bedeckte damit die Halbnackten; auch machte er große Schulden, um die Armen unterstützen zu können. Selbst seine geistlichen Gewänder ließ er zu Kleidungsstücken verarbeiten, so daß man arme Menschen sah mit den Abzeichen der Kleidung des Kardinals. So wohnte der treue Hirt, kaum selbst zur Notdurft bekleidet, im nackten Palaste. Einst an einem späten Abende kam er müde vom harten Krankendienste nach Hause. Er begehrte Brot und Wasser, seine einzige Nahrung in dieser Zeit. Der Diener brachte ihm nur Wasser, da weder Brot noch Geld vorhanden sei. — In solchen Werken der leiblichen und geistlichen Barmherzigkeit beharrte der hl. Erzbischof so lange, bis die Sterblichkeit, welche in der Stadt Mailand allein 17,000 Menschen hinwegraffte, gänzlich erloschen war. (Aus Hepps Kirchengeschichte.)

146) Im Jahre 1858 zählte die Genossenschaft der barmherzigen Schwestern, welche in Paris ihr Mutterhaus hat, 15,000 Mitglieder. Außer derselben bestehen in der katholischen Kirche noch manche andere Vereine beiderlei Geschlechtes, die sich aus christlicher Liebe der Krankenpflege widmen. Die protestantische Kirche hat zwar auch in jüngster Zeit einen Verein barmherziger Schwestern, die sich Diaconissen nennen, aufzuweisen. „Es ist aber eine mir unerklärliche Erscheinung," schreibt ein protestantischer Prediger an einen Mitbruder, „daß, während es uns alle Mühe von der Welt kostet, eine Schwester zu erwerben, die Katholiken sie in Überfluß finden." (Hallisches Volksblatt 5. August 1854.) In einer zu Fürth abgehaltenen protestantischen Conferenz klagte man offen über den so mangelhaften Erfolg solcher Anstalten. „Die Schuld liegt darin," sagte man, „daß wir das Gelübde der Jungfräulichkeit nicht mehr besitzen; die größte Mehrzahl unserer Schwestern tritt in den Ehestand und geht für uns verloren." (Nürnberg. Evang. K. Z. April 1854.)

147) „Seit vier Jahrhunderten," äußerte sich in jüngster Zeit ein Mitglied der Londoner Missionsgesellschaft, „ist die Aufmerksamkeit des Vatikans auf China gerichtet gewesen. Gegenwärtig besitzt die römische Kirche dort dreizehn Bischöfe und eine halbe Million bekehrter Gläubigen. Jesuiten begeben sich in Scharen dorthin, um das Land in Besitz zu nehmen. O hätten doch auch wir den Eifer dieser Römisch-Katholischen! Eines der ergreifendsten Bilder aus der gesamten Missionsgeschichte ist doch das des hochbegabten Jesuiten Xavier, wie er flehte für Chinas Bekehrung, am Abende auf der Insel Sancian landete, ehe der Morgen kam, sein brechendes Auge nach China wandte und seine Seele mit einem Gebete für die Erlösung desselben aushauchte. O sollen wir es zugeben, daß die Vertreter des Papsttumes uns an Eifer für Chinas Bekehrung übertreffen? Es gab eine Zeit, wo ein solcher Eifer für Chinas Bekehrung unter den römischen Katholiken war, daß achtzig junge Priester an die Propaganda in Rom die Bitte stellten, die sie mit ihrem eigenen Blute unterzeichnet hatten, als Missionäre nach China abgesandt zu werden. Und wir sprechen hier davon, nur zehn Männer hinzuschicken, und müssen uns noch fragen, ob wir so viele finden werden." (Kasseler Quartalberichte 1854. S. 55.)

148) Die protestantische Monatsschrift (Monthly Review) vom Januar 1831 macht kein Hehl daraus. „Wenn unsere Missionäre,"

sagt sie, „am Orte ihrer Bestimmung angekommen sind, so ist der erste Gedanke, der sie beschäftigt, sich so bequem als möglich einzurichten, sich aber stets so viel als möglich unter dem Schutze der britischen Kanonen zu halten. Nur selten dringen sie in barbarische Länder ein: sie haben Furcht vor der Pest und vor der Cholera; man kann natürlich nicht erwarten, daß sie ihre Familien in Gefahr bringen, oder daß ihre Familien ihnen gestatten, sich selber der Gefahr auszusetzen; auf der andern Seite haben sie aus denselben Gründen gar keine Neigung, Märtyrer zu werden."

149) Ähnliches berichtet ein amerikanischer Protestant, welcher in der Absicht, die religiösen Zustände Ostindiens kennen zu lernen, dieses Land bereist hatte, in der „Boston Gazette." „Die meisten anglikanischen Prediger in Indien," so schreibt er, „sind verheiratet und haben eine zahlreiche Familie. Sie bewirtschaften großen Grundbesitz und beschäftigen sich fast ausschließlich mit weltlichen Angelegenheiten. Es bleibt ihnen also wenig Zeit zur Missionsthätigkeit. In ihren Predigten reden sie von der Eitelkeit der irdischen Vergnügungen, während sie gleichzeitig sich dem Wohlleben ergeben, schöne, von herrlichen Gärten umgebene Häuser bewohnen, eine zahlreiche Dienerschaft um sich haben, Pferde unterhalten und in glänzenden Equipagen einherfahren." — Derselbe teilt aus dem Briefe eines Freundes von Sumatra über zwei katholische Missionäre Folgendes mit. „Vor einigen Wochen," so lautet der Bericht, „als ich im Hafen von Padang war, sah ich daselbst zwei katholische Missionäre, die im Sinne hatten, in das Innere der Insel vorzudringen, um den Wilden die Lehre Christi zu predigen. Die Eingebornen von Sumatra sind wild und grausam, leben in Wäldern, und man hält sie für Kannibalen. Die Einwohner Padangs entwarfen daher den beiden Missionären das düsterste Bild von jenen Wilden und widerrieten ihnen ein so verwegenes und gefahrvolles Unternehmen. Aber nichts konnte den Entschluß dieser Diener Gottes ändern. Sie verlassen ihre Freunde in Padang, und den Stab in der Hand und ihre wenigen Habseligkeiten auf dem Rücken, dringen sie in die unbekannten Wälder. — Zwei Wochen später überbrachten einige Malayen, welche von der Tigerjagd zurückkehrten, die Gebeine dieser Missionäre und zwei kleine Kruzifixe, die ihnen zugehört hatten. Es ist ungewiß, ob sie von den wilden Tieren zerrissen oder von Kannibalen verspeist wurden." (Westfäl. Kirchenbl. 1856 n. 29.)

150) Eine Versammlung von Predigern, bestehend aus Episkopalen, Presbyterianern, Methodisten, Baptisten, Kongregationalisten faßte zu Kalkutta mit Stimmenmehrheit folgenden Kanon ab: „Wenn ein Konvertit, bevor er Christ wird, mehrere Frauen geheiratet hat, so soll ihm nach der Praxis der Juden und der ursprünglichen Kirche gestattet sein, sie alle zu behalten; aber zu irgend einem kirchlichen Amte soll ein solcher nicht wählbar sein." (Westfäl. Kirchenblatt 1856 n. 14.)

Es fehlt auch nicht an Thatsachen, aus welchen erhellt, daß die protestantischen Missionäre, um die Heiden für das „reine Evangelium" zu gewinnen, die Wirksamkeit der katholischen Glaubensboten auf eine Weise hemmen, welche mit dem Evangelium sicher nicht im Einklang steht. Statt vieler Belege mag folgendes Beispiel dienen. Die Zeitung der amerikanischen kalvinistischen Wortsdiener auf den Sandwichsinseln, „die Ameise", brachte im Jahre 1842 einen Artikel mit der Überschrift: „Über diejenigen, welche von den Papisten getötet wurden,

weil dieselben nicht dachten wie sie." Dieser Artikel enthält die höchst merkwürdige Berechnung der blutigen Opfer des Katholizismus. Es heißt darin: Man rechnet 200,000 Getötete unter Papst Julian während eines Zeitraumes von sieben Jahren. (Einen Papst Julian gab es nie.) 100,000 wurden in Frankreich um der Religion willen der Wut der Papisten geopfert. 100,000 Waldenser wurden von den Papisten selbst gemordet. 900,000 wurden von den Jesuiten in Europa getötet. 30,000, sagt man, wurden von dem Könige Alewa (von dem niemand etwas weiß) hingerichtet. 150,000 in Irland an einem einzigen Tage hingeschlachtet. Mehrere unterrichtete Personen sind der Ansicht, daß im Laufe von 1400 Jahren die Papisten 500,000,000 ihrer Mitmenschen hingemordet haben . . . Völker von Havah! (so schließt der Artikel), was denket ihr von der Religion des Papstes? Ist dies eine gute Religion?" (Vergleiche L'Union catholique 1842 Nr. 17.)

151) Die Unfruchtbarkeit der protestantischen Mission ist eine Wahrheit, die selbst von denjenigen laut bekannt wird, welche das größte Interesse haben, dieselbe zu verheimlichen. Als der anglikanische Bischof von Salisbury im Jahre 1842 in der Paulskirche zu London vor der Gesellschaft für Verbreitung des Evangeliums über den Stand der Mission Bericht erstattete, sprach er: „Ich muß es, obschon mit Bedauern, offen heraussagen, diese Missionen haben gar keinen Erfolg." (Francis Nettement hörte dieses Geständnis und bestätigte es.) Gazette de France du 7. Juin 1842.

152) Diese Erscheinung wiederholte sich jüngerer Zeit in England auf unverkennbare Weise. Mehrere durch Gelehrsamkeit ausgezeichnete Mitglieder der Universität Oxford, Pusey und Newman an der Spitze, hatten sich, durch die innere Auflösung der Hochkirche und durch das sich immer mehr fühlbar machende Staatskirchentum veranlaßt, zusammengethan, um derselben hilfreiche Hand zu bieten und ihr eine festere und unabhängigere Stellung zu verschaffen. Das beste Mittel hiezu schien diesen Gelehrten die Rückkehr zu den apostolischen Einrichtungen, namentlich zum unabhängigen apostolischen Episkopate. Daher verlegten sie sich mit Fleiß auf das Studium der Kirchenväter der ersten Jahrhunderte, weil sie aus deren Schriften die sicherste und vollständigste Auskunft über die apostolischen Einrichtungen und Lehren zu finden hofften. In der That gelangten sie mittelst dieser Forschungen in kurzer Zeit zu ganz katholischen oder wenigstens der katholischen Lehre sehr ähnlichen Ergebnissen. Der Episkopat ist nach ihnen apostolisch und ein von Gott angeordnetes notwendiges Erfordernis der wahren Kirche; derselbe wird fortgepflanzt durch die Händeauflegung oder Weihe. Sie sprachen der Kirche allein das Recht zu, die Schrift authentisch auszulegen, und räumen auch der Überlieferung wiederum eine Stelle ein. Die Sakramente sind ihnen nicht mehr bloße Zeichen, sondern wirkliche Gnadenkanäle; in betreff der Eucharistie bekennen sie die wirkliche, von unserm Glauben unabhängige Gegenwart Jesu Christi. Auch in der Lehre von der Anrufung der Heiligen, vom Fegfeuer, von der Verehrung der Bilder sprechen sie so, daß sie der römisch-katholischen Lehre sehr nahe kommen. Mehrere dieser Gelehrten, unter andern der berühmte Newman, sahen bald ein, daß in der römisch-katholischen Kirche alle Anstalten, Einrichtungen und Lehren sich vorfinden, welche die apostolische gehabt hat, und erkauften deshalb den Eintritt in dieselbe mit vielfachen schweren Opfern. Noch viele andere werden in

die Fußstapfen dieser edlen Männer treten, wenn sie fortfahren, unbefangenen Geistes und guten Willens aus den ehrwürdigen Schriften der hl. Kirchenväter zu schöpfen.

153) Die Protestanten sind so weit von der katholischen Kirchenverfassung abgekommen, daß sie in der Regel nicht einmal mehr Bischöfe haben. Wenn sie jedoch, wie dies in der englischen Hochkirche und in Schweden der Fall ist, den Namen und die Würde des Episkopats noch beibehalten haben, so sind die Träger derselben keineswegs wahre Bischöfe oder Nachfolger der Apostel, da ihnen sowohl die gültige Weihe, als auch die rechtmäßige Sendung und geistliche Gerichtsbarkeit, die nach der Anordnung Christi zunächst vom Stuhle Petri ausgeht, ganz und gar mangelt. Die Königin Elisabeth selbst sah sich, als Päpstin der Hochkirche, genötigt, durch ein eigenes allerhöchstes Dekret die bei der anglikanischen Bischofsweihe eingeschlichenen Mängel und Unregelmäßigkeiten „kraft ihrer geistlichen Machtvollkommenheit" gut zu machen und so die Weihe zu ergänzen. Hierauf sich berufend, faßte das englische Parlament im Jahre 1566 den merkwürdigen Beschluß: „Da die Königin als Inhaberin aller geistlichen Gerichtsbarkeit, so wie aller geistlichen Vorrechte, Würden und Vorzüge, vermöge allerhöchster Vollmacht und Autorität, durch Rundschreiben für alle Fälle und Bedenken betreffend die Mangelhaftigkeit und Incompetenz bei der Bestätigung und Weihe der Bischöfe Dispens erteilt hat, so sollen alle bei dergleichen Anlässen geschehenen Akte als gut und in jeder Absicht und Beziehung gültig angesehen werden."

154) Luther selbst machte den Grundsatz geltend, daß jeder, der sich eine außerordentliche Sendung beilege und kraft dieser als Gründer einer neuen Religionsgesellschaft auftrete, sich gleich den Aposteln durch die Gabe der Zeichen und Wunder als Gottesgesandter ausweisen müsse. Seine Behauptung lautete: „Wer etwas Neues auf die Bahn bringen oder etwas anderes lehren will, der muß von Gott berufen sein und seinen Beruf mit wahren Wunderwerken bekräftigen. Wo er das nicht zu Werke richten kann, so packe er sich seine Wege."*) Und als die katholischen Theologen, auf seine eigenen Aussprüche sich stützend, ihm zusetzten, er möchte seine außerordentliche Sendung zum Umsturz der bestehenden Kirche gleichfalls durch Wunder beweisen, geriet er in die peinlichste Verlegenheit. Er sagte darauf in einer Predigt: „Wenn es die Not erfordern würde, und sie das Evangelium ängstigen und drängen wollten; so müßten wir wahrlich daran, und müßten auch Zeichen thun."**) Später hielt er es für geratener, trotzig zu entgegen, „er wollte es den Papisten machen, wie Christus es (Matth. 12, 39) den Juden gemacht, sie sollten auch kein Zeichen von ihm sehen."***) Überhaupt änderte er in diesem Punkte je nach Umständen und Bedürfnis binnen 24 Jahren nicht weniger als vierzehnmal seine Meinung. (Siehe Döllinger, die Reformation. S. 205 u. ff.)

155) „Der Kirche Mund ist Gottes Mund. Gott kann ja nicht lügen, also auch die Kirche nicht." So schrieb Luther fünf Jahre vor seinem Tode. (Bd. 7. Blatt 417. a. Jena 1560.) Diejenigen, welche die Gegenwart Christi im hochwürdigsten Sakramente des Altars leugneten, verwies er auf die einhellige Lehre der unfehlbaren

*) Walch'sche Ausgabe. Bd. 9. S. 1099. **) A. a. O. S. 1295. ***) A. a. O. S. 1768.

Kirche mit den Worten: „Dieser Artikel ist von Anfang der christlichen Kirche bis auf diese Stunde einträchtiglich geglaubt und gehalten, wie es beweisen der lieben Väter Bücher und Schriften, griechischer und lateinischer Sprache; dazu der tägliche Brauch, und das Werk der Erfahrung bis auf diese Stund. Dieses Zeugnis der ganzen heiligen christlichen Kirche, wenn wir schon nichts mehr hätten, soll uns allein genugsam sein, bei diesem Artikel zu bleiben, und darüber keinen Rottengeist zu hören noch zu leiden. Denn es ist gefährlich und erschrecklich, etwas zu hören oder zu glauben wider das einträchtliche Zeugnis, den Glauben und die Lehre der ganzen heiligen christlichen Kirche, so von Anfang her nun über fünfzehnhundert Jahre in aller Welt einträchtiglich gehalten hat. Wenn's ein neuer Artikel wäre, und nicht von Anfang der heiligen christlichen Kirche, oder wäre es nicht bei allen Kirchen noch bei der ganzen Christenheit in aller Welt so einträchtiglich gehalten; so wäre es nicht so gefährlich noch schrecklich, daran zu zweifeln oder zu disputieren, ob es recht sei. Da es nun aber von Anfang her, und soweit die ganze Christenheit ist, einträchtiglich gehalten ist, so thut derjenige, der daran gezweifelt, eben so viel, als glaubte er keine christliche Kirche, und verdammt damit nicht allein die ganze heilige christliche Kirche, als eine verdammte Ketzerin, sondern auch Christus selbst mit allen Aposteln und Propheten, die diesen Artikel, da wir sprechen: *Ich glaube eine heilige christliche Kirche* — gegründet haben, und gewaltig bezeugt, nämlich Christus (Matth. 28, 20): Siehe ich bin bei euch bis ans Welt-Ende, und St. Paulus (1, Timoth. 3, 15): Die Kirche Gottes ist eine Säule und Grundfeste der Wahrheit!" (Bd. 5. Blatt 490. a.)

Erkannte demnach Luther außer der hl. Schrift auch das einstimmige Zeugnis der christlichen Kirche als entscheidend in den Glaubenswahrheiten an; mit welchem Rechte durfte er denn auf dem Reichstage zu Worms begehren, daß man ihm seiner Lehre Falschheit aus der hl. Schrift beweise, sonst könne er dieselbe mit gutem Gewissen nicht widerrufen? Wie ist es auch nur möglich, einen aus der Schrift des Irrtums zu überweisen, der das Recht in Anspruch nimmt, die Bibel nur nach seinem eigenen Sinne zu deuten, der ihre Worte gewaltsam oder willkürlich verdreht, den Text selbst verfälscht und ganze Bücher verwirft, weil dieselben sich seiner Lehre nicht anpassen lassen? Daß es ihm mit dem wiederholten Versprechen, zu widerrufen, wofern man ihn durch die Schrift überweise, nicht einmal Ernst war, beweist schon dieses, *daß er, von den katholischen Theologen* durch die Zeugnisse der hl. Schrift in die Enge getrieben, diese untrügliche Erkenntnisquelle der göttlichen Wahrheit selbst verwarf, indem er sich auf Christus allein berief. „Du Papist", schreibt er (Walch Ausg. Bd. 8. 2140.), „pochest fast (sehr) mit der Schrift. . . . . Ich aber trotze auf Christum, der der rechte Herr und Kaiser ist über die Schrift. Ich frage gar nichts nach allen Sprüchen der Schrift, wann du ihrer noch mehr wider mich aufbrächtest, denn ich habe auf meiner Seite den Meister und Herrn der Schrift, mit dem will ichs halten. . ." — Bei solcher Gesinnung konnten auch die schlagendsten Beweise aus der hl. Schrift nichts fruchten; zumal da jeder, der die Autorität der Kirche nicht anerkennt und ihr das Recht, in Glaubenssachen zu entscheiden, abspricht, immerhin von ihr getrennt bleibt und ihrer Gemeinschaft nicht einverleibt werden kann.

156) Anfangs, namentlich im 16. und 17. Jahrhundert, gaben sich die protestantischen Gelehrten viele Mühe, die Kirchenväter in ihr System zu zwängen, aber mit so schlechtem Erfolge, daß die spätern Kontroversisten sie in der Verzweiflung aufgaben. Der gelehrte Protestant Casaubon gestand, die Kirchenväter seien alle auf katholischer Seite; der ebenso gelehrte Obrecht bezeugt, daß er beim Lesen ihrer Werke „oft versucht gewesen sei, sie auf den Boden zu werfen, weil er sie voll Papsttum gefunden habe." Daher überhäufte auch Middleton sie mit jeder Art von Schmähungen, und in seinem Werke „Untersuchung über die Wunder" schreibt er: „Jedermann muß es einsehen, wie ähnlich die Prinzipien und Gebräuche des vierten Jahrhunderts den gegenwärtigen Gebräuchen der papistischen Kirche sind." (Sieh Milner, Ziel und Ende religiöser Kontroversen, Brief 10. und 26.)

157) Die Protestanten berufen sich nicht selten auf die beispiellose Schnelligkeit, mit der Luthers Lehre in höhern und niedern Kreisen sich verbreitete, als auf ein auffallendes Wunder und einen entschiedenen Beweis, daß seine Reform Gottes Werk war. Der Reformator selbst pflegte sich dessen zu rühmen; aber dieser Trost, bemerkt Dr. Döllinger, wurde ihm bald wieder verleidet, als er sah, wie seine Gegner, die Zwinglianer, die Wiedertäufer und andere Sekten sich verhältnismäßig nicht geringern Erfolges erfreuten, ja nicht selten die für die lutherische Lehre Gewonnenen wieder abtrünnig machten. Darüber entrüstet, warf er seinen Landsleuten ihre Sucht nach Neuerungen vor: „Wir Deutsche sind solche Gesellen, was neu ist, da fallen wir auf, und hangen dran wie die Narren, und wer uns wehrt, der macht uns nur töller darauf; wenn aber niemand wehrt, so werden's wir bald selbst satt und müde, gaffen darnach auf ein ander Neues." (Walch. Ausg. 20, 957.) In Deutschland hat jedoch das Luthertum seine schnelle Ausbreitung vielmehr seiner dem sinnlichen Menschen zusagenden Lehre und insonderheit der Gunst der Fürsten zu verdanken, welche sich mit den Kirchengütern bereichern wollten. Bekannt ist der Ausspruch Friedrichs des Großen in seinen Denkwürdigkeiten von Brandenburg: „Will man die Fortschritte der Reformation auf ihren einfachen Grund zurückführen, so wird man finden, daß es in England die Weibersucht, in Deutschland die Geldsucht und in Frankreich die Neuerungssucht war." — Bewiese die schnelle Ausbreitung des Protestantismus, daß derselbe Gottes Werk war, so müßte man jede Ketzerei und vorzüglich den Arianismus für das Werk Gottes anerkennen. Denn diese unheilvolle Sekte überließ nicht den Großen die Kirchengüter zum Raube, lockte die Menge nicht an durch eine der Sinnlichkeit schmeichelnde Moral, schaffte nicht Fasten, Beichte und Buße ab, konnte auch nicht ihre Lügen und Schmähschriften durch Druck schnell vervielfachen und überall hin ausstreuen: und dennoch überflutete sie in kurzer Zeit beinahe das ganze Römerreich und verbreitete sich sogar bei den rohen Völkerstämmen des Nordens, die später dieses Reich verwüsteten. Zwar wandte sie zur Erreichung ihres Zweckes List und Gewaltmaßregeln an; wer aber die Geschichte der sogenannten Reformation kennt und weiß, auf welche Weise dieselbe in England, Schweden, Dänemark eingeführt und in Deutschland einheimisch wurde, und wie lange sie in Frankreich gegen den Thron kämpfte, der wird wohl zugeben müssen, daß auch sie dergleichen Hilfsmittel keineswegs verschmähte.

158) Der achtzigjährige Präsident des Senats, Herr von Troplong, einer der berühmtesten Rechtsgelehrten Frankreichs, ist am 1. März 1869 in Paris gestorben, am 25. Februar hatte er die letzte Ölung empfangen. Als ihn der Pfarrer von S. Sulpiz besuchte, sagte der berühmte Kranke: „Nachdem man viel gelesen, viel studiert und viel gelernt hat, erkennt man, wenn der Augenblick des Todes naht, daß das einzig Wahre der Katechismus ist." (Westf. Kirchenblatt 1869 n. 18.)

159) Ein herrliches Beispiel der Unterwürfigkeit gegen die Entscheidung des Papstes gab Fenelon, Erzbischof von Cambrai. Er hatte ein Werk veröffentlicht unter dem Titel: „Erklärung der Grundsätze der Heiligen," welches vom Papst Innocenz XII. verdammt wurde. Die Nachricht von dieser Verdammung gelangte zu Cambrai am 25. März 1699, am Tage der Verkündigung Mariä, in dem Augenblicke an, wo der Erzbischof die Kanzel besteigen wollte, um über das Fest des Tages zu predigen. Welchen Eindruck auch eine Entscheidung auf ihn machte, die seiner Erwartung so entgegen war, so bewahrte die Religion über diese tugendhafte Seele eine solche Herrschaft, daß er sich nur einige Augenblicke sammelte, um den Plan der Rede, wozu er sich vorbereitet hatte, ganz umzuändern. Er lenkte sie auf die schuldige, vollkommene Unterwerfung unter die Autorität der Vorgesetzten und redete über diesen Gegenstand auf so rührende Weise, daß er seine Zuhörer zu Thränen hinriß. Am folgenden 9. April veröffentlichte er einen Hirtenbrief, worin es heißt: „Unser heiligster Vater, der Papst, hat das Buch, betitelt: „Erklärung der Grundsätze der Heiligen," in einem Breve vom 12. März 1699 verdammt . . . Ich stimme dem Breve aufrichtig, vollkommen und ohne einen Schatten von Vorbehalt bei . . . Aus ganzem Herzen ermahne ich euch zu einer völligen Unterwerfung und zu einer Folgsamkeit ohne Vorbehalt, damit nicht geschwächt werde die Aufrichtigkeit des dem hl. Stuhle schuldigen Gehorsams, wovon ich euch mit der Gnade Gottes bis zum letzten Atemzuge meines Lebens ein Beispiel geben will. Verhüte Gott, daß man je von mir rede, ohne dabei zu erinnern, daß ein Hirt glaubte, folgsamer sein zu müssen, als das letzte Schaf der Herde, und daß er seiner Unterwerfung keine Grenzen gesetzt hat." — Um überdies seiner Diöcese ein Denkmal seiner Unterwerfung und seiner Reue zu hinterlassen, ließ er zur Aussetzung des hl. Sakramentes eine von zwei Engeln getragene Monstranz machen, von denen der eine verschiedene schlechte Bücher, worunter eines mit dem Titel: „Erklärung der Grundsätze der Heiligen," mit Füßen trat. (Kardinals von Bausset Geschichte Fenelons, Tl. III. bei Guillois.) — Fenelon stand, als sein Buch verworfen wurde, im Rufe eines ausgezeichneten Gelehrten, eines erleuchteten Seelenführers und eines frommen, musterhaften Bischofes. Niemals würde er gewagt haben, „die Grundsätze der Heiligen" zu veröffentlichen, wenn er nicht von der Wahrheit derselben überzeugt gewesen wäre. Er glaubte unbezweifelt, dieselben in den Schriften der Heiligen gefunden zu haben; er hatte zu ihrer Erläuterung und Bestätigung ein Pastoralschreiben erlassen und sie in öffentlichen Briefen gegen die Angriffe des berühmten Bossuet verteidigt. Seit mehreren Jahren hatte diese Kontroverse gedauert, viele Gottesgelehrte hatten sich daran beteiligt, ganz Frankreich war auf den Ausgang gespannt. Hatte auch Fenelon unrecht, so ist doch nicht zu verkennen, daß auch seine Gegner sich manche Blößen gaben und in Bekämpfung des Irrtums eine nicht zu

billigende Leidenschaftlichkeit durchblicken ließen. Man beschuldigte überdies den gottseligen Erzbischof von Cambrai, daß er die kurz vorher verdammten Grundsätze des berüchtigten Michael von Molinos in gemilderter Form wieder aufstellte; und das Urteil des römischen Stuhles, wodurch Fenelons Lehre zwar nicht als häretisch, aber doch als „ärgerlich, übel lautend, frommen Ohren anstößig“ verworfen wurde, war geeignet, diese Anschuldigung zu bekräftigen. Wer dieses alles in Erwägung zieht, der wird wohl zugeben, daß die so unverzügliche und vollkommne Unterwerfung ein Akt heroischer Selbstüberwindung war, und daß nur die feste Überzeugung von der Unfehlbarkeit des Papstes bei Entscheidungen über Glaubens- und Sittenlehren den frommen Erzbischof über alle Bedenklichkeiten zu erheben vermochte.

160) So lieb, als die ewige Seligkeit selbst, soll also dem Katholiken seine Kirche sein. Um keinen Preis, und handelte es sich um den Gewinn der ganzen Welt oder um den Verlust jedes Gutes, ja des Lebens selbst, darf er sie verlassen, um zu irgend einer Sekte oder nichtkatholischen Religionsgenossenschaft überzugehen. Nie und nimmer dürfen Eltern zugeben, daß ihre Kinder, die sie allererst für Gott und das Himmelreich zu erziehen haben, der alleinseligmachenden Kirche entzogen werden. Kein noch so großer irdischer Vorteil kann ihren Kindern Ersatz für die geistliche Wohlfahrt bieten, deren sie durch den Austritt aus der katholischen Kirche verlustig gehen. — Wie beschämend ist folgendes herrliche Beispiel für einen seiner Kirche treulosen Katholiken! In der chaldäischen Stadt Armi wohnte eine katholische Familie, die man die Stütze und das Beispiel der Gläubigen des ganzen Bezirks nennen konnte. Der Hausherr, ein alter ausgewanderter Pole, trat, nachdem er ein chaldäisches Mädchen Namens Rachel geheiratet hatte, in den Dienst Feth-Ali-Schah, des Königs von Persien, gelangte zum Grade eines Majors und starb auf dem Schlachtfelde den Heldentod. Er hinterließ drei Knaben, von denen die zwei älteren den Vater schon ehrenvoll ersetzten. Einer von ihnen, Namens Sukan, gab in seinem siebenzehnten Jahre dem Könige Feth-Ali-Schah, der unter dem Versprechen seiner ganzen Gunst ihn drängte, Muselmann zu werden, eine edelmütige Antwort. „König,“ sagte er zu ihm mit einer der ersten christlichen Märtyrer würdigen Unerschrockenheit, „mein Vater ist für dich gestorben, auch ich bin zu demselben Opfer bereit; aber wenn du von mir verlangst, ich solle meine Religion verlassen, so nimm dieses Schwert und kehre es gegen deinen Diener.“ Der Schah erstaunte über so viel Hochherzigkeit und belohnte ihn mit Erhebung zu einem höhern Grade. (E. Boré, Korrespondenz eines Reisenden im Orient, bei Guillois.) — Solche Beispiele sollen jedem Katholiken vor Augen schweben, wenn man durch Verheißungen oder Drohungen ihn zur Abtrünnigkeit von seiner Kirche verleiten will; denn abtrünnig von der wahren Kirche werden, ist ganz dasselbe, als abtrünnig von der wahren Religion werden.

161) Ein Protestant besuchte einst das große Hospital de Dieu zu Paris. Unter den tausend Unglücklichen, welche dieses Haus immer einschließt, befand sich damals ein Kranker, dessen Elend ohne Maß war. Fast blödsinnig und von Geburt an mit Jammer überhäuft, hatte der Arme durch zehrendes Siechtum Arme und Beine verloren. Mit entstelltem Angesichte, mehr ein Wurm als ein Mensch, lag der Unglückliche in einer Mulde, da er die Bettwärme gar nicht vertragen

56*

konnte. Blödsinn und Schmerz hatten die Leidenschaft des Zornes in seiner Seele entflammt, bei dem geringsten Anlasse stieß er wütendes Geschrei aus. Dieser Anblick entsetzte den Fremden, aber das Entsetzen verwandelte sich in Erstaunen, als er neben der Mulde eine Ordensfrau aus dem Orden der barmherzigen Schwestern knieend und mit der sinnreichsten Aufmerksamkeit den Unglücklichen bedienen sah. „Schwester!" fragte der Fremde, „wie können Sie doch so ruhig, so heiter bei diesem Umgetüme weilen, dessen Anblick so entsetzlich ist?" „Es ist unser liebstes Kind im ganzen Hause," erwiderte die Schwester, „denn eben, weil dieser Mensch so elend ist, lieben wir ihn alle und vor allen andern Kranken; wir besänftigen seinen Zorn durch Gesang und Gebet, ja wir haben ihn selbst schon beten gelehrt und lassen ihn keine Minute, weder bei Tag noch bei Nacht, allein." Als die Schwester so gesprochen, kniete sie wieder an die hölzerne Lagerstätte des Jammerbildes, dessen Züge sich erheiterten, als die Pflegende mit einem Blicke von Milde und Liebe auf ihn niedersah. Der Fremde, erstaunt ob des Übermaßes einer solchen Liebe, ging in sich und ward kurz darauf ein Kind der Kirche, die allein die Macht hat, so hohe Aufopferung, so selige Begeisterung den Herzen einzuhauchen. (Geistl. Lesung in Gesch. und Beisp.) — Durch seine Liebe und Sanftmut und das anziehende Beispiel aller Tugenden mehr noch, als durch seine Gelehrsamkeit, soll der hl. Franz von Sales zweiundsiebenzigtausend Irrgläubige zur katholischen Kirche zurückgeführt haben. (Röm. Brev.)

162) Der rühmlichst bekannte Staatsmann und Schriftsteller Karl Ludwig von Haller bekleidete die Stelle eines Geheimrates der Republik Bern, als er im Jahre 1820 wegen seines Rücktrittes zur katholischen Kirche seiner Stelle verlustig erklärt wurde und sich genötigt sah, ins Ausland zu ziehen. Von Paris schrieb er an seine damals noch protestantische Familie einen Brief, aus dem wir folgendes entnehmen: „Ihr klagt, daß uns die katholische Kirche verdamme, und daß sie behaupte, außer ihrem Schoße sei kein Heil zu hoffen. Ach, meine Freunde! wie wenig kennt ihr die unermeßliche Liebe dieser guten Mutter, von der wir uns so unüberlegt getrennt haben, gewiß mehr zu unserm als zu ihrem Nachteil. Sie verdammt nicht eure Person, sondern eure Irrtümer und die falschen Grundsätze, die man euch beibringt; sie haßt euch nicht, sie liebt euch, und obschon ihr euch von ihr entfernt habt, so nennt sie euch dennoch ihre Brüder, euch, die ihr den Katholiken niemals diesen freundschaftlichen Namen gebet. Täglich am Fuße des Altars betet sie für euch; sie trauert über den Verlust so vieler lieben Kinder, die sie den Wölfen preisgegeben, d. i. beraubt so vieler Heilsmittel und an falsche Lehrer angewiesen, sieht. Alle Sekten haben sich gegen sie verschworen, nicht durch einen gemeinsamen Glauben, sondern in einem gemeinsamen Haß. Und gerade daraus erkannte ich, daß sie die wahre Kirche sein müsse, weil alle Irrtümer, sie mögen unter sich noch so sehr einander widersprechen, doch darin übereinstimmen, daß sie die Wahrheit hassen. Die Kirche allein erwidert den Haß mit Liebe, vergilt die Unbilden, die sie empfängt, indem sie jedem Unglücklichen, wessen Glaubens er immer ist, Trost und Hilfe reicht. Wo habt ihr jemals einen wahren Katholiken gesehen, der euch Übels zugefügt hat? Ich meinerseits habe in meinem Leben nichts als Gutes von ihnen empfangen; ich kann unmöglich jemand hassen, der mich liebt." — Von der hl. Teresia heißt es in den kirchlichen Tagzeiten

ihres Festes: „Der Ungläubigen und Irrgläubigen Finsternisse beweinte sie mit unablässigen Thränen, und um den Zorn des rächenden Gottes zu besänftigen, opferte sie ihm für das Heil derselben freiwillig übernommene Leibeskasteiungen auf.“

163) Der Gedanke an den liebevollen Verkehr und die Gemeinschaft der Lebenden mit den Abgestorbenen, wie sie uns der katholische Glaube vor Augen stellt, hat etwas unaussprechlich Trostvolles für das Herz eines jeden Christgläubigen. Ich kann den lieben Abgestorbenen zu Hilfe kommen, und man wird einstens auch mir zu Hilfe kommen: so darf dabei ein jeder zu sich selbst sagen. Das erstere gewährt den süßesten Trost im Leben, das letztere benimmt der Todesstunde einen großen Teil der Bitterkeit. — Dieser Gedanke war es auch, welcher die schmerzgeprüfte Königin von Schottland, Maria Stuart, auf die Richtstätte begleitete und ihr Kraft genug gab, die Zudringlichkeit eines protestantischen Geistlichen, der sie im letzten Augenblicke noch zur Verräterin am katholischen Glauben machen wollte, mit Entrüstung zurückzuweisen. Als dieser anstatt des Beichtvaters, den sie begehrt hatte, zu ihr hineintrat und sie aufforderte, für ihr Seelenheil besorgt zu sein und die Kirche zu verlassen, worin sie, falls sie in derselben verharrte, verdammt werden müßte, so entgegnete sie ihm lebhaft und entschlossen: „Mein ewiges Heil darf Sie nicht bekümmern. Ich bin in der katholischen Kirche geboren worden; ich habe in derselben gelebt; ich will in derselben sterben! Nie, nie werde ich ihre Gemeinschaft verlassen, in der man auch jenseits des Grabes noch in Liebe vereinigt bleibt und der armen Seelen durch Gebet und heilige Opfer gedenket.“ — Hierauf verrichtete sie ein kurzes Gebet zum Gekreuzigten, drückte dessen Bildnis mit Liebe und Zärtlichkeit an ihre Brust, bat die umstehenden Frauen nochmals um ihr frommes Gebet und empfing den grausamen Todesstreich mit den Worten: „Herr, in deine Hände empfehle ich meinen Geist!“

164) Der löbliche Gebrauch, den leidenden Seelen im Fegfeuer dadurch zu Hilfe zu kommen, daß man von den Gott geweihten Priestern heilige Messen für sie lesen läßt, ist uralt. Einen Beleg hierfür liefert uns im sechsten Jahrhunderte der hl. Papst Gregor der Große, indem er eine Begebenheit erzählt, die sich kurz vor seiner Zeit zugetragen hatte. Ein wackerer Mann war nämlich von den Feinden gefangen und als Sklave in weit entlegene Gegenden geführt worden, woselbst sie ihn in Fesseln legten. Da seine Frau lange Zeit hindurch nichts über ihn erfuhr, glaubte sie, er sei gestorben, und ließ von einem Priester jede Woche das hl. Meßopfer für die Ruhe seiner Seele darbringen. Der Gefangene jedoch wurde wieder frei. In sein Vaterland zurückgekehrt, erzählte er seiner Frau als etwas Wunderbares, es hätten sich während der Gefangenschaft seine Fesseln in jeder Woche zu bestimmten Zeiten gelöst. Nachdem er über diese Zeit mit seiner Frau sich näher besprochen hatte, fanden sie, daß er gerade an den Tagen und zu denselben Stunden von seinen Fesseln befreit worden war, wo man die hl. Messe für ihn las. (Homil. 37. über die Evang. und Dialog. Bch. 4. Hpst. 57.) — Aus dieser Begebenheit ersehen wir auch, wie wohlgefällig Gott die Liebe ist, welche uns antreibt, für die im Herrn entschlafenen Brüder das hl. Opfer entrichten zu lassen, und wie kräftig dieses ist, um die büßenden Seelen aus dem Orte ihrer Qualen zu befreien. Wenn nämlich Gott im Hinblick auf das ihm dargebrachte Opfer jenem Gefangenen die Fesseln des Körpers löste, um wie viel mehr

dürfen wir da erwarten, daß er den Verstorbenen, die er so inbrünstig liebt, auch ihre Bande und Ketten lösen werde, womit sie noch an den Ort der Verbannung gefesselt sind; da ja dieses hochheilige Opfer allererst den Seelen Gewinn und Nutzen bringen soll. — „Im Augenblicke, wo dieses heilige Opfer gefeiert wird, eilen die Engel des Himmels hin, die Gefängnisse des Fegfeuers zu öffnen.“ So der hl. Chrysostomus (Homil. 2. über die unbegreifl. Natur Gottes).

165) Klar spricht sich dieser Glaube in den letzten Worten des hl. Königs Ludwig an seinen Sohn aus: „Geliebter Sohn, laß das heilige Opfer für meine Seele entrichten und Gebete durch das ganze Reich anstellen und laß mir besondern Anteil an allem Guten zukommen, das du thun wirst.“

166) In der Lebensgeschichte der hl. Magdalena von Pazzis wird berichtet, daß sie zum Troste der armen Seelen ganze Nächte im Gebete zubrachte, fastete und viele strenge Bußwerke ausübte. Öfters flehte sie inständig zu Gott, daß sie für andere büßen dürfte, und nicht selten nahm der Herr ihr Opfer an. Dann pflegte sie mehrere Tage hindurch die schrecklichsten Peinen zu fühlen, und nach Verlauf derselben sah sie die Seelen in die Freuden des Himmels einziehen. (Belland. 25. Mai.)

167) Zahllos sind die Beispiele, die hier angeführt werden könnten. Kaum vergeht eine Woche oder ein Monat, wo nicht unerwartete Todesfälle sich ereignen, die ein eifriger Katechet wird zu benutzen wissen, um einen heilsamen Eindruck auf seine Zuhörer zu machen. Wir führen hier nur ein Beispiel aus der Vergangenheit an, das sehr geeignet ist, zu zeigen, wie ganz unerwartet der Tod kommt. P. Nieremberg erzählt es in seinen ascetischen Schriften auf folgende Weise. Karl, König von Frankreich, hatte seine Tochter dem Sohne des Ungarnkönigs Ladislaus zur Ehe verheißen. Dieser sandte daher eine zahlreiche, überaus glänzende Gesandtschaft an den französischen Hof, die der königlichen Braut als Ehrengeleit in die neue Heimat dienen sollte. Der Botschafter selbst war Ulrich, Bischof von Passau, zu dessen Gefolge der König von Ungarn zweihundert der vornehmsten Adeligen dieses Reiches, eben so viele aus dem Königreiche Böhmen und zweihundert aus Österreich wählte, die sämtlich dem höchsten Adel entsprossen, prächtig beritten und so reich gekleidet waren, daß jeder aus ihnen in diesem Aufzuge gleich einem Könige glänzte. Der Bischof selbst erwählte noch hundert seiner Unterthanen, so daß der Zug, der sich nach Frankreich begab, aus siebenhundert Reitern bestand, die aus dem edelsten Kern der Ritterschaft erwählt und aufs prächtigste geschmückt waren. Damit es aber der Herrlichkeit dieses Gefolges an nichts fehle, wurden auf gleiche Weise vierhundert Fräulein von seltener Schönheit gewählt, die in den reichsten Gewanden glänzten und mit Juwelen gleichsam bedeckt waren. Selbst die Kutschen waren mit Gold beschlagen und mit edlen Steinen verziert, von den zahllosen, hochherrlichen Geschenken nicht zu sprechen, die sie für das königliche Haus von Frankreich mit sich führten. Doch was geschah? Am Tage selbst, wo diese glänzende Gesandtschaft zu Paris ihren Einzug hielt, traf, bevor sie noch in dem Palaste anlangte, der zu ihrem Empfang bestimmt war, ein Eilbote mit der Nachricht ein, der Bräutigam sei gestorben. Bei dieser Nachricht ward der König von Frakreich von so tiefem Schmerz ergriffen, daß es ihm unmöglich war, der Gesandtschaft irgend eine Antwort zu erteilen, noch mit dem Botschafter selbst zu sprechen,

weshalb denn alle in schmerzlicher Betrübnis von Paris abreisten und in ihre Länder zurückkehrten. Auf solche Weise erfüllt Gott nicht selten, nach dem Ausspruch der Propheten, am Tage des freundlichsten Lichtes die Erde durch den Tod mit Nacht und Finsternis. (Geist. Lesung in Gesch. u. Beisp.)

168) Es giebt kein größeres Unglück, als der Tod ist im Zustande der Sünde. Um demselben zu entgehen, soll dir kein Opfer zu schwer, keine Buße zu streng sein. — Margareta von Cortona fing schon in früher Jugend an, den Weg zu wandeln, der zum Verderben führt. Im achten Jahre ihres Alters verlor sie ihre fromme Mutter und bekam so Gelegenheit zu einem freiern Leben, wovon alle Bitten und Warnungen ihres tief bekümmerten Vaters sie nicht zurückzuhalten vermochten. Mit Hintansetzung alles Gefühles für Ehrbarkeit entfloh sie in der Folge heimlich aus dem väterlichen Hause und führte neun Jahre ein sehr ärgerliches Leben mit einem jungen Edelmann aus der Stadt, bis endlich ein unerwarteter Vorfall sie dem jähen Abgrunde entriß, dem sie zueilte. Der Edelmann verreiste eines Tages und wurde von Räubern angefallen und ermordet. Der getreue Hund, den er bei sich hatte, verweilte zwei Tage bei der Leiche, am dritten aber kam er unter Schreien und Heulen zu Margareta, zog sie beim Kleide, als wollte er sagen, daß sie ihm folgen möchte. Margareta ahnend, daß sich etwas Außerordentliches müsse zugetragen haben, folgte dem Hunde, der mit ungewöhnlichem und durchdringendem Gewimmer vorauslief. Sie kam endlich an den Ort, wo der Körper ihres getöteten Freundes lag und schon modernd den abscheulichsten Geruch verbreitete. Margareta stand voll Schrecken und Schauder bebend vor dem Leichnam des Jünglings; und im gleichen Augenblicke war es ihr, als fiele es wie Berge schwer auf ihr Herz. Da lag entseelt der Körper desjenigen, dem sie neun volle Jahre in sündiger Liebe ergeben war. „Wo ist jetzt deine Seele!" schrie sie auf, und der Gedanke an Gottes Gericht unterdrückte die Antwort. Ihr eigenes schwer beladenes Gewissen machte sie zittern vor gleichem Schicksal. Tod und Hölle erfüllten ihr Herz mit heilsamem Schrecken. Sie eilt zurück von der Stätte des Entsetzens und verläßt die Bahn, auf welcher sie so lange in unseliger Verblendung gewandelt war. Sie tritt hin vor ihren Vater, ihn demütig um Verzeihung anflehend. Dann legt sie unter Thränen der heftigsten Reue bei einem Priester aus dem Orden des hl. Franziskus eine Generalbeichte von ihrem ganzen Leben ab und bittet um Aufnahme in die Zahl der büßenden Schwestern. Von nun an brachte sie dreiundzwanzig Jahre in strengster Buße zu. Ihre Nahrung war etwas Brot und Wasser, ihr Bett die harte Erde, ihr Kopfkissen ein harter Stein. Tag und Nacht beweinte sie ihre Verirrungen, bis endlich im achtundvierzigsten Jahre ihres Alters ein seliger Tod sie zu ihrem Heilande führte, der ein demütiges und zerknirschtes Herz niemals verwirft. Die katholische Kirche verehrt sie unter den heiligen Büßerinnen.

169) Dem frommen Christen ist das ganze Leben eine Vorbereitung zum Tode, daher hat dieser für ihn nichts Schreckbares. Ein gutes Kind erschrickt nicht, wenn man ihm sagt: Der Vater kommt! Sollte nicht vielmehr ein guter Christ sich freuen, wenn die Stunde herannahet, wo er zu sich sagen kann: „Jetzt komme ich zu Gott, meinem besten und liebsten Vater"? -- Als der um die Kirche so hoch verdiente Graf Leopold zu Stolberg von dem Arzte ver-

nahm, daß er nicht mehr bis Mitternacht leben werde, da rief er freudig aus: „Gott sei gepriesen!“ und dem Arzte die Hände drückend, fuhr er fort: „Dank, Dank! Ich danke Ihnen von ganzem Herzen. Gelobt sei Jesus Christus!“ Indem er diese Worte sprach, neigte er das Haupt zur Seite, und nach wenigen Atemzügen ging er hinüber zu seinem Vater. — Der französische Oberst Brancion fiel (7. Juni 1855) vor Sebastopol, als er eben die Fahne auf dem grünen Hügel aufpflanzte. Am Tage vor seinem Tode legte er seine Beichte ab und sagte dann zu seinen Freunden: „Ich weiß, daß ich jeden Augenblick den Tod werde zu erwarten haben, ich habe mich deswegen in die Verfassung gesetzt, um vor meinem Schöpfer zu erscheinen; ich bin bereit.“ Nach seinem Tode schrieb der Feldgeistliche in einem Briefe über ihn: „Er ist gestorben wie ein Held; kein Wunder, denn er lebte wie ein Heiliger.“ (Den Tod des Phokas und der hl. Katharina von Genua sieh oben n. 77.)

170) Am fünfzehnten August 1824 predigte der Abbé Papillon zu London in der Kapelle der französischen Gesandtschaft vor dem Fürsten von Polignac und zahlreichen Zuhörern. „Wie kostbar,“ sprach er, „ist die Zeit unseres Lebens, da wir niemals wissen, in welchem Augenblick uns der Allerhöchste vor seinen Richterstuhl fordern wird, damit wir Rechenschaft von allen unsern Handlungen ablegen!“ Nach diesen Worten schwieg er. — Die Anwesenden bemerken, daß seine Gesichtsfarbe sich ändere; schnell eilt man auf die Kanzel, um zu helfen. Es war zu spät; nach wenigen Minuten war der ehrwürdige Priester eine Leiche. Fürwahr, eine eindringliche Predigt, die jeder sich merken sollte! (Pariser Tageblatt — Quotidienne — 20. August 1824.)

Laß dich nicht durch die Hoffnung täuschen, es bleibe dir noch immer Zeit und Gelegenheit, dich zu Gott zu bekehren, ein Priester werde dir in der letzten Stunde sicher zur Seite stehen und dich von allen Sünden lossprechen. Traue nicht, wenn etwa der Verführer, von dem Christus sagt, daß er „ein Lügner ist und der Vater der Lüge“ (Joh. 8, 44.), dir einflüstert, du mögest nur noch einmal deine Lust befriedigen, nachher könntest du es ja beichten und bereuen. Tausende ließen sich durch solche Vorspiegelungen des bösen Feindes und der sündhaften Eigenliebe bethören. — Ein reicher Engländer, welchen das Gewissen oft mahnte, seinen Ausschweifungen zu entsagen und sein Seelenheil in Sicherheit zu bringen, tröstete sich immerfort mit der Hoffnung, noch in der Todesstunde die priesterliche Lossprechung zu empfangen. Damit ihm die Gelegenheit dazu nicht fehle, unterhielt er beständig zwei katholische Priester, den einen in seiner Wohnung zu London, den andern in seinem Landhause. „Gott läßt aber seiner nicht spotten,“ läßt sich nicht hintergehen, sagt der Apostel (Gal. 6, 7.). Eines Tages, als der reiche Herr sich eben von der Stadt nach seinem Landhause begab, wurde er plötzlich von einer Krankheit überfallen und in das nächste Gasthaus gebracht. Man beeilte sich, einen Priester herbeizurufen; allein vor seiner Ankunft war der Kranke verschieden. (Maffäus, geistl. Übung.) — In einem katholischen Dorfe der Schweiz, in dem vor wenigen Jahrzehnten eine Mission gehalten wurde, hörte ein Weib, das der Trunkenheit ergeben war, die ergreifenden Predigten mit an. Von der göttlichen Gnade gerührt, faßte sie den Entschluß, sich ernstlich zu bessern, und legte deshalb dem Priester ihr Sündenbekenntnis ab. Als sie aber nach Hause zurückkam und den Schrank öffnete, um ein Kleidungsstück

herauszunehmen, erblickte sie die Flasche. Die Versuchung lockt. Mit den Worten: „Nur noch einmal, aber dieses soll sicher das letzte Mal sein," langt sie nach dem Brantwein, trinkt — und fällt tot nieder. — In einer andern Ortschaft, nahe bei Genf, wo im Jahre 1839 ebenfalls eine Mission gehalten wurde, lebte ein Trunkenbold, der schon seit langer Zeit nicht mehr gebeichtet hatte. Von einer frommen Dame gedrängt, hatte er versprochen, Freitag abends zu beichten. Er verschiebt es aber, geht Samstag Morgen auf den Markt nach Genf und kehrt am Abende betrunken heim; im Rausche fällt er von der Treppe und — bleibt tot liegen.

Magst du auch in den besten Jahren, gesund und kräftig sein: traue nicht! Der unerbittliche Tod macht keine Ausnahme, er stürzt Jünglinge und Greise ungerufen ins Grab. Dieser Gedanke wirkte einst sehr heilsam auf einen Jüngling, von dem folgendes erzählt wird. Aus einem edlen Geschlechte entsprossen, hatte sich derselbe in der Blüte seiner Jahre in ein Kloster begeben, um fern von den Gefahren der Welt sich auf einen seligen Tod vorzubereiten. Als sein Vater, ein mächtiger Landesherr, dieses vernahm, war er höchst ergrimmt, daß sein Sohn, ein adeliger Jüngling, dem die glänzendste Laufbahn offen stände, sich in der Dunkelheit eines Mönchsklosters verberge. Mit starker Mannschaft zog er vor das Klostergebäude und drohte, es sogleich stürmen und schleifen zu lassen, wofern man ihm nicht seinen Sohn auslieferte. Da öffnete sich die Pforte, und mit ehrerbietiger Verbeugung trat der Sohn vor den entrüsteten Vater hin. „Vater", spricht er, „ich bin bereit, dir zu folgen, wenn du mir eine einzige Gnade gewährest, diese nämlich, daß der schlimme Gebrauch abgeschafft werde, der in deinem Gebiete herrscht und die Ursache ist, warum ich mich in ein Kloster zurückzog." „Welches ist dieser Gebrauch?" versetzte betroffen der Vater, „rede! er soll ohne Verzug abgestellt werden." „Dieser Gebrauch," antwortete der Jüngling, „ist kein anderer, als der, daß nicht bloß die alten, sondern auch die jungen Leute sterben. Weil ich nun eben nicht unvorbereitet sterben möchte, so ging ich ins Kloster, um auf den Tod, der jeden Augenblick kommen kann, stets vorbereitet zu sein." Bei diesen Worten fiel es dem Vater wie Schuppen von den Augen; heilsam beschämt, zog er mit seinen Kriegsleuten nach Hause.

171) Eutychius, Patriarch von Konstantinopel, hatte in einer Schrift die Behauptung aufgestellt, daß wir nicht in demselben Körper, den wir jetzt haben, sondern in einem andern auferstehen werden. Der hl. Gregor der Große, der eben als päpstlicher Legat in Konstantinopel sich befand, wies ihm aus mehreren Stellen der hl. Schrift unwiderleglich nach, daß seine Behauptung irrig sei. Als der Patriarch bald darauf erkrankte, ergriff er vor allen Anwesenden zu wiederholten Malen die Haut seiner Hand mit den Worten: „Ich glaube und bekenne, daß wir alle in diesem Fleische wieder auferstehen werden." (Der Lauf der Unterredung des hl. Gregor mit Eutychius ist nach eigener Mitteilung des erstern in Wilmers Lehrbuch der Religion erzählt.)

172) Als der hl. Blutzeuge Arkadius, welchem die grausamen Schergen an beiden Händen und Füßen Gelenk um Gelenk abgelöst, sodann die Hände und Füße und selbst die Arme und Beine gliedweise abgeschnitten hatten, die gräßliche Marter überlebend und unbesiegten Geistes die blutigen Gliedmaßen um sich her zerstreut liegen sah, blickte er dieselben heiter und mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit

an und sprach: „O ihr glückseligen Glieder, die ihr gewürdigt seid, eurem Gott zu dienen: nie habe ich euch so sehr geliebt als jetzt, da ihr von mir getrennt seid. Auf eine kurze Zeit nur sind wir getrennt, um unserm König in die Glorie entgegen zu gehen: dort werdet ihr mir als unsterbliche Glieder zurückgegeben. Ihr seid jetzt Glieder Christi, und auch ich fühle, daß ich Christo einverleibt bin." Alsdann wandte sich der Märtyrer zu den umstehenden Heiden, denen der Anblick solcher Qualen Thränen des Mitleides auspreßte. „Männer," sprach er zu ihnen, „die ihr diesem Schauspiele beiwohnet, glaubet mir: leicht ist dieses Leiden zu ertragen, wenn man der künftigen Unsterblichkeit gedenket. Verlasset eure eiteln Götter, die euch nicht helfen können!" Nach diesen Worten gab er seinen glorreichen Geist auf. Wie herrlich wird dereinst seine Auferstehung sein! — Ähnliches wird auch vom heil. Jakobus mit dem Beinamen des Verstümmelten erzählt. Auf Befehl des Perserkönigs Isdegerdes wurde auch ihm ein Glied nach dem andern abgeschnitten. Mitten unter dieser Marter, die volle neun Stunden dauerte, bewies der hl. Blutzeuge die heldenmütigste Geduld und sprach: „Gehe nur hin, mein Fuß, fahre nur hin, meine Hand, nur fort, mein Auge! Am Tage der Auferstehung wird der Schöpfer euch alle wiederfinden und zu einem schönen Ganzen zu vereinigen wissen. Ich bin ein Zweig an der Rebe, die Christus ist. Man beschneidet jetzt in der strengen Winterzeit diesen Rebzweig: aber der liebliche Frühling der Auferstehung wird kommen und mein Fleisch zum neuen Leben erwecken." (Nach Lohner und Texier.) Hierher gehört auch das rührende Beispiel der makkabäischen Brüder und ihrer überaus bewunderungswürdigen Mutter. (2. Makkab. 7.)

173) Die hl. Teresia erzählt in ihrer Lebensbeschreibung (Hpst. 38), daß es ihr einst vergönnt war, während der Dauer eines Ave gleichsam einen Blick in das himmlische Paradies zu werfen. Der Eindruck dieser Vision bewirkte in ihrer Seele eine tiefe Verachtung aller irdischen Wonnen und Herrlichkeiten. Unmöglich, so schreibt die Heilige, vermag ein menschlicher Geist sich eine Vorstellung von dieser himmlischen Glorie zu machen: Sonnenlicht ist Finsternis gegen den Glanz, der die Seligen umstrahlt. „Als ich eines Tages," fährt sie fort, „von meinem gewöhnlichen Herzübel ergriffen und sehr leidend war, wollte mich eine Dame von hohem Range etwas erheitern. Sie zeigte mir in dieser Absicht ihr Geschmeide und namentlich einen überaus kostbaren Diamant. Ich konnte mich aber nicht enthalten, bei mir selbst darüber zu lächeln, und empfand zugleich ein großes Mitleid, indem ich sah, was für Dinge die Weltleute so hochschätzen: Dinge, auf die ich unmöglich auch nur den geringsten Wert legen kann, wenn ich der Güter gedenke, die uns der Herr aufbewahrt hat." — Die innere Freude, welche Gott schon hienieden frommen Seelen bisweilen zu kosten giebt, ist nach dem Ausdrucke derselben Heiligen „nur ein Tropfen des großen, mächtigen Stromes, der uns im Himmel zufließen wird." Und dennoch giebt es auf Erden keine süßere Wonne, als die einer Seele ist, die von Gott mit himmlischer Tröstung heimgesucht wird. Den hl. Franz Xaver, dem nicht selten derartige Tröstungen zu teil wurden, hörte man wiederholt ausrufen: „Das ist zu viel Freude, Herr, zu viel Seligkeit in diesem Leben!"

174) Die fromme Betrachtung der Himmelsfreuden, ja die bloße Erinnerung daran erfüllte viele Heiligen mit unbeschreiblicher Wonne, gleichsam mit einem Vorgeschmacke des Paradieses. — Der Bruder

Ägidius, einer der vertrautesten Gefährten des seraphischen Vaters Franziskus, brauchte bloß das Wort „Paradies" zu hören, um sogleich in die süßeste Beschauung vertieft zu werden. Deshalb pflegten die Kinder, wenn sie denselben vorübergehen sahen, zu rufen: „Paradies, Bruder Ägidius, Paradies!" und sogleich blieb der Mann unbeweglich stehen und geriet in den Zustand der höchsten Verzückung.

175) Nachdem die hl. Teresia durch göttliche Offenbarung erfahren hatte, wie groß die Verschiedenheit des Maßes der Glorie und Seligkeit im Himmel sei, trug sie kein Bedenken zu sagen: „Sollte man mir die Wahl lassen, entweder bis zum Weltende alle erdenklichen Qualen zu leiden, um jenseits einen auch noch so wenig erhabenern Grad der Herrlichkeit zu erlangen, oder aber ohne jegliche Mühe und Beschwerde einen, wenn auch noch so unbedeutend geringern zu besitzen, so würde ich von ganzem Herzen das erstere vorziehen."

176) Wie im Himmel bei der großen Verschiedenheit der Glorie dennoch die vollkommenste Zufriedenheit herrsche und ungetrübte Seligkeit die auserwählten Seelen erfülle, erklärt der hl. Franz von Sales durch ein gar liebliches Gleichnis. Ein Vater, schreibt er, hat zwei Söhne; der eine ist ein kleiner Knabe, der andere ein starker Jüngling von hoher Statur. Der Vater läßt beiden zum Zeichen seiner Liebe ein neues, prächtiges, ganz gleiches Kleid von kostbarem Goldstoffe machen. Beide werden zufrieden sein, beide haben das nämliche Zeichen der väterlichen Gunst erhalten. Das Kleid des großgewachsenen Sohnes wird zwar dreimal so viel Goldstoff enthalten, dreimal so viel wert sein, als das Kleid des andern, wer kann es leugnen? Desungeachtet fraget das Knäblein, ob es sein Kleid mit dem seines Bruders vertauschen möchte: es wird „nein" sagen; es könnte das größere Kleid gar nicht einmal brauchen, das seine ist ihm recht, es ist ebenso schön.

177) Die ernstliche Erwägung der Höllenqualen ist wohl imstande, selbst die verhärteten Sünder zu erweichen und zur aufrichtigen Buße und Bekehrung zu führen. — W. Stöger S. J. erzählt in seinem schätzbaren Werke „Die Himmelskrone" folgenden merkwürdigen Zug. Ein ansehnlicher, sehr vornehmer Herr kam zum Sterben, wollte aber von einer christlichen Vorbereitung zum Tode, von Ablegung einer Beichte und vom Empfange der letzten Wegzehrung nichts wissen, ja nicht einmal gestatten, daß man einen Priester an sein Krankenbett rufe. Seiner edlen, christlichen Gattin ging dieser überaus gefährliche Zustand ihres Gatten sehr zu Herzen. Sie bestürmte ihn unaufhörlich mit der Bitte, er möchte doch gestatten, daß ein Geistlicher ihn besuche. Um die lästige Zudringlichkeit seiner Frau loszuwerden, willigte der Kranke endlich ein, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß der Geistliche kein Wort von der Beichte rede. — Der Priester wurde eingeführt und stellte sich in die Nähe des kranken Herrn. Als er längere Zeit ernst, sprachlos und nachdenkend da stand, fragte ihn dieser: „Sagen Sie mir, was denken Sie bei sich selbst?" Der Priester erwiderte: „Wenn Sie es erlauben, so werde ich es ganz aufrichtig sagen. Ich dachte jetzt bei mir selbst: O Gott, welche Veränderung wird in kurzem mit diesem kranken Herrn vorgehen! Jetzt in einem prächtigen Zimmer, und wenn er so ohne Zeichen des Christentums stirbt, bald in der ewigen Finsternis; jetzt in der Gesellschaft einer edlen Gattin und guter Kinder, und bald in der Gesellschaft der Verworfenen; jetzt im weichen

Bette, und vielleicht in wenigen Stunden im Feuer der Hölle." — Da unterbrach ihn der Kranke mit den Worten: „Kommen Sie, ich will mich mit Gott versöhnen und als Christ sterben."

Ein anderes Beispiel entnehmen wir der Lebensbeschreibung des seeleneifrigen Missionärs Brydayne († 1767). In der Mission, welche derselbe zu Aix in der Provence abhielt, ereignete sich nachstehender Vorfall. Brydayne hatte sich eben zu Tische gesetzt, als ein alter Offizier in sichtbarer Aufregung in das Speisezimmer hereinstürmte und mit dem Missionär zu sprechen verlangte. „Folgen Sie mir," sprach er mit gebieterischem Tone zu Brydayne, „ich habe Ihnen ein paar Worte im Vertrauen zu sagen." Hierauf ergriff er dessen Hand, drückte sie ungestüm und riß ihn mit sich fort in ein Nebengemach. Daselbst schloß er die Thüre ab, warf den Hut bei Seite und zog seinen Degen. Bei diesem Auftritte ward es dem Missionär unheimlich zu Mute; bald aber wurde er aller Besorgnis überhoben, als der Offizier sich ihm unter häufigen Thränen zu Füßen warf und sprach: „P. Brydayne, ich will beichten, aber sogleich, sonst weiß ich nicht, was aus mir wird. Ich bin 27 Meilen weit hergekommen: das Herz will mir bersten. Seit ich Ihre Predigt über die Hölle gehört habe, halt' ich's nicht länger aus: mein Gewissen ist ein Henker, der mir Tag und Nacht keine Ruhe läßt. Hören Sie wohl, Sie werden dieses Zimmer nicht verlassen, bevor Sie mir die Last vom Herzen genommen." Der Misionär, tief ergriffen von dieser rührenden Scene, umarmte den Büßenden, hörte sogleich dessen Beichte und versöhnte ihn mit Gott. Beim Abschiede bat der brave Offizier seinen Beichtvater um Verzeihung wegen des verursachten Schreckens und fügte bei: „Ich zitterte in einem fort vor lauter Angst, der Tod möchte mich im Zustande, worin ich mich befand, hinwegraffen, und die Hölle mich verschlingen: glauben Sie nur, wenn man solche Feinde auf den Fersen hat und sich nach ihnen umsieht, so kann man nicht ruhig bleiben, und hätte man ein Herz, so hart wie Stahl." Nach sechs Monaten strenger Buße und aufrichtiger Reuethränen starb der Bekehrte eines höchst erbaulichen Todes. (Carron, vie de Brydayne.)

178) Der Einsiedler Martinian hatte bereits fünfundzwanzig Jahre in den größten Strengheiten zugebracht und stand deshalb weit und breit im Rufe der Heiligkeit. Da bediente sich der Feind des Heiles eines frechen Weibsbildes, um denselben wo möglich zum Falle zu bringen. Die Versuchung setzte dem Diener Gottes heftig zu. Da zündete derselbe eiligst ein Feuer an und hielt seine bloßen Füße darin. Bei dem gräßlichsten Schmerze, den er dabei empfand, rief er aus: „Ach! wenn ich ein so schwaches irdisches Feuer nicht auszustehen vermag, wie könnte ich das Feuer der Hölle aushalten, in das ich gestürzt würde, wenn ich der Versuchung unterläge?" So trug er den Sieg davon. — Waffnen wir uns in der Versuchung wenigstens mit dem Gedanken an die Hölle; denn „die Erinnerung an die Hölle bewahrt vor der Hölle," sagt der hl. Chrysostomus.

179) Der hl. Philippus Neri gab einem Jünglinge, der tief in den Schlamm der Sünde versunken war, als Buße auf, jeden Abend, bevor er sich zur Ruhe begebe, den Boden zu küssen und sich den Gedanken zu Gemüte zu führen: „Morgen kann ich eine Leiche sein." Das Mittel that seine Wirkung: der Jüngling bekehrte sich gründlich.

Inhaltsanzeige.

Anmerk. In Parenthesen sind solche Fragen eingeschlossen, die zwar im Handbuche nicht ausdrücklich sich vorfinden, deren Lösung aber in der auf die vorstehende Frage gegebenen Antwort, weil in dieselbe einschlagend, enthalten ist. Es wurde bei der Wahl derselben besonders Rücksicht genommen auf sämtliche von P. Deharbe herausgegebenen Katechismen.

Einleitung.

Vom Ziel und Ende des Menschen.

Warum fängt der Katechismus oder Religionsunterricht mit der Lehre vom Ziel und Ende des Menschen an? Wozu sind wir auf Erden? (Was ist der Himmel?) Ist der Mensch nicht hauptsächlich deswegen auf Erden, um durch den Besitz irdischer Güter glückselig zu werden? (Warum können die irdischen Güter den Menschen nicht wahrhaft glückselig machen?) Wozu sind uns die irdischen Güter verliehen? Warum fordert Gott von uns, daß wir ihn erkennen, lieben und ihm dienen? (Sind wir auch schuldig, Gott zu lieben und ihm zu dienen?) Wie wird es jenen ergehen, die Gott nicht erkennen, ihn nicht lieben und ihm nicht dienen wollen? (Was ist demnach das Notwendigste hienieden?) Was müssen wir thun, um Gott zu erkennen, ihm zu dienen und selig zu werden? Warum müssen wir, um selig zu werden, glauben, die Gebote halten und die Gnadenmittel gebrauchen? (Was ist die Religion?) Wo finden wir die Lehre vom Glauben, von den Geboten und Gnadenmitteln? Wovon handelt also der Katechismus? Nutzanwendung. (Seite 1—20; Beispiele im Anhang Nr. 1—3.)

Erstes Hauptstück.

Von dem Glauben.

§ 1. Begriff und Gegenstand des Glaubens.

1. Begriff des Glaubens.

Was ist der Glaube eines katholischen Christen? (Was heißt glauben?) Warum heißt der christliche Glaube eine Tugend? Warum sagen wir, daß der Glaube von Gott verliehen sei? (Warum muß die Gnade nicht nur unsern Verstand erleuchten, sondern auch unsern Willen bewegen? Was ist das Glaubenslicht? Woher der Unglaube?) Warum müssen wir alles glauben, was Gott geoffenbaret hat? Ist der Glaube an Geheimnisse vernunftwidrig? Warum müssen wir auch glauben, was die Kirche zu glauben vorstellt? (Seite 21—31; Bsp. Nr. 4 u. 5.)

2. Gegenstand des Glaubens. Offenbarung.

Was versteht man eigentlich unter dem Ausdrucke: „Alles glauben, was Gott geoffenbart hat?" (Wie unterscheidet sich die natürliche von der übernatürlichen Offenbarung?) Inwiefern war zur Erkenntnis der Heilswahrheiten notwendig, daß Gott sie uns offenbarte? (Seite 31—36; Bsp. Nr. 6.)

§ 2. Glaubensquellen. Heilige Schrift und Tradition.

In welcher Weise ist die vor Jahrtausenden den Propheten und Aposteln von Gott gewordene Offenbarung bis auf uns gelangt? (Seite 36. 37.)

1. Von der hl. Schrift.

Was ist die hl. Schrift? Wie wird die hl. Schrift eingeteilt? Welche Offenbarungen enthält das alte Testament? Aus welchen Büchern besteht das alte Testament? Welche Offenbarungen enthält das neue Testament? Aus welchen Büchern besteht das neue Testament? (Was ist die „Vulgata“?) Was müssen wir von der hl. Schrift glauben? Warum müssen wir glauben, daß die hl. Schrift wahrhaft Gottes Wort sei? (Wie zeigen wir, daß in unserer Beweisführung kein Trugschluß liegt?) Wie erkennen wir, daß die hl. Schrift, auch abgesehen von der Entscheidung der Kirche, glaubwürdig und unverfälscht sei? (Warum sind die neutestamentlichen Bücher höchst glaubwürdig? Sind die Einwürfe der Ungläubigen gegründet? Warum sind die alttestamentlichen Bücher höchst glaubwürdig? Woraus erkennen wir, daß in der katholischen Kirche die hl. Schrift unverfälscht geblieben ist? Wie zeigen wir, daß es keine Geschichte früherer Zeiten giebt, deren Wahrheit so gut verbürgt ist, als die biblische?) (Seite 37—60; Bsp. Nr. 7 - 9.)

2. Von der Überlieferung.

Ist es schon genug, wenn wir nur das glauben, was in der hl. Schrift steht? Haben denn die Apostel nicht alle Lehren Jesu aufgeschrieben? Warum nicht? (Hat also Christus nicht verordnet, daß ein jeder, um die Wahrheit zu finden, in der Bibel forsche? Ist die Bibel neben der Erblehre überflüssig?) Ist es nicht genug, wenn wir uns bloß an die Bibel halten? (Warum nicht?) Warum müssen wir aber die Erblehre ebenso glauben, wie das, was in der hl. Schrift steht? (Ist Erblehre — Menschenlehre?) Wie hat sich die Erblehre immer rein und unverfälscht in der Kirche erhalten? (Seite 60—74; Bsp. Nr. 10—15.)

§ 3. Katholische Glaubensregel. Ihr Verhältnis zu Schrift und Tradition.

Was muß dem Gesagten zufolge der katholische Christ überhaupt glauben? Müssen wir auch glauben, was in den Schriften der hl. Väter oder Kirchenlehrer enthalten ist? (Welche heißen Kirchenväter und Kirchenlehrer?) Wie erkennen wir, was die Kirche uns zu glauben vorstellt? Warum ist es notwendig, daß die katholische Kirche uns die geoffenbarten Wahrheiten vorstelle? Warum können wir nur durch die katholische Kirche unfehlbar wissen, was Gott geoffenbaret hat? (Warum sagen wir, daß wir nur von der katholischen Kirche Schrift und Erblehre haben und durch sie allein den wahren Sinn der einen wie der andern unfehlbar kennen? Ist die hl. Schrift nicht klar und für jedermann verständlich?) Darf also niemand die Schrift oder Erblehre dem Sinne der katholischen Kirche zuwider auslegen? (Wie sind die Texte zu verstehen: „Prüfet alles,“ und: „Ihr habt nicht nötig, daß euch jemand lehre“?) Was hat die Kirche über das Bibellesen in der Volkssprache verordnet? (Bibelgesellschaften — Traktätlein.) Nutzanwendung. (Seite 74—98; Bsp. Nr. 16—19.)

§ 4. Notwendigkeit des Glaubens.

Ist der Glaube notwendig zur Seligkeit? (Wie ist es den Heiden möglich, selig zu werden?) Macht jeder Glaube selig? (Warum macht nur der

Wann findet die vollkommene Vergeltung statt? Wozu soll uns der Gedanke an Gottes Heiligkeit und Gerechtigkeit antreiben? Was heißt: Gott ist gütig? (Welches ist der größte Beweis der göttlichen Liebe und Güte?) Was heißt: Gott ist barmherzig, langmütig? Was sollen wir thun, weil Gott so gütig, barmherzig und langmütig ist? (Darf der Sünder von der göttlichen Barmherzigkeit Anlaß nehmen, die Buße zu verschieben?) Was heißt: Gott ist wahrhaftig? getreu? Wozu verpflichtet uns die Wahrhaftigkeit und Treue Gottes? (Seite 154—198; Bsp. Nr. 31—40.)

3. Quellen der Erkenntnis Gottes.

Können wir Gott auch sehen? Wie sind wir denn zur Erkenntnis Gottes und seiner Vollkommenheiten gekommen? Wodurch hat sich Gott dem Menschen auf natürliche Weise zu erkennen gegeben? Wodurch auf übernatürliche? (Atheismus) (Seite 198—210; Bsp. Nr. 41—43.)

4. Einheit Gottes.

Ist mehr als ein Gott? (Pantheismus.) Warum sagen wir im apostolischen Glaubensbekenntnisse: „Ich glaube an Gott", und nicht bloß: „Ich glaube Gott"? Nutzanwendung. („Gieb mir, mein Sohn, dein Herz." Beweggründe, Gott von den frühesten Jahren an zu lieben und ihm zu dienen.) (Seite 210—216.)

§ 2. Von den drei göttlichen Personen.

1. Die göttliche Dreieinigkeit in ihrem Wesen.

Warum sagen wir: „Ich glaube an Gott den Vater"? Wie viele Personen sind denn in Gott? (Wie nennen wir das Geheimnis von einem Gott in drei Personen?) Ist eine jede dieser drei Personen Gott? Ist doch nur ein Gott? (Warum sind die drei Personen nur ein Gott?) Ist eine Person älter oder mächtiger als die andere? Ist also gar kein Unterschied zwischen dem Vater, dem Sohne und dem heiligen Geiste? Wodurch unterscheiden sich die drei göttlichen Personen? Wenn der Sohn vom Vater gezeugt wird und der hl. Geist von beiden ausgeht, warum ist dennoch keine der göttlichen Personen älter als die andere? (Warum heißt der Vater die erste, der Sohn die zweite, der hl. Geist die dritte Person?) (Seite 216—226; Bsp. Nr. 43—45.)

2. Die göttliche Dreieinigkeit nach außen.

Welche Werke werden jeder der drei göttlichen Personen vornehmlich zugeschrieben? Können wir dieses Geheimnis begreifen? (Liegt in der Lehre von der Dreieinigkeit ein Widerspruch?) Ist die Lehre von der heiligsten Dreieinigkeit für uns auch wichtig? Nutzanwendung. (Seite 226—233; Bsp. Nr. 46—48.)

§ 3. Von der Erschaffung und Regierung der Welt.

1. Erschaffung der Welt.

Warum heißt Gott Schöpfer der Welt? (Was heißt erschaffen? Wodurch hat Gott die Welt erschaffen? Was that Gott, bevor er die Welt schuf?) In wie viel Tagen hat Gott die Welt erschaffen? (Warum in sechs Tagen?) Warum schreiben wir die Schöpfung vornehmlich dem Vater zu, da doch die hl. Schrift dieselbe auch dem Sohne und dem hl. Geiste zuschreibt? Hat Gott die Welt erschaffen, weil er ihrer bedurfte? (Warum hat er sie erschaffen?) Wozu hat Gott die Welt erschaffen? (Erreicht Gott immer den Zweck der Schöpfung?) (Seite 233—245.)

2. Regierung der Welt. — Vorsehung.

Was thut Gott noch immer, damit die Welt, die er erschaffen hat, nicht wieder zu Grunde gehe? (Wie erhält Gott die Welt? Wie regiert er sie? Woraus erkennen wir die göttliche Weltregierung? Woher kommen die scheinbaren Übelstände der Welt?) Wenn Gott alles ordnet, warum geschieht dennoch Böses? Wenn Gott für alles sorgt, warum giebt es denn so viele Leiden? Warum läßt es Gott den Bösen oft gut, den Frommen übel gehen? Wie sollen wir die Leiden, die uns zustoßen, annehmen? (Warum will Gott durch Demütigung erhöhen?) — Nutzanwendung. (Seite 245—269; Bsp. 49—65.)

§ 4. Von den Engeln.

1. Natur und Zustand der Engel.

Hat Gott nichts anderes als die sichtbare Welt erschaffen? (Entspricht die Lehre vom Dasein der Engel auch der menschlichen Vernunft?) Wie waren die Engel, als sie Gott erschaffen hatte? (Giebt es auch verschiedene Chöre der Engel? Wie unterscheiden sie sich?) Blieben die Engel alle gut und glücklich? (Worin besteht die Sünde der abgefallenen Engel?) Wie hat Gott die treugebliebenen Engel belohnt? (Seite 269—274; Bsp. Nr. 66.)

2. Verhältnis der guten Engel zu den Menschen.

Wie sind die guten Engel gegen uns gesinnt? Wie nennen wir die Engel, welche dem Menschen eigens zum Schutze gegeben sind? (Sind die Schutzengel aus allen Chören gewählt? Hat jeder Mensch einen Schutzengel? Haben auch Reiche, Städte und Kirchen einen eigenen Schutzengel?) Was sind wir unsern Schutzengeln schuldig? (Seite 274—282; Bsp. Nr. 67—73.)

3. Verhältnis der gefallenen Engel zu den Menschen.

Wie sind die bösen Geister gegen uns gesinnt? (Die durch die heilige Schrift bezeugten Nachstellungen der bösen Geister beweisen zugleich ihr Dasein.) Warum läßt Gott zu, daß die bösen Geister uns nachstellen? Was sollen wir thun, damit die Nachstellungen des bösen Feindes uns nicht schaden, sondern vielmehr zum Heile gereichen? — Nutzanwendung. (Seite 282—290; Bsp. Nr. 74.)

§ 5. Von dem ersten Menschen und dem Sündenfalle.

1. Erschaffung, Natur und ursprünglicher Zustand des Menschen.

Welches ist das vornehmste Geschöpf Gottes auf Erden? Auf welche Weise schuf Gott die ersten Menschen? (Warum bildete Gott das Weib vom Gebeine des Mannes?)

Woraus besteht der Mensch? (Widerlegung des Materialismus.) Wie wurde er bei seiner Erschaffung ausgezeichnet? Wodurch war er ein Ebenbild Gottes? (Unterschied zwischen natürlichem und übernatürlichem Ebenbilde.) Worin bestehen die natürlichen Gaben der Seele? (Die Seele unsterblich — Abbild der hl. Dreieinigkeit.) Worin bestehen die übernatürlichen? Warum heißen sie „übernatürliche Gaben“? Hat Gott die übernatürlichen Gaben dem ersten Menschen nur für seine Person erteilt? (Seite 290—315; Bsp. Nr. 75—80.)

2. Sündenfall der ersten Menschen.

Unter welchen Bedingungen hat der erste Mensch das übernatürliche Gnadengeschenk für sich und seine Nachkommen empfangen? (Warum verbot

Gott dem Menschen, von der Frucht eines gewissen Baumes zu essen und warum hieß derselbe „Baum der Erkenntnis" u. s. w.?) Haben Adam und Eva das Gebot beobachtet? (War die Übertretung eine schwere Sünde?) Welche Strafe kam über sie? (Wie wurde der ganze Mensch an Leib und Seele verschlechtert?) (Seite 315—323; Bsp. Nr. 81.)

3. Erbsünde.

a) Ursprung und Umfang der Erbsünde.

Haben unsere Stammeltern die übernatürlichen Gaben für sich allein verloren? (Erklärung des Namens „Erbsünde." — Entgegnung auf die Klage, daß wir alle durch die Schuld eines Einzigen unglücklich geworden sind.) Worin besteht das Elend, in welches unsere Stammeltern das ganze Menschengeschlecht gestürzt haben? (Seite 323—329.)

b) Unbefleckte Empfängnis Mariä.

Maria allein ohne Makel der Erbsünde empfangen. (Seite 329—333; Bsp. Nr. 82.)

c) Beweis der Erbsünde.

Woher wissen wir, daß alle Menschen mit der Sünde behaftet zur Welt kommen? (Seite 333—338.)

d) Natur der Erbsünde.

Ist die Erbsünde eine wahre Sünde? (Wesen der Erbsünde, Art ihrer Fortpflanzung.) (Seite 338—346.)

e) Folgen der Erbsünde.

Welche bösen Folgen sind mit derselben auf alle Menschen übergegangen? (Von der Knechtschaft des Satans, als Folge der Erbsünde.) Trafen die schlimmen Folgen nur die Menschen? (Die Sünde, Quelle aller Übel.) (Seite 346—356; Bsp. Nr. 83—85.)

4. Gottes Erbarmung über die gefallene Menschheit.

Hat Gott den gefallenen Menschen sogleich verstoßen? Wie wäre es dem Menschen ergangen, wenn Gott sich desselben nicht erbarmt hätte? (Warum hätte keiner mehr Gnade erlangen können?) Wie erbarmte sich Gott? (Weisheit Gottes im Werke der Erlösung.) Sandte er den Erlöser sogleich nach der gegebenen Verheißung? Wie konnten jene, die vor der Ankunft des Welterlösers lebten, in den Himmel eingehen? — Nutzanwendung. (Seite 356—367.)

5. Göttliche Vorkehrungen zum Heile der Menschheit vom Sündenfalle an bis zur Ankunft des Erlösers.

(Gottes Ratschluß zum Heile der Menschen, Uroffenbarung. Sittliche Entartung des Menschengeschlechtes, Sündflut.) Was that Gott, als die Abgötterei um sich griff? (Berufung Abrahams. Gottes Bund mit dem israelitischen Volke. Göttliche Verheißung, Belehrung und Leitung.) Was gab Gott den Israeliten auf dem Berge Sinai? (Gesetzgebung. Gottesdienstliche Feier. Stiftshütte. Tempel. Abfall vom wahren Gott.) Was that Gott, um dem einreißenden Übel zu steuern? (Prophetentum. Züchtigung durch die Babylonische Gefangenschaft. Rückkehr, Schutz Gottes, heldenmütiges Beispiel der Makkabäer.) — Gab Gott auch den Heiden Mittel und Gnaden zum Heile ihrer Seelen? (Welches waren dieselben?) Warum kam der Erlöser nicht sogleich nach dem Sündenfalle? Welches war bei der

1. Natur des hl. Geistes.

Wer ist der hl. Geist? Von wem geht er aus? (Warum wird die dritte Person in der Gottheit insbesondere „heiliger Geist" genannt? und warum wird ihm vornehmlich das Werk unserer Heiligung zugeschrieben?) (Seite 589—595.)

2. Wirksamkeit des hl. Geistes.

Wo ist der hl. Geist? Warum sagen wir, daß er „der Urheber unserer Heiligung" ist; ist es nicht Christus? Wann hat Christus seiner Kirche den hl. Geist gesandt? und welche Gnaden spendet ihr der hl. Geist? Wird er auch jetzt noch gesandt? Welche Gnaden spendet er den Seelen? Welches sind die sieben Gaben (und die Früchte des hl. Geistes?) Wie lange bleibt er mit den sieben Gaben in der Seele? (Vertreibt die Sünde denselben?) Nutzanwendung. (Seite 595—617; Bsp. Nr. 122—130.)

Neunter Glaubensartikel.

§ 1. Von der Kirche und ihrer Verfassung.

1. Begriff der Kirche und ihrer Verfassung.

Was thaten die Apostel, nachdem sie den hl. Geist empfangen hatten? (Entstehung der Christengemeinden.) Und was thaten sie ferner, als die Christengemeinden sich vermehrten? Standen alle diese einzelnen Gemeinden mit einander in Verbindung? Was ist die Kirche? (Seite 617—621.)

2. Göttlicher Ursprung der Kirche und ihrer Verfassung.

Hat die Kirche ihre Einrichtung von den Aposteln her? Wodurch hat ihr Christus dieselbe gegeben? (Seite 621—624.)

3. Dreifache Gewalt in der Kirche.

Worin besteht das den Aposteln übertragene Lehr-, Priester- und Hirtenamt? (Seite 624—626.)

4. Primat.

Warum sollten die Apostel ihr Amt nicht anders, als unter der Oberleitung des hl. Petrus verwalten? Ist nicht Christus selbst das Oberhaupt der Kirche? Warum war auch ein sichtbares Oberhaupt notwendig? Woraus ersehen wir, daß Christus den hl. Petrus zum Oberhaupte seiner Kirche ernannt hat? und welche Thatsachen bestätigen dieses? Sollte nach dem Tode des hl. Petrus das Amt eines Kirchenoberhauptes aufhören? Wer ist seit dem Tode desselben das sichtbare Oberhaupt der Kirche? (Von der weltlichen Herrschaft des Papstes.) (Seite 626—639; Bsp. Nr. 131—134.)

(Von der Unfehlbarkeit des Papstes ist § 3. bei der Unfehlbarkeit der Kirche Seite 683 u. ff. die Rede.)

5. Episkopat.

Mußte auch das dreifache Amt, welches allen Aposteln gemein war, immer fortbestehen? Welches sind die Nachfolger der Apostel? Hat nach göttlicher Anordnung der Papst allein die Kirche zu regieren? In welcher Weise regieren auch die Bischöfe dieselbe? (Rangordnung der Bischöfe.) Durch wen üben sie ihr Amt in den einzelnen Gemeinden ihres Bistums aus? (Wann ist der Priester berechtigt, die Seelsorge auszuüben?) Wie wird in der ganzen Kirche Einheit und gute Ordnung aufrecht erhalten? — Nutzanwendung. (Seite 639—650; Bsp. Nr. 135. 136.)

§ 2. Von den Kennzeichen der Kirche.

1. Erkennbarkeit der einen Kirche.

Hat Christus eine oder mehrere Kirchen gestiftet? Kann man diese eine leicht erkennen? (Die Kirche ist sichtbar. Leib und Seele derselben.) (S. 650—654.)

2. Kennzeichen der einen Kirche Christi.

Woran erkennt man die wahre Kirche Christi? (Warum muß sie einig, heilig, katholisch und apostolisch sein?) Welche Kirche hat alle diese vier Kennzeichen? Warum ist die römisch-katholische Kirche offenbar einig? (und warum keine andere?) Warum ist dieselbe offenbar heilig? (Von den Mißbräuchen in der Kirche. — Warum kann keine andere Religionsgesellschaft sich heilig nennen?) Warum ist die römische Kirche offenbar katholisch? (und warum kann keine andere so heißen? — Protestantische Missionsvereine.) Warum ist die r. k. Kirche offenbar apostolisch? (und warum sie allein? — Hat nicht auch die griechisch-schismatische Kirche die vier Kennzeichen?) Wenn nun keine andere als die r. k. Kirche die Kennzeichen der einen Kirche Christi hat, was folgt daraus? — Nutzanwendung. (Seite 654—681; Bsp. Nr. 137—154.)

§ 3. Von der Bestimmung der Kirche und den aus der Bestimmung hervorgehenden Eigenschaften.

1. Bestimmung der Kirche.

Wozu hat Christus die Kirche gestiftet? (und was hat die Kirche zu leisten, um die Menschen zur Seligkeit zu führen?) Wie hat Christus gesorgt, daß sie dieses zu leisten vermöge? (Seite 681—683.)

2. Eigenschaften der Kirche.

a) Die kathol. Kirche unfehlbar.

Durch wen wird die göttliche Lehre immer rein und unverfälscht erhalten? (Lehramt der Kirche.) Worin besteht die Unfehlbarkeit des kirchlichen Lehramtes? Woher haben wir die Versicherung, daß dasselbe nicht irren kann? (Wie wird die Kirche ihrer Unfehlbarkeit wegen vom hl. Paulus genannt? Einzelne Lehrer sind zwar in Irrtum geraten, aber die Kirche niemals.) Was müssen wir thun, wenn in Glaubenssachen eine Streitigkeit entsteht? Wann giebt das kirchliche Lehramt seine Entscheidung? Wann entscheidet der Papst als Hirt und Lehrer der ganzen Kirche? Sind solche Entscheidungen des Papstes auch unfehlbar? Haben wir auch von Christus die Versicherung, daß solche Entscheidungen des Papstes unfehlbar sind? Ergiebt sich die Unfehlbarkeit des Papstes auch aus der Tradition und aus der Unfehlbarkeit der Kirche? Wonach entscheidet das kirchliche Lehramt? (Lehrt dasselbe nichts Neues, wenn es neue Entscheidungen giebt?) (Seite 683—706; Bsp. Nr. 155—159.)

b) Die kathol. Kirche alleinseligmachend.

Wenn die katholische Kirche alle Menschen zur Seligkeit führen soll, wozu ist seinerseits jeder Mensch verpflichtet? (Wer lehrt uns diese Verpflichtung?) Wer ist ein Glied der katholischen Kirche? (Welche haben sich freiwillig von ihr getrennt, und welche sind von ihr ausgestoßen? Was ist von den schuldlos Irrenden zu halten?) Wer ist irrgläubig durch seine eigene Schuld? (Ist es an uns zu urteilen, ob dieser oder jener Mensch in verschuldetem oder unverschuldetem Irrglauben sei? Fällt die Kirche ein solches Urteil, wenn sie das kath. Begräbnis verweigert?) Reicht es zur Seligkeit schon hin, ein Glied der kathol. Kirche zu sein? (Gehören die Sünder auch noch zur Kirche?) Was bekennen wir, wenn wir sagen: „Ich glaube eine heilige kath. Kirche"? — Nutzanwendung. (Seite 706—719; Bsp. Nr. 160—162.)

Druckfehler.

S. 840—848 sind die fortlaufenden Nr. der Beispiele von Nr. 99 bis 110 je eine Zahl zu erhöhen, statt 99 lies also 100 u. s. w.

S. 840, Zl. 3 v. u. lies ertrug statt rug.